Sud America
Australia
frutas Tropicales

Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande;

oder

Sammlung aller Reisebeschreibungen,

welche bis itzo
in verschiedenen Sprachen von allen Völkern herausgegeben worden,
und einen vollständigen Begriff von der neuen Erdbeschreibung
und Geschichte machen;

Worinnen der wirkliche Zustand aller Nationen vorgestellet, und das
Merkwürdigste, Nützlichste und Wahrhaftigste

in Europa, Asia, Africa und America,

in Ansehung ihrer verschiedenen Reiche und Länder; deren Lage, Größe, Gränzen,
Eintheilungen, Himmelsgegenden, Erdreichs, Früchte, Thiere, Flüsse, Seen, Gebirge,
großen und kleinen Städte, Häfen, Gebäude, u. s. w.

wie auch der Sitten und Gebräuche der Einwohner, ihrer Religion, Regierungsart,
Künste und Wissenschaften, Handlung und Manufacturen,
enthalten ist;

Mit nöthigen Landkarten

nach den neuesten und richtigsten astronomischen Wahrnehmungen, und mancherley Abbildungen
der Städte, Küsten, Aussichten, Thiere, Gewächse, Kleidungen
und anderer dergleichen Merkwürdigkeiten, versehen;

durch eine Gesellschaft gelehrter Männer im Englischen zusammen getragen,
und aus demselben und dem Französischen ins Deutsche übersetzt.

Zwölfter Band.

Mit Königl. Poln. und Churfürstl. Sächs. allergnädigster Freyheit.

Leipzig, bey Arkstee und Merkus. 1754.



Nachricht des Herrn Prevost.



Wir wollen es zum Besten derjenigen, denen es am Gedächtnisse oder an Aufmerksamkeit fehlet, die Mannigfaltigkeiten in einem langen Werke zu beobachten, wiederholen, daß die ersten Bände dieser Sammlung eine bloße Uebersetzung aus dem Englischen gewesen; und daß, nachdem verschiedene Ursachen den Verfasser mitten in seiner Laufbahne aufgehalten, man sich zum Vergnügen der Welt und aus Gehorsam gegen ehrwürdige Befehle anheischig gemacht, ein Unternehmen fortzusetzen, welches verdoppelte Mühe und Sorgfalt erforderte. Man bedauerte damals, daß man sich an dem Grundrisse eines andern gebunden sah, dessen Fehler man doch erkannte. Man hatte bey dem Fortgange der Uebersetzung bemerket, daß die Art des Engländers wider die Gesetze der Ordnung und des Geschmackes liefe; daß sie eine unnütze Länge und verdrießliche Wiederholungen nach sich zöge; daß sie beständigen Ungleichheiten, Unterbrechungen, Versetzungen, Dunkelheiten, und kurz, allen Unvollkommenheiten unterworfen wäre, welche die Critik ihr vorgeworfen hat. Wie konnte man solchen aber abhelfen, da man genöthiget war, alle Wochen die Bogen unter die Presse zu geben, welche eben so ordentlich von London kamen; und die Ungeduld

geduld der Subscribenten nicht erlaubet haben würde, die Ausgabe eines jeden Bandes über die versprochene Zeit zu verschieben?

Es würden, wenn man dem englischen Theile des Werkes eine Gestalt hätte geben wollen, welcher es im Grunde würdig war, die sieben Bände desselben, worinnen es enthalten ist, anstatt daß sie stückweise gekommen, auf einmal zusammen haben über die See gehen müssen. Die Veränderungen und Verbesserungen würden alsdann bey einer Sache, deren gesammte Theile man vor Augen gehabt hätte, wenig gekostet haben. Außer den beyden berührten Ursachen aber, nämlich der zu London eingeführten Gewohnheit, große Werke bogenweise, so wie sie die Presse verlassen, auszugeben, und der heftigen Ungeduld der Subscribenten, mußte man es noch als eine besondere Gnade ansehen, daß man zur Zeit des Krieges die Bogen wöchentlich erhielt; und ich habe es nur der besondern Hochachtung und Verehrung zu danken, die man in England gegen den Kanzler von Aguesseau hatte. Da nun endlich der englische Verfasser die Arbeit aufgegeben hat: so ist es aus eben den Ursachen geschehen, daß ich die meinige nicht anders habe fortsetzen können, als daß ich dem Wege folgete, den er mir eröffnet hatte. Er verließ mich mitten in Ostindien. Ich war zu weit gegangen, als daß ich den Weg hätte ändern können. Da ich der Noth wich: so habe ich doch nicht unterlassen, viele Veränderungen in seiner Art zu machen, worüber man zufrieden zu seyn geschienen hat. Sie sind in den Nachrichten vor denen Bänden angezeiget worden, die ich allein gemacht habe. Wenn daraus kein untadelhaftes Werk geworden: so getraue ich mir doch wenigstens, mit gleicher Ehre für den ersten Verfasser und mich, zu denken, es sey bis hieher noch keine dergleichen Sammlung zum Vorscheine gekommen, in der man mehr Wahl und Richtigkeit, mehr Ueberfluß und Abwechselung und vornehmlich eine größere Anzahl fremder aus den meisten europäischen Sprachen übersetzter Nachrichten angetroffen habe; ohne von den geographischen Karten etwas zu sagen, deren Verdienst für sich besonders muß betrachtet werden, und die dereinst für sich eine sehr kostbare Sammlung ausmachen werden.

In Wahrheit, da ich mich mit mehr Treue, als Neigung, zu meinen Verbindungen, dem Grundrisse unterworfen hatte, von dem ich mich zu entfernen nicht mehr die Freyheit hatte: so wurde ich durch die Hoffnung unterstützet, es würde diese Tyranney dereinst aufhören. Ich sah in der Ferne voraus, daß, wenn ich aus denen Ländern herausgekommen wäre, wo mich die Engländer verlassen hatten, es mir frey stehen würde, einen Theil des Joches abzuwerfen. Ich habe mir mehr als einmal das Vergnügen gemacht, solches als eine Art von Belohnung anzukündigen, die ich mir versprach, weil ich meine Vorstellungen so lange Zeit eines andern seinen aufgeopfert hatte. Endlich ist die Zeit gekommen, solches öffentlich zu gestehen; und ich habe dabey, daß ich in dieser kurzen Vorrede den Leser an den Ursprung und Fortgang meines Unternehmens erinnere, keine andere Absicht gehabt.

Ich melde demnach, daß dieser Band der letzte ist, worinnen man die englische Art zu Rathe gezogen hat; und da ich in den folgenden Bänden nur dasjenige noch abzuhandeln habe, was America und die Reisen nach Norden betrifft, so ergreife ich eine neue Art, die mit der andern nichts gemein haben wird, als was unumgänglich nöthig ist, um nicht zwey verschiedene Werke unter einerley Titel zu machen. Ein Reisender, wenn es mir erlaubt ist, von der Materie meiner Arbeit ein Gleichniß zu nehmen, welcher nach einer langen und beschwerlichen Reise das Ufer seines Vaterlandes erblicket, ist über seinen Anblick nicht vergnügter, als ich über den meinigen bin.



Verzeichniß

der in diesem XII Bande enthaltenen Reisen und Beschreibungen.

Fortsetzung des II Buches des II Theiles.

Reisen nach Ostindien durch Südwest.

Einleitung 1 Seite.

Das XXXVIII Cap. Reise des Ritters Franz Drake 4

Das XXXIX Cap. Peters von Sarmiento Reise 9

Das XL Cap. Verschiedene Reisen nach Ostindien durch die magellanische Straße 11

Der I Abschnitt. Thomas Candischens Reise 11
Der II Abschnitt. Oliviers von Noort und Sebalds von Weert Reisen 13
Der III Abschnitt. Georg Spilbergs Reise 17
Der IV Abschnitt. Jacobs l'Hermite und Schapenhams Reise 22

Das XLI Cap. Reise des Ritters Johann Narborough 29

Der I Abschnitt. Narboroughs Schiffahrt bis zur Straße 30
Der II Abschnitt. Narboroughs Aufenthalt in der Straße und deren Beschreibung 40

Das XLII Cap. Frogers Reise, oder Nachricht von des Herrn von Genes Reise nach der magellanischen Straße 50

Das XLIII Cap. Woodes Rogers Reise nach Ostindien durch Südwesten 63

Das XLIV Cap. Reise des Hauptmanns Wood durch die magellanische Straße 80

Das XLV Cap. Reise des Herrn Frezier durch die Straße des le Maire 91

Der I Abschnitt. Freziers Hinreise nach der Straße und deren Beschreibung 93
Der II Abschnitt. Freziers Rückreise und Anmerkungen auf solcher 106

Das XLVI Cap. Georg Ansons Reise um die Welt durch Südwest 118

Der I Abschnitt. Ansons Verrichtungen im Jahre 1740 119
Der II Abschnitt. Verrichtungen des englischen Geschwaders im Jahre 1741 125
Der III Abschnitt. Fernere Verrichtungen des englischen Geschwaders im Jahre 1741 150

Der

Der IV Abschnitt. Ansons Unternehmungen im Jahre 1742 163
Der V Abschnitt. Fahrt des englischen Geschwaders nach China 175
Der VI Abschnitt. Ansons Verrichtungen im Jahre 1743 191
Der VII Abschnitt. Critische Anmerkungen über die Chineser 204

Das III Buch.

Reisen nach den Südländern.

Einleitung 207
Das I Cap. Franz Pelsarts Reise nach den Südländern 209
Das II Cap. Abel Jansen Tasmanns Reise nach den Südländern 217
Das III Cap. Wilhelm Dampiers Reise nach den Südländern 222
Das IV Cap. Beschreibung des Eylandes Timor 253
Das V Cap. Reise zweyer französischen Schiffe nach den Südländern 261

Das IV Buch.

Irrende Reisen, oder solche, die kein gewisses vorgesetztes Ziel haben.

Einleitung 269
Das I Cap. Gautier Schoutens Reisen 270
Der I Abschnitt. Schoutens Reise nach Batavia 270
Der II Abschnitt. Schoutens Reise nach Arrakan 280
Der III Abschnitt. Begebenheiten der Holländer in China 293
Der IV Abschnitt. Krieg der Holländer auf der malabarischen Küste im Jahre 1661 299
Der V Abschnitt. Schoutens Rückreise über Mataram 311
Der VI Abschnitt. Fortsetzung der Rückreise bis nach Norwegen 321
Der VII Abschnitt. Schoutens endliche Zurückkunft 336
Das II Cap. Wilhelm Dampiers Reise um die Welt 343
Der VIII Abschnitt. Anhang zu der Landbeschreibung von Tunkin 440

Das

18 Anoneira, Anona, Ananseira, oder Ananas ꝛc. 657

19 Beteleira, Ata, und Asafreira 659

20 Zimmtbaum, Caju, Bilimbeira 660

21 Kokosbaum, Caramboleira ꝛc. 663

22 Figueira, oder Bananes 667

23 Jamboleira, Jambopera ꝛc. 668

24 Magoreira, Mangueira und Jaqueira 672

25 Pimenteira, oder Pfefferstrauch, Pereira, Papeyera ꝛc. 676



Allge-



Længe von der Insel Ferro

302 303 304 305

JNS KLEINE

KARTE

STRASSE M

Nach den Tagebüchern
von dem H.rn Bellin Ing. de la
Soc. der Wiss. in

Anmerk

Ich habe diese Karte nach denen
die der H.r Labat, Ingenieur auf d
im 1699 und den folgende Jahren,
cher sich 7 Monate lang in der S

Erklærung *der Buchstaben bey der*

a. *Hafen Philippe*
b. *Dauphins Bay*
c. *Cap S. Hieronym*
d. *Strasse S.te Hieron*
e. *Cap S. Denis*
f. *Cap de Perdition*
g. *Canal der Compa und Ridder Ba*
h. *Baye de la Mo*
i. *Cap S.t Louis.*

S.t Franciscus Fluss
Cap de la Victoire od. Sieges Vorgebirge
Die 4 Evangelisten
C. Finistere
Cap Wesminster
Cap des Piliers od. Pfeiler Vorgeb.
England Hafen
Die 12 Apostel.
Cap Desire od Verlangte Vorgeb.
Cap Jacob
Glückl. Bay
Canal von S. Isidor
Dieses gan ze Stück ist wenig bekannt
Port S. Franciscus
Felsen Bay
Port Belleau
Gabel Vorgeb
Jordans Bay
Inseln Fluss
Riviere du
Bay Elis
C. Monda
Riv. aux Bancs
B. Chartier
B. S. Martin
C. Quad
Isle Louis le Gr
Canal
Baye de la Nativite od. Weihnachts Bay
Schwarze Vorgeb.
Canal von S.te Barben

Maass-stab von Franzoisischen und Englischen Seemeilen 20 auf einen Graid.

5 10 15 20 25 30 35 40 45 50

52 Gr. 15 30m 45 53 15 30m 45 54 15 30m

79 Westliche 78 Længe vom 77 Parisischen 76 Meridian. 75


EBRACHTE
ON DER
AGALANS
r Seefahrer entworfen
Mar. Mitgl. der Königl.
ondon 1753.
ng.
chrichten und Risen gemacht
Schiffe des H.rn Beauchesne
avon aufgenommen hat, wel-
afse aufgehalten hat.
sel Louis le Grand und deren Gegenden.
306
307
308
309
310
Gr.
52
15
30 m
45
53
15
30 m
45
54
15
30 m
74
73
72
71
70
Jungfern Vorgebirge
Ort, wo die Spanier ein Fort gebauet.
Baye de Pocession
Fl. Baudran
Cap de Pocession
Cap Orange
H. Geistes Vorgebirge
Bay Boucaud
Zweyter Flaschenhals od. Second Goulet
Oats Harbourg
Bay Sueptakes
Gregorius Bay
Gregors Vorgeb.
Premier Goulet od. Erster Flaschenhals
I. St. Elisabeth
I. S. Barthelemi
I. S. Georg od. Löwen Insel
Fresh Water Bay
Fuchs Vorgebirge
Hungerbay, wo Philippe-ville, eine Spanische Colonie lag.
Ernsthafter Fl.
Rundes Vorgeb.
S. Annen Sp.
Cap Monmouth
St. Sebastians Strafse
Man glaubet hier sey ein Canal
Wilde Bay
Französische Fl.
Neuer Fluss
Cap Froward
Andreas Bay
B. Descordes od. B. Verte
C. Galand
Port Galand
Cap Hollande
Diese ganze Küste ist unbekannt
TERRE DE FEU
ODER
FEUER LAND
au pain
ssacre





Allgemeine Sammlung von Reisebeschreibungen, seit dem Anfange des XV Jahrhunderts.

II Theil.

Fortsetzung des II Buches desselben.

Reisen nach Ostindien durch Südwest.

Einleitung.



Da Kämpfers Reise, die Beschreibung von Japon und den Inseln Celebes in der vorhergehenden Ordnung nur als Einschiebsel erschienen sind: so will man die Fortsetzung der Reisen nach Ostindien durch Südwest, d. i. durch die Straße Magellans und des le Maire nicht länger verschieben. Obgleich diese berühmten Straßen eigentlich zu America gehören: so muß doch aus eben der Ursache, warum man von ihrer Entdeckung in dem Artikel von Asia geredet hat, auch ihre Beschreibung allhier beygefüget werden; und das um so viel mehr, weil sich solche ganz natürlicher weise bey denen Reisenden darbeut, deren Tagebücher man beybringen will. Wir wollen aber einen allgemeinen Begriff von der Materie geben, die wir noch abzuhandeln haben. Einleitung.

Einleitung.

Von wem man Anmerkungen wegen der Straße Magellans u. des le Maire hat.

Der erste, welcher diesen Weg nach dem Magellan versuchte, war Don Franz Garcias Joffre von Layala, Befehlshaber einer spanischen Flotte von sieben Fahrzeugen. Man hat seine Anschläge und sein Schicksal bey der Beschreibung der philippinischen Inseln gesehen. Er fuhr im Jenner des 1526 Jahres in die Straße hinein, und kam erst im May wieder heraus, in das südliche Meer.

Alonso von Camargo fuhr im Jahre 1539 aus Spanien mit drey Schiffen ab, die er nach Peru führen sollte. Seine Schiffahrt war bis zur Einfahrt in die Straße glücklich. Bey der Durchfahrt aber mußte er so viel ausstehen, daß er von zweyen Fahrzeugen, welche das seinige begleiteten, getrennet ward, und allein und in einem kläglichen Zustande in dem Hafen von Arequipa in dem Meere von Peru ankam. Von den beyden andern litt das eine Schiffbruch; und das dritte gieng wieder nach Spanien, weil es verzweifelte, die Gewalt der Wellen überwinden zu können.

Es giengen noch andere Spanier zu verschiedenen Zeiten durch die Straße; und alle diese Reisen hatten keinen glücklichern Erfolg.

Im Jahre 1578 gieng Franz Drake, ein Engländer, durch die magellanische Meerenge innerhalb dreyzehn Tagen mit fünf englischen Fahrzeugen. Er kam über Ostindien und das Vorgebirge der guten Hoffnung wieder nach Europa.

Im Jahre 1580 legete Peter Sarmiento von Gamboa, ein Spanier, welcher von Peru nach Spanien durch eben die Straße zurück gieng, daselbst die Colonie Philippsstadt, oder Philippeville, an. Man hat bereits bemerket, daß Winter, ein Schiffshauptmann bey Drakens Flotte, zum ersten durch diesen Weg aus dem Südmeere wieder nach Europa gegangen.

Thomas Candisch, welchen Drakens Beyspiel erregete, that im Jahre 1586 die Reise nach Ostindien durch die magellanische Meerenge, und kam, wie er, über das Vorgebirge der guten Hoffnung zurück. Diese beyden Engländer aber suchten sich nur durch die Erbeutung der Schätze von Peru zu bereichern.

Olivier von Noort, dessen Nachricht man schon mitgetheilet hat, war der erste Holländer, welcher aus guten Ursachen, und um die Handlung der vereinigten Provinzen von der Tyranney der Spanier zu befreyen, im Jahre 1599 unternahm, sich durch eben den Weg in die ostlichen Meere zu begeben. Er fuhr in drey Jahren rund um die Welt. Er war weit glücklicher, als Sebald von Weert, ein anderer Holländer, welcher in eben dem Jahre fast über neun Monate zugebracht hatte, wider die Schwierigkeiten der Durchfahrt zu kämpfen, und sich dennoch gezwungen sah, wieder nach Holland zu gehen, ohne daß er hatte bis ins Südmeer kommen können.

Im Jahre 1614 folgete Georg Spilberg Oliviers von Noort Spuren, um den Handel der Holländer zu unterstützen, und that eben so glücklich die Reise um die Welt.

Jacob l' Hermite, ein anderer Holländer, unternahm 1624 eben diese Reise und gieng glücklich durch die Straße.

Der Ritter Johann Narborough, welcher von Karln dem II abgeschicket ward, um die Schiffahrt der Engländer durch neue Entdeckungen zu erleichtern, gieng im Jahre 1669

a) Das ist, er begab sich, nach dem Beyspiele vieler andern Abentheurer, mit seinen Gefährten zu Lande an das Ufer des Südmeeres, wo ihm seine Räubereyen Schiffe verschafften.

b) Man saget hier nichts von des Cornelius Schoutens, Jacobs le Maire Gefährten, seiner, weil

1669 durch die magellanische Meerenge und kam eben durch diesen Weg zurück. Cooke irret sich, wenn er ihm die Ehre beyleget, daß er der erste gewesen, welcher solche auf einer einzigen Reise im Hin- und Herwege gegangen sey. **Einleitung.**

Scharp, ein englischer Freybeuter, welcher über die americanische Landzunge in das Südmeer gegangen war *a*), nahm sich vor, durch die magellanische Meerenge wieder nach Europa zu gehen. Weil er aber die Oeffnung der Durchfahrt verfehlet hatte: so trieb er weiter nach Süden, und kam im Jahre 1681 in das Nordmeer, durch ein offenes Meer, ohne das geringste Land gesehen zu haben, bis zu seiner Ankunft in der Insel **Nevis**.

Im Jahre 1695 wollte ein französisches Geschwader von sechs Fahrzeugen, unter der Anführung des Herrn **von Gennes**, die Spanier auf den Küsten von Peru bekriegen. Es fuhr den Hornung des folgenden Jahres in die magellanische Meerenge ein. Weil es aber zween Monate lang beständig widrigen Wind hatte: so war es genöthiget, wieder zurück zu gehen.

Die Beobachtungen der meisten dieser Seefahrer hat man für nöthig gehalten, zu sammeln, um daraus so viel Capitel unter dem Namen derjenigen zu machen, welche solche herausgegeben.

Was die Straße des le **Maire** betrifft, deren Entdeckung man in dem Artikel von diesem Reisenden beschrieben hat: so ist sie heutiges Tages durch einige sehr hochgeschätzte Berichte *b*) weit bekannter, als sie es über hundert Jahre lang gewesen. Dergleichen sind 1) **Woodes Rogers** seiner; 2) **Eduard Cookes** seiner; 3) des Herrn **Fresier** seiner, der wegen vieler Ursachen ehrwürdig ist, und seinen Ruhm in einem ansehnlichen Posten genoß, und im Jahre 1732 die Beschreibung einer Reise in das Südmeer herausgegeben, welche er in den Jahren 1712, 1713 und 1714 gethan hat; 4) des Herrn **Ansons** seiner, welche Herr Walter, Prediger auf der englischen Flotte, deren Geschichtschreiber er auch geworden ist, herausgegeben, und aus den Tagebüchern der klügsten Personen auf dieser Flotte verfertiget hat.

Alle diese benannten Seefahrer, von denen man noch keine Nachricht gegeben, werden hier nach und nach erscheinen; mit dem Unterschiede, daß diejenigen, die durch Magellans oder des le Maire Straße in einer andern Absicht, als nach Ostindien zu gehen, gefahren sind, und die folglich zu andern Theilen dieser Sammlung gehören, nur bloß erscheinen werden, ihre Anmerkungen über diese beyden Meerengen beyzutragen; dahingegen ein Theil von denjenigen, die ihren Lauf bis in das indianische Meer fortgesetzet haben, in ihrem gehörigen Umfange unter ihren Artikeln werden vorgestellet werden, um die **Reisen nach Ostindien durch Südwest** zu beschließen.



weil solche nichts enthält, was nicht beym le Maire selbst steht. Man hat eine französische Uebersetzung davon, die 1618 zu Paris bey Gobert in 12 gedruckt ist. Die älteste Ausgabe von des le Maire seiner im Französischen steht zu Ende des ersten Theiles der französischen Uebersetzung des **Herrers**.

Das XXXVIII Capitel.

Reise des Ritters Franz Drake.

Ursachen zur Reise. Exemplarische Strafe. Drakens Beobachtungen über die magellanische Meerenge. Bay der Trennung der Freunde. Zweifel wegen seines Rückweges. Neu Albion wird entdeckt. Beschaffenheit des Landes und der Einwohner. Sie halten die Engländer für Götter. Der König besuchet den englischen General. Sonderbare Aufführung der Wilden. Drake wird zum Könige allda gekrönet. Religionsübung der Wilden. Seltsame Art von Caninichen. Drakens Rückkehr.

Drake 1577.

Ursachen zur Reise.

Hackluyt, welcher uns das englische Tagebuch von dieser Fahrt erhalten hat *c*), meldet uns, sie sey lange Zeit geheim gehalten worden, und man habe, um vermuthlich die Spanier an den Küsten von Chili, Peru, und Mexico zu überrumpeln, wo sie glaubeten, daß man durch das Südmeer fast nicht zu ihnen kommen könnte, aussprengen lassen, das Geschwader, welches die Engländer zu Plymouth ausrüsten ließen, wäre bestimmt, eine Reise nach Alexandrien zu thun. Es gieng unter der Führung des Ritters Drake, den 15ten des Wintermonats 1577 ab, und den 5ten April des folgenden

1578.

Jahres kam es glücklich in das Gesicht von Brasilien. Die Winde waren ihm eben so günstig bis an den Fluß de la Plata, und von da bis an den Hafen, welchen Magellan St. Julian genannt hatte.

Exemplarische Strafe.

Das erste, was den Engländern in diesem Hafen in die Augen fiel, war ein aufgerichteter Galgen, woraus sie urtheileten, es hätte Magellan eine strenge Gerechtigkeit an einigen Aufrührern auf seinen Schiffen ausgeübet. Drake nahm daher Anlaß, sich von einigen Unordnungen in seiner Flotte Rechenschaft geben zu lassen. Ein Befehlshaber, Namens Dougthie, welcher überzeuget ward, daß er die Matrosen zum Aufstande erreget hatte, um eine Reise zu unterbrechen, deren Gefahr er zu befürchten anfing, wurde nach den Gesetzen verdammet, daß ihm der Kopf durch das Beil sollte abgeschlagen werden. Der Verfasser bemerket dabey, als einen besondern Umstand, der auf der See ohne Exempel sey, daß solcher das heilige Abendmahl begehret hätte, und daß es ihm be„williget worden, worauf er den General umarmet und ihn um Verzeihung gebethen hätte: „er bethete auch für die Königinn und für das Königreich, nahm von der Gesellschaft Ab„schied und gieng standhaft zum Tode *d*).

Nachdem das Geschwader den 17ten August im Jahre 1578 St. Julian verlassen hatte: so segelte es den 20sten in die magellanische Meerenge hinein. Es rückte bis den andern Morgen nicht weit fort. Der Canal schien sehr busenmäßig zu seyn, als ob er keine Durchfahrt hätte. Ein widriger Wind, der sich gegen Abend erhob, zwang die Engländer, zurück zu kehren und auf gut Glück Anker zu werfen.

Die

c) Hackluyts Sammlung nach der Ausgabe von 1600 a. d. 730 S. Diese Reise ist von F. von Louvencour, Herrn von Vauchelles, ins Französische übersetzet und zu Paris bey Gosselin im Jahre 1613 herausgegeben worden. Der Uebersetzer bemerket in seiner Zuschrift an den Herrn von St. Simon, Herrn und Baron von Courtomer: es habe Drake den Spaniern so viele Schätze weggenommen, daß er bey seiner Zurückkunft, der Königinn und verschiedenen Herren ihres Hofes über acht-

Die Absicht, die man sich vorgesetzet hat, nöthiget uns hier, die kleinsten Beobachtungen mitzunehmen, welche die Meerenge betreffen. „Man sieht darinnen viele schöne Hafen, worinnen man sehr gutes süßes Wasser findet; die vornehmste Bequemlichkeit aber fehlet; das ist, man findet selbst nahe am Lande keinen Grund, vor Anker zu legen, außer in einigen engen Flüssen oder zwischen Klippen. Wenn man also von einem widrigen Winde oder Sturme überfallen wird: so ist die Gefahr niemals mittelmäßig. „Das Land ist zu beyden Seiten mit sehr hohen und mit Schnee bedeckten Bergen besetzet. „Gegen Osten und Westen trifft man viele Eylande an, zwischen welchen das Meer mit „solcher Gewalt durchströmet, als bey der Einfahrt in die Straße. Sie ist an einigen „Orten zwo Seemeilen und an andern drey oder vier, nirgend aber weniger, als eine Seemeile breit. Die Luft ist daselbst sehr kalt. Indessen sind doch die Bäume beständig „grün, und man findet darunter eine Menge schöner Kräuter„.

Drake 1578.

Drakens Beobachtungen von der magellanischen Straße.

Aus diesen so obenhin gemachten Anmerkungen, die von so wenigen Nutzen sind, kann man schließen, daß der Ritter Drake das allgemeine Beste der Schiffahrt wenig zu Herzen genommen; oder man kann auch daraus urtheilen, daß die Engländer von derjenigen Geschicklichkeit noch weit entfernet gewesen, welche sie sich heutiges Tages zueignen *e*). Das Glück dienete ihnen statt anderer Einsichten; und sie kamen den 6ten des Herbstmonates aus der Straße und in das Südmeer; das ist, sie thaten innerhalb dreyzehn Tagen eine Fahrt, auf welcher nicht so glückliche Seefahrer auf neun Monate zugebracht hatten. Sie wurden zwar durch einen Sturm über zweyhundert Seemeilen weit getrieben: allein eben dieser Unfall dienete ihnen zum Vortheile, indem sie dadurch in eine Bay kamen, wo sie ruhig vor Anker legeten. Indessen sahen sie sich doch darauf, mitten in der Straße, auf fünf und funfzig Grad und ein Drittel gebracht. Dieses machte, daß sie der Bay, die sie hatten verlassen müssen, den Namen Severing of the Friends, oder **Trennung der Freunde**, gaben. Das Glück, welches sie nicht minder begleitete, machte, daß sie auf der Höhe, worauf sie gerathen waren, ein Eyland entdeckten, welches ihnen vortrefflich süßes Wasser und Kräuter von einer sonderbaren Kraft gab *f*).

Unwissenheit der Engländer.

Bay der Trennung der Freunde.

Ihre fernere Fahrt auf dem Südmeere zeiget nichts als beständige Siege und Glückseligkeiten. Sie nahmen eine so große Anzahl spanischer und so reich beladener Schiffe weg, daß sie im Anfange des folgenden Jahres, da sie des Goldes und Silbers satt hatten, alle ihre Gedanken darauf richteten, wie sie einen sichern Weg wählen möchten, um mit ihren Schätzen nach England zurück zu kehren.

Reiche Beute der drakischen Flotte.

1579.

Es zeigeten sich deren zween; der durch die magellanische Meerenge, wodurch sie gekommen waren; und der andere durch das große Südmeer, dessen Weite so entsetzlich ist. Da sie sich für den zweyten entschlossen: so hatten sie noch zu erwägen, ob sie über die Molucken und das Vorgebirge der guten Hoffnung oder längst an China und der Tatarey hin, durch die anianische Meerenge gehen wollten, um durch das Eismeer nach England zu kommen, wobey sie das Vorgebirge Tabin und Norwegen umsegeln mußten. Zwo Ursachen bewogen Draken, den Weg durch die magellanische Straße zu verwerfen. Zum ersten

Zweifel wegen des Rückweges.

achthundert tausend Thaler Geschenke gemacht. Er setzet mit ziemlicher Dunkelheit hinzu, das Tagebuch, dessen Uebersetzung er lieferte, käme von einem Courtomerischen Bauer her, welcher die Reise mit Draken gethan hätte.

d) Drakens Reise a. d. 25 und 26 S.

e) Man kann sagen, daß solche allen handeltreibenden Völkern in Europa durch die einander mitgetheilten Einsichten gemein ist.

f) Drakens Reise a. d. 30 S.

Drake 1579. ersten kamen ihm die Spanier, welche Zeit gehabt hatten, ihre Macht auf den Küsten von Chili und Peru zusammen zu ziehen, viel furchtbarer bey seiner Rückkehr und für mit Reichthümern beladene Schiffe vor, als sie es bey seiner Ankunft und für Abentheurer gewesen waren, die damals nur Gelegenheit suchten, sich mit Aufwendung ihres Blutes zu bereichern. Zum andern machte er sich eine erschreckliche Vorstellung von der Mündung der Straße auf der Seite des Südmeeres. Er hatte daselbst Regen, Stürme und Windstöße ausgestanden, und seine besten Lootsen erinnerten sich nicht ohne Schrecken der Sandbänke, die sie auf dieser Küste wahrgenommen hatten.

Man beschloß, in einer Versammlung der ganzen Flotte, den Weg nach Japon und China zu nehmen, um durch das Nordmeer zurück zu kehren *g*); und dieser Meynung folgete man den 16ten April im Jahre 1579. Weil man aber einige Zeit lang durch Windstillen aufgehalten wurde: so rückte man bis auf sechs hundert Seemeilen in der Länge fort, um in dieser Entfernung vom Lande günstigere Winde anzutreffen.

Große Kälte, die sie nach der Linie zurück treibt.

Den 5ten des Brachmonates, im zwey und vierzigsten Grade Norderbreite wurde die Luft so kalt, daß alles Schiffsvolk viel ausstehen mußte; und da die Beschwerden immer größer wurden, so wie man nach dem Nordpole fortrückete, so ergriff man die Partey, wieder auf acht und dreyßig Grad von der Linie zurück zu kehren. Man entdeckete auf dieser Höhe ein Land, an welchem der Wahrscheinlichkeit nach, die Spanier oder andere europäische Völker noch niemals angeländet waren. Es schien niedrig und eben zu seyn. Bald darauf nahm man eine gute Bay wahr, wohin das Geschwader durch einen guten Wind getrieben ward; und Drake ließ daselbst in gutem Vertrauen Anker werfen, weil er eine große Anzahl Hütten am Ufer erblickete.

Entdeckung von Neu-Albion.

Die Einwohner bezeugeten mehr Verwunderung, als Schrecken, da sie solche schwimmende Klumpen anrücken sahen, die für sie ein sehr neuer Anblick seyn mußten. Sie näherten sich den Engländern, die zuerst auf dem Sande ausstiegen, und an statt daß sie solchen als Feinden hätten begegnen sollen, so machten sie ihnen vielmehr Liebkosungen und Geschenke. Drake ließ, um ihre Leutseligkeit zu erwiedern, einige Stücken Zeug unter sie austheilen, die sie mit großen Merkmaalen der Freude annahmen. Die Mannspersonen waren ganz nackend: ihre Weiber aber hatten die Schultern mit einer rauhen Gemsenhaut, oder mit einem andern Thierfelle bedecket, und von dem Gürtel bis aufs Knie trugen sie eine Art von Zeuge aus Baumrinden als Schürzen. Ihre Häuser, welche sehr nahe am Meere stunden, glichen, der Gestalt nach, unsern Taubenhäusern; das ist, sie waren rund und ohne Fenster mit einer einzigen Thüre und einer Oeffnung oben, um den Rauch hinaus zu lassen. Ihre Betten waren von Tannen- und andern Baumzweigen rund um den Heerd her gestellet, welcher mitten in einer jeden Hütte stund.

Beschaffenheit des Landes und der Einwohner.

So lange sich die Engländer in dieser Bay aufhielten, hatten sie unaufhörlich Besuch von diesen ehrlichen Wilden, die ihnen bald sehr schöne Federbüsche, bald Säcke mit trockenen Tobacksblättern angefüllet brachten. Ehe sie sich aber einem kleinen Hügel näherten, wo der General die Zelte hattte aufschlagen lassen, hielten sie still und redeten mit einander.

g) Man findet in dem englischen Tagebuche in Hackluyts Sammlung nicht ein Wort von dem Vorsatze, durch das Nordmeer zu gehen. Der französische Uebersetzer aber redet vielmals davon. Weil dieses nicht der einzige Punct ist, worinnen er von dem wahren Tagebuche abgeht: so muß man vermuthen, daß das Exemplar, welches er von dem Vasallen des Herrn von Courtomer bekommen, einige Veränderungen enthalten. Indessen kann man doch schwerlich begreifen, wie der Ritter Drake damals

ander. Darauf ließen sie ihre Bogen und Pfeile daselbst und giengen hinzu, um ihre Geschenke zu bringen. Das erstemal, da ihre Weiber mit kamen, stunden solche daselbst auch still, zerkratzeten sich aber die Backen und trieben ein erbärmliches Geheule und Geschrey. Drake bildete sich ein, sie hielten die Engländer für Götter; und dieß wäre eine Art von Opfer, die sie ihnen bringen wollten. Er befahl also seinen Leuten, sie sollten bethen, um vermuthlich zu erkennen zu geben, daß sie selbst eine mächtige Gottheit anbetheten. Er ließ öffentlich einige Capitel aus der heiligen Schrift lesen. Die Wilden waren sehr aufmerksam, und schienen voller Vergnügen zu seyn. Nach geendigtem Lesen näherten sie sich mit Bescheidenheit den Zelten; und Drake erstaunete sehr, als er sah, daß sie den Engländern alles wiedergaben, was sie von ihnen empfangen hatten *h*).

Drake 1579

Sie halten die Engländer für Götter.

Er glaubete, die Zeitung von seiner Ankunft hätte sich weiter ausgebreitet; denn wenig Tage darnach sah man sie in größerer Anzahl erscheinen; und zween von ihnen, die sich von den andern abgesondert hatten, gaben ihm durch verschiedene Merkmaale der Ehrerbiethung, wobey er sich nicht irren konnte, zu erkennen, daß sie ihn für das Haupt seiner Leute ansähen. Sie fuhren mit ihren Zeichen fort, wodurch er zu verstehen glaubete, daß sie von einer mächtigen Person oder vielleicht von ihrem Könige kämen, und daß sie ihn um ein Pfand des Vertrauens bäthen, damit dieser Prinz oder dieser Herr es wagen könnte, ihn zu besuchen. Die Rede, womit diese Zeichen begleitet wurden, dauerte fast eine halbe Stunde. Drake bemühete sich, ihnen zu verstehen zu geben, daß er ihnen alles gutes wollte. Er both ihnen Geschenke für denjenigen an, der sie abgeschicket hatte. Dieses Anerbiethen, welches sie auf eine sehr gute Art annahmen, schien ihnen viele Freude zu verursachen. Man sah, unter vielen Wilden, bald einen sehr wohl gewachsenen Mann von einem ziemlich guten Ansehen kommen, den man für ihren König halten mußte. Er gieng ernsthaft einher, und sein Gefolge um ihn schrie und sang. Ein Bedienter, von gutem Ansehen, der einige Schritte vor ihm her gieng, trug eine Keule oder einen Zepter, woran zwo Kronen und drey lange Ketten hingen. Die Kronen waren von bunten Federn und die Ketten schienen von Knochen zu seyn. Der König und alle, die ihn umgaben, waren mit Fellen bekleidet. Die andern waren nackend: sie hatten aber das Gesicht gemalet; einige weiß, andere schwarz und einige bunt. Sie hatten eine große Anzahl Kinder bey sich, und sie trugen alle, ohne Unterschied des Alters, einige Geschenke in Händen.

Der König des Landes besuchet ihn.

Obgleich der englische General für eine so leutselige Nation eingenommen war: so wollte er doch einen Haufen, der den seinigen an der Zahl übertraf, nicht ohne Vorsichtigkeit aufnehmen. Er befahl seinen Leuten, im Gewehre zu stehen, und sich um ihre Gezelte herum zu stellen, wovon sie sich gleichsam ein kleines Fort gemacht hatten, welches von einer guten Schanze vertheidiget ward. Der König schien über diese Anstalten nicht erschrocken: Er grüßete alle Engländer. Derjenige, welcher seinen Zepter trug, rief einen andern Bedienten, dem er etwas ganz leise sagete, welches solcher ganz laut wiederholete; und diese Art von Rede daurete sehr lange. Darauf näherte sich der König dem Fort mit den Manns- und Frauenspersonen seines Gefolges, nachdem er dem Volke und allen Kindern

Sonderbare Aufführung der Wilden.

damals hoffen können, von China durch das Eismeer zu kommen. Die anianische Straße ist auch niemals recht bekannt gewesen.

h) Dieses Wiedergeben, es mag auch herrühren, wovon es will, ist sonderbar genug, um anmerken zu lassen, daß sich der Uebersetzer allhier irret. Das Englische heißt so, wie ich es übersetzet habe: They restored again to us those things, which before we bestowed upon them. a. d. 737 S.

Drake 1579. dern ein Zeichen gegeben, dahinten zu bleiben. Darauf stimmete derjenige, welcher den Zepter trug, ein Lied an, und fing mit solcher Anmuth und Abmessung einen Tanz an, daß sich die Engländer darüber verwunderten. Der König, sein Gefolge und alles Volk folgete seinem Beyspiele. Endlich ließ Drake, der von diesem Schauspiele gereizet und von seinem Mistrauen geheilet war, sie mit Singen und Tanzen in die Gezelte hinein gehen *i*).

Drake wird zum Könige des Landes gekrönet.

Nach dem Tanze setzete sich der König und nöthigte den General durch Zeichen, sich zu ihm zu setzen. Andere Zeichen, wodurch er sich noch weiter erklärete, schienen anfänglich nur Zuneigung und Dienstcrbiethung anzuzeigen. Die Engländer aber glaubeten bald, verbunden zu seyn, ihnen einen weitläuftigern Verstand zu geben. Der König nahm die größte von den beyden Kronen und setzete sie Draken auf den Kopf. Darauf legete er ihm die drey Ketten um den Hals, und fing dabey mit allem seinem Volke wieder an zu singen. Er verrichtete diese Ceremonie mit einem ernsthaften und ehrerbiethigem Gesichte; und wiederholete von Zeit zu Zeit das Wort Hioh, welches die Engländer für einen Ehrentitel oder die Benennung einer Würde hielten. Drake nahm den Zepter und die Krone ohne Schwierigkeit im Namen der Königinn von England an, und wünschete, daß alle Reichthümer des Landes dereinst nach London, zum Ruhme und Glücke seines Vaterlandes, möchten gebracht werden.

Religionsübung der Wilden.

Das Volk entfernete sich so gleich in etwas, und schien einige Religionsverrichtungen auszuüben. Einige Engländer, welche die Neugierde trieb, wollten Zeugen von diesem neuen Auftritte seyn. Sie sahen viele Haufen Wilde, welche den jüngsten unter sich heraus nahmen, sich in einen Kreis um ihn herum stelleten, ein sehr trauriges Geschrey erhoben, sich dabey das Gesicht zerkratzeten und die Haut bis aufs Blut zerritzeten. Drake konnte nicht zweifeln, daß sie ihn nicht für einen Gott hielten, als er sie zurück kommen sah, um ihm ihre Ritzen und Wunden zu weisen. Er ließ ihnen Pflaster und Salben geben, über deren Kraft sie sich sehr verwunderten; und da ihr thörichter Irrthum nur zunahm, so fuhren sie mit diesen Opfern von dreyen Tagen zu dreyen Tagen fort. Die Engländer aber fanden endlich Mittel, ihnen zu verstehen zu geben, daß ihnen diese Ausschweifung misfiele.

Warum Drake das Land Neu-Albion genennet.

Nachdem Drake von dem Lande für seine Königinn Besitz genommen hatte: so gab er ihm den Namen Neu-Albion; nicht allein, weil er glaubete, daß er solches zuerst entdecket hätte, sondern auch weil er an solchem wegen seiner grünen und schönen Küsten viel Aehnlichkeit mit England fand. Er ließ den Namen, das Bildniß *k*), und das Wapen der Königinn nebst seinem eigenen Namen, dem Jahre und Tage seiner Ankunft und was er für Gunstbezeugungen von der Nation erhalten hätte, auf eine Kupferplatte stechen, welche auf der Vorderseite eines steinernen Pfeilers angenagelt wurde, den er mitten in dem Fort aufrichten ließ.

Seltsame Art von Caninchen.

Als man die nöthigen Ausbesserungen an seinem Schiffe gemacht hatte: so betrachtete der General das Land sorgfältiger und besuchte zum Zeitvertreibe viele Wohnungen der Wilden. Er sah fast kein Land, welches nicht einige Gold- und Silberminen zu haben schien. Die Gemsen sind daselbst in so großer Anzahl, daß man sie bey Tausenden antrifft. Man findet aller Orten eine Art von Caninichen, deren Beschreibung sehr wunderlich ist. Sie

i) A. d. 61 und vorhergehenden Seite.

k) Das englische Tagebuch saget bloß, er habe ein Stück englische Münze an den Pfeiler schlagen lassen.

Sie haben einen so großen Leib, als die in der Barbarey; der Kopf ist von der Größe der unserigen; die Füße sind wie Maulwurfsfüße und der Schwanz ist wie einer Ratten ihrer, aber viel länger. Unter dem Bauche haben sie auf beyden Seiten einen kleinen Sack, worinnen sie Vorrath für den Hunger thun, wenn sie satt sind. Die Wilden essen das Fleisch davon, welches sie sehr wohlschmeckend finden, und aus dem Felle machen sie so viel, daß der Rock ihres Königes daraus war. Drake 1579.

Die Abreise des Geschwaders betrübete sie sehr. Drake hatte sich entschlossen, seinen Weg über die Molucken zu nehmen, aus Furcht vor der Gefahr, die er voraus sah, wenn er durch Norden gienge. Er traf viele Eylande an bis den 14ten des Wintermonates, da er Ternate sah, wo er von dem Könige allerhand Gunstbezeugungen und die Freyheit des Handels erhielt. Von da gieng er über die Inseln Celebes und Java, kam den 18ten des Brachmonates im Jahre 1580 nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, ohne Land gesehen zu haben; und den 22sten des Heumonates nach Sierra Leona. Den 3ten des Wintermonates eben desselbigen Jahres, das ist drey Jahre weniger zwölf Tage nach seiner Abreise, vollendete er die Fahrt um die Welt, und legete in dem Hafen Plymouth glücklich vor Anker.



Das XXXIX Capitel.

Peters von Sarmiento Reise.

Anlaß zu dieser Reise. Die Spanier wollen die magellanische Meerenge befestigen. Unfall ihrer Flotte. Sarmiento wird Statthalter in dem Fort. Er bauet Nombre de Jesus und Philippeville. Seine Beobachtungen in der Meerenge. Er entdecket Städte und Flecken.

Drakens Durchfahrt durch die magellanische Straße beunruhigte die Spanier so heftig, daß sie, um sich der Ruhe in ihren Sitzen zu versichern, wenn sie den einzigen Weg versperreten, welcher sie damals dem Einfalle der Fremden aussetzete, den Entschluß fasseten, daselbst ein Fort zu bauen. Der Unterkönig in Peru hatte zwey Kriegesschiffe unter der Anführung des Don Pedro Serano, des geschicktesten Seefahrers, den Spanien in diesen Meeren hatte, ausgeschickt, Draken zu verjagen, und ihm, wenns möglich wäre, die Reichthümer abzunehmen, die er aus Peru wegführete. Allein, die Engländer waren schon zu weit fort; und Serano erhielt Befehl, in der magellanischen Straße nachzusehen, wie man solche befestigen könnte. Er wandte neun Monate dazu an; und kam mit seinen Beobachtungen nach Spanien, um dem Hofe Rechenschaft davon zu geben. Dieser versprach sich einen so glücklichen Erfolg davon, daß er den Diego Faris des Valdez mit einer Flotte von drey und zwanzig Schiffen, abgehen ließ, welche dreytausend und fünfhundert Mann Schiffsvolk und fünfhundert alte Soldaten führeten, an den Festungswerken zu arbeiten. Sarmiento 1580. Anlaß zu dieser Reise. Die Spanier wollen die Meerenge befestigen.

Dieses Unternehmen aber schlug nicht so aus, als es die spanische Nation hoffete, ob es gleich sehr wohl überleget war. Kaum war die Flotte aus dem Hafen Cadix ausgelaufen, als ein greulicher Sturm fünf Schiffe scheitern ließ, wobey ungefähr zweyhundert Mann verloren giengen; die übrigen wurden von den Wellen so übel zugerichtet, daß Val-

Sarmiento 1580.

dez seine Reise nur mit sechzehn Segeln fortsetzen konnte. Er wurde von **Petern von Sarmiento** begleitet, welcher Befehlshaber in dem neuen Fort seyn sollte. Nachdem sie viel Zeit mit Ausbesserung der Schiffe verloren: so sahen sie sich gezwungen, den Winter an der Küste von Brasilien in dem Flusse Janeiro zuzubringen. Sie giengen im Frühlinge wieder in die See. Im zwey und vierzigsten Grade Süderbreite aber stunden sie einen so harten Sturm aus, daß es ihre geringste Widerwärtigkeit war, sich gezwungen zu sehen, zwey und zwanzig Tage lang auf gut Glück die See zu halten, und endlich die Insel St. Catharina zu erreichen. Sie hatten bey diesem kläglichen Zufalle eins ihrer besten Schiffe mit dreyhundert Mann und zwanzig Frauen, die es am Borde hatte, und den größten Theil von Kriegesvorrathe, der für die Meerenge bestimmet war, verloren.

Sarmiento wird zum Befehlshaber des Fort ernannt.

Valdez, welcher sich wider das Unglück verhärtete, ließ alle seine Kranken zu St. Catharinen, und das Drittel von seinen Schiffen, welche er nicht wieder in den Stand setzen konnte, die See zu halten. Er hatte noch zehne übrig, mit denen er eilig abreisete, um einige Engländer zu verjagen, die sich auf der Küste sehen lassen. Als er aber bey der Mündung der Straße ankam: so zwang ihn ein neuer Sturm, wieder nach **Rio Janeiro** zurück zu gehen. Das folgende Jahr unternahm **Peter von Sarmiento**, welcher sich nach Peru begeben hatte, eben die Reise mit mehrerm Glücke, durch das Südmeer und setzete glücklich vier hundert Mann, und dreyßig Frauen an der Spitze **Possession** ans Land, wo er ein Fort bauen ließ, welches er **Nombre de Jesus** nannte. Von da begab er sich zu Lande nach dem **Hungerhafen** *l*), wo er eine Festung bauete, welche er **Philippeville** oder **Philippsstadt** nannte. Bey Annäherung des Winters gieng er wieder zu Schiffe, um mit fünf und zwanzig Matrosen nach Spanien zurück zu kehren. Er hatte aber das Unglück, daß er unterwegens von dem berühmten Ritter **Walter Raleigh** gefangen wurde, der ihn nach England führete. Man hat in **Oliviers von Noort** Erzählung gesehen, und wird es in **Candishens** seiner noch weiter sehen, was für ein Schicksal die Spanier gehabt haben, die er an der Meerenge gelassen. Wir müssen noch einen Begriff von seinen Entdeckungen nach des Argensola, des Geschichtschreibes der Molucken *m*), und des Hauptmanns Eduard Cooke *n*) Zeugnisse, geben.

Er bauet Nombre de Jesus und Philippeville.

Seine Beobachtungen in der Meerenge.

Bey seiner Rückkehr nach dem Nordmeere legete er in einer unbekannten Bay an, woselbst er keinen Einwohner zum Vorscheine kommen sah. Er entdeckte aber Spuren von Menschenfüßen, Pfeile, Ruder und Netze. Seine Leute stiegen auf viele hohe Berge, von da sie einen Archipelagus kleiner Inseln und einen sehr geräumigen Canal sahen, der zwischen ihnen durchgieng. Obgleich die meisten von diesen Inseln wüste waren: so schienen sie doch von Natur fruchtbar zu seyn. Auf einigen sah man viele nackende und mit rother Erde bemalte Indianer. Noch weiter entdeckete man ihrer fünfe in einer Art von Kahne, welche sie verließen und zu Fuße davon liefen. Bey seinem Nachsuchen am Ufer fand er eine runde Hütte, die aus einigen Pfählen, breiten Baumrinden, und Fellen von Seehunden *o*) gemacht war, worinnen er einen Haufen kleiner Sträucher, und Muschelschaalen

l) Dieser Name wurde ihm erst im Jahre 1587 vom Thomas Candish gegeben, welcher die Festung verlassen fand und daher glaubete, es wären alle Spanier vor Hunger gestorben.

m) Im 3 und 4 Buche.

n) In der Beschreibung seiner Reise nach dem Südmeere a. d. 43 und 44 S.

o) Man hat bereits angemerket, daß sie von andern Meerwölfe und Seekälber genennet werden.

p) Das ist, neun Fuß hoch. Obgleich nichts so deutlich ist, als dieses Zeugniß und es mit vielen andern

schaalen nebst einigen Fischernetzen, Knochen in Gestalt der Haken oder Angeln und viele Säckchen voll rother Erde sah. Als er weiter von einer Insel zur andern fuhr: so entdeckete er eine ordentlich gebauete Wohnung und eine Menge Indianer in der Gegend da herum. Im vier und funfzigsten Grade Süderbreite fand er auf einer Spitze, die er St. Isidor nannte, sehr umgängliche Indianer, die sich ganz vertraulich unter das Schiffsvolk mengeten. Unter den Bergen sah er einen, der nicht weit davon Feuer auswarf und dennoch mit Schnee bedecket war. In der westlichen Mündung der Straße sah Sarmiento Leute drey Ruthen hoch *p*) und von einer gehörigen Dicke. Seine Leute bemächtigten sich eines derselben, den sie an Bord führeten. Nachdem er durch das engste Stück der Straße hindurch war: so entdeckete er ganz deutlich an der Nordküste zwischen zweyen langen Gebirgen einige angenehme Ebenen, viele Flecken und eine mit vielen Thürmen gezierete oder befestigte Stadt. An der mittäglichen Küste, welche das Feuerland ist, fand er zu seinem nicht geringern Erstaunen, fünf Meilen vom Ufer, ein sehr bevölkertes Land, dessen Einwohner Vieh zogen, und viele Bäume, welche denjenigen ähnlich waren, die Zimmet und Baumwolle trugen. Die Straße schien ihm in ihrer ganzen Länge hundert und zehn Meilen groß zu seyn, welches mit Magellans Rechnung übereinstimmet.

Sarmiento 1580.

Das XL Capitel.

Verschiedene Reisen nach Ostindien durch die magellanische Straße.

Das Gesetz, welches man sich in dem Vorberichte zu dem vorhergehenden Theile gemacht hat, über alle die Erzählungen leicht wegzugehen, die nicht etwas besonders angenehmes oder nützliches an sich haben, und die sich von selbst, wie man angemerket hat, durch andere richtigere und vollständigere Erzählungen unterdrücket finden, nöthiget uns hier, in einem Capitel viele Reisende zusammen zu nehmen, die kein anderes Recht haben, aus der Dunkelheit zu kommen, als daß sie zuerst einen unbekannten Weg versuchet, und erleuchtetern Beobachtern gleichsam zu Wegweisern gedienet haben.

Der I Abschnitt.

Thomas Candishens Reise.

Seine Ankunft an der magellanischen Straße. Seine Anmerkungen über die spanische Colonie. Er giebt ihr den Namen Hungerhafen.

Thomas Candish, ein Edelmann aus der Grafschaft Suffolk *q*), welcher durch Drakens Ruhm aufgemuntert wurde, reisete den 22sten des Heumonates im Jahre 1586

Candish 1586.

 von

andern Nachrichten übereinstimmet: so scheint es doch etwas erstaunliches zu seyn, daß nach der Zeit alle die Riesen der Meerenge gleichsam verschwunden sind, und daß alle Schiffahrer, die näher an unsern Zeiten sind, nur Leute von gemeiner ordentlicher Größe gesehen haben. Die große Stadt mit den Thürmen, die wohl bevölkerten Flecken und Wohnungen, und die einer bessern Luft würdigen Bäume sind auf der Küste der Patagonen, welches die nordliche Küste ist, auch nicht wieder gefunden worden.

q) Sein Tagebuch findet sich in Hackluyts Sammlung

Candish 1586.

von Plymouth mit drey Schiffen ab, die ihn den 17ten des Christmonates nach dem Hafen brachten, den er zuerst den verlangten Hafen oder den Hafen des Verlangens nannte r). Er fuhr den 28sten wiederum ab, um der Küste zu folgen, und den 30sten traf er im acht und vierzigsten Grade Süderbreite einen Felsen fünf Meilen vom Lande an, um welchen man mit dem Senkbleye in einer kleinen Meile weit acht Faden Wasser auf einem steinichten Grunde antraf. Er fuhr um das weiße und um das Jungfernvorgebirge herum, die noch keinen Namen hatten. Nachdem er unter dem letztern, welches am Eingange in die magellanische Straße liegt, Anker geworfen hatte: so fuhr er den 6ten des Jenners im zwey und funfzigsten Grade, in die Mündung der Straße hinein. Den 7ten nahm er daselbst am Ufer drey und zwanzig Spanier und ihr Oberhaupt, Namens Hernando, gefangen, welche ein trauriger Rest von vier hundert Mann dieser Nation waren, die in der neuen Colonie des Sarmiento vor Hunger und Elend gestorben. Er kam den 10ten nach Philippeville, deren Mauren und Festungswerke noch stunden. Von der Mündung der Straße bis an den Ort, wo sie am engsten wird, rechnet er vierzehn Seemeilen, und der Lauf, saget er, geht nach Westen und Norden. Von diesem Orte bis an die Penguineninsel rechnet er zehn Seemeilen, gen Südwest und ein wenig gegen Süden.

Seine Ankunft an der magellanischen Straße.

Ob sich gleich ein Theil von seinen Anmerkungen über des Sarmiento errichtete Colonie in den Anführungen bey Oliviers von Noort Berichte findet: so ist es doch unserer Absicht gemäß, sie hier in seinen eigenen Worten zu wiederholen. „Philippeville hatte vier „Forts und eine jede von ihren Seiten war mit einem gegossenen Stücke besetzet. Die „Spanier aber waren sorgfältig gewesen, dieses Geschütz zu vergraben, und man sah nur „die Lavetten davon. Candish ließ alle die Stücke wieder ausgraben und an Bord bringen. „Der Platz lag ohne Widerspruch an dem vortheilhaftesten Orte der Straße in Ansehung „des Holzes und Wassers. Er hatte viele Kirchen. Die Gesetze mußten daselbst sehr „scharf seyn; denn man sah einige Galgen, an welchen viele Missethäter hingen. Es „schien, daß die Spanier lange Zeit daselbst nur von Muscheln leben müssen. Candish „traf keine andere Lebensmittel daselbst an, als einige Gemsen, die von den Gebirgen „herab kamen, um sich an dem Rande des Flusses zu erfrischen. Diese Spanier hatten „sich geschmeichelt, sich allein zu Meistern von der Meerenge zu machen: der Himmel „aber hatte ihnen zu erkennen gegeben, daß solches nicht sein Wille wäre. In den zweyen „Jahren, da sie ihre Stadt besaßen, sahen sie nichts daselbst wachsen und hervor kommen. „Auf der andern Seite wurden sie oftmals von den Indianern angegriffen, bis sie allen „ihren Vorrath aufgezehret hatten und fast insgesammt in ihren Häusern Hungers starben, „wo die Engländer ihre Leichname ganz angekleidet fanden. Die Luft war davon angestecket. Diejenigen, welche am Leben geblieben, hatten ihr Geräthe und alles, was sie nicht „hatten fortbringen können, in die Erde vergraben, um diese klägliche Wohnung zu verlassen, und längst an dem Ufer hinzugehen, in der Hoffnung, daselbst etwas zu finden, wo„durch

luyt a. d. 803 u. f. S. unter dem Titel der vortrefflichen und glücklichen Reise. Man lehret uns daselbst, daß es von Franz Prety, von Ry, in der Grafschaft Suffolk, aufgesetzet worden, der unter Candishens Befehle gebrauchet wurde; daß Candish selbst von Trimley, einem Flecken in dieser Grafschaft, gebürtig gewesen. Ich kenne keine französische Uebersetzung dieses Werkes, welches sehr grob geschrieben ist.

r) Man wird unten die Beschreibung davon sehen.

s) Thom. Candish Tagebuch a. d. 806 S.

ſ) Das ist verderbt für Forward.

ſs) Ebendas. a. d. 807 S.

t) Man findet hinter seinem Tagebuche die Höhen

„durch sie ihr elendes Leben unterhalten könnten. Sie hatten nur ihre Flinten und einiges „Küchengeräthe mit sich genommen. Außer einigen Seevögeln aber, die sie von Zeit zu „Zeit schossen, hatten sie ein Jahr lang nichts anders zu leben, als Wurzeln und Blätter. „Als sie Candishen antrafen, wollten sie ihren Weg nach dem Flusse Plata zu nehmen. „Unter den vier und zwanzigen waren zwo Frauen r).„ Candish 1586.

Candish änderte den Namen ihrer unglücklichen Colonie und nannte sie Hungerhafen, welche Benennung alle andere Seefahrer ihr gelassen haben. Er setzet sie in drey und funfzig Grad Süderbreite und das Cap Froward /) in vier und funfzig Grad. Er gab auch einer schönen sandigen Bay den Namen Elisabethsbay, welche nach seiner Rechnung zwanzig Seemeilen von dem Hungerhafen liegt. Zwo Seemeilen weiter fand er einen Fluß mit süßem Wasser und eine Menge Wilden, mit denen er einige Verbindung machte, ob er sie gleich für Menschenfresser ausgiebt. Der Canal St. Hieronymus, saget er, ist zwo Seemeilen davon. Von diesem Canale, den er anderswo einen Fluß nennet, rechnet er muthmaßlich vier und dreyßig Seemeilen bis an die Mündung der Straße in das Südmeer. Seine ganze Länge also, schließt er, ist ungefähr neunzig Seemeilen; und die Breite des Ausganges ist mit der Einfahrt ihrer fast einerley, das ist ungefähr zwey und funfzig Grad zehn Minuten südlich. Er war den 24sten des Hornungs in dem Südmeere ∫r).

Seine übrige Reise enthält nur die verschiedenen Verrichtungen an den Küsten von Chili, Peru und Neu-Spanien nebst seiner Fahrt nach den Philippinen und seiner Rückkehr nach England über das Vorgebirge der guten Hoffnung. Er lief den 9ten des Herbstmonates im Jahre 1588 in den Hafen zu Plymouth ein t).

Der II Abschnitt.

Oliviers von Noort, und Sebalds von Weert Reisen.

Weerts Widerwärtigkeiten. Namen, die er verschiedenen Oertern giebt. Holländischer Ritterorden. Gemüthsart und Gestalt der Wilden an der Straße. Sebaldsinsel.

Olivier von Noort, welcher die Reise nach Ostindien durch eben den Weg im Jahre 1598 that, hat bereits in dem vorhergehenden Bande dieser Sammlung seine Stelle beym Magellan gefunden, wo man geglaubet hat, daß er zu einiger Erläuterung der Erzählung des Pigafetta dienen könne. Sebald von Weert. 1598.

Sebald von Weert, welcher durch die Eylande, die seinen Namen führen, und durch das Unglück, welches er auf einer Reise nach der magellanischen Meerenge ausstund, gleich

hen von vielen Oertern, die Tiefen des Meeres und die Abweichungen der Magnetnadel auf seiner ganzen Fahrt, von Thomas Fuller von Ipswich, welcher sein Lootsmann war. Hakluyt füget noch einige andere kleine Tagebücher von eben der Reise bey, als Winters seines, welcher Draken begleitete, und wieder durch die Straße gieng, Chidleys und Whech ihre; und endlich noch das Tagebuch von einer andern Reise des Candish im Jahre 1591, worinnen der Verfasser, Namens Johann Jane von einer vortrefflichen Karte von dieser Straße redet, welche Candish aufgenommen hat, die aber niemals ans Licht getreten zu seyn scheint.

Sebald von Weert 1599.

Weerts Widerwärtigkeiten.

gleich berühmt ist, hat in seinem Tagebuche *u*) nichts merkwürdigers, als die umständliche Erzählung seiner Widerwärtigkeiten, die ihn nöthigten, sein Unternehmen fahren zu lassen. Er war den 8ten des Brachmonates im Jahre 1598 von Holland mit einem Geschwader von fünf Schiffen abgegangen, wovon er eines unter dem Admirale **Mahu** und dem Unteradmirale **Simon Descordes** führete. Diese kleine Flotte, die sich gar zu lange an der africanischen Küste aufgehalten hatte, kam erst den 6ten April des folgenden Jahres bey der Straße an. Sie lief glücklich hinein: der Wind aber ward so widrig, daß Sebald, nachdem er über acht Monate alle Gefährlichkeiten eines entsetzlichen Meeres ausgestanden hatte, und sich von seinen Gefährten abgesondert sah, welche ihren Lauf glücklicher fortsetzeten, durch die Empörung seiner Leute, durch Hunger, und den kläglichen Zustand seines Schiffes gezwungen war, wieder in das Nordmeer zu laufen. Eine so traurige Beschaffenheit seiner Schiffahrt hatte ihm nicht erlaubt, nützliche Beobachtungen zu machen. Indessen findet man doch in dem Tagebuche seiner Beschwerlichkeiten viele Umstände, welche verdienen, gesammlet zu werden.

Namen, die er verschiedenen Oertern giebt.

Von ihm lernet man, daß die Bay, welche von den ersten Schiffern die **grüne Bay** genannt worden, den Namen der **Descordesbay** den 2ten August im Jahre 1599 zum Andenken aller derer Zufälle angenommen, welche die Holländer unter diesem Viceadmirale daselbst erfahren hatten *x*). Außer dem ungemeinen Hunger und der unmäßigen Kälte, wurde ihnen auch noch von den Wilden sehr übel begegnet; und wenn die Einbildung ihnen die Gegenstände ihrer Furcht nicht vergrößert hat, so muß man sich eine seltsame Vorstellung von diesen Wilden, nach ihrer Erzählung, machen. Da die Flotte noch nicht zerstreuet war, wurde **Descordes** mit zwo Schaluppen nach einer Insel geschickt, welche dieser Bay gerade gegen über lag. „Er fand daselbst sieben Kähne voller Wilden, die „nicht weniger als zehn bis eilf Fuß hoch waren, und deren Farbe roth, das Haar aber „sehr lang war. So bald sie die Schaluppen wahrgenommen, stiegen sie ans Ufer, von „da sie eine so große Menge Steine warfen, daß sich die Holländer nicht getraueten, hin„an zu fahren. Weil sie sich nun schmeichelten, solche in Schrecken gesetzet zu haben: so „stiegen sie insgesammt wieder in ihre Kähne, um mit größerm Geschreye auf die Scha„luppen zu fallen. Der Viceadmiral ließ sie bis auf einen Flintenschuß weit heran kom„men, und darauf Feuer auf sie geben, wodurch ihrer vier oder fünfe getödtet wurden. „Sie kehreten wieder ans Land, wo sie in ihrer Wuth mit ihren eigenen Händen Bäume „ausrissen, welche neun bis zehn Zoll dick zu seyn schienen, um sich daraus Verschanzun„gen und Waffen zu machen *y*). Alle diese Wilden waren ganz nackend, einen einzigen „ausgenommen, welcher die Haut von einem Seehunde um sich hatte, die ihm den Rü„cken und die Schultern bedeckete. Ihre Waffen waren Pfeile von einem sehr harten Hol„ze, welche sie muthig mit der Hand warfen, und deren Spitze die Gestalt eines Hakens „hatte. Sie blieb in dem Leibe dererjenigen stecken, die damit verwundet waren, indem „sie nur mit den Gedärmen von den Seehunden daran gebunden war; und man konnte sie „nicht ohne viele Beschwerden herausziehen, weil sie sehr weit hinein drang *z*).„ Die Klugheit verband den Descordes, diese Wütenden zu verlassen. Andere Holländer aber, welche wenig Tage darnach überfallen wurden, kamen nicht mit solchem Glücke davon. Sie verloren ihre meisten Leute; und da der Admiral eine zahlreichere Macht an den Ort geschickt

u) In der Samml. der holländ. Compag. I Th. a. d. 609 S.

x) Ebendas. a. d. 654 S.

y) Ebendas. a. d. 651 und 652 S.

geschickt hatte, „so fand man diese grausamen Menschen oder vielmehr wilden Thiere nicht „mehr, sondern man sah daselbst entsetzliche Merkmahle ihrer viehischen Wildheit. Sie „hatten die todten Leichname unmenschlicher Weise verstellet *a*).„ Sebald von Weert 1599.

Bey Verlassung dieser Bay errichtete der Admiral, zur Verewigung des Andenkens einer so außerordentlichen Reise, einen Ritterorden, der aus den vornehmsten Officierern der Flotte bestund; und da die Windstille den andern Morgen ihn genöthiget hatte, in einer andern großen Bay gegen Süden anzulegen, so verschob er die erste Feyer dieser Errichtung nicht länger. Alle Ritter leisteten in seinen Händen einen feyerlichen Eid, wodurch sie versprachen, „in nichts zu willigen, was den Gesetzen der Ehre zuwider liefe, in „was für Gefahr und Noth sie auch gerathen möchten; noch was ihrem Vaterlande zum „Nachtheile gereichen könnte. Sie thaten insbesondere das Versprechen hinzu, ihr Leben „wider die Feinde ihrer Nation aufzusetzen und alle ihre Kräfte anzuwenden, daß die Waf„fen der Holländer in denen Landen siegeten, aus welchen die Spanier die Schätze zögen, „die sie seit so vielen Jahren anwendeten, in den Niederlanden Krieg zu führen. Diese „Ceremonie geschah zu Lande auf der ostlichen Küste der Meerenge; und der Orden oder „die Brüderschaft nahm den Namen des **entfesselten Löwen** an. Der Admiral ließ „die Namen der Ritter auf eine Tafel schreiben, welche an eben dem Orte auf einem hohen „Pfeiler aufgestellet ward, damit sie von allen Schiffen, welche diesen Lauf nähmen, könn„te gesehen werden; und die Bay bekam den Namen der Ritterbay.„

Holländischer Ritterorden.

Ritterbay.

Zwo andere Bayen wurden eine die **Bekümmernißbay**, die andere die **geschlossene Bay** wegen der verschiedenen Unglücksfälle genannt, welche nicht aufhöreten, die Flotte zu verfolgen. Man findet aber die Höhen derselben in dem Tagebuche nicht, gleich als ob so viele Widerwärtigkeiten den Holländern die Sorge für diese Beobachtungen genommen hätten *b*). Von Weert unterläßt nicht, die Gestalt und die Gemüthsart der Einwohner fleißig zu bemerken. „Eines Tages, saget er, als die Matrosen Lebensmittel „suchten, entdeckten sie drey Kähne, die von Wilden geführet wurden. So bald solche die „Schaluppe entdeckten, sprangen sie ans Land, und kletterten, wie die Affen, auf die „Berge. Man fand in den Kähnen nichts, als junge Penguinen, hölzerne Wurfpfeile, „kleine Häute von wilden Thieren und andere Kleinigkeiten. Die Holländer sahen aber „am Fuße eines Berges eine Frau mit zwey kleinen Kindern, die alle Mühe anwandte, „sich zu retten. Sie wurde gefangen und an Bord geführet, ohne daß man auf ihrem „Gesichte die geringste Spur einer Traurigkeit oder Bewegung bemerkete. Ihr Wuchs „war mittelmäßig und ihre Farbe roth. Sie hatte einen hängenden Bauch, ein wildes „Ansehen, und kurzes Haar, welches bis an die Ohren abgeschnitten zu seyn schien. Zum „Zierrathe trug sie Schneckenhäuser am Halse und hinten eine Haut von einem Seehunde, „welche ihr die Schultern bedeckete und unter ihrem Halse mit Saiten von Gedärmen an„gebunden war. Ihr übriger Leib war nackend. Die Brüste hingen ihr, wie die Kuh„euter. Sie hatte ein großes Maul, krumme Beine, und sehr kurze Fersen.

Gemüthsart und Gestalt der Wilden an der Straße.

„Sie wollte kein gekochtes Fleisch essen. Man both ihr einige Vögel an, die sich in „der Schaluppe befanden, welche sie begierig annahm. Ihre erste Bemühung war, daß „sie die größten Federn davon abrupfete. Darauf öffnete sie dieselben mit Muschelschaa„len, indem sie solche hinter dem rechten Flügel über dem Magen und zwischen den beyden Keulen

z) Ebend.

a) A. d. 656 S.

b) A. d. 654 und 655 S.

Sebald von Weert 1599. „Keulen zerschnitt. Sie weidete solche aus, das ist, sie warf die Galle, das Eingewei„de und das Herz heraus. Die Leber hielt sie ein wenig übers Feuer und aß sie so roh, „daß ihr das Blut von den Lippen floß. Um den Kropf zu leeren, kehrete sie solchen an„fänglich um; darauf hielt sie ihn an der einen Seite mit den Zähnen und an der andern „mit der linken Hand und sauberte ihn zwey oder dreymal mit der rechten, worauf sie ihn „ohne andere Zubereitung, als daß sie ihn ein wenig warm werden lassen, aß. Die an„dern Theile zerriß sie mit ihren Zähnen so begierig, daß ihr das Blut auf den Leib hin„ab treufelte. Ihre Kinder aßen so, wie sie, das rohe Fleisch. Eins davon, welches „ein Mägdchen war, schien vier Jahre alt zu seyn. Das andere konnte nicht älter, als „sechs Monate seyn, ob es gleich schon viele Zähne hatte und allein lief c).

„Ihre Art zu essen war mit einem sehr ernsthaften Wesen begleitet, ohne daß die „Mutter jemals im geringsten lächelte, unterdessen daß die Matrosen aus vollem Halse „lachten. Nach ihrer Mahlzeit setzete sie sich auf die Fersen in der ordentlichen Stellung „einer Meerkatze. Wenn sie schlafen wollte, so zog sie sich gleichsam in einen Haufen zu„sammen. Die Knie stießen ihr ans Kinn, und ihr kleines Kind, welches sie in den Ar„men hielt, hatte den Mund an ihrer Brust. Man behielt sie zween Tage am Borde. „Von Weert ließ sie wieder ans Ufer bringen, nachdem er ihr einen Rock mit halben Ær„meln, der ihr bis an die Knie gieng, anlegen, eine Mütze auf den Kopf setzen und einige „Glaskügelchen um die Arme und den Hals binden lassen. Er beschenkete sie auch mit ei„nem kleinen Spiegel, mit einem Messer, und mit einer Ahle, worüber sie sehr vergnügt „zu seyn schien. Man bekleidete das jüngste von ihren beyden Kindern mit einem grünen „Rocke und einigen Glaskügelchen. Das andere wurde da behalten und nach Holland ge„führet. Diese Trennung schien der Mutter nahe zu gehen. Indessen stieg sie doch wil„lig in die Schaluppe; ohne sich im geringsten zu bemühen, ihre Tochter mitzunehmen d).

Diese wilde Frau war von dem mittäglichen Theile der Straße. Die an der Nordseite kamen dem von Weert weit bescheidener und umgänglicher vor, welcher ebenfalls Gelegenheit hatte, sie kennen zu lernen. Nachdem er den Entschluß gefaßt hatte, die Straße zu verlassen: so entschloß er sich auch, sich in der Penguineninsel aufzuhalten, um von diesen Vögeln einen Vorrath mitzunehmen, ohne welchen er auf dem Wege vor Hunger hätte umkommen müssen. Er hatte bey der Ritterbay Oliviern von Noort angetroffen. Da er aber nichts von ihm auf einer Fahrt erhalten können, wo ein jeder mit seinen
1600. eigenen Bedürfnissen beschäfftiget war: so kam er den 12ten des Jenners im Jahre 1600 zu der kleinen Penguineninsel, welche eine Seemeile weit von der andern entfernet ist. Auf der Jagd fand man in einer von den Hölen dieser Thiere eine Frau, die sich daselbst verborgen hielt. Olivier von Noort war in dieser Insel ans Land gestiegen; und da einige Wilde, die sich daselbst befanden, zween von seinen Leuten getödtet hatten, so hatte er sie alle umgebracht, diese Frau ausgenommen, die sich vermuthlich heimlich entzogen, aber dennoch einige Wunden bekommen hatte, wovon sie die Narben zeigete. Sie hatte das Gesicht gemalet, und um den Leib eine Art von Mantel von ziemlich künstlich zusammengenäheten Thier- und Vogelhäuten, der ihr bis auf die Knie gieng. An dem Gürtel trug sie eine andere Haut, die ihr auf eine ehrbare Art die Hüften bedeckete. Sie war von großer Gestalt und

c) A. d. 669 und 670 S.
d) A. d. 671 S.
e) A. d. 687 S.
f) A. d. 688 S.

und ihre Stärke solcher gemäß. Sie hatte die Haare ziemlich kurz verschnitten, da hingegen die Mannspersonen im Norden und Süden sie sehr lang tragen. Von Weert both dieser Frau ein Messer an, welches sie mit Vergnügen annahm; und zur Erkenntlichkeit gab sie ihm zu verstehen, er würde vielmehr Vögel in der größern Insel finden. Man ließ sie da, wo sie war, ob sie gleich zu wünschen schien, auf das feste Land gebracht zu werden.

Sebald von Weert 1599.

Sebald von Weert kam endlich den 21sten des Jenners, nach einem neunmonatlichen beschwerlichen und gefährlichen Aufenthalte in diesen entsetzlichen Gegenden, aus der Straße. Da er sich den 24sten in dem Gesichte dreyer kleinen Eylande befand, die auf den Karten noch nicht bemerket waren: so gab er ihnen seinen Namen, den sie nachher in allen Reisebeschreibungen geführet haben und der aus Unwissenheit seines Ursprunges zuweilen verstellet worden. Er setzet sie sechszig Seemeilen vom festen Lande in den funfzigsten Grad, vierzig Minuten.

Sebalds Inseln, woher sie ihren Namen haben.

Nach einigen neuen Umschweifen lief Sebalds von Weert Schiff den 6ten des Heumonates im Jahre 1600 in den britannischen Canal ein, und warf den 13ten in dem Hafen von Rotterdam Anker. Es hatte noch sechs und dreyßig Mann von den hundert und fünfen übrig, mit denen es nach der Straße gefahren war *f*)

Der III Abschnitt.

Georg Spilbergs Reise.

Seine Gedanken von Entdeckung der Straße des le Maire. Idee von seinem Tagebuche. Seine Beobachtungen von Magellans Straße. Er giebt verschiedenen Oertern Namen.

Georg Spilberg *ff*) nahm ebenfalls den Weg durch Magellans Straße im Jahre 1614, um mit einer Flotte von sechs Schiffen, die von der holländischen Compagnie ausgerüstet waren, nach den Molucken zu gehen. Dieß war das Jahr vorher, ehe man von einer weiter gegen Süden gelegenen Straße etwas wußte; und anstatt daß er dem Jacob le Maire und Cornelius Schouten, die er das Jahr darauf in der Insel Java antraf, die Ehre der Entdeckung hätte streitig machen sollen, so konnte er sich von der Wahrheit ihrer Erzählung nicht einmal überreden. „Diese Leute, saget er, hatten auf „ihrer langen Schiffahrt weder neue Länder, noch neue Völker entdecket, mit denen man „handeln könnte. Sie erzähleten nur, sie hätten einen neuen Weg gefunden, der von dem „bekannten unterschieden wäre; obgleich keine Wahrscheinlichkeit dazu da war, weil sie „funfzehn Monate und drey Tage auf ihrer Reise bis nach Ternate zugebracht und sie nach „ihrem eigenen Berichte lauter guten Wind gehabt hatten.„ Er nennet sie vermeynte Entdeckungsmacher *g*); und an einem andern Orte läßt er sich angelegen seyn, den wirklichen Ruhm ihres glücklichen Erfolges andern zuzuschreiben. „Wir waren, saget er, unterrichtet, daß es in Süden noch andere Straßen gab, als Magellans seine, wie man in der „Geschichte von Ostindien liest, die im Spanischen von dem P. Joseph de Coste geschrieben worden. Dieser Geschichtschreiber saget, am Ende des X Cap. es hätte Don Gava „Men-

Spilberg 1614.

Seine Gedanken von Entdeckung der Straße des le Maire.

ff) Eben derselbe, von dem man schon eine Reise nach Ostindien mitgetheilet hat.

g) Spilbergs Reise im IV Theile der Sammlung der Reisen der holländischen Compagnie a. d. 556 Seite.

Spilberg 1614.

„Mendoza, Statthalter zu Chili, den Hauptmann Ladrihlero mit zweyen Schiffen „ausgeschickt, eine Straße zu suchen, welche gegen Süden, von Magellans seiner wäre. „Er fand sie, und kam durch diesen Weg ins offene Meer, da er von Norden gegen Sü„den lief, ohne durch die Straße zu gehen. Viele andere Geschichtschreiber haben es für ge„wiß gehalten, es sey selbst in Magellans Straße ein Weg an der Südseite, wodurch „man eilig ins freye Meer komme, und gar bald das Meer von Chili erreiche *h*).

Was für Auslegungen man auch von dieser scheinbaren Eifersucht machen könne, so hat sich doch Spilberg selbst berühmt genug gemacht, daß ihm der Ruhm seiner Mitwerber eben nicht beschwerlich fallen darf. Sein Tagebuch stellet eine Schiffahrt von etwan drey Jahren vor, welche einen Platz unter den Reisen um die Welt einnehmen muß, weil er sich durch den südwestlichen Weg nach den großen Indien begab, und über das Vorgebirge der guten Hoffnung wieder in den holländischen Häfen zurück kam. Die meisten von seinen Beobachtungen aber gehen nur die Handlungsgeschäffte an, oder haben auch nichts besonders an sich, welches sie von andern unterscheidet; und daher nimmt man hier nur, nach der Absicht dieses Artikels, dasjenige mit, was zur Kenntniß der magellanischen Straße dienen kann *i*).

Idee von seinem Tagebuche.

Seine Beobachtungen von Magellans Straße.

Er kam den 25sten März des 1615ten Jahres vor das Jungfernvorgebirge, welches er Virginien nannte: er fand aber daselbst so weichen Grund, daß von dreyen Ankern, die er auswerfen ließ, keiner hatte einfassen können; daher er denn seinen Lauf nach Westnordwest nahm. Den 26sten, nachdem er sehr laviret hatte, fand er sich nahe bey dem Lande, welches er die sieben Berge nannte, wo er erstaunte, daß er sich nur in zehn Faden Wasser befand. Die Furcht nöthigte ihn, wieder nach dem Vorgebirge Virginien zurückzukehren, wobey er an sehr niedrigen Ländern hinfuhr, die ihm der Küste von Douvres ähnlich zu seyn schienen. Sein Schiffsvolk, welches durch das schlimme Wetter dergestalt in Furcht gesetzet war, daß es die Einfahrt so großer Schiffe in die Straße für unmöglich hielt, brach in Murren aus. Einige schlugen vor, den Winter, nach Candishens und Oliviers von Noort Beyspiele, in dem verlangten Hafen zuzubringen; und andere wollten wieder nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zurück kehren, um von da nach Ostindien zu gehen. Spilberg aber sagte mit einem festen Muthe, er hätte Befehl, durch die magellanische Straße zu gehen, und könnte keinen andern Weg wählen. Diese kurze, geschwinde und entschlossene Antwort brachte die Aufrührer zum Schweigen.

Den 28sten fuhren vier Schiffe mit einem West und West gen Südwinde in die Straße hinein. Gegen die Abenddämmerung warf man in acht und zwanzig bis dreyßig Faden Wasser, nahe an der nordlichen Küste, Anker. Die Ströme, welche den Morgen durch einen West gen Südwestwind getrieben wurden, stürzeten so heftig aus der Straße, daß man den ganzen Tag nicht unter Segel gehen konnte. Den Abend, da der Admiral den Anker hatte lichten wollen, trieb er auf eine Bank, wo nur sechszehn bis siebenzehn Faden Wasser war. Die Nacht über wurde er aus der Straße geworfen; und in zweenen Tagen sah er sich allein und gezwungen, ohne Segel zu bleiben. Indessen fuhr er doch den 2ten wieder in die Straße ein und lief anfänglich Südost gen Süd und nach und nach etwas mehr nach Westen, um sich der nordlichen Küste zu nähern. Darauf fuhr er Westnordwest stets mit der Bleyschnur in der Hand. Diese Vorsicht war so nöthig, daß er den Morgen bey Anbruche des Tages, als er den Anker lichtete, viele Untiefen

h) Ebendas. a. d. 503 und 504 S.

sen um sich herum entdeckte. Als er in der Straße war: so traf er eine Bank eine Viertheilmeile breit an, wo die Tiefe von acht und neunzig Faden Wasser bald bis auf fünfe abnahm. Nachdem er diese Klippe vermieden hatte: so sah er die erste Enge in der Straße, die nicht über eine halbe Meile breit war. Die Fluth trieb ihn hinein, und er fand daselbst keinen tüchtigen Grund zu ankern. Er sah am Feuerlande einen sehr langen Menschen, der sich oftmals auf einem kleinen Hügel sehen ließ. Nahe bey der Enge ist dieses Land sehr dürre, und gleichen die Dünen den seeländischen. Eine Windstille nöthigte ihn, die Schaluppe auszusetzen, um das Schiff zu ziehen. Man gieng durch die Enge, und der Anker wurde gegen Mittag zwischen der erstern und andern Enge geworfen. Spilberg 1614.

Den 4ten hatte man das Vorgebirge West gen Südwest mit einem Nordnordwestwinde; und den Abend legete man in sechszehn Faden Wasser an der Spitze der zweyten Enge gegen die nordliche Küste an. Den 7ten vermocht ein Commissarius, Namens **Cornelius von Viane**, den Admiral, auszusteigen, um das Land zu besehen. Sie sahen keinen Menschen: sie wurden aber zween Strauße gewahr, denen sie mit aller ihrer Geschwindigkeit nicht lange folgen konnten. Sie fanden einen sehr breiten Fluß, dessen Ufer mit Gesträuchen bedeckt waren, welche voller schwarzen Beeren von gutem Geschmacke hingen. Spilberg nannte das Vorgebirge dieses Landes das **Cap Viane**. Gegen Abend, nachdem sie bis an die Spitze der zweyten Enge fortgerücket waren und sich den Penguineninseln genähert hatten, deren an der Zahl dreye sind, gab er ihnen folgende Namen. Die gegen Süden nannte er die Insel **der großen Küste**; die mittelste, **Groß-Patagon** oder das **Riesencyland**; und die gegen Norden, welche die kleinste zu seyn schien, die **Krug-Insel**. Er stieg aus Neugier in dem Eylande der großen Küste aus, wo er zween todte Leichname antraf, die mit einem wenig Erde darüber, ohne Zweifel nach der Landesart, begraben waren, und umher stunden Pfeile. Er erstaunete, mit was für Kunst sie in Penguinhäuten begraben waren. Der eine war von ordentlicher Größe, der andere nicht über drittehalb Fuß lang. Um den Hals hatten sie kleine Halsbänder, welche sehr geschickt aus Schneckenhäuserchen gemacht waren, die eben so hell waren, als die Perlen. Spilberg ließ sie wieder sorgfältig mit Erde bedecken. Er fand nichts auf den Inseln, was zum Essen dienen konnte. Man sah nur ein wenig Kraut, wovon sich die Penguinen nähreten.

Den 10ten, nachdem man mit einem Nordostwinde unter Segel gegangen war, kam man gegen Mittag in eine schöne Bay, welche Spilberg für den Hungerhafen hielt, weil er daselbst die Ruinen von einer Stadt und vielen Festungswerken sah. Darauf fuhr er stets an der nordlichen Küste hin, wo das Land viel Bäume und einige sehr ebene Oerter zeiget, woraus er urtheilete, daß es die Spanier ehemals gebauet hätten. Er erstaunete gegen Abend, nachdem er in dreyßig Faden Wasser und sehr nahe am Ufer vor Anker gelegt, daß er auf der mittäglichen Küste schöne Bäume und sehr grüne Gehölze mit vielen Papageyen sah. Die Höhe war aber dennoch vier und funfzig Grad. Er verwunderte sich aber noch mehr, daß er eine Straße wahrnahm, wodurch man das volle Meer entdeckete. Er zweifelte nicht, daß man durch diesen Weg nicht sollte in das Meer von Chili kommen können, und er bedaurete sehr, daß er von der Jacht abgesondert war, die er dahin würde geschickt haben.

Den Morgen lief er nach Süden und Süd gen Südost bis an eine große Spitze, hinter welcher man eine große Vertiefung fand, wo die Rhede sehr gut ist. Das Land war daselbst sehr hoch und mit Schnee bedecket, wie mitten im Winter. Von da gieng er nach

 Süd-

i) Spilberg giebt eine sehr umständliche Karte davon.

Spielberg 1614.

Südwest, um durch die dritte Enge zu gehen, vor welcher er den Abend in zwey und vierzig Faden Wasser vor Anker legete. Den Morgen des folgenden Tages besuchete er eine andere Bay; und da er selbst ans Land ausstieg, so fand er nur süßes Wasser und Bäume, deren Rinde, wie Pfeffer schmeckete; daher er diese Bay die **Pfefferbay** nannte.

Man gieng mit so veränderlichem Winde wieder unter Segel, daß man viel Mühe hatte, die Muschelbay wieder zu paßiren, an deren Seite man eine kleine Insel und sehr hohes Land antrifft. Ein Stückschuß, den der Admiral gegen Abend thun ließ, führete bald eine Schaluppe herbey, die ihm meldete, seine übrige Flotte läge in der **Descordesbay** vor Anker. Alle Officier versammelten sich mit ungemeiner Freude, daß sie so viel Gefahr überstiegen hatten, und einander nach einer so langen Trennung wieder sahen. Einige hatten am Ufer viele Indianer mit ihren Frauen und Kindern wahrgenommen. Man hatte ihnen Messer und spanischen Wein gegeben, worüber sie sehr vergnügt zu seyn geschienen. Da sie aber beständig nach den Gänsen und Enten schießen höreten: so waren sie aus Furcht verschwunden. Spilberg nahm von einer Windstille Anlaß, zu verordnen, man sollte sich acht Tage lang aufhalten und Wasser und Holz einnehmen. Das Schiffsvolk, welches Erfrischung nöthig hatte, fand in der **Descordesbay** eine große Menge von Muscheln und andern Schaalenfischen, deren Geschmack ihnen besser vorkam, als Austern; Meerkresse, Petersilie, macedonische Petersilie und rothe Beeren von Gesträuchen.

Den 24sten, nachdem sie vor einem Vorgebirge vorbey gefahren, legete man den Abend in sechszehn Faden Wasser bey einer kleinen Insel an, bey welcher noch sieben oder acht andere waren, denen man Namen gab. Den 25sten entdeckte man eine schöne Bay, in welche einzulaufen der Wind nicht erlaubete. Den 26sten, nachdem man in fünf und zwanzig Faden Wasser hinter einer Insel vor Anker gelegt, die sich gen Süden zeigete, wurde man eine Oeffnung gewahr, von welcher der Admiral Erkundigung einziehen wollte. Er stieg in dem Eylande aus, wo er von der Spitze eines Berges, so wie alle andere, die ihn begleiteten, urtheilete, daß sie eine wirkliche Durchfahrt wäre, die ins Südmeer führete *k*). Allein, seine Verhaltungsbefehle, saget er, enthielten, er sollte der magellanischen Straße folgen, ohne einen andern Weg zu versuchen. Den 27sten machte er sich eines günstigen Windes zu Nutze, um in die Bay einzulaufen, die er den Tag vorher gesehen hatte. Die Menge von Schaalenfischen und Beeren, der gute Grund in fünf und zwanzig Faden Wasser, die vortrefflichen Gewässer, welche, indem sie von den Bergen fallen, einen Fluß machen und sich durch das Gehölz ins Meer ergießen, hatten ihn bewogen, sich daselbst einige Tage zu erfrischen und er nannte die Bay nach seinem Namen **Spilbergsbay**. Während dieser Zeit der Ruhe konnte er der Neugier nicht widerstehen, die Durchfahrt suchen zu lassen. Der erste Lootsmann, den er in einer Schaluppe mit einigen Matrosen ausschickte, fuhr bis an eine Landspitze, wo er bey Erblickung vieler schönen Vögel vieren von seinen Leuten erlaubete, auszusteigen, um sie zu tödten. Sie sahen sich sogleich von einem Haufen mit großen Keulen bewaffneter Wilde angegriffen, welche zween davon erschlugen. Dieses Unfalls wegen lichtete man den Anker und legete den 2ten May in einer andern Bay an. Der Admiral wollte mit drey bewaffneten Schaluppen einen ziemlich großen

k) Ebendas. a. d. 503 S.

l) A. d. 506 S.

m) A. d. 507 S.

n) Johann Cornelius von Moye, Schreiber auf seinem Schiffe, und vermuthlich der Verfasser des Tagebuches, zeichnete daselbst eine Karte von diesen Ey-

großen Fluß hinauf fahren, welcher sich dahinein stürzete. Allein, dieses Unternehmen wäre ihm bald durch die gewaltsamen Ströme theuer zu stehen gekommen, welche ihn mit mehr Stärke, als er es vermuthet hatte, trieben, und es ihm sehr schwer machten, wieder in die Bay zu kommen. Er sah am Strande des Flusses viele kleine Hütten, worinnen die Wilden wohneten, und die sie bey Erblickung der Schaluppen verließen. Die Mündung zeigete ihm einen großen Raum, der mit Pfählen umgeben war, welchen er für eine Fischerey hielt. Der Tod eines seiner Leute, Namens Abraham Pieters, machte, daß er diesem Flusse den Namen Abraham gab. Spilberg 1614.

Den 4ten entdeckete er an der nordlichen Küste einen fast eben so breiten Canal, als die Straße selbst, in welchem die Ströme sehr heftig waren und der sich westnordwestwärts erstreckete. Da der Wind und die Fluth der Flotte wohl wollten: so entschloß man sich, die ganze Nacht hindurch sich desselben zu Nutze zu machen, bloß mit der Vorsicht, die Jacht voraus gehen zu lassen. Man war damals zwischen den hohen Küsten nahe an dem Vorgebirge Moritz. Es war ein sehr erstaunlicher Anblick, so große Schiffe, welche in diesem Raume gleichsam versenket waren, bey der Nacht auf einem so tiefen Wasser segeln zu sehen, wo man keinen Grund mehr fand *l*). Den 5ten bemerkete man, daß der Canal weiter ward; und bald darauf entdeckete man das volle Meer. Der Wind, welcher den Abend und die ganze Nacht sehr frisch ward, ließ sie einen guten Strich zurück legen. Er hielt den 6ten mit einem trüben Wetter an, welches aber doch nicht verhinderte, das Südvorgebirge zu sehen, welches wegen seiner hohen Felsen und an einigen Spitzen, welche kleinen Thürmen gleichen, kenntlich genug ist. Vormittag fuhr man längst der mittäglichen Küste, im Angesichte vieler gefährlichen Klippen und vieler kleinen Inseln, welche an der Nordküste liegen, hinaus. Der Wind wurde aber so stark, daß die andern Eylande, die sich vorn zeigeten, der Flotte vieles Schrecken verursachten. Sie liegen am Ende des magellanischen Canals fast eben so wie die Sorlingen am Ende des Canals von England. Spilberg gab ihnen daher auch den Namen der Sorlingen, wie er andere Inseln vor ihnen Seeland genannt hatte.

Er setzet hinzu, diese Menge Inseln und Klippen machen den Ausgang aus dem Canale um so viel gefährlicher, weil man daselbst keinen Ort findet, wo man im Falle der Noth vor Anker legen, oder sich in Sicherheit begeben könne. Sobald man um das Cap Desiderado herumgefahren ist, welches eine außerordentliche Gestalt hat: so fängt man an, sich in einem sehr bewegten Meere zu befinden. „Es sind also, saget er: nach „den Gefährlichkeiten der Straße, noch neue Hindernisse zu überwinden. Alle Nach„richten geben davon Zeugnisse; und ich bekräftige es durch meines *m*).

Nachdem Spilberg also sehr glücklich in das Südmeer gekommen war: so machte er sich lange Zeit den Spaniern furchtbar. Er schlug die königliche Flotte, welche Don Rodrigo von Mendoza führete; und da er nicht aufgehöret hatte, die ganze Küste von Chili und Peru in Schrecken zu setzen, so entfernete er sich nur den 26sten des Christmonates davon, um sich nach den Molucken *n*), über die marianischen und philippinischen Ey-

Eylanden und von Botton, die er allhier mittheilet, und für deren Richtigkeit er die Gewähr leisten will. Man findet darinnen nicht allein die Lage der Plätze, die Gestalt der Küsten, die Bayen, und Wasserplätze, sondern auch alle Tiefen. „Ich „habe mich beflissen, saget er, auf den verschiede„nen

l'Hermite 1624. Eylande zu begeben. Von da segelte er nach Java, wo er den 14ten des Christmonates im Jahre 1616 abgieng und den 1sten des Heumonates des 1617ten Jahres im Texel ankam.

Der IV Abschnitt.

Jacobs l'Hermite und Schapenhams Reise.

Im Jahre 1623, das ist ungefähr sechs Jahre nach der Entdeckung der Straße des le Maire, faßten die Generalstaaten und der Prinz Moritz von Nassau, Admiral der vereinigten Niederlande, zum erstenmale den Vorsatz, diese neue Durchfahrt besuchen zu lassen. Das Absterben Jacobs le Maire, welches auf seiner Rückkehr aus Ostindien erfolget war, und die Zweifel, welche Georg Spilberg wider die Wahrheit seines Tagebuches und das Zeugniß seiner Gefährten erreget hatte, schienen die einzige Ursache einer so langen Ungewißheit gewesen zu seyn.

Jacob l'Hermite wurde erwählet, die Flotte der Staaten zu führen. Es war die mächtigste, die sie je in diese Meere geschickt hatten; und man gab ihr daher den Namen der nassauischen Flotte. Sie bestund aus eilf Schiffen, die mit sechszehnhundert und sieben und dreyßig Mann besetzet waren, unter welchen sich sechshundert Soldaten befanden, die in fünf Compagnien abgetheilet waren, und zwey hundert und vier und neunzig Stücken bey sich hatten. Die Collegen der Admiralität und die ostindische Compagnie hatten gleichsam um die Wette zu den Kosten dieser Schiffsrüstung etwas beygetragen. Die Reise bis zu der Straße war sehr lang, ohne die geringste Hinderniß, welche sie aufhalten zu können schien. Man bekam erst den 1sten des Hornungs im Jahre 1624 das Vorgebirge Pennas zu Gesichte, dessen hohe Berge mit Schnee bedecket waren, und man fand sich in fünf und zwanzig Faden Tiefe.

L'Hermite hatte seinen Weg über die Insel Annobon genommen. „Es war ihm „unmöglich, saget er, zu erkennen, ob die Straße des le Maire in der Karte in Ansehung „dieser Insel richtig gesetzet ist. Die meisten Lootsen haben, wenn sie auf der hohen „See gefahren, die übele Gewohnheit, daß sie nur die Hälfte der Punctirung und der An„zahl der Seemeilen, die sie gefahren, in ihre Karten setzen. Hingegen, wenn sie auf der wei„ten See fahren und dennoch vermuthen, daß sie nahe am Lande sind: so setzen sie doppelt „so viel Weges, als sie zurück geleget haben. Es geschah auch auf der nassauischen Flotte, „daß die Punctirungen der Lootsen, als sie im ein und dreyßigsten und einen halben Grad „kamen, sehr unterschieden waren: am Vorgebirge Pennas aber stimmeten sie fast alle mit „einander überein, ob man gleich nicht weniger, als vierhundert Seemeilen zurück gelegt hatte, „ohne im geringsten Land gesehen zu haben„. L'Hermite schließt daraus, es sey weit sicherer, sich nach seiner eigenen Erfahrung und nach den Regeln der Kunst zu richten, als nach den Karten *o*).

Weil seine Verhaltungsbefehle ihm untersagten, an der Küste von Brasilien weiter gegen Norden als Rio de la Plata einzulaufen: so war er nicht so bald auf der Höhe dieses

„nen Schiffahrten, die ich dahin gethan habe, al„les zu beobachten. Ich habe nichts angemerket, „was ich nicht gesehen oder selbst erforschet habe.

„Aus dieser Ursache findet man daselbst gewisse Län„der, die nicht ganz ausgezeichnet sind, und gegen „welche an der Westseite eine Untiefe von vier bis „sechs

ses Flusses, als er sich bemühete, die Küste desselben zu entdecken. Er wurde aber von den Südwestwinden weiter gegen Osten getrieben, woraus diejenigen, welche des le Maire Straße fahren wollen, lernen sollen, daß man sich, um günstigere Winde anzutreffen, der brasilianischen Küste nähern und sobald, als es möglich ist, an solcher hinfahren muß *p*). l'Hermite 1624.

Wir wollen das Uebrige den Verfasser des Tagebuches selbst erzählen lassen. Den 2ten desselben Monates fanden wir uns vor der Bucht der Straße des le Maire, welche wir nicht hätten sehen können, und vor welcher wir zu seyn auch nicht würden gemuthmaßet haben, wenn nicht einer von den Lootsen, welcher die Reise im Jahre 1619 mit den spanischen Caravellen gethan, sie an der Gestalt ihrer Berge erkannt hätte. Diese Bucht unterscheidet sich durch gute Merkmaale. Das ostliche Land, welches längst der Straße ist, und vom le Maire das Staatenland genannt worden, ist hoch, bergicht und unterbrochen; und die westliche Küste, welche das Moritzland heißt, zeiget viele runde Hügel sehr nahe am Ufer. Bey der Ankunft an der Einfahrt in die Straße sahen wir zwey von unsern Schiffen vor Anker in einer Bay, welche nachher Verschoorsbay genannt worden. Sie giengen alsbald unter Segel, um zu der Flotte zu stoßen. Da sich der Wind gegen Osten umgedrehet hatte, und die Ströme uns mit einer reißenden Gewalt in die Straße nach der westlichen Küste trieben: so stund l'Hermite bey sich an, ob er in der Valentinsbay vor Anker legen sollte, deren Küste unter dem Winde war. Als man aber nahe zu dieser Bay kam, welche an der Nordseite zwischen der zweyten und dritten Spitze der Westseite der Straße ist: so sah man daselbst ein Schiff vor Anker. Dieß war eine Ursache, anzurücken; und man glaubete darauf, außerhalb der Bay Anker werfen zu können. Zum guten Glücke wurden die Leute von dem Schiffe noch zeitig genug unser gewahr, daß sie uns durch eine Schaluppe von der Gefahr Nachricht geben konnten. Wir wandten das Schiff eiligst, und unser Glück ließ uns den Oberntheil von der mittäglichen Spitze der Bay erreichen, wo wir in funfzehn Faden Wasser auf einem fast ganz felsigten Grunde vor Anker legeten. Von hier giengen wir gerade in die Mitte der Straße, und warteten daselbst auf die beyden Schiffe, die wir draußen gesehen hatten. Das dritte konnte nicht unter Segel gehen. Den Vormittag war der Nebel so dick, daß man das Land auf beyden Seiten nicht sehen konnte. Indem uns nun die mittägliche Spitze der Straße gegen Osten blieb; so befanden wir uns auf der Höhe von fünf und funfzig Grad zwanzig Minuten.

Es wird manchem erstaunlich vorkommen, daß wir neun Monate gebrauchet haben, uns von Holland nach der Straße des le Maire zu begeben, und vielleicht wird man diese Langsamkeit den Schwierigkeiten der Schiffahrt zuschreiben. Die einzige Ursache aber, warum sie so lange gewähret, war, daß wir zu früh in See gegangen und zu einer nicht sonderlich günstigen Jahreszeit über die Linie fuhren. Diejenigen, welche eben die Reise thun wollen, müssen ihre Anstalten so machen, daß sie zu Ende des Weinmonates oder im Wintermonate darüber gehen. Die Nordwinde, welche alsdann zwischen den Wendekreisen regieren, werden die Fahrt sehr geschwind und glücklich machen *q*).

Den

„sechs Faden Wasser mit einem Felsengrunde liegt; „wie mich viele Lootsen versichert haben, die dahin „geschiffet sind und den Grund deutlich gesehen ha„ben. Ebendas. a. d. 560 und 561 S.

o) Tagebuch der nassauischen Flotte im IV Th. gedachter Sammlung a. d. 640 u. f. S.

p) Ebendas. a. d. 691 S.

q) A. d. 693 S.

l'Hermite 1624.

Den 3ten wurde man auf der Höhe von sechs und funfzig Grad von einer Windstille überfallen, welche den beyden Schiffen, die wieder zur Flotte gekommen waren, Zeit gab, dasjenige zu erzählen, was ihnen seit ihrer Trennung widerfahren war. **Verschoor**, welcher eines davon, als Conteradmiral führete, war zu dem andern und zu dem, was man in der Valentinsbay gesehen hatte, etwan in dem vier und funfzigsten Grade gekommen. Den 30sten Jenner waren sie in die Straße hinein gefahren: die reißenden Ströme aber hatten sie verhindert, weiter zu gehen. Sie waren die ganze Nacht hindurch unter Segel geblieben, und den Morgen hatten sie die Bayen an der Westseite der Straße besuchet, ohne daselbst guten Ankergrund zu finden. Den 1sten des Hornungs hatte Verschoor eines von den dreyen Schiffen, der Greif genannt, nach der Valentinsbay geschickt, die Flotte zu suchen und den Grund zu erforschen. Diese Bay hatte ihren Namen von einem Lootsmanne erhalten, **Valentin Janß** genannt. **Verschoor**, welcher seinen Namen derjenigen Bay gegeben, wo er äußerhalb der Straße vor Anker geblieben, hatte einige Leute ans Land geschickt, um solches zu besichtigen. Sie waren in einen kleinen Fluß eingefahren, wo sie eine bequeme Rhede für kleine Fahrzeuge gefunden hatten, in welcher aber für die großen Schiffe nicht Wasser genug war. Sie hatten mit den Einwohnern zu handeln angefangen, von denen sie Häute von Seehunden bekommen hatten, doch konnten sie kein Vieh noch andere Erfrischungen von ihnen erhalten. Sie hatten eine Menge Fische gefangen, welche wie Schellfische schmeckten und aussahen. Weil sie aber vor dem Ostwinde nicht bedeckt waren, welcher die Wellen sehr hoch trieb: so waren sie wieder an Bord gekommen, ehe sie uns entdecket hatten.

Den 6ten sah man Hornsvorgebirge, in der Entfernung von drey Meilen gegen Nordnordwest. Den 11ten war die Kälte im acht und funfzigsten und einem halben Grade sehr stark. Den 14ten beobachtete man, daß die Abweichung der Nadel ansehnlich war, obgleich die Compasse von einander unterschieden waren. An eben dem Tage Nachmittages gegen sechs und funfzig Grad zwanzig Minuten sah man Hornsvorgebirge wieder sieben Meilen gegen Westen; woraus man schloß, daß die Ströme sehr gewaltig gegen Osten zutrieben, wider die Meynung der Lootsen, welche auf das Zeugniß des Tagebuches des le Maire glaubeten, daß sie nach Westen trieben. Alle Punctirungen setzeten auch die Flotte weiter gegen Westen von Hornsvorgebirge. Den Morgen des 15ten sah man dieses Vorgebirge zwo Meilen Westnordwest. Als man es umfuhr, so nahm man zwischen ihm und dem benachbartesten Vorgebirge gegen Westen einen großen Busen wahr, welcher so weit ins Land gieng, als man nur sehen konnte. Man schmeichelte sich, daselbst eine gute Bay zu finden. Weil aber die Windstille nicht erlaubet hatte, daselbst vor Anker zu legen, ehe es Nacht ward: so ließ der Admiral das Vorgebirge in der Weite liegen.

Den 16ten in sechs und funfzig Grad zehn Minuten mit Hornsvorgebirge gegen Osten, sah man zwo Inseln, vierzehn oder funfzehn Seemeilen weit von diesem Vorgebirge, die in den Karten nicht bezeichnet sind. Die Ströme trieben gen Nordwest. Den 17ten, da ein Westnordwestwind den Admiral in Furcht setzete, während der Meerstille unterhalb des Hornsvorgebirges aus dem rechten Wege zu kommen: so ließ er den Lauf nach einer großen Bay zu richten, welche von ihm den Namen Nassau bekam; und als er zwo Seemeilen weit hinan gefahren war, so fand er daselbst einen guten Anker-

grund

r) Ebendas. a. d. 697 S.

grund in fünf und zwanzig bis dreyßig Faden Wasser auf einem Boden wie Kalk. Den andern Morgen entdeckten einige Befehlshaber eine andere Bay, wo man vor den Wellen in einem sehr sichern Ankergrunde bedeckt seyn konnte, nahe bey welchem man süßes Wasser fände, welches von Bergen herabkäme und leichtlich bis zu den Schaluppen könnte gebracht werden. Das Holz und der Ballast wären daselbst gleichfalls im Ueberflusse. Dieses war die dritte Bay, die man an der Südseite entdeckete. Sie wurde von dem Namen des Viceadmirals Schapenhamsbay genannt. Einige Wilde ließen sich an der Seite des Wasserplatzes sehen, und zeigeten nichts wildes an sich. Indessen wurden doch siebenzehn Holländer, die den 24sten wieder nach dem Bache giengen, von diesen Barbaren erschlagen, ohne daß man ihnen das geringste Leid zugefüget hatte. Man fand an dem Ufer nur fünf Leichname, welche entsetzlich zerfleischet und in vier Theile gehauen waren, woraus man urtheilete, die andern wären von den Indianern verzehret worden *r*).

l'Hermite 1624.

Der Unteradmiral, welcher sich auf eine Jacht, der **Windhund** genannt, gesetzet hatte, um die Küste zu besichtigen, berichtete den 25sten: er wäre anfänglich nach einem Orte der Rhede zugegangen, wo man hätte Rauch aufsteigen sehen und den er die **Windhundesbay** nannte; daselbst hätte er die Nacht vor Anker zugebracht: als er den Morgen darauf ans Land gestiegen, hätte er einige Hütten gefunden, worinnen ihn die Wilden ohne Schwierigkeit aufgenommen; von da wäre er nach Osten gerückt, und nachdem er über einen großen Canal gefahren, hätte er sich gegen Osten von Hornsvorgebirge befunden; er hätte hinter einem Vorgebirge jenseits einer Insel Anker geworfen, welche er **Terhaltens** genannt hätte, von da er wieder zur Flotte gekommen wäre. Er versicherte auch, daß das Feuerland, so wie man es auf den Karten sähe, in viele Inseln getheilet wäre; daß es, um ins Südmeer zu kommen, nicht nöthig wäre, um Hornsvorgebirge herumzufahren; daß man es gegen Süden lassen könne, wenn man von Osten in die **Nassausbay** fahre, und von Westen dieses Vorgebirges das hohe Meer erreichen könne: weil man überall Buchten, Bayen und Busen sähe, davon die meisten so weit ins Land hinein gingen, als das Gesicht nur tragen könnte, so wäre es wahrscheinlich, daß es in der großen Nassausbay Wege gäbe, wodurch man in Magellans Straße kommen könnte *s*).

Der größte Theil von dem Feuerlande ist voller Berge, jedoch mit untermengten schönen Thälern und Wiesen, die von angenehmen Bächen gewässert werden. Zwischen dem Lande und den Inseln finden sich viele schöne Rheden, wo ganze Flotten bedecket seyn können. Holz und Ballast sind daselbst sehr gemein. Obgleich die Berge von der Seeseite dürre zu seyn scheinen: so sind sie dennoch mit Bäumen bedeckt, welche sich insgesammt gegen Osten durch die Gewaltsamkeit der entgegen gesetzeten Winde neigen, die gemeiniglich in diesem Himmelsstriche blasen. Eben das Land, welches so viele Bäume hervorbringt, ist hohl und hat nur zwey oder drey Fuß Tiefe, welche man leicht mit einem Stocke mißt, den man bis auf den Felsen hinein stecket. Die Winde hören fast niemals auf, daselbst zu herrschen, und die Stürme sind häufig. Der Verfasser des Tagebuches glaubet, man müsse sie den großen Ausdünstungen zuschreiben, welche aus dem Wasser aufsteigen und heftig von Westen gegen Osten getrieben werden. Sie erheben sich, saget

s) Ebendas. a. d. 698 S.

l'Hermite 1624. saget er, so plötzlich, daß sie kaum Zeit lassen, die Segel einzuziehen. Drey Anker sind nicht hinlänglich, ein Schiff zu befestigen, ob es gleich selbst unter der Küste bedeckt liegt, von welcher der Wind herkömmt. Er wirft die Schaluppen um, sie mögen am Taue oder am Borde liegen. Diejenigen, welche den Weg nach Westen nehmen wollen, müssen also dieses Land meiden, und gegen Süden gehen. Das ist das einzige Mittel, sich von den Westwinden zu befreyen, und die Südwinde anzutreffen, die sie zu ihrem Ziele führen werden.

Alle Holländer auf der Flotte hatten Gelegenheit, zu beobachten, daß die Einwohner dieses Landes eben so weiß gebohren wurden, als die Europäer. Ihre Kinder sahen so aus, wie unsere: nachher aber malen sie sich den Leib mit verschiedenen Farben. Einige haben das Gesicht, die Aerme, die Hände, die Füße oder andere Glieder roth gemalet und den übrigen Leib sehr weiß, wiewohl mit verschiedenen Strichen gezeichnet. Andere sind auf der einen Seite ganz roth, und auf der andern ganz weiß. Ein jeder malet und beschmieret sich nach seinem Belieben. Sie sind von einer starken und proportionirlichen Leibesgestalt, jedoch nicht größer, als die Europäer. Sie haben schwarzes, dickes und langes Haar. Ihre Zähne sind so scharf, als die Schneide eines Messers. Die Mannspersonen gehen alle nackend; die Frauenspersonen aber tragen ein Stück Leder um die Hüften. Sie sind gemalet wie ihre Männer; und ihr Schmuck besteht aus einigen Schaalen, die sie um den Hals haben. Einige bedecken sich die Schultern mit der Haut von einem Seehunde, welche sie eben nicht sehr vor der Kälte verwahret. L'Hermite verwunderte sich, daß sie solche ertragen konnten. Ihre Hütten bestehen aus Zweigen, die mit Erde verklebet sind. Sie gehen zwey bis drey Fuß tief in die Erde. Ihre Gestalt ist rund; sie gehen aber spitz aus mit einer kleinen Oeffnung, welche den Rauch hinauszulassen dienet. Ihr Geräthe sind einige Körbe von Binsen, worinnen die Werkzeuge zum Fischen liegen, als Leinen und Angeln, die den unserigen ziemlich ähnlich, wiewohl nur von Steine sind. Zum Köder binden sie Muscheln und andere kleine Schalenfische daran. Ihre Waffen sind von mancherley Art. Bey einigen sieht man Bogen und Pfeile, bey andern lange Wurfspieße, deren Spitze ein scharfer und mit kleinen Häkchen versehener Knochen ist; bey den meisten aber Keulen, Schleuder und steinerne Messer. Sie sind niemals ohne diese fürchterlichen Werkzeuge; weil sie, so viel die Holländer davon urtheilen konnten, beständig mit andern Völkern Krieg führen, die einige Seemeilen weit von ihnen, gegen die Insel Terhaltens zu wohnen und schwarz gemalet sind, wie die in der Schapenhamsbay und in der Windhundsbay fast gänzlich roth sind ff).

Ihre Kähne sind sehr sonderbar. Diese Barbaren haben die Geschicklichkeit, ihren größten Bäumen die ganze Rinde abzuziehen, und sie zu krümmen, indem sie einige Streife davon wegnehmen, die sie an andern Orten wieder anzusetzen wissen. Sie stellen solche auf eine hölzerne Forme, fast so wie wir die Schiffe auf das Gerüst stellen, bis sie daselbst eine vollkommene Festigkeit erhalten hat. Alsdann versehen sie solche von einem Ende zum andern mit Stücken Holz, die queer durchgehen, um sie zu befestigen, und dieses Holzwerk bedecken sie mit einer andern Rinde, wodurch sie den Boden so dicht machen, daß kein Wasser durchdringen kann. Die Länge dieser Canoes ist zehn bis sechzehn Fuß und ihre Breite ungefähr zwey Fuß. Sie können sieben oder acht Mann enthalten, ohne die geringste Art von Schwanken auf den Seiten; und die meisten schwimmen so geschwind, als die Schaluppen mit Rudern. Diese

ff) A. d. 701 S.

Diese elenden Indianer gleichen sonst menschlichen Geschöpfen weniger, als den wilden Thieren. Die Holländer durften nicht daran zweifeln, daß sie die Menschen nicht zerrissen und das Fleisch davon roh und blutig fraßen. Sie haben nicht den geringsten Funken von Religion und Policey. Kömmt ihnen eine natürliche Nothdurft an, wenn sie beysammen sind: so verrichten sie solche auf der Stelle mit eben so vieler Unfläterey, als Unverschämtheit. Sie kannten das Gewehr der Europäer noch nicht; und da sie sich nicht einbildeten, daß solches ihnen schaden könnte, so nahmen sie ihre Flinten vorn an den Lauf, und griffen die Degenklingen mit vollen Händen an. Indessen sind ihnen doch die List und Treulosigkeit so bekannt, daß sie sich nur freundlich gegen die Fremden stellen, um Gelegenheit zu suchen, sie zu überfallen und umzubringen. l'Hermite 1624.

Obgleich die Holländer kein Vieh bey Schapenhamsbay gefunden: so hatten sie doch Mist und andere Merkmaale daselbst wahrgenommen, welche einen Soldaten von der Flotte bewogen, in das Land hineinzugehen. Er meldete, er hätte eine Menge Ochsen und Kühe auf einer Wiese weiden gesehen; und man wurde mit nicht weniger Gewißheit unterrichtet, daß daselbst auch andere Erfrischungen wären. Die Furcht aber, man möchte unter die Barbaren gerathen, deren Anzahl man nicht wußte, und deren Wildheit man so gut kannte, bewogen den Admiral, den 27sten des Hornungs die Anker lichten zu lassen t).

Wir wollen hinzusetzen, daß er den 5ten März in neun und funfzig Grad fünf und vierzig Minuten war, und zween Stürme aus Westen hintereinander ausstund, welches ihm Gelegenheit gab, zu beobachten, daß sich die meisten Seefahrer bisher geirret, wenn sie geglaubet, man könnte zwar wohl durch des le Maire Straße nach Chily kommen; es wäre aber nicht möglich, von Chily und Peru durch diese Straße in das Nordmeer zu kommen. Sie setzeten fälschlich voraus, saget er, daß die Südwinde solches hinderten; da man doch gegentheils nur West und Nordwestwinde daselbst antrifft, und es folglich weit leichter ist, von Chily durch die Straße zu gehen, wenn man an der Küste des Feuerlandes hinfährt, als es ist, bey der Fahrt durch die Straße nach Chily gegen Süden hinauf zu gehen, um sich von den Westwinden zu befreyen. Der Admiral befürchtete sehr, es möchten diese Winde, welche ohne Aufhören herrscheten, ordentliche Winde seyn; weil sie ihm alsdann nicht würden die Hoffnung gelassen haben, die Südseite von Hornsvorgebirge zu erreichen, um weiter ins Südmeer zu kommen. Er stellete sich beständige Stürme, Nebel, Regen und andere Widerwärtigkeiten der See vor, welche seine Schiffe zerstreuen konnten; und das um so vielmehr, weil ihm seine Verhaltungsbefehle keinen andern Sammelplatz, als die Insel Juan Fernandez anwiesen, wohin man mit diesen Winden unmöglich kommen konnte. Diese Schwierigkeit machte, daß er den Rath zusammen kommen ließ, um zu vernehmen, was zu thun wäre, im Falle, die Westwinde nicht aufhöreten. Man schlug das Feuerland und die magellanische Straße vor, um den Winter allda zuzubringen. Nachdem man aber alle Gefährlichkeiten wohl erwogen: so beschloß man, noch zween Monate die See zu halten, in der Hoffnung, um das Vorgebirge hinum zu kommen. Dieser Entschluß schien der klügste zu seyn, als man gegen die Mitte des März, nachdem man bis in den ein und sechzigsten Grad fortgerückt war, einen Südsüdostwind hatte, womit man den Lauf so leicht that, daß man den 28sten eben desselben Monates die Küste von Chily entdeckete x).

Die Flotte brachte fast acht Monate in diesem Meere zu, um die Gelegenheit zu suchen, die spanische Handlung zu Grunde zu richten, und der vereinigten Niederlande ihre,

t) A. d. 703 S. u) A. d. 704 S. x) A. d. 705 S.

l'Hermite 1624.

durch die Eroberung einiger Länder, die sie im Besitze behalten könnten, daselbst einzuführen. Allein, die Holländer hatten sich gar zu viel Rechnung auf die Hoffnung gemacht, sie würden die Indianer geneigt finden, sich wider die Spanier zu empören, oder auch daß die Kräfte dieser Krone sehr geschwächt wären. Nach verschiedenen Versuchen, die zu nichts weiter dieneten, als ihre Ehrsucht zu zeigen, sahen sie sich genöthiget, wie Olivier von Noort und Georg Spilberg, ihren Anschlägen zu entsagen, und über die marianischen Eylande nach Ostindien zu gehen. L'Hermite starb den 2ten des Brachmonates bey der wirklichen Unternehmung, sich Lima zu bemächtigen *y*). **Schapenham**, der in der Oberbefehlshaberstelle folgete, that sich nur durch grausame Hinrichtungen hervor *z*). Nachdem er endlich des Mordens und Brennens müde war: so ließ er die Segel nach den marianischen Eylanden richten, wo er den 25sten Jenner im Jahre 1625 ankam. Die Insulaner von **Guaham**, von welchen die Holländer Erfrischungen bekamen, hatten noch nicht viel Vortheil von dem spanischen Handel gezogen; weil sie aus Begierde nach dem Eisen, der holländischen Flotte bis auf achtzig Pfund Reiß für ein altes verrostetes Beil gaben. **Schapenham** gieng den 11ten des Hornungs wieder in See. Er traf den 14ten im zehn und einem halben Grade Norderbreite eine Insel an, die er für **Sahavedra** hielt, obgleich solche Muthmaßung nicht mit den Karten übereinstimmete. Den 15ten im neunten Grade fünf und vierzig Minuten sah er eine andere, die er nicht in der Karte fand, und die ihm ziemlich bevölkert vorkam. Es scheint aber mehr Aufmerksamkeit zu verdienen, daß, nachdem er den 23sten beschlossen, seinen Lauf südsüdwestwärts bis auf die Höhe von drey Grad zu nehmen, er innerhalb acht Tagen die Molucken ansichtig ward, ohne die philippinischen Inseln gesehen zu haben. Von da gieng er über Amboina, wo seine Neigung zur Grausamkeit ihn die Gelegenheit ergreifen ließ, einige Aufrührer in den Inseln **Cambello** und **Luhu** scharf zu strafen. Er gieng nach Batavia, woselbst seine Flotte durch neue Verfügungen des Rathes von Indien zerstreuet ward; und den 3ten des Wintermonates,

y) A. d. 721 S.

z) Den 14ten des Brachmonates wurde beschlossen, man wollte alle spanische Gefangene, drey Greise ausgenommen, tödten. Die Ursache einer bey den Holländern so wenig üblichen Hinrichtung war, daß man nur wenig Lebensmittel und noch weniger Wasser hatte; daß man Leute, wovon man weder Dienste noch Vortheil zu hoffen hatte, keinesweges verwahren konnte; daß es wider alle Regeln der Klugheit gewesen wäre, sie loszulassen, weil daraus allerhand Unbequemlichkeiten entstehen konnten, und die Spanier nur darüber würden gelacht haben. Es war also kein sicherers Mittel, als ihnen das Leben zu nehmen. **Ebend.** a. d. 724 S. Den Morgen des 15ten hing man ein und zwanzig Spanier angesichts aller derer, die am Ufer waren, an den Segelstangen auf. **Ebend.** Als man **Guaiaquil** wegnahm, bekam man siebzehn Spanier gefangen, die ins Meer geworfen wurden. **Ebend.** a. d. 733 S.

a) Auf der 709 S. In dem übrigen Tagebuche ist nichts merkwürdigers, als das Verbrechen und die Bestrafung eines Wundarztes, Namens **Jacob Weger**. Diese Begebenheit scheint viel zu seltsam und durch das Zeugniß einer ganzen Flotte viel zu sehr bestätiget zu seyn, als daß sie in der Vergessenheit bleiben sollte.

„Man beschwerete sich bey dem Admirale, es „wären viele Kranke, die von Wegern Arzeney ge„nommen, auf eine solche Art gestorben, daß man „urtheilen könnte, es wäre etwas außerordentliches „dabey. Diese Beschwerden schienen der Aufmerk„samkeit würdig zu seyn. Der Unteradmiral und „Contre-Admiral, denen aufgetragen war, den „Wundarzt zu befragen, ermahneten ihn, sein „Verbrechen zu gestehen. Er wollte nicht reden. „Weil man aber schon halben Beweis wider ihn „hatte: so ward er auf die Marter gebracht. „Man zog ihn halb nackend aus, und in diesem „Zustande hing man sechs der schwersten Steinstücke an seinen Leib. Er fühlete solches so wenig, „daß er so übermüthig war, und es den Com„missarien

nates, nachdem er mit zweyen Schiffen, worüber man ihm die Befehlshaberschaft gelassen nach Europa unter Segel gegangen war, starb er am Borde bey der Insel Bostoc, wo er zwo Seemeilen von Bantam begraben wurde. l'Hermite 1624.

Seine beyden Schiffe legeten den 21sten Jenner im Jahre 1626 bey dem Vorgebirge der guten Hoffnung an, und liefen den 9ten des Heumonates glücklich in Texel ein *a*).

Das XLI Capitel.

Reise des Ritters Johann Narborough.

Einleitung.

Man vernimmt von einem berühmten Reisenden *b*), daß der Ritter Narborough ausdrücklich von Karln dem II abgeschickt worden, von Magellans Straße, der Küste der Patagonen, und den spanischen Hafen an dieser Gränze ihrer americanischen Staaten Erkundigung einzuziehen, mit dem Befehle, wenns möglich wäre, einige Gemeinschaft zwischen England und den Indianern von Chili zu errichten. Dieses Unternehmen hatte nicht den Erfolg, den sich der König Karl davon versprochen hatte. Narborough wurde von einem kleinen Schiffe getrennet, welches seines begleitete, und verlor darauf einen Theil seiner Leute, die sich von den Spaniern gefangen nehmen ließen. Er bringt aber doch einige Entdeckungen bey, die den Erdbeschreibern und Seefahrern gleich Narborough 1669.

„missarien sagete, indem er sich befliß, ihnen zu „trotzen. Diese Unempfindlichkeit in Ansehung „der Schmerzen machte, daß man einige Zauberey „bey ihm argwohnete. Man zog ihn vollends „aus, und fand bey ihm auf der Brust ein Säck„chen, worinnen eine Haut und eine Zunge von „einer Schlange waren. Man fing wiederum an, „ihn zu befragen. Als man ihn in die Raths„kammer führete, so sträubete er sich dergestalt, ob „ihm gleich die Hände gebunden waren, daß er ins „Meer sprang, um sich zu ersäufen. Ein Trom„peter vom Schiffe, welcher so gleich hinter ihn „drein sprang, hielt ihn übers Wasser. Der Wund„arzt aber bemühete sich, Wasser einzuschlucken, „um desto eher zu Grunde zu gehen und den „Trompeter mit hinunter zu ziehen. Jedoch ande„re Matrosen, die ebenfalls ins Meer sprangen, „hatten die Stärke, daß sie solche erhielten und in „die Schaluppe brachten. Nach diesem Versuche „gab man so genau auf Wegern Achtung, daß er „alle Hoffnung verlor, zu entwischen. Er bekann„te, er wäre von Löwen gebürtig und Licentiat „der Arzneykunst; er hätte sieben Menschen am „Borde den Tod gebracht, weil sie ihm zu viel „Mühe gemacht hätten, sie zu regieren; er hätte „sich vorgesetzet gehabt, mit an des Admirals Ta„fel zu speisen; und wenn ihm dieser Vorzug wäre „abgeschlagen worden, so hätte er den Entschluß „gefaßt, den Admiral, den Viceadmiral und alle „Befehlshaber, die ihm zuwider gewesen seyn wür„den, zu vergeben; er wäre schon lange Willens „gewesen, ein Pactum mit dem Teufel zu machen, „aber aller seiner Anrufungen ungeachtet, hätte er „ihn nicht vermögen können, zu erscheinen; seitdem „er gefangen wäre, hätte er sich bemühet, sich zu „tödten, oder zu ersticken, ohne daß ers gekonnt „hätte. Man hatte ihn im Verdachte, daß er „noch andere Verbrechen begangen: man begnügte „sich aber mit diesem freywilligen Bekenntnisse und „der Rath ließ ihn hinrichten.„ Ebendas. a. d. 681 u. f. S.

b) Ansons Reise I Th. a. d. 245 u. f. S.

Narborough 1669.

gleich schätzbar sind *e*). Man erzählet, es hätte Karl der II so große Hoffnung auf dieses Unternehmen gesetzet, und den Erfolg davon mit so vieler Ungeduld erwartet, daß, nachdem er vernommen, Narborough sey wieder in den Dünen angekommen, er ihm in seiner Barke bis Gravesand entgegen gegangen *d*).

Der I Abschnitt.

Narboroughs Schiffahrt bis zu der Straße.

Dessen Abfahrt und Ladung. Mittel wider die Krankheiten in hitzigen Gegenden. Beobachtungen. Seekälberbay. Insel Tomahauke. Penguineninsel. Verlangter Hafen. Was daselbst gezeuget wird. Beschreibung des dasigen Landes. Insel der Seekälber. Llamas oder Guanocos. Menge Fische. Aufschrift vom le Maire. Insel le Maire. Narborough nimmt Besitz davon. Hafen St. Julian. Dessen Lage. Salzquellen. Narborough geht ins Land hinein. Elendes Leben der Wilden. Narboroughs Urtheil von dem Lande der Patagonen.

Narboroughs Abfahrt und Ladung.

Dieser Reisende gieng den 26sten des Herbstmonates im Jahre 1669 am Borde eines königlichen Schiffes von sechs und dreyßig Canonen, Namens Swipstakes, worüber er durch eine besondere Commission zum Befehlshaber gemacht worden, mit einer Flüte von siebenzig Tonnen, aus der Themse. Ob er gleich die Absicht seiner Reise nicht angiebt: so will er es doch nicht unbekannt seyn lassen, daß er auf Kosten des Königes einen großen Vorrath von Messern, Scheeren, Spiegeln, Armbändern, Beilen, Hacken, Spaden, Nägeln, Ahlen, Nadeln, Schellen, Büchsen, verarbeitete Leinwand, Zeuge, Toback und Pfeifen mitgenommen, um mit den Eingebohrnen des Landes, wo er hingehen sollte, saget er, zu handeln. Er merket an, daß die Spitze Lezard in England, im funfzigsten Grade zehn Minuten Breite und im achtzehnten Grade dreyßig Minuten Länge ist, weil er stets von dieser Spitze die Länge nimmt *e*).

Bewährtes Hülfsmittel wider die Krankheiten der hitzigen Gegenden.

In den vier Monaten ungefähr, die er anwandte, nach den brasilianischen Küsten zu kommen, fand er es wahr zu seyn, wie er es schon auf einigen andern Reisen erfahren hatte, daß das Aderlassen viel beyträgt, die Gesundheit wider die übermäßige Hitze zu erhalten; und daß es insbesondere ein allgemeines Hülfsmittel wider das hitzige Fieber sey. Er lobet sich auch wegen einer Methode, der er bey Austheilung der Lebensmittel allezeit gefolget, und die er für sehr dienlich hält, den Zwistigkeiten auf einem Schiffe vorzubeugen. Diese bestund darinnen, daß er nichts bessers aß, als der geringste von seinen Schiffsleuten. „Ueberhaupt, saget er, so trunken wir alle aus einem Fasse, und aßen „von einerley Vorrathe, so lange solcher währete. Ich litt niemals, daß sich einer von „meinen Officirern ein gutes Stückchen aussuchte. Das Looß mußte es ihm geben. Die „Portionen wurden denjenigen gegeben, die ein Mensch nannte, dem ich die Augen verbin„den ließ *f*).

Den

c) Außer denen, die man lesen wird, hält der Verfasser von Ansons Reisen die Karte von der magellanischen Straße und den benachbarten Küsten, welche Narborough entworfen hat, für viel richtiger und genauer in demjenigen, was sie begreift, als Freziers seine, und in einigen Stücken, vornehmlich in dem, was die Länge der verschiedenen Theile dieser Straße betrifft, weit höher, als Halleys seine. Ebendas. a. d. 249 S.

d) Ebendas. a. d. 248 S.

Den 21sten des Hornungs sah man Land gegen Westen; und hier fangen eigentlich die Beobachtungen an, welche Narboroughs Tagebuche einen Werth geben. Er ließ vier Meilen vom Ufer das Loot auswerfen. Man fand ein und zwanzig Faden auf einem Boden von kleinen Steinen und Sande. Das Land da herum ist nicht sehr erhaben: weiter hin aber scheint es hoch und röthlich zu seyn. Man hatte zwo Seemeilen gegen Nordnordwest vom Schiffe das Cap Blanco. Dieß war der nordlichste Ort, den man entdecken konnte, und das südlichste Land liegt dem Vorgebirge gerade entgegen. Die Küste, welche gegen Süden läuft, ist mittelmäßig hoch: im Lande aber giebt es Berge, deren Spitzen flach, wie Tafeln sind. Fünf Meilen von der Küste, die eine Art von Bay machet, hatte man siebenzehn Faden auf einem rauhen Grunde. Das Land, welches man deutlich entdeckete, schien wie das Gras, von der Sonne verbrannt zu seyn. Man sah keinen Baum auf den Bergen noch in den Thälern; und man bemerkete weder Feuer noch Rauch in dem Lande.

Narborough 1669.

Beobachtungen vom 47 Gr. Süderbr. bis an Magellans Straße.

Nachdem man vielmals den Weg geändert hatte: so gieng man gerade nach Westen. Der Nebel hatte seit dreyen Tagen verhindert, die Höhe zu nehmen. Wie man schätzete, so war man im sieben und vierzigsten Grade vierzehn Minuten Süderbreite. Die mittägliche Entfernung von dem Vorgebirge Lezard gegen Westen war tausend und vierzehn Seemeilen, eine Meile $\frac{7}{10}$. Die Länge, vom Lezard genommen, ein und sechzig Grad sechs und funfzig Minuten $\frac{6}{10}$. Die Abweichung der Magnetnadel achtzehn Grad gegen Osten. Narborough befürchtete, er möchte vor dem verlangten Hafen schon vorbey seyn.

Den 24sten segelte er gegen Norden; und fuhr, nachdem er sich in seine Schaluppe gesetzet, dicht an der Küste hin, da das Schiff mit einem Seitenwinde zwo Seemeilen vom Lande fuhr. Dieses Ufer ist eine Kette von Landspitzen und von einander abgesonderten Felsen. An der nordlichen Spitze der Seekälberbay findet man eine kleine Insel, die nur ein Haufen von Felsen in der Gestalt eines Heuschobers ist, und mit Vogelmiste bedeckt liegt. Die Fluth zwischen dieser Insel und dem festen Lande ist ungemein schnell. Auf der Meerseite ist die Insel mit abgesonderten Felsen umgeben. Das Gestade des festen Landes ist niedrig und sandig; weiter im Lande drinnen aber findet man breite Dünen und Berge. Die Engländer gaben der Insel den Namen Tomahauke von dem indianischen Namen einer Keule, die sie hatten schwimmen gesehen, und die vor ihren Augen verschwand. Gegen Nordwest entdecketen sie eine runde Bay, die in ihren Karten Spirings- oder Aalraupenbay genannt wird, welche drey kleine Inseln von mittelmäßiger Höhe hat. Sie ist sieben Meilen breit und ungefähr drey Seemeilen tief. An ihrer Spitze, die sich gegen Nordnordwest wendet, sind schwarze Felsen, wie ein zerstöretes Gebäude, in dessen Mitte ein Thurm stünde. Narborough fuhr am Ufer hin, dessen Gestade er sehr jähe und voller schwarzen Felsen fand. Er sah daselbst auch seichte Bayen und Kraut auf den Bergen, aber ohne Gehölze und ohne Anschein von süßem Wasser.

Seekälberbay.

Insel Tomahauke.

e) Tagebuch der Reise des Hauptmanns Narborough nach der Südsee, im III Th. der Sammlung der Reisen nach dem mittäglichen America. Amsterdam 1738, a. d. 3 S. Der Uebersetzer nennet ihn unrecht Nerbrough.

f) Ebend. a. d. 24 S. Bey dieser guten Speise und vermittelst des Aderlassens, da man durch den Wendekreis des Krebses gieng, hatte niemand auf der ganzen Reise das hitzige Fieber. A. d. 25 S.

Narborough 1669.

Wasser. Gegen Nordost der Spiringsbay geht das Land spitz hinauf. Es ist ein sehr schönes Land, worinnen man angenehme Hügel und kleine sandichte Bayen sieht. Sechs kleine Inseln liegen gerade gegen diese Spitze; die eine einen Flintenschuß weit vom Lande, die andern etwas weiter. Die weiteste und größte heißt die Penguineninsel und ist etwan drey viertheil Meilen lang von Nordnordost gen Südsüdwest und eine halbe Meile breit von Osten gen Westen. Diese Insel besteht nur aus schroffen Felsen, ausgenommen gegen die Mitte, welche kiesicht ist und ein wenig grün Gras zeiget. Sie ist der Aufenthalt von einer ungeheuren Menge Penguinen und Seekälber. Narborough fing dreyhundert Penguinen in einer Zeit von einer vierthel Stunde. Er würde auch leicht dreytausend haben fangen können, wenn sie nur alle in seine Schaluppe gegangen wären. Man darf sie nur truppweise nach dem Strande jagen, wo zwey oder drey Leute sie mit dem Schlage eines Stockes auf den Kopf tödten, so wie andere sie in die Schaluppe nehmen. Die Seekälber wollen schon mehr Vorsichtigkeit haben, und würden einen Menschen niederschlagen, der nicht auf seiner Hut wäre. Zwo Seemeilen von da entdecket man eine Menge abgesonderter Felsen. Der Grund zwischen diesen Inseln, und außer der weitesten Spitze ist von keinem guten Halte.

Penguineninsel.

Verlangter Hafen.

Diesen Inseln gegen Norden in einer Bay, die vier Seemeilen lang und anderthalb Seemeilen tief ist, sieht man gegen Nordwest den verlangten Hafen. Narborough beobachtete, daß man ihn von der Penguineninsel entdecken könne. Er ist drey Seemeilen weit davon. Gegen die Mitte der Bay trifft man weiße Felsen an, die fast zwo Meilen lang sind, und deren Höhe mit schwarzen Streifen gezeichnet ist, welche von dem Falle der Wässer verursachet worden. Die Spitze derselben ist flach: weiter ins Land hinein aber sieht man runde Höhen und Dünen. Gegen Süden der Bay ist das Land mit schroffen Felsen besetzet, welche großen Mauern gleichen und unter welchen sich eine sandige Bucht gebildet hat, wo die Schaluppen bedeckt liegen können.

Die Flüte wird von dem Schiffe getrennet.

Das Schiff warf an der Mündung des Hafens Anker: Narborough aber fuhr den andern Morgen mit seinen beyden Schaluppen hinein, in der Hoffnung, daselbst die Flüte zu finden, die er seit einigen Tagen aus dem Gesichte verloren hatte. Er ließ an dem Ufer Feuer anzünden und dürre Kräuter verbrennen, damit der Rauch sie herbey brächte, und man sie desto eher entdecken könnte. Unterdessen daß ein Theil von seinen Leuten auf die Höhen stieg, um sich weiter nach ihr umzusehen, erforschete er bey der Ebbe den Hafen. Der Ankergrund ist für große Schiffe sehr gut, wenn sie nur gute Taue und starke Anker haben. Das Ufer aber hat wenig Holz und fast gar kein frisch Wasser. Auf den Bergen und ziemlich breiten Dünen sieht man einiges Buschwerk und trocknes und langes Gras, welches buschweise wächst. Das Land ist dürre und kiesigt. Indessen haben doch einige Thäler schwarzes Land, gleich dem alten verfaulten Miste.

Was in dem verlangten Hafen gezeuget wird.

Man hatte bisher noch keine Spur von einer Wohnung gesehen. Narborough aber entdeckete endlich einige Fußstapfen von Menschen, hinter den Gesträuchen und auf dem ausgerissenen Grase. Er fand an eben dem Orte Wolle, Federn, Thierknochen und Stücken Feuersteine. Er stieg auf eine Höhe, wo seine Leute den Tag zuvor einige Armbänder unter einem Gezelte gelassen, welches sie aufgeschlagen hatten. Da er aber sah, daß niemand solches angerühret hatte: so ließ er alles da. An einem so wüsten Orte sah er keine andern Thiere, als zween Hasen auf den Bergen laufen. Aus Neugier gieng er anderthalb Meilen ins Land hinein. Er fand in den Thälern zwischen den Felsen eine

Menge wilder Erbsen, deren Blätter grün sind, die Bluhmen aber bläulicht, von eben dem Geschmacke, wie die Blätter unserer grünen Erbsen. Unter vielen Arten von grünen Kräutern fand er auch wohlriechende, welche dem Trespe glichen und deren Blätter weiß und gelb waren. Er fand auch ein anderes Kraut, welches wenig von der Salbey unterschieden war, aber buschweise dicht an der Erde wie der Lattig wächst. Diese Kräuter nebst den Erbsenblättern waren eine sehr heilsame Erfrischung für das englische Schiffsvolk, welches anfing, vom Scorbute beschweret zu werden. Die Muscheln und andere Schaalenfische, welche der Verfasser Limpets nennet, sind überflüßig am Ufer, an dem Fuße der Felsen. Eine kleine Insel, welche voller Seekälber ist, biethet auch eine Menge Seevögel dar, welche zwischen den Felsen und in den Gesträuchen brüten, und sich auf ihren Nestern fangen lassen.

Narborough 1669.

Dieser Hafen kam Narboroughen bequem vor, seine Schiffe auszubessern. Da man über dieses von den hohen Bergen sehr weit ins Meer sehen konnte: so konnte es nicht fehlen, die Flüte ansichtig zu werden, wenn sie sich dieser Küste näherte. Einige Matrosen entdeckten zwo Quellen süßes Wasser; eine in einer kleinen Bucht, eine halbe Meile vom Ufer, wenn man den Fluß hinauf gieng; die andere in einem Thale zwischen Felsen an der Seite, wo das Schiff sich vor Anker geleget hatte. Diese Quellen sind klein und das Wasser darinnen ein wenig salzig: „Denn in diesen dürren Thälern ist das Erdreich von „Natur gesalzen; die Erde und die Felsen sind mit Salpeter als mit Glatteise überzogen.„

Narborough bringt daselbst den Winter zu.

Unterdessen daß man an dem Schiffe arbeitete, gieng Narborough an verschiedenen Orten ins Land. Zwo Meilen gegen Nordwest fand er es voller Höhen, dürre, ohne Holz und ohne Wasser. Dennoch aber sah man daselbst ziemlich niedrige aber trockene Thäler, deren Land von salpetrichter Art ist, und hin und wieder einiges Gebüsche, welches den Blättern nach, dem Weißdorne gleicht. Die kleinsten bringen eine Art von Galläpfel hervor, deren Kern eben so beißend ist, als der Pfeffer. Ueberhaupt ist die Gegend kiesicht und sandig. Es wächst nur ein wenig verbranntes Gras daselbst. Wenn man gräbt, so findet man Sand mit untermengtem Kiese und Felsen ohne das geringste Zeichen von Metallen oder Mineralien weder in der Erde, noch in den Felsenstücken. Von der Höhe der Berge sieht man nur andere Höhen und Dünen fast so wie in Cornwallien. Diejenigen, welche zum erstenmale in diesem Lande gehen, matten sich sehr ab. Bey dieser ersten Reise sah Narborough neun Thiere, die den Gemsen glichen, aber höher waren, einen längern Hals, einen Kopf ohne Hörner, einen röthlichen Rücken und weißen Bauch hatten. Als er einen Flintenschuß weit von ihnen war, nahmen sie die Flucht, und wieherten wie die Pferde. An einem andern Tage sah er drey Strauße von grauer Farbe und größer als unsere größten calecutischen Hähne. Ob sie gleich nicht fliegen konnten: so retteten sie sich doch durch ihr geschwindes Laufen. Ein Hund, der auf sie gehetzet ward, beugete einem vor; er konnte aber doch nicht hindern, daß sich solcher nicht nach den Gebirgen begab.

Beschreibung des Landes.

Den 4ten März nahm Narborough in seine beyden Schaluppen vierzig Mann, deren jeder mit einer Keule und einem Stocke bewaffnet war, mit denen er in die Seekälberinsel fuhr. Da diese Thiere truppweise fliehen, so ließ er sie umringen; und in einer Zeit von einer halben Stunde tödteten seine Leute ihrer vierhundert. So bald sie mit einem einzigen Schlage, den man ihnen auf den Kopf gab, erschlagen waren, ließ er ihnen den Hals abschneiden, um sie verbluten zu lassen, wenn sie noch warm waren. Die alten

Seekälberinsel.

Narborough 1669.

Männchen sind ordentlich so groß, als ein Kalb. Sie gleichen am Halse, an Haaren, am Kopfe und Schnauze den Löwen. Das Weibchen hat von vorn nicht weniger Aehnlichkeit mit der Löwinn, außer daß es ganz behaaret ist und glatt Haar hat, wie ein Pferd; da hingegen das Männchen nur hinten glatthaaricht ist. Sonst sind sie sehr ungestalt. Ihr Leib geht immer dünner zu bis auf zwo Floßfedern oder zween kurze Füße, welche das Ende desselben ausmachen. Sie haben zween andere an der Brust; so daß sie auf dem Lande gehen und auch so gar auf ziemlich hohe Felsen und Berge klettern können. Sie liegen gern in der Sonne und schlafen am Ufer. Ob es gleich ihrer wohl tausend giebt, die vierzehn Fuß lang sind: so ist doch die größte Anzahl davon nur fünf Fuß lang. Sie haben den Rachen stets offen. Ihr Fleisch ist so schön, wie Lammsfleisch, sehr gut, wenn es frisch ist, noch besser aber, wenn es ein wenig im Salze gelegen hat. Diejenigen, welche die Engländer zuzurichten sich die Mühe nahmen, waren von den jüngsten und sogen noch an ihren Müttern. Sie bläketen wie die Schafe, wenn sie ans Land kamen, und die Jungen näherten sich mit Bläken. Eine alte Mutter säugete vier oder fünfe und jagete die weg, die in größerer Anzahl kamen. Hieraus urtheilete Narborough, daß sie vier oder fünf Junge auf einmal brächten. Er ließ aus den größten das Fett ausbrennen, woraus man Oel zu den Lampen und anderm Gebrauche auf dem Schiffe machte. Das Oel, welches man von den jüngern bekam, schien den Engländern so gut zu seyn, als Baumöl. Sie bedieneten sich dessen zu ihren Salladen, welche von den grünen Erbsenblättern und andern Kräutern gemacht wurden.

Llamas oder Guanacos.

Den 6ten März fand Narborough eins von denen Thieren, die den Gemsen gli- chen, und wovon er schon verschiedene angetroffen, todt, und unverweset. Sein Rücken war mit einer ziemlich langen Wolle von blaßrother Farbe bedecket. Unter dem Bauche war seine Wolle weiß. Es war so groß wie ein junges Füllen, hatte einen langen Hals, einen Kopf, eine Schnauze, und Ohren wie ein Schaf, sehr lange Beine, gespaltene Füße, wie der wilden Thiere ihre, einen kleinen und röthlichen Schwanz. Es hatte keine Hörner und auch keine gehabt. Narborough hielt es für ein peruanisches Schaf, von der Art derjenigen, die man Llamas oder Guanacos nennet. Er ließ es öffnen, um nach einer alten Erzählung einiger Spanier aus Westindien, den Bezoarstein zu suchen: sein Suchen war aber vergebens. Nach der Zeit traf er viele Heerden von diesen Thieren zu dreyßigen und vierzigen an. Er sah auch Füchse, wilde Hunde, und fünf oder sechs Schafe, die größer waren, als unsere, nebst einem Sturzel von einem Zolle lang, der ihnen statt des Schwanzes ist. Er sah aber keine andere Vögel, als Geyer, wie die europäischen und kleine Vögel, die ziemlich den Hänflingen glichen. Unter vielerley Arten von Fliegen sah er große Bienen.

Ueberfluß an Fischen.

Einige Engländer vom Schiffe, die auf der andern Seite ins Land gegangen waren, hatten daselbst nichts anders entdecket. Hieraus schloß Narborough, der einzige Reichthum dieser Küste wäre der außerordentliche Ueberfluß an Fischen. Es muß, saget er, wahr-

g) Der Verfasser hat sie sorgfältig, auch der Ordnung der Zeilen nach, erhalten.

M. DC. XV	En Hoorn Gearri-
Een Schip ende een Jacht	veert den VIII De-
Genamet eendracht	cember. Vertok-

ken

wahrhaftig eine unendliche Menge derselben vorhanden seyn, um alle die Seekälber, die Penguinen und andern Vögel zu ernähren, die keine andere Nahrung haben, und doch außerordentlich fett sind. Er sah Seekälber schwimmen, den Kopf außer dem Wasser, mit einem großen Fische im Rachen. Narborough 1669.

An einem andern Tage gieng er mit vierzehn bewaffnete Mann den Fluß hinauf. Er wird bey einer kleinen mit Sträucherwerke bedeckten Insel breit; und indem er sich über derselben wieder zusammen zieht, so wendet er sich gen Südwest. In diesem Umschweife trifft man eine andere Insel von mittelmäßiger Höhe an, voller Felsen, wo man nur ein wenig Gras und einige kleine Gesträuche findet. Narborough stieg in dieser Insel ans Land. Er verwunderte sich, daselbst einen Pfahl von fünf Fuß hoch zu sehen, der von einem Stücke Mast gemacht zu seyn schien, und mit Fleiße aufgerichtet war, woran man ein viereckigtes Brett einen Fuß groß, genagelt hatte. Auf dem Brette stund nichts. Ein Matrose aber fand an dem Fuße dieses Denkmahls eine bleyerne Platte mit einer Aufschrift in holländischer Sprache *g*), welche die Namen des Jacob le Maire und seiner Gefährten nebst dem Jahre und der Absicht ihrer Reise enthielt. In einem Loche des Pfahles, welches mit einem langen hölzernen Zapfen zugestopfet war, fand man eine kleine überzinnte blecherne Büchse, worinnen ein geschriebenes Blatt Papier lag, welches man aber nicht mehr lesen konnte. Narborough grub mit seinem Messer seines Schiffes Namen und das Jahr und den Monat auf das Brett. Die bleyerne Platte nahm er mit und nannte diese Insel die Insel le **Maire**. Von da gieng er an das nordliche Ufer, zwo Meilen ins Land. Er sah daselbst keine Bäume: das Land aber schien ihm besser zu seyn, als er es noch angetroffen hatte, mit Mergel vermengt und zum Anbauen bequem. Die Guanacos, die Füchse, die Hasen, die Hunde und wilden Katzen zeigeten sich in großer Menge. Man fing ein **Armadillo**, welches die Hunde in ein Loch gejaget hatten, und welches man leicht heraus brachte. Dieses Thier ist von der Größe eines Igels, und ihm nicht gar ungleich. Auf seinem Rücken hat es eine Schaale, womit es sich als mit einem Küraße bedecket, und welche die Hunde nicht durchbeißen können. Man sah an vielen Orten Ratten; und die Hunde fingen ein anderes Thier, welches schwarz war und zween weiße Flecken auf dem Rücken hatte. Endlich sah man auch noch Strauße, einige Rebhühner und Geyer: man entdeckete aber kein süßes Wasser. Als Narborough mit der Schaluppe nach der Küste gegen Süden zurück kehrte: so gieng er über eine kleine Bay ungefähr zwo Meilen lang und dreyßig Fuß breit, welche eine Insel von eben der Länge machet. Er nannte diese Insel die Haseninsel; weil er daselbst über zwanzig solche Thiere in einem Truppe beysammen sah.

Aufschrift.

Insel le Maire.

Armadillo ein sonderbares Thier.

Den 25sten März, nachdem er den Entschluß gefaßt hatte, den folgenden Tag abzureisen, sagete er zu seinen Leuten: „Meine Herren, sie sind Zeugen, daß ich heute von „dieser Küste, dem verlangten Hafen, und dem ganzen Lande auf beyden Seiten, für „seine Majestät Carln den II, König von Großbritannien, und für seine Erben Besitz

 „nehme„

ken met een Schip d'eendracht den January: M. DC. XVI

C: Jacques le Maire
S. Willem Corns Schouten
Ares Claßen.
Jan Corns Schots.
Claes Janßen Ban.

Narborough 1669.

„nehme.„ Darauf ließ er drey Canonenschüsse thun. Er meldet aber nicht, was für ein Recht sich England auf ein Land zueignen konnte, wo le Maire und andere Reisende schon vor den Engländern gewesen waren.

Wichtige Beobachtungen.

Den andern Morgen *h*) segelte er nach Norden mit mehrer Sorgfalt, als vorher, seine Beobachtungen zu bestätigen. Er war den 1sten April auf der Höhe der Seekälberbay *i*), von da er der Küste in einer Entfernung von drey Seemeilen in zwanzig Faden Wasser auf einem schwarzen Sandgrunde folgete. Den 2ten des Morgens um neun Uhr wurde er gegen Westen einer kleinen flachen Insel eine Seemeile weit vom Lande und im acht und vierzigsten Grade vierzig Minuten Süderbreite gewahr. Das Land, welches ihr entgegen liegt, ist erhaben und voller hohen Berge, deren Gipfel rund sind. Zwo Seemeilen davon gegen Süden ist das Land niedrig, nebst einer Spitze vier Seemeilen lang, von der Seeseite. Das Ufer daran aber ist voller Felsen. Zwo Seemeilen von dieser kleinen Insel findet man drey und zwanzig Faden Wasser auf eben solchem schwarzen Sandgrunde. Das Schiff näherte sich der Küste bis auf fünf Meilen; und von der Insel bis zu dem Hafen St Julian fuhr man mit dem Lote in der Hand in achtzehn oder zwanzig Faden Wasser auf einem Grunde von feinem und schwarzem Sande. Wenn man eine Seemeile gegen Süden von der kleinen Insel gefahren ist: so läuft das Ufer Südsüdwest und Nordnordost. An dem mittäglichen Ende der Spitze, an der Landseite sieht man hohe Hügel: die Seeseite aber zeiget einen weißen und jähen Felsen von einer mittelmäßigen Höhe, welcher von weitem durch eine große schwarze Binde getheilet zu seyn scheint. Jenseits des Felsen erhebet sich das Gebirge in der Runde bis zur Spitze. Daselbst ist der Hafen St Julian. Die Mündung ist mitten in der Bay *k*): die beyden Spitzen aber verbergen die Einfahrt, und verstatten nicht, sie von der See her zu entdecken. Man ist bey der Ebbe genöthiget, sie durch die Schaluppen erforschen zu lassen. Das Land, welches dem Hafen entgegen liegt, ist erhaben und voller runden Berge, die wie ein Zuckerhut ausgehen. Die Küste hat keinen höhern Ort, und sieht gegen Süden so weit das Gesicht tragen kann, ganz gleich aus. Es sind fast neun Seemeilen von der kleinen Insel bis nach St Julian.

Annäherung zu dem Hafen St Julian.

Beschreibung desselben.

Narborough ließ in der Bay in zwölf Faden Wasser, zwo Seemeilen von der Mündung

h) Er machet hier wichtige Anmerkungen. An diesem Tage, den 26sten März, Morgens um sechs Uhr, als die Sonne am Horizonte im Aufgange erschien, gieng der Mond am Horizonte im Niedergange unter, nachdem er zu London um eilf Uhr 10 Minuten vor Mittage und hier um sechs Uhr und über 30 Minuten war verfinstert worden. Dieses machet, saget er, vier Stunden 40 Minuten Unterschied zwischen dem Meridian von London und dem Meridian des weißen Vorgebirges. Dieses Vorgebirge liegt in 47 Gr. 20 Min. südlicher Breite gegen Südost von America. Er sah die Finsterniß in Südost von America, in 70 Gr. westlicher Länge von dem londonschen Meridian: er konnte sie aber nicht ganz sehen, weil der Himmel bedeckt war. Nach seiner Rechnung ist das weiße Vorgebirge 69 Gr. 16 Min. westlicher Länge von dem londonschen Meridian. Er hält diese Rechnung für richtig, ob er gleich gewisser davon gewesen wäre, wenn der Mond nicht von Wolken bedecket worden. Das weiße Vorgebirge ist also 47 Gr. 20 Min. Süderbreite und 61 Gr. 56 Min. westlicher Länge von Lezard. Die mittägliche Entfernung gegen Westen ist 1014 Seemeilen, eine kleine Meile $\frac{6}{10}$ von Lezard. Der verlangte Hafen ist in 47 Gr. 48 Min. Süderbreite und 61 Gr. 57 Min westlicher Länge von Lezard. Die Penguineninsel ist 47 Gr. 55 Min. Süderbreite und 61 Gr. 57 Min. westlicher Länge von Lezard. Die Abweichung der Magnetnadel war 17 Gr. 30 Min. gegen Osten. Ebendas. a. d. 68 u. f. S.

i) Acht und vierzig Grad zehn Minuten Breite, an der Küste der Patagonen.

bung des Hafens Anker werfen. Seine Schaluppe, die er ausgeschickt hatte, Erkundigung einzuziehen, und die Flüte zu suchen, berichtete ihm, der Ankergrund wäre daselbst vortrefflich, und die größten Fahrzeuge könnten allda sicher seyn. Sie hatte aber weder die Flüte noch ein Merkmaal gesehen, daß dieses Fahrzeug da gewesen wäre. Man mußte aller Hoffnung entsagen, sie wieder zu sehen. Das Schiffsvolk schien beunruhiget darüber zu seyn, daß es sich genöthiget sah, auf einem stürmischen Meere und an unbekannten Küsten allein zu schiffen, wo es ohne Beystand war, wenn man das Unglück hätte, auf eine Klippe zu gerathen. Narborough bemühete sich, diese Furcht dadurch zu vertreiben, daß er ihnen die Reichthümer des Landes, dem sie sich nähern würden, und das Beyspiel des berühmten Drake vorstellete, welcher zu einer Zeit, da die Seefahrer weniger Einsicht und Erfahrung gehabt hätten, dennoch um die Welt geschiffet wäre. Er verordnete, es sollte einem jeden eine doppelte Portion Branntewein gegeben werden. Ein glücklicher Fischfang, wo man mit der Söge oder dem Schlagnetze, welches man gegen Osten ausgeworfen hatte, fünfhundert graue und mit Schuppen bedeckte Fische von der Größe des Mület, einbrachte, und die Menge Austern und Muscheln, die man am Ufer und zwischen den Klippen fand, nebst den vielen eingesalzenen Seekälbern machten die Engländer wieder freudig und muthig.

Narborough 1669.

Das Schiffsvolk wird bekümmert und getröstet.

Den 22sten besuchte Narborough einen Morast, welcher wenigstens zwo englische Meilen lang war; und an welchem er zween Zoll dick sehr weißes Salz fand, welches man von fern für ein sehr glattes Pflaster würde angesehen haben. Er ließ zween Säcke damit anfüllen. Allein da der Regen und das schlimme Wetter angefangen hatten, es schmelzen zu lassen: so war man genöthiget, ungefähr zwo Tonnen davon aus dem Wasser zu ziehen. Dieses Salz war dem Geschmacke und dem Geruche gleich angenehm.

Salzquellen im Hafen St Julian.

Zu Ende des Aprils wurde der Frost so stark, und die Stürme so häufig, daß man die Parten ergriff, die Masten abzutakeln und die Segel und anderes Takelwerk einzunehmen, um die Durchfahrt durch die Straße bis auf den Frühling zu verschieben. Der Ankerplatz war in dem Hafen St. Julian sicher. Man sah daselbst viel Waidwerk und Gevögel. Narborough, welcher dem Schiffsvolke seinen Vorsatz beliebt gemacht hatte, beschäfftigte sich nur mit seinen Entdeckungen und Beobachtungen *l*). Den 6ten May gieng

k) In 49 Gr. 10 Min. Süderbreite und drey und sechzig Grad zehn Minuten Länge von Lezard. Die Abweichung der Magnetnadel war sechzehn Grad zehn Minuten gegen Osten.

l) Den 7ten des Brachmonates gegen Abend, bey kaltem aber sehr hellem Wetter entdeckete man die Sterne ganz deutlich, welche nahe am Süderpole sind. Einige von den kleinsten Sternen der Hydra sind dicht beym Pole. Narborough bemerkete viele andere von der ersten und zweyten Größe, die ihm sehr bequem zu seyn schienen, Beobachtungen anzustellen; vornehmlich der Stern im Süden von der Ariadne; der, welcher im Kopfe der Hydra ist; der, welcher sich im Auge des Pans befindet; die, welche an der Sichel des Tucans, an seiner Hüfte und auf seinem Rücken; und am Kopfe, am Flügel und am Leibe des Kraniches sind. Die größten aber sind die im ersten Fuße des Centaurus und im Kreuze. Die andern Sterne sind von der dritten, vierten und fünften Größe. Man bemerkete auch die beyden Wölkchen, und die kleine schwarze Wolke sehr deutlich, worinnen der Fuß des Kreuzes steht, und die stets völlig gesehen wird, wenn das Kreuz über dem Horizonte ist, wie es denn in diesen Breiten beständig ist. Der Himmel ist in diesem Stücke der mittäglichen Halbkugel von dem in der nordlichen Halbkugel nicht unterschieden: es sind aber keine Sterne daselbst, die zu Beobachtungen geschickt sind, als achtzehn Grad vom Pole. So ist auch kein solcher Polarstern da, als in Norden der im Schwanze des kleinen Bären. Ebendas. a. d. 80 u. f. S.

Narborough 1669.

gieng er sieben oder acht englische Meilen ins Land gegen Nordwest. Das Land schien ihm überhaupt voller großen mit Grase bedeckten Dünen zu seyn. Auf der Spitze der Gebirge, wie auch in den Tiefen der Thäler fand er große Austerschaalen einige auf den Felsen und andere in den Adern der Erde. Er hatte noch niemals größere gesehen; denn sie waren bis auf sieben Zoll breit. Indessen fanden sich doch keine in dem Hafen. Hieraus schloß er, sie müßten seit der allgemeinen Sündfluth da liegen. Er sah nicht das geringste Merkmaal von Mineralien oder Metallen, noch irgend einen Baum: er fand aber eine gute Wasserquelle in den Gebirgen und viele Salzquellen sechs englische Meilen weit im Lande.

Gold in Muschelschaalen.

Ein Freywilliger auf dem Schiffe, welcher in einer kleinen Insel spatzieren gieng, die man die Gerechtigkeitsinsel nannte, traf zwo Muschelschaalen mit einer grünen Darmsaite zusammengebunden an. Als er sie aufmachte, fand er zu seiner größten Verwunderung drey kleine Stückchen Gold darinnen, welche mit einem Hammer geschlagen zu seyn schienen. Man sah oft Strauße, Guanacos und Füchse. An einigen Orten bemerkete man Spuren von Feuer, zertretenes Gras, welches keinen Zweifel hinterließ, daß nicht Menschen da gelegen hätten, und Ueberbleibsel von Guanacos und Straußen. Indessen urtheilete man doch, daß diejenigen, welche solche Thiere gegessen, sie nicht braten lassen; denn das Fleisch, welches noch um den Knochen saß, schien roh zu seyn. Narborough blieb überzeuget, daß es Wilde gewesen, und daß das Feuer, welches sie anzündeten, bloß dienete, ihren Kindern die Finger zu wärmen. Er zweifelte nicht, daß sie nicht die Engländer gesehen, und daß nicht bloß die Furcht die Ursache wäre, warum sie sich nicht sehen ließen. Das Leben aber, welches sie in diesen greulichen Einöden führen, ist elender, als der wilden Thiere ihres. Sie müssen sich so gar zuweilen in der äußersten Dürftigkeit befinden; weil aller Orten, wo die Engländer nur hinkamen, keine Früchte, kein Kraut, keine Wurzeln waren. Gegen Westen waren die Berge mit Schnee bedecket. Man sah, so weit das Gesicht reichte, nur Höhen über Höhen ohne Bäume und Gebüsche. Die Spitzen dieser Berge sind noch ziemlich eben; und an vielen Orten floß süßes Wasser herab. Dieses kam aber nur von dem geschmolzenen Schnee, weil es aufhörete, zu fließen, wenn kein Schnee mehr da war.

Spuren von Menschen.

Elendes Leben dieser Wilden.

Die Engländer treffen deren sieben an.

Den 22sten des Brachmonates sahen drey bewaffnete Engländer, die vier englische Meilen gegen Westen fortgegangen waren, auf einem Berge sieben Indianer, welche sie ebenfalls entdeckten, und wovon ihrer drey in einiger Entfernung vor sie kamen. Sie hatten Bogen und Pfeile in der Hand, ein Fell über ihre Schultern, ein anderes auf dem Kopfe; und an den Füßen Stücke von Fellen, welche ihnen zu Schuhen dieneten. Der übrige Leib war bloß, das Gesicht aber hatten sie roth und weiß gemalet. Die Schwierigkeit, welche sie machten, so nahe zu kommen, daß man sie anrühren könnte, schien anzuzeigen, daß sie von den Grausamkeiten der Spanier Nachricht hätten, und es daher nicht wageten, demjenigen zu trauen, was ihnen glich. Sie liefen zurück, so wie die Engländer hinzugehen wollten, und machten ihnen Zeichen, sie sollten wieder nach ihren Schiffen zurückkehren, wobey sie mit einer rauhen Stimme, die aus der Tiefe ihrer Kehle zu kommen schien, riefen: ozse, ozse. Indessen nahmen sie doch einige Kleinigkeiten, die man ihnen zuwarf, als ein Messer, ein Stück Tuch, und eine Halsbinde. Man both ihnen Branntewein an, wovon sie aber nicht kosten wollten. Sie hatten keine Armbänder. Ihre Blicke waren ungemein wild: sie waren aber wohl gemacht, wiewohl von mittelmäßiger Gestalt. Sie hatten eine Olivenfarbe und schwarzes Haar. Sie schienen sehr furchtsam

furchtsam zu seyn, nahmen auch so gleich die Flucht, so bald sie nur die Gelegenheit dazu finden konnten. Die übrigen von ihrem Haufen waren auf dem Berge stehen geblieben.

Narborough 1669.

Bey einer andern Reise trafen einige Engländer ein Packet von Felle und zween Hunde an, die zusammen an dem Fuße eines Strauches gebunden waren. Viele Indianer, welche an eben dem Orte saßen, flohen so gleich mit großen Merkmaalen des Schreckens davon. Ihr Paket, welches Narborough selbst aufmachte, enthielt viele lederne Säckchen voller rother und weißer Erde, womit sie sich das Gesicht bemalen; Feuersteine, Armbänder von Schneckenhäusern, kleine Stückchen Holz, zusammen gedrehete Rieme, Pfeile, Schaalen von Muscheln und Armadillos, ein Instrument, welches aus einer kleinen Nagelspitze am Ende eines kleinen Holzes bestund, in Gestalt einer Pfrieme. Ihre Felle waren von Seekälbern und Guanacos mit kleinen Darmsaiten zusammen genähet, alt und voller Löcher, und rochen sehr schmiericht. Die Muschelschaalen schienen so zugerichtet zu seyn, daß sie ihnen zu Messern dienen konnten. Nachdem Narborough diesen reichen Schatz durchgesehen, ließ er alles wieder in das Paket thun, was darinnen gewesen war, und legete es wieder in das Gesträuche, woraus es seine Leute genommen hatten. Die Hunde schienen ihm eine Art von Pudeln zu seyn, die ziemlich groß und so zahm waren, daß sie sich ohne Furcht anfassen ließen. Sie waren von Natur grau, man hatte sie aber roth gemalet. Sie waren ungemein mager.

Verzeichniß von Sachen in einem den Wilden weggenommenen Pakete.

Ihre Hunde.

Ungeachtet dieser traurigen Abbildung des Landes der Patagonen versichert Narborough doch, an der Westseite, wo er fast zwanzig englische Meilen weit hinein reisete, „sey das „Land überhaupt gut, und gebe schöne Weiden für allerhand Vieh; es fehle nur Holz zum Bauen; „und da die Berge nicht sehr hoch, noch die Luft ungesund wäre, so fände sich vielleicht „kein besser Land in America *m*).„ Er fand daselbst einen Fluß süßes Wassers und Teiche mit Salzwasser von ziemlich großem Umfange. Die Guanacos zeigen sich daselbst bey Hunderten. Man findet allda bey zwanzig Strauße auf einmal, Hasen, Rebhühner, die größer und grauer sind, als unsere, Schnepfen, wilde Gänse und eine Menge kleiner Vögel; Geyer, kleine Falken, Eulen, Füchse, wilde Hunde und Armadillos. In dem ganzen Lande, das er durchstrich, entdeckete er weder Schlangen noch ein anderes giftiges oder wildes Thier, noch sonst etwas, was den Menschen beschwerlich fallen könnte, außer der Kälte, saget er, und dem Hunger *n*).

Narboroughs Urtheil von dem Lande der Patagonen.

Diese Meynung hinderte ihn doch nicht, in der Mitte des Herbstmonates wieder nach dem verlangten Hafen zu gehen, um daselbst neuen Vorrath von Seekälbern, Penguinen und Eyern von diesen Vögeln einzunehmen, die er nicht so überflüßig in dem Hafen St Julian fand. Er rühmet die Erfrischungen an dieser Küste ungemein. „Wenn man „nur Salz hat, saget er: so versorget man sich hier sehr gut; und ich kann versichern, daß „sich dieser Vorrath vier Monate und länger hält, wenn man sich nur auf das Einsalzen „recht versteht. Man findet so viel Salz, als man will, bey dem Sumpfe St Julian: „und ich glaube auch, daß man im Sommer welches in dem verlangten Hafen machen „kann; denn es giebt trockenes Salz in den Felsenlöchern. Es giebt auch viele Sandbänke, wo man eingraben kann, um Salz heraus zu ziehen, wenn man das Seewasser hat „hinein treten lassen. Außer den Penguinen sieht man eine Menge Seeschnepfen, Enten, „Möwen, weiße Meertauben, Täucher mit weißen Hälsen und Wasserhühner daselbst *o*).„

Der

m) A. d. 90 S. *n*) A. d. 91 S. *o*) A. d. 96 S.

Der II Abschnitt.

Narborough 1669.

Narboroughs Aufenthalt in der Straße und deren Beschreibung.

Er segelt nach der Straße. Strich des Schiffes. Mündung der Straße. Entfernung der erstern Straße von der andern. Insel Elisabeth. Abschilderung der Eyländer. Freschwaterbay. Hungerhafen. Cap Forward. Woodsbay. Verschiedene Eylande. Holländisches Vorgebirge. Elisabethsbay, und St. Hieronymusfluß. Ridderbay. Montagsvorgebirge. Insel Westminster. Land South Desolation. Die Engländer erquicken sich an der Insel N. S. Del-Socoro. Ihre Rückkehr durch die Straße. Gefährlichkeit der nordlichen Küste. Fluß Batchelor. Rückkunft der Engländer.

Er segelt nach der Straße.

Es ist Zeit, daß wir Narboroughen auf den vornehmsten Schauplatz seiner Beobachtungen folgen. Er lichtete den 13ten des Weinmonates die Anker, und sechs Tage darnach fuhr er um das Vorgebirge, welches die Engländer **Beachy-head** genennet haben, und um den Berg St. Yves *p*). Die Küste machet an diesem Orte eine Bay, in welche der Fluß **heiliges Kreuz** fällt. Den 21sten segelte er vor dem Vorgebirge **Fair Weather** oder **schön Wetter**, vorbey *q*). Hier vereiniget sich der Fluß **Gallegoes** mit dem Meere. Den 22sten sah er sich auf der Höhe des Jungfernvorgebirges von der Einfahrt in die magellanische Straße *r*).

Strich des Schiffes.

In dieser ganzen Gegend, das ist von dem Jungfernvorgebirge an, bis zur Einfahrt in die Straße findet man einen guten Grund zum Ankern. Es ist da keine so starke Ebbe und Fluth, als in der Straße. Sie steigt und fällt und hat ihren Lauf, wie an den andern Küsten. Man zählet sechs Stunden Fluth und zwo Stunden Ebbe. Die größte Höhe der Fluth ist vier Faden; und die Engländer bemerketen, daß um eilf Uhr, beym Mondeswechsel, die Fluth sehr hoch war. Man sieht an diesem Orte viele Kräuter, die sich von den Felsen losreißen, und von den Wellen herumgetrieben werden. Um zwey Uhr Nachmittages befand sich das Schiff vor der Spitze **Possession**, von da es der nordlichen Küste folgete. Das Senkbley, welches überall ausgeworfen ward, gab zwey und zwanzig, achtzehn, sechszehn, zwölf und neun Faden, auf einem sandichten, zuweilen auch kiesichten Grunde. Weil Narborough die Küsten ganz und gar nicht kannte: so steuerte er nach ihrer Lage; um so vielmehr, weil er die Einfahrt in die Straße nicht besser wußte; und da er vernommen hatte, daß sie zwischen Ländern eingeschlossen läge, die sie zu verstopfen schienen, so befürchtete er, er möchte sie nicht entdecken.

Mündung der Straße.

Indessen kam er doch um fünf Uhr mit einem frischen Nordnordostwinde der Straße gegenüber. Er fuhr Südwest gen Süd in die Mündung: er konnte aber nicht weiter kommen, als eine Seemeile. Die Ebbe und Fluth war so stark, daß sie das Schiff auf die Klippen würde getrieben haben, die gegen Norden liegen und mit vielen Kräutern bedeckt sind. Man fand daselbst fünf Fuß Wasser, und vierzehn Faden an der Seite nach dem Canale zu. Diese Klippen laufen eine englische Meile gegen Norden fort von der Spitze der Straße an. Narborough, welcher durch die Ebbe und Fluth zurück getrieben und vom Winde bestritten ward, welcher Nordwest wurde, sah sich genöthiget, aus der Straße

p) Im funfzigsten Grad zehn Minuten Breite. Die Abweichung der Magnetnadel ist sechszehn Grad sieben und dreyßig Minuten gegen Osten.

q) In ein und funfzig Grad dreyßig Minuten Süderbreite.

r) Dieses Vorgebirge, welches gegen Norden der

Straße hinauszugehen und in fünf und zwanzig Faden auf einem kieselhaften Grunde Anker zu werfen, um die Nacht allda zuzubringen. Narborough 1669

Er rechnet ein wenig über acht Seemeilen von der ersten Straße bis zur andern. Der Weg von der einen zur andern ist Südwest gen West und Nordost gen Nord. Von der ersten Straße zur andern ist von der nordlichen Küste bis zur südlichen sieben Seemeilen Breite. Dieser Canal scheint ein kleines Meer zu seyn: denn man kann die zweyte Straße nicht eher bemerken, als wenn man über drey Seemeilen zurückgeleget hat. An ihrer Spitze bildet die nordliche Küste, welche ein oder zwo englische Meilen Nordost läuft eine Bay und zeiget einen weißen Felsen von einer ordentlichen Höhe, den man das Cap St. Gregorius nennet. Man kann in dieser Bay in acht Faden auf einem Grunde von feinem und gutem Sande, eine halbe Meile von der Küste vor Anker legen. Bläst der Wind zwischen Nordost und Südwest: so muß man gegen Westen ankern. Die Westwinde herrschen sehr in diesem Canale. Entfernung von der ersten bis zur zweyten.

Narborough, welcher mit dem Senkbleye in der Hand in die andere Straße hineinrückete, fand acht und zwanzig und dreyßig Faden Wasser auf einem kieselsteinichten Grunde. Die nordliche Küste dieser Straße machet eine Bay an der Ostspitze, und ist nur eine Kette von weißen Felsen. Diese Straße läuft Westsüdwest und Ostnordost. Beym Ausgange, welcher gegen Westen ist, besteht die Küste aus weißen jähen Felsen, und der mittägliche Theil machet eine Spitze. Die Küste zieht sich an eben der Seite von dieser Spitze an gegen Südost und läuft darauf gegen Süden; ihr Ufer ist niedrig. Die nordliche Küste, welcher weißer Felsen ist, zeiget einen Abhang, der zum Ausschiffen bequem ist, und gegen Norden geht. Sie hat einen runden Hafen, in welchem man bey der hohen Fluth vier Faden Wasser findet. Narborough nannte ihn **Oatz Harbour**. Gegen Westen von dieser Straße sieht man drey Eylande, die so viele jähe Felsen zu seyn scheinen, und ein Dreyeck bilden, vier Seemeilen von der Straße gegen Westsüdwest. Das kleinste und östlichste heißt St. Bartholomäus; das größte und westlichste **Elisabeth**; und das mittelste, welches das südlichste ist, St. Georgenseyland, auch die Penguineninsel, weil sich diese Vögel in großer Anzahl daselbst befinden. Die Engländer warfen zwo englische Meilen von **Elisabeth**, auf einem Grunde von feinem schwarzen Sande, in acht Faden Wasser, Anker. Die ostliche Spitze der Insel blieb ihnen gegen Süd ein Viertheil Ostwärts. Die zweyte Straße.

Den andern Morgen konnte Narborough der Neugierde nicht widerstehen, ans Land zu steigen. Er sah sich fast den Augenblick von neunzehn Eyländern umringt, denen er einige Geschenke machte, wodurch sie sehr umgänglich wurden. Darauf erforschete er den Canal zwischen der Elisabeths- und Bartholomäusinsel. Er ist ungefähr eine englische Meile breit; in der Mitten acht und dreyßig und beym Ufer neun bis zehn Faden tief; und hat einen kiefichten Grund. Insel Elisabeth.

Die Insulaner, welche er besser zu beobachten Zeit hatte, als er wieder an Bord gieng, sind von einer mittelmäßigen und starken Leibesgestalt, aber ziemlich wohl gebauet. Abbildung der Eyländer.

Sie

der Einfahrt liegt, ist zwey und funfzig Grad sechs und zwanzig Minuten Breite, und fünf und sechzig Grad zwey und vierzig Minuten westlicher Länge von Lezard und nach der mittäglichen Entfernung tausend zwey und sechzig Seemeilen gegen Westen von Lezard. Die Abweichung der Magnetnadel fand man siebenzehn Grad gegen Osten. Ebendas. a. d. 98 und vorherg. S.

Narborough 1669.

Sie haben ein rundes Gesicht, eine niedrige Stirn, eine mittelmäßige Nase, schwarze Augen, polirte, gleiche, enge und sehr weiße Zähne, kleine Ohren, schwarze, gerade, feine Haare, von ordentlicher Länge, aber vorn am Kopfe etwas rauh; und eine breite Brust. Ihr ganzer Leib ist roth gemalet, und mit Fette bestrichen. Ihre Backen, Arme und Füße sind weiß beschmieret und schwarz gestreifet. Sie haben einen kleinen Kopf und kurze Finger. Ihre Kleidung ist aus Häuten von Guanacos, Seekälbern und Fischottern, die zusammengefügt sind und keine andere Gestalt haben, als ein viereckigter Teppich ungefähr fünf Fuß groß. In diesen Häuten hüllen sie die Schultern ein, fast eben so wie die Bergschotten die Art Mäntel tragen, welche sie Plading nennen. Ihre Mützen sind von Vögelhäuten mit Federn; und statt der Schuhe binden sie sich andere Felle um die Füße. Narborough bewunderte es, wie abgehärtet sie bey der Kälte sind. Sie tragen nicht einmal ihre unförmliche Kleidung, wenn sie etwas verrichten; und da sie vom Kopfe bis auf die Füße nackend blieben: so schienen sie den strengsten Frost nicht zu fühlen, wovor die Engländer damals zitterten. Sie haben keinen Bart, noch andere Haare auf dem Leibe und nichts, was die Schaam bedecket. Indessen trugen doch einige von ihren Weibern ein Stück Haut vorn. Sie sind wie die Männer gekleidet, außer daß sie Hals- und Armbänder von Schneckenhäusern haben und keine Mützen tragen. Ihre Gestalt ist etwas kleiner und ihr Gesicht nicht so völlig. Sie reden auch mit einem sanftern Tone. Die Sprache der Mannspersonen ist rauh und grob. Sie wiederholen das Wort Ursa oft; und wenn ihnen etwas misfällt, so schreyen sie Ur, Ur, welches sie aus der Gurgel hervor stoßen. Sie nähren sich ohne Unterschied vom Fleische und Fische, das ist, von allem, was sie bekommen können. Narborough bemerket nicht, daß sie irgend eine Regierungsform hätten, noch die geringste Unterwürfigkeit, wobey sie einen Herrn verehreten. Eben so wenig sah er auch einen Schein von Religion bey ihnen. Bey der Ankunft der Engländer näherten sie sich ihnen ohne Furcht, mit dem Bogen und zween Pfeilen in der Hand. Die Länge ihrer Bogen ist etwan vier Fuß und ihrer Pfeile etwas weniger, als achtzehn Zoll. Sie sind von Holze und mit einer Spitze von einem scharfen Kieselsteine bewehrt, und mit zwo Federn versehen. Die Saite ist ein gedreheter Darm und die Federn sind mit einem Darme befestiget. Sie hatten große Hunde, aber von keiner rechten Art, so wie die in dem Hafen zu St. Julian. Narborough konnte ihre Kähne nicht entdecken, die vermuthlich auf der andern Seite der Insel, dem festen Lande gegen über, waren.

Freshwater-bay.

Den 30sten des Weinmonates ankerte er in einer kleinen Bay, eine halbe englische Meile vom Ufer in einem kiesichten Grunde und acht Faden Wasser. Die Ebbe und Fluth stieg und fiel daselbst zehn Fuß, ohne daß sie den Schiffen beschwerlich fallen konnte. Nicht weit davon fließen zween Bäche süßes Wassers. Sie ist mit Bäumen umgeben, welche den Buchen gleich sind, wenigstens achtzehn Zoll im Durchschnitte haben und vierzig Fuß lang sind, und deren Holz zum Zimmerwerke geschickt ist. Man findet daselbst auch wilde Johannisbeersträuche und viele andere Sträuche. Nachdem Narborough über drey Stunden

s) Der Verfasser bezeichnet diese Bay nicht anders, welcher er den Namen seines Schiffes giebt.

t) In der Entfernung von tausend zwey und neunzig Seemeilen von diesem Meridian gen Westen.

u) Der Verfasser hält es für das Winterbark, welches bey den Materialisten in England verkaufet wird und den Geruch und Geschmack vom Pfeffer hat.

den zugebracht hatte, sie zu untersuchen: so gab er ihr den Namen Fresh Waterbay, oder Frischwasserbay. Ihre Lage ist neun Meilen gegen Süden von der Bay Sweepstakes *s*). Sie zeiget eine niedrige und sandige Spitze, die weiter ins Meer geht, als die andern, und auch einige Bäume trägt. Narborough 1669.

Diese Frischwasserbay liegt nordlich und südlich mit dem Hungerhafen in der Entfernung von sechs Seemeilen von einer Spitze zur andern. Man sieht den Hungerhafen nicht, wenn man von Norden kömmt, bis man Nordwest und Südwest mit der St. Annenspitze ist; denn die Bay ist in einem kleinen Winkel gegen Nordwest; und das Land, welches ihr gen Westen liegt, ist niedrig, spitzig und sandig. Wenn man ein wenig in das Land hinein geht, welches sie umgiebt: so findet man Thäler voller schönen grünen Bäume, deren Blätter einen sehr angenehmen Geruch haben, und den Birkenblättern gleich kommen. Viele Wiesen, die man auf verschiedenen Seiten gleichsam eingeschlossen sieht, scheinen anzuzeigen, daß diese Oerter nicht immer ohne Einwohner gewesen. Wenn man von Norden kömmt: so sieht man auf der St. Annenspitze ziemlich großes Buschwerk und sehr hohe Bäume. Die Küste dieser Spitze ist voller Felsen, ohne daß sie deswegen gefährlicher ist; und man kann ihr kühnlich folgen, um in den Hungerhafen zu kommen. Deren Beschreibung.

Narborough setzet diesen Hafen in drey und funfzig Grad fünf und dreyßig Minuten Süderbreite und acht und sechszig Grad neun Minuten westlicher Länge von Lezard *t*). Er durchstrich das Land daselbst an verschiedenen Orten, ohne die geringste Art von fruchttragenden Bäumen zu finden. Die Gehölze haben nur zweyerley Bäume, die zum Zimmerwerke gut sind. Eine hat eine aromatische Rinde von einem beißenden Geschmacke *u*); und die andere gleicht den Buchen. Die Straße aber hat keine bessere noch größere Bäume. Einige haben drittehalb Fuß im Durchschnitte, und sind vierzig Fuß lang, woraus man schöne Bohlen machen kann. Die Kräuter sind daselbst ziemlich gut, obgleich das Erdreich dürr und sandig ist. Gegen Norden ein viertheil Nordwest vom Hungerhafen und in dem ganzen innern Lande sieht man nichts, als sehr hohe Berge, deren Gipfel kahl und unfruchtbar zu seyn scheinen. Einige sind stets mit Schnee bedecket. Gegen die mittägliche Küste erhebt sich das Land spitzig. Am Ufer und in dem süßen Wasser findet man Enten und wilde Gänse und mitten im Canale Wallfische. Narborough ist geneigt, zu glauben, daß die Berge nicht ohne einige Goldadern oder ohne Kupfer und andere Metalle wären. Ein Wilder, der an Bord kam, und einen goldenen Ring an seinem Finger sah, wies mit der Hand nach den Bergen. Beschreibung des Hungerhafens.

Das Cap Forward ist das mittäglichste Land von dem großen festen Lande von America *x*). Was man von dem Lande hinter diesem Vorgebirge entdecket, zeiget nur spitzige und jähe Felsen von einem schwärzlichen Grau und ziemlicher Höhe. Das Wasser hat längst dem Gestade nicht unter vierzig Faden Tiefe. Mitten im Canale hat man keinen Grund auf zweyhundert Faden tief; und die Ebbe und Fluth ist wenig merklich. Dieser Canal ist drey Seemeilen breit, von der nordlichen Küste bis zur südlichen. Narborough aber rieth, mehr der nordlichen als der südlichen zu folgen, wo die Westwinde mehr regieren. Cap Forward.

 Den

x) Im drey und funfzigsten Grade zwey und funfzig Minuten Süderbreite und acht und sechszig Grad vierzig Minuten westlicher Länge von Lezard in der Entfernung von tausend neun und neunzig Meilen von diesem Meridiane gegen Westen. Die Abweichung der Nadel fand sich sechszehn Grad gegen Osten.

Narborough 1669. Woodsbay. Den 4ten des Novembers fuhr er in eine Bay ohne Namen, welche er Woodsbay oder Holzbay nannte. Den 5ten fand er sich vor Hollandsvorgebirge, nahe bey welchem das Cap Conventry, die Andreasbay, Descordesbay, die Bay Fortescue und das Cap Galant nebst einem Hafen gleiches Namens sind. Er nannte zwo Inseln, die der Bay Fortescue gegen über liegen, Carl und Monmouth. Weiter gegen Westen liegen die Eylande, Jacob, Rupert, Arlington, Sandwich und Wren. Er nannte diesen Arm von der Straße den englischen Arm. Das Vorgebirge Galant ist nicht über eine Seemeile von der Fortescuebay gegen Westen. Man sollte da glauben, die Straße hätte keine Durchfahrt gegen Westen; denn die mittägliche Küste läuft so stark gegen Nordwest, daß sie das Gesicht von der nordlichen Küste benimmt. Weiter hin aber sieht man zwo große Oeffnungen gegen die Süderküste, eine gegen der Insel Carl über, die andere weiter gegen Westen. Narborough nannte diese Bay die Wallfischbay, weil er viele solche Thiere darinnen gesehen hatte.

Verschiedene Inseln u. ihre Namen. Englischer Arm.

Hollandsvorgebirge. Cap Galant. Von dem Cap Forward bis an Hollandsvorgebirge erstrecket sich die Straße fünf Seemeilen gegen Westen ein Vierthel Nordwest; von Hollandsvorgebirge bis an das Cap Galant acht Seemeilen gegen Westnordwest; von dem Vorgebirge Galant, bis an eine niedrige Spitze gegen Westen drey Seemeilen Nordwest gen West. In dieser Gegend ist die Straße nicht über zwo englische Meilen breit von der nordlichen Küste bis zu denen Inseln, welche Narborough die Königlichen nannte. Der westlichsten gab er den Namen Rupert, die von der Mitte des Canals nur einen Canonenschuß weit ist; und die niedrige Spitze, welche der Insel Rupert nach der nordlichen Küste gegen über ist, nannte er die Passagespitze. Er fuhr mit einem frischen Winde um solche herum. Den 7ten November ankerte er der Elisabethsbay gegen über, an der Spitze, welche er die Wallfischspitze nannte, weil er deren eine große Anzahl daselbst sah. Man fand daselbst bey den Felsen eine Menge gute Muscheln, fünf Zoll lang. Das Wasser kräuselt sich daselbst nur eine Stunde lang zur Zeit der Fluth. Ueberhaupt ist die Ebbe und Fluth in der Straße, der Schiffahrt gar nicht schädlich, sondern vielmehr sehr behülflich, wenn man den Weg ändern will.

Königliche Inseln. Wallfischspitze

Elisabethsbay und St. Hieronymusfluß. Die Straße zwischen der Elisabethsbay und dem St. Hieronymusflusse ist nicht über zwo Seemeilen breit. Das Land ist gegen die mittägliche Küste erhaben, wo man viele Vertiefungen sieht, wo sich die Schiffe bergen können. Narborough nannte diese Bay die Muschelbay. Die mittägliche Küste ist jähe, voller Felsen und mit kleinen Inseln besetzet. Die nordliche ist niedrig und mit Holze bedeckt. Nahe am Ufer entdecket man ein Thal, worinnen ein Fluß mit süßem Wasser läuft. Er hat bey der Ebbe so wenig Wasser, daß er kaum eine Schaluppe trägt: die Fluth aber steigt darinnen acht bis neun Fuß hoch. Narborough nannte ihn den Fluß Batchelor. Der Ankerplatz ist gut vor der Mündung in neun, zehn oder zwölf Faden auf einem sandigen Grunde. Diese Rhede des Flusses Batchelor bekam von den Engländern den Namen Yorksrhede. Das Vorgebirge Quade ist an der nordlichen Küste. Es besteht aus schroffen Felsen, die ihm die Gestalt eines großen Schlosses auf Bergen geben. Weil es weit fortgeht, und eine Art von Ellbogen bildet: so scheint das Land auf beyden Seiten zusammen zu stoßen. Man sieht aber den Eingang zur Durchfahrt so, wie man hinankömmt, und die Straße wendet

Fluß Batchelor.

y) Im zwey und siebenzigsten Grade sechs und funfzig Minuten westlicher Länge von Lezard; Entfernung

det sich gegen Norden. An diesem Orte ist sie nur vier englische Meilen breit. Ihre beyden Küsten sind jähe und voller Felsen. Gegen dem Vorgebirge Quade über findet man an der mittäglichen Küste eine schöne und große Bay, die Ridderbay genannt. Narborough gieng nicht hinein. Wenn aber der Ankergrund gut ist, so ist sie die schönste Bay von der Welt, die Schiffe wider alle Arten von Winden zu bedecken. Dieser Ort in der Straße von der Passagespitze an, bis auf das Vorgebirge Quade, krümmet sich am meisten; daher denn Narborough Gelegenheit nahm, ihn den gekrümmten Arm zu nennen. An eben dem Orte gegen die nordliche Küste trifft man zwo kleine Inseln ostwärts von dem Vorgebirge Quade an.

Narborough 1669.

Ridderbay.

Den 14ten November entdecketen die Engländer an der mittäglichen Küste dreyzehn Seemeilen vom Cap Quade ein anderes Vorgebirge, welches Narborough das Cap Monday oder Montagsvorgebirge nannte. Die Straße ist daselbst vier englische Meilen breit. Ihre nordliche Küste, die sich in einen Bogen krümmet, hat viele Buchten und Eylande. Auf beyden Küsten sieht man hohe, unfruchtbare Gebirge voller Felsen. Bey dem Montagsvorgebirge fängt die Straße an, sich an der Westseite zu erweitern und läuft Nordwest gen West bis an das Vorgebirge Upright, welches ein jäher Felsen an der mittäglichen Küste vier Meilen von dem Montagsvorgebirge ist. Von diesem letztern Vorgebirge läuft die Straße nach Nordwest gen West und scheint gerade ins Südmeer zu führen. Man bemerket daselbst weder Ebbe und Fluth, noch Ströme; und man findet keinen Grund auf zwey hundert Faden Wasser einen Flintenschuß weit von beyden Küsten. Beyde haben viele Buchten und eine Menge kleiner Inseln, ohne Gefahr, weil sie jähe sind. Gegen Mittag gieng man vor einem andern Eylande vorbey, welches an der nordlichen Küste liegt, und vom Narborough die Insel Westminster genannt wurde. Zwischen ihr und dem festen Lande auf eben der Seite, entdecket man eine große Anzahl Stücken Landes oder kleine Inseln und abgerissene Felsen, welche von den Engländern den Namen Lawyers, oder Rechtsgelehrten, erhielten. Von der Insel Westminster, bis zur mittäglichen Küste ist die Straße fünf englische Meilen breit.

Cap Monday.

Insel Westminster.

Vom Montagsvorgebirge bis ans Cap Desseada, welches in drey und funfzig Grad zehn Minuten Süderbreite liegt *y*), ist die Richtung der Straße Nordwest gen West und Südost gen Süd. Diese beyden Vorgebirge sind funfzehn Seemeilen von einander. Man zählet ihrer acht und zwanzig von dem Cap Quade, bis an Desseada; und von diesem letzten Vorgebirge läuft die Straße Nordwest gen West, bis ins Südmeer. Narborough nannte diesen Arm Long-reach, oder lange Arm, da ihn seine Leute Long-lane oder lange Gasse nannten. Es verdienet kein Stück von Magellans Straße solchen Namen besser, als dieses; denn die beyden Küsten sind daselbst beständig erhaben, voller unfruchtbaren und mit Schnee bedeckten Felsen. Von dem Cap Quade bis ins Südmeer, wurde Narborough von dem entsetzlichen Anblicke des Landes gerühret und nannte es South Desolation, das ist südliche Verheerung. Das Pfeilervorgebirge oder Cap Pillar ist im drey und funfzigsten Grade fünf Minuten Süderbreite und zwey und sechszig Grad neun und vierzig Minuten westlicher Länge von Lezard.

Cap Desseada.

Land South Desolation.

Nach der Schätzung des Striches zwischen den beyden Meeren geben die Engländer der Straße mit ihren Armen und verschiedenen Krümmen hundert und sechszehn Seemei-

fernung von eilf hundert neun und vierzig Seemeilen von eben dem Meridian. Abweichung der Nadel zehn Minuten gegen Osten.

Narborough 1669.

Schiffsnachrichten wegen der Einfahrt aus der Südsee.

len Länge, von dem Jungfernvorgebirge, bis an das Cap Desseada. Narborough bemerket hier, daß man, um aus dem Südmeere und in Magellans Straße zu kommen, vor diesem letzten Vorgebirge vorbey muß. „Wenn ihr vor dem Pfeilervorgebirge seyd, „saget er: so nehmet den Lauf gegen Südost ein Vierthel Ost und auch noch weiter gegen „Osten. Verliert die mittägliche Küste nicht aus den Augen. Es liegen so viel In„seln und Busen gegen die nordliche zu, daß man sich leicht irren und scheitern könnte.

Gegen Norden der Mündung der Straße in das Südmeer, findet man vier kleine Inseln ziemlich nahe beysammen. Die östlichste ist allein, und hat die Gestalt eines Heuschobers, oder eines Zuckerhutes. Die drey andern sind flach. Sie sind gegen Nordnordwest von dem Pfeilervorgebirge sechs Seemeilen davon. Narborough nannte sie die **Richtungseylande**. Er rieth, man sollte vor ihnen vorbey fahren, um die Mündung der Straße zu erreichen.

Die Engländer wollen sich in der Insel N. S. Del-Socoro erquicken.

Nach einer so langen beschwerlichen und verdrießlichen Fahrt, befand sich das englische Schiff auf einer Küste von Inseln, die nicht weit von dem festen Lande entfernet waren, und in dem Lande nordlich und südlich eine Menge Berge sehen ließen, wovon die höchsten mit Schnee bedecket waren. Da diese Inseln nicht bewohnet waren: so konnte das Schiffsvolk wenig Beystand zu seinen Bedürfnissen daraus erhalten. Narborough ergriff indessen die Partey, an der Insel Nostra-Señora-Del-Socoro anzulegen, welche er den 26sten November entdeckete. Gegen Osten erhebt sie sich in die Runde. Nach der Mitte zu ist sie niedriger, als an den beyden Enden; welches eine Art von Sattel machet. Gegen Süden ist sie mit Felsen besetzet. Gegen Südost an dem äußersten Ende der Insel sieht man zween sehr spitzige, die zusammen stoßen, und deren Spitze ganz weiß von Vögelmiste ist. Diese Insel hat fünf oder sechs Teiche mit süßem Wasser: sie trägt aber keine Früchte und auch fast kein Gras, weil die Gehölze allda sehr dick sind. Die Engländer sahen daselbst keine wilde Thiere, und auch fast keine andere Vögel, als Geyer, wilde Gänse und Möwen, mit einem Worte nichts, was zu ihrer Nahrung dienen konnte z). Sie giengen nach einer andern Insel näher an dem festen Lande, die ihnen derjenigen sehr ähnlich zu seyn schien, die sie verlassen hatten. Sie ist vier Seemeilen lang von Norden gegen Süden und eine bis zwo Seemeilen breit. Narborough fand sie in seinem Wegweiser nicht aufgezeichnet und nannte sie nach seinem eigenen Namen, Narboroughseyland, mit der eiteln Ceremonie im Namen des Königes von England davon Besitz zu nehmen a). Gegen Süden sah er eine Menge anderer Inseln, die alle sehr hoch waren, und das feste Land besetzet hielten.

Narboroughsinsel.

Man folget ihm auf diesem Wege und bis nach Baldivia an der Küste von Chily, wo ihm die Hindernisse, die er von Seiten der Spanier antraf b), und die Flucht vieler seiner Leute nöthigten, bald wieder nach Europa zurückzukehren, nur bloß um ihn auf seiner Rückreise zu begleiten, und ihn wieder aus dem Südmeere ins Nordmeer durch Magellans Straße gehen zu sehen, deren Beschreibung der vornehmste Gegen-

z) Nostra-Señora-Del-Socoro ist im fünf und vierzigsten Grade Süderbreite und ein und siebenzig Grad zwey und vierzig Minuten westlicher Länge von Lezard. Die Abweichung der Magnetnadel ist eilf Grad gegen Osten.

a) Er bildet sich ein, saget er, daß eine Bucht von dem festen Lande, welche etwan drey Seemeilen weit gegen Südost von dieser Insel liegt, der Ort ist, welcher St. Domingo in dem Wegweiser genennet wird, im vier und vierzigsten Grade funfzig Minuten Süderbreite.

b) Zum Beschlusse der Erläuterungen, die er von

genstand in diesem Artikel ist. Man verschiebt also die Folge von seinen Beobachtungen bis in den Theil dieses Werkes, welcher von America handeln soll; und stellet ihn gleich vor, wie er im Anfange des folgenden Jahres nach der Mündung der Straße zu steuret. Die Nächte waren kurz, und der Mond machte sie so helle, daß er zuweilen eine Seemeile weit sah.

Narborough 1671.

Den 6ten des Jenners im Jahre 1671 in zwey und funfzig Grad drey und funfzig Minuten Süderbreite rechnete er, nur zehn Seemeilen weit von dem Vorgebirge Desseada entfernet zu seyn. Er entdeckete auch wirklich bald die vier Richtungseylande, welche an der Einfahrt der Straße Nordnordwest von diesem Vorgebirge sind. Eine Stunde darnach, da er sie gegen Norden hatte, in der Entfernung von drey Meilen konnte er mit dem Lote nur in siebenzig Faden Wasser Grund finden. Es war frühe um fünf Uhr. Der Himmel wurde nicht sobald helle, so sah er das Vorgebirge Desseada, ob es gleich auf den Bergen noch dunkel blieb. Dieses Vorgebirge war Südost, von dem Schiffe acht Seemeilen weit. Bey einem heitern Himmel entdeckete man es so, wie das Pfeilervorgebirge funfzehn bis sechszehn Seemeilen weit; so erhaben sind diese Länder. Er steuerte mit einem frischen Westsüdwestwinde Ost gen Südost wärts, um vor dem Pfeilervorgebirge vorbey zu kommen. Man sah eine Menge Klippen und Felsenspitzen vier Seemeilen gegen Westen von dem Cap Desseada, wo sich die Wellen mit entsetzlicher Gewalt brachen. Eben dieser Anblick zeigete sich auch bis eine halbe Meile von diesem Vorgebirge. Weil man indessen weder Ebbe noch Fluth, noch Strom merkete, welcher in die Straße hinein gieng: so schien die Schiffahrt dadurch nicht gefährlicher zu seyn. Um neun Uhr morgens war das Pfeilervorgebirge gegen Süden anderthalb Meilen von dem Schiffe. Narborough erstaunte, daß er itzt nur zwey und funfzig Grad ein und funfzig Minuten Süderbreite an eben dem Orte fand, wo sie, nach seiner Schätzung, vorher zwey und funfzig Grad acht und funfzig Minuten war befunden worden. Er rieth allen denen, welche die westliche Einfahrt in die Straße erreichen wollen, das Vorgebirge an der Küste auf zwey und funfzig Grad funfzig Minuten zu bringen. Man ist alsdann sicher, daß man die vier Richtungsinseln entdecken wird, welche man leicht an der Beschreibung erkennen kann, die er davon gegeben hat. Wenn der Wind aus Westen ist: so brechen sich die Wellen mit vieler Heftigkeit wider diese Inseln, wovon die ostlichste fast eine englische Meile von den andern entfernet ist. Das Pfeilervorgebirge ist eine Spitze von jähen Felsen, gegen Süden von der Einfahrt in die Straße. Das Vorgebirge Desseada machet die westliche Spitze und ist nur zwo Seemeilen von der andern. An der Spitze des Vorgebirges Desseada gegen Süden derselben läuft die Küste Südsüdost, und zeiget nur Felsen von ungleicher Höhe. Gegen Westen eben desselben Vorgebirges, etwan vier Seemeilen davon sind die Klippen in großer Anzahl, und erscheinen über dem Wasser, als das Mauerwerk von vielen alten Gebäuden. Man sieht auch daselbst

Narboroughs Rückkehr durch Magellans Straße.

Rath für diejenigen, die wieder in die Straße gehen

von den Indianern des Landes einzog, kam er mit der Ueberredung zurück, daß, wenn die Engländer von dem Könige in Spanien die Freyheit erhalten könnten, auf dieser Küste zu handeln, sie sehr große Vortheile davon haben würden. Die Einwohner, saget er, wünschen es sehr: die spanischen Statthalter aber dürfen ohne ausdrücklichen Befehl nicht darein willigen, wofern sie nicht mit Gewalt dazu gezwungen werden. Dieses könnte durch vier Schiffe von zwanzig oder dreyßig Canonen leicht geschehen, welche im Stande seyn würden, sich über ihr Verboth nur aufzuhalten. Ebend. a. d. 171 und 172 S.

Narborough 1671.

daselbst den Rand von versunkenen Felsen, welches so viele gefährliche Klippen sind. Narborough setzet sie drey und funfzig Grad zehn Minuten Süderbreite, fast zehn Seemeilen gegen Süden ein Vierthel West von den Richtungseylanden; so breit ist die erste Einfahrt der Straße. Er gab ihnen den Namen der Richter. Wenn man nur das Land im Gesichte hat: so ist die Fahrt ohne Gefahr. Wollte man aber von dem Südmeere in die Straße hinein fahren, ohne sie schon durchgefahren seyn: so würde man eine ungemeine Schwierigkeit von Westen gegen Osten finden; weil es beym Ausgange des Südmeeres und beym Eingange in die Straße nach Norden eine Menge Oeffnungen und Bayen giebt, die man viel eher für die Durchfahrt halten würde, als die Straße selbst. Man wiederholet es mit Narboroughen, das Sicherste ist, daß man der mittäglichen Küste folget, indem man von dem Pfeilervorgebirge weit in die See hinein geht. Eine oder zwo englische Meilen weit muß man gen Ost ein Vierthel Südost, darauf Ostsüdost und Südost ein Vierthel Ost steuren. In dieser Richtung geht der Canal bis an das Vorgebirge Quade *d*).

Nordliche Küste und ihre Gefahr.

Die ganze nordliche Küste, welche sich von dem Siegesvorgebirge bis an das Cap Forward gegen Osten zieht, ist ein abscheuliches Land voller Felsen und Gebirge. Von dem Eingange der Straße in der Entfernung von funfzehn Seemeilen, gegen Osten, findet man eine große Anzahl kleiner abgesonderter Felsen und hoher Inseln, die mit Felsen besetzet sind. Man trifft auch große Bayen und Buchten an, welche ins Land gegen Norden hinein gehen, und die Durchfahrt sehr ungewiß machen. Außer der Gefahr, des rechten Canales zu verfehlen, würde man tausendmal dem Schiffbruche ausgesetzet seyn, vornehmlich wenn der Wind gegen Westen und der Himmel überzogen wäre, welches den ganzen Winter dauret. Auf eben der Küste zwischen dem Siegesvorgebirge und dem Cap Quade giebt es Bayen und Vertiefungen, wovon Narborough nicht weis, wie weit sie ins Land gehen. Es fehlete ihm eine kleine Barke, solches zu entdecken.

Beobachtungen am Flusse Batchelor.

Den 6ten Jenner des Abends warf er Anker vor dem Flusse Batchelor, mit dem Vergnügen, allda vor den West- und Nordwinden bedeckt zu seyn. Indessen erkannte er doch, daß der gefährlichste Wind in diesem Ankerplatze, der sonst vortrefflich ist, auf sieben, acht, neun, zehn oder eilf Faden Wasser, der Südwind seyn würde, der queer drüber streicht, wenn das Meer daselbst sehr hoch werden könnte: die Breite der Straße aber an diesem Orte ist nur ungefähr zwo Seemeilen. Einige Engländer, welche etwa vier englische Meilen den Fluß hinauf gefahren waren, konnten mit ihrer Schaluppe nicht weiter kommen, ob sie gleich die Zeit erwählet hatten, da Fluth war. Sie giengen fünf oder sechs englische Meilen weit ins Land: sie wurden aber von Bergen und Gehölzen aufgehalten, daß sie nicht weiter kommen konnten. Viele kleine Bäche süßes Wassers fielen von den mit Schnee bedeckten Bergen und machten an den jähen Orten natürliche Wasserfälle. Die Felsen sind eine Art von weißem Marmor; und die andern gleichen denen im Hungerhafen. Man wühlete an verschiedenen Orten die Erde um, man sah aber nicht den geringsten Anschein von Metallen, noch Mineralien. Diese abscheulichen Wüsten zeigeten den Engländern nicht die geringste Spur von Menschen oder Thieren.

Man

d) Ebendas. a. d. 182 u. folg. S.

e) Der Herausgeber meldet, da der Ritter Johann Narborough sein Tagebuch allhier endige, so sey das folgende aus Nathanael Pekets, Lieutenants

Man gieng wieder unter Segel, um sich nach dem Hungerhafen zu begeben. Der Anblick von dem Flusse Segars, vor welchem man den 16ten vorbey fuhr, reizete Narboroughen, daselbst Einwohner suchen zu lassen. Peket, sein Lieutenant e), fuhr in der Schaluppe ungefähr neun englische Meilen weit hinauf; und da er solchen durch Stämme von Bäumen verstopfet fand, die ihn verhinderten, weiter zu gehen, so war er in seinem Aufsuchen zu Lande auch nicht glücklicher. Endlich sah man den 14ten des Hornungs, da das Schiff glücklich aus der Straße kam, nur einen einzigen Indianer, den man nicht vermögen konnte, an Bord zu kommen. Er war nackend und hatte weder Bogen noch Pfeile. Man glaubete, aus seinen Zeichen so viel zu verstehen, daß er einigen Wilden von einer andern Nation in die Hände gefallen wäre, und die Flucht genommen hätte, um aus der Sclaverey zu kommen.

Narborough 1671.

Fluß Segars.

Von dem Vorgebirge Desseada bis nach der Insel Elisabeth, wo man den 7ten des Hornungs war, fand man im Ueberflusse Holz und süßes Wasser. Von dieser Insel aber bis ans Jungfernvorgebirge suchten es die Engländer vergebens in vielen Bayen, die sie noch nicht kannten. Sie fuhren in die **Gregoriusbay**, welche bey dem Vorgebirge gleiches Namens ist, fünf oder sechs englische Meilen gegen Osten von der zweyten Straße. Alle diese Bayen sind sandig, und mit einem sehr dürren Erdreiche umgeben. Als man in die erste Straße hinein fuhr: so wurde Peket, welcher sich wiederum äußerst bemühete, Indianer zu entdecken, in einer kleinen sandigen Bucht drey Anker über den Spuren der höchsten Fluth gewahr. Er stieg ans Ufer, in der Hoffnung, einiges Geschütz und andere Ueberbleibsel von einem gesunkenen Schiffe anzutreffen. Einer von seinen Matrosen fand daselbst einige eiserne Werkzeuge, woraus er aber wenig Erläuterung nehmen konnte: doch erkannte man leicht, daß die Anker spanische waren. Fünf oder sechs englische Meilen umher ist das Land voller Ratten, die sich wie die Caninichen in Löcher begeben. Eine Menge Schaalen, die man um ihren Aufenthalt herum liegen sah, ließen urtheilen, daß sie von **Limpets** oder Tellermuscheln leben.

Gregoriusbay und Vorgebirge.

Nachdem man um das Jungfernvorgebirge und das weiße Vorgebirge herumgefahren war: so schickte Narborough, der mit den Erfrischungen in dem verlangten Hafen so zufrieden gewesen war, seine Schaluppe dahin, Wasser einzunehmen. Er erstaunete aber ungemein, als er sie wieder zurück kommen sah, ohne daß sie mehr als fünf oder sechs Tonnen hatte einnehmen können; und dazu war es noch salzicht Wasser. Er zeiget die Ursache von dieser Veränderung nicht an.

Nach einer viertehalb monatlichen glücklichen Schiffahrt kam das englische Schiff den 10ten des Brachmonates im Gesichte der Küsten von England an. Nach des Lieutenant Pekets Schätzung ist der Unterschied der Länge von dem weißen Vorgebirge bis an das Vorgebirge Lezard in England sechzig Grad fünf und vierzig Minuten $\frac{1}{10}$; und die mittägliche Entfernung achthundert und vierzig Seemeilen f).

Rückkunft der Engländer.

nants auf Swepstakes, seinem genommen worden, welcher solches bis nach England fortgesetzet habe.

f) Ebendas. a. d. 200 u. f. S.

Frogers Reise 1695.

Das XLII Capitel.

Frogers Reise oder Nachricht von des Herrn von Genes Reise nach der magellanischen Straße.

Gelegenheit zur Reise. Freybeuter, die ins Südmeer gehen; wie sie die Straße zurück kommen. Frogers Abschilderung. Abreise des französischen Geschwaders. Seine Verrichtung am Flusse Gambra. Cap Frie. Insel Grande. Drey außerordentliche Schauspiele. Sie kommen leicht in die Straße. Eyland St. Georg. Erste Wilde, die sie antreffen. Sie lassen ihr Unternehmen fahren. Das Geschwader erfrischet sich zu Salvador; geht nach Cayenne. Beschreibung dieses Eylandes. Handel daselbst. Was es hervorbringt. Kleidung der Indianer. Einige von ihren Gebräuchen. Biets Beschreibung dieser Insel. Besondere Einsetzung ihres Hauptmannes. Außerordentlich Proben. Ihr noch seltsamer Ende. Wie die Aerzte gemacht werden. Sonderbare kräftige Kräuter. Rückkunft des Geschwaders.

Gelegenheit zur Reise.

Einige Freybeuter vom Eylande St. Dominguo, die es müde waren, seit verschiedenen Jahren an den Küsten von Caracko, Neuspanien, und dem Eylande Cuba gestreift zu haben, ohne daß sie ihr Glück dadurch weiter getrieben hatten, entschlossen sich, um das Jahr 1686, ihre Räubereyen am Südmeere zu unternehmen, wo sie glaubeten, die Küsten reicher und weniger befestigt zu finden. Ihnen waren zween Wege bekannt, einer zu Lande, der andere durch Magellans Straße. Der erste, welcher viel kürzer ist, war mit glücklichem Erfolge durch einige andere Abentheurer versucht worden. Außer der Gefahr aber von den Indianern angegriffen zu werden, die mit den Spaniern bald Krieg bald Frieden haben, so waren sie auch nicht sicher, in jenem Meere bequeme Schiffe zu ihren Streifereyen zu finden. Die Durchfahrt durch die Enge schien ihnen sicherer; sie nahmen diesen Weg, und glückliche Verwegenheiten brachten sie ohne Schaden durch Gefahren, die die geschicktesten Schiffer erschrecken. Sie machten sich lange Zeit den Spaniern von Chili und Peru durch beständige Landungen auf beyden Küsten, und Wegnehmung vieler Schiffe furchtbar. Doch war ihre Beute mittelmäßig. Ein Haufen Volkes ohne Kriegeszucht, konnte keine wichtige Unternehmungen ordentlich ausführen. Ueberdieses schienen die kostbarsten Waaren diesen Räubern, die keine Zuflucht hatten, nur beschwerlich; sie begnügten sich, solche auslösen zu lassen. Wenn sie auf fünf oder sechs Monate mit Lebensmitteln versehen waren: so wähleten sie in der weiten See ein wüstes Eyland, wo sie die Zeit mit Wolleben hinbrachten; und sobald ihr Vorrath zu Ende war, begaben sie sich aufs Rauben.

Freybeuter, die ins Südmeer gehen.

Ihre Aufführung.

Nachdem sie dieses schändliche Leben sieben Jahre lang geführet hatten, fielen sie darauf, wieder in die Nordsee zu gehen. Sie versammleten sich beym Eylande, Juan Fernandez, ihre Beute daselbst zu theilen. Für jeden kamen nicht mehr als 9000 Livres. Die, welche

Wie sie die Straße zurück kommen.

g) Er gab seine Erzählung im Jahre 1698 heraus, da er, wie er in der Zuschrift an den Herrn Grafen von Mauperas saget, gesehen hatte, daß alle seine Begleiter dieses Zuges wegen ein Stillschweigen beobachteten. Ein Band in 12. Paris bey Mich. Brunet.

h) In der Geschichte der Seefahrt muß man allemal die Namen der Schiffe melden. Der englische Falke 46 Stücke 260 Mann; Commandirender, Herr von Genes. 2) Die africanische Sonne 32 Stücken 220 Mann. Herr du Parcy, Capitain der

welche die Begierde empfunden, nach ihrem Vaterlande zu kehren, giengen wieder durch die Straße: aber drey und zwanzig, die im Spiele das meiste ihrer Beute verloren hatten, sahen ihre Mitgesellen ohne Kummer fortgehen, und begaben sich in eine Barke, mit dem Entschlusse zu sterben, oder dem Glücke neue Gewogenheiten zu entreißen. Sie nahmen auf der peruanischen Küste fünf Kaufmannsschiffe, und wähleten darunter dasjenige, das ihnen eine lange Reise auszuhalten am geschicktesten zu seyn schien. Dieses beluden sie mit den kostbarsten Sachen, die sie auf den andern gefunden hatten, und schmeichelten sich dergestalt, reicher zurück zu kommen, als diejenigen, welche sie verlassen hatten. Die Hindernisse schienen vor ihnen zu verschwinden; dieses Glück verließ sie nicht, bis mitten in der Meerenge. Aber da zerstörte ein Ungewitter ihr Schiff. Sie mußten eine Barke bauen, die sie eine zehn monatliche sehr beschwerliche Arbeit kostete. Darauf luden sie die Ueberbleibsel ihrer Reichthümer, und ob wohl Hunger und Elend ihre Zahl vermindert hatten: so langten doch die glücklichsten auf der Insel Cayenne an.

Frogers Reise 1695.

Einige setzten sich auf diese Insel; andere kehrten nach St. Domingo zurück, aber vier oder fünf der Kühnsten, konnten sich wegen des Verlustes ihres Glückes nicht trösten, und beschlossen also eine zweyte Reise ins Südmeer; in welcher Absicht sie mit guten Nachrichten nach Frankreich giengen. Einer von ihnen, Macarty, both dem Herrn von Genes, den man für einen Mann von Unternehmung hielt, seine Dienste an. Herr Genes billigte seinen Vorschlag, und begab sich nach Hofe, solchen daselbst zu erklären, und selbst die Ehre der Ausführung zu haben. Man nahm seinen Antrag so wohl auf, daß ihm der König die Wahl der Schiffe überließ, und die Neuigkeit dieses Einfalls der Reise, brachte ihm so viel Theilhaber daran zuwege, daß viele Vornehme vom ersten Range dazu etwas beytrugen. Er fand viel junge Leute, welche die Neugier, eine andere Halbkugel zu sehen, und die Hoffnung, sich zu bereichern, veranlaßten, die Fahrt mit ihm zu thun *g*).

Frogers Abschilderung.

Froger war damals nur neunzehn Jahre alt, hatte sich aber in der Mathematik geübt, und die Welt aus Reisebeschreibungen bekannt gemacht; er ergriff diese Gelegenheit, seinem Vaterlande nützlich zu werden. Er gieng in der Absicht mit, alles zu beobachten, was eines Reisenden Aufmerksamkeit verdienet, und besonders sich zu bestreben, eigene Karten von der Einfahrt der Hafen, und Flüsse, entweder selbst, oder aus andern zuverläßigen Karten und Nachrichten zu machen. Man hält seine Beschreibungen und Risse hoch. Er hat unnöthige Weitläuftigkeiten weggelassen, und bis auf seine Zeit hatte die französische Seefahrt nichts richtigers von dem alten Wege nach Ostindien durch Südwesten gehabt.

Abreise des französischen Geschwaders.

Des Herrn von Genes Geschwader bestund aus sechs Schiffen *h*). Es lief von Rochelle den 3ten des Brachmonates im Jahre 1695 aus, und fand sich den 1sten des Heumonates im Gesichte des grünen Vorgebirges; auf der französischen Insel Goree nahm es Erfrischungen ein. **Froger** beschreibt solche und redet weitläuftig von den Schwarzen von Rufisque, doch ohne etwas zu demjenigen zu setzen, was man unter allen Gestalten in dieser Sammlung ersten Theile gesehen hat. Von dar gieng dieser französische Führer des Geschwaders,

Seine Verrichtung am Flusse Gambia.

der leichten Fregatten. 3) Der Aufrührerische, 26 Stücken 140 Mann. Herr de la Roque, Capitain der leichten Fregatten. 4) Die Glückseligkeit, eine Corvette von 8 Stücken 40 Mann. 5) Die Gefräßige, eine Flüte von 10 Stücken 4 Mann. 6) Die Fruchtbare, eine Flüte, 4 Stücken 20 Mann Diese beyden Flüten führten 2 Mörser und 600 Bomben mit Lebensmitteln und Vorrath auf eine lange Reise.

Froger 1695. schwaders, Feindseligkeiten im Flusse Gambra oder Gambia, am englischen Fort St. James auszuüben, das sich nach wenigem Widerstande ergab. Die africanischen Könige verschiedener benachbarten Länder erwiesen der französischen Flagge Ehrenbezeugungen. Nachgehends segelte Herr Genes über das große Meer, das Africa von Brasilien absondert, und langte den 24sten des Wintermonates auf den Inseln St. Anna an, die vordem den Holländern zum Aufenthalte dienten, als sie die Eroberung von Brasilien unternahmen. Sie sind nur zwo Stunden davon entfernet; man zählet ihrer drey, die größte, die zwischen den beyden andern liegt, und nur anderthalbe Meile im Umfange hat, zeiget an der Seite des festen Landes eine sehr angenehme Bucht, wo man vortreffliches Wasser bekömmt. Sonst findet man keine Erfrischungen daselbst, als einige wilde Früchte, Portulac, und kleine gestreifte Kirschen, die ungefähr wie unsere schmecken: aber man wird durch den Gesang unzähliger Vögel ergötzet, die das Gehölz erfüllen, damit die Inseln bedeckt sind. Froger würde den Cardinal bewundert haben, welches eine Art von einem kleinen Sperlinge, mit schwarzen Flügeln und Schwanze, der übrige Körper aber sehr lebhaft Scharlach ist, wenn nicht alle seine Beobachtungen sich auf den Colibri gelenkt hätten, welches Vögelchen die Größe eines Maykäfers, und ein grünes Gefieder hat. Es ist eines von den schönsten Werken der Natur. Er nähret sich von Bluhmen, wie die Bienen: sein Nest ist so groß als ein Ey, und desto merkwürdiger, weil es aus sehr feiner Baumwolle gemacht ist, und an dünnen Aesten hängt *i*). Die beyden andern Inseln lassen zwischen sich und der großen, süd- und nordwärts Durchfahrten für Schiffe. Die nordliche hat an der Landseite eine sehr bequeme Bucht, die Schiffe zu calfatern, und die südliche ist nur ein großer runder Felsen. Ihnen gegen über sieht man auf der Küste einen kleinen portugiesischen Flecken.

Cardinal.

Colibri.

Cap Frie.

Den 29sten kam man um das Vorgebirge Frie herum, und den 30sten befand man sich vor zwo großen ziemlich von einander entfernten Klippen, die sich wie zween Zuckerhüte an der Mündung des Flusses Janeyro erheben. Die Beschreibung dieser Stadt gehöret in andere Theile unserer Sammlung, aber man muß zu Frogers Ehre melden, daß er den Riß von ihr und der Einfahrt des Flusses geliefert hat. Sie bezahlten den Portugiesen ihre Erfrischungen ziemlich theuer, worauf Herr von Genes den 27sten des Christmonats wieder absegelte. Eine verdrießliche Windstille nöthigte sie, den 29sten im Canale der Insel Grande zu ankern. Sie hat wenigstens achtzehn Seemeilen im Umfange, ist hoch und mit Gehölze bedeckt, das so dick ist, daß man nicht hinein kommen kann. Indessen sieht man die ganzen Ebenen voll Orangenbäume und Citronenbäume. Unter mancherley wilden Früchten rühmet Froger die Birne **Mapou**, die ein rothes wollichtes Wesen hat, daraus man sehr dauerhafte Matrazen macht; wenn man dieselben in die Sonne leget, schwillt die Wolle auf, bekömmt ihre vorige Stärke wieder, und die Matraze wird wie ganz neu *k*). Man sieht im Gehölze der Insel eine andere Frucht, so groß als eine grüne Nuß, der Kopf scheint mit einer Würznelke gekrönt zu seyn. Die Küste der Insel Grande gegen über, zeiget einen großen portugiesischen Flecken von vier bis fünfhundert Einwohnern.

Insel Grande.

Birne Mapou.

Da man die Absicht hatte, nicht mehr, bis an die magellanische Enge, ans Land zu gehen: so hatte man zu Janeyro nichts gesparet, das Geschwader zu versorgen. Herr Genes

i) Auf der 62 Seite.

k) Auf der 85 Seite.

l) Auf der 87, 88 Seite.

m) Die Wiederholungen zu vermeiden wird man sich



EINWOHNER VON DER STRASSE MAGELLANS, PATAGONEN GENANNT,
IHRE BARKEN, IHRE HÜTTEN U.S.W.

T. XII. 1.

Genes ließ in der Bucht der Insel Grande, Holz und Wasser einnehmen, und lichtete die Anker den 5ten Jenner 1696. Wenn der Weg, den der Leser mit ihm unternimmt, die Reizungen der Neuigkeit nicht mehr hat: so wird er ihn doch durch die Länge nicht verdrießlich machen. Frogers Anmerkungen werden auf ihre eigene, oder auf solche, die zur Erläuterung schon mitgetheilter Beschreibungen dienen können, ins Kurze gebracht werden. Froger 1696.

Bis zum Ende des Jenners segelte man immer in der weiten See, mehr als vierzig Seemeilen vom Lande. In dieser Entfernung hatten die Franzosen drey Schauspiele, die für sie erstaunlicher waren, als für die, welche diese Meere gewöhnlich befahren. Den 23sten sahen sie viel Seekälber, die auf den Rücken oben auf dem Wasser schliefen; den 29sten erstaunten sie noch mehr über einige Wallfische, Margots, und außerordentlich viel Vögel, die dem Schiffe wie Enten folgeten. Den 31sten war das Meer dergestalt mit rothen Krebschen bedeckt, daß man es hätte ein rothes Meer nennen können, und daß man über zehn tausend mit Körben fing l). Drey außerordentliche Schauspiele.

Den 4ten erkannte man das Vorgebirge St. Ynnez de-las-Barreras, dessen Land niedrig ist, und unfruchtbar zu seyn scheint. Die meisten, die auf diesen Küsten geschifft sind, und Beschreibungen davon gegeben haben, erzählen, die Wilden stellten bey Erblickung eines Schiffes ein großes Fest an, und opferten dem Teufel, um ihn zu erbitten, daß er es scheitern ließe. Cap St. Ynnez de las Barreras.

Den 7ten mit Anbruche des Tages irrete man sich, und hielt das erste Vorgebirge, das man sah, für das Vorgebirge der Jungfrauen m), welches das Geschwader in Gefahr brachte, auf eine Bank zu gerathen, von der es mit Noth würde losgekommen seyn. Sie entdeckten bald ein anderes Vorgebirge, und erkannten solches endlich für das genannte. Wind und Strom halfen ihnen zusammen in die Straße, wo sie den Abend bey der Einfahrt in die Bay Possesßion ankerten. So funden also die Franzosen, daß alle Schwierigkeiten, die man in Reisebeschreibungen so schrecklich abschildert, auf die übele Wahl der Jahreszeit oder die Ungeduld, daß man nicht günstige Winde und Fluthen erwartet, ankommen. Sie hatten in der That diese beyden Vortheile nicht beständig: aber selbst die Abwechselung der Witterung, die sie mitten in ihrem Laufe aufhielt, beweist, daß sie nicht Geduld genug hatten. Sie kommen leicht in die Straße.

Der Wind ließ den 12ten sehr nach, und sie konnten den ganzen Tag nur drey Seemeilen fortrücken. Den 13ten kamen sie beym Cap Entrana vorbey n), in der Einfahrt der Bay Boucaut zu ankern, wo sie eine Menge Wallfische, und etliche Meerschweine sahen, welche, Kopf und Schwanz ausgenommen, ganz weiß waren. Den 14ten lavirten sie bis Mittags, der widrigen Fluth zu widerstehen, und ankerten mitten in der Bay. Die Küste ist platt und unfruchtbar. Sie hat weder Holz noch Wasser, aber man sieht daselbst kleine Schnepfen und andere Meervögel. Einige Matrosen giengen eine Meile ins Land hinein, und bemerketen daselbst wilde Rinder und Ziegen. Sonst zeiget das Ufer eine erstaunliche Menge Jambles und Muscheln, deren manche zu einem halben Pfunde wiegen, und die Schnecken sind sehr schön. Cap Entrana. Bay Boucaut.

Den 16ten kam man um das Vorgebirge Gregorius herum, und ankerte zu Mittage, eine kleine Seemeile unter dem Eylande St. Georg, dem man sich der Windstille und

 Fluth

sich nur bey den Orten aufhalten, deren Namen und Beschreibungen in vorigen Nachrichten nicht zu finden sind.

n) Dieser Name ist neu, aber es ist eben die Insel, welche die Engländer Penguinseyland nennen, weil sie deren eine große Menge da fanden.

Froger 1696. Fluth wegen nicht mehr nähern konnte. Der Umfang dieser Insel ist eine Seemeile. Sie ist hoch und dürre. Man findet da Pülze, Meervögel, und einige verlassene Hütten der Wilden. Die Winde verstärketen sich die folgenden Tage, und machten, daß man es bis den 21sten verschob, Anker zu lichten. Man gieng ziemlich nahe beym Eylande St. Georg vorbey, doch mit dem Senkbleye in der Hand, welches aber nicht hinderte, daß man sich plötzlich an der Spitze einer Bank fand, die auf der Karte nicht verzeichnet war. Die Geschicklichkeit der Piloten rettete das Geschwader. Man ankerte den Abend sechs Seemeilen von der Insel in einer Bucht, wo sich die Küste angenehm erhebt, und sich mit Gehölze zu bedecken anfängt. Sie hat kleine Flüsse, wo man sehr gutes Wasser bekömmt. Selery, Stachelbeeren, Füchse, Trappen, Grieben, Enten, Raben, Cormorans, und andere Meervögel sind in Menge da.

Eyland St. Georg.

Erste Wilde, die sie antreffen.

Von dieser Bucht, wo man durch widrige Winde bis den 24sten zurück gehalten wurde, gieng man nach der Hungerbay, und aller Schwierigkeiten der Klippen vollen Küste ungeachtet, bekam man in ihr sehr gutes Wasser. Die Franzosen sahen hier das erstemal einige von denen Wilden, die von den ersten Reisebeschreibern mit so viel Vergrößerung sind beschrieben worden, daß man ihnen acht bis zehn Fuß Höhe gegeben hat, und sie ganze Eimer voll Wein aussaufen läßt. Sie schienen sehr nüchtern, und der größte hatte nicht sechs Fuß. Ihre Zahl war acht bis zehn, sie verfertigten am Meerstrande zween Kähne von Rinden; sie bathen die Franzosen durch verschiedene Zeichen, solche nicht anzurühren; eine große und alte Frau, die bey ihnen war, schien einiges Ansehen über die andern auszuüben. Sie hatten Schleudern und Pfeile nebst fünf oder sechs kleinen Hunden, die ihnen allem Ansehen nach zur Jagd dienten. Ihre Pfeile waren mit Flintensteinen versehen, die nach Art von Schlangenzungen gearbeitet waren. Das Eisen war ihnen, so viel man sah, unbekannt; sie bedienten sich statt desselben großer wohlgeschliffener Kieselsteine, das Holz zu hauen. Ihre Kleidung und Farbe sind schon beschrieben; aber die Franzosen sahen auch ihre Hütten, die nur aus einem halben Kreise von Baumästen bestanden, die sie pflanzen und in einander flechten, sich vor der Luft zu schützen o).

Den 25sten nöthigten die veränderlichen und widrigen Winde unter dem Vorgebirge **Forward** zu ankern. Den andern Morgen segelten sie um dasselbe, und langten den Abend am Vorgebirge, **Holland**, an, aber mit erstaunlichen Windstößen, die zwischen zwey Gebirgen, oft mitten in einer großen Windstille hervor kamen. Gegen Mitternacht sah man sich genöthiget, wieder, wo man am ersten konnte, zu ankern; es geschah zwo Seemeilen über Cap Forward in einer großen sehr bequemen Bay, wo Herr von Genes sich entschloß, sich bis den 3ten März aufzuhalten, Holz und Wasser einzunehmen. Ein Fluß, der da hinein fällt, nimmt leicht Schaluppen auf, wenn die Fluth hoch ist. Da die Karten diese Bay nicht anzeigen: so nennten die Franzosen sie Baye Françoise, und gaben dem Flusse den Namen des Herrn von Genes p).

Franzosenbay und Fluß Genes.

Ein vortheilhafter Wind gab ihnen wieder Muth, noch einmal um Cap Forward zu segeln. Den 5ten erkannten sie die Hungerbay, wo sich die Spanier, die sich daselbst unter Philipps des II Regierung gesetzt hatten, noch befinden würden, wie der Verfasser anmer-

o) Auf der 97 Seite.
p) Auf der 106 Seite.
q) Auf der 101 Seite.
r) Auf der 104 Seite.
s) Auf der 134 u. f. Seite.
t) Die Holländer müssen, nachdem sie über die Linie




Længe von der Insel Ferro.
Grüne Klippen
Fluß Macuria
Kriek Massiry
Wohnungen
Austern Kriek
Wohnungen
le Morne od. der Bug
Galybis Indianer
Krique a Meterea
Freyheits Spitze
Stadt Caienne
RONABO
St. Joseph
Der Hafen
Gebirge Baduel
Tiger Gebirge
Monsineri
Klein Cayenne
Maringoin
JNSEL
Gebirge Maturi
Maturi
Cabassu
Caienne
Kriek Caripani
CAIENNE
Ueberschwemmtes Land
Fluß
Kriek Carumani
Kriek Curumon
Arqua Kirchspiel
Kriek Turumene
Francifcaner Gebirge
Cap Bombe zu den Jesuiten
Fluß Ouya
Westliche Længe vom Parisischen Meridian.

KARTE VON DEM EYLANDE CAIENNE
und Umliegenden Orten

Zur allgemeinen Historie der Reisen
von dem Hrn Bellin Ing. de la Marine Mitglied der
Königl. Gesellsch. der Wißens. zu London

Französische See-meilen.



Inselchen Maret
Montagne du Pont od. Brücken-gebirge
Spitze u. Gebirge Romontabo
Geb. S. Martin
Berg Joli
Berg Mahuri
Spitze Merciere
Affen Inselchen
Englændischer Berg
Cap Amariaca
Cap Araparaba
Krick Turumene
Maronnes Indianer
Aronas Indianer
Krick Caux
Fluß Caux
Gebirge Caux
Gebirge Apruagne
324 Gr.



anmerket, wenn die Wilden sie nicht gefressen hätten q). Die Bay ist groß, und der Grund ist gut. Viele große Ebenen, mit denen sie umgeben ist, scheinen des Anbauens fähig zu seyn; und Wildprät ist in Menge da. Froger 1696.

Die folgenden Tage erregeten sich entsetzliche Windstöße, die ein Schiff von dem Geschwader bis wieder in die Franzosenbay zurücktrieben. Den 9ten wurden sie günstig, änderten sich aber den Morgen mit viel Regen und Hagel, und blieben bis den 20sten widrig. Alsdenn verstattete ein glücklicher Zwischenraum die Rhede von Port Galant zu erreichen, wo das Geschwader vierzehn Tage mit kalten Winden und viel Schnee zubrachte. Man hielt Rath, weil den Franzosen Lebensmittel und Geduld zu mangeln anfingen, und entschloß sich, wenn sich der Wind innerhalb zweenen Tagen nicht änderte, nach der Insel Grande zurück zu kehren, Lebensmittel daselbst einzunehmen, und sein Heil auf andere Weise zu versuchen. Froger meldet gleichwohl, daß die, welche ihren Entschluß so leicht änderten, es sehr bedauert. „Nicht ein Matrose, saget er, war, der nicht lieber Hungers gestorben „wäre, als so umgekehret. Sie gewöhnten sich schon, Ratten zu essen, und der ordentliche „Preis war funfzehn Sols für eine r). Sie noch ungewisser zu machen, setzet er hinzu, „sey der Wind, sobald sie unter Segel gewesen, wieder günstig geworden, und habe sie zu „noch einem Versuche veranlasset, der aber nicht glücklicher abgelaufen.„

Die Franzosen lassen ihre Unternehmung fahren.

Einige Stunden hatten ihnen zugereicht, wieder an die Mündung der Straße zu gelangen, und sie kamen den 7ten April ins Nordmeer; die brasilischen Küsten versprachen ihnen eben die Beyhülfe, die sie schon da gefunden hatten. Sie begaben sich in die Bay aller Heiligen, vor der Stadt Salvador. Die Beschreibung wird anderswo Platz finden s). Nachdem sie ihre Kranken in vier Monaten abgewartet hatten: so beschloß Herr Genes, die französische Insel la Cayenne zu besuchen, wo die Einwohner von dieser Nation im Jahre 1677 durch den Herrn Marschall von Estrees waren wieder eingesetzet worden, nachdem man sie von dem ersten Jahre ihres Besitzes 1635 an, zweymal verjaget hatte.

Das Geschwader erfrischet sich zu St. Salvador.

Das Geschwader verließ St. Salvador den 7ten August mit allen Erfrischungen versehen, gieng um das Vorgebirge St. Antonius, und begab sich einige Tage in die weite See, um sich von der Küste zu entfernen, die gefährlich ist, weil sie viel Klippen und öftere Stürme hat. Den 17ten erkannte man das Cap St. Augustin, von dem man sich über dreyßig Seemeilen entfernet zu seyn hielt; dieses veranlassete die Piloten, zu urtheilen, daß sie von starken Strömen nach der Küste getrieben würden. Den 22sten giengen sie über die Linie, und fanden andere Ströme, die westlich strichen. Sie fuhren fort, sich in der weiten See zu halten, um auf die Höhe des Cap d' Orange zu kommen t). Den 27sten, da sie sich noch über sechzig Meilen vom Lande entfernet hielten, bemerketen sie, daß das Wasser gelb und trübe ward, auch ein wenig süßer war; daraus sie schlossen, daß sie sich an der Mündung des berühmten Amazonenflusses befänden, der seines schnellen Laufes wegen, die Süße seines Wassers auf zwanzig Seemeilen ins Meer behält. Die folgenden Tage näherten sie sich der Küste, und verfolgten solche drey bis vier Meilen, ohne jemals mehr als fünf oder sechs Faden Wasser zu finden; sie erkannten das Cap Orange den 30sten, und kamen eben

Es begiebt sich nach Cayenne. Sein Weg.

Wasser des Amazonenflusses.

Linie sind, dieses Cap ins Gesicht zu bekommen suchen, um sich nach Surinam zu begeben, und an der Küste mit dem Strome hinfahren, a. d. 151 S.

Von diesem Cap an, sieht man Berge tief im Lande drinnen.

Froger 1696. eben den Tag um eine große Klippe, der Constabel, vorbey, die sich drey Meilen ins Meer, und fünfe von Cayenne befindet. Sie segelten an solcher in der halben Entfernung eines Canonenschusses hin, und ankerten um sechs Uhr des Abends, drey Meilen nordwärts der Insel, vor fünf kleinen sehr nahe daran liegenden Inseln.

Die Ströme waren auf dieser Küste außerordentlich heftig, daß die Schaluppe um die Insel fahren mußte, um einen Piloten zu fordern, den sie erst den folgenden Morgen brachte, weil die See niedrig war. Man bediente sich so viel als möglich der Fluth, an den Ankerplatz des Eylandes zu kommen, wo so wenig Wasser ist, daß man nur mit halber Fluth auslaufen kann. Endlich ankerte man unter dem Geschütze der Stadt, einen halben Pistolenschuß vom Ufer.

Beschreibung des Eylandes Cayenne.

Die Insel Cayenne liegt an der Küste von Guaiana, vier Grad, fünf und vierzig Min. nordlich, und in dreyhundert zwey und dreyßig Gr. der Länge. Sie wird von zween Armen des Flusses umgeben, und hat etwa achtzehn Seemeilen im Umfange. Froger stellet sie gegen das Meerufer ziemlich hoch vor, im Mittel aber so sumpficht, daß man zu Lande nicht von einem Ende an das andere kommen kann. Die Moräste sind mit dichten Mangles besetzet, die bis ins Meer hinein wachsen, und durch ihre Verflechtung eine Art eines Dammes ausmachen, auf dem man an manchen Orten funfzehn bis zwanzig Meilen gehen kann, ohne einen Fuß auf die Erde zu setzen *u*).

Die Stadt liegt westwärts der Insel, wo Natur und Kunst gleichviel zu ihrer Befestigung beygetragen haben. Ihre Gestalt ist ein unordentliches Sechseck. Eine Festung beschützet sie, die alle Seiten bestreicht, nebst verschiedenen Batterien, die fast sechzig Canonen haben. Damals bestund ihre Besatzung aus zweyhundert Mann ordentlichen Volkes, und ihrer Einwohner waren mehr als vierhundert, die sich in der Insel, oder nahe dabey auf der Küste aufhalten, und bey dem geringsten Lärmen die Waffen ergreifen müssen. Ihr Befehlshaber, Herr von Ferolles, hatte die oberste Verwaltung der Gerechtigkeit. Froger liefert den Grundriß der Stadt und der Festung: aber ohne von den Gebäuden zu reden, setzet er nur hinzu, daß die Jesuiten, denen die Verwaltung des Geistlichen aufgetragen ist, eine Kirche in der Stadt, und eine Capelle auf der Insel andern Theile zu besserer Bequemlichkeit der Einwohner haben.

Die Luft von Cayenne war sonst ungesund, nicht nur weil das Erdreich voll Gehölze und Morast ist, sondern auch weil es neun Monden lang daselbst beständig regnet. Es gab häufige Krankheiten da, und die Kinder kamen fast so bald um, als sie das Licht gesehen hatten. Seitdem man aber die Insel anbauet, fängt man an, sich besser zu befinden. Die Weiber kommen glücklich nieder, und die Kinder sind stark.

Handel daselbst.

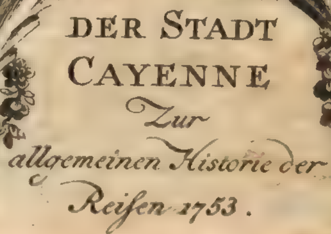
Der vornehmste Handel der Insel besteht in Zucker und Rocou: von beyden aber wird wenig verfertiget, weil es den Einwohnern an Sclaven zu diesen Arbeiten fehlet. Daher bringen auch die Schiffe manchmal daselbst ein Jahr in Erwartung ihrer Ladung zu. Von Frankreich bringt man dahin Wein, Aquavit, Mehl und eingesalzenes Fleisch. Das Rindvieh ist selten, ja man darf keines ohne ausdrückliche Erlaubniß tödten, weil man ihm Zeit lassen will, sich zu vermehren. Man bringt allerley kleine Waaren und Eisenwerk

u) In den Erzählungen von Africa und Asien hat man gesehen, daß sich die Aeste dieser Bäume nach der Erde beugen, daselbst einwurzeln, und undurchdringliche Waldungen machen. Die Austern hängen sich an ihren untersten Theil.




DER HAFEN


Das Hafen Thor
Casernen
Platz für den Hafen
Magazin des Königes
Bastion S. Salvator


DER STADT
CAYENNE
Zur
allgemeinen Historie der
Reisen 1753.
Maaß-stab von 50 Toisen.
50
25
5


Schanze
Königliche Bastey
Die Iesuiten
Sanct Salvator
Waffen Plats
Collegium
Haus des Statthalters.
Bastey St. Michel
Remiren Straße
Die Große Straße
Stollen Straße
Dauphinen Straße
Remires Thor
Bastey Dauphin



senwerk dahin, mit den Indianern zu handeln. Das Geld war allezeit daselbst sehr selten gewesen: aber die Freybeuter, die seit kurzem aus dem Südmeere wieder gekommen waren, und deren jeder nicht weniger als zwey oder dreytausend Thaler besaß, hatten es gemeiner gemachet, und daselbst Vorrathshäuser und Wohnplätze gekaufet. Froger 1696.

Die Franzosen von Cayenne hatten seit einiger Zeit einen ziemlich vortheilhaften Handel mit Sclaven, trockenen Fischen, und Hamaks, mit den Indianern des Amazonenflusses getrieben. Aber von etlichen Jahren her hatten sich die Portugiesen daselbst setzen wollen, und alles, was ihren Absichten widerstrebete, grausamlich hingerichtet. Herr de Feroles hatte unternommen, einen Weg zu machen, um zu diesem Flusse zu Lande zu kommen, und wollte die Feinde seines Handels vertreiben. Außer dem alten Vortheile, sich der Insel zu versichern, hatte er auch entdecket, daß der Amazonenfluß Silbergruben in der Nachbarschaft hatte.

Was sie hervorbringt.

Nebst dem Zucker und Roucou bringt die Insel Cayenne auch Baumwolle und Indig hervor, und ist an Maiz und Manioc sehr fruchtbar. Auch wächst da Cassia, Papaies, Acajouäpfel, Vanille, und Pite, ein Gewächs, dessen Fasern sich wie Hanf arbeiten lassen. Sie geben stärkere und feinere Faden, als Seide; und Froger glaubet, der Seidenhandel würde in Verfall gerathen, wenn der Gebrauch davon in Frankreich verstattet wäre *x*).

Das schwarze Ebenholz, das grüne, das **Lettreholz**, das Veilchenholz und andere Hölzer zum Färben und zur Tischerarbeit, sind auf der Insel gemein. Fische und Wildpret befinden sich da in Menge. Man sieht da Tiger, Hirsche, Schweine, Stachelschweine, Agoutils und Sapajous. Der Agoutil ist von der Größe eines Hasens, hat die Farbe eines Hirsches, eine spitzige Schnauze, kleine Ohren, kurze und dünne Füße. Der Sapajou von Cayenne ist eine Art kleiner Affen, von gelbichten Haaren, mit großen Augen, weißem Gesichte, und schwarzem Kinne. Er ist munter und liebkosend, aber diebisch, und sehr empfindlich für die Kälte, wie die brasilischen Sagouinen. Man findet im Eylande sehr große Schlangen, die aber nicht sehr giftig sind. Unter vielerley Vögeln sind die Papageyen da besonders schön. Sie lernen leicht reden; und die Indianer wissen die Kunst, zu machen, daß ihnen Federn von mancherley Farben wachsen, indem sie solche mit dem Blute gewisser Gewürme reiben. Die Gehölze sind voll Fläminge, kleiner Perviquen, Colibris, Ocos und Toucanen. Ocos ist der Name eines Vogels, so groß als ein indianischer Hahn, der auf dem Rücken schwarze Federn, am Bauche aber weiße hat, sein Schnabel ist kurz und gelb, sein Gang trotzig, und sein Kopf mit kleinen Federn, die sich in einen Busch erheben, gezieret. Der Toucan ist schwarz, roth und gelb, von der Größe einer Taube. Man bewundert sonderlich seinen Schnabel, der fast so groß ist, als sein übriger Körper, und schwarze und weiße Streifen hat, die man für Ebenholz und Elfenbein ansehen sollte; seine Zunge ist nur eine einzige sehr schmale Feder *y*). Die Fläminge von Cayenne sind nicht größer, als unsere Hühner. Sie fliegen heerdenweise, wie die Enten, und ihr Gefieder ist so schön roth, daß die Indianer Kronen daraus machen.

Regierung.

Die Regierung von Cayenne wird nicht bloß von der Insel umgränzet. Sie erstrecket sich mehr als hundert Meilen an der Küste des festen Landes hin. Westwärts hat sie den Fluß Maroug, der sie von der holländischen Colonie zu Surinam absondert, und südwärts stößt sie an das nordliche Ufer des Amazonenflusses, wo die Portugiesen drey Festungen an

x) Auf der 162 Seite. *y*) Auf der 164 Seite.

Froger 1696. an den Flüssen Paron und Macabu haben. Dieses Land wird von verschiedenen Völkern bewohnet, die nicht alle einerley Sprache reden. Sie führen fast ohne Unterlaß Krieg mit einander; aber ihre Thaten kommen nur darauf hinaus, einander Gefangene wegzunehmen. Diese Indianer sind klein. Sie reißen sich den Bart aus, und färben sich mit Rocou. Ihre Haare sind schwarz, lang und platt. Sie gehen nackend, außer um das Mittel des Leibes, das sie mit einem schmalen baumwollenen Streife bedecken, den sie zwischen den Knien durchziehen. Ihre Zierrathe sind Federkronen von mancherley Farben, und Armbänder von Glascorallen. Die meisten durchlöchern sich die Nase in der Mitte, darein ein Stückchen Silber, oder ein großes Stück grünen Crystall vom Amazonenflusse zu hängen. Man unterscheidet eine ganze Nation, die sich ein großes Loch in die Unterlippe machet, und ein Stückchen Holz durchstecket, daran dieser Crystall befestiget ist. Sonst trägt jede Nation ein unterscheidendes Kennzeichen. Der Weiber einzige Kleidung ist ein Stück Leinwand, einen halben Fuß ins Gevierte, das sie am Gürtel tragen; manche haben nur ein bloßes Carretblatt.

Kleidung der Indianer.

Ihre Geschicklichkeit.

Die Mannsbilder bedienen sich ihres Bogens sehr geschickt zur Jagd und zum Fischfange. Sie machen Hamaken, daran man die Arbeit bewundert, Töpfergefäße, das eben so hoch geschätzet wird, und Körbe, die so genau in einander passen, daß sie Wasser halten, Auf ihre Kürbißflaschen graben sie verschiedene Figuren, und überziehen solche mit einem Firnisse, der Wasser aushält. Bey allen diesen Künsten aber sind sie ungemein faul. Man findet sie stets in ihren Hamaken. Nie beunruhiget sie das Künftige. Nur die gegenwärtige Nothwendigkeit ermuntert sie von ihrer Trägheit. Mitten in der Arbeit, und selbst im Kriege, eilen sie nach Hause, wenn sie erfahren, daß ihre Weiber niedergekommen sind; sie binden sich den Kopf, und legen sich zu Bette, als ob sie selbst Geburtsschmerzen litten; die Nachbarn besuchen sie, und trösten sie auf eine lächerliche Art. Ihre Wohnungen bestehen aus vielen langen Hütten, die sie Carbet nennen, wo verschiedene Familien unter einem Hauptmanne beysammen wohnen. Sie leben von Cassave, Mais, Fischen und Früchten. Die Mannsbilder fischen, indem die Weiber das Feld bestellen. In den Krieg nehmen sie wenig Lebensmittel mit. Froger, der hier nach dem Zeugnisse der Jesuiten des Landes, und also aufrichtig schreibt z), versichert, sie äßen das Fleisch ihrer fettesten Gefangenen, und verkaufeten die andern den Franzosen. Sie haben unter sich verschiedene Feste, während welcher sie einander aus einem Carbet ins andere einladen, und mit ihren Kronen und Federgürteln gezieret, den Tag mit Tanzen in die Runde, und Gastereyen zubringen, wo sie sich mit einem starken Tranke, Ouicou, betrinken. Es ist ein Mengsel von Cassave und Früchten, die sie zusammen kochen lassen. Ihre Unwissenheit ist mitleidenswerth. Sie bethen die Sterne an; fürchten aber einen bösen Geist, Piaye, sehr. Ihre Gesetze verbinden sie zu einer einzigen Frau, die sie nicht verlassen dürfen, wenn sie solche nicht auf frischer That ergreifen. Die Achtung gegen die Alten treiben sie außerordentlich weit. Wenn einer stirbt, so begraben sie ihn in dem Carbet, wo er gelebet hat, ohne weitere Ceremonien, als sich dabey zu betrinken. Nachdem sie ihm aber haben Zeit gelassen zu verfaulen, versammlen sich die Einwohner der benachbarten Carbets, graben die Knochen aus, verbrennen sie, und thun die Asche in ihren Ouicou, solche bey einem großen Feste zu verschlingen a).

Einige Gebräuche.

Religion.

Außerordentliche Achtung gegen Alte.

Anton

z) Auf der 166 Seite.

a) Auf der 171 u. vor. Seite.

Anton Biet, der im Jahre 1674 b) eine Nachricht von demjenigen, was 1652 auf der Insel Cayenne vorgieng, da sich eine französische Colonie darauf setzen wollte, geschrieben hat, hält sich bey der Beschreibung dieser Insel lange auf. Der damalige Erfolg war nicht glücklicher, als bey einer andern Unternehmung einige Jahre zuvor. Die Insel hat ihren Namen vom Flusse, der sie machet. Er weis sie mit nichts besser zu vergleichen, als mit der Insel Camargue, die die Rhone machet; nur daß Cayenne etwas größer ist. Ihr Umfang ist funfzehn bis sechzehn Seemeilen. Der Strom des Flusses kömmt vom Mittage, und theilet sich in zween Aerme, davon der vornehmste, Cayenne, westwärts ins Meer fällt, und wenigstens eine Viertheilmeile an seiner Mündung breit ist. Der andere fließt ostwärts, und heißt Mahury, von einer Landspitze, wo er ins Meer fällt. Also hat die Insel das Meer nordwärts, südwärts festes Land, ostwärts die Spitze Mahury, westwärts den Fluß Cayenne. Bey der Mündung dieses Flusses endiget sie sich in eine andere Spitze, die wie ein halber Mond aussieht, und eine Seemeile lang ist, und sich in zwey Hörner endiget, deren eines die Spitze Ceperu heißt. Daselbst bauete man bey der Unternehmung, welche Biet erzählet, ein Fort auf einem Hügel, der seinen Fuß im Meere hat, und allmählich sich bis an den Gipfel erhebt. Die Lage war ziemlich bequem, nur daß man kein anders, als Cisternenwasser, daselbst hoffen konnte. Man hatte einen Brunnen, hundert Schritte vom Hügel, gegraben: aber bey einer Belagerung wäre er dem Platze unnütze gewesen. Der Ankerplatz ist vortrefflich am Fuße des Hügels selbst im Canale des Flusses, und zwischen beyden Hörnern des halben Mondes haben mehr als hundert Schiffe zu ankern Raum, und befinden sich unter dem Schutze des Forts. Auf beyden Seiten des Hügels nähern sich Barken und Schaluppen dem Ufer bis auf einen Fuß. Dieses ist ein anderer kleiner Hafen, auch in Gestalt eines halben Mondes; ein kleiner Felsen machet die Spitze desselben aus. An der Seite dieses Felsens ist das Meerufer schöner Sand, eine Viertheilmeile lang, bis an die Mündung eines Flüßchens, das zu Zeiten vertrocknet. Aller Platz vom Fort bis an den Fluß ist ebenes und anzubauendes Erdreich.

Froger 1696.

Biets Beschreibung von Cayenne.

Ihr Namen.

Spitze Ceperou.

Stelle des ersten Forts.

Auf dieses Flusses anderer Seite findet man einen Hügel, der ein wenig ins Meer hineingeht, und eine andere Spitze machet, an deren Fuße ein Quell aus einem Felsen hervordringt. Dieser Hügel machet des halben Mondes anderes Horn aus, und heißt Conobebo. Er ist so hoch, als Ceperu, und ostwärts hat er ein sehr schönes Ufer, das sich eine große Viertheilmeile unter dem Namen der Bucht von Conobebo erstrecket. Das Erdreich ist eben, und ein anderer Hügel dabey, der auch ins Meer geht, und Romata heißt; von ihm hat das ostliche Ufer den Namen der Bucht Romata. Auch dieses ist ein sehr schönes Land, aber von keinem Flusse bewässert. Das Aeußere dieser Bucht wird auch von einer Landspitze begränzet, nach welcher die Bucht oder das Ufer Remire folget, das eben so schön ist, und sich eine Meile weit erstrecket. Mitten in dieser Bucht hatte man bey den ersten Versuchen einer Colonie, die vornehmste Wohnung angeleget, welches Biet tadelt, weil daselbst kein anderes Wasser, als von einigen Sümpfen war, die vom Regen entstunden, und man mit vieler Mühe an einen Fluß einen Canonenschuß weit nach Wasser gehen mußte. Außerdem war da gar keine Hoffnung, einen sichern und bequemen Hafen anzulegen. Der Fluß, dessen Entfernung man bemerket hat, ist klein und sehr angenehm. Sonst sind auf der Insel keine hohen Berge. Man sieht da nur Hügel, die bis an

Spitze Conobebo.

b) Paris, in Quart, bey Clousin.

Froger 1696. an ihren Gipfel anzubauen sind. Das übrige Land ist sehr eben, und hat hier und da Savannas, oder schöne Wiesen voll trefflicher Kräuter c).

Besondere Einsetzung ihres Hauptmannes.

Biet, dessen Verstand und Frömmigkeit, für die Richtigkeit dessen, was er erzählet, zulängliche Versicherung geben, wenigstens wenn er von dem, was er selbst gesehen, redet, meldet einige sonderbare Gebräuche der Eyländer. Die, welche Hauptleute werden wollen, müssen ausnehmende Proben ihrer Tapferkeit und Klugheit gegeben haben. Die Wahlen geschehen nach einem Kriege, und vor ihnen gehen unglaubliche Uebungen vorher. Erstlich erkläret der, welcher nach dieser erhabenen Stelle strebet, seine Absicht, wenn er in seine Hütte zurück kömmt, mit einem Schilde auf dem Kopfe, niedergeschlagenen Augen, und tiefen Stillschweigen. Selbst seiner Frau und seinen Kindern saget er nichts davon, sondern begiebt sich in einen Winkel der Hütte, und machet sich daselbst eine kleine Verschanzung, da er sich kaum bewegen kann. Ueber ihn hängt man seinen Hamak, damit er mit niemanden zu reden Gelegenheit hat. Aus diesem Orte geht er nur natürlicher Nothdurft wegen heraus, oder die rauhen Proben auszustehen, die ihm die andern Hauptleute nach und nach vorlegen.

Außerordentliche Proben.

Sechs Wochen lang hält er eine sehr strenge Fasten. Seine ganze Nahrung besteht in einem wenig gekochten Hirse und Cassave, davon er nur das Mittel essen darf. Die benachbarten Hauptleute besuchen ihn des Abends und Morgens. Sie stellen ihm sehr nachdrücklich vor, sich dieses Ranges würdig zu machen, müsse er keine Gefahr fürchten; er habe nicht nur die Ehre der Nation zu schützen, sondern auch an denen Rache auszuüben, die ihre Verwandte und Freunde hingerichtet, und ihnen einen grausamen Tod angethan hätten; Arbeit und Mühe wäre künftig einzig sein Theil, und sonst habe er keinen Weg, Ehre zu erlangen. Nach dieser Rede, welche er sittsam anhöret, giebt man ihm tausend Schläge, um ihm zu erkennen zu geben, was er würde auszustehen haben, wenn er den Feinden der Nation in die Hände fiele. Er steht aufgerichtet, die Hände kreuzweis über den Kopf haltend. Jeder Hauptmann giebt ihm drey starke Schläge auf den Leib, mit einer Peitsche von Palmbaumwurzeln. Während dieser Ceremonie beschäfftigen sich die jungen Leute der Wohnung Geißeln zu machen; und da er mit einer nur drey Schläge bekömmt, so brauchet man viel bey einer großen Menge der Hauptleute. Dieses geht zweymal des Tages wieder an, und dauert sechs Wochen. Man schlägt ihn auf dreyerley Orte des Leibes, auf die Brüste, auf den Bauch, und auf die Lenden. Das Blut strömet heraus, und in den stärksten Schmerzen darf er nicht die geringste Bewegung machen, noch einige Ungeduld anzeigen. Nach diesem geht er wieder in sein Gefängniß, mit der Freyheit, sich in sein Bette zu legen, auf welches man die Geißeln, mit denen er ist gepeitschet worden, wie ein Siegeszeichen leget.

Ihr noch seltsamer Ende.

Dauert seine Beständigkeit sechs Wochen: so werden ihm andere Prüfungen zubereitet. Alle Häupter der Nation versammeln sich, feyerlichst geschmücket, und verbergen sich um die Hütte herum in Gebüschen, wo sie erschrecklich schreyen. Alsdann zeigen sie sich alle mit dem Pfeile auf dem Bogen, gehen plötzlich in die Hütte, nehmen den Candidaten, den Fasten und die erhaltenen Schläge schon sehr abgemattet haben, tragen ihn in seinem Hamak herzu, und binden solchen an zween Bäume, und lassen ihn da aufstehen. Man ermuntert ihn, wie das erstemal, durch eine vorbereitete Rede, und zur Probe seines Muthes giebt ihm jeder einen Geißelschlag, der viel stärker ist, als alle vorigen. Er leget sich

c) Reise nach dem Aequator, oder Beschreibung rc. auf der 95 u. vorherg. Seite.

sich wieder in sein Bette. Man sammelt um ihn viel starke und stinkende Kräuter, welche man anzündet, daß ihn die Flamme nicht berühret, sondern nur die Hitze trifft. Bloß der Rauch, der ihn überall durchdringt, erreget ihm erstaunliche Pein. Er wird in seinem Hamak halb toll, und wenn er beständig darinnen bleibt, so fällt er in so tiefe Ohnmachten, daß man ihn für todt halten sollte. Man bringt ihn mit einigen Getränken wieder zu Kräften: kömmt er aber nicht bald wieder zu sich selbst, so verdoppelt man das Feuer und die Ermahnungen. Während dieser Quaal bringen die andern alle ihre Zeit mit Trinken um ihn herum zu. Endlich, wenn sie glauben, seine Mattigkeit sey aufs höchste gekommen: so machen sie ihm ein Halsband und einen Gürtel von Blättern, die sie mit großen schwarzen Ameisen füllen, deren Stich sehr stark ist. Sie legen ihm diese beyden Zierrathen an, und erwecken ihn bald durch neue Schmerzen. Er steht auf: und wenn er vermögend ist, zu stehen, so gießt man ihm einen geistigen Saft durch ein Sieb über den Kopf. Er wäscht sich darauf im Flusse, oder einen nahen Brunnen, geht wieder in seine Hütte, und ruhet da ein wenig. Man läßt ihn sein Fasten fortsetzen, mit etwas verminderter Strenge. Er fängt an, kleine Vögel zu essen, die von andern Hauptleuten getödtet seyn müssen. Man vermindert ihm das üble Begegnen, und vermehret ihm nach und nach die Nahrung, bis er seine vorige Stärke wieder bekommen hat. Alsdenn ruft man ihn zum Hauptmanne aus. Man giebt ihm einen neuen Bogen, und alles, was seiner Würde anständig ist. Indessen gelanget man doch durch so harte Prüfungen nur zu geringen Ehrenstellen unter den Kriegesleuten; die oberste zu erhalten, muß man ein Canot besitzen, und solches selbst gemachet haben, welches auch eine lange und beschwerliche Arbeit erfordert *d*).

Froger 1696.

Was die Obersten thun müssen.

Die Art, wie man im Lande die Piaies *e*) machet, welches die Aerzte sind, ist eben so merkwürdig. Wer diesen erhabenen Vorzug verlanget, muß anfangs etwa zehn Jahre bey einem alten Piaie zubringen, und solchen, indem er von ihm unterrichtet wird, dienen. Der Alte bemerket, ob er die nothwendigen Eigenschaften hat. Er muß über fünf und zwanzig Jahre alt seyn.

Wie die Aerzte gemachet werden.

Wenn die Zeit der Probe gekommen ist: so läßt man den Candidaten noch viel strenger fasten, als den Hauptmann. Er wird ausgezehret, bis er gar keine Kräfte mehr hat. Die alten Piaies versammeln sich, und schließen sich in eine Hütte ein, ihn das vornehmste Geheimniß ihrer Kunst zu lehren, welches in der Aufforderung gewisser Kräfte besteht, die Biet für höllische hält. Statt ihn zu geißeln, wie den Hauptmann, läßt man ihn so unabläßig tanzen, daß er in seiner Schwachheit sinnlos dahin fällt. Man bringt ihn aber wieder mit den Gürteln und Halsbändern voll Ameisen zu sich. Um ihm nachgehends die heftigsten Hülfsmittel bekannt zu machen, setzet man ihm eine Art von Trichter in den Mund, und füllet ihm dadurch ein großes Gefäß voll Tabakssaft ein. Diese außerordentliche Arzeney verursachet, daß alles, bis aufs Geblüte, von ihm geht, welches viele Tage dauert. Darauf erkläret man ihn für einen Piaie, und für vermögend, alle Arten von Krankheiten zu heilen. Dieses indessen zu behalten, muß er eine dreyjährige Fasten beobachten, da er das erste Jahr nichts als Hirse und Cassave ißt, das zweyte einige Krabben mit dieser Art Brodt, und das dritte nur noch einige Vögelchen hinzusetzet. Der strengste Theil dieser Enthaltung aber ist die Beraubung starker Getränke. Sie dürfen sich nicht eher zu Kranken fordern lassen, als bis sie diese lange Reihe von Prüfungen und Bußen durchgangen

d) Ebendas. a. d. 370 u. folg. Seite.

e) So nennet Froger ihren Götzen.

Froger 1696. gangen sind. Es ist nicht der Mühe werth, alle Umstände von der Ausforderung der unterirrdischen Kräfte zu erzählen; mehr Aufmerksamkeit aber verdienet seine Nachricht, daß diese Barbaren eine große Kenntniß allerley Kräuter hätten, mit denen sie vortreffliche Curen verrichteten. „Sie haben Wurzeln, mit denen sie auch noch so vergiftete Wunden heilen, und die zerbrochenen Pfeile herausziehen.„ Biet versichert, er habe diese Wirkungen gesehen, und einige solcher Kräuter, die er bekommen, auf der Insel Barbados gepflanzet *f*). Warum theilen uns die Franzosen auf Cayenne, denen diese Dinge bekannt seyn müssen, nicht einen Schatz mit, der kostbarer ist, als alles, was ihre Insel hervorbringt?

Sonderbar kräftige Kräuter.

Unmäßigkeit der Seeleute.

Das französische Geschwader brachte drey Monate zu, seine Kranken wieder herzustellen. Froger machet eine scherzhafte Anmerkung über die Unmäßigkeit der Seeleute. Seit zween Tagen war ein Kaufmannsschiff mit Wein und Aquavit angekommen. Die Leute auf dem Geschwader bekamen ihren Sold auf einen Monat, und hatten seit langer Zeit keine so schöne Gelegenheit gehabt; sie trunken also nicht nur die ganze Ladung des Schiffes aus, sondern auch noch alles, was sich von Wein und Aquavit auf der Insel befand.

1697.

Rückkunft des Geschwaders nach Rochelle.

Herr von Genes ließ den 25sten die Anker lichten, und gieng durch Martinique und Guadeloupo, vermuthlich ohne weitere Absicht, als den französischen Handel zu schützen; den 10ten des Hornungs des 1697 Jahres segelte er ab. Von der Durchfahrt durch die Antillen an, bis an die Azoren, sah man beständig Kräuter, die, wie es heißt, vom Canale von Bahama herkommen, von dar sie durch die Macht der Ströme in die weite See geworfen werden, und sich in dieses ganze Meer durch die Winde von Aval zerstreuen, die beständig auf den Küsten von Virginien und Neuengland herrschen. Den 21sten des Aprils ankerte das Geschwader glücklich vor Rochelle *g*).

Das

f) **Ebendas.** a. d. 388 u. vorhergeh. S. Eben dieser Reisende machet einige merkwürdige Erinnerungen über die Sprache dieser Küste. Sie ist außerordentlich unfruchtbar. Diese Wilden kennen keine Kunst, Wissenschaft oder Religion, und haben nur Namen für das, was ihnen in die Sinne fällt. Man versteht sie also auch bald und leicht. „Von unsern acht Theilen einer Rede, haben sie „nur zween, das Nennwort, und das Zeitwort, und „zwar beyde Arten von Nennwörtern, aber ohne „Unterschied der Zahl, der Fälle, und ohne Vor„wörter.„ Brodt zu nennen, sagen sie **Meiu**; zu melden, daß das Brodt Petern gehöret, sagen sie: **Meiu Peter**; doch kann man sagen, daß sie einen Rufefall haben, denn sie rufen einander sehr wohl, wo nicht der Ton der Stimme statt dessen dienet. Die mehrere Zahl zeigen sie durch das Wort Papo an, welches alle bedeutet. Eine große Zahl, die sie nicht ausdrücken können, weisen sie durch ihre Haare an, und sagen dazu: Taponime, das ist, viel. Sie haben nur eine Endung für alle Geschlechter. Eigenschaften, die ihren zufälligen Nennwörtern entgegengesetzet sind, auszudrücken, fügen sie die Verneinung ua, das ist, nein, bey; zum Exempel, die Franzosen sind gut: **Francici trupa**; die Franzosen sind schlimm: **Francici trupa ua**. Sie haben die anweisenden Fürwörter ich, du, er, die ihnen auch den Besitz anzeigen, und Personen von Wörtern unterscheiden. Au bedeutet; ich, wir, mir, meine, unser. Amore

dir,

Das XLIII Capitel.

Rogers 1708.

Woodes Rogers Reise nach Ostindien durch Südwesten.

Einleitung. Erläuterung wegen der Engländer Reisen durch Südwest. Rogers Anmerkungen über seiner Nation Vortheile. Dessen Abreise. Anmerkungen über sein Tagebuch. Wie er ins Südmeer kömmt. Lage der Insel Folkland. Wie weit er südwärts gekommen. Geschichte des Schotten Selkirk. Verfolg der Reise. Anmerkungen über das Eyland Gorgone. Faulthiere, eine Art von Affen. Bay Tecawes. Haß der Einwohner wider die Spanier. Rogers Anmerkung über die Gallapagos Inseln. Ihn fällt ein Seehund an. Bay Segura. Deren Einwohner. Landesfrüchte. Rogers Anmerkungen über die spanischen Seekarten. Weg der Engländer bis nach Batavia. Betrachtungen des Verfassers über die holländischen Sitze. Er kömmt am Vorgebirge der guten Hoffnung an. Seine Betrachtung über die dasige Colonie. Kluge Einrichtung der Holländer. Alte Seeräuber von Madagascar. Schloß am Cap. Rogers Urtheil über den Aufenthalt daselbst.

Von verschiedenen politischen Anmerkungen, die zur Einleitung in dieses Tageregister dienen, will man nur diejenigen auslesen, welche der Engländer Absichten erläutern, die sie bey ihren Schiffahrten ins Südmeer durch die Engen führen. Drake, Candish, und Narborough haben sich nicht offenherzig genug erkläret. Außerdem haben sich die Umstände mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts geändert, und es scheint nöthig zu seyn, die neuen Bewegungsgründe zu erzählen, welche die Engländer zu eben den Unternehmungen gebracht haben. — Einleitung.

Woodes Rogers fängt mit einer kurzen Nachricht von den Vortheilen seiner Nation, bis zur Zeit seiner Abreise an. Er stellet Spanien wegen seines Handels in die Südsee so eifersüchtig vor, daß es nie ohne eine enge Einschränkung ihren Schiffen verstatten wollen, diese Küsten zu berühren. „Die unermeßlichen Schätze Westindiens, saget er, „kamen jährlich im Hafen von Cadix, wo die meisten europäischen Nationen eine mehr, „die andere weniger Theil daran hatten. Da wurden unsere Waaren alle Jahre einge„schifft, und zwar unter dem Namen unserer spanischen Factore, oder spanischen Handels„leute — Erläuterungen wegen der Engländer Reisen durch Südwest.

dir, du, eure, ihr. Moce, er, sie, ihm, ihnen, ihre. Kein beziehendes Fürwort, und selbständiges Zeitwort, keine Abänderung der Zeitwörter, kein leidendes Zeitwort, haben sie. Nur bis auf vier können sie zählen. Eins, Annik, zwey, Oko, drey, Orona, vier, Acurabame. Fünf zeigen sie durch alle Finger einer Hand an, zehn durch beyde Hände, zwanzig durch Finger und Zähen. Opupome bedeutet Hände und Füße zweymal. Eine größere Zahl deuten sie durch die Gelenke an den Fingern an. Biet giebt nebst verschiedenen Anmerkungen ein kleines Wörterbuch. Noch bemerket er, daß sich die Sprache der Mannsbilder und der Weibsbilder unterscheidet. Die Mannspersonen setzen am Ende des Wortes **bo** oder **bon** hinzu, und die Weibsbilder **ri**. Zum Exempel, ich gehe nach Ceperu, sagt ein Mann **au Ceperubo**, oder **Ceperubon nisau**. Die Frau: **au Ceperiri nisan**. Den Ursprung des Unterschiedes erkläret Biet nicht. Ebendaselbst a. d. 594 u. f. S.

g) Ein Schiff, das die Winde von ihm gesondert hatten, war in diesem Hafen vor ihm angelangt. Die letzten fünf Tage mangelte es dem Herrn von Genes an Lebensmitteln, und er mußte der Kaufleute Zucker und Cacao anwenden, Chocolade daraus machen zu lassen. Dieses Getränk war nährend genug, den Matrosen statt der Speise zu dienen, aber sie waren damit nicht zufrieden, weil es ihnen den Kopf dumm machte.

Rogers 1708.

„leute verkaufet, die sie für ihre Rechnung nach Indien schickten, und wir erhielten im Ge„gentheile, Gold, Silber, und andere Kostbarkeiten. Noch gab es einen geheimen Han„del über Jamaica, auf den Küsten der Nordsee, aber mit vieler Gefahr, weil die spani„schen Küstenbewahrer alle englische Schiffe wegnahmen, die sie ertappen konnten. Da „wir ihnen indessen die besten Waaren verschaffeten, und wohlfeiler lieferten, als sie solche „von ihren Galionen bekamen, so handelten nicht nur ihre Kaufleute, sondern selbst ihre Kü„stenbewahrer heimlich mit uns, wenn es sicher geschehen konnte.„

So verhielt es sich mit dem englischen Handel nach Spanien, bis zur großen Allianz im Jahre 1701. Das Haus Oesterreich, welches für sich nicht vermögend war, sich wieder in den Besitz dieser Krone zu setzen, ersuchte die Engländer und die vereinigten Provinzen um Hülfe. Um seine Alliirten wegen der Kriegeskosten schadlos zu halten, überließ es ihnen eigenthümlich alle Länder und Städte der spanischen Herrschaft, die sie durch die Waffen erobern könnten. Die Franzosen aber unternahmen, ihnen zuvor zu kommen. Seit dem Jahre 1698 hatten sie von Rochelle ins Südmeer, zwey Schiffe mit Manufacturen von ihnen beladen gesandt, welche **Beauchene Gouin** von St. Malo führete, um einen Versuch zu Errichtung einiges Handels daselbst zu thun *h*). Der Erfolg war ihrer Hoffnung so gemäß gewesen, daß sie fortfuhren, daselbst einen sehr weitläuftigen Handel zu führen, und daß man in einem einzigen Jahre bis auf siebenzehn ihrer Krieges- oder Kaufmannsschiffe da sah. „Woodes Rogers behauptet nach denen Zeugnissen, die er für sicher hält, in „den ersten Jahren dieses Jahrhunderts hätten sie nach Frankreich gewiß über hundert Millio„nen Reichsthaler, oder fast acht und zwanzig Millionen Pfund Sterling gebracht, außerdem „was ihnen der Handel in die Nordsee brachte, wenn sie den Galionen oder der spanischen Flot„te zur Bedeckung bey der Reise und Rückkehr von Ostindien dieneten. Durch diese beyden „Mittel machten sie sich vollkommen zu Herren eines unschätzbaren Handels, der sie in den „Stand setzete, den meisten europäischen Mächten zu widerstehen, und einen Krieg auszuhal„ten, unter dessen Last sie ohne dieses Hülfsmittel erlegen wären.„

Rogers Anmerkungen über seiner Nation Vortheil.

Der Verfasser untersuchet nicht, was seine Nation verhindert hat, von dem Bündnisse mit dem Hause Oesterreich mehr Vortheil zu ziehen, und im Anfange des Krieges eine Colonie ins Südmeer zu senden: er versichert aber, nur seine eigene Erfahrung habe ihn schon zulänglich gelehret, daß dieses thulich sey; und wenn er bey seiner Reise in dieses Meer stark genug gewesen wäre, so würde es ihm leicht gewesen seyn, verschiedene Pflanzstädte anzulegen. Er überleget die Einwendungen, und findet nur viere von Wichtigkeit. 1) Daß es für viele Schiffe schwer fällt, auf einer so langen Reise beysammen zu bleiben. 2) Daß es eben so schwer ist, sich zulänglich mit Lebensmitteln und Nothwendigkeiten auch zur Rückkehr zu versehen, wenn es nicht gut gienge. 3) Daß es nicht wohl thulich scheint, Leute genug zu Anlegung einer neuen Pflanzstadt hinzuführen. 4) Daß man doch andere Nationen nicht hindern könnte, da zu handeln, noch vielleicht daselbst sicher zu seyn.

Einwürfe.

Antworten.

Rogers glaubet, die erste wohl zu beantworten, indem er durch sein Beyspiel weist, daß verschiedene Schiffe zugleich um die Welt reisen können. Es ist nicht unbekannt, setzet er hinzu, daß ganze Flotten nach Ostindien gehen und zusammen wieder kommen, ob die Reise gleich viel länger dauert; die beyden folgenden Einwendungen beantwortet er damit, daß die

h) Der Verfasser führet hier dieses Befehlshabers Tageregister an, das nie ist gedruckt worden, davon er aber sich rühmet, eine Abschrift zu haben. Siehe unten.

die beyden Schiffe, von denen er das eine führte, mehr Volk am Borde hatten, als man ordentlich auf Schiffe von dieser Größe bringt, und doch Lebensmittel für sechzehn Monate führeten, woraus er schließt, Kriegesschiffe und Transportschiffe, die wohl ausgerüstet wären, könnten diese Fahrt verrichten, und wenigstens auf ein Jahr Lebensmittel haben. Er verlanget auch, man könne für jedes Kriegesschiff, ein Schiff mit Lebensmitteln beladen, zugestehen, das deren auf neun oder höchstens zehn Monate führte, weil es nur so wenig Matrosen, als es zu regieren nöthig sind, auf sich hätte. Man würde allezeit solchergestalt Leute genug zu einer Pflanzstadt überführen, und für zwey und zwanzig Monate Lebensmittel haben können, welches viel längere Zeit ist, als man zur Reise ins Südmeer und zur Rückkehr nöthig hat. Käme ein Schiff von den andern ab, so müßte es sich an dem Sammelplatze einfinden. Alle Schiffer haben zur günstigen Zeit diese Reise leicht gefunden, und selbst die Bootsleute bleiben gesunder, als die nach Westindien durch das Nordmeer gehen. Auf den Inseln von Cap Verd und in Brasilien kann man sich erfrischen. Die größte Entfernung dieser beyden Oerter vom Südmeere beträgt nur zehn Wochen. Alsdann kömmt man nach Chili, wo das Clima sehr gelinde ist, und mit der Europäer Beschaffenheit so wohl übereinstimmet, daß ihre Kranken da bald wieder gesund werden.

Rogers 1708.

Gegen den vierten Einwurf setzet **Rogers** zum voraus, England könne bessere und wohlfeilere Waaren liefern, als sonst ein Theil von Europa. Die Engländer, saget er, würden mit Vortheile im Südmeere handeln, weil die Spanier daselbst über Portobello, Carthagena und Panama erstaunlich viel europäische Waaren verthun, und die Franzosen ihre Waaren so viel wohlfeiler, als was sie über den alten Weg kosteten, dahin gebracht haben, daß der Handel der Flotte und der Galionen des alten Spaniens seinem Untergange höchst nahe zu seyn schiene.

Nachdem aber Rogers diese Gründe fest gesetzet hat: so trauet er doch dem Erfolge der großen Allianz nicht, und thut ein Geständniß, das sich zu seiner Absicht die Nation zum Handel ins Südmeer aufzumuntern schlecht schickte. „Es ist gewiß, saget er, daß wir unsere Vortheile da niemals, weder im Kriege noch im Friede behalten werden, wenn wir „nicht eine Colonie haben: aber darf ich mich offenherzig erklären, so ist es nicht wahrscheinlich, daß wir je unsern Handel in Spanien wieder in Aufnehmen bringen können, „so lange diese Krone auf dem Haupte eines französischen Monarchen steht. Wir streben vergebens nach dem Handel des Südmeers. Wir werden darinnen nicht glücklich „seyn, wenn wir uns desselben nicht währenden Krieges bemächtigen, damit er uns durch „einen Vergleich bestätiget wird.„

Geständniß, das seiner Hoffnung widerspricht.

Die gute Meynung, die man von dem Urheber dieser Schlüsse hegete, veranlassete vermuthlich, daß man ihn im 1708 Jahre zum Befehlshaber über eines der beyden Schiffe, der **Herzog** und die **Herzoginn**, setzete, die auf der königlichen Rheede bey Bristol ausgerüstet waren, im Südmeere zu kreuzen; beyde waren mit allen Nothwendigkeiten zu einer langen Reise sehr wohl versehen. Man stellet sich bey dem, was ihm aufgetragen worden, noch was erhabeners vor, da man ihn von dem berühmten **Wilhelm Dampier** begleitet sieht, der sich schon durch wichtige Reisen hervorgethan hatte, und sich doch gefallen ließ, bey ihm die Stelle des ersten Piloten anzunehmen. Sie segelten den 2ten August ab. Die, welche sie ausrüsteten, hatten ihnen vollkommen weise Maaßregeln vorgeschrieben, und in ihren beyden Schiffen war ein sehr klüglich eingerichteter

Abreise.

Rogers 1708.

Rath angeordnet. Alles, was vorgieng, genau und zuverläßig aufzuzeichnen, versah sich Rogers mit einem Buche von weißem Papiere, das dem Gesichte aller Seeleute ausgesetzet wurde, und worinnen er jede Begebenheit aufzeichnete, dabey jedermann die Freyheit hatte, die kleinsten Fehler sogleich zu verbessern *i*). Uebrigens kann man in der That von der Aufrichtigkeit eines Tageregisters, das mit so vieler Vorsichtigkeit verfertiget worden, nicht übel urtheilen; aber allen historischen Nachrichten, die erst nach der Rückkunft hinzugesetzet worden, ist man wohl so vielen Glauben nicht schuldig, und diese machen wenigstens drey Viertheil des Werkes aus *k*). Doch ist hiervon Rogers kurzer Auszug aus Beauchene Gouins Tageregister auszunehmen. Wir wollen dieses noch nie gedruckte Stück in einer Anmerkung erhalten *l*). Das wichtigste und merkwürdigste bey der Fahrt der beyden englischen Schiffe ist, wie sie ins Südmeer kommen, ohne die bekannten Wege zu nehmen. Sie finden einen neuen, der weder Magellans noch des le Maire seiner ist. Das Tageregister giebt nur die Höhen an. Man muß diesen folgen, um sich von dem Wege einen Begriff zu machen.

Anmerkungen über Rogers Tageregister.

Den 21sten des Christmonates fand sich der Herzog, den Rogers führte, in acht und vierzig Grad, funfzig Minuten südlicher Breite. Er hatte schon seit einigen Tagen viele sehr hohe Meerbusen gesehen, die fast ganz rund und ästig waren, und sich auf verschiedenen Klippen zeigeten. Den 23sten um zehn Uhr des Morgens kam er wieder zur Herzoginn; sie entdeckten Land nach S. S. O. neun Meilen weit. Es zeigte sich ihm anfangs, wie drey Inseln, die sich nach dem Maaße, wie sie sich näherten, zu mehren schienen. Zu Mittage hatten sie es nach S. W. sechs Meilen von seinem westlichen Ende. Da sahen sie denn, daß das, was ihnen wie Inseln geschienen hatte, mit dem niedrigen Lande zusammenhing. Aber ein frischer Westwind verhinderte sie, daselbst hinzukommen,

Rogers Weg ins Südmeer.

i) Amsterdamer Ausgabe im Jahre 1716, zween Bände.

k) Die meisten sind aus verdächtigen Quellen, zumal die die Jesuiten von Paraguay betreffen.

Tageregister des Beauchene Gouins.

l) Beauchene Gouin, saget er, der letzte Schiffer, wenigstens so viel mir bekannt ist, der durch die magellanische Meerenge gegangen ist, blieb daselbst beym Vorgebirge der eilf tausend Jungfern, (oder der Jungfer) den 24sten des Brachmonates des 1699 Jahres auf dem Grunde sitzen. Einige Tage hielten ihn widrige Winde zurück. Den 3ten des Heumonates segelte er in den Hungerhafen; und ob zwar dorten die schlimmste Zeit im Jahre war, so kam ihm doch das Clima von der Mündung der Enge bis an diesen Hafen so gemäßigt vor, als in Frankreich. Er fand da viel Brennholz, aber er stund große Stürme vom Regen und Schnee aus, die von Westen kamen. Er meynet, es sey leicht, sich da in einem Striche Landes, der sich über zwanzig Meilen erstrecket, zu setzen, man könnte da Korn säen und Vieh ziehen: es ist auf der Insel Elisabeth. Bey Erblickung der Feuer, die er auf dem Lande del Fuogo sah, begab er sich mit seiner Schaluppe dahin, und fand, daß die Leute da zu Haufen von funfzig oder sechzig giengen, sittsam und leutselig, aber sehr elend waren, statt aller Kleidung eine Art vom Rocke hatten, der ihnen nicht unter die Knie gieng, und aus Häuten wilder Thiere gemacht waren, damit ihre Hütten, die sonst aus Pfosten bestanden, ebenfalls bedecket waren. Manche kamen an Bord seines Schiffes, das fünf Meilen vom Ufer lag, und so oft er ans Land gieng, kamen sie häufig bey ihm zu betteln. Den 16ten August segelte er wieder ab; und weil er denen, die ihm aus Frankreich folgen sollten, versprochen hatte, Briefe zu Port Galant zu lassen, so gieng er dahin. Er bemerket, daß in diesen Engen, Landstrich und Schiffahrt sehr veränderlich sind, heftige Stürme daselbst entstehen, und gute Ankerplätze selten sind. Bey der Mündung der Enge St. Hieronymi sah er ein Eyland, das auf keiner Karte bemerket ist, und zween gute Hafen hat, davon er den ansehnlichsten Port Dauphin, und den andern den Hafen von Philippeaux nannte. Er nahm Besitz von der Insel, und nannte sie die Insel Ludwigs des Großen. Die Durchfahrt durch diese Enge

INS KLEINE GEBRACHTE KARTE von dem SUDLICHSTEN THEILE von AMERICA.
Zur allgemeinen Historie der Reisen.
von dem Hrn Bellin Ingen. de la Marine. Mitgl. der Soc. der Wißens. zu London.



kommen, und nöthigte sie, sich drey bis vier Meilen von der Küste zu halten, die sich, so viel sie urtheilen konnten, O. N. O. und W. S. W. streckte. Endlich erkannten sie solches für die Inseln Falkland, die wenig Karten beschreiben, keine aber an ihre gehörige Stelle setzet, obwohl alle in ihrer Breite ziemlich übereinstimmen. Ihr Mittel ist unter dem ein und funfzigsten Grade südlicher Breite, und Rogers giebt ihr ein und sechzig Grad vier und funfzig Minuten westlicher Länge von London. Beyde Inseln strecken sich der Länge nach etwa zween Grad, welche Länge doch nur nach dem Augenmaaße genommen seyn kann. Wegen der Ungewißheit, wie weit sie sich nach Osten strecken, zog man eben den Tag die Segel ein von acht Uhr des Abends bis um drey Uhr des Morgens. Zwischen zwey und drey Uhr Nachmittage war man vor einem großen weißen Felsen vorbey gefahren, der hoch und rund war, und ganz abgesondert zu seyn schien. Er befand sich drey Seemeilen vom Ufer, und sah dem Berge Fastnele westlich vom Cap Clear in Irrland ziemlich ähnlich. Die Küste hat eben das Ansehen wie die portländische, obwohl nicht so hoch. Von vier Uhr an, hatte man in S. O. ein Vierthel S. auf die Entfernung von sieben Meilen ihr äußerstes Ende nordostlich, und den weißen Felsen südwärts gehabt, drey Meilen weit. Um sechs Uhr befand sich das ostlichste Land, das man sah, nach S. O. sieben Meilen weit. Alle Hügel schienen ein gutes Land zu seyn; sie hängen sanft ab, sind mit Gehölze besetzet, und das Ufer hat gute Hafen.

Rogers 1708.

Lage der Inseln Falkland

Andere Anmerkungen.

Den 25sten giengen sie S. O. in zwey und funfzig Grad Breite, und sahen nach diesem wieder Land südwärts. Es streckte sich nach Süden vom weißen Felsen. Um sechs Uhr des Abends verlor man es aus dem Gesichte, ohne daß man hatte erkennen können, ob es bewohnt war. Den 26sten zu Mittage sah man nach W. N. W., vier Meilen weit eine kleine niedrige Insel, die auf den Karten fehlet. Man befand sich in

J 2 drey

Enge ist seinem Berichte nach in der guten Zeit sicher, aber im Winter sehr schwer. Er gieng daraus ins Südmeer den 21sten Jenner des 1700 Jahres, und besuchte den Hafen St. Domingo, welcher der Spanier Gränzplatz ist, und der einzige Ort, wo man sich heut zu Tage seinen Gedanken nach setzen könnte, da alles übrige schon eingenommen ist. Daselbst langte er den 3ten des Hornungs an, und ankerte den 5ten ostwärts einer Insel, die verschiedene Namen hat, von den letzten Reisenden aber St. **Maria Magdalena** genannt wird. Sein Premierlieutenant, den er Besitz zu nehmen dahin schickte, meldete ihm, sie sey sehr angenehm, und wies ihm sehr schöne Gebüsche mit blühenden Erbsen, die er ostwärts gefunden hatte. Hieraus schloß **Beauchene Gouin**, man könne sich daselbst setzen, ob er wohl sonst gesteht, die Luft sey sehr feucht, weil von den Bergen, die sie umgeben, beständige Regen und Nebel kommen. Er wollte nachgehends vier Inseln zu entdecken gehen, die im Gesichte dieser und des festen Landes liegen, aber ein Nordwestwind und dicker Nebel machten, daß er das Land aus dem Gesichte verlor, und also den Verdruß hatte, diese Gränze nicht ganz entdecken zu können. Das Land ist voll hoher Berge bis ans Meer, und der Hauptmann eines spanischen Schiffes, der in diesen Gegenden überwintert hatte, versicherte ihn, man finde daselbst einen guten Hafen, wo man die Schiffe an große Bäume binden könne: aber auf der Küste sehe man wenig Wohnungen, und sie lebeten da wie in der magellanischen Enge.

Er trieb einen ziemlich guten Handel mit den Indianern der Küste von Chili, und kehrete im Jenner um das Vorgebirge Horn zurück, das er in den acht und funfzigsten Grad achtzehn Minuten südlicher Breite setzet. Seine Durchfahrt war sehr glücklich, aber er sah kein Land bis den 29sten, da er in zwey und funfzig Grad etliche Minuten eine kleine Insel von drey bis vier Meilen im Umfange entdeckete, die sich in den Karten nicht findet. Nahe bey ihr waren starke Ströme, und den 20sten kam er an die Insel **Sebald de Wert**, deren Erdreich morastig ist, keine Bäume hat, mit Bergen untermengt ist, und nur von einer großen Menge Seevögel bewohnt wird. **Ebend. a. d.** 187 u. vorherg. S.

Rogers 1709.

drey und funfzig Grad eilf Minuten. Der Wind, der seit dem Abende vorigen Tages sehr veränderlich gewesen war, hatte sich wieder N. O. gen S. gesetzet. Man segelte den folgenden Tag nach Osten von der kleinen niedrigen Insel, und die Breite fand sich vier und funfzig Grad funfzehn Minuten. Den 30sten war sie acht und funfzig Grad, zwanzig Minuten. Den 1sten und 2ten Jenner waren die Winde von W. S. W. bis N. W. mit Nebel, und man empfand eine sehr strenge Kälte. Den 5ten gieng das Meer so hoch, daß die Herzoginn viel ausstund. Man segelte mit W. N. W. Winde, und die südliche Breite war sechzig Grad acht und funfzig Minuten. Die Winde waren ungefähr eben dieselben mit Hagel und Regen bis zum 10ten. Man hatte hier keine Nacht unter den ein und sechszig Graden drey und funfzig Min. Breite, und neun und siebenzig Grad acht und funfzig Min. Länge, westwärts von London. Der Rath beyder Schiffe fand nicht für gut, weiter zu gehen, und vielleicht ist nie ein Schiffer so weit südwärts gekommen *m*).

Wie weit Rogers Südwärts gekommen.

Den 15ten nach gemäßigten und veränderlichen Winden fand man einen starken Südwestwind, auf der Höhe von sechs und funfzig Grad, und man sah, daß man um das Cap Horn gekommen, und im Südmeere war *n*). Den 20sten um drey Uhr Nachmittages sah man Ost ein Vierthel N. O. zehn Meilen weit, das hohe Land am St. Stephanshafen, auf der Küste von Patagonien im Südmeere, sieben und vierzig Grad Breite. Den 22sten sah man eben die Küste wieder in vier und vierzig Grad neun Minuten. Die Seeleute waren durch eine so lange Reise sehr abgemattet worden, und wünscheten ungeduldig, am Eylande Juan Fernandez anzulangen. Da aber damals alle Karten in dessen Lage verschieden waren, so verursachte dieses eine neue Ungewißheit. In sechs und dreyßig Grad, sechs und dreyßig Minuten Breite, war die Abweichung der Nadel zehn Grad nordlich. Fünf Tage darnach sahen die Engländer die Insel, die sie wie blindlings sucheten.

Er befindet sich unwissend im Südmeere.

Die Beschreibung wollen wir künftig von neuen Reisenden nehmen, deren Nachrichten durch längern Aufenthalt auf derselben mehr Gewicht zu bekommen scheinen. Aber wir wollen aus Rogers eine Erzählung anführen, die bey ihm sehr angenehm zu lesen ist, und von andern aus ihm angeführet wird.

Geschichte des Schotten Selkirk.

Den 1sten des Hornungs, vier Meilen von der Insel, setzete er seine Schaluppe aus, das Land zu erkennen. Indem man ihre Rückkunft erwartete: so sah man beym Einbruche der Nacht ein großes Feuer auf dem Ufer. Man schloß, es befänden sich spanische oder französische Schiffe da; und weil man Wasser haben mußte, so war man Willens, sie anzugreifen. Gleichwohl sah man des Morgens in der mittlern Bay, wo man den Feind erwartete, kein Schiff, so wenig als in einer andern nordwestlichen, und doch konnten nur in diesen beyden Bayen Schiffe ankern. Man glaubete, das Schiff habe sich nicht im Stande befunden, zu fechten, und sich deswegen zurück gezogen. Allein, die Ankunft der Schaluppe lösete alle Zweifel auf. Sie kam bald wieder, und brachte einen Menschen im Ziegenfelle gekleidet mit, dessen Gestalt noch etwas wilderes hatte, als diese Thiere. Es war ein Schotte, **Alexander Selkirk**, der auf einem englischen Schiffe Steuermann gewesen war. Sein Haupt-

m) Auf der 171 und vorherg. Seite. *n*) Ebendas.

Hauptmann hatte ihn vor vier Jahren und eilf Monaten da gelassen. Dieser Unglückliche hatte bey Erblickung der Schiffe das Feuer angezündet o). Rogers 1709.

„Er hatte Zeit seines Aufenthaltes in dieser Einöde viele Schiffe vorbey gehen sehen, „aber nur zwey ankern, die er für spanische erkannt hatte. Einige Leute von selbigen, die „ihn bemerket hatten, hatten auf ihn geschossen, und ihn bis ins Gehölze verfolget. Er „war auf einen Baum geklettert, wo sie ihn nicht gesehen, aber verschiedene Ziegen unter „ihm getödtet hatten. Er gestund, er würde sich den Franzosen ohne Schwierigkeit ergeben „haben, wenn er Schiffe von ihnen gesehen hätte: aber er hätte lieber in dieser Wüste ster„ben, als sich den Spaniern ergeben wollen, die ihn gewiß getödtet oder in ihre Bergwerke „gesandt hätten, damit er nicht etwa Fremden etwas vom Südmeere entdeckte.„

Er meldete ihnen, daß er zu Largo in der Landschaft Fife in Schottland gebohren sey; von seiner Kindheit an habe er sich beym Seewesen befunden; Hauptmann Pradling habe ihn in der Insel wegen eines Zwistes gelassen, und er habe lieber daselbst bleiben, als um seine Gnade durch Erniedrigungen ansuchen wollen, die ihn nur neuen Verdrießlichkeiten ausgesetzet hätten, außerdem daß sein Schiff auch in schlechten Umständen gewesen wäre. Doch habe er, als er wieder gelassener geworden, gewünschet, wieder zurück zu kehren: allein der Hauptmann habe ihn nicht annehmen wollen. „Er war schon zuvor in „einem andern Schiffe an dieser Insel gewesen, da man zween Mann gelassen hatte, die „nur sechs Monate bis zur Rückkunft derer, die sie zurück gelassen hatten, geblieben waren. „Dieses Beyspiel hatte ihn gegen die ersten Bewegungen der Verzweifelung gestärket, und „er hatte gehofft, man würde mit ihm eben so verfahren.

„Man hatte ihn mit seinen Kleidern, seinem Bette, seiner Flinte, einigen Pfunden „Pulver, Kugeln, Tabak, einer Axt, einem Messer, einem Kessel, einer Bibel, etlichen geistli„chen Büchern, seinen Werkzeugen und Büchern zur Seefahrt ausgesetzet. Die acht er„sten Monate kostete es ihm viele Mühe, seine Schwermuth zu überwinden. Er machte „sich zwo Hütten von Baumästen, eine in einiger Entfernung von der andern. Er be„deckete sie mit einer Art Binsen, und fütterte sie mit Ziegenhäuten, da er nach und nach, wie „er ihrer nöthig hatte, die Ziegen tödtete. Als sein Pulver zu Ende gieng, fand er Mittel, mit „zwey Stücken Pimentholz auf dem Knie an einander gerieben, Feuer zu machen. Seine „kleinste Hütte dienete ihm zur Küche. In der großen schlief er, sang Psalmen und be„tete. Er war nie so ein guter Christ gewesen. Anfänglich aß er nur beym größten Hun„ger, theils vor Traurigkeit, theils weil es ihm an Salze und Brodte fehlete. Er legete sich „auch nicht eher nieder, als bis er unmöglich länger wachen konnte. Das Pimentholz „dienete ihm zum Kochen und Leuchten, und desselben würzhafter Geruch munterte seine „niedergeschlagenen Geister auf.

„Fische mangelten ihm nicht: aber er unterstund sich nicht, solche ohne Salz zu essen, „weil sie ihm einen verdrießlichen Durchfall verursachten, die Flußkrebse ausgenommen, „die in der Insel von vortrefflichem Geschmacke, und fast so groß als die Meerkrebse, sind. „Bald aß er sie gekocht, bald auf dem Roste gebraten, wie das Fleisch seiner Ziegen, deren „Geschmack er nicht so stark fand, wie der unsrigen, und daraus er sich vortreffliche Suppen „kochte.

o) Dampier, der sich auf eben dem Schiffe befand, erkannte ihn ohne Mühe, und bezeugete seine Geschicklichkeit.

Rogers 1709.

„kochte. Er tödtete ihrer bis auf fünf hundert. Nachher, da ihm Pulver fehlete, fing „er sie im Laufen; er machte sich selbst eine Ergötzung daraus, und hatte ungefähr eben so „viel wieder losgelassen, und am Ohre bezeichnet. Die beständige Uebung hatte ihn so „flüchtig gemacht, daß er durch Wald, Felsen und Hügel mit unglaublicher Geschwindig- „keit lief. Sie fanden dieses, da sie mit ihm auf die Jagd giengen. Sie hatten auf dem „Schiffe einen Bullenbeißer, und verschiedene gute Windhunde: Er lief allen vor. Er „ließ Leute und Hunde zurück. Er griff die Ziegen, und brachte sie auf dem Rücken. Ein- „mal, erzählte er, hätte ihm eine Ziege bald das Leben gekostet. Er verfolgte sie so hitzig, „daß er sie am Rande eines Absturzes, welchen Gebüsche verbargen, fing, und mit ihr hinun- „ter fiel. Dadurch verlor er die Gedanken. Endlich kam er wieder zu sich, und fand die „todte Ziege unter sich. Er hatte sich so beschädiget, daß er vier und zwanzig Stunden an „diesem Orte zubrachte, und mit vieler Mühe bis an seine Hütte kroch, die eine Meile „davon war, aus der er nicht gehen konnte, bis er zehn Tage ausgeruhet hatte.„

Die Angewohnheit machte, daß ihm seine Speisen auch ohne Salz und Brodt schmecketen. Zur ordentlichen Zeit fand er viel gute Rettiche, die andere gesäet hatten, und die einige Acker Landes bedecketen. „Auch fehlete es ihm nicht an vortrefflichem Koh- „le, den er auf Bäumen sammlete, welche diese Frucht trugen, und mit der Pimentfrucht „oder dem iamaischen Pfeffer würzete, dessen Geruch sehr angenehm ist. Er fand auch „eine Art schwarzen Pfeffer Malagita *p*), der sehr gut ist, Winde zu treiben, und die Co- „lik zu heilen. Seine Schuhe und Kleider waren bald abgenutzet; weil er durch Felsen „und Büsche lief: aber seine Füße verhärteten davon. Als er schon einige Zeit bey den „Engländern gewesen war, konnte er sich noch nicht gewöhnen, Schuhe zu tragen.„

Als er seine Schwermuth besieget hatte: so ergötzete er sich manchmal, seinen Namen und die Zeit seiner Aussetzung in die Bäume zu schneiden. Er richtete sich wilde Katzen, und kleine Ziegen ab, die mit ihm tanzeten. Anfänglich thaten ihm die Katzen und Ratten viel Leides; sie hatten sich von einigen solchen Thieren, aus Schiffen, die da gelegen hatten, sehr vermehret. Die Ratten benageten seine Kleider, und selbst seine Füße, indem er schlief. Er machte sich dieserwegen Katzen zahm, indem er sie mit Ziegenfleische fütterte, und dadurch so an sich gewöhnte, daß sie haufenweise um seine Hütte sich zu lagern kamen. So siegte er also durch die Gnade der Vorsicht und die Stärke seines Alters, denn er hatte nur etwa dreyßig Jahr, über das Schreckliche seiner Einöde, daß ihm solche selbst angenehm und ergötzend vorkam. Nach Abnutzung seiner Kleider machte er sich ein Wamms und eine Mütze von Ziegenfellen; er nähete sie vermittelst davon geschnittenen Riemchen, und mit einem Nagel, der ihm statt der Nadel diente, zusammen. Von einiger ihm zurückgelassenen Leinwand machte er sich Hemden, und zog dazu Fäden aus seinen Strümpfen. Er hatte das letzte Hemde, als ihm die Schiffer andere Hülfsmittel brachten. Sein Messer hatte sich bis an den Rücken abgenutzet; und er machte sich andere aus einigen eisernen Ringen, die er auf dem Ufer fand, und daraus verschiedene Stücken brach, die er platt und scharf zu machen wußte.

Das

p) Vermuthlich der, den wir Malaguette nennen.

q) A. d. 199 u. vorherg. Seite. Der Herausgeber bemerket bey dieser Gelegenheit nach Ringrosen, in der Nachricht, welche dieser von Sharps und anderer Freybeuter Begebenheiten giebt, daß aus einem bey dieser Insel gescheiterten Schiffe ein einziger Mensch entkommen sey, und daselbst fünf Jahre gelebet

Das Vermögen zu reden hatte er dergestalt verloren, daß er die Wörter nur halb ausſprach, und mit Noth zu verstehen war. Anfangs wollte er keinen Branntewein trinken, aus Furcht sich den Magen durch ein so hitziges Getränk zu verbrennen, und es vergiengen einige Wochen, ehe ihm die Speisen auf dem Schiffe schmecken wollten. Zu seinem Ziegenfleische, Wurzeln und Fischen hatte er noch eine Art vortrefflicher schwarzer Pflaumen gehabt, die aber für ihn nicht leicht zu bekommen waren, weil sie auf den Gipfeln der Felsen wuchsen. Die Zeit über, da die Engländer vor Anker lagen, trotzete er aus Erkenntlichkeit gegen sie, allen Arten von Gefahr, ihnen diese Erfrischung zu verschaffen. Sie nannten ihn den Befehlshaber, oder vielmehr den unumschränkten Monarchen der Insel. Rogers machete ihn auf seinem Schiffe zum Untersteuermanne *q*). Rogers 1709.

Die beyden Schiffe verließen die Insel Juan Fernandez den 14ten des Hornungs, um den Spaniern schädliche Unternehmungen auszuführen. Sie bemächtigten sich Guaiaquil, von dem sie ein starkes Lösegeld erhielten, und einiger kleinen Schiffe, auf denen sie aber mehr Gefangene als Reichthümer bekamen. Ihre letzte That in diesem Meere war die Wegnehmung eines Schiffes von Manilla, das ihnen aber den Sieg desto theurer verkaufte, da die Beute ihrer Hoffnung nicht gemäß war. Sie griffen noch ein anderes an, das sich noch tapferer vertheidigte, und dieses Gefecht, nebst denen Krankheiten, die ihnen die tapfersten Krieger wegnahmen, nöthigten sie halb um die Weltkugel zu reisen, um andere Hülfsmittel in Ostindien zu suchen. Die Schwierigkeit, Lebensmittel zu erhalten *r*), brachte sie auch mit zu diesem Entschlusse. Vor ihrer Abreise aber versucheten sie eben deswegen, an verschiedenen Orten auszusteigen, die noch wenig von andern beschrieben sind, und also hier einige Aufmerksamkeit verdienen. Verfolg der Reise. Thaten der Engländer.

Sie hielten sich in der Insel Gorgone, die etwa sechs Meilen von der peruanischen Küste liegt, auf. Rogers giebt ihr drey Meilen zur Länge, N. O. und S. O. stellet sie aber sehr schmal voll Gebüsche und hohe Bäume vor. Er sah daselbst einen, den die Spanier Palma Maria nennen, und Maste daraus machen; es rinnt ein Balsam heraus, damit sie verschiedene Krankheiten heilen. Die Insel scheint in der Ferne ziemlich hoch zu seyn, und machet drey Erhöhungen. Nordostlich vor ihr ist gut zu ankern, aber am Ufer hat sie Sand, besonders nach S. O. und S. W. wo man eine andere kleine Insel sieht, die mit Untiefen und Klippen unter der See, welche sich wenigstens eine Meile ostwärts strecken, an ihr zu hängen scheint. Dampier, welcher diesen Ort verschiedene mal besuchet hatte, hatte nie da geankert, wo die beyden Schiffe blieben, ob es gleich die beste oder vielmehr die einzige gute Rhede um die Insel war. Die gefangenen Spanier erzähleten, es gäbe da schreckliche Ungewitter und Stürme, die Engländer aber kamen mit Regen und Donner davon. Indessen glaubet Rogers, in unsern Wintermonaten, und vom Frühjahre bis zum May möchte man da heftige Windstürme von Norden antreffen. Er räth, alsdann auf der Insel an der Seite zu ankern, wo man sicherer ist. Man sieht viel kenntliche Felsen um die Insel, besonders einen südwestlich, den man eine und eine halbe Meile vom Ufer für ein Schiff ansehen sollte. Gegen N. O. zeigen sich verschiedene steile und runde, Anmerkungen über das Eyland Gorgone.

gelebet habe, bis ihn ein anderes eingenommen. Dampier erzählet auch in seinen Reisen von einem Moskiten, der auf eben der Insel im Jahre 1681 gelassen worden, und den er im Jahre 1684 wieder fand.

r) Nach ihrer Rechnung mußten sie nur für eilf Tage noch übrig haben, da man funfzig bis an die Marianeninseln nöthig hält.

Rogers 1709.

runde, auf denen die Vögel nisten, so lang ein Tau ist, vom Lande. Rogers sah auf dieser Insel Affen, indianische Schweine, Hasen, Eidexen, und sehr schöne Cameleons mit so erstaunlich viel Schlangen von allen Größen, daß man keinen Schritt thun konnte, ohne darauf zu treten. Er ließ da ein häßliches Thier fangen, das ihm von der Affenart von mittlerer Größe zu seyn schien, nur hatte es dichteres und längeres Haar, Schnauze, Augen und Nase kleiner, ein runzlichter und ungestalteres Ansehen, längere und spitzigere Zähne, kleinere Ohren, den Kopf aber von eben der Gestalt, stärkere Hinterbacken, nach Proportion größern Leib, sehr kurzen Schwanz, und an jeder Tatze nur drey Zähen, die länger und spitziger waren, als der Affen ihre, welche sonst auch nicht unter fünfen haben. Man setzete es auf das unterste Segel des Vordermastes, und es brauchte fast eine Stunde, an den Mastkorb zu kommen, wohin der trägste Affe in weniger als einer halben Minute würde geklettert seyn. Man hätte sagen mögen, es würde durch Federn getrieben, wie eine Uhr, so gesetzet und langsam war sein Schritt. Die Spanier nennen es den Faulen. Es soll von den Blättern eines sehr hohen Baumes leben; und wenn es sich daselbst fett gefressen hat, so mager wieder werden, daß es nichts als Haut und Knochen hat, ehe es auf einen andern kömmt s).

Faulthiere, eine Art von Affen.

Das sonderbare desselben.

Bay Tecames.

Den 25sten August segelte Rogers nach der Bay Tecames. Die Spanier, die er am Borde hatte, sagten ihm, drey Meilen von dieser Bay nordwärts befinde sich eine gefährliche Bank, die sich etwa zwo Meilen ins Meer strecket, von einem weißen Hügel an, der seiner Höhe wegen sehr kenntlich ist. In der That fand sich das Wasser daselbst so trübe, und der Weg so ungewiß, daß Dampier selbst, der hier verschiedenemale gewesen war, sich nicht zu helfen wußte. Das Senkbley gab sehr ungleiche Tiefen, von dreyzehn zu vierzig Faden auf zwo Meilen vom Ankerplatze, wo man nur etwa vierzehn Faden im Gesichte der Häuser hatte.

Beschreibung.

Das Land, welches die Bay Tecames nordlich begränzet, ist eine hohe, lange und platte Spitze, die bis an das Wasser weiß aussieht. Südwärts ist sie nicht so hoch, aber die Hügel sind da eben so weiß. Der Zwischenraum von ungefähr drey Meilen, ist niedriger und mit dickem Gehölze besetzet. In der Vertiefung dieser kleinen Bay findet man den Flecken Tecames, den man bey heiterm Himmel auf vier Meilen im Meere sehen kann. Er besteht nur aus einer kleinen Anzahl Häuser, aber vier Meilen tiefer ins Land trifft man einen größern Ort an. Drey Meilen nordwärts geht ein großer Fluß, den die Spanier Rio de las Esmeraldas, den Smaragdenfluß nennen; er ist voll Sandbänke. Das benachbarte Land wird nur von Indianern, Mulatten und Sambous bewohnet. Bey dem Flecken Tecames sieht man einen andern Fluß, wo die Schaluppen mit halber Fluth einfahren können. Die Fluth steigt auf mehr als drey Faden, und streicht nordlich; das Meer aber schlägt große Wellen, die an jedem andern Orte der Welt verursachen würden, daß man eine solche Rhede nicht brauchet. Man muß von Süden dahin kommen, anfangs sich dem weißen Lande genähert haben, das am südlichsten liegt, sich aber nachgehends wieder davon entfernen, um die Bank zu vermeiden. Die beyden englischen Schiffe fuhren in der Höhe des Cap St. Franciscus ein, unter ein Grad nordlicher Breite; und diese Gegend liegt etwa O. N. O., sechs Meilen vom Cap. Sie kamen dem Lande nicht näher als eine halbe Meile, aus Furcht vor einer kleinen Bank, die von einer Spitze in der Hälfte zwischen Tecames und dem Gebirge gemacht wird, ziemlich hoch ist, und

Ihre Gefährlichkeiten.

s) Auf der 344 und vorherg. Seite.

und vom Meere stufenweise hinunter geht. Sie hatten auf einer Sandbank in sieben Faden Wasser geankert: aber in der Vertiefung der Bay, wo die Häuser sind, findet man nicht über drey Faden einen Musketenschuß weit vom Ufer. Die Windstürme vom Lande und vom Meere sind hier eben so stark, als auf der ganzen Küste. Der Meerwind bläst von W. S. W. und der Landwind von S. und von S. ein Vierthel S. O. Der erste erhebt sich ordentlich nach Mittage, und fährt bis Mitternacht fort: alsdann fängt der andere an, und höret zu Mittage auf. Man hat sich vor einem Felsen zu hüten, den das Wasser bey einem Viertheile Fluth bedecket, und vor einer Untiefe eines Taues Länge vom Ufer, von der ersten Spitze an, wenn man in den Fluß, wo Wasser geschöpft wird, einfährt. Ein Schiff muß bey hoher Fluth nicht nahe am Lande ankern, weil die Ebbe da manchmal außerordentlich ist. Sonst ist es daselbst trocken, ob die Witterung wohl nach Norden feucht ist, wo die Regen zu dieser Zeit eingeschränket bleiben. Vom Brachmonate bis zum Christmonate ist die Witterung beständig heiter und schön: aber vom Anfange des Jenners bis zum Ende des Mays ist man da großen Regen ausgesetzet. Rogers 1709.

Die Indianer, welche dieses Land bewohnen, begegnen den Spaniern grausam. Sie sind mit vergifteten Pfeilen und mit Flinten bewehret; das Ufer ist so beschaffen, daß sie sich leicht im Hinterhalte verbergen können; und es würde also sehr gefährlich seyn, daselbst wider ihren Willen aussteigen zu wollen. Rogers bemerket, es sey auf der Höhe von Cap St. Franzois gewesen, wo der Ritter **Drake** ein Schiff mit Barren im Jahre 1578 weggenommen, und der Ritter **Richard Hawkins** von den Spaniern in dieser Bay im Jahre 1594 unter Elisabeths Regierung genommen worden *t*). Haß der Indianer gegen die Spanier.

Den 10ten des Herbstmonates liefen die Engländer in einer der Inseln **Gallapagos** ein, zween Grad zwo Minuten nordlicher Breite. Diese Inseln sind so zahlreich, daß sie ihrer zweymal bis auf funfzig zähleten: aber nicht eine einzige scheint süßes Wasser zu versprechen. Indessen versichern die spanischen Nachrichten, daß man welches in einer findet, die im ersten Grade dreyßig Minuten südlicher Breite liegt. Rogers wußte auch aus guten Nachrichten, daß ein spanisches Kriegesschiff, welches auf Seeräuber kreuzete, an eine von diesen Inseln gekommen war, die unter einem Grade zwanzig oder dreyßig Minuten südlicher Breite liegt. Er nannte sie Sainte **Marie** de l'Aiguade, weil man da süßes Wasser findet, auch viel Holz, See- und Landschildkröten, Fische, und eine gute Rhede antrifft. Sie ist nur etwa vierzig Meilen von der Insel Plata entfernet, wie diese Nachricht meldet: er aber glaubet, man könne wenigstens noch dreyßig Meilen hinzusetzen, und es sey eben die, wo der Hauptmann **Davis**, ein englischer Freybeuter, Erfrischungen eingenommen. Die Nachricht, die Davis giebt, sie wieder zu finden, ist, daß sie westwärts dieser Inseln liegt. Rogers Anmerkungen über die Gallapagos Inseln.

Man sieht fast alle Arten Meervögel zwischen den Gallapagos, auch einige Landvögel, besonders Falken und Turteltauben, beyde so kirre, daß sie sich mit Stäben todtschlagen lassen. Woher die Erdschildkröten gekommen sind, solches ist nicht leicht zu finden; denn man findet diese Art nicht auf dem festen Lande. Die Seehunde sind daselbst nicht so häufig, als am Eylande Juan Fernandez, und ihr Rauchwerk ist nicht so gut. **Rogers** ward von einem dieser Thiere angegriffen, das so groß als ein Bär war, und das ihn hätte hinrichten können, wenn er nicht mit einer halben Pike wäre bewaffnet gewesen. „Ich

t) Auf der 354 und vorherg. Seite.

Rogers 1709.

Ihn fällt ein Seehund an.

„Ich befand mich auf dem Ufer, saget er, als das Thier, mit offenem Rachen aus dem Wasser „sprang, und so heftig und wild, als der grimmigste Hund, der seine Kette zerrissen hat. Es „griff mich dreymal an. Ich stieß ihm meine Pike in die Brust, und brachte ihm jedes„mal eine große Verwundung bey, daß es sich mit schrecklichem Geschreye zurückziehen „mußte. Es kehrte sich nachgehends wieder gegen mich, blökte mich an, und wies mir „die Zähne. Nur vier und zwanzig Stunden zuvor war einer von meinen Leuten beynahe „auch von einem solchen Thiere gefressen worden *u*).„

Bay Segura. Ihre Kennzeichen und Gefahren.

Den 24sten des Christmonates begaben sich die beyden englischen Schiffe mit der Galion von Manilla, die sie den 22sten genommen hatten, in einen Hafen von California, den Rogers Segura nennte, weil er ihn für eben denjenigen hält, dem Thomas Candish diesen Namen gab *x*). Man kann die Einfahrt an vier hohen Felsen entdecken, die für diejenigen, welche von Westen herkommen, aussehen, wie die hohen spitzigen Felsen der Insel Wight; die beyden westlichsten sind wie Zuckerhüte gestaltet. Der am meisten nach dem Lande zu liegt, ist durchlöchert, wie ein Brückenbogen, und das Wasser läuft durch diese Oeffnung. Man muß den, der am weitesten nach dem Meere zu liegt, linker Hand lassen, sich davon etwa die Länge eines Taues entfernen, und nach dem Innersten der Bay zu segeln, die überall sicher ist, und wo man von zehn bis zwanzig und fünf und zwanzig Faden Wasser findet. Man ist daselbst durch Land von Ost, ein Vierthel N. O. bis S. O. ein Vierthel S. eingeschlossen. Sonst wenn der Seewind sehr heftig wehet, würde die Rhede nicht eben die sicherste seyn *y*).

Das Land ist sehr bergicht, unfruchtbar und sandicht, doch wachsen einige Bäumchen da, deren Früchte verschiedener Arten Körner sind. Rogers ließ die Küste durchsuchen. Seine Leute rückten etwa funfzehn Meilen nach Norden fort, und fanden viele hohe Bäume, aber keinen von denen guten Hafen, die ihnen ihre gefangenen Spanier versprochen hatten. Sie sahen oft an verschiedenen Orten Rauch, und urtheilten daraus, das Land sey sehr bevölkert. Doch fiel ihnen nirgends etwas angebautes in die Augen.

Einwohner.

In dieser Jahreszeit wehet der Landwind fast ganz allein zu Segura. Die Luft ist da sehr heiter, und der Regen selten, aber die Nacht über fällt häufiger Thau, der es sehr frisch machet. Die Engländer entdeckten unweit des Ufers eine Wohnung von etwa drey hundert Indianern. Rogers giebt ihnen keine Wildheit schuld. Sie waren gerade gewachsen und stark, aber viel schwärzer, als einer von denen Indianern, welche die Engländer im Südmeere gesehen hatten. Sie hatten lange schwarze und glatte Haare, die ihnen bis auf die Hüften hinunter hingen. Alle Mannsbilder waren nackend, die Weibesbilder aber trugen am Gürtel Blätter, oder Stücken Zeug, der aus Blättern gemacht zu seyn schien, oder Häute von Thieren und Vögeln. Die, welche er sah, waren schwarz und runzlicht: er bildete sich aber ein, die Väter und Männer wollten die jungen die Engländer nicht sehen lassen. Sie redeten durch die Kehle, und ihre Sprache schien sehr hart zu seyn. Manche trugen Halsbänder und Armbänder von Stückchen Holz und Muscheln, andere hatten kleine rothe Beeren am Halse, oder Perlen, die sie vermuthlich nicht zu durchlöchern wissen, weil sie in ihrer Rundung eingeschnitten, und eine an die andere mit einem Faden gebunden

u) Auf der 367 Seite.

x) Er setzet ihn in den zwey und zwanzigsten Grad fünf und funfzig Minuten nordlicher Breite, und hundert und dreyzehn Grad acht und dreyßig

bunden waren. Sie hielten diese Zierrath für so schön, daß sie keine Halsbänder von Glas von den Engländern annehmen wollten. Nur die Messer und Werkzeuge zur Arbeit verlangten sie sehr begierig: aber sie waren so redlich, daß sie die nicht nahmen, die die Arbeiter auf dem Lande die Nacht über ließen. Man bemerkte nicht, daß sie das geringste europäische Werkzeug hatten. Ihre Flüten waren sehr niedrig aus Röhren und Baumästen gemacht, und so übel bedecket, daß sie ihnen vor dem Regen keine Sicherheit verschaffeten. Man sah keine Spur von Gärten oder Ackerbau daherum; sie lebeten fast nur von Fischen, und dieses nebst ihren elenden Hütten, die nur auf eine Zeit gemacht scheinen, veranlassete Rogers, zu glauben, sie hielten sich nicht beständig in der Bay auf, und hätten sich nur wegen der Fischerey daselbst versammlet. Die Werkzeuge, die sie dazu gebrauchen, sind weder Hamen, noch Netze: es ist nur ein hölzerner Pfeil, damit sie den Fisch sehr geschickt durchschießen. Sie sind vortreffliche Taucher. Die Engländer sahen einen untertauchen, der einen Fisch mit diesem Gewehre durchschossen hatte, ihn, ohne den Kopf aus dem Wasser zu stecken, einem andern Wilden gab, der ihn in einer Art von Kahne begleitete. Rogers sah dieses nicht selbst, aber er sah viele solche Täucher alte Messer ergreifen, die er ihnen zuwarf, ehe sie den Boden erreichten z). Ein kleiner schwarzer Saamen, den sie mit einem Steine zerquetscheten, und Hände voll assen, schien ihnen statt des Brodtes zu dienen. Einige Engländer thaten davon in ihre Suppen, und sagten, es schmeckte wie Caffee. Bisweilen sah man sie gewisse Wurzeln verzehren, die wie Yams schmeckten, eine Art von Hülsenfrüchten, deren Geschmack den grünen Erbsen gleicht, und Beeren wie die vom Epheu, welche am Feuer getrocknet, völlig den Geschmack grüner Erbsen haben. Die Engländer fanden andere Beeren wie rothe Johannisbeeren, deren Fleisch sauer und weiß ist, und einen Kern mit seinem Saamenkorne enthält. Auch fanden sie Birnbäume mit Stacheln, deren Frucht wie unsere Stachelbeeren schmeckten, und eine gute Zuthat bey Brühen ist.

Rogers 1709.

Ihre Redlichkeit.

Ihre große, Geschicklichkeit zu tauchen.

Landesfrüchte.

Die Häute des Rothwildprets, die in den Hütten der Indianer ziemlich gemein waren, verstatteten nicht, zu zweifeln, daß sie nebst der Fischerey auch eine Zeit zur Jagd hatten. Sie erwiesen einem unter ihnen besondere Ehrenbezeugungen, der auf dem Kopfe eine Mütze mit Federn trug, aber alles, was sie besaßen, schienen sie gemeinschaftlich zu haben. Wenn sie Fische gegen alte Messer vertauschten, damit die beyden Schiffe wohl versehen waren: so gaben sie solche dem ersten Indianer, der sich bey ihnen befand, und wenn sie genug hatten, durfte man nichts mehr von ihrer Fischerey erwarten. Ihr herrschendes Laster schien die Faulheit zu seyn, und sie schienen, sich um nichts weiter, als auf jeden Tag zu bekümmern. Sie sahen die Arbeit der Engländer sehr aufmerksam an, ohne sich zu bemühen, ihnen zu helfen. Ihr Gewehr ist Bogen und Pfeile, damit sie die Vögel im Fliegen schießen. Ihre Bogen bestehen aus einem einfachen, den Engländern unbekannten Holze mit einer Sehne aus Fasern von Kräutern, etwa sieben Fuß lang. Ihre Pfeile sind nur kleine Röhre mit einigen wohl geschärften Fischknochen versehen, etwa vier und einen halben Fuß lang. Ihre meisten Messer und Werkzeuge zum Schneiden bestehen aus den Zähnen eines Fisches, der der Vielfraß, (Goulu) heißt. Rogers sah zwo oder drey große Perlen Halsbänder. Seine Leute fanden beym Herumschweifen sehr schwere Steine, die sehr glänzeten, und die sie für mineralisch hielten. Er bedauerte, daß sie keine mit-

Ihre Lebensart.

dreyßig Minuten westlicher Länge von London.

y) Ebendas. II Th. a. d. 17 S.

z) Ebendas. a. d. 14 S.

Rogers 1709.

mitgenommen hatten. Das Wasser der Bay ist vortrefflich, und Meerfenchel wächst da in Menge, aber keine außerordentlichen Vögel sieht man nicht *a*).

Spanische Seekarten.

Unter die kostbarste Beute von den Spaniern im Südmeere zählet Rogers eine Beschreibung der Küsten, Rheden, Hafen, Klippen und Bänke von Acapulco bis Chiloe, einer großen Insel auf der Küste von Chili vier und vierzig Grad südlicher Breite. Er theilet sie am Ende seines Tageregisters mit *b*), als ein Werk der geschicktesten Piloten dieser Nation, die sie zu ihrem eigenen Gebrauche bestimmet hatten. Indessen setzet er hinzu, die Seekarten könnten allezeit vollkommener gemacht werden; und obwohl die Abschrift, die er von dieser Karte gebe, genau sey: so habe er doch bey Vergleichung mit den Karten dieser Küsten, welche die Spanier selbst gemacht, verschiedene Abweichungen gefunden. Er befürchtet also, man würde von beyden Seiten mehr als einen Irrthum erkennen, destomehr, weil die Spanier bey weitem nicht so sorgfältige Beobachter der Richtigkeit wären, als die Engländer und Holländer. Aber doch versichert er, es sey der beste Wegweiser, der bisher bekannt gemacht worden *c*). Die Schranken dieser Sammlung verstatten nur, sie hier den Seeleuten anzuzeigen; und nach der angenommenen Ordnung gehörete es auch erst zur Beschreibung von America.

Rogers Anmerkungen darüber.

1710.

Weg der Engländer bis Batavia.

Der Herzog und die Herzoginn in Begleitung der weggenommenen Galionen, verließen das Fort Segura erst den 12ten Jenner im Jahre 1710. Ihre Fahrt war mühsam, aber glücklich bis ans Eyland Guaham, wo sie nicht eher als den 12ten März anlangeten. Sie nahmen daselbst Lebensmittel ein, und segelten wieder den 21sten ab: sie verließen sich dabey auf die Einsicht ihres ersten Piloten, dem dieser Weg bekannt war, und giengen durch die Enge von Neu-Guinea den 18ten May, um aufs baldigste nach der Enge von Bouton zu kommen, in der sie sich den 27sten befanden. Sie dankten dem Himmel, daß er ihnen in der Insel dieses Namens Wasser und Lebensmittel verschaffet, die ihnen zu mangeln anfingen, aber sie sahen es als ein anderes Glück an, daß sie ein malagisches Schiff antrafen, welches ihnen versprach, sie über die Enge Zulayer zu führen, und bis nach Batavia zu bringen. Dieser Weg kam dem Rogers so schwer vor, daß er sich für verbunden hält, zum Nutzen der Schiffahrt die Umstände davon bekannt zu machen.

Gefährliche Ueberfahrt.

Den 10ten des Brachmonates ließ sie ihr Wegweiser, den sie in fünf Grad fünf und vierzig Minuten südlicher Breite, und zwey hundert und vierzig Grad ein und zwanzig Minuten westlicher Länge von London antrafen, in die Enge, welche sie fürchteten, gehen; und da sie zwischen die Inseln, die sich nordlich von Zulayer befanden, gekommen waren, ließen sie N. O. ein Vierthel W. segeln, um sich in guter Entfernung von den Inseln zu halten, und über einen tiefen Canal, der wenigstens drey Meilen breit ist, zu kommen. Nachgehends segelten sie um den südlichsten Theil der Insel Celebes, und von dar durch den Canal, wo ordentlich die holländischen Schiffe durchgehen, die sich nach Batavia begeben, um die Untiefen bey Brill und Banker zu vermeiden, davon die ersten so gefährlich sind, daß man an verschiedenen Orten nur drey Faden Wasser, und manchmal noch weniger hat. Sie ließen also das Cap nordwärts, seitwärts Celebes, dessen südwestlicher Theil gegen das Ufer tief ist, wo man aber die hohen Berge weit ins Land hinein sieht. Selbst auf der Höhe dieser Spitze südwestlich trifft man einen merkwürdigen Felsen an. Rogers fand zehn Faden Wasser unter sich; er hatte den Felsen nordwärts auf sechs Meilen weit, und

ver

a) A. d. 11 u. folg. S.
b) Im II Th.
c) Ebendas. a. d. 76 S.

vor sich eine niedrige und ebene Insel, etwa drey Meilen lang, die sich von N. W. ein Vierthel W. nach N. N. W. streckete. Er segelte gerade nach Norden dieser Insel, um sich ihr auf ein und eine halbe Meile zu nähern, von dar lenkete er sich ein wenig nordlich, und kam um einen langen schmalen Strich Sandes, nachdem er drey kleine Inseln entdecket hatte. Ferner segelte er N. W. um beym Eintritte der Nacht unter der Insel selbst hinter dem Sandstriche zu ankern, wo er zehn Faden und einen sehr reinen Boden fand. Alsdann hatte er den Felsen von Celebes N. O. ein Vierthel N. vier Meilen weit, die nordlichste der drey kleinen Inseln, westlich, und die mittlere westsüdwestlich, drey Meilen weit, da indessen die andere mit der großen Insel eingeschlossen war. Man hatte das Senkbley unabläßig in der Hand gehabt, und nie weniger als sechs Faden Wasser, nie über vier gefunden.

Rogers 1710.

Den 12ten mit Anbruche des Tages, lichtete man die Anker, um zwischen die beyden kleinen Inseln zu laufen, wobey man sich allemal der nordlichsten am nächsten hielt, ohne mehr als zehn Faden zu finden. Nachdem man durch gekommen war: so gieng man anfangs nach Westen, darauf nach Südwest bey einem guten Südostwinde, und gegen Mittag hatte man nur das hohe Land von Celebes im Gesichte, das sich ostwärts befand. Rogers zweifelt, daß man bloß mit Beyhülfe der gemeinen Karten, und ohne Erfahrung durch diese furchtbaren Gegenden glücklich kommen könne *d*).

Eifersüchtige Betrachtungen des Verfassers über die holländischen Sitze.

Er hatte wenige Mühe, sich Batavia zu nähern, wo das kleine Geschwader den 20sten unter vierzig Schiffen von verschiedener Größe ankerte. Der holländische Rath, der über seine Vortheile eifersüchtig ist, gab ihm einige Ursache, zu klagen, und zu bedauern, daß die englische ostindische Gesellschaft keine Hafen hat, aus denen sie die Holländer im Zaume halten könnte. Besonders wünschete er einen, in dem die Chineser handeln könnten. Die Engländer, saget er, würden daraus mehr Vortheil ziehen, als aus ihren Reisen nach China, wo man mit ihnen nicht gar zu wohl umgeht *e*). Seit etwa fünf Jahren hatten sie Banjarmaßin im Eylande Borneo verlassen, obwohl dieser Platz, wenn er wohl wäre befestiget und unterhalten worden, ihnen so vortheilhaft gewesen wäre, als Batavia den Holländern. Er wiederholet, die Holländer hätten nie unter zwanzig Schiffen in diesen Hafen mit genugsamem Volke, solche auf den Nothfall auszurüsten, und machet daraus den traurigen Schluß, wenn zwischen beyden Nationen Krieg entstünde, so könnten sie die Engländer aus allen Orten, wo die letzten sich in Indien gesetzt haben, vertreiben *f*).

Rogers Ankunft beym Vorgebirge der guten Hoffnung

Der Weg vom Eylande Java nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung dauerte etwa zween Monate vom 24sten Oct. bis den 29sten Dec. Die drey englischen Schiffe machten da Gesellschaft mit neunen ihrer Nation und sechzehn Holländischen, die zusammen nach den europäischen Hafen gehen sollten *g*). Diese erstaunliche Anzahl giebt einen sonderbaren Begriff von dem Handel dieser beyden Staaten, zu einer Zeit da ganz Europa der Wuth des Krieges ausgesetzet war. Rogers unternimmt hier keine Beschreibung des Cap; und so viel man auch seiner Geschicklichkeit zutrauen könnte, so würde man ihm doch den Vorzug vor Kolben nicht zugestehen. Aber er stellet diese holländische Colonie in einem Gemälde gleichsam im Kleinen vor, woraus man urtheilen kann, wie viel sie in einigen Jahren zugenommen hat, und seine Betrachtungen werden das, was man vorhin davon

K 3

d) A. d. 110 u. vorherg. S.

e) A. d. 134 S.

f) Ebendas.

g) Ebendas. a. d. 145, 146 S.

Rogers 1710.

davon weis, erweitern. „Niemanden von meinen Leuten, saget er, stieß die geringste Be„gebenheit mit Löwen, Tiegern oder Hottentoten vor, also schränke ich mich auf einige be„sondere Umstände ein, die ich selbst beobachtet habe.„

Seine Anmerkungen über diese Colonie.

Die holländische Stadt ist wohl gebauet, und besteht aus etwa zwey hundert und funfzig Häusern und einer Kirche. Man sieht verschiedene Dörfer um das Cap von zehn bis dreyßig Meilen weit, und viele Landgüter auf allen Seiten fast auf zehn Meilen in die Runde, so, daß man in kurzer Zeit drey tausend wohlbewaffnete Mann zu Pferde und zu Fuße aufbringen kann. Das Land ist nicht so heiß, als man sichs einbildet. Es liegt unter dem fünf und dreyßigsten Grade südlicher Breite. Die Luft ist sehr gesund, und das Land ungemein fruchtbar. Bey denen Vorurtheilen, die man gegen die africanischen Sandwüsten dahin bringt, erstaunet man über die Menge artiger Landhäuser, schöner Gärten, Weinberge, Wäldchen von jungen Eichen und andern Bäumen, die man da pflanzet. Aber das große Zimmerholz findet sich erst funfzig Meilen vom Cap. Diese Landgüter und angepflanzeten Waldungen bringen der holländischen Gesellschaft viel ein, außer demjenigen, was sie der Besatzung zu verpflegen überläßt. Die Ländereyen werden so hoch verpachtet, um den Ackerbau aufzumuntern; und die Einkünfte davon sind so ansehnlich, daß man im Stande ist, große Abgaben bey der Ausfuhre dieser Lebensmittel zu entrichten, welche die Holländer beständig ihren andern Colonien nach Indostan schicken, oder Schiffe mit wegnehmen. Sie schmeicheln sich auch, sie würden bald an alle diese Oerter Besatzungen senden können. Außerdem haben sie so viel Lebensmittel und Vorrath auf dem Cap, welches sie als ein zweytes Vaterland ansehen, daß sie gar leicht aus Europa Hülfe erwarten und erhalten können, ihren Handel zu unterstützen, was ihnen auch dieserwegen drohen mag. Ich glaube, saget Rogers, unsere ostindische Gesellschaft hat nicht gar zu klug gethan, da sie diesen Posten für die Insel St. Helena verlassen, die bey weitem nicht so bequem liegt, noch diese Absichten zu erfüllen dienet *h*).

Die Engländer bedauern, daß sie solche für St. Helena verlassen haben.

Unter die Vortheile, welche die Holländer hier haben, muß man auch ein prächtiges Hospital rechnen, das mit Aerzten und Arzeneymitteln so gut versehen ist, als eins in Europa. Es fasset etwa sieben hundert Kranke. So bald die Schiffe der Gesellschaft angelanget sind, schicken sie ihre abgematteten Matrosen dahin, und finden da statt jener frische und muntere Leute. Sie haben da auch Vorrathshäuser, die mit allen Nothwendigkeiten zu Schiffe versehen sind, nebst allen dazu gehörigen Seebedienten. Der Nutzen dieser weisen Einrichtung zeiget sich beständig bey der Weitläuftigkeit und Größe ihres Handels. Jährlich kömmt auf dem Cap ein Expresser aus Holland an, welcher ihrer ostindischen Flotte entgegen kömmt, die ordentlich aus siebenzehn bis zwanzig großen Schiffen besteht. Dieser Expresse bringt die geheimen Befehle an den Befehlshaber der Flotte. Er allein weis, auf welcher Höhe sie ihre Convoy in den Nordmeeren finden werden. Die Hauptleute aller Schiffe bekommen von ihm diesen Befehl versiegelt, und dürfen ihn nicht eher eröffnen, als in gewissen Umständen bey Annäherung ihres Landes. So entwischen ihre Flotten seit langer Zeit der Wachsamkeit des Feindes, und kommen glücklich in ihre Hafen zurück. Kurz, man beobachtet auf dem Cap so vortreffliche Gesetze; Fleiß, Ordnung, und gute Einrichtungen herrschen daselbst so wohl, daß jede Nation sich daran ein Muster nehmen sollte. Gleichwohl findet Rogers aus einem Vorurtheile,

Kluge Einrichtungen der Holländer.

h) A. d. 148 S. *i*) A. d. 150 S.

theile, saget er, für die englische Freyheit, die Gerechtigkeit daselbst gar zu strenge. Die Robins- oder Pinguinsinsel an der Einfahrt der Bay dienet heute zu Tage zum Gefängnisse und zur Strafe der Aufrührischen. Sie müssen nach dem Urtheile des Fiscals ihr ganzes Leben da in sehr mühsamer Arbeit zubringen. Rogers 1710.

Jährlich sendet man ein Schiff vom Cap nach Madagascar, daselbst Sclaven zu kaufen, welche die Holländer zum Feldbaue brauchen. Von den Hottentoten können sie keine Dienste erhalten, welche Nation so faul und ihrer Freyheit so ergeben ist, daß sie lieber verhungern, als sich nützlich beschäfftigen wollen. Rogers unterredete sich hier einige mal mit einem Engländer und einem Irrländer, die sich verschiedene Jahre bey den Seeräubern von Madagascar aufgehalten hatten, und nachdem sie Verzeihung erhalten, auf dem Cap wohneten. Sie sagten ihm, diese Unglücklichen, die so viel Lärmen in der Welt gemacht hätten, wären auf sechzig oder siebenzig Personen gebracht, davon die meisten sehr arm, und in der Insel verachtet wären, ob sie sich gleich da verheirathet hätten. Sie hätten nichts weiter, als eine Fregate und eine Schaluppe, aber nach dem Schlusse des Friedens, das ist, wenn die Soldaten abgedanket wären, könnten sie wohl ihre Räubereyen wieder anfangen, und sich furchtbar machen, wenn man sich nicht bestrebete, die Inseln zu reinigen und zu verhindern, daß ihre Zahl nicht zunähme *i*) Alte Seeräuber von Madagascar.

Das Schloß, welches die Holländer am Cap haben, ist sehr weitläuftig geworden. Es ist von gehauenen Steinen aufgeführet, und hat siebenzig Stücken. Die Befehlshaber der Besatzung, die etwa aus fünf hundert Mann besteht, haben sehr gute Wohnungen daselbst, aber nach Rogers Gedanken zu weit von der Rhede für die Vertheidigung der Schiffe. Man war auch Willens, auf eine sandichte Spitze, die sich beym Eingange rechter Hand zeiget, eine Batterie anzulegen. Im Winter ist diese Rhede sehr gefährlich wegen der Seewinde, die zu dieser Zeit herrschen: aber im Sommer wehen sie selten, ob wohl fast täglich heftige Stürme von S. O. vom Tafelberge kommen, die den Schaluppen auch bey ziemlich stiller Witterung nur Abends und Morgens hin und her zu gehen verstatten *k*). Schloß am Cap.

Ueber hundert Meilen vom Cap haben die Holländer eine warme Quelle entdecket, der man zu Heilung auch ganz verzweifelter Krankheiten, sonderbare Kräfte zuschreibt. Kurz, bey einem vier monatlichen Aufenthalte am Cap erkannte Rogers dessen Vorzüge zulänglich, um sich zu versichern, daß ein Mensch, der von aller Unruhe und Verwirrung frey leben wollte, keinen bequemern Ort wählen könnte, als das benachbarte Land, das den Holländern gehöret *l*). Rogers Urtheil über den Aufenthalt daselbst.

Er segelte den 3ten April im Jahre 1711 unter dem Pavillon des holländischen Admirals wieder ab, und ankerte den 1sten des Weinmonates glücklich in den Dünen. Seine Prise, die er denen, welche die Schiffe ausgerüstet hatten, überlieferte, war ein Schiff von hundert und sechzehn Mann, mit zwanzig großen Stücken und zwanzig metallenen Steinstücken besetzt, die Reichthümer, die er den Spaniern abgenommen hat, erzählet er nicht umständlich, aber er veranlasset einen großen Begriff davon, wenn er von den Barren und allen goldenen und silbernen Geräthe und Perlen redet, davon er die Rechnung den Ausrüstern übergeben *m*). 1711.

Das

k) A. d. 151 S. *l*) A. d. 152 S. *m*) A. d. 160 S.

Das XLIV Capitel.

Wood. Ungewisses Jahr.

Reise des Hauptmanns Wood durch die magellanische Straße.

Einleitung. Abreise und Geschwindigkeit seiner Fahrt. Hasen, die sich wie Caninichen verkriechen. Woods Anmerkungen über den verlangten Hafen. Denkmaal der Reise des Jacob le Maire. Hafen St. Julian. Anmerkungen darüber. Salzwerke des Landes. Größe der beträchtlichsten Salzgruben. Verschiedene Thiere daselbst. Zwey sonderbare. Wachsthum unserer Küchengewächse allda. Spitze, der Felsenkopf. Cap Blancford. Vorgebirge der Königinn Catharina. Woods Anmerkungen über die magellanische Straße. Rath für die Schiffahrt. Beschreibung der Insel Elisabeth. Thörichtes Unternehmen der Spanier. Bay Fortescue. Fluß Batchelor. Insel N. S. del Socoro. Woods Zurückkunft.

Einleitung.

Die Mühe, die man sich genommen hat, diese kurze Nachricht zu übersetzen, und sie einer Sammlung *n*) einzuverleiben, beweist zur Gnüge, daß diejenigen, die sie dieser Ehre würdig geachtet, die Meynung von ihr gehabt haben, daß sie es verdiene: allein, sie entschuldiget sie nicht, daß sie sich nicht die geringste Mühe gegeben, die Zeit der Reise zu entdecken, welche der Verfasser darunter zu schreiben, selbst aus der Acht gelassen zu haben scheint. Diese Achtlosigkeit bewegt mich, sie gleichsam als von ungefähr nach einigen andern Tagebüchern zu setzen, welche nicht älter seyn können, weil man in denselben Namen antrifft, die von dieser entlehnet seyn müssen.

Abreise, und Geschwindigkeit seiner Fahrt bis nach dem verlangten Hafen.

Wood reisete den 26sten des Herbstmonates am Borde eines königlichen Schiffes, der Raub alles, (Rafle tout) genannt, in Gesellschaft mit einer Pinke, welche der junge Mensch hieß, aus den Dünen ab; und seit dem 22sten des Christmonates befand er sich auf dem acht und vierzigsten Grade zwanzig Minuten südlicher Breite, dem verlangten Hafen (Port desiré) gegen Süden. Die zwey Schiffe segelten gegen Norden, um diesen Hafen zu suchen. Wood, welcher sich auf seine Pinasse begeben hatte, folgete der Küste einer großen Bay, die gegen Süden von der Insel der Seehunde *o*), und gegen Norden von einer kleinen steinigten Insel umgränzet wird. Er fand auf der letzteren eine so große Anzahl von diesen Thieren, daß er vierhundert derselben, zur Speise für sein Schiffsvolk tödten ließ. Eine Meile weiter hinauf trifft man eine andere Insel an, die mit einer Art Seevögel bevölkert ist, welche die Engländer Shags nennen. Sie tödteten eine Menge Junge davon, deren Fleisch ihnen vortrefflich vorkam. Noch weiter hinauf, in eben der Entfernung und an dem Ufer, sieht man eine vierte Insel, welche sie die Haseninsel nannten, weil diese Thiere auf derselben im Ueberflusse sind. Sie tödteten derselben sehr viele, welche bis auf zwanzig Pfund wogen. Sie erstauneten, da sie dieselben jagten, als sie sahen, daß diese Thiere ihre Sicherheit in Löchern suchten, wie unsere Caninchen. Diese Insel ist das beste Erdreich um den ganzen Hafen herum. Der übrige Theil der Küste ist mit Felsen, oder trockenem und unfruchtbaren Sande bedeckt, ohne Holz und ohne süßes Wasser.

Hasen, die sich wie die Caninchen unter die Erde verkriechen.

Den

n) Sie steht in dem V Theile der Sammlung des Paul Marret, Amsterdam im Jahre 1712, ohne einige andere Erläuterung, als ein Paar Worte in der Vorrede, daraus erhellet, daß sie zu London im Jahre 1699 herausgekommen ist.

Den 24sten des Christmonates, während der Zeit da die beyden Schiffe gegen Norden segelten, fuhr Wood, da er auf seiner Pinasse längst an der Küste hin schiffte, durch eine andere große und tiefe Bay, welche die Bay des Epices heißt, wo er unter einigen steinigten Inseln die Penguinsinsel erkannte. Seine Verwunderung war außerordentlich, als er die ungeheure Menge dieser Thiere sah, welche, da sie weder fliegen, noch sehr geschwind laufen konnten, sich mit Stöcken todt schlagen ließen. Am Abende warf man in der Bay des **verlangten Hafens** (Port desiré) auf sechzehn Faden Wasser tief, Anker; und zween Tage darauf lief man in diesen Hafen ein. Woods Anmerkungen, welche hier weit richtiger, als aller Seefahrer ihre, die vor ihm da gewesen, zu seyn scheinen, erfordern die umständliche Beschreibung, die er in seiner Nachricht davon machet, nothwendig; und ob sie ihnen gleich in einigen Umständen ähnlich seyn können, so können doch wichtige Lehren nicht für unnütze Wiederholungen angesehen werden.

Wood. Ungewisse Jahr.

Er setzet den **verlangten Hafen** in den sieben und vierzigsten Grad dreyßig Minuten südlicher Breite. Wenn der Wind gut ist, saget er, so kann ein Schiff in denselben einlaufen, wenn es will, weil auch sogar bey der Ebbe jederzeit Wasser genug darinnen ist. Bey drey Viertheilen der Ebbe, oder einem Viertheile der Fluth, kann man alle gefährliche Oerter, die in demselben sind, warnehmen: allein, er räth niemanden, in denselben einzulaufen, ohne den Hafen vorher zur Zeit der seichten Ebbe in Augenschein genommen zu haben. Alsdann sieht man alle Klippen darinnen recht deutlich, ja man hat sogar an dem Lande ein Zeichen, nach welchem man seine Fahrt sicher einrichten kann. Wenn man von der Nordseite des Vorgebirges des heiligen Georgs kömmt, welches die Spanier **Cap Blanco** nennen, und an der Küste hin, dem **Capo Desire** gegen Norden, fährt: so entdecket man eine an einander hangende Reihe von Felsenstücken, die sich eine Meile von dem Ufer weit über das Wasser erheben, außer vielen andern, die von demselben abgesondert sind. Der Bay gegen Süden erblicket man die Penguinsinsel, unter fünf oder sechs kleinen Inseln, und gegen Norden den Hafen selbst, welcher auf der Südseite seines Einganges, eine halbe Meile von der Seeseite, und beynahe eben so weit von dem Flusse, einen Felsen in Gestalt einer Pyramide darstellet. Dieser Fels, welcher alle Gleichheit mit einem Glocken- oder andern Thurme hat, kann zu einem, um so viel sicherern, Wahrzeichen dienen, weil er mit andern Felsen von einer blaulichten Farbe umgeben ist. Die beyden Schiffe hatten, nachdem sie in dem Hafen Anker geworfen, diesen Felsen gegen Südosten.

Anmerkungen des Wood über den Hafen.

Die rechte Tiefe der Ebbe und Fluth ist auf dieser Rhede am höchsten in dem Voll- oder Neumonde. Zur Zeit der hohen Fluth ist der Zu- und Abfluß sehr schnell, und steigt das Wasser ungefähr drey Faden. Die Einfahrt des Hafens ist von einer Seite zur andern nicht weiter, als einen Musquetenschuß. Die Natur hat diesem Lande eine erschreckliche Unfruchtbarkeit zugetheilet, ohne Waldungen und ohne süßes Wasser: dem ungeachtet aber findet man doch eine Menge spanischer Schafe daselbst, die so groß sind, als unsere Gemsenböcke, einige Hasen, Strauße, denen schwerlich beyzukommen ist, Entvögel, Raben, schwarze Schags, weiße Kropfvögel p), und große blaue Entrichte, welche ziemlich gemein sind. Die großen Muscheln und **Limpets** sind um den Felsen herum in Ueber-

welche von andern, Seelöwen und Seekälber genannt werden.

p) Im Englischen White Breasts.

Wood. Ungewisses Jahr.

Denkmaale der Reise des Jacob le Maire.

Ueberflusse. Wood fand auf einer von diesen Inseln, die holländische Aufschrift des Jacob le Maire, die wir schon angeführt haben, welche, wie sie andere vorstellen, auf ein bleyernes Blatt gegen das Vordertheil eines Pfahls genagelt war. Allein, er entdeckte auch außerdem in einem Loche eben dieses Pfahles ein Kästchen von überzinntem Bleche, in welchem ein so verdorbenes Papier lag, daß es ihm unmöglich war, die Schrift auf demselben zu lesen q).

Von dieser Insel können die Schalupen, acht oder neun Seemeilen weit, den Fluß hinauf fahren. Anderthalb Seemeilen über der Insel läuft derselbe Südwest ein Vierthel West; und ist eine starke Meile lang, und nicht weniger als eine Seemeile breit: allein, nach diesem zieht er sich in einem, mit großen jähen Felsen, und sehr vielen kleinen Inseln, angefüllten Canale sehr enge zusammen, und da sind seine beyden Ufer sehr trocken, und steinigt. Wood fuhr denselben so weit hinauf, als es möglich war. Er befand das Wasser in demselben nicht süße: er entdeckte aber zwo kleine Seen; die eine seinem Schiffe nordwestwärts, funfzig Schritte von dem Ufer, und die andere gegen Nordnordosten, eine Meile weit davon. Das Wasser der letztern, welches aus einer Quelle kömmt, schien ihm von einem sehr guten Geschmacke zu seyn. Er füget hinzu, daß, da die Ebbe und Fluth in diesem Hafen sehr reißend ist, es sehr gefährlich seyn müßte, den Winter über darinnen Anker zu werfen, wenn der Fluß Eis mit sich führet, oder der Wind von der Westseite her, stürmisch ist. Allein, an der mittäglichen Seite, drittehalb Meilen von der Einfahrt des Hafens, zwischen der Insel und dem festen Lande, findet man eine bequeme Bucht, mit einem schlammichten Grunde, wo man dicht an dem Ufer ohne die geringste Gefahr ankern kann. Der einzige Rath, den er giebt, ist, daß man einen Felsen vermeiden sollte, den man auf dem Wege antrifft, und der bey halber Ebbe und Fluth bedeckt ist r).

Der Hafen des heiligen Julian.

Die Engländer von den zwey Schiffen nahmen, im Namen des Königs von Großbritannien, von dem Lande Besitz, ohne vermuthlich zu verlangen, daß ihre Rechte jemals ausschließend werden könnten. Nachdem sie den 25ten des Märzmonates aus dem verlangten Hafen ausgesegelt waren, liefen sie den 7ten des Aprilmonates in den Hafen des heiligen Julian ein, um daselbst den übrigen Theil des Winters zuzubringen. Wood berichtet uns, nachdem er bemerket, daß dieser Hafen seinen Namen von dem Magellan in dem 1520 Jahre bekommen, daß dieser berühmte Reisende den Johann Carthagena, Bischof von Burga, und dessen Vetter, daselbst habe aufhenken lassen, weil sie sich unterfangen, seine Leute zum Aufruhre zu verleiten, und daß er den Allmosenpfleger auf seinem Schiffe in diesem wüsten Lande zurück gelassen, wo er nachher von den Eingebornen des Landes ermordet worden s). Eine so sonderbare Begebenheit, von der man nicht die geringste Spur in der Erzählung des Pigaphetta antrifft, schien weitere Erläuterungen zu erfordern; zumal, da er sie einer gewissen und wirklich geschehenen That an die Seite setzet. Diese ist die Strafe des Thomas Dougthie, welcher im 1572 Jahre in eben diesem Hafen, und um eben dieses Verbrechens willen, von dem Ritter Franz Drake zum Tode verdammt worden, welcher daher Gelegenheit nahm, sie die Insel der Gerechtigkeit, an statt der Vollstreckung der Gerechtigkeit, zu nennen t).

Sonderbare dem Magellan zugeschriebene That.

Die

q) Ebendas. a. d. 143 Seite. r) Ebendas. a. d. 144 S. s) A. d. 145 und 146 S.

Die Anmerkungen des Wood sind hier sehr schätzbar für die Schiffahrt. Diejenigen, saget er, welche in diesen Hafen einlaufen wollen, müssen die Regeln beobachten, die auf seine Erfahrung gegründet sind. Wenn sie dem Vorgebirge des heiligen Georgs, oder dem verlangten Hafen gegen Norden gekommen seyn werden: so müssen sie zwischen dem ersten hohen Lande hindurch, welches sie unter dem acht und vierzigsten Grade südlicher Breite sehen werden, und dieses ist auch die Lage des Hafens des heiligen Julian, und des niedrigen Landes. Wenn sie aber diesem Hafen gegen Süden anlangen: so werden sie finden, daß das Land daselbst unter dem funfzigsten Grade zwanzig Minuten der Breite liegt, daß es niedrig und ohne eine einzige Art von Bäumen ist, und daß es keine weiße und jähe Hügel hat, als von der Meerseite her. Wenn sie einmal in den Hafen eingelaufen sind, so können sie in demselben auf sieben, acht, neun, ja zehn Faden tief Anker werfen: allein, bey seiner Einfahrt müssen sie sich vor einer Felsenbank in Acht nehmen, welche bey hoher Fluth auf vier Faden Wasser hoch bedeckt ist, und davon nach dem Ablaufe des Meeres nicht mehr als vier Fuß übrig bleiben.

Wood. Ungewisses Jahr.

Anmerkungen über den Hafen des heiligen Julian.

Um diese gefährliche Klippe glücklich zurück zu legen, müssen sie in dem Canale das Senkbley auswerfen, und nicht unterlassen, die Untiefen mit einem aufgerichteten Mastbaume zu erforschen, weil der Grund der Bay wegen der gewaltigen Stürme, der Veränderung unterworfen ist. Allein, sie dürfen nicht vergessen, das steinigte Vorgebirge und gewisse weiße Oerter eines Gebirges, das auf dem Lande ist, nordwestwärts zu lassen. Außerdem aber kann man der Bank sicher trauen, wenn man gegen die Mitte einiger weißen Hügel gekommen ist, die sich in der Bay, gegen Nordosten, anderthalb Meilen von der Einfahrt des Hafens, befinden, und sehr viel, wie Inseln, aussehen. Man ist alsdann gerade einer Oeffnung gegen über, die wie ein Stuhl aussieht, und sich jenseits auf dem Lande zeiget. Wenn man diese zurück geleget hat: so wird man seinen Weg ungefähr eine und eine halbe Meile gerade fortsetzen, und daselbst auf sechs oder sieben Faden tief Anker werfen können. Indessen ist doch aber der beste Ort zu ankern, zwischen der Insel der Gerechtigkeit, und einer andern benachbarten Insel. Die Ebbe und Fluth ist in diesem Hafen zuweilen sehr ungewiß. Wenn der Wind aus Süden kömmt, so steigt das Wasser in der Ebbe eben so hoch, als in der Fluth u).

Wood brachte einige Tage in dem Hafen des heiligen Julian zu, ohne einen einzigen Einwohner zu vermerken. Da er den 12ten des Aprilmonates auf den Gipfel eines Berges gegen Osten, welches der höchste ist zwischen dem Cap des heiligen Gregorius und den Engen, gestiegen war: so gab er demselben seinen Namen, welchen er selbst auf einen Stein eingrub. Von da ward er vom weiten eines großen Sees gegen Norden gewahr, und seine Neugierigkeit trieb ihn, es zu wagen, denselben in Augenschein zu nehmen: allein, nachdem er zwo Seemeilen zurück gelegt hatte: so glaubte er, etwas zu vermerken, das sich hinter einem Gebüsche bewegte. Er war gleich im Begriffe, loszuschießen, in der Meynung, daß es roth Wildpret sey, als er einen Menschen zum Vorscheine kommen sah, welcher sich anfänglich ein wenig weiter hinter einen Hügel zurück begab, wo sich sechs andere mit Bogen und Pfeilen bewaffnete Indianer zu ihm verfügeten. Ein gerechtes Mistrauen nöthigte ihn demnach, wieder nach seinem Schiffe zurück zu kehren. Als er einige Tage darauf eben diesen Weg

Salzwerke des Landes.

 wieder

t) Man sehe oben das Tagebuch des Drake. u) A. d. 147 und vorherg. Seite.

Wood. Ungewisses Jahr.

wieder mit einer zahlreichern Begleitung genommen hatte: so entdeckte er an dem Ufer der See Fußtapfen von Männern und Kindern. Dieser große Haufen Wasser ist ein wirkliches Salzwerk, aus welchem er, auf unterschiedene mal, ungefähr zehn Tonnen Salz herausziehen ließ. Er befand dasselbe, zu Erhaltung seiner Meerthiere, so gut, daß er sich, einen starken Vorrath davon mitzunehmen, entschloß. Den 15ten des Maymonates brachten funfzig Männer, denen diese Arbeit aufgetragen war, an einem sehr trockenen Orte einen großen Haufen davon zusammen. Allein, als man drey Tage darnach wieder kam, und es abholen wollte, fand sich keine Handvoll mehr davon da; obgleich zwischen dieser Zeit kein einziger Tropfen Regen gefallen war. Wood maß die Ufer des Sees nach seinen zwo vornehmsten Größen ab. Er giebt ihm auf der einen Seite vier tausend von seinen Schritten, und auf der andern sechzehn tausend; das ist, ungefähr drittehalb Meilen in der Breite, und zehn Meilen in der Länge. Da dieser Raum damals über und über vier Zoll dick mit Salze bedeckt war: so rechnete man aus, daß er hundert tausend Tonnen enthalten könnte x).

Größe der beträchtlichsten Salzgrube.

Es ließen sich unterweilen zwar einige Einwohner erblicken, allein, näher beykommen ließen sie sich nicht: und alles Aufsuchen des Wood entdeckte ihm nicht die geringste Spur von ihrem Aufenthalte. Er bemerkte aber dem ungeachtet, daß sie olivenfarbicht, wie alle Americaner, aussehen, und den Leib mit verschiedenen Farben bemalen. Sie machten zuweilen ein erschreckliches Geschrey, vermuthlich in der Absicht, die Engländer zur Flucht zu bewegen: allein, sie bedroheten sie niemals mit ihren Pfeilen. Wood glaubte zu bemerken, daß die Luft hier eben so gemäßiget sey, als in England. Das Land kam ihm, zwanzig Meilen in der Runde, dürr und unfruchtbar, voller Felsen und groben Sandes, ohne Holz und ohne Wasser, mit einem Worte eben so vor, als es Narborough beschrieben hat. Er füget aber hinzu, daß, wenn es ja einiges Gebüsche auf der Seite nach dem Meere zu gebe, so finde man desselben um so vielweniger, je weiter man in das Land hinein komme. Neun Seemeilen von der Rhede entdeckte er einen Fluß mit süßem Wasser, der sich in eine Salzgrube ergießt. Diese Gegend, saget er, ist voller Salz. Man wird aber nichts desto weniger in einer andern Nachricht ersehen, daß andere Engländer, bey sehr dringender Noth, nicht die geringste Aehnlichkeit vom Salze daselbst finden konnten.

Verschiedene Thiere daselbst.

Wood sah auch daselbst eine Menge Thiere, die andere Seefahrer von seiner Nation daselbst nicht mehr in so großem Ueberflusse fanden. Der Fischfang und die Jagd waren ihm während des Winters ein angenehmer Zeitvertreib; zumal, wenn ein starker Frost eine Menge Enten, Brachvögel, Schneppen, Rebhühner und andere in Europa unbekannte Vögel herbey führete. Die wilden Schafe, welche die Spanier Llanacos nennen, zeigeten sich Truppweise zu sechs bis sieben hunderten. Er beschreibt sie zwölf Hände hoch. Mit dem Kopfe und langen Halse sehen sie dem Kameele ähnlich; der übrige Theil des Leibes aber und der Rücken haben viel gleiches mit einem Pferde. Bey Erblickung eines Menschen wiehern sie wie die Pferde, mit einem gewissen Schnarchen, welches aus den Nasenlöchern kömmt. Die Engländer tödteten verschiedene davon, und befanden ihre Wolle von einer vortrefflichen Feinheit. Sie würden ihrer gern mehr mitgenommen haben, wenn sie Hunde gehabt hätten, selbige müde zu hetzen. Die Strauße, die sie ebenfalls in großer Anzahl

x) Auf der 148 Seite.

y) Auf der 151 und vorherg. S.

zahl sahen, können ebenfalls nicht ohne diesen Beystand gefangen werden. Die Hasen sind daselbst von eben der Größe, als in dem verlangten Hafen, und die Füchse scheinen weit größer zu seyn, als unsere. Wood sah daselbst mit Verwunderung ein kleines Thier, das nicht so groß als eine Landschildkröte, und auf dem Rücken mit einer kleinen Schale bedeckt war, die sich in zwey Stücken trennte, welche sich mit einander vereinigten. Das Fleisch desselben ist von einem auserlesenen Geschmacke: die Spanier nennen es ein **küraßirtes Schwein**. Ein anderes, wegen seiner Eigenschaften weit sonderbarers Thier wird der Schnaufer oder Schnarcher genannt. Es hat einen dicken Schwanz. Wenn es einen Menschen kommen sieht, so schnarchet, schnaufet, und kratzet es die Erde mit den Vorderfüßen. Es hat aber nichts, damit es sich vertheidigen kann, als seinen Hinteren, den es so gleich gegen denjenigen drehet, der sich ihm nähert, und daraus es Unflath gehen läßt, der einen ganz unerträglichen Gestank von sich giebt y).

Wood. Ungewisses Jahr.

Sonderbare Thiere.

Uebrigens ist das süße Wasser hier nicht selten, als nur im Sommer. Man findet daselbst den Winter über an verschiedenen Oertern Schneewasser; der bequemste aber für die Boote ist unter denselben ein Fels, der sich in dem Hafen zeiget. Das Holz, ob es gleich gemeiner ist, als in dem verlangten Hafen, tauget zu nichts weiter, als Reißig davon zu machen.

Den 16ten des Herbstmonates, das ist gegen das Ende des Winters, wurden die beyden Schiffe von der Nothwendigkeit, sich von frischem mit Penguinen und Seehunden zu versehen, nach dem verlangten Hafen zurück gerufen. Sie langten binnen zween Tagen glücklich daselbst an; ihre Erstaunung aber war außerordentlich, als sie ein Schiff von drey Masten daselbst antrafen, welches roth bemalt, und von Binsen gemacht war. Sie bekamen eine hohe Vorstellung von der Geschicklichkeit der Einwohner, die sie die europäischen Schiffe hatte nachmachen lassen. Wood hatte, nicht gar zu weit von dem Ufer ab, unterschiedliche Arten von Kräutern und Hülsenfrüchten, als Kohl, weiße und rothe Rüben, Merrettig, Erbsen, Bohnen und Zwiebeln säen lassen: allein, er fand wenig, sowohl von den einen als den andern, wieder. Die Wilden hatten alles ausgereutet, ohne es zu einigem Nutzen angewendet zu haben. Was noch von den Rüben übrig war, schien vortrefflich zu seyn: die Erbsen und Bohnen aber hatten schon reife Körner. In der Nacht des 18ten beobachtete Wood allhier den Anfang und das Ende einer Mondfinsterniß, welche ihm entdeckte, daß der Unterschied der Breite zwischen diesem Lande, und zwischen London siebenzig Grad sey; das ist in Absicht auf die Zeit vier Stunden, und zwey und funfzig Minuten z).

Die Wilden bauen ein Schiff nach Art der unseren.

Wachsthum unserer Küchengewächse in dieser Himmelsgegend.

Er wartete, ehe er die Anker lichtete, bis auf den 14ten des Weinmonates, um gegen Süden nach der magellanischen Meerenge zu segeln. Den 17ten ward er zehn Grad mittäglicher Breite einer schönen weißen Spitze gewahr, welche er den Felsenkopf nannte. Er sah, in eben der Höhe, einen Berg, welcher von andern der heilige Yves genannt wird, dessen Gipfel eine ziemlich große Ebene ausmachet, und der gegen Norden von einem andern eben so hohen Berge, welcher sich in eine Spitze endiget, und von einigen andern, von gleicher Gestalt, gegen Süden, begleitet wird. Man ist, wenn man hier seinen Beschreibungen folget, nicht Willens, der Seefahrer ihre zu wiederholen, deren Fußtapfen er fol-

Spitze der Felsenkopf genannt.

z) A. d. 152 S.

Wood. Ungewisses Jahr.

folgete. Da eine so beschwerliche, und wegen der beständigen verschiedenen Vorfälle so abwechselnde Fahrt ihm tausend neue Gegenstände zu bemerken darstellte, so nahm er sich vor, nichts anders als nur das zu sammeln, was seinen Vorgängern entwischet war.

Cap Blancford.

In dem funfzigsten Grade und dreyßig Minuten entdeckte er ein Cap, welches von weißen Hügeln gebildet wurde, und das in den Karten nicht bezeichnet ist, daher er es Blancford nennen ließ. Von da bis zu dem Jungfernvorgebirge, wo er den 22sten anlangte, geht der rechte Weg Süd ein Vierthel Westwärts, ungefähr zwanzig Meilen. In diesem ganzen Umkreise ist das Land niedrig, und es hat weiße Hügel. Man findet allenthalben acht und zwanzig Faden Wasser auf einem guten sandigten Grunde. Die Fluth läuft zwischen den beyden Capen nordnordostwärts, und der Abfluß des Wassers in der Ebbe südsüdwestwärts. Im Voll- und Neumonde dauret die Zeit der hohen Fluth auf zehn Stunden, und steigt das Wasser ungefähr vierzig Faden. Dem Jungfernvorgebirge gegen Norden sieht man ungefähr vier Meilen weit nichts, als weiße und jähe Hügel, bis an das Cap, welches das höchste Land ist: allein, auf dem letzten von diesen Hügeln, sechs und zwanzig Faden lang, wird man dem Cap gegen Norden einen schwärzlichten Ort gewahr, welchem gerade gegen über eine Felsenspitze ist, die sich eine Meile weit in das Meer erstrecket. Entfernet euch daher eine gute Ecke davon, wenn ihr gegen die Meerenge zu segelt. Das Land scheint übrigens von einem Cap zum andern, sehr unfruchtbar zu seyn, und kein anderes Holz zu haben, als einige kleine Gebüsche *a*).

Vorgebirge der Königinn Catharina.

Da das Land auf der Südseite des Einganges in die Meerenge keinen Namen auf den Karten hat: so nannte es Wood das Vorgebirge der Königinn Catharina. Es besteht fast gänzlich aus weißen Hügeln, die beynahe eben so hoch sind, als die Insel Wight: und seine Entfernung von dem Jungfernvorgebirge beträgt ungefähr acht Meilen. Von diesem letzteren Cape bis zu der Spitze, welche die Spanier Eigenthum oder Possesion genannt haben, zählet Wood nach dem Compasse neun Meilen westwärts *b*). Dieses ist die Spitze, auf welche Sarmiento sein erstes Fort bauen ließ, welches er die Zahl Jesu nannte.

Woods Anmerkungen über die magellanische Meerenge.

Die Fahrt durch den ersten Eingang kostete den beyden englischen Schiffen wenig. Wood bemerket aber zum Besten derer, wie er saget, die nach ihm kommen werden, daß es, der Spitze des Eigenthums gegen Westen, eine sandigte Bay giebt, zu welcher sehr schwer zu kommen ist, weil sie sehr seichtes Wasser hat; daß man fünf Meilen von da, westsüdwestwärts den ersten Eingang der Straße findet, welcher von einer Seite zur andern eilftehalb Meilen breit ist; daß man, wenn man die östliche Spitze dieses Einganges zurück geleget, zwo Untiefen antreffe, die eine gegen Norden, die andere gegen Süden, und daß die beste, welche in einer Kette von Felsen besteht, die entfernteste ist. Allein, wenn einem der Wind fehlen, oder wenn er gar zu gewaltig wehen sollte, so könne man auf dem Wege, zwischen der Spitze des Eigenthums und dem Eingange der Meerenge, Anker werfen. Was das Land anbetrifft, so ist dasselbe mit weißen Hügeln, von einer mittelmäßigen Höhe, umgränzet. Das Ufer ist, bey niedrigem Wasser, mit kleinem und grobem Sande bedeckt, ob es gleich jähe genug ist, den Booten das Anlanden an dasselbe zu verwehren. Von dem Sande der Küste, eine Vierthelmeile von der Abendspitze, geht eben

a) A. d. 157 S.

b) Bis dahin hatte noch niemand diese Weiten bemerket: und sie sind auch auf den alten Karten nicht richtig.

ebenfalls eine Kette von Felsen heraus, die man an den Kräutern, welche auf denselben wachsen, entdecken kann: und man mag diese Kräuter wahrnehmen, wo man will, so kann man sicher schließen, daß sie Untiefen und Klippen verbergen c). Wood. Ungewisses Jahr.

Wenn man durch den ersten Eingang gekommen ist, und nicht hoffet, vor Nachts bey der Insel Elisabeth anlangen zu können: so räth Wood, sich hier nicht vor Anker zu legen, sondern lieber zwischen die Spitze des Eigenthums und die Enge zurückzukehren. Man würde sich sonst wider den Sturm von Südwest ein Vierthel West, der in dieser Gegend gewöhnlich ist, ohne Schutz befinden; und wenn die Anker während der Nacht losgerissen werden sollten, so würde man in Gefahr gerathen, gar von der Küste abgetrieben zu werden. Wenn man übrigens ungefähr zwo Meilen in dem breiten Raume, der zwischen den beyden Engen ist, zurückgelegt hat: so entdecket man nicht ohne Mühe die Spitze des andern, weil das Land daselbst sehr niedrig ist; und bey neblichtem Wetter setzet es so viel Schwierigkeit, selbige bey Tage zu finden, daß es bey der Nacht noch weit schwerer seyn muß. Dieses ist die Spitze, welche das Cap des Gregorius heißt. Gegen ihre Ostseite hat sie eine Rhede, die den Westwinden ausgesetzt ist, wo man auf sieben bis acht Faden Wasser tief, auf einem ziemlich festen Grunde, Anker werfen kann. Rath für die Schiffahrt.

Die Engländer sahen auf der Küste gegen Mittag eine Menge Feuer, welche ihnen uneben und ungleich vorkamen. Sie schlossen daraus, daß selbige stark bewohnet seyn müsse. Am Abende eben dieses Tages fuhren sie durch den andern Eingang. Wood giebt ihm ungefähr eine Breite von fünf Meilen gegen Osten, und etwas weniger gegen Westen. Seine Länge erstrecket sich, von einem Ende zum andern, auf drey Meilen; so daß man von hier bis zu dem Jungfernvorgebirge, drey und zwanzig Seemeilen zählen muß. Man entdecket nicht eher, als bis man dasselbe gänzlich zurückgeleget hat, drey Inseln gegen Nordwesten, in einer Entfernung von ungefähr vier Meilen nach dem Compasse. Die eine hat von dem Ritter Drake, den Namen Elisabeth bekommen, und die beyden andern heißen die Inseln des heiligen Gregorius, und Bartholomäi. Das Land ist, zwischen dieser andern Enge und der Spitze der Insel Elisabeth, sehr hoch, und an einigen Oertern dürr und unfruchtbar, an andern aber fruchtbar, vornehmlich in den Thälern. Es bringt, außer ziemlich guten Kräutern, kleine Beeren von einem unvergleichlichen Geschmacke hervor, welche Wood magellanische Weinbeeren nannte. Ihre Farbe ist purpur. Sie haben kleine Kerne, und ihr Geschmack kömmt den europäischen Weintrauben nahe. Andere sehen fast wie kleine Kirschen aus, und haben eine röthlichte Farbe d).

Von der Spitze der andern Enge bis zur Westseite der Insel Elisabeth, ist es sieben Meilen. Man kann in diesem Raume, längst an der nordlichen Küste hin, auf sechs bis zwanzig Faden tief Anker werfen: es ist aber genug, wenn man so weit gekommen ist, daß man die Spitze, welche der Insel gegen Osten liegt, gegen Süd ein Vierthel Osten hat. Haltet euch alsdann in der Mitte zwischen der Insel und der Küste. Ihr werdet, auf einem sehr guten Grunde, acht bis neun Faden Wasser haben, ohne beynahe etwas von der Ebbe und Fluth zu vermerken, welche zwischen den Inseln sehr stark ist. Dieser Ort ist sehr bequem, die Winde, welche in das Südmeer führen, daselbst zu erwarten. Er ist auch außerdem für alle Arten von Winden gut, weil der Neu- und Vollmond die hohe Fluth daselbst verursachen. Man findet an der Norderküste zween kleine Hafen, die für kleine Rath des Wood.

c) Auf der 157 S. d) Auf der 158 S.

Wood. Ungewisses Jahr.

kleine Schiffe sehr vortheilhaft sind; der eine ist zwo Meilen von der Straße, und der andere viertehalb. Wood nannte den, welcher am meisten gegen Morgen liegt, den Hafen der Krebse, weil diese Thiere daselbst im Ueberflusse sind, und im Falle der Noth eine ziemlich gute Speise abgeben können. Dem andern, welcher ihm unter diesen beyden der beste zu seyn schien, benannte er den Hafen Vaughan e).

Beschreibung der Insel Elisabeth.

Die Insel Elisabeth hat mehr als sechs Seemeilen in der Länge, von Osten gegen Westen, und dreye in der Breite, von Norden gegen Süden. Sie ist von einer mittelmäßigen Höhe, vornehmlich nach ihrer ostlichen Spitze zu, welche sehr steil ist. Man kann sie mit einem kleinen Schiffe umfahren: gegen ihre Westseite aber ist der Canal enge, und so voller Felsen, daß sich an einigen Orten nicht mehr als drey Faden Wasser darinnen befinden. Sie hat weder Holz noch süßes Wasser, obgleich sehr gute Kräuter und verschiedene Arten von Beeren auf derselben wachsen. Die beyden andern Inseln haben nichts merkwürdiges, als ihre Penguinen, welche besser sind, als in dem verlangten Hafen, und junge weiße Kropfvögel, deren Güte Wood sehr herausstreicht. Das Land ist von der mittäglichen Küste der andern Enge bis zu den Inseln gegen Süden, erhaben; und die vielen Feuer, welche die Engländer daselbst wahrnahmen, ließen sie nicht zweifeln, daß es nicht sehr volkreich seyn sollte. Sie entdeckten, an eben der Küste, eine kleine Bucht, die bey hoher Fluth so voll von einer Art von, dem Harder (Muge) ähnlichen, Fischen war, daß sie auf einen Zug mit dem Fischgarne, sieben hundert derselben fingen, von welchen der kleinste so groß war, als eine Makrele. Die mitternächtliche Küste ist niedrig, bis zu der Spitze der Insel Elisabeth. Die Llanacos und Strauße zeigen sich daselbst in großer Menge, da sich im Gegentheile auf der Küste gegen Mittag kein einziger sehen läßt f). Wood berichtet als etwas sehr wichtiges, daß, wenn man in das Südmeer fahren will, man das Mittel zwischen der Insel der Königinn Elisabeth, und der Insel des heiligen Bartholomäus halten müsse, wo man auf dreyßig Faden tief Anker werfen, und in eben der Weite, bis der ersteren dieser Inseln gegen Süden, fortfahren

Klippe der Insel des heiligen Georgs.

könne. Man muß sich bey der Insel des heiligen Georgs vor einer Bank hüten, die eine Meile lang ist, und auf der man an einigen Orten weniger als drey oder vier Faden hat, die sich aber auch vom weiten an denen Kräutern, welche auf derselben wachsen, entdecken läßt g).

Bay des süßen Wassers.

Den 30sten des Weinmonates, als man gegen Süden gefahren war, sah man sich von einigen Windstößen, die von den Hügeln herabfielen, gezwungen, bey dem Eintritte der Nacht, in einer ungenannten Bay Anker zu werfen, welcher Wood den Namen, die Bay des süßen Wassers gab, zweeen kleinen Bächen zu Ehren, wo die Boote sich leicht damit versehen können. Dieses ist der erste Ort von dem Jungfernvorgebirge, wo man Holz und Wasser findet; nicht zu rechnen, daß die Enten und andere Vögel daselbst in großer Anzahl sind. Die Enge ist ungefähr fünf Meilen breit. Den Tag darauf kam man, drittehalb Meilen weiter, in eine andere Bay, welche derjenigen, aus der man gekommen war, gegen Süden lag, und kleiner und sandigter war. Es näherten sich daselbst den Engländern viele Indianer von beyderley Geschlechte, mit vieler Freundlichkeit und Vertraulichkeit, und bezeugten bey Erblickung rother Bänder, die man ihnen um den Hals und die Aerme gethan hatte, eine außerordentliche Freude. Sie vertauschten dagegen

e) Auf der 159 S. f) Auf der 160 S. g) Auf der 161 S.

gen Bogen und Häute von rothem Wildprete, welche ihnen statt der Kleider dienen. Man fuhr fort, andere kleine Bayen zu finden, bis an den Hungerhafen: allein Wood besteht stark darauf, daß es höchst nöthig sey, nahe an der Küste gegen Osten hin zu fahren, um sich wider die Winde in Sicherheit zu setzen, welche von eben dieser Küste mit großer Gewaltsamkeit herstreichen. Das Wasser ist tief, und der Ankergrund ziemlich sicher. Er will, daß man sich nicht weiter als eine oder zwo Meilen von dem Lande entfernen solle, bis zwo Seemeilen vom Hungerhafen. Alsdenn, saget er, findet man ein sogenanntes *Recif*, welches sich eine Meile weit in das Meer erstrecket; und man ist nicht sobald über die Spitze desselben hinausgefahren, so erkennet man den Hafen an der Erblickung eines großen alleine stehenden Baumes, welcher sich über der mitternächtlichen Küste zeiget. Man sieht außerdem eine große Oeffnung, dieser Spitze gegen Osten, da hingegen gegen Süden alles von dem Lande eingeschlossen zu seyn scheint. Allein hütet euch, in dieselbe hineinzufahren, wo ihr euch nicht der Gefahr aussetzen wollet, nicht wieder aus derselben herauskommen zu können; es sey denn, füget er hinzu, daß es eine Durchfahrt nach dem Ostmeere seyn solle, wie es die Spanier nennen, bey dem Eingange des heiligen Sebastians *h*).

Wood. Ungewisses Jahr. Rath für die Seefahrenden.

Als Wood in dem Hungerhafen vor Anker lag: so untersuchte er einen berühmten Ort sehr genau, wo die Spanier im Namen des Königes Philipps des II eine Stadt und Forts erbauet hatten, um andern europäischen Nationen den Durchgang durch die Meerenge zu versperren; ein eben so thörichtes Unternehmen, saget er, als die Erbauung des Schlosses Douvres, das zu einem Schlüssel des Canals de la Manche dienen sollte. Es ist nicht die geringste Spur mehr von den alten Gebäuden zu sehen, seit dem sie Thomas Candish durch das Feuer zerstöret hat *i*). Man fischet in dieser Rhede Seealraupen, die ein und zwanzig Zoll in der Länge, und achte im Umfange haben *k*). Ein Fluß, welcher gegen Süden ist, und dessen Ufer Holz im Ueberflusse haben, bekam von Wooden den Namen Sedgar. Verschiedene Fußsteige, welche die Engländer daselbst entdeckten, ließen sie urtheilen, daß das Land voller Einwohner seyn müsse. Sie sahen verschiedene Arten von Vögeln, unter welchen sie einen jungen Papagey bemerketen *l*).

Thörichtes Unternehmen der Spanier.

Ungeheure Seealraupen.

Den 3ten des Wintermonates begaben sie sich zwischen diese zwo steile Küsten, deren fürchterlichen Anblick wir schon vorgestellet haben, um an das verdrießliche Cap zu kommen, welches der, von dem festen Lande von America am weitesten gegen Mittag liegende Strich Landes ist. Sie fanden, daß es wegen seiner hohen steilen Felsen am Ufer, und wegen der gefährlichen Windstöße, die man daselbst ausstehen muß, seinen Namen verdiene. Es war ihnen die ganze Nacht hindurch, bis gegen den Mittag des andern Tages, unmöglich, Anker zu werfen, da sie, dem Cap Holland ein wenig gegen Westen, in eine sandigte Bay einliefen, welcher Wood seinen Namen gab. Den 5ten, da sie sich der Norderküste näherten, um die kleinen Inseln und Felsen, die gegen Süden sind, zu vermelden, fanden sie eine andere sandigte Bay, wo man auf acht, neun bis zehn Faden tief, vier bis fünf Ankerseile lang von dem Ufer, Anker werfen kann. Diese Bay, welche dem Cap Galant gegen Osten ist, bekam von Wooden den Namen Fortescue. Sie enthält eine kleine Bucht, welche sehr bequem für kleine Schiffe ist, und der Hafen Galant genennet wurde. Man sieht auch daselbst zween kleine Bäche mit süßem Wasser, und eine Menge Holz. Dem Hafen Galant gegen Osten wird das Land nach dem Ufer zu niedrig;

Bay, welche Wood Fortescue nennet.

h) Auf der 163 S. *i*) Auf der 164 S. *k*) Ebendaselbst. *l*) Ebendas.

Wood. Ungewisses Jahr.

niedrig: allein gegen Westen ist es hoch, und der Gipfel der Gebirge mit Schnee bedeckt. Die Bay Descordes, welche eine kleine Insel und einige Felsen enthält, hat nicht weniger als zwo Meilen in der Länge. Die Breite der Meerenge ist hier vier Meilen: dieses hindert aber nicht, daß es, weil sich die Küste in einen Zirkel drehet, nicht scheinen sollte, als wenn man gar keinen Durchgang durch dieselbe finden würde. Zwo Meilen von der Bay Elisabeth, welche auf der mitternächtlichen Küste ist, findet man gegen Westen einen Fluß mit süßem Wasser, welcher der Fluß **Batchelor** genannt wurde.

Fluß, den er Batchelor nennet.

Wenn man bemerket, mit was für einer Sorgfalt alles dasjenige, was schon in den vorhergehenden Erzählungen vorgekommen ist, hier unterdrückt worden: so wird man sich nicht wundern, wenn man sich auf den 14ten des Wintermonates, und dreyzehn Meilen jenseit des **Cap Quad** vor eine Spitze des Landes gegen Süden gebracht sieht, welche weiter hervorraget, als eine andere, die gegen Norden ist, um ihr den Namen **Cap Montag** geben zu sehen. Wood bemerket zum erstenmale, daß die östliche Abweichung der Magnetnadel vom Pole in der ganzen Enge sechzehn oder siebenzehn Grad ist. Nachdem er über das **Cap Quad** hinausgefahren war, sah er gegen Süden Hafen, Flüsse, und Holungen, welche sich weit in das Land hinein erstrecken, und die auf den Karten ohne Namen geblieben sind; die Zeit aber erlaubete ihm nicht, seine Betrachtungen darüber anzustellen. Drey Meilen von dem Ausgange der Meerenge in das Südmeer, lief er, weil er sich vom schlimmen Wetter bedrohet zu werden glaubte, in eine kleine Bay ein, wo sich ein guter Ankergrund befand, und in welcher man gegen Westen fünf kleine steinigte Inseln bemerket, die, so wie man sich ihnen nähert, mit dem festen Lande verbunden zu seyn scheinen. Sie ward die Dienstagsbay genannt. Die vier Tage über, da die beyden Schiffe hier vor Anker lagen, entdeckte man dieser Bay gegen Westen eine kleine Bucht, die vor allen Winden gesichert war, und wo alle Vögel, die auf der Meerenge gewöhnlich sind, eben so wenig mangelten, als Holz und süßes Wasser. Den 19ten giengen die Engländer aus der Enge heraus, und den 25sten entdeckten sie das Land; und nachdem sie sich demselben genähert, legten sie sich in einer Bay, auf der Ostseite der Insel **N. S. Del-Socoro** vor Anker. Diese Insel, die sie durchsuchen ließen, zeigte ihnen nicht eine einzige menschliche Creatur, obgleich ein Haus, das unsern Gartenlauben ziemlich gleich kam, bey einem Felsen stund, auf welchem sie eine unendliche Menge von denen Vögeln erblickten, die sie in dem Nordmeere gesehen hatten. Wood ließ zwey bis drey hundert derselben fangen, welche noch gar zu jung waren, als daß sie davon fliegen konnten. Holz und Wasser fehlet hier nicht. Den 30sten ward der Anker gelichtet, und man bemerkete gegen Nordwesten eine Oeffnung, die man für **San Domingo** hielt. Man fuhr ohne Bedenken darauf los, bis man verschiedene andere Holungen erblickte, welche sich von eben der Küste zeigeten, und als eben so viel Hafen oder Busen aussahen. Wood wagte es, einen davon auf seiner Pinasse zu besichtigen: allein er sah, daß es eine Insel war, welcher gegen Westen, das Meer breiter wurde, und daß das Wasser zwischen den beyden Küsten eine schlechte Tiefe hatte. Man fand nicht leicht mehr als vier Faden, und eine sehr ungestüme See. Einige kleine sandigte Bayen schienen einen guten Ort zum Ankern darzureichen, und man konnte mit einem Nordwestwinde in dieselben einlaufen: es würde aber nicht möglich gewesen seyn,

Cap Montag.

Dienstags Bay.

Insel N. S. Del Socoro.

Unbekannte Hafen und Busen.

m) Auf der 170 und vorhergehenden S.

n) Von dem 6ten des Jenners bis zu dem 24sten.



Wood.
Ungewisses
Jahr.

Fluß, den er
Batchelor
nennet.

Cap Montag.

Dienstags
Bay.

Insel N. S.
Del Socoro.

Unbekannte
Hafen und
Busen.





St. Antons Vorgebirge
Dieser Theil ist unbekannt
STRASSE
DES
LE MAIRE
STAATEN EYLAND
St. Bartholomæus Vorgeb.
Mittægliche Breite
KARTE
RASSE DES LE MAIRE
chern der Schiffahrer entworfen
enieur de la Marine et du Dépost des Plans
Mitgl. der Königl. Societ. zu London 1753



seyn, mit einem Südwinde wieder aus denselben herauszukommen. Man hatte ihn Westnordwest. Jedermann rieth, nach der Insel der Hülfe wieder zurückzukehren, von welcher man die Fahrt nach der Insel Chiloe nahm, die man den Tag darauf entdeckte. Die Wellen waren daselbst so stark, daß, weil man alle Hoffnung, an selbige anzulanden, verlor, man wieder in See stach, um sich nach Baldivia zu begeben; und den neunten Tag lief man glücklich in den Fluß dieses Namens ein. Wood bemerket, daß von dem Cap Desseado, bey dem Ausgange der magellanischen Straße bis zu diesem Flusse, der Weg nordwärts, sechs Grad fünf und vierzig Minuten gegen Osten, und daß die Entfernung von beyden zweyhundert und zwey und sechzig Seemeilen ist *m*). Wood. Ungewisses Jahr.

Seine vergeblichen Bemühungen, mit den Spaniern und Indianern einen Handlungsvertrag aufzurichten; das Unglück, viele von seinen Leuten eingebüßet zu sehen; seine übereilte Abreise, entweder aus Furcht, sein Schiff zu verlieren, oder ein andermal sich nicht wieder eben so leicht dem Eingange der Straße nähern zu können; seine Fahrt durch dieselbe, welche von dem Cap Desseado bis an den verlangten Hafen, achtzehn Tage *n*) dauerte; seine Zurückkunft endlich nach England, wo er in der Mitte des Brachmonates des folgenden Jahres anlangete, sind Begebenheiten, welche sein Tagebuch groß machen, ohne mehr sonderbares oder nützliches demselben beyzufügen. Woods Zurückkunft nach England

****

Das XLV Capitel.

Frezier.

Reise des Herrn Frezier durch die Straße des le Maire.

Einleitung.

Man kann mit Rechte sagen, daß dieser Auszug unter den Augen des Verfassers selbst zum Vorscheine kömmt; weil Herr Frezier noch itzt, in einem glücklichen Alter, der Ehre und andern Früchte seiner Arbeit genießt: und diese Anmerkung wird gleichsam für die Treue, mit der man hier seine Person und seine Schrift vorstellen will, eine gedoppelte Bürgschaft leisten. Einleitung.

Er erkläret, in einem angenehmen Eingange, seinen Character, seine Gaben, und sein Glück selbst. „Der Bau dieses Ganzen, welcher der natürliche Gegenstand unserer „Bewunderung ist, war auch jederzeit der Gegenstand seiner Neubegierde gewesen. Von „seiner Kindheit an suchte er sein größtes Vergnügen in allem dem, was ihm einige Kenntniß davon verschaffen konnte. Weltkugeln, Karten, Reisebeschreibungen hatten für ihn besondere Reizungen. Kaum hatte er sich im Stande befunden, durch sich „selbst zu sehen, so unternahm er eine Reise nach Italien. Die Studien dieneten ihm nachgehends zu einem Vorwande, einen Theil von Frankreich zu durchwandern. Allein, da „er endlich durch ein Amt *o*), welches er in den Diensten des Königes zu erhalten, die Ehre „gehabt, gebunden wurde: so hatte er die Hoffnung verloren, der Neigung, die ihn zum

 „Reisen

o) Eines ordentlichen Ingenieurs seiner Majestät.

Einleitung. „Reisen antrieb, zu folgen, als er mit Erlaubniß Seiner Majestät die Gelegenheit er„griff, eine Reise nach dem Südmeere zu thun.“

In seinem Schreiben an den Regenten von Frankreich, berichtet er uns, „daß Lud„wig der XIV, der jederzeit prächtig, und dem Eifer und den Bemühungen seiner Untertha„nen allemal geneigt war, ihm die Erlaubniß ertheilet, Seiner Majestät die vornehmsten „Stücke seiner Erzählungen und die Plane, die er auf Deroselben Befehl entworfen, selbst „zu erklären, und daß er ihm die Gnade erzeiget, seine Zufriedenheit darüber zu bezeugen: „eine für ihn weit schmeichelhaftere Belohnung, als die Freygebigkeit, welche dieselbe „begleitete.“

Nachdem er darauf in der Vorrede von der eigentlichen Beschaffenheit der Schrift, die er herausgiebt, geredet: so machet er eine Anmerkung, die man hier um so viel mehr annimmt, weil sie, da sie von einem so erleuchteten Reisenden herkömmt, dienen muß, uns mit denenjenigen auszusöhnen, die sich darüber beschweren, daß sie in dieser Sammlung eine gar zu große Anzahl von Anmerkungen finden, welche die Schiffahrt betreffen. „Es würde, saget er, vieles „aus meiner Erzählung wegzuthun seyn, wenn man das Nützliche um des Angenehmen „willen hindan setzen müßte. Allein, es ist dem gemeinen Wesen, zum Besten der Hand„lung, mehr daran gelegen, daß man die Jahreszeiten, die Hauptwinde, die Ströme, „die Klippen, und die Oerter kenne, wo gut zu ankern ist, und wo die Schiffe ausgela„den werden, als Dinge, die bloß zum Zeitvertreibe, und die Neubegierde zu befriedi„gen dienen. Wenn wir in der Bay Aller Heiligen, und in der Rhede von Angria, die „guten Ankergründe gewußt hätten: so würden wir nicht ein Ankerseil und zween Anker ver„loren haben. Man muß sonder Zweifel mehr Sorgfalt auf die Erhaltung der Schiffe „und ihrer Rüstungen, und mehr Aufmerksamkeit auf die Wohlfahrt dererjenigen wenden, „die für das Vaterland arbeiten, als auf die Befriedigung der Neubegierde solcher, die in „einem weichlichen Leben derer Vortheile genießen, welche ihnen die Seefahrer auf Kosten „ihrer Ruhe und ihres Lebens verschaffen *p*).„

Das Ansehen des Hrn. Frezier muß hier um so viel mehr Gewicht haben, weil, wenn man sich desselben bedienet, die Nutzbarkeit der Theile zu erheben, die es angeht, man nicht Willens ist, es zur Unterdrückung dererjenigen, die bloß belustigend, und von einer minder ernsthaften Nutzbarkeit sind, zu misbrauchen.

Er füget hinzu, daß er sich beflissen habe, die Irrthümer anzumerken, die man seit vierzehn Jahren auf den englischen und holländischen Seekarten wahrgenommen *q*) hat, und daß er, an seinem Theile, das Vergnügen gehabt, seine Arbeit über einen wichtigen Punct, durch die astronomischen Beobachtungen des Pater Feuillee bestätiget zu sehen. Dieser Ordensmann, von dem er sonst mit Hochachtung redet, ermangelte nicht, ihn nachgehends unter einem sehr schlechten Vorwande anzugreifen, und nöthigte ihn, sich durch eine

p) Auf der 10 S. des Vorberichts.

q) Man hatte noch keine französischen Karten für langwierige Reisen.

r) Es ward ihm, beynahe sieben Jahre lang, die Aufsicht über die Festungswerke der Insel Saint Domingue aufgetragen. Nachhero wurde er zu der Bedienung eines Generaldirecteurs über die Festungswerke in Bretagne berufen, die er auch noch itzt verwaltet. Ich habe einige gute Erinnerungen über die ersten Theile dieser Sammlung von ihm erhalten, und ich werde nicht unterlassen, mir dieselben in dem Hauptverzeichnisse der Fehler zu Nutze zu machen.

eine sehr empfindliche Antwort zu vertheidigen. Man will, ohne an diesen Streitigkeiten, die sich zur Ehre des Hrn. Frezier geendiget haben, Theil zu nehmen, nichts, als dasjenige davon sammeln, was zur Erhebung der Schätzbarkeit seiner Nachrichten gereichet; indem wir zu erkennen geben, daß er schon bey seiner Abreise alle die Eigenschaften gehabt habe, die zu der Einsicht eines Reisenden ein Vertrauen erwecken müssen. Er hatte eine kleine Abhandlung von der Schiffahrt unter dem Hrn. de la Hire, und von den Anfangsgründen der Sternwissenschaft unter dem Hrn. de Varignon geschrieben. Er hatte sich mit guten Werkzeugen versehen, die er auf eine vortreffliche Art gebrauchte. Und da ihm die Uebung, seine Gaben vollkommener zu machen, nicht hatte fehlen können: so darf man sich nicht wundern, daß ihn der Hof nach seiner Reise mit der Auftragung unterschiedener vorzüglicher Verrichtungen r) beehret hat. Sein vornehmster Lobspruch aber ist seine Nachricht selbst, von welcher man aber dem ungeachtet nur verschiedene Stücke hier zu liefern gedenket, die sich zu dem Inhalte dieses Buches schicken s). Einleitung.

Der I Abschnitt.

Freziers Hinreise nach der Straße und deren Beschreibung.

Abreise. Aufenthalt in der Rhede de la Frenaye. Anmerkung über die Locklinie und Tafel. Er geht nach den Inseln des Cap Verd. Anmerkungen über solche. Fahrt bis nach der Insel St. Catharina. Irrungen von den Strömen auf dem Meere. Insel Gal und ihre Zugänge. Seebusen Arazatiba. Anmerkung über St. Catharina. Erfrischungen daselbst. Feuerland und dessen Aussicht. Zugänge zu der Straße des le Maire. Der Hafen des Mauritius; des guten Fortganges. Abbildung der Einwohner. Gefahr der beyden französischen Schiffe. Außerordentliches Luftzeichen. Wüthender Sturm. Sie erblicken Land. Zween Ströme, deren Kenntniß nöthig ist. Rath, über das Cap Horn hinauszufahren.

Frezier begab sich in den Hafen Saint Malo, als ein Officier, am Borde eines Schiffes, welches sechs und dreyßig Canonen, und hundert und fünf und dreyßig Mann führete, und von Herrn Du Chene Battas, einem Manne geführet wurde, der beydes im Seewesen als in der Handlung gleiche Erfahrung besaß. Dieses Schiff, welches der heilige Joseph hieß, wurde von einem kleinen Fahrzeuge von hundert und zwanzig Tonnen, die Maria genannt, begleitet, um zur Ueberbringung der Lebensmittel zu dienen.

Die Winde waren bey der Abreise so wenig günstig, daß sich der heilige Joseph und Maria, nachdem sie den 23sten des Wintermonates im Jahre 1711 aus dem Hafen ausgelaufen, gezwungen sahen, noch an diesem Tage bey dem Cap Frehel, unter den Canonen des Schlosses de la Latte, in der Bay de la Frenaye, t) Anker zu werfen, wo sie vergeblich auf dieselben warteten. Der Verfasser war daselbst ein Zeuge von dem Schiffbruche eines Schiffes von sechs und dreyßig Canonen u), welches an dem Fuße des Schlosses de 1711. Abreise.

r) Ausgabe in 4 Paris 1732, welcher man eine Antwort des Verfassers auf die kritische Vorrede der Beobachtungen des Pater Feuillee, und die Zeitrechnung des Unterköniges von Peru, seit der Niederlassung der Spanier beygefüget hat. Die erste Ausgabe ist von 1716, und dem Herzoge von Orleans, Regenten des Reichs, zugeeignet.

t) Diese Rhede ist von St. Malo nicht weiter, als vier Meilen, gegen Westen, entfernet, und die meisten Schiffe, die aus dem Hafen auslaufen, werfen daselbst Anker, um die Winde zu erwarten, oder ihr Schiffvolk zu versammeln.

u) Es nannte sich la Grande Bretagne, und ward von dem Hrn. le Chevalier de la V... commandi-

Frezier. 1712. — de la Latte auf einem Felsen scheiterte: ein erschrecklicher Anblick für einen jungen Officier, der sich das erstemal auf der See versuchete. Da sich die widrigen Winde bey nahe ganzer

Aufenthalt in der Rhede de la Frenaye. 1712. — zween Monate hindurch nicht legeten: so kehreten die beyden Schiffe wieder in den Hafen St. Malo zurück, und warfen viermal, in eben der Bay, wieder Anker. Endlich dreheten sich die Winde gen Ost ein Viertheil Südosten, und man gieng alsobald unter Segel, um den großen Canal zwischen Rochedouvre und Guernesey zu passiren, in der Absicht, den Seeräubern zu entgehen, welche damals die Küsten von Bretagne sehr unsicher machten. Mit Hülfe eben dieser Winde kam man glücklich durch den Canal de la Manche; und ob das Meer gleich sehr ungestüm war, so kam man doch, ohne Verlust, auf die Breite von zwey und dreyßig Graden, wo die ordentlichen daselbst wehenden Nord- und Nordostwinde die Schiffahrt angenehmer machten.

Anmerkung über die Tafel und Locklinie. — Als er der Palmeninsel in das Gesicht kam: so hatte der Verfasser Gelegenheit, einige Anmerkungen über die Locklinie und Tafel *x*) zu machen. Ob man demselben gleich nur, auf einem sehr bekannten Wege, deswegen folget, um seine Beobachtungen darüber zu sammeln: so hält man sich doch verbunden, sie, um derer Willen, die keinen Geschmack an umständlichen Beschreibungen von der Art haben, oder den Werth derselben nicht genugsam erkennen, öfters in die Anmerkungen zu verweisen *y*). Allein, wir müssen dem Herrn Frezier Lob ertheilen, daß er im Stande gewesen, auf einmal ein sehr wichti-

Zeugniß, das sich der Verfasser selbst giebt. — ges Urtheil über zärtliche Wirkungen zu fällen, „ohne jemals weder in der Schule der „Seewissenschaft, noch auf dem Meere gewesen zu seyn; und daß er die alten Seeleute genöthiget, zuzugestehen, daß man mit einem wenig Kenntniß von der Mathematik, dasjenige thun könne, was sie gemeiniglich nur aus einer bloßen Erfahrung thun, ohne im „Stande zu seyn, den geringsten geometrischen Grund von ihren allerschlechtesten Hand„lungen angeben zu können.„

Ein

mandiret. Das Schiffvolk wurde gerettet, bis auf drey Mann, darunter ein Officier war.

x) Man nennet Lock, von dem Namen seines Erfinders, ein Stück Holz von acht bis neun Zollen lang, das zuweilen wie der Boden eines Schiffes gemacht ist, und welches man mit einem wenig Bley beschweret, damit es an dem Orte, wo man es hinwirft, auf dem Wasser bleibe. Was man die Locklinie oder Lockschnur nennet, ist ein kleines an das Lock angemachtes Seil, vermittelst dessen man den Weg eines Schiffes schätzet, indem man die Länge des Theils von diesem Seile mißt, den man während einer gewissen Zeit, welches gemeiniglich eine halbe Minute, oder dreyßig Secunden ist, abgewunden; unter welcher Zeit das Schiff, welches von dem Winde fortgetrieben worden, sich von dem Lock entfernet hat, welches gleichsam unbeweglich über dem Wasser an dem Orte geblieben ist, da man es hingeworfen. Die Tafel des Lock ist ein Stück Brett, welches in vier oder fünf Säulen getheilet ist, um die Weite des Weges, den man jeden Tag gethan zu haben schätzet, mit Kreide darauf zu schreiben. Auf der ersten sind die Stunden von zween zu zween, bezeichnet; auf der andern die Windlinien, oder die Ordnung, die ein Schiff, in Absicht auf die vornehmsten durch den Compaß angezeigten Puncte, halten muß; auf der dritten die Anzahl der Knoten, die man, bey Werfung des Lock, nachgelassen hat; auf der vierten der Wind, welcher wehet; auf der fünften die Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel. Die Knoten der Linie, oder des Seils, sind gemeiniglich ein und vierzig Fuß und acht Zoll, auf das dritte Theil von einer Meile, von einander entfernet; so daß, wenn man, während einer halben Minute, den Zwischenraum von drey Knoten losläßt, man, in der Stunde, eine Meile Weges gethan zu haben schätzet. Allein, diese Eintheilung hält nun der Verfasser für unrichtig.

y) Auf der 6 S. Hier halfen uns, saget der Verfasser, vier oder fünf Beobachtungen der Sonnenhöhe sehr viel wieder zu rechte. Seit unserm

Aus-

Ein und zwanzig Grad ein und zwanzig Minuten der Breite, und ein und zwanzig Grad neun und dreyßig Minuten der westlichen Länge, oder der Weite der Mittagslinie von Paris, fand man, fünf oder sechs Meilen lang, das Meer sehr weiß, und vierzig Faden Senkbley gaben keinen Grund. Da nun das Wasser nach diesem seine gewöhnliche Farbe wieder annahm: so glaubete man, über eine hohe Tiefe gefahren zu seyn, die auf den Karten nicht bemerket ist *z)*. Man entschloß sich, auf den Inseln des grünen Vorgebirges Erfrischungen einzunehmen; und den 15ten des Hornungs erblickte man nach und nach die Inseln St. Nicolaus, St. Luciä, und St. Vinzent; allein ohne andere Regeln, sie anfänglich zu unterscheiden, als bloße Muthmaßungen. Man erkannte damals die Nutzbarkeit der gezeichneten Aussichten vom Lande. Indessen giebt sich die Insel St. Vinzent selbst, durch ein niedriges Land, welches sich an dem Fuße hoher Gebirge gegen Nordwesten von der Seite der Insel St. Antonius hinstrecket, und durch einen kleinen Felsen zu erkennen, welcher wie ein Zuckerhut aussieht, und sich bey dem Eingange in die Bay, der Insel gegen Westen, ungefähr zwey Ankerseile lang vom Lande, zeiget. Dieser kleine Fels, an welchen man einen Flintenschuß weit hinfahren mußte, um den Wind zu gewinnen, ist sehr sicher; und man findet daselbst, auf diese Weite, sieben und zwanzig Faden Wasser. Allein man ist, wenn man über denselben hinausgefahren ist, großen Windstößen ausgesetzt, welche von dem Gebirge nordostwärts herabfallen *a)*.

Frezier. 1712.

Er geht nach den Inseln des Cap Verd.

Die Insel St. Vinzent reichete wenig dar, das der Nothdurft des Schiffes hätte abhelfen können. Der Bach, welcher einen großen Theil des Jahres hindurch in einer kleinen, der Bay am meisten gegen Norden liegenden Bucht fließt, war ganz und gar ausgetrocknet. Man fand in den benachbarten Gegenden nichts, als Seen von salzigtem Wasser; und an statt der Wohnungen einige Hütten von Baumzweigen, welche sich nicht sowohl für Menschen, als für Thiere schicketen. Die Thüren derselben sind so niedrig, daß man nicht anders in diesel-

Anmerkungen über diese Insel.

Ausgange aus dem Canal de la Manche befanden wir uns beynahe jederzeit nicht so weit, als unsere Schätzung. Ich glaube, daß dieser Irrthum von der Linie des Lock herrührete, welcher unsere Schiffer nicht mehr als ein und vierzig Fuß und acht Zoll in einem Knoten, oder das dritte Theil einer Meile zu geben pflegen; indem sie auf eine Seemeile funfzehn tausend französische Fuß rechnen: darinnen sie sich aber auf eine grobe Weise betrügen, wenn anders ein Grad 57060 Ruthen, und die Seemeile 2853 Ruthen des Chatelets zu Paris hält, wie sie die Herren der Akademie der Wissenschaften, auf Befehl des Königes in dem 1672 Jahre gemessen haben. Denn da nach dieser Rechnung die Meile 17118 Fuß hat, so sollte die Linie des Lock, für jeden Knoten, in Absicht auf eine Uhr von dreyßig Secunden, sieben und vierzig Fuß sechs Zoll und sieben Linien haben. Da also nach diesem Grundsatze die Knoten zu kurz sind: so wunderte ich mich nicht, daß wir wirklich einen kürzeren Weg zurücklegeten, als wir schätzeten. Wir hätten $\frac{1}{3}$ und $2\frac{1}{90}$, das ist ungefähr $\frac{1}{10}$ zum wenigsten zurücklegen sollen. Der Verfasser wurde den 31sten des Jenners in diesen Gedanken bestärket, da er, nachdem sie ungefähr hundert Meilen nach der letzteren Beobachtung, gekommen waren, acht Meilen $\frac{1}{3}$ zu viel nach der Schätzung befand, und andere noch mehr fanden. Allein, er erkannte, bey dem Verfolge seiner Reise, die Ungewißheit des Lock, welchen die Erfahrung und ein gesunder Verstand über die Art desselben zu werfen, und über die Ungleichheit des Windes, welcher in einer Zeit von zwo Stunden, da man es nicht wirft, selten von einem und eben demselben Grade ist, verbessern müssen. Der Fall der unbekannten Ströme ist noch eine neue Ursache der Ungewißheit; so daß es sich öfters zutrug, daß die Tafel des Lock mit der bemerkten Höhe zutraf, und öfters geschah es, daß man, an statt etwas davon wegzunehmen, noch hinzuthun mußte. Auf der 6 und 7 Seite.

z) Auf der 8 Seite.

a) Auf der 9 S.

Frezier. 1712.

dieselben hineingehen kann, als wenn man sich bis auf die Erde bücket. Das Hausgeräthe bestund in einigen Stücken von Häuten und Schalen von Schildkröten, welche statt der Sitze und Wasserbehälter dieneten. Die Einwohner der Insel hatten ihre Wohnungen verlassen, aus Furcht in die Sclaverey geführet zu werden. Man sah zween oder drey derselben, die ganz nackend waren, und bey Annäherung der Franzosen in das Gehölze flüchteten. Nach vielem Suchen entdeckte man, gegen die südliche Spitze der Bay, ein kleines, sehr dünn fließendes Wasser, welches von abhängigen Feldern nach dem Ufer des Meeres lief: allein man konnte nicht anders, als vermittelst des Grabens, um seinen Lauf zu erleichtern, es so weit bringen, daß man das Schiff auf zween Tage damit versah. Dieses Wasser war eben nicht vortrefflich, da es frisch war, und in einer Zeit von sieben bis acht Tagen, wurde es so stinkend, daß das Schiffsvolk nicht gern davon trank. Es war leichter, von einer Art von Tamarinden, die nicht weit von dem Meere stehen, Holz zu machen. Der Fischfang ist auch sehr ergiebig in der Bay. Sie ist mit Steinen besetzt, welche nirgends, als in einer kleinen Bucht, zwischen zwey kleinen Vorgebirgen, gegen Ostsüdosten, das Netz auszuwerfen erlauben: man ersetzet aber diesen Schaden mit der Angel, mit welcher man **Beutelfische**, Wasserhühner, **Machorans**, Sardellen, **Grondeurs**, und Hechte mit weißen Zähnen, und von einer Art fangen kann, die Rattenschwänze, und über den ganzen Leib runde Flecken haben. Andere Anmerkungen des Verfassers sind schon in dem andern Theile dieser Sammlung, in der Beschreibung der Inseln des grünen Vorgebirges, vorgekommen.

Nach-

Anmerkungen über die Schätzung.

b) Der Verfasser giebt eine lehrreiche umständliche Beschreibung davon. „Den Tag nach der „Abreise von St. Vinzent, saget er, kam uns die „Schätzung oder Gissing etwas zuvor, und den „folgenden Tag kamen wir ihr vor: allein den „26sten des Hornungs, da wir die Höhe von sechs „Graden fünf und funfzig Minuten genommen „hatten, befanden wir uns acht Meilen weiter ge„gen Süden, als wir nicht dachten, ob wir gleich „zween Tage vorher neun Grad und fünf und vier„zig Minuten beobachtet hatten. Der Irrthum „dauerte beständig von dieser Seite, nebst diesen „Kennzeichen der Ströme, die wir **Lits de Ma„ree** nennen, bis gegen die neun Grade Süd, „von fünf bis sechs Minuten, nach der Größe der „Tagereisen, ohne die Verbesserung der Linie des Lock „zu rechnen. Von den neunten bis zu den drey„zehnten Graden war der Irrthum geringer, als „von den dreyzehnten bis zu den sieben und zwan„zigsten, und der Unterschied war um so viel be„trächtlicher, je näher wir dem Lande kamen: so „daß es sich einsmals fand, daß wir fünf und „zwanzig Meilen zurückgelegt hatten, da die Schä„tzung nicht mehr als sechzehn gab.

Irrungen von den Strömen auf dem Meere.

Es scheint dem Verfasser augenscheinlich zu seyn, daß diese Irrungen von den Strömen auf dem Meere herkommen, welche gegen Süden laufen. Ob es gerade gegen Süden, oder Südosten, oder Südwesten sey, das, glaubet er, könne man nicht ausdrücklich wissen: er urtheilet aber, daß sie gegen Südwesten, oder gegen Südsüdwesten laufen müssen, weil sie von der Lage der Küste von Brasilien zu dieser Richtung bestimmt werden. Diese Erfahrung, saget er, machet, daß, daß sich die Anmerkung des Woogt nicht weit erstrecket, welcher in seiner **Fackel des Meeres**, bemerket, daß der Strom, an der Küste von Brasilien, von dem Märze an bis zu dem Heumonate, längst an dem Ufer hin, mit vieler Gewaltsamkeit gegen Norden reiße; und daß sich, von dem Christmonate an bis zu dem März, der südliche Strom verliere; oder wenn ja diese Anmerkung von dem nordlichen Theile dieser Küste wahr ist, so ist sie doch nicht richtig, in Absicht auf die südlichen, von dem zehnten Grade der südlichen Breite an, ein wenig auf dem hohen Meere.

Man kann nichts destoweniger wider die Muthmaßungen des Verfassers einwenden, daß, wenn die Ströme gegen Südwesten flössen, so würden sie die Schiffe, die von dem Südmeere kommen, der Küste von Brasilien näher bringen; und da die Erfahrung im Gegentheile lehre, daß man von den Inseln Sebald an, zwey bis drey hundert Meilen Irrung finde, die der Gegend, wo man

Frezier. 1712.

Fahrt bis nach der Insel St. Catharine in Brasilien.

Nachdem man von diesen Inseln die Fahrt bis auf vierzig Minuten nordlicher Breite, und drey und zwanzig Grad funfzig Minuten der Mittagslinie von Paris, fortgesetzet hatte: so veränderte man den Weg, um zu verhüten, daß man nicht zu weit nach der Küste von Brasilien hinunter verschlagen würde, wo die Ströme gegen Nordwesten führen. Man passirte die Linie im dreyhundert fünf und funfzigsten Grade von Teneriffa. Die Meerstillen hielten das Schiff auf: sie machten aber den veränderlichen kühlen Lüften, dem Regen, und dem trüben Wetter Platz, unter welchen man zwischen den ein und zwanzigsten und zwey und zwanzigsten Grad der Breite, und vier bis fünf und dreyßigsten der Länge kam, wo man nicht weit von der Insel de l' Ascension zu seyn glaubte, weil man einer Menge Vögel gewahr wurde. Allein, man erblickte weder diese, noch die Dreyfaltigkeitsinsel, der man sich ziemlich nahe hielt, nach dem Zeugnisse einiger Karten, gegen den fünf und zwanzigsten und einen halben Grad der Breite: und drey Tage darnach kam man mit Hülfe eines kühlen Windes, gerade wie die Schätzung der Seeleute, oder Gissing *b)* gab, bey der Insel St. Catharine an *c)*.

Insel Gal, und ihre Zugänge.

Den 31sten des Märzmonates, da man mit dem Anbruche des Tages Land entdeckte, erkannte man die Insel Gal an ihrer Gestalt, und an einigen kleinen weißen Flecken, die man von weitem für Schiffe ansieht, einiger kleinen Inseln, die sie umgeben, nicht zu gedenken. Man hatte sie damals gegen Westen ein Viertheil Südwest, acht oder neun Meilen weit. Das Senkbley entdeckte fünf und funfzig Faden Wasser, und einen Grund von einem feinen

man diese Küste, oder die Insel Fernando Noronho zuerst erblicket, zuwider ist, so folge daraus, daß die Ströme nicht gen Südwesten laufen.

Hr. Frezier antwortet erstlich: daß die Ströme, welche längst an der Küste von Brasilien hinfließen, wenn sie die neuen Länder der Inseln Sebald, und das Land der Staaten antreffen, wieder von der Ostseite zurückströmen, wie solches viele Schiffe erfahren haben; darauf fallen sie zuweilen in einen andern Strom, welcher nach der Küste von Guinea führet. Zum andern, so kommen diese Irrungen von den Seekarten, sonderlich des Pietergos seinen her, deren sich unsere Seefahrer am meisten bedienen. Man wird diesen Irrthum von der Stellung gegen die Gegend, wo man Brasilien zuerst erblicket, nicht allemal gewahr, wenn man von Europa kömmt, weil man öfters durch die Ströme dahin getrieben wird, und, da man nicht weis, ob die Richtung ihres Laufes von der Ost- oder Westseite kömmt, man öfters nicht die Meilen verbessert, wie der Verfasser und andere Personen auf dem Schiffe, nach dem Exempel der Holländer, gethan haben. Daher kömmt es, saget er, daß man die Karten, welche die Holländer über ihre Tagebücher gemacht haben, so gut befindet.

Jedoch dem sey wie ihm wolle, schließt er, so ist es doch sehr wahr, daß sein Schiff von der Insel St. Vinzent bis zu der Insel der heiligen Catharine, gegen Süden, über sechzig Seemeilen mehr zurücklegte, als die Schätzung gab, ob man gleich beynahe alle Tage die Höhe gemessen, und sich mit aller Vorsicht gegen diesen Irrthum verwahret hatte. Diesem ungeachtet, kamen sie auf der Insel der heil. Catharine den 31sten des Märzes an, gerade mit ihren Puncten, auf der Karte des Pietergos, zehn Meilen mehr oder weniger von einander. Daraus, glaubet er, folgern zu können, daß, wenn das Schiff seinen Weg gegen Westen genommen hätte, es weit in das Land hinein gekommen seyn würde, wie es, saget er, den meisten französischen Schiffen ergangen ist, die eine Reise nach dem Südmeere gethan haben. Auf der 16 und vorhergehenden S.

c) Den 30sten des Märzens warf man, in der Meynung, daß man nahe am Lande sey, gegen Abend das Senkbley, und dieses gab neunzig Faden auf einem mit Sande, Schlamme, und Muschelwerke vermischten Grunde. Drittehalb Meilen weiter gegen Westen, fand man zehn Faden weniger; und die ganze Nacht hindurch fand man einerley Tiefe und einerley Grund. Ebendas.

Frezier. 1712.

feinen und schlammigten Sande. Man maß anderthalb Meilen von dieser Insel, gegen Süd ein Viertheil Südosten, drey Meilen der Spitze der Insel St. Catharine gegen Osten, die Höhe, und man befand sie sieben und zwanzig Grad und zwey und zwanzig Minuten südlicher Breite *d*).

Seebusen Arazatiba.

Der Verfasser, welcher nebst andern Befehlshabern ernannt war, zu untersuchen, ob sich etwa in dem Seebusen **Arazatiba**, welcher in dem festen Lande, der südlichen Spitze der Insel gegen Westen ist, feindliche Schiffe befänden, entdeckete gleich anfänglich einen zum Einnehmen des frischen Wassers sehr bequemen Ort, eine Viertheilmeile von dem Schiffe ostsüdostwärts. Er gieng weiter nach einem kleinen, sich in die See erstreckenden Striche Landes zu, wo er in einem verlassenen Hause noch heiße Asche fand, woraus er urtheilete, daß die Einwohner nur vor einigen Stunden die Flucht ergriffen haben müßten. Sie hatten schon von der Einnahme de Rio de Janeiro Nachricht erhalten, welche Herr **du Guay Trouin** vor Kurzem scharf mitgenommen hatte, um den Schimpf zu rächen, den die Portugiesen einigen französischen Kriegesgefangenen angethan hatten; und die Ankunft eines französischen Schiffes verursachte ihnen so viel Schrecken, daß sich die Weiber schon auf die Gebirge in Sicherheit begeben hatten. Indessen kamen doch drey Mann, die sich auf einer Pirogue näherten, und bothen von Seiten des Statthalters Lebensmittel und Erfrischungen an, bloß unter der Bedingung, daß man ihnen kein Leid zufügen sollte.

Anmerkungen des Verfassers über die Insel St. Catharine.

Die französischen Befehlshaber, welche ihre ihnen aufgetragene Verrichtung auszurichten fortfuhren, fuhren anfänglich durch eine kleine Enge, die ungefähr zweyhundert Ruthen breit, und von der Insel und dem festen Lande eingeschlossen war, in welcher sie nicht mehr als drittehalb Faden Wasser fanden. Sie erblickten auf beyden Seiten schöne Wohnungen. Die Enge, die sie nicht mit dem Senkbleye zu erforschen unterließen, hatte nirgends für ein Schiff von sechs Canonen Wasser genug. Sie fuhren an verschiedenen schönen Busen der Insel hin: allein, da sie von der Finsterniß aufgehalten wurden, sahen sie sich genöthiget, sich dem Ufer zu nähern. Der ungefähre Zufall führete sie in eine kleine Bucht, wo sie glücklicher Weise Wasser und ein wenig Fische fanden. Sie brachten die Nacht daselbst zu, unter einer Wache vor Tygern, von welchen das Gehölze angefüllet ist, und von denen sie noch frische Fußtapfen in dem Sande gesehen hatten. Mit dem Anbruche des Tages giengen sie eine halbe Meile weiter hinein, um sich gewiß zu versichern, daß in der Bay Arazatiba kein Schiff vor Anker liege. Einer unter ihnen, welcher zwey Jahre vorher an eben dem Orte, mit dem Herrn **Chabert**, Erfrischungen eingenommen hatte, zeigte den andern einen schmalen Strich niedrigen Landes, der sich etwas in die See erstreckte, und darauf man eine Menge wilder Ochsen antrifft: so nöthig sie aber auch diesel-

d) Eine halbe Seemeile weiter gegen Westen, fanden sie zwanzig Faden Wasser, auf einem Grunde von schlammigtem und etwas grauem Sande. Der Grund wurde von Zeit zu Zeit geringer, bis auf zehn Faden, da sie zwischen der Insel der heiligen Catharine und dem festen Lande Anker warfen, und die Insel Gal Nordost ein Viertheil ostwärts, ungefähr drey Meilen in gerader Linie mit den nordlichsten Spitzen von St. Catharine und der Spitze des festen Landes, Nord ein Viertheil Nordostwärts hatten. Auf der 17 Seite.

e) Sieben Meilen der Insel St. Catharine gegen Norden, ist eine Bucht, wo die Portugiesen Ochsen füttern. Nahe dabey ist der Hafen Guarupa, in welchem man vor allen Arten von Winden Schutz hat: er ist aber schwer zu erkennen, weil er von außen nicht anders als ein großer Seebusen aussieht, in dessen Innersten die kleine Oeffnung des Hafens ist. A. d. 26 S.

f) Indem man zu unterschiedenen malen, mit dem

dieselben brauchten, so hatten sie doch nicht Lebensmittel genug bey sich, diese Jagd unternehmen zu können. Man findet keine Ochsen auf dem nordlichen Theile der Insel. Es würde weit vortheilhafter seyn, gegen Süden einzulaufen, um daselbst Erfrischungen einzunehmen, wenn nur die Schiffe daselbst in Sicherheit wären: bey den Ost, Ostsüdost, und Südostwinden aber ist man allda jederzeit der Gefahr ausgesetzt, daselbst umzukommen. Diese Rhede ist sieben und zwanzig Grad und funfzig Minuten der südlichen Spitze gegen Westen. Man findet in einer Bucht, welche der kleinen Insel Fleuri gegen Osten liegt, sehr gutes Wasser, und kleine frische Austern von einem vortrefflichen Geschmacke. Als die französischen Befehlshaber, bey ihrer Zurückkunft, in diese Bucht eingelaufen waren: so fanden sie daselbst, in einer verlassenen Wohnung, einen großen Vorrath von süßen Pommeranzen, Citronen, und großen Limonen, damit sie ihren Kahn beluden. Gerade gegen der letzten Bucht über, ist eine kleine Insel, hinter welcher man einen kleinen Hafen sieht, wo der Statthalter der Insel, zum Dienste der Einwohner, gemeiniglich eine Barke hält, die sie aber meistentheils zu nichts anderm brauchen, als Handlung mit trockenen Fischen zu treiben, welche sie nach Lagoa oder nach Rio de Janeiro führen.

Frezier. 1712.

Erfrischungen der Insel.

Bey ihrer Ankunft auf dem Schiffe, fanden die französischen Befehlshaber den Emmanuel Mansa, Statthalter von der Insel St. Catharine, nebst einigen andern Portugiesen, welche Erfrischungen gebracht hatten. Die Höflichkeit, welche sie genossen, flößte den Einwohnern so viel Vertrauen ein, daß man immer eine mit Hühnern, Tabak, und Früchten beladene Pirogue nach der andern ankommen sah. Sie versprachen auch Ochsen, welche sie von Lagoa bringen lassen mußten. Da dieser Platz aber auf zwölf Meilen von der Insel war *e*), und die Jahreszeit schon zu weit verstrichen zu seyn schien, als daß man über Horns Vorgebirge hinausfahren können, wo die Winde im Winter sehr furchtbar sind: so entschloß man sich, am Sonntage, als den 10ten des Aprils unter Segel zu gehen. Jedoch das Wetter war so wenig günstig, daß man vor dem 12ten nicht aus dem Canale hinausgehen konnte, und dieser Aufschub brachte neue Beobachtungen hervor *f*).

Die Winde waren beynahe beständig veränderlich, bis auf die Höhe von vierzig Graden, da ein sehr dicker Nebel fiel, auf welchen eine Meerstille erfolgete, nach der man ihn eben so dick wieder fallen sah, gegen drey und vierzig Grad und dreyßig Minuten. In dieser, und des Capo Blanco Breite, welche sechs und vierzig Grad ist *g*), sah man eine Menge Wallfische und neue Vögel, die den Tauben ähnlich waren, und weiße ordentlich mit schwarz vermischte Federn hatten, daher ihnen von den Franzosen der Name Damiers, und von den Spaniern der Name Pardela, gegeben worden. Sie haben

N 2

dem Senkbley in der Hand, in einem Striche nach der Insel und dem festen Lande zufuhr, fand man einen ziemlich gleichen Grund. Man entdeckte ziemlich nahe, dem Schiffe gleich, eine kleine Bucht, wo man auf fünf bis sechs Faden, einen guten Grund zu ankern, und vor allen Arten von Winden Schutz hat, und einen kleinen Fluß mit gutem Wasser antrifft, welcher für die Schiffe sehr bequem ist, die sich bey der ersten kleinen Insel vor Anker legen, die zur Linken ist, wenn man hinein kömmt, in einer sandigten Bucht der Insel St. Catharine und die Papegeyeninsel heißt. Man bemerkete auch im Laviren einen großen Seebusen, Toujougua genannt, in welchen sich ein großer Fluß ergießt. Der Eingang in die Bucht schien enge zu seyn, und auf der Südseite erblickte man Felsenbänke. Auf der 27 S. Hr. Frezier liefert eine kurze Beschreibung von der Insel der h. Catharine, und ihren Früchten.

g) Man sehe weiter unten Ansons Tagebuch.

Frezier. 1712.

ben einen langen Schnabel, der ein wenig krumm, und von den beyden Nasenlöchern in der Mitte durchlöchert ist. Ihr ausgebreiteter Schwanz sieht den Schürzen mit Falbeln bey der kleinen Trauer ähnlich.

Wie man beständig auf seiner Huth war, wider die Ströme, und wider die Irrthümer der holländischen Karten, welche das Cap Blanc vier Grad zu weit gegen Westen setzen: so fing man an, auf dem drey und vierzigsten Grade dreyßig Minuten, und nach der Schätzung des Verfassers, auf dem zwey und funfzigsten Grade, das Senkbley auszuwerfen. Man fand auf dieser Höhe keinen Grund: sechs und vierzig Grad funfzig Minuten der Breite aber, und acht und funfzig Grad acht Minuten der Länge *b*) fand man fünf und achtzig Faden auf einem Grunde von grau und röthlicht vermischtem Sande. Nach diesen war das Senkbley veränderlich von fünf und siebenzig bis zu sechzig und fünf und sechzig, indem man beständig dem Südwestwinde folgete, einige Grad fast gegen Süden, oder gegen Südwesten, um sich unvermerkt der Küste zu nähern. Die Nacht des 5ten oder 6ten des Märzens, befürchtete man, derselben gar zu nahe zu kommen; und diese Furcht schien den Tag darauf, bey Anschauung des Meeres, welches man sehr verändert fand, gegründet zu seyn. Gegen Abend hatte man die Küste von einem niedrigen Lande und von fünf oder sechs kleinen Bergen, welche einige für das Jungfernvorgebirge*) hielten, indem sie sich auf verschiedene Tagebücher gründeten, welche dasselbe auf den zwey und funfzigsten Grad und dreyßig Minuten setzen, ob es gleich auf den Karten weiter gegen Norden liegt: diese Meynung aber wurde durch die letztere Beobachtung der Breite unwahr befunden. Der Verfasser urtheilet, daß dieses das Cap Saint Esprit von dem Feuerlande gewesen sey. Man warf das Senkbley aus, welches sechs und dreyßig Faden Wasser gab, auf einem Grunde von schwarzem, mit Steinen von eben der Farbe vereinigtem Sande.

Feuerland und seine Aussicht.

Den siebenten Tag darauf sah man das Feuerland deutlich, an dessen Ufer man, in einer Entfernung von vier oder fünf Meilen, hinzufahren, beschloß. Es ist von einer mittelmäßigen Höhe, und hat an dem Ufer des Meeres ein sehr jähes Gestade. Die Holzungen, mit denen es bekleidet ist, sind durch kleine Wälder abgetheilet; und über dieser ersten Küste sieht man hohe Gebirge, die fast jederzeit mit Schnee bedeckt sind *i*). Nachdem man dem Feuerlande bis auf fünf oder sechs Meilen von der Enge des le Maire gefolget war: so segelte man nach dem Vorgebirge zu, ungefähr vier Meilen auf dem hohen Meere, um daselbst den folgenden Tag in vierzig Faden Wasser auf grobem aber reinem Sandgrunde zu erwarten. Während dieser Nacht erlitt das Schiff Windstöße von Südwesten, welche von den hohen Gebirgen des Landes Schnee und Reif brachten. Indessen

b) Man hielt sich damals ein und funfzig Meilen von dem Cap Blanc, nach einer geschriebenen Karte, das ist, drey hundert und ein und zwanzig Grad zwey und funfzig Minuten von der Mittagslinie der Insel Ferro, oder drey hundert und drey und zwanzig Grad zwey und dreyßig Minuten von der Mittagslinie von Tenerifa, welches ziemlich mit andern Untersuchungen einiger Schiffe zutraf, die von diesem Cape Kenntniß gehabt hatten. Daraus kann man schließen, daß es, ohne auf seine eigentliche Länge Achtung zu geben, in Absicht auf das Cap St. Catharine unrecht gesetzt ist. Man hat wirklich bemerket, daß die wüste Küste, oder die Küste der Patagonen, nicht Südwest, oder Südwest ein Vierthel westwärts läuft, wie man sie auf den Karten findet, sondern Südwest ein Vierthel von Süd, oder südsüdwestwärts; welches viele Schiffe in Gefahr gebracht hat. A. d. 28 S.

*) Der größte Theil der Engländer und Holländer nennen es das Cap der Jungfrau Maria.

dessen kam es doch nicht gar zu weit von dem Lande ab, welches zur Genüge bewies, daß der Strom wenig Gewaltsamkeit hatte, oder gegen den Wind lief *k*). Frezier. 1712.

Den 8ten des Mayes, als am Sonntage, setzte man die Segel bey, um die Straße des le Maire zu suchen, welche man gar leichtlich an drey ähnlichen Bergen (Mondrains) erkannte, die man die **drey Brüder** genannt hat. Sie stoßen dicht an einander, auf dem Feuerlande; und über ihnen entdecket man ein hohes Gebirge, das wie ein Zuckerhut aussieht, mit Schnee bedeckt ist, und sich sehr weit in das Land hinein erstrecket. Eine Meile diesen niedrigen Bergen gegen Osten sieht man das Cap St. Vincent, dessen Land sehr niedrig ist; nach diesem ein kleines Vorgebirge, welches nicht höher ist, und das Cap St. Diego heißt *l*). Als man gegen Nordnordosten und gegen Norden diesen kleinen Vorgebirgen kam: so ward man, nach dem Maaße wie man sich näherte, gewahr, daß die Straße des le Maire, welche sie durch das Land der Staaten bedeckten, sich nach und nach eröffnet, bis daß man endlich, drey Viertheilmeile dem ersten gegen Osten, seine ganze Oeffnung sieht. Eine Anmerkung, deren Nothwendigkeit der Verfasser bemerket, um sich der Straße zu versichern, nach dem Exempel vieler Schiffe, die in dem Durchgange zu seyn geglaubt, ob sie gleich dem Lande der Staaten gegen Osten gewesen, und sie nur von der Westseite gesehen haben, weil sie von den **drey Brüdern** gleichen Bergen, und von einigen Seebusen betrogen worden, die denen auf dem Feuerlande ähnlich sind.

Zugänge zu der Straße de le Maire.

Auf der Ostseite des Cap St. Vinzent fand man eine sehr starke und schnelle Ebbe und Fluth. Allein, weil man wohl wußte, daß ihre Fluth sechs oder siebentehalb Stunden währet: so hatte man die günstige Zeit in Acht genommen, und fuhr nicht weiter als fünf viertheil Meile an der Küste hin. Diese Vorsicht machte, daß wir glücklich durch den Eingang mit der Fluth hindurch kamen, welche schnell gegen Süden reißt, und sich in zween Ströme theilet, von welchen der eine der Straße folget, die nicht mehr als sechs bis sieben Seemeilen breit ist, und der andere sich gegen Osten, längst an dem Lande der Staaten, hinan wendet.

Gegen die Mitte der Straße erblickte man den Hafen Mauritius, eine kleine Bucht einer halben Meile breit, in deren Innersten, auf der Nordseite, ein kleiner Fluß ist, wo man mit leichter Mühe Wasser und Holz einnehmen kann. Auf der Seite dieses Hafens, oder dieser Bucht, eine Viertheilmeile weiter gegen Süden, findet man eine Bay, die eine Oeffnung von einer Seemeile breit hat, und weit tiefer in das Land hineingeht, welche einige für den Hafen des guten Fortganges, andere aber für die Valentinsbay halten, die ebenfalls Wasser und Holz darreichet *m*).

Der Hafen Mauritius.

Hafen des guten Fortganges, oder Valentinsbay.

N 3 Es

i) Der Verfasser bemerket, daß man die Lage dieser Küste gegen Nordwest ein Viertheil von Norden, und gegen Südost ein Viertheil von Süden von der magellanischen Meerenge bis zu der Enge des le Maire bestimmen kann, wenn man eine halbe Windlinie, oder drey und zwanzig Grad der Abweichung verbessert. A. d. 29 S.

k) Welches, nach dem Verfasser, eben nicht wahrscheinlich ist, wegen der Lage der gegenüber liegenden Küste. Ebendas.

l) Frezier glaubet Ursache zu haben, zu urtheilen, daß das Cap Saint Vinzent viel weiter gegen Norden liege, und daß dasjenige, welchem man diesen Namen gegeben, das Cap St. Diego ist; er gründet sich auf spanische Karten, die sehr alt, und vielleicht von der Entdeckung der **Nodalen** genommen sind. A. d. 30 S.

m) Der Verfasser füget hinzu: so gar weißes und leichtes Holz, von welchem man Mastkörbe machen könnte.

Frezier. 1712.

Es scheint, merket der Verfasser an, daß der Hafen des guten Fortganges der erste Busen seyn muß, den man bey der Herausfahrt findet, wenn man über das Cap Gonzalez, oder des guten Fortganges hinaus gefahren ist. Der Name allein scheint die Lage dieser beyden Bayen zu entscheiden, weil die Nodalen, welche die letztere entdecketen, es wirklich als einen glücklichen Fortgang ansehen mußten, daß sie die Straße paßiret, und eine sehr gute Bay angetroffen hatten, wo sie sich sicher vor Anker legen konnten. Die Wilden daselbst sind keine Feinde der Fremden *n*). Sie gehen nackend, ob das Land gleich außerordentlich kalt ist. Einige tragen eine Vogelshaut um ihre Lenden; andere haben die Schultern mit einer Haut von rothem Wildprete bedeckt, wie die Wilden an der magellanischen Meerenge. Sie sind beynahe eben so weiß, als die Europäer. Das Rothe gefällt ihnen so stark, daß einer von ihnen, da er eine Mütze von dieser Farbe auf dem Kopfe eines Befehlshabers sah, die Kühnheit hatte, dieselbe ihm abzunehmen, und unter seinen Arm zu stecken. Ein anderer, welcher den rothen Kamm einiger Hühner auf dem Schiffe sah, riß ihnen denselben ab, und nahm ihn mit sich fort. Sie scheinen besser gewachsen und stärker zu seyn, als die zu Chili. Ihre Weiber sind ebenfalls schöner, und ihre Piroguen sind mit vieler Kunst von Baumrinden zusammen geneht.

Abbildung der Einwohner.

Gefahr der beyden französischen Schiffe.

Man fand auf der Ostseite der Valentinsbay die Fluth widrig, und man mußte, weil die Windstöße sehr heftig wurden, mit aller Gewalt fortsegeln, um über das Cap St. Bartholomäus, welches von dem Staatenlande das südlichste ist, hinaus zu fahren. Man fuhr auch glücklich über dasselbe hinaus, und man hatte es, gegen die Nacht, zwo Seemeilen nordwestwärts gelassen: das Wetter aber, welches ungestüm wurde, zwang sie, nach dem Vorgebirge zu mit einer Unruhe zu segeln, die ganz erschrecklich war, da man sich dem Lande und dem Einbruche der Finsterniß so nahe befand. „Die Karten, saget „der Verfasser, droheten uns einen unvermeidlichen Untergang: allein, zum Glücke für „uns, lag das Staatenland, von der Südseite, nicht ostsüdost, und westnordwestwärts, „wie sie es bezeichnen. Es läuft nur gegen Osten und Westen, ja es wendet sich sogar ein „wenig gen Norden bey dem Vorgebirge St. Bartholomäus, wie man vor der Nacht be„merket hatte. Nach den Karten sollten wir gen Osten ein Viertheil Südosten verschlagen „werden, und da konnten wir dem Untergange nicht entrinnen *o*).„

Die Freude der beyden französischen Schiffe war außerordentlich, da sie sich den Tag darauf, bey einer Windstille wieder sahen, die auf dieses erschreckliche Ungewitter erfolgete, und ihnen Zeit ließ, sich wieder in Stand zu setzen, die Unglücksfälle auf dem Meere aushalten zu können. Sie gewonnen, mit frischen Winden, dasjenige wieder, was sie an dem Vorgebirge verloren hatten. Von dem drey und vierzigsten und einem halben Grade bis zu dem sieben und funfzigsten hatten sie keinen Wind aus Osten, und fast auch keinen schönen Tag gehabt,

n) Diese Erzählung wird durch das Zeugniß zweyer anderer französischen Schiffe bestätiget; der **Königinn von Spanien**, welches den 6ten des Wintermonates allhier Erfrischung einnahm, und des **heil. Johannes des Täufers**, von St. Malo, im 1713 Jahre.

o) Man könnte antworten, bemerket der Verfasser, „daß eben der Strom, der uns längst an „die Küste der Staaten warf, und auch habe verhindern können, so weit gen Nordosten verschla„gen zu werden, als wir sonst gethan haben wür„den, weil er, wie die Küste, bey dem Lande lau„fen, und uns in eben der Weite davon halten „müßte. Diese Meynung würde wahrscheinlich „seyn, wenn andere Schiffe diese Lage nicht besser, „als wir, bemerket hätten. Es ist übrigens au-

gehabt, sondern eine veränderliche und neblichte Witterung mit beständigen Winden, aus Nord gen Süd par West, ausgenommen von dem sechs und zwanzigsten Grade bis auf den funfzigsten, da sie ein guter kühler Wind aus Nordnordosten binnen zween Tagen aus einer Gegend zog, wo sie die Gefahr sehr nahe gesehen hatten. Den 17ten des Maymonates *p*) lief man während der Nacht gen Südost ein Viertheil Süd, mit dem Winde aus Südwesten, in Furcht die Inseln Barnevelt anzutreffen, welche einige auf den sieben und funfzigsten Grad der Breite setzen. Allein, da sich vier und zwanzig Stunden darauf die Winde in Süden gesetzt hatten: so fuhr man gen Nordwesten. Frezier. 1712.

Man glaubte auf dem sieben und funfzigsten und einem halben Grade der Breite, und auf dem neun und sechzigsten oder siebenzigsten der Länge, zu seyn, als man eine Stunde nach Mitternacht ein Luftzeichen sah, das den alleraltesten Seefahrern auf dem Schiffe unbekannt war. Es war ein von dem St. Elmusfeuer und einem Blitze unterschiedener Glanz, welcher eine Zeit von einer halben Minute dauerte, und etwas Hitze empfinden ließ. Dieses, bey der Kälte und einem starken Winde sich zeigende Luftzeichen setzete den größten Theil derer, die es sahen, in Schrecken, so gar, daß es machte, daß sie die Augen zuthaten. Diejenigen, die es so fürchterlich fanden, sagten, daß sich sein Glanz, wie bey einem Blitze, selbst durch die Augenlieder habe empfinden lassen. Die dreusteren versicherten, daß sie eine Kugel von einer blaulichten und sehr empfindlichen Klarheit gesehen hätten, welche ungefähr viertehalb Fuß im Durchschnitte gehabt, und sich zwischen den hohen Bänken des großen Mastes zertheilet hätte. Jedermann bildete sich ein, daß dieses die Vorbedeutung von einem Sturme wäre. Indessen brachten die drey darauf folgenden Tage nichts ärgers; und da man neun bis zehn Grad über Horns Vorgebirge hinaus war, so fing man an, sich zu schmeicheln, bald aus dieser erschrecklichen Gegend heraus zu seyn. Allein, ein Wind aus Nordwest und Westnordwesten erhob die Wellen mit einer solchen Wuth, daß man sich genöthiget sah, die Raa des Fockemastes, sammt der Vorbramstenge, ja sogar den Flaggenstock abzunehmen. In diesem erschrecklichen Zustande, machet der Verfasser eine sehr lebhafte Abschilderung von seinem Kummer. „Er empfand einen tödtlichen „Verdruß, daß er sich so rauhen Unbequemlichkeiten ausgesetzt hatte. Das gegenwärtige „Uebel rührete ihn, und die zukünftigen erwecketen ihm ein Grausen, wenn sein Schiff, „wie viele andere, gezwungen werden sollte, den Winter zu la Plata zuzubringen, auf ei„nem Flusse, der wegen des unhaltbaren Grundes, wegen der Stöße von Winden, we„gen der Sandbänke und Schiffbrüche, von denen verschiedene Befehlshaber auf dem „Schiffe Zeugen gewesen, höchst fürchterlich war. Ich verglich, saget er, das geruhige „Leben der allerelendesten Menschen auf dem Lande, mit dem Leben eines ehrlichen Man„nes auf dem Meere, zur Zeit eines Sturmes, und die schönen Tage, die man in Euro„pa in dem Maymonate genießt, mit diesen finstern Tagen, die nicht mehr als sechs Stun„den

Außerordentliches Luftzeichen.

Wüthender Sturm.

Bekümmernisse des Verfassers.

„genscheinlich, daß wir weit gen Osten von unse„rer Fahrt abkamen. Denn um neun Uhr des „Morgens, da sich das Wetter ein wenig aufge„klärt hatte, sahen wir kein Land mehr, ob wir „gleich nicht weiter als zwo Seemeilen gegen Sü„den oder Südosten, auf das Höchste davon seyn „sollten, wenn es, von der Meerenge an, drey„zehn oder vierzehn Seemeilen in der Länge hat, „wie es diejenigen versichern, die an der Küste „desselben hingefahren sind.„ A. d. 33 S.

p) Das andere Schiff hatte sich den 14ten aus dem Gesichte verloren, auf dem acht und funfzigsten Grade der Breite, und vier und sechzigsten, oder ein und sechzigsten der Länge. Man sah es nicht eher wieder, als in dem Hafen der Empfängniß.

Frezier. 1712.

„den lang waren, und uns nicht viel mehr Licht verschaffeten, als eine schöne Nacht, u. s. w.„ Dieser Sturm dauerte vier und zwanzig Stunden. Auf dem ein und funfzigsten Grade der Breite, und vier oder zwey und achtzigsten der Länge, nach der Muthmaßung, war man im Stande, sich der Südwest- und Südsüdwestwinde zu bedienen, welche die häufigsten sind; und einige Veränderungen, welche die folgende Tage über erfolgeten, hinderten sie nicht, auf den vierzigsten Grad vierzig Minuten der Breite zu kommen, wo sie sich verwunderten, Land zu erblicken, funfzig Seemeilen eher, als sie es daselbst vermuthet hatten. Man war einer geschriebenen Karte von St. Malo gefolget, welche bis an die Straße des le Maire besser war befunden worden, als die holländischen. Die Karte des Pieter Goß setzte die Küste der Patagonen sechzig Seemeilen zu weit gegen Westen, in Absicht auf Brasilien. Indessen erblickte man doch, zu Folge seiner Länge, zu sehr richtiger Zeit das Land *q*). Der Verfasser nimmt daher Gelegenheit, hier einige neue Anmerkungen über die Schätzung zu machen *r*), welche ihn muthmaßen ließen, daß es zween Ströme daselbst gebe, von welchen der eine durch das Südmeer, der andere aber durch das Nordmeer verursachet wird; daß dieser von St. Catharina an, bis an das Feuerland gen Südsüdwesten, und von der Meerenge an gen Südosten, und Ostsüdosten ströme, weil er zu diesem Laufe von der Küste der Patagonen, und darauf von dem neuen Lande der Inseln Sebald, wie auch von dem Feuer- und Staatenlande, bestimmt wird: daß der Strom vom Südmeere, von dem Cap Pillar an bis an das Cap Horn, beynahe der Lage des Feuerlandes folge, und sich von da gen Osten und Nordosten, längst an den Inseln Barneveldt, und dem Lande der Staaten hinwende, wie es die Erfahrung lehret. Der Verfasser urtheilet ferner, daß es daselbst einen kleinen Strom geben müsse, welcher, saget er, durch den Strom bey dem Ende der Länder in dem südlichen Theile von Chily, angezogen wird; und die Erfahrung beweist es ebenfalls. Endlich versichert er, ohne den besondern Lauf der Ströme bestimmen zu wollen, als der sich wegen besonderer Ursachen verändern kann, daß sie bey dem Cap Horn nach Nordosten laufen. Die Maria befand sich an der Insel Diego Ramirez, nicht nur da sie sich, nach dem Zeugnisse der Karte des Pieter Goß, wo

Erblickung des Landes.

Zween Ströme, deren Kenntniß nothwendig ist

Anmerkung über die Schätzung.

q) A. d. 36 und vorherg. Seite.

r) Er bemerket, daß die geschriebenen Karten, von denen er geredet, von Seiten des Capo Blanc und der Enge des le Maire, nach den Tagebüchern der Schiffe von St. Malo verbessert worden, welche die Reise nach dem Südmeere gethan haben: Tagebücher, die alle, was die Länge des einen oder des andern anbelanget, ziemlich gut zusammen treffen. Allein, er zweifelt, daß diese allgemeine Uebereinstimmung eine gewisse Meynung verschaffen könne, weil man längst an der ganzen Küste hin Ströme wahrnimmt. Von dem zwey und dreyßigsten bis zu dem drey und dreyßigsten Grade der Breite, kam sein Schiff etwas weniger so weit, als die Schätzung gab, welches von dem Irrthume der Loglinie herrühren konnte: Hingegen aber von dem sieben und dreyßigsten an bis zu dem ein und vierzigsten, kam es, sechs bis sieben Meilen über funfzig, weiter gen Süden, und den Tag darauf sechzehn und eine halbe Meile über siebenzig der Schätzung, das ist ungefähr der vierte Theil.

Nach diesem kam diese Rechnung wieder herunter, so daß auf dem neun und vierzigsten Grade funfzig Minuten, die Höhen sehr gut mit der Schätzung zusammen trafen, bis an die Enge des le Maire, deren Länge ein und sechzig Grade fünf und dreyßig Minuten befunden wurde, welche mit den dreyhundert und achtzehn Graden, fünf und zwanzig Minuten der Mittagslinie der Insel Ferro, oder dreyhundert und sechzehn Graden, fünf und vierzig Minuten der Mittagslinie von Teneriffa überein kommen. Von da an, zweifelt der Verfasser, daß die Karten mit Grunde haben verbessert werden können, in Absicht auf die Länge des Cap Horn, und der Küste von Chily: denn die Schiffe, die an diesem Cape hingefahren sind, haben daselbst Ströme angetroffen, die gemacht haben, daß sie den Weg gen Osten gethan, den sie gen

wo sie auf dreyßig Meilen weiter gen Westen gesetzt ist, als auf den geschriebenen Karten, auf vierzig Meilen davon entfernet hielt, sondern auch, da sie beynahe zween Grade weiter gen Süden zu seyn rechnete.

Frezier. 1712.

Zum Beschlusse räth der Verfasser einem Seefahrer, der über das Cap Horn hinausfahren will, wenn er von Osten kömmt, beständig von Süd und West die Hälfte mehr zu nehmen, als er nicht nöthig zu haben glaubet; theils, weil die Winde beständig an der Westküste herrschen, theils um sich vor den Strömen vorzusehen, welche ihn zurück werfen können, wie es verschiedenen Schiffen begegnet ist, die sich am Lande befunden haben, wenn sie geglaubt, über das Cap hinaus, und vierzig bis funfzig Meilen auf dem hohen Meere zu seyn: und daher ist, saget er, sonder Zweifel der Irrthum auf den holländischen Karten gekommen, welche die Weite von der Enge des le Maire bis zu dem Cap Horn, auf die Hälfte zu viel angeben.

Rath über das Cap Horn hinaus zu fahren.

Das Land, welches man erblicket hatte, war eine Spitze, die man für die Spitze de Vallena hielt, weil sich gegen Osten noch eine andere zeigte, welches die von St. Marcel seyn konnte. Drey oder vier kleine Inseln, die man südsüdostwärts, hinter dem Schiffe, ließ, waren vermuthlich die Inseln in dem Eingange von Chiloe, welche von den Spaniern **Farellones de Carelmape** genannt werden, bey welchen man, in einer sehr dunkeln Nacht, nicht weiter, als einen Canonenschuß weit, vorbey gefahren war. Auf den Abend sah man eine andere Spitze Südost ein Vierthel ostwärts, und Nordost ein Vierthel nordwärts noch eine andere, welches die Spitze de la Galeere war, wo sich die Mündung des Flusses Baldivia zu bilden anfängt.

Die Nachricht von den Fahrten des Verfassers an den Küsten von Chily und Peru, und seine Anmerkungen über diese zwey Länder, über das, was sie hervorbringen, über ihre Einwohner, Handlung und vornehmsten Städte, müssen sorgfältig aufgehoben werden, um die Beschreibungen von dem mittäglichen America damit zu bereichern. Bey der Absicht

Man versparet die Anmerkungen des Verfassers über Chily und Peru auf einen andern Ort.

gen Westen gethan zu haben glaubeten. Daher kömmt diese Verschiedenheit der Karten, welche von der Meerenge bis an das Cap Horn hundert Meilen setzen, da inzwischen die geschriebenen nicht mehr als vierzig bis funfzig rechnen. Was dem Verfasser recht gewiß vorkömmt, ist dieses, daß es nicht weiter als fünf und funfzig Grade funfzig Minuten, oder sechs und funfzig Grade der Breite, auf das allerhöchste, ist, ob es gleich auf allen gedruckten Seekarten, auf den sieben und funfzigsten und einen halben oder acht und funfzig gesetzt wird. Was die Weite von diesem Cape an, bis zu der Küste von Chily anbelanget, so ist dieselbe noch wenig bekannt; weil es wenig Schiffe giebt, die an der Küste des Feuerlandes von dieser Seite hingefahren sind. Die Klugheit erlaubet es auch nicht einmal, sich daselbst der Gefahr auszusetzen; denn die Winde sind allda gefährlich von Südsüdwest gen West. Indessen hat man doch im 1713 Jahre einen Canal entdecket, durch welchen man sich in die magellanische Meerenge in Sicherheit begeben könnte.

Nach dem Pater Feuillee, welcher la Conception auf 75 Grad 32 Minuten 30 Secunden der Länge, das ist, fünf und zwanzig Meilen weiter gen Westen setzet, als die geschriebenen verbesserten Karten; und wenn man der Enge des le Maire ihre, so wie man sie itzt angegeben, zum Grunde setzet, welches fünf und dreyßig Meilen weiter gegen Osten machet, als die Karten des Pieter Goß, so betrug die Abweichung des Schiffes des Verfassers von der richtigen Straße nicht mehr, als ungefähr dreyßig Meilen. Er erkläret die Möglichkeit davon durch eine umständliche Beschreibung von Beobachtungen, welche es begreiflich machen, wie sein Schiff, seitdem es aus der Meerenge gegangen, von seiner Fahrt habe abkommen können. Auf der 37 und 38 Seite.

Frezier. 1712. Absicht, an die man sich einzig und allein hält, nur alles das hier zu sammeln, was zur Kenntniß der Straße des le Maire dienen kann, nach der Ordnung, die man bey der magellanischen Meerenge beobachtet hat, ist nichts mehr übrig, als den Herrn Frezier und seine Beobachtungen auf seiner Rückreise nach Europa vorzustellen.

Der II Abschnitt.

Freziers Rückreise und Anmerkungen auf solcher.

1713. Anmerkungen über die Ströme und Winde. Betrachtungen, die sie bestätigen. Zurückkehr des Verfassers ins Nordmeer. Eisschollen, die man noch nicht wahrgenommen. Gedanken des Verfassers von den südlichen Ländern. Irrthümer der Seekarten. Erklärung einer Karte des Verfassers. Inseln, die durch die Schiffer von St. Malo entdeckt worden. Küste de l'Assomption. Insel Acencaon; ob sie mit der Dreyfaltigkeitsinsel einerley ist. Andere Fehler der Seekarten. Erblickung des Pic auf den Azoren. Ergänzung der Beschreibung von Teneriffa. Rath wegen des Ankergrundes. Lage der Stadt Angra. Festungswerke des Hafens. Beschreibung der Stadt. Anmerkungen über das niedrige Land in dieser See. Zeugniß eines portugiesischen Hauptmannes.

Den 9ten des Weinmonates im 1713 Jahre verließ Frezier Callao, auf einem Schiffe von Marseille, welches la Marianne hieß, und nach Conception gehen sollte, Lebensmittel daselbst einzunehmen, weil sie allda nicht nur besser, sondern auch wohlfeiler sind, als in dem Hafen zu Lima. Den 15ten, nachdem er vier Tage gefahren war, ohne die Breite zu beobachten, befand er sich einen, ja gar zween Grade weiter gegen Süden, als die Schätzung war, auf den siebenzehnten, woraus er schloß, daß es eine Wirkung der Ströme war. Drey Schiffe, die nach ihm aus eben diesem Hafen ausgelaufen waren, fielen in eben diesen Irrthum. Seine Urtheile über ein so geschwindes Versehen betreffen die Meerengen von Magellan und le Maire eben sowohl, als das Meer von Peru.

Anmerkungen über die Ströme und Winde. Man begreift, saget er, den Grund von diesen Strömen gar leicht, so bald man weis, daß das Meer, längst an der Küste von Peru, beständig gegen Norden fließt. Dieser beständige Fluß, von eben der Seite, kann nicht anders, als durch eine Bewegung der Wirbel unterhalten werden. Das Wasser muß daher gen Süden fließen, um die Stelle desjenigen zu ersetzen, welches längst an der Küste hin gen Norden läuft. Zarate schreibt, in seiner Geschichte der Eroberung von Peru, diesen Strom gegen Norden den Südwestwinden zu, welche das ganze Jahr hindurch an der Küste regieren; er füget hinzu, daß das Gewässer aus dem Nordmeere, welches mit großer Gewaltsamkeit durch die magellanische Meerenge hindurch strömet, das an der Küste von Peru gegen Norden treibe, seiner Lage zu Folge. Diese letztere Vorstellung, die man sich zu einer Zeit gemacht hat, da man noch nicht einen weit größeren Durchgang jenseits des Feuerlandes entdecket hatte, würde nicht ohne Wahrscheinlichkeit gewesen seyn, wenn man eben diesen Fluß an dem südlichen Theile von Chily bemerkete. Allein, die Zeit hat es gelehret, daß anstatt, daß das Nordmeer in das Südmeer laufen sollte, es vielmehr weit wahrscheinlicher ist, daß das Südmeer sich in das Nordmeer ergieße, weil die Ströme gemeiniglich von der Ostseite gegen Hornsvorgebirge ihren Lauf haben. Dieses haben unterschiedliche Schiffe augenschein-

s) A. d. 253 S.

scheinlich erkannt, nicht nur vermittelst der Schätzung und der Karten, auf welche man sich wenig Rechnung machen kann, sondern bey der Erblickung des Landes, nach den besten Tagebüchern *s*).

Frezier. 1713.

Die ordentlichen Winde, welche von Ostsüdost gen Südost regieren, begleiteten die Mariane bis auf den sieben und dreyßigsten Grad der Breite, und nöthigten sie, ungefähr zweyhundert Seemeilen weit, auf das hohe Meer zu fahren. Nachher wendeten sie sich gen Südsüdwest, und gen Westsüdwest. Diese Ordnung der Ostsüdost und Südostwinde machte die Fahrt so langwierig, ehe man daran gedacht hatte, weit hinaus auf das hohe Meer zu gehen, daß die Schiffe sechs bis sieben Monate brauchten, von Callao bis nach Conception zu gehen, weil sie nicht anders, als mit Hülfe einiger kleinen Nordwinde, und kühlen Lüften, die des Nachts und einen Theil des Morgens fortrückten, vom Lande kommen *t*). Daraus muß man den Schluß machen, daß die Unwissenheit in der Naturlehre für einen Seemann keine gleichgültige Unwissenheit ist. Die bloße vernünftige Ueberlegung würde zu dieser Entdeckung haben führen können, die man vielleicht bloß dem ungefähren Zufalle zu danken hat.

Betrachtungen, die sie bestätigen.

Diese Anmerkung wird von verschiedenen Betrachtungen begleitet. Der Fluß, welcher von der Ostseite, in dem heißem Erdgürtel, beständig vom Meere, und nicht von dem Lande kömmt, wo diese Winde nicht ordentlich sind, muß, nach dem Verfasser, durch einen andern Strich des Windes ersetzt werden, welcher ebenfalls von dem Meere kömmt, und folglich muß der Wind, jenseits dieses Erdgürtels, auf die entgegen gesetzte Weise streichen. Es müssen sich demnach die Winde, nach den Wendekreisen zu, gen Westen, und viel gen Süden wenden, nach dem Maaße, wie man sich dem Lande nähert, welches von der magellanischen Meerenge, bis auf den achtzehnten Grad südlicher Breite, beynahe gen Norden und Süden läuft. Daß die Winde auf den großen Weltmeeren, den ganzen heißen Erdgürtel durch, beständig aus Osten kommen, das ist unstreitig eine Folge der täglichen Bewegung der Erde von Abend gegen Morgen; weil dieser Erdgürtel, welcher die größten Zirkel der Sphäre in sich begreift, weit schneller, als die andern, fortgerissen wird, die den Polen näher sind: und da die Erde mehr Gegengewicht hat, so muß sie auch mehr Geschwindigkeit haben, als die Dunstkugel der Luft, die sie umgiebt. Man muß also Widerstand empfinden, als wenn die Luft gleichsam um einen unbeweglichen Körper flösse. Dieser Widerstand verursachet den Wind auf dem Meere, und nicht auf dem Lande, weil die Ungleichheit ihrer Oberfläche, die mit den zwischen den Bergen eingeschlossenen Hohlungen untermenget ist, den niedrigsten Theil der Luft, die wir einziehen, mit sich fort nimmt.

Die Erfahrung, setzet Frezier hinzu, beweist alle Umstände dieses Schlusses. Da das Südmeer das größte ist: so sind auch die Winde auf diesem Meere die ordentlichsten. Wenn man von der Küste von Peru nach China fährt, so findet man jederzeit die Winde aus Osten. Auf dem Meere von Indien findet man sie sowohl, als andere Winde, in einer entgegengesetzten Richtung; das ist, Westwinde, welche sich mehr gen Norden oder mehr gen Süden wenden, nachdem sie die Beschaffenheit der Länder zurück treibt, oder nach Beschaffenheit der Jahreszeit. Endlich kömmt es ihm noch ganz deutlich vor, daß es zwischen den entgegengesetzten Winden, Windstillen und Unordnungen geben müsse, welche

t) Ebendaselbst.

Frezier. 1714.

che von den Wirbelwinden verursachet werden, die aneinander stoßen; welches er auch auf dem dreyßigsten Grade Süderbreite erfuhr *u*).

Zurückkehr des Verfassers in das Nordmeer.

Nachdem er drey Monate zu la Conception zugebracht, lief er den 18ten des Hornungs im 1714 Jahre aus diesem Hafen von Chily *x*), nebst drey Schiffen von St. Malo aus, welche den seinigen versprochen hatten, es bis nach Frankreich zu begleiten. Allein, den 12ten des Märzens verließen sie es, unter dem Vorwande, daß es ein schlechter Segeler wäre, und ließen ihm den Verdruß, ihnen bis auf die Breite von acht und funfzig Graden vierzig Minuten gefolget zu seyn, da es vierzig Meilen weiter gegen Norden hätte segeln, und seinen Weg um sechs Tage verkürzen können, ohne so weit in rauhe Gegenden zu kommen, wo die Beschwerlichkeiten allemal von der Gefahr unzertrennt sind. Kaum hatten sich die drey Schiffe von St. Malo aus dem Gesichte verloren, so erblickte man von der Marianne, drey Viertelmeile gen Westen, eine Eisscholle, welche nicht weniger als zwey hundert Fuß außerhalb dem Wasser hoch war. Man hielt es anfänglich für eine unbekannte Insel: allein, als das Wetter heller wurde, so erkannte man deutlich, daß es eine Eisscholle war, deren blaulichte Farbe an einigen Oertern, wie Rauch, aussah; und man sah kleine Stücken davon um das Schiff herumtreiben. Zwo Seemeilen weiter gen Nordosten, das ist, gen Ostnordosten, sah man, in einer Entfernung von fünf Viertelmeile, eine andere Bank davon, welche weit höher war, als die erste, und sich wie eine Reihe Küsten zeigte, vier bis fünf Seemeilen lang, und deren Ende man in dem Nebel nicht entdecken konnte. Man wurde durch einen kühlen Wind glücklich davon befreyet, welcher machte, daß man sie aus dem Gesichte verlor. Obgleich alle diese Gegenden, bemerket der Verfasser, seit vierzehn Jahren, in allen Jahrszeiten, häufig besucht worden: so hatten doch wenig Schiffe daselbst Eisschollen gefunden. Das einzige Schiff, die Assomption, welches von dem Poree geführet wurde, hatte im 1708 Jahre eine große Bank angetroffen, welche einer Küste gleich sah. Selbst die drey Schiffe von St. Malo, die sich recht nach dem Winde gerichtet, und den Ostnordostwind zu ihrem Vortheile gewonnen, wurden diese nicht gewahr, die die Marianne gesehen hatte: allein, sie fanden eine andere Bank auf dem drey und funfzigsten Grade dreyßig Minuten. Dieses dienet denenjenigen zur Nachricht, die es wagen, im Winter bey dem Cap Horn vorbey zu fahren: wiewohl auch der Herbst vielleicht die gefährlichste Jahreszeit seyn kann, weil sich das Eis alsdann bricht, wenn es durch die kleine Hitze des Sommers aufgelöset worden. Da es sehr dick ist: so kann es nicht eher, als im folgenden Sommer schmelzen. Denn die Höhe, die man über dem Wasser sieht, ist nur der dritte Theil von der wirklichen Dicke, von welcher das übrige sich unter dem Wasser befindet.

Eisschollen, die man noch nicht wahrgenommen.

Muthmaßung, wie sie entstehen.

Wir wollen keine einzige Anmerkung unterdrücken, von der man für die Schiffahrt nach den beyden Meerengen einigen Nutzen ziehen kann. Wenn es wahr ist, saget der Verfasser, wie viele behaupten, daß sich das Eis auf dem Meere von dem süßen Wasser bildet, welches von den Ländern in dasselbe fließt: so muß man den Schluß machen, daß es desselben nach dem Südpole zu gebe: allein, es ist nicht wahr, daß man weiter gegen Norden, als bis auf den drey und sechzigsten Grad der Breite, zum wenigsten in einer Weite von mehr als zwey hundert Meilen, von dem drey und funfzigsten Grade der Länge an bis zu dem achtzigsten, etwas davon antreffe; denn dieser Raum ist von verschiedenen Schiffen

u) A. d. 254 und vorherg. S. *x*) Auf sechs und dreyßig Grad drey und vierzig Minuten südl. Breite.

fen durchstrichen, welche die Südwest, und Südsüdwestwinde, weit gen Süden zu laufen, gezwungen, um über das Ende der festen Länder hinaus zu fahren. Daraus zieht Herr Frezier den Schluß, daß diese südlichen Länder, die man auf den alten Karten zu bezeichnen pflegte, bloße Chimären sind, die man mit Grunde auf den neuen Karten wegläßt.

Frezier. 1714.

Allein, ob man gleich diese falschen Länder unterdrückt hat: so haben doch einige *y*) die Enge de Brouvers beybehalten, welche nicht minder bloß in der Einbildung besteht, als diese südlichen Länder, ohne zu bedenken, daß von so vielen Schiffen, die bey der Ostseite des Landes der Staaten vorbeygefahren, kein einziges etwas von einer Küste weiter gegen Osten, weder nahe am Lande noch auf dem hohen Meere, wo beynahe alle Schiffe, die aus dem Südmeere kommen, durchlaufen, erkannt habe. Eben so wenig hat man auch die Irrthümer von den bekannten Ländern verbessert. Die Seekarten setzen das Cap Horn auf sieben und funfzig Grad dreyßig Minuten, oder acht und funfzig Grad der Breite; einige weiter als hundert und zwanzig, und andere gar hundert und vierzig Seemeilen von der Straße des le Maire; ob es gleich wirklich nicht weiter, als auf der Breite von fünf und funfzig Graden fünf und vierzig oder funfzig Minuten, und vierzig oder zum höchsten funfzig Seemeilen, von dieser Straße liegt. Der Verfasser redet nicht von der Länge, welche nicht gewiß bekannt ist; die man aber beynahe nach der Länge von la Conception einrichten kann, wenn man der größten Uebereinstimmung der Schätzungen folget, von dreyhundert und zehn Graden, bis zu dreyhundert und eilfen der Mittagslinie von Teneriffa, an statt dreyhundert und drey, oder dreyhundert und vieren, wie man sie auf den Karten bezeichnet findet. Daher kömmt auch die falsche Lage der Küste von diesem Vorgebirge an bis an das Pfeilervorgebirge, welche zusammen Südost ein Vierthel ostwärts, und Nordwest, ein Vierthel westwärts laufen, an statt daß sie Südost, ein Vierthel südwärts und Nordost ein Vierthel nordwärts bezeichnet sind. Bey Hornsvorgebirge wendet sie sich noch weiter gen Westen, wie diejenigen bemerket haben, die an einem großen Theile dieser Küste hingefahren sind. Man sieht sie auch auf den meisten Karten als eine unbekannte bezeichnet: allein, ob man gleich wirklich keine völlige und umständliche Kenntniß von ihr hat, so kennet man sie doch zum wenigsten der vornehmsten Lage nach.

Was der Verfasser von den südlichen Ländern hält.

Irrthümer der Seekarten.

Um allen diesen Fehlern abzuhelfen, hat sich der Verfasser bemühet, Nachrichten zu sammeln, nach denen er eine Karte entworfen hat, die man, nach ihm zu liefern, gutes Recht zu haben glaubet. Er setzet zwo neue Entdeckungen auf dieselbe. Die eine betrifft einen Durchgang durch das Feuerland, durch welchen der ungefähre Zufall, den 15ten des Maymonats im 1713 Jahre die heilige Barbe, eine französische Tartane, die Marcand führete, aus der magellanischen Meerenge heraus fahren ließ. Um sechs Uhr des Morgens lief sie aus der Elisabethsbay, und wendete sich Südwest ein Vierthel südwärts. Sie hielt den gewöhnlichen Canal für den Canal des Flusses Massacre; und nachdem sie sich, mit Hülfe der Ströme und eines guten Nordostwindes, südwestwärts nach einer Insel gelenket, die sie für die Insel Dauphine ansah, so fuhr sie beständig an derselben hin. Eine Stunde darauf, als sie bey derselben vorbeygefahren, befand sie sich in einem großen Canale, wo sie, von der Südseite, kein ander Land, als eine große Anzahl kleiner Inseln sah, die mit Felsenstücken untermengt waren. Als sie sich darauf verirret zu haben glaubete: so suchte sie einen guten Ort zu ankern, welchen sie in einer kleinen Bay fand, auf vier-

Erklärung einer von dem Verfasser gelieferten Karte.

Neue Entdeckungen.

 zehn

y) Der Verfasser führet den de Fer an, das ist seine Karte von 1700.

Frezier. 1714.

zehn Faden Wasser, und in einem Grunde von grauem und kleinen weißen und groben Sande. Den 26ten des Maymonates, nachdem sie lavirt hatte, um aus dieser Bay, die gegen Ostsüdosten offen ist, heraus zu kommen, fuhr sie nach und nach gen Süden, und Süd ein Viertheil Südwest, und gen Südsüdwesten. Zu Mittage befand sie sich außer Landes. Sie maß die Höhe, und die Beobachtung gab ihr vier und funfzig Grad vier und dreyßig Minuten der Breite; welches durch die Beobachtung des Tages darauf bestätiget wurde, welche ihr vier und funfzig Grad zwanzig Minuten gab, bey Erblickung einer kleinen Insel, die gegen Osten, und einer großen, die gegen Süden lag, deren Spitze das schwarze Cap genannt wurde, weil sie von dieser Farbe ist. Die kleine Insel ist ein Felsen, welcher wie ein sehr hoher Thurm aussieht, und an dessen Seite ein anderer weit kleinerer ist, welcher aber beynahe eben die Gestalt hat. Diejenigen, welche diesen Canal suchen wollen, können denselben bey so sonderbaren Kennzeichen nicht verfehlen. Er ist ungefähr zwo Seemeilen breit. Der Grund ist gut, und es können die größten Schiffe sicher durch denselben hindurchfahren. Man würde ihn für eben die Straße halten, welche de l'Isle auf seine letztere Karte von Chily, unter dem Namen Jalouchte, gesetzt hat, wenn die englischen Nachrichten, denen dieser geschickte Erdbeschreiber gefolget ist, selbige nicht dem Cap Forward gegen Süden setzeten. Es ist vielleicht eben derselbe, durch welchen im 1696 Jahre ein Boot von dem Geschwader des Herrn von Genes sehr glücklich herausfuhr.

Inseln, die durch die Schiffer von St. Malo entdeckt worden.

Die andere Entdeckung, welche der Verfasser auf seine Karte gesetzet hat, ist die von verschiedenen neuen Inseln, auf dem ein und funfzigsten Grade der Breite, von denen der größte Theil seit 1700 durch die Schiffe von St. Malo erkannt worden. Sie sind nach den Nachrichten des Maurepas und Saint Louis, zweyer Schiffe von der indianischen Compagnie gezeichnet, welche sie in der Nähe gesehen, und an denen der letztere sogar, in einer See von rothem und unschmackhaften Wasser, bey einem Hafen, dem er seinen Namen gab, Wasser eingenommen. Sowohl der eine, als der andere, durchlief verschiedene Oerter; am nähesten aber ist an denselben St. Johann der Täufer, hingefahren, welcher vom Doublet geführet wurde, der durch eine Höhlung zu fahren suchte, die er gegen die Mitte sah, und in der er nichts, als niedrige Inseln, fand, die beynahe dem Wasser gleich waren. Man hat diese Reihe Inseln dem Herrn Fouquet von St. Malo zu danken, welcher sie, nach dem Namen seines Armateurs, Anican nannte z).

Inseln Anican.

Küste de l'Assomption.

Der nordliche Theil dieser Länder, den man die Küste de l'Assomtion genannt hat, wurde den 16ten des Heumonates 1708 von dem Poree von St. Malo entdecket, welcher ihm

z) Die auf der Karte abgezeichneten Wege zeigen die Lage dieser Länder, in Absicht auf die Enge des le Maire, aus welcher Johannes der Täufer heraus kam, als er sie sah, und in Absicht auf das Land der Staaten, von dem die beyden andern Schiffe Kenntniß hatten, ehe sie dieselben fanden.

a) Erstlich treffen die beobachteten Breiten auf der Nord- und Südseite dieser Inseln, und die Lage der bekannten Theile vollkommen in einem Puncte der Wiedervereinigung der Ostseite zusammen, ohne daß etwas Leeres zwischen zween bleibe. Zum andern, so sind keine Gründe da, warum man diese Küste de l'Assomption den Inseln Anican gegen Osten setzen sollte. Es haben verschiedene Seefahrer Urtheile davon gefället, die nicht zusammen treffen, und die Verschiedenheit der Schätzungen ist allemal ein Zeichen der Ungewißheit. Drittens, sieht es der Verfasser für überzeugend an, daß, zu Folge der Länge, auf welche dieses neue Land auf der geschriebenen Karte gesetzt war, sein Schiff über demselben würde haben hinweg fahren müssen;

ihm den Namen des Schiffes gab, auf dem er Hauptmann war. Man hielt ihn für ein neues Land, das ungefähr hundert Meilen ostwärts von den neuen Inseln entfernt wäre: allein, verschiedene Gründe *a*) haben den Verfasser bewogen, selbige den andern beyzufügen. Er zweifelt übrigens nicht, daß diese Inseln nicht eben die seyn sollten, die der Ritter Hawkins im 1593 Jahre entdeckte. Er befand sich der Küste der Patagonen gegen Norden, als er von einem Sturme auf die Küste einer unbekannten Insel geworfen wurde, deren Länge ungefähr funfzig Meilen betrug; und die Erblickung vieler Feuer ließ ihn schließen, daß sie bewohnt seyn müßte. Bis hieher hatte man diese Länder die Inseln **Sebald** genannt; weil man sich einbildete, daß die dreye, welche diesen Namen *b*) auf den Karten führen, nur von ungefähr also bezeichnet wären, weil man ihre Anzahl nicht besser gewußt hätte. Allein, das Schiff **l'Incarnation**, welches Brignon von St. Malo führete, erkannte sie in der Nähe, im 1711 Jahre, da es von Rio Janeiro kam, und sah wirklich drey kleine Inseln, die ungefähr eine halbe Meile lang waren, und in einem Triangel lagen, so wie sie auch auf den Karten bezeichnet sind. Es fuhr nicht weiter, als ungefähr drey oder vier Meilen weit davon, bey denselben vorbey, ohne ein anderes Land gewahr zu werden, ob das Wetter gleich sehr hell war; welches beweist, daß sie von den neuen Inseln zum wenigsten sieben bis acht Meilen abgesondert sind.

Frezier. 1714.

Endlich erstattet der Verfasser, in römischen Ziffern, Bericht von der Abweichung der Magnetnadel in diesen Gegenden, wo ihre Abweichung gegen Nordosten sehr beträchtlich ist. Sie wurde, den neuen Inseln gegen Osten, von sieben und zwanzig Graden befunden *c*).

Wir wollen mit dem Herrn Frezier wieder auf den fünf und dreyßigsten Grad der Breite, und neun und dreyßigsten der Länge kommen, von dannen ihn die Ostwinde bis an den Wendekreis des Steinbocks führeten. Er hatte daselbst vier Tage eine Windstille, und einen so starken Regen, daß er dachte, die Wasserbrunnen des Himmels hätten sich aufgethan. Andere Winde brachten ihn, den 8ten des Aprilmonates, der Insel de l'Ascension, oder vielmehr **Acencaon**, ins Gesicht; ein portugiesischer Name, den man beybehalten hat, um sie von einer andern Insel **l'Ascension** zu unterscheiden, welche auf den sechsten Grad nach der Küste von Guinea zu liegt. Diese hier liegt auf dem zwanzigsten Grade fünf und zwanzig Minuten der Breite, und zwey und dreyßig Grad fünf Minuten der Länge, das ist, drey Grad weiter gen Westen, als sie auf den Karten bezeichnet ist *d*). Sie ist eigentlich nichts anders, als ein Felsen, ungefähr anderthalb Meilen lang, und sehr kenntbar, auf der Süd- und Westseite, an einem langrunden Steine, der eine fast kegelförmige Gestalt,

Insel Acencaon.

sen; und da sie ungefähr funfzig Meilen Ostsüdost und Westnordwestwärts lang ist, so ist es moralisch unmöglich, daß kein einziges Schiff Kenntniß davon bekommen haben sollte. Folglich schließt er, kann man nicht zweifeln, daß dieses nicht der nordlichste Theil der neuen Inseln seyn sollte, deren westlichen Theil, welcher noch unbekannt ist, die Zeit entdecken wird. A. d. 264. 265 S.

b) Von dem Sebald de Weert, einem Holländer.

c) A. d. 266 und vorherg. S.

d) Der Verfasser, welcher aus dem Hafen de la Conception auf fünf und siebenzig Grade, funfzehn Minuten der Länge, abgereiset war, welche dreyhundert und drey Graden fünf Minuten der Mittagslinie von Teneriffa gleich kommen, an statt zweyhundert und acht und achtzig Graden, welches die Länge der holländischen Karte ist, fand diese Insel, nach seiner Schätzung auf zwey und dreyßig Graden fünf Minuten, welche mit dreyhundert sechs und vierzig Graden funfzehn Minuten überein kommen.

Frezier. 1714.

Ob sie mit der Dreyfaltigkeitsinsel einerley ist?

Gestalt hat, und beynahe eben so hoch ist, als die Insel. Auf der Ostseite bildet sie gleichsam zween Köpfe, welche das Vorgebirge endigen. Noch besser kann man sie an drey kleinen Inseln erkennen, von denen die eine, welche nicht weniger als anderthalb Meilen lang ist, der großen Insel gegen Ost ein Vierthel Nordost liegt. Diese drey kleinen Inseln haben einige Seefahrer veranlasset, sich einzubilden, daß die Insel **l'Ascension**, und die Dreyfaltigkeitsinsel eine und eben dieselbe wären; indem sie sich auf dasjenige gegründet, was verschiedenen Schiffen begegnet ist, die die letztere auf ihrer Breite gesucht, aber nicht haben finden können. Allein, der Verfasser versichert, daß sie andere, welche aus Westindien gekommen, erkannt, ja sogar auf derselben, aus einer See, Wasser eingenommen haben. Er verweist es dem Doctor Halley, daß er sie auf seiner großen Karte ausgelassen, und ihr den Namen der Dreyfaltigkeit gegeben hat, welche er sonst auf ihre wahre Länge setzet.

Man findet auf dieser Insel einen schönen Wasserfall, welcher eine ganze Flotte mit Wasser versehen könnte; die großen Steine aber, mit welchen das Ufer eingefasset ist, und die Gewaltsamkeit der Wellen, erlauben es nicht, ohne Gefahr an derselben zu landen: und überdieß, so verdarb auch das Wasser, von welchem die Marianne mit genauer Noth einige Fässer hatte einnehmen können, innerhalb drey oder vier Tagen, welches zweifeln läßt, daß es aus einer frischen Quelle komme. Man mußte den Vorsatz, den Weg fortzusetzen, fahren lassen, und sich entschließen, an der Küste von Brasilien Erfrischungen einzunehmen. Den 20sten eben dieses Monates entdeckete man sie auf zwölf Graden funfzig Minuten der Breite, und noch weiter von der Insel l'Ascension, als man sie auf den Karten des Pieter Goß, Robin, van Keulen, und Loots, bezeichnet fand; beynahe die Hälfte auf den einen, und den dritten Theil auf den andern. Der Verfasser zählet, von der Insel bis zu dem festen Lande, neun Grade der Länge. Wie groß, saget er, mußte das Irrefahren der drey Schiffe von St. Malo seyn, welche sich nach den Karten gerichtet hatten, da sie aus dem Hafen la Conception ausfuhren? Da sie ihre Fahrt fünf bis sechs Grade zu weit gegen Westen genommen, und die Küste von Brasilien eben so viel Grade zu weit gegen Osten hinausgerückt ist: so waren sie zum wenigsten zweyhundert Meilen irre gefahren. In eben diesen Irrthum, füget Herr Frezier hinzu, sind beynahe alle die Schiffe gerathen, die auf der Küste von Brasilien, oder auf der Insel Fernand Noronho, bey ihrer Zurückkunft aus dem Südmeere, Erfrischungen eingenommen haben *e*).

Andere Fehler der Seekarten.

Die Beschreibung der Bay Allerheiligen, und St. Salvador, der Hauptstadt von Brasilien, mit der sich der Verfasser bis auf den 7ten des Maymonates beschäfftigte, werden in einem andern Theile dieser Sammlung mit Ruhme erscheinen. Er reisete auf der Marianne, in Begleitung der drey Schiffe von St. Malo ab, welche noch mit aller Macht segelten, um ihr voraus zu kommen. Die Windstillen ausgenommen, welche sie fast einen Monat mit kleinen Tagereisen aufhielten, war ihre Fahrt bis auf den 10ten des Heumonats, als

e) Der Pater Feuillee tritt, in seiner kritischen Vorrede zu seinen Beobachtungen, der Meynung des Halley bey: allein, Herr Frezier scheint in der seinen durch das Ansehen eines portugiesischen Seekartenbuches des Manuel Piementel bestärket zu werden, welcher den Unterschied zwischen den beyden Inseln ziemlich wohl fest setzet, siehe die Antw. auf des P. Feuillee Vorrede, a. d. 45 und 46 S.

f) Der Verfasser nennt sie Terciere.

g) A. d. 282 S.

h) Der Verfasser läßt ihre Lage, als eine Nachricht bemerken, sie zu vermeiden, weil der Grund daselbst

als einem Dienstage, glücklich, da sie den Pic auf einer von den azorischen Inseln erblickte, von welchem Gebirge diese Insel auch ihren Namen erhalten hat. Er sieht aus wie ein Zuckerhut, und ist so hoch, daß man ihn, wie den auf der Insel Teneriffa, auf dreyßig Seemeilen weit entdecken kann. Der Verfasser sah ihn auf fünf und zwanzig Seemeilen weit. Drey Tage darauf erkannte man die Insel St. Michael, ungefähr zwanzig Seemeilen eher, als man sich es vermuthete. Pieter Gooß bringt diese zwo Inseln zu nahe, und die **Fackel des Meeres** entfernet sie zu weit. Eben diesen Irrthum bemerkete man auch, da man sich der Insel Terzera *f)* näherte, wo man sich, Erfrischungen einzunehmen, entschloß, aus Furcht, die fortwährenden Windstillen möchten die Lebensmittel vollends verzehren.

Frezier. 1714.

Erblickung des Pic auf den azorischen Inseln.

Wenn diese Beschreibung der Insel Terzera in einem andern Bande dieses Werks geliefert worden ist, so ist es nach den Beobachtungen des Linschot, und anderer alten Seefahrer geschehen, welche keine andere, als die Kenntniß ihrer Zeiten, von Oertern haben geben können, wo eine Zeit von mehr als einem Jahrhunderte, beträchtliche Veränderungen zuwege gebracht haben muß. Die Anmerkungen des Hrn. Frezier werden eine nützliche Ergänzung seyn.

Ergänzung zu der Beschreibung der Insel Terzera.

Diese Insel ist ziemlich hoch. Sie läßt sich auf der Südseite an einer Zunge vom niedrigen Lande, welche sich gegen Osten in die Länge strecket, und an einem auf der Westseite abgekürzten Vorgebirge erkennen, welches von einer Landzunge gemacht wird, die zween kleine Berge zeiget; und endlich an zwey kleinen Klippeneylanden eine Seemeile diesem Cape gegen Osten. Drey Felsenstücke, die dem Wasser gleich sind, eine halbe Seemeile diesen beyden kleinen Inseln gegen Südsüdosten, dienen zu einem andern Kennzeichen. Sowohl die einen, als die andern, sind in der **Meerfackel** unrecht gesetzet *g)*.

Am Sonnabende, als den 14ten des Heumonates, legete sich die Mariane in der Rhede der Stadt von Angra vor Anker, auf zwanzig Faden Wasser, und einem Grunde von grauem Sande, verfaultem Muschelwerke, und kleinen weißen Korallen *h)*. Sie begrüßte die Stadt mit neun Canonenschüssen, welche ihr Schuß vor Schuß beantwortet wurden. Den Tag darauf sah sie sich dermaßen in den Steinen verstecket, daß sie sich genöthiget sah, sich an den gewöhnlichen Ankerort, dicht bey dem Stadtthore, zu begeben, wo der Ort ist, da man das frische Wasser einnimmt, und der Damm *i)*.

Rath wegen des Ankergrundes.

Angra liegt am Ufer des Meeres, nach der Mitte des südlichen Theiles von Terzera zu, in dem Innersten einer kleinen Bucht, die durch eine sehr hohe Landzunge gebildet wird, welche **Mont Bresil** heißt. Der Verfasser glaubet nicht, daß dieser kleine Hafen anders, als eine Bucht, genannt zu werden verdiene. Er ist von Osten bis Südwesten offen, und nicht mehr als vier Ankerseile breit, ja vielleicht nicht einmal zwey, wo ein guter Grund ist, und da man zu irgend einer andern Jahreszeit, als in dem schönsten Theile des Sommers, sicher seyn könnte. Alsdann regieren nur kleine Winde aus West und Nordnordwesten daselbst; so bald sich aber der Winter anfängt, ist man so rauhen Stür-

Lage der Stadt Angra.

daselbst mit großen Steinen untermenget ist: sie hatte das Cap des heiligen Antonius Südwest ein Viertheil westwärts, die Hauptkirche Nordwest ein Viertheil nordwärts, die zwo kleinen Inseln ostsüdostwärts, und das Schloß St. Sebastian nordnordwestwärts.

i) Man hatte daselbst das Schloß St. Sebastian gegen Süden, oder Ost ein Viertheil westwärts, und das Schloß des h. Antonius gegen Norden ein Viertheil Nordosten, auf dreyzehn Faden Wasser, und einem Grunde von schwärzlichtem und schlammigtem Sande, ein gutes Ankerseil weit vom Lande.

Frezier. 1714.

Stürmen ausgesetzet, daß es das kürzeste Mittel ist, unter Segel zu gehen, wenn man in der Luft einigen Anschein vom schlimmen Wetter gewahr wird. Eine lange Erfahrung erlaubet den Einwohnern nicht, sich in diesem Stücke zu betrügen.

Der hohe Berg bedecket sich alsdann und wird ganz dunkel, und einige Tage vorher kommen die Vögel, und verführen um die Stadt herum ein gräßliches Geschrey *k*). Die Seefahrenden, welche von der Noth gezwungen werden, in der Rhede zu bleiben, verlassen ihre Schiffe, oder bringen die kleinen Fahrzeuge auf das Land, an den Fuß des Schlosses St. Sebastian, und begeben sich, bis gegen das Ende des Ungewitters in die Stadt in Sicherheit. Im Herbstmonate des 1713 Jahres, giengen sieben Fahrzeuge, im Angesichte der Stadt Angra zu Grunde, ohne daß man einen einzigen Mann von dem Schiffvolke, das sich auf denselben befand, retten konnte *l*).

Festungswerke des Hafens.

So gefährlich auch dieser Hafen ist, so haben sich die Portugiesen doch sehr viel Mühe gegeben, denselben zu befestigen. Sie haben eine dreyfache Batterie, die beynahe dem Wasser gleich ist, an dem Cape aufgeführet, das am weitesten nach der rechten Hand zu, wenn man hineinkömmt, geht, und das Cap des heil. Antonius ist. Auf dieselbe folgen längst an der Küste hin bis an die Citadelle, Redans und kleine flache Basteyen von gutem Mauerwerke, die ihre Seiten beschützen, ohne daß es sonderlich nothwendig ist; denn die Felsen verwehren den Booten den Zugang ohnedieß. Um eine Communication zwischen der Batterie des heiligen Antonius und der Citadelle zu unterhalten, hat man, längst an dem Berge hin, einen schlangenweise gehenden Laufgraben gemacht, welcher von einer kleinen Spalte durchschnitten wird, über die man über eine Brücke geht, die zwo Reduten beschießen, und in deren Mitte eine Kapelle des heiligen Antonius, nebst einem guten Springbrunnen steht. Die Batterien an der Küste vereinigen sich mit den Außenwerken der Citadelle, welche bis an das Gestade des Meeres gehen.

Citadelle Castello de San Juan genannt.

Die Citadelle, welche die Portugiesen Castello de San Juan nennen, liegt an dem Fuße des Mont Bresil, welches sie auf der Westseite mit den Werken der Hauptfeste, und auf der Seite des Hafens mit den Außenwerken einschließt. Diese Außenwerke, die man eine Fortsetzung der Fortification nennen könnte, ob sie gleich ohne Graben sind, würden, bey einer Belagerung zu Lande und zu Wasser, wenig helfen. Ein Schiff, das sich auf funfzig Faden, Südost ein Viertel Südwärts, vor Anker geleget, würde sie beynahe unnütz machen, wenn es dieselben von der Seite beschösse. Allein, das hohe Fort hat diesen Fehler nicht. Es ist ziemlich gut angelegt, wohl ausgeführet, und mit gutem Mauerwerke auf einen Felsen gebauet, in welchen man einen Graben gehauen hat, der vier bis fünf Ruthen tief, und zehn bis zwölfe breit ist. In dem Innersten dieses Grabens, längst an der Escarpe hin, sieht man eine Reihe Brunnen, welche zwo bis drey Ruthen im Vierecke, und zehn bis zwölf Fuß an der Tiefe enthalten, und so nahe an einander sind, daß sie nur durch einen Quergang von eben diesem Felsen, der zween bis drey Fuß dick ist, von einander abgesondert werden. Vor der Curtine, wo das Thor ist, stehen diese Reihen von Brunnen dreyfach, und erstrecken sich auf vier bis fünf Ruthen von der Contrescarpe.

Hohes Fort.

Die

k) A. d. 284 S.

l) Ebendaselbst.

Frezier. 1714.

Die Tiefe des Grabens, die Hülfe mit den Brunnen, die Höhe der Mauern, und die Festigkeit ihres Mauerwerks machen, daß sich die Portugiesen einbilden, ihr Schloß sey unüberwindlich. Die Spanier haben in demselben eine dreyjährige Belagerung wider sie ausgehalten, bis auf die Ankunft von sechs tausend Franzosen, welche sie zwangen, den Platz zu verlassen, und auf das Meer zu entfliehen, wo sie gefangen wurden *m*). Frezier machte sich dieserhalb keine bessere Vorstellung von dieser Festung, die, wie er saget, kein anderes Außenwerk hat, als einen kleinen halben Mond an der Seite des Hafens, und einen kleinen bedeckten Weg, der heute zu Tage ohne Pallisaden, und dessen Glacis, an der äußersten Spitze des Eckes der Bastion, nach der Stadt zu, so steil ist, daß man sich desselben gar leicht zu einer Bedeckung bedienen könnte, um den Graben durch das Untergraben zu gewinnen; und dieses um so viel mehr, weil er beynahe ganz aus zusammengesetzter Erde besteht, und der Fels von unten zu, sich sehr gut bearbeiten zu lassen scheint. Es wird ferner der Graben von nicht mehr, als drey Canonen, vertheidiget, weil die Flanken der Bastion so klein sind, daß sie nicht mehr enthalten können. An dem Eingange des Schlosses, unter dem Walle, ist eine ziemlich gute, und wohl gewölbte Hauptwache: allein der Verfasser glaubet nicht, daß sie wider die Bomben aushalten könne. Der einzige Ort unter der Erde, wo die Soldaten vor den Bomben sicher seyn können, ist das Pulvermagazin. Es sind in dem Schlosse zwo schöne Cisternen: und man kann auch außerdem Wasser aus dem Springbrunnen des h. Antonius holen, welcher am Mont Bresil ist, und zu dem man nicht anders kommen kann, als wenn man durch das Schloß geht, weil die Westküste beynahe eben so mit Batterien besetzt ist, als die Ostküste, und der südliche Theil von unzugänglichen steilen Felsen an dem Gestade eingefasset wird. Das Fort hat daher auch, von dieser Seite her, nicht mehr als einen einzigen Beschluß. Auf der Höhe des Gebirges gegen Osten sieht man zween Thürme, Facha genannt, wo man beständig eine Schildwache hält, um die Schiffe zu entdecken, die sich der Insel nähern, und um ihre Anzahl, durch die Anzahl der Fahnen zu melden, die sie nach und nach zeiget.

Urtheil des Verfassers.

Andere Werke.

Was die Festung selbst betrifft, so ist solche mit einer Bekleidung von gutem Mauerwerke versehen, worauf sich eine Brustwehr von eben der Art befindet, die sechs bis sieben Fuß dick ist. Die Bollwerke geben rasirende Defension. Man zählet darauf etwa zwanzig Stücken, und das Magazin soll 4000 Stück Gewehr enthalten.

Das Schloß St. Juan ist nur von den Spaniern westwärts des Hafens erbauet worden, das Land zu bestreichen; daher haben die Portugiesen nachgehends von der Ostseite ein kleines Fort St. Sebastian erbauet, die Rhede zu bestreichen. Es ist ein Viereck von Mauerwerke etwa sechzig Toisen auf jeder Seite lang, das seinen Eingang auf der Landseite mit einem kleinen Graben hat, und auf der Seeseite eine Batterie mit ausspringendem Winkel vor dem Zwischenwalle, die von den Facen des kleinen Bollwerks beschützet wird. Unter dieser, in gleicher Höhe mit dem Wasser, sieht man eine andere, nach dem Umfange des Felsens gelenket, welche die Rhede und den Hafen sehr vortheilhaft bestreicht. Alle Batterien, besonders die von St. Antonius sind mit Geschütze wohl versehen, aber in schlechter Ordnung. Man zählet da über zwey hundert eiserne Canonen, und etwa zwanzig gegossene. Den Platz zu besetzen, unterhält der König von Portugall ordent-

Geschütze und Besatzung.

m) Ebendaselbst.

Frezier. 1714.

dentlich zwey hundert Mann, deren Sold nur etwa sechs und dreyßig Livres französische Münze beträgt. Sie sehen auch sehr elend aus, aber im Nothfalle kann die Insel sechs tausend Mann stellen, welche Waffen zu tragen vermögend sind, wie solches bey der Zählung gefunden worden, da sie sich versammlet, sich dem Aussteigen des Hrn. von Guay-Trouin zu widersetzen, der sich vor der Insel zeigte, und nachgehends die St. Georgeninsel nahm *n*).

Beschreibung der Stadt Angra.

Tercera ist zwar die beste von den Azoren, doch sind die Einwohner von Angra sehr arm. Sie haben keinen andern Handel als mit Getreide und etwas Wein, den man da für Lissabon ladet. Der Geldmangel hat sie indessen doch nicht verhindert, ihre Stadt sehr auszuzieren. Die Häuser haben nur ein Stockwerk, sie zeigen außen mehr Reinlichkeit, als Reichthum am Hausrathe innerlich. Die Kirchen haben da schon einigermaßen ein prächtiges Ansehen, durch die großen Treppen vor den Thüren, Platesformen und Schranken, die den Eingang dazu machen, besonders die Cathedralkirche, die in der Landsprache die Se oder San Salvador genannt wird. Die schönsten des zweyten Ranges sind der Barfüßer ihre, oder zu St. Franciscus, und der Jesuiten ihre, welches Haus sich über alle andere Gebäude der Stadt erhebt. Zwey andere Klöster von schlechterm Ansehen sind auch da, und vier Frauenklöster zu vier Mönchsklöstern, ohne eine große Menge Capellen zu erwähnen *o*). Ob die Stadt gleich nicht in einer vollkommenen Ebene liegt, und nicht ordentlich gebauet ist: so ist sie doch angenehm, und wird durch einige gute Brunnen erfrischet, die in jedes Quartier ausgetheilet sind. Ein Bach, der sie durchstreicht, dienet verschiedenen Mühlen, die meistens über den Mauern sind. Auch sieht man da ein altes Fort, das man wegen Nachbarschaft der Mühlen Forte dos Moinhos genennt hat, auch manchmal, weil es zum Pulverbehältnisse dienet, Caza da Polvora heißt. Es ist ein gemauertes Viereck, funfzehn Toisen auf jeder Seite, welches nach alter Art von einem halbrunden Thurme auf dem Mittel jeder Seite bestrichen wird. Von da entdecket man die ganze Stadt; und die Vermischung des Erdreichs, des Meeres, der Gebäude, und des Grünen, machet eine sehr angenehme Aussicht.

Man kann sie zu Lande angreifen.

Auf der Feldseite ist die Stadt sonst ohne Verwahrung und ohne einige abgesonderte Befestigung. Man könnte zu Lande dahin kommen, wenn man zu Porto Judeo oder St. Martin ausstiege, die zwo oder drey Meilen davon sind, eines ost, das andere westwärts, und wo der Ankerplatz gut ist, und wenig Vertheidigung hat. Allein, der König von Portugall zieht von diesen Inseln so wenig Vortheil, daß der Verfasser glaubet, man habe ihn wegen derselben Besitz nicht zu beneiden. Sie bringen nichts wichtigers hervor, als ein wenig Getreide und viel sogenannte Canarienvögel. Sie sind kleiner, als die, welche man in Frankreich sieht, haben aber eine viel stärkere Stimme.

Anmerkungen über das niedrige Land in dieser See.

Nachdem sie Wasser, Holz, Mehl, und Wein eingenommen, sich auch mit Rindviehe, Geflügel, und Hülsenfrüchten versorgt hatten: so gieng die Mariane den 18ten des Heumonates wieder in die See. Die Insel St. Michael, welche sie den 20sten zu Gesichte bekamen, zeigte sich südostlich wie in zwo kleine Inseln getheilet, in deren Mitte man verschiedene kleine Erhöhungen sah, die man für Inseln würde gehalten haben, wenn man nicht gewußt hätte, daß sie vermittelst eines niedrigen Landes zusammenhingen, welches

n) Auf der 287 S.

o) Ebendaselbst.

ches mit Wasser bedeckt ist, wenn man es vier Meilen in der See sieht. Man segelte ostwärts, zehn bis zwölf Meilen weit von der Spitze eben der Küste, ohne ein niedriges Land zu fürchten, das die Karten auf diesem Wege anzeigen, und zehn oder zwölf Meilen von der Spitze setzen, wobey der Verfasser bemerket, daß man sich vor solchem Verfahren wohl würde gehütet haben, wenn man nicht gewußt hätte, daß von allem niedrigen Lande, welches auf den Karten um die Azoren verzeichnet ist, nur das von **Formigas** zwischen **St. Maria** und **St. Michael** liegt, welches man von einem sehr erfahrenen portugiesischen Schiffshauptmanne gelernt hatte. Das andere sind eigentlich hohe Untiefen, wo man nie weniger als vierzig oder funfzig Faden Wasser findet. Der Schiffshauptmann hatte sie aber erinnert, an diesen Orten wäre das Meer viel ungestümer. Er nahm auch nicht die drey oder vier niedrigen Gegenden aus, die westwärts etwa sechzig Meilen in die See hinein gezeichnet sind, auf denen sich viel Fische befinden, dahin die Einwohner der Inseln täglich zu fischen ausfahren. Man kann ihm desto eher glauben, setzet Hr. Frezier hinzu, da Dr. Halley solche von seiner Karte weggelassen hat, welches er nicht ohne starke Gründe wird gethan haben, da es auf nichts geringers als auf den Untergang der Schiffe ankam, die ihr zuversichtlich folgen würden *p*).

Frezier. 1714.

Zeugniß eines portugiesischen Schiffshauptmanns.

Der portugiesische Hauptmann versicherte noch, er selbst und die portugiesischen Schiffshauptleute, die jährlich nach Brasilien segelten, hätten sich auf allen ihren Reisen versichert, daß unter der Linie nordwärts des Vorgebirges St. Augustin, gar keine solche Unsicherheiten sind, wie die Karten anzeigen, den **Pennon de St. Pedro** ausgenommen, welches ein fast runder Felsen ist, der sich etwa funfzig oder sechzig Faden über die See erhebt, und wenigstens vier Schifftaue im Durchmesser hat, daß man ihn also auf vier bis fünf Meilen weit erkennet. Außer dieser Leichtigkeit, ihn zu sehen, ist er desto weniger gefährlich, weil man durch das Senkbley entdeckt hat, daß sich sein Grund nicht um ihn herum in Untiefen ausbreitet *q*).

Günstige Winde, die in der Hälfte des Canals der Azoren und des festen Landes anfingen, brachten die Mariane an die Mündung der Enge von Gibraltar, den 31sten des Heumonates ohne merklichen Irrthum, woraus Hr. Frezier folgert, daß diese Inseln in der **großen Fackel des Meeres** richtig verzeichnet sind. Da sie in die Straße fuhren, hörte er verschiedene Schüsse von den Canonen von Ceuta, welches von den Maroccanern seit mehr als dreyßig Jahren belagert ward, und entdeckte des Abends die Feuer ihres Lagers. Endlich kam er den 17ten des Augustmonates glücklich in den Hafen von Marseille *r*).



p) Auf der 290 S. *q*) Auf der 289 und 290 S. *r*) Auf der 291 S.

Anson.
1740.

Das XLVI Capitel.

Georg Ansons Reise um die Welt durch Südwest.

Einleitung.

Einleitung.

Indem der Bewegungsgrund zu dieser Unternehmung eben derjenige war, welcher die Engländer schon so oft in die Südsee geführet hatte, nämlich Spanien durch einen Angriff an der Hauptquelle seiner Kräfte zu schwächen: so wäre es sehr unnöthig, eine neue Erläuterung der damaligen Staatsumstände an dem gegenwärtigen Orte beyzubringen; weil selbige vielmehr in die allgemeine Geschichte von Europa, als in eine Sammlung von Reisen, gehöret. Unterdessen kann doch ohne jemandes Beleidigung dieses bemerket werden, daß man schwerlich von einer ähnlichen Unternehmung jemals mehr Wesens gemachet hat, als von dieser, und daß dem Ansehen nach der Verfasser *i*) des Tagebuches, sich die Ehre seiner Landesleute zur einzigen Absicht vorstellete. Allein, obgleich einige eben daher Gelegenheit nahmen, sein Werk für einen Roman auszuschreyen: so konnten sie doch mit dieser Beschuldigung sonst nirgend fortkommen, als nur bey einigen ausgekünstelten Beschreibungen, oder bey einer geringen Anzahl zufälliger Gedanken und Muthmaßungen des Verfassers, woran der Stolz über die erhaltenen Vortheile einigen Antheil genommen zu haben scheint. Wegen der Gewißheit aber der Begebenheiten an sich selbst, kann nicht der geringste Zweifel entstehen, indem nicht nur lebendige Zeugen vorhanden sind, sondern auch bis diese Stunde noch kein einziger Mensch etwas gegen die Wahrheit der von unserm Verfasser gelieferten Erzählung einzuwenden verlanget hat. Da wir nun, unserer Gewohnheit zu Folge, bloß bey dem historischen Theile derselben zu verbleiben Willens sind: so tragen wir kein Bedenken, den gegenwärtigen Auszug für einen der nützlichsten und angenehmsten in dieser ganzen Sammlung auszugeben.

Der

i) Dieser ist der Schiffsprediger Herr Walter. Seine Vorrede ist mit besonderm Fleiße ausgearbeitet, und suchet er in selbiger allen Engländern Lust zu ähnlichen Unternehmungen zu machen. Er hat seiner Erzählung eine große Anzahl Karten und Risse beygefüget, welche nach denen von seinem Oberhaupte gemachten Beobachtungen eingerichtet sind. Die französische Uebersetzung seines Buches kam erstlich in Holland heraus, wurde aber nachgehends zu Paris von neuem aufgeleget. Diese Ausgabe erschien im 1750 Jahre in 12 bey Delormel. Sie besitzt nicht nur, was den Druck und die Kupferstiche betrifft, eine große Schönheit, sondern sie hat auch solche Verbesserungen erhalten, die ihr in Absicht auf die Richtigkeit einen merklichen Vorzug beylegen.

k) Die Schiffe waren folgende: der **Centurion** von sechzig Stücken und vier hundert Mann, unter dem Geschwaderobersten Anson. Der **Glocester** von funfzig Stücken und drey hundert Mann, unter Richard Norris. Der **Severne** von gleicher Stärke mit dem Glocester, unter Eduard Legg. Die **Perle** von vierzig Stücken und zwey hundert Mann, unter Matthias Mitchel. Der **Wager** von acht und zwanzig Stücken und hundert und sechzig Mann, unter Dandy-Kidd. Die Schaluppe, der **Tryal** genannt, hatte acht Stücke und hundert Mann, unter Johann Murray. Die beyden Proviantschiffe waren Pinken, die größere von vier hundert Tonnen, und die kleinere von halb so viel. Ohne die nur besagte Mannschaft, wa-

ren




I. Matbare
Wendezirkel des
MARIANEN EYLANDE
I. Guaham
Untiefen S. Bartholomæi
St. Peters Insel
NEUE PHILIPPINEN
od.
CAROLINEN JNSELN
Vogel Insel
I. der Bärtigen
Schwimmer Inseln
I. Moratay
I. Gilolo
Der Aequator
I. S. Johann
I. Ohong Java
NEU
BRITANNIEN
NEU
GUINEA
INSELN
SALOMON
Untiefen von Mariæ
Lichtmessen
I. Jesus
I. S.t Elizabet
Malaita
la Guerta
I. la Solitaire
I. Taumago
I. Horn
I. S.t Croix
od.
Guadalcanar
I. des Schönen
Nation
Waterland
H. GEISTES
LAND
Hoffnungs Insel
I. Cocos
I. der
Vertrage
I. des
Heems
Prinzen Wilhelms
kerks seichter Grund
I. Rotterdam
I. Amsterdam
I. des Pilstars
St. Peters Insel
NEU
HOLLAND
I. Coningen
NEU
ZELAND
Mörder Bay
C. Spigie
I. Vanderlin
LAND VON
DIEMEN
West Insel
I. Tasmand
Fortsetzung des Parisischen Meridians
Gegenfüsser
von Paris
Længe von der Insel Ferro.
JNS KLEINE
KARTE
MITTÆGLIG
Zur allgemeinen K
vom H.rn Bellin Ing.r de la marin
25
20
15
10
5
5
10
15
20
25
30
35
40
45
50
55
140
150
160
170
180
170
150
160
170
180
190
200
210
220

N°7.



INE GEBRACHTE
TE VON DEM
LIGHEN MEERE
en Historie der Reisen
la marine, und Mitgl. der Soc. zu London.
1753.
BUSEN VON MEXIQUE
CALIFORNIE
Krebses
od. die Linie
Jnseln Mendoce
Wendekreis des Steinbocks
Land welches Davids gesehen
Länder und Inseln, welche Quiros gesehen
JNSELN GALAPES
I. del Gallego
Den Spaniern bekannte Inseln
I. de la Passion od. des Leidens
I. Cocos
I. Quibo
I. S. Thomas
I. Spilberg
Cap S. Lucar
C. des Courans
I. St. Maria
Massadan
Fl. Sal
la Vera Crux
Chequetan
Acapulco
Guatulco
Opfer Insel
Amapalla
S. Michel
Leon
Realejo
Cap Blanc
C. St. Franciscus
Porto Belo
Cartagena
Panama
I. Gorgone
I. Gatto
Fl. S. Yago
Guajaquil
Paita
I. Lobos
I. Santa
Truxillo
Callao
Lima
Pisco
Ylo
Arica
Jquique
Cobia
Atacama
Juncal
Copiapo
Guasco
Coquimbo
la Serena
Quintero
Valparaiso
S. Yago
I. Joan Fernando
I. Fuera
I. de Tierra
Conception
I. de la Moka
Galeeren Spitze
Baldivia
I. S. Sebastian
I. Chiloe
Inseln St. Felix
PERU
CHILI
DIE PATAGONEN
Cap Corso
I. Lobos
Pfeiler Vorgebirge
die 12 Apostel
Straße Magellans
Horns Vorgebirge
St. Peters Insel
Magdalenen Insel
St. Christina
la Dominique
des Marquisinnen
Hunde Insel

T.12.D.



Der I Abschnitt.

Anson. 1740.

Ansons Verrichtungen im Jahre 1740.

Abreise und Stärke des englischen Geschwaders. Die spanische Flotte lauret auf solches. Die Catharineninsel wird zum Versammlungsplatze bestimmt. Sandbank Abrolhos wird von den Engländern erforschet. Ströme und ihre Erklärung. Die Engländer kommen an die Catharineninsel. Beschreibung dieser Insel. Früchte derselben. Wasser und Witterung. Wie nützlich Brasilien den Portugiesen sey.

Abreise und Stärke des engl. Geschwaders.

Das englische Geschwader gieng den 18ten des Herbstmonates im Jahre 1740 unter Segel. Es bestund aus fünf Kriegesschiffen, einer bewaffneten Schaluppe, und zwey Frachtschiffen für die Lebensmittel *t*). Doch es verzögerten sowohl verschiedene andere Hindernisse, die mit der Unternehmung selbst keinen Zusammenhang hatten, als der beständig anhaltende widrige Wind, ihre Ankunft bey der Insel Madera *u*) bis auf den vier und zwanzigsten Tag, ungeachtet man zuweilen nicht mehr als zehne bis zwölfe dazu nöthig hat. Herr Anson erfuhr von dem Statthalter dieser Insel, man habe vor einigen Tagen sieben bis acht Kriegesschiffe unweit der Küste erblicket, und für Franzosen oder Spanier gehalten. Sogleich gerieth er auf die Vermuthung, sie würden seine Unternehmung hindern sollen. Es überzeugte ihn auch nachgehends die Folge der Begebenheiten, daß es die berufene spanische Flotte unter Anführung des Don Joseph Pizarro gewesen war. Allein, es machte selbige an statt den Engländern zu schaden, am Ende sonst niemanden Verdruß, als denen, die sie zu nur besagter Absicht ausgerüstet hatten *x*).

Die spanische Flotte des Don Pizarro lauret auf selbiges.

Anfänglich hatte Herr Anson auf den Fall, wenn etwa die Schiffe von seinem Geschwader durch einen Zufall von einander getrennet würden, eine von den Inseln des grünen Vorgebirges, nämlich St. Jago, zu ihrem Versammlungsorte bestimmet. Allein, bey seiner Abreise von Madera, welche den 3ten des Wintermonates geschah, überlegete er, daß die Jahreszeit schon weit verstrichen wäre, und erwählete also, um sich keiner neuen Verzögerung bloß zu stellen, an statt St. Jago, die Catharineninsel an der brasilischen Küste. Währender Fahrt nach dieser Insel beobachteten die Engländer, daß die Passatwinde eine ganz andere Richtung hatten, als sie an ihnen zu finden gedachten, ungeachtet ihre Vermuthung auf die allgemeine Meynung aller derer, die von den Winden gehandelt haben, und auf die Erfahrung der Seefahrer gegründet war *y*).

Die Catharineninsel wird zum Versammlungsplatze bestimmet.

Den

ren auch vier hundert und siebenzig Invaliden und Seesoldaten unter dem Oberstlieutenant Cracherode auf dem Geschwader. Weil die schlechte Gesundheit des Hauptmann Norris ihn bey Madera nöthigte, sein Amt niederzulegen: so kam der Hauptmann Mitchel an seine Stelle, und an dessen, der Hauptmann Kidd; Hauptmann Murray wurde statt Kidds auf den Wager gesetzet, und dem Lieutenannt Chaap der Tryal anvertrauet. Ansons Reise I Theil, a. d. 35 und 45 S.

u) Der Verfasser fand nach seinem Berichte die Länge von Madera westlich, von London zu rechnen, zwischen achtzehn Grad dreyßig Minuten und neunzehn Grad dreyßig Minuten, ungeachtet die Karten sie auf den siebenzehnten Grad setzen.

x) Nachdem dieses Geschwader fünf bis sechs Jahre lang alle fast ersinnliche Unglücksfälle ausgestanden hatte: so kam endlich ein einziges Schiff davon, Asien genannt, im Jahre 1746 in den Hafen Corogne zurück. Der Verfasser berichtet die meisten Begebenheiten dieser unglückseligen Flotte, absonderlich die Meuterey eines gewissen Indianers, mit Namen Orellana, welcher mit etwa einem Dutzend seiner Landesleute am Bord des Asia war, sich Meister vom Schiffe zu machen suchte, eine große Anzahl Spanier niederhieb, und endlich mit dem Degen in der Faust umkam. I Th. Cap. 3.

y) Der Doctor Halley saget in seinem Buche von den gewöhnlichen Passatwinden im äthiopischen und atlantischen Meere: es regiere von dem

acht

Anson. 1740.

Den 20sten des Wintermonates, nachdem man eines von den Proviantschiffen von sich gelassen hatte, welches hernach auf seiner Fahrt nach den Barbados von den Spaniern aufgefangen wurde, stelleten die Schiffshauptleute dem Befehlshaber vor, sie hätten eine große Menge Kranke am Borde. Das beste Mittel, welches man dagegen zu erdenken wußte, war dieses, daß man auf jedem Schiffe sechs Oeffnungen machte, damit die Luft desto freyer unter den Verdecken durchstreichen könnte. Der Verfasser nimmt hier Gelegenheit zu einigen auf alle Weise gegründeten Vorstellungen, wie große Ursache man habe, für das Leben und die Gesundheit der Seeleute zu sorgen, und diejenigen aufzumuntern, welche mit Erfindung neuer Mittel, die Luft auf den Schiffen zu reinigen und frische hineinzubringen z), beschäfftiget sind.

Sandbank Abrolhos wird von den Engländern erforschet.

Als man den 26sten des Wintermonates auf sieben und zwanzig Grad neun und funfzig Minuten westlicher Länge von London über die Linie gelaufen war: so befand man sich den 10ten des folgenden Monates am Rande der beschriebenen Klippen, welche in dem größten Theile der Karten Abrolhos heißen, und zwar in der Mitte vermuthlich weit gefährlicher sind, hingegen in der Länge von sechs und dreyßig Grad dreyßig Minuten, und der südlichen Breite von zwanzig Grad so wenig sagen wollen, daß man daselbst auf nicht weniger als sieben u. dreyßig Faden Grund fand. Die Tiefe nahm nachgehends beständig zu, bis auf neunzig Faden, und auf einmal war gar kein Grund mehr zu finden, ungeachtet die Länge der Senkschnur hundert und funfzig Faden betrug. Zu Folge der Schätzung war man damals achtzig Seemeilen a) vom Vorgebirge Frio entfernet. Jenseit des sechszehnten Grades Süderbreite verfiel das Geschwader in einen reißenden Strom, welcher südwärts an der brasilischen Küste hinlief, ja bis an die Südseite des Plataflusses fortstrich. Er machte innerhalb vier und zwanzig Stunden zuweilen bis dreyßig Meilen, ja er legte einstens, wie man versichert war, in besagter Zeit vierzig Meilen zurück. Der Verfasser bemerket, er rühre allem Vermuthen nach bloß von dem Ablaufen des Seewassers her; denn, da es von den Passatwinden des äthiopischen Meeres gegen die brasilische Küste getrieben wird, und ihr auszuweichen suchet, so geräth man von selbst auf die Vermuthung, es müsse sich in seiner Bewegung nach der Lage der Küste richten, und es könnte diese Bemerkung das Ihrige zu Erklärung aller übrigen Ströme um so viel mehr beytragen, weil man in einer großen Entfernung vom Lande von keinem einzigen ansehnlichen etwas weis: dürfte

Ströme und ihre Erklärung.

acht und zwanzigsten bis zum zehnten Grade Norderbreite, überhaupt ein frischer Wind aus Nordost, welcher an der africanischen Seite selten östlicher als Ostnordost, oder nordlicher als Nordnordost werde: an der americanischen Seite hingegen sey er etwas mehr östlich, ungeachtet er von eben dieser Seite sehr oft um ein paar Striche gegen Norden abspringe. Er saget ferner, es regiereten vom zehenten Grade bis an den vierten Norderbreite, Windstillen und Travados (Donnerwinde); hingegen von dem vierten Grade Süderbreite, bis an den dreyßigsten, bliesen die Winde fast allezeit zwischen Süd und Ost. Auf diese Grundsätze nun baueten die Engländer ihre Rechnung: allein, die Erfahrung lehrete sie folgende Ausnahmen. Ungeachtet der Wind um den acht und zwanzigsten Grad Norderbreite wirklich Nordost war, so wurde er doch von dem fünf und zwanzigsten bis an den achtzehenten Grad dieser Breite kein einziges mal Ost gegen Norden, sondern blieb beynahe beständig gegen Süden. Zwar war er von dem achtzehenten Grade bis an sechs und zwanzig Minuten in der That nordlich von Osten, doch aber nicht gänzlich, sondern wendete sich eine Zeitlang gegen Ostsüdost. Von da bis ungefähr auf die Höhe von vier Grad sechs und vierzig Minuten eben dieser Breite, war er höchst veränderlich. Bald kam er aus Nordost, und drehete sich hernach

dürfte man sie als einen ungezweifelten Grundsatz annehmen: so würde es niemals schwer fallen, die Schätzung der Steuerleute durch die Beobachtung der Breite zu verbessern b). Anson. 1740.

Die Krankheiten, welche sich auf den Schiffen äußerten, und in diesem heißen Striche nie außen bleiben, waren hitzige Fieber; ein Uebel, das nicht nur bey dem wirklichen Anfalle, sondern auch wegen seiner Nachwehen, die manchen bereits Genesenden noch wegraffen, höchst gefährlich ist. Denn sie bekommen gemeiniglich eine langwierige Ruhr, oder einen heftigen Stuhlzwang, der sie in langer Zeit nicht zu Kräften kommen läßt. Indem es nun mit den Krankheiten alle Tage ärger wurde: so schätzeten sich die Engländer sehr glücklich, als sie den 18ten des Christmonates Brasilien entdeckten. Die Küste erscheint hoch und bergigt, und läuft zwischen Westen und Westsüdwesten fort. In einer Entfernung von etwan zehn Meilen, erblicket man noch ein anderes und niedrigeres Land, das gegen Westsüdwest fortläuft, und das man bald darauf für die Catharineninsel erkennet. Die Engländer liefen zwischen die nordliche Spitze derselbigen, und eine andere Insel, Namens Alveredo, und ließen drey englische Meilen von jener, und sechse von dieser, auf zwölf Faden Grund den Anker fallen. Vor ihnen erblickten sie zwo Schanzen, welche vermuthlich die Durchfahrt zwischen der Catharineninsel und dem festen Lande versperren sollten. Nachgehends legeten sie sich mit Beyhülfe eines Lootsmannes, den sie vom dasigen Befehlshaber erhielten, auf sechstehalb Faden Grund, in eine räumliche bequeme Bay des festen Landes, welcher die Franzosen die Benennung Bonport beylegen. Des folgenden Tages giengen sie wiederum unter Segel, und legten sich jenseits der beyden Schanzen, davon die eine Santa Cruz, die andere Saint Jean, heißt. In dieser Stellung getrösteten sie sich von den Portugiesen alles Beystandes, der von den Unterthanen einer gegen England gutgesinneten Krone zu vermuthen war.

Die Engländer kommen an die Catharineninsel.

Indem die Catharineninsel seit der Zeit, da die Beschreibungen anderer Reisenden von ihr herausgekommen sind, mancherley Veränderung erlitten hat: so erzählet der Verfasser zum Besten der englischen Schiffe, welche etwan auf ihrem Wege nach dem Südmeere daselbst vor Anker legen möchten, was er bey seinem Aufenthalte daselbst wahrnahm. Nach dem Berichte der Einwohner ist sie nur etwan zwo Meilen breit, ihre Länge hingegen

Beschreibung dieser Insel.

nach in Südosten, bald war er auf einmal völlig still, mit etwas Regen und Blitzen. Nachgehends blieb er zwar bis auf den siebenten Grad 30 Minuten Süderbreite zwischen Süd und Ost, doch mit fast unaufhörlicher Abwechselung, und hierauf hielt er sich bis auf funfzehn Grad dreyzehn Minuten besagter Breite, beständig zwischen Nord und Ost. Nachgehends war er Ost und Südost bis auf ein und zwanzig Grad sieben und dreyßig Minuten. Allein, von hier und bis auf die Breite von sieben und zwanzig Grad vier und vierzig Minuten blies er kein einzigesmal zwischen Süd und Ost, ungeachtet er alle übrige Striche des Compasses durchlief. Indem aber das Geschwader damals nicht weit von der brasilischen Küste entfernet war: so kann vielleicht diese Nähe des festen Landes zu einiger Erläuterung des letzten Punctes dienen. Der Verfasser hält diese Beobachtungen für ungemein wichtig, nicht nur um die Seefahrer der Behutsamkeit zu erinnern, sondern auch um den wichtigen Streit von der Ursache der Passatwinde und Moussons zu entscheiden. A. d. 93 und vorherg. Seite.

z) Ebend. a. d. 95 u. f. S.

a) In diesem ganzen Auszuge sind die Meilen ein und zwanzig auf einen Grad gerechnet.

b) Ebendas. a. d. 103 S.

Anson. 1740.

gen beträgt neun Meilen. Ihre Lage ist auf neun und vierzig Grad, fünf und vierzig Minuten, westlicher Länge von London. Sie erstrecket sich von sieben und vierzig Grad fünf und dreyßig Minuten bis auf den acht und vierzigsten Grad südlicher Breite. Ungeachtet sie hohes Land hat, so fällt sie doch in einer Entfernung von zehn Meilen schwer zu erkennen, weil sie sich in dieser Weite unter den ungemein hohen Bergen des brasilischen festen Landes, nicht hervorthun kann: allein, je näher man an sie kömmt, desto kenntlicher wird sie an einigen, rings um sie liegenden kleinen Inseln, die sich gegen Osten erstrecken. Die beste Einfahrt in den Hafen ist zwischen der Spitze und der Insel Alvoredo; denn bis dahin darf sich ein Schiff kühnlich wagen, ohne daß es einen andern Wegweiser, als das Senkbley nöthig hätte. Frezier hat, wie der Verfasser anmerket, zwar einen Riß von der Catharineninsel, der benachbarten Küste und den umliegenden kleinen Inseln verfertiget, nur aber darinnen gefehlet, daß er die Insel Alvoredo mit dem Namen der Galinsel beleget, da doch die letztere nicht nur sieben bis acht englische Meilen nordwestwärts von der erstern liegt, sondern auch weit kleiner als jene ist. Mit dem Namen Alvoredo, bezeichnet er ein südlich von der Catharineninsel gelegenes Eyland. Die Insel Masacura läßt er gar aus. Sonst ist sein Riß richtig.

Die Einfahrt in den Hafen ist an der Nordseite, und ungefähr fünf englische Meilen breit. Acht dergleichen Meilen hat man von hier bis an die Antoniusinsel, und die Richtung von der Einfahrt bis an besagte Insel, ist Süd zu Westen. Ungefähr in der Mitte der Insel wird der Hafen durch zwo Erdspitzen verenget, die einen Canal eine englische Viertheil Meile breit zwischen sich lassen. Um diese Durchfahrt zu vertheidigen, hatte man auf der Spitze der Insel den Anfang zu einer Batterie gemacht. Allein, dieses Werk scheint an einer Durchfahrt, welche kaum zween Faden Tiefe hat, und da folglich keine Schiffe, die einen Angriff wagen dürfen, durchkommen können, etwas unnützes zu seyn. Nebst dem ist die gewöhnliche, und in Norden der Insel befindliche Durchfahrt, so breit und sicher, daß ein Geschwader den Schanzen zum Trotze durchkommen kann, wofern nur der Wind von der See herbläst. Nebst der besagten Batterie auf der Inselspitze, hatte man auch noch drey andere Schanzen zu Vertheidigung der Einfahrt in den Hafen angefangen. Die erste, der heilige Johannes genannt, liegt auf einer Spitze der Catharineninsel der Papageyeninsel gegenüber. Die zweyte, in Gestalt eines halben Mondes, liegt auf der Antoniusinsel, und die dritte, welche einer ordentlichen Festung gleicht, ist auf einer nahe am festen Lande gelegenen Insel. Und hier hat der Befehlshaber seinen Sitz.

Die Früchte der Insel.

Das Erdreich auf der Catharineninsel ist so gut, daß es von selbst trägt. Es ist voll immergrünender Bäume: allein, es stehen so viel Stauden, Buschwerk und Dornhecken darzwischen, und es ist alles dermaßen wild durcheinander gewachsen, daß kein Mensch durchzukommen vermag. Gleichwohl giebt es einige Fußsteige, die von den Einwohnern um ihrer Bequemlichkeit willen durchgehauen worden. Sonst sind auf der ganzen Insel keine freyen Plätze, als die nur besagten Wege, und sodann einige Baufelder auf der Seite gegen das feste Land. Die Wälder bestehen aus lauter würzhaften Bäumen und Stauden, und dünsten einen höchst angenehmen Geruch aus. Wo freyes Land ist, da kommen die Früchte und Kräuter aller übrigen Länder, beynahe ohne alle Wartung, fort. Es ist folglich ein Ueberfluß da von Ananas, Pfirsichen, Trauben, Pommeranzen, Citronen, Limonien, Melonen, Abricosen und Bananas. Die Zwiebeln und Pataten, davon es nicht

nichtweniger eine große Menge giebt, gereichen den Schiffen zu großem Troste. Die übrigen Lebensmittel hingegen werden bey weitem nicht so sehr angerühmet. Sie bestehen aus einigen ziemlich elenden Ochsen, welche zwar in Gestalt der Büffel herum gehen, aber ein zähes und abgeschmacktes Fleisch haben. Die Ursache davon liegt vielleicht in den wilden Kürbissen, davon sie sich nähren. Fasanen giebt es zwar in großer Menge, sie schmecken aber nicht so gut, als die unserigen. Hingegen liefert der Hafen allerley auserlesene gute Fische, die man in kleinen sandigen Bayen ohne sonderliche Mühe fängt.

Anson. 1740.

Wasser und Witterung.

Das Wasser in dieser Insel sowohl, als das in dem gegenüberliegenden festen Lande, ist von besonderer Güte, und hält sich auf der See sehr gut. Die ersten Tage über giert es in den Fässern, giebt einen unerträglichen Gestank von sich, und wirft zugleich einen grünlichten Schaum auf. Allein, dieser Schaum sinkt bald zu Boden, und hernach wird das Wasser hell und sehr süß. Die Franzosen, welche bey ihren Reisen in das Südmeer, unter der Regierung der Königinn Anna diesen Ort, des Wasserholens wegen berühmt machten, versahen sich gewöhnlicher Weise in der Bonportbay auf dem festen Lande mit Holze und Wasser: allein, es ist bloß für solche Schiffe gut, die nicht lange da liegen bleiben. Die Engländer versorgeten sich ihres Ortes auf der Catharineninsel selbst, und zwar in der Gegend, welche der Antoniusinsel gleich gegenüber liegt, mit Wasser. Was die Witterung betrifft, so ist leicht zu erachten, daß die rings um den Hafen stehenden Berge und Wälder den Zug der Luft nicht wenig verhindern. Nebst dem steigen von dem fetten Boden, und von der erstaunlichen Menge so vielerley Gewächse und Pflanzen, dermaßen dicke Dünste auf, daß die Insel nicht nur die ganze Nacht über, sondern auch bis in den Vormittag hinein, so lange mit einem Nebel überzogen bleibt, bis ihn entweder die Kraft der Sonnenstralen oder ein Seewind vertreibt. Den Engländern schaffete ein so ungesunder Ort wenig Erleichterung für ihre Krankheiten; im Gegentheile rissen die Fieber von neuem ein, und brachten eine gefährliche Ruhr mit sich. Unter andern Verdrießlichkeiten, die sie ausstehen mußten, gedenket der Verfasser auch eines ungeheueren Mückenschwarmes, der sie den ganzen Tag über peinigte, und ihnen weit giftigere Stiche versetzete, als eine europäische Mücke zu thun vermag. Machet sich dieses Ungeziefer mit anbrechendem Abende endlich bey Seite: so erscheint dagegen eine unendliche Menge sehr kleiner, und beynahe unsichtbarer Mücken, die aber nicht nur mit ihrem Gesumme, sondern auch mit ihrem Stiche höchstbeschwerlich fallen. Denn es laufen Beulen davon auf, welche unerträglich jücken. Mit einem Worte, die Catharineninsel hat weiter nichts, was der Schiffahrt zuträglich wäre, als daß die Schiffe auf ihrer Reise nach dem Südmeere daselbst vor Anker legen und ausruhen können. Sie war lange Zeit ein Aufenthalt einiger Landläufer oder Spitzbuben, die aus ganz Brasilien ihre Zuflucht dahin nahmen, und sich zwar für portugiesische Unterthanen ausgaben, gleichwohl aber sonst niemanden, als ihrem selbst erwählten Hauptmanne, Gehorsam leisteten. Weil sie nun zwar Lebensmittel im Ueberflusse, hingegen aber kein Geld hatten: so konnten sie ohne alle Beyhülfe der benachbarten Pflanzstädte leben; und es nahm sich ihrer bettelhaften Umstände wegen kein Statthalter die Mühe, sie zu Paaren zu treiben. Eben diese Umstände begabten sie mit einer großen Leutseligkeit gegen ausländische Schiffe, die an der Insel landeten. Sie versorgeten dieselbigen mit Lebensmitteln, nahmen statt der Bezahlung alte Kleider dafür, und man war auf beyden Seiten mit diesem Tausche vergnügt. Allein, seit dem die Portugiesen besser einsehen lerneten,

Wie nützlich Brasilien den Portugiesen sey.

Anson. 1740.

neten, worzu ihnen Brasilien gut seyn könnte *c*), mußten es diese ehrliche Spitzbuben leiden, daß man eine neue Pflanzstadt auf ihrer Insel anlegete, und sie den Gesetzen einer andern Regierung unterwarf. Statt ihres vorigen Hauptmannes, der in lauter zusammengeflickten Lappen, und barfuß einher trat, stehen sie voritzt zu ihrer nicht geringen Ehre unter einem vornehmen Officier. Bey der Engländer Anwesenheit nennete er sich **Don Jose-Sylva de Paz**, Brigadier in Diensten Seiner königl. Majestät von Portugall. Er war ein sehr eigennütziger Mann, dem die Ausländer die allergeringste Gefälligkeit übertheuer bezahlen mußten, und daher billige Ursache hatten, nach dem guten Gemüthe und der billigen Regierung der Spitzbuben zu seufzen. Unterdessen da der Hafen auf der Catharineninsel der sicherste und beste auf der ganzen Küste ist: so glaubet der Verfasser, es werde diese Insel in weniger Zeit die vornehmste Pflanzstadt in ganz Brasilien, und ihr Hafen der wichtigste in ganz Südamerica werden, wofern anders die benachbarten Pflanzstädte in solche Aufnahme gerathen, als man verhoffet *d*).

Der

c) Der Verfasser versichert, sie hätten erst zu Anfange dieses Jahrhunderts entdecket, daß in ihrem Brasilien, welches bis dahin bloß der Pflanzungen wegen in Achtung stund, eine erstaunliche Menge Gold und Diamanten vorhanden sey. Das erste brasilische Gold, saget er, ist nur seit vierzig Jahren nach Europa gekommen. Anfänglich wurde es in einem unweit Rio de Janeira liegenden Gebirge gefunden. Nachgehends aber entdeckte man es in andern Gegenden ebenfalls. Hat das Regen- oder Flußwasser seinen Lauf eine Zeitlang durch eine Gegend genommen: so findet man unfehlbar Gold daselbst. Das Wasser nimmt dieses Metall aus dem Gebirge mit sich weg, und läßt es hernach im Sande seines Flußbettes liegen. Man darf also weder Mühe noch Kosten auf Stollen und Schächte verwenden; dahingegen wer im Stande ist, einen Fluß aus seinem bisherigen Bette in ein anders zu leiten, sichere Rechnung auf einen guten Gewinn machen darf. Hieraus nun folget, es gebe im eigentlichen Verstande gar keine Goldbergwerke in Brasilien. Eben dieses versicherte auch der Statthalter zu Rio Grande den Herrn Anson, als eine zuverläßige Wahrheit, da ihn dieser bey seinem Aufenthalte auf der Catharineninsel etlichemal besuchte. Die Bemühung, das Gold in dem Bette der Flüsse und Bäche zu suchen, und es auszuseifen, überläßt man schwarzen Leibeigenen unter der einzigen Bedingung, daß sie ihrem Herrn täglich den achten Theil einer Unze Gold liefern müssen. Ist einer so glücklich oder so geschickt, mehr zu finden: so gehöret es ihm zu. Ja es sind wohl einige Schwarze so reich geworden, daß sie ihres Ortes selbst Leibeigene hielten. Doch, sie mögen so reich werden, als sie wollen, so darf ihr Herr dennoch nicht mehr von ihnen fordern, als die achtel Unze für jeden Tag, welches beyläufig neun englische Schillinge beträgt. Was für eine Menge Gold alle Jahre aus Brasilien nach Lissabon verführet werde, das läßt sich aus dem, für den König gehörigen fünften Theil ermessen. Denn es wurde jüngsthin besagtes Fünftel jährlich auf hundert und funfzig Arobes, jede zu zwey und dreyßig Pfund portugiesisch Gewicht angeschlagen. Setzet man nun eine solche Unze, die bey den Engländern de Troy heißt, auf vier Pfund Sterlings, so beträgt des Königes Antheil ungefähr drey hundert tausend Pfund Sterling, folglich die ganze Summe, davon jenes nur den fünften Theil ausmachet, anderthalb Millionen Pfund Sterling. Nebst dem giebt die Nähe des Plataflusses Gelegenheit zu einem großen Schleichhandel zwischen den Portugiesen und Spaniern, dessen Hauptwerk im Umtauschen des Goldes gegen Silber besteht, und zu Buenos ayres getrieben wird. Da man nun diesen Umtausch kecklich auf eine halbe Million anschlagen darf: so beträgt die völlige Summe des Goldes, welche jährlich aus Brasilien verführt wird, zwo Millionen Pfund Sterlings.

Die Entdeckung der brasilischen Diamanten machet der Verfasser nicht älter als zwanzig Jahr. Man findet sie, gleich dem Golde, sonst nirgends als in dem Bette der Flüsse und Regenbäche, wiewohl nur an einigen Orten, nicht aber allenthalben, wie jenes. Kein Mensch konnte sich einbilden, daß in den schlechten Kieselsteinchen, dafür man sie bisher allezeit angesehen hatte, ein solcher Schatz verborgen seyn sollte. Aus Beysorge der Preis möchte

Anson. 1741.

Der II Abschnitt.

Verrichtungen des englischen Geschwaders im Jahre 1741.

Fahrt bis in den Julianshafen. Verhaltungsbefehle für die Hauptleute. Ströme verursachen Irrungen. Das Geschwader leget im Julianshafen bey. Beschreibung der Küste bis an die magellanische Meerenge. Erstaunliche Vermehrung des Rindviehes. Wie man es fängt. Wilde Pferde. Vigognes und andere Thiere. Wahrnehmungen bis an die Straße. Schrecklicher Anblick des Staatenlandes. Sie laufen durch die Straße. Unerhörte Stürme. Fernere Gefahr. Wie weit die Schätzung der Engländer fehlete. Gefahr des Hauptes des Geschwaders. In welchem Zustande er nach Juan Fernandez kömmt. Genaue Beschreibung dieser Insel. Cumberlandsbay und ihre Beschaffenheit. Früchte der Insel. Natürliche Schönheit der Insel. Thiere daselbst. Hunde auf der Insel, wovon sie leben. Beschreibung der Seelöwen. Vögel auf der Insel Pardelas. Menge von Fischen. Engländer sind wegen ihrer übrigen Schiffe besorget. Ankunft des Glocesters. Sein schlechter Zustand. Schiffsanstalten. Ankunft der Pinke Anna und ihre Begebenheiten. Insel und Bay Inchin. Falsche Nachrichten der Spanier. Indianische Familie. Seltene Gaben eines Indianers. Schicksal dreyer Schiffe des englischen Geschwaders. Beschreibung der Insel Masa Fuero. Zustand des Geschwaders. Ein spanisches Schiff wird erobert. Gefahr, die ihnen bevorstund. Sie machen sich zum Kreuzen fertig. Eroberung des Aranzanu.

Fahrt bis in den Julianshafen.

Weil die Jahreszeit zu dem Vorhaben der Engländer, Hornsvorgebirge vorbey zu segeln, täglich unbequemer wurde: so wünscheten sie sehnlich, bald wieder unter Segel zu gehen. Allein, weil ihre Schiffe allerley Ausbesserungen bedurften: so mußten sie sich bis den 18ten Jenner da aufhalten. Denn waren sie einmal von der Catharineninsel weg, so waren sie in dem letzten freundschaftlichen Hafen gewesen, den sie besuchen wollten, und künftig kamen sie auf ihrer ganzen Reise an keine andere, als entweder feindselige oder wüste Küsten, wo nicht die geringste Hülfe zu hoffen war. Nebst dem waren sie im Begriffe, gegen Süden zu segeln, in Gegenden voll tobender Winde, wo die Furcht vor Stürmen, ja die Gefahr zerstreuet zu werden, für sich allein schon, große Vorsichtigkeit erforderte.

Verhaltungsbefehle für die Hauptleute.

Nachdem Herr Anson den gemeinschaftlichen Sammelplatz bestimmt hatte, und erwog, es könne sein eigenes Schiff eben sowohl zu Grunde gehen, oder außer Stand gesetzet werden, Hornsvorgebirge vorbey zu segeln, als ein anderes: so setzte er vor allen Dingen fest, man sollte weder wegen des einen noch des andern nur besagten Unglücksfalles, die Unternehmung aufgeben. Die Verhaltungsbefehle für die Hauptleute bestimmten auf den Fall, da die Schiffe zerstreuet worden wären, zum ersten Sammelplatze die Bay oder den Hafen

te wegen ihrer Menge allzusehr fallen, errichtete der König in Portugall eine Handelsgesellschaft, welche ganz allein das Recht hat, so weit als Brasilien reichet, Diamanten aufzusuchen. Um aber der Gierigkeit dieser Gesellschaft einen Zaum anzulegen, darf sie bey hoher Strafe nicht mehr als 800 Personen zu dieser Arbeit gebrauchen. Endlich so hat man auch, nach des Verfassers Berichte, eine große Stadt, und einen weitläuftigen Strich Landes in der Gegend, wo man die Diamanten findet, öde gemacht, und die Einwohner gezwungen, sich anderswo im Lande niederzulassen, bloß aus Beysorge, sie möchten sich gelüsten lassen, Diamante zu suchen, und einen Schleichhandel damit treiben. Ansons Reise I Theil a. d. 141 und vorherg. S.

d) Ebend. a. d. 142 S.

Anson. 1741.

des heiligen Julians, davon ihnen das Tagebuch des Ritter Narboroughs, eine Beschreibung gab. Hier sollten sie für sich und für das ganze Geschwader so viel Salz, als möglich, einnehmen: Käme nun ihr Oberhaupt innerhalb zehn Tage nicht zu ihnen: so sollten sie ihren Weg durch die mairische Straße fortsetzen, das Hornvorgebirge vorbey segeln und in die Südsee laufen, darinnen die Insel Nostra Signora del Socoro *e*) zum ersten Sammelplatze festgesetzt wurde. In diesem Gewässer sollten sie so lange, als es ihr Holz und Wasservorrath erlauben würde, kreuzen, und dabey die Insel bis auf zwölf Meilen gegen Ostnordwest lassen *f*). Gienge der Vorrath auf die Neige, so sollten sie an der Insel vor Anker legen: fänden sie aber entweder keinen guten Ankergrund daselbst, oder das ungestüme Wetter erlaubte, keine Schläge zu machen: so sollten sie sich in möglichster Geschwindigkeit nach der Insel Juan Fernandez, auf drey und dreyßig Grad sieben und dreyßig Minuten besagter Breite, verfügen. Hätten sie sich in dieser Insel mit Holze und Wasser versorget, und auf dasiger Höhe sechs und funfzig Tage gekreuzet, ohne von ihrem Oberhaupte etwas zu erfahren: so sollten sie dieses für ein Merkmaal, daß ihm ein Unglück begegnet seyn müsse, halten, den vornehmsten unter den anwesenden Schiffsofficiren zu ihrem Oberhaupte machen, und für ihre Schuldigkeit achten, den Spaniern zu Wasser und zu Lande nach Vermögen allen möglichen Abbruch zu thun. Zu diesem Ende sollten sie aus diesen Meeren nicht eher weichen, als bis sie ihre eigenen, und die vom Feinde etwan eroberten Lebensmittel verzehret hätten, wohl zu verstehen, daß gleichwohl noch so viel Vorrath übrig seyn müßte, damit sie den Tiegerfluß bey Canton an der chinesischen Küste erreichen könnten, von dannen sie mit möglichster Eilfertigkeit nach England zurück kehren sollten. Eben diese Verhaltungsbefehle und diesen Sammelplatz bekam auch die Pinke Anna, die man noch zur Zeit unmöglich lichten konnte.

Ströme verursachen Irrungen.

Den Tag nach der Abreise, und bis zum 23sten wechselte gutes und böses Wetter mit einander ab, und endlich folgete ein heftiger Sturm. Unterdessen fanden sich doch die sämmtlichen Schiffe mit Ausnahme der einzigen Perle, die erst nach Verlaufe eines Monates zum Vorscheine kam, glücklich wieder zusammen. Man steuerte mit eben den Strömen, die man vor der Ankunft an der Catharineninsel wahrgenommen hatte, beständig gegen Süden, das ist, man rückte alle Tage um zwanzig englische Meilen weiter, als die Schä-
zung

e) Auf fünf und vierzig Grad Süderbreite, und ein und siebenzig Grad zwölf Minuten westlicher Länge vom Cap Lezard.

f) Wir bringen sorgfältig alles bey, was den Seefahrenden zum Beyspiele und zur Vorschrift dienen kann.

g) Ebend. a. d. 160 S.

h) Eben diese Ursache, um welcher willen besagtes Erforschen weit sorgfältiger, und in größern Tiefen als bisher noch niemals geschehen war, angestellet wurde, verbindet uns, die Wahrnehmungen der Engländer hier beyzubringen. Auf sechs und dreyßig Grad, zwey und funfzig Minuten Süderbreite fanden sie sechzig Faden Wasser; der Grund war zarter schwarzer und grauer Sand. Von hier bis auf neun und dreyßig Grad fünf und funfzig Minuten hatten sie von funfzig bis auf achtzig Faden Tiefe, und eben dergleichen Grund als zuvor. Zwischen nur besagter Breite, und drey und vierzig Grad sechzehn Minuten war der Grund feiner grauer Sand, die Tiefe aber wie zuvor, ausgenommen, daß sie ein paarmal nur vierzig Faden betrug, und zuletzt einen halben Grad weit, beständig auf vierzig Faden, mit grobem Sande und zerbrochenen Muscheln zum Grunde, verblieb. Sodann hatten sie das Land im Gesichte, und waren nur sieben Meilen davon. Als sie hierauf von der Küste weg hielten, fanden sie allerley Grund. Erstlich schwarzen Sand, hernach Schlamm, sodann steinigten höckerichten Grund: Endlich, da sie bis
auf

zung angab. Eben diese Irrung zeigete sich ohne merkliches Abwechseln, bis über den Plataflüß hinaus. Ja auch da war der Strom noch zu spüren. Die englischen Steuerleute konnten sich unmöglich vorstellen, daß dieser Unterschied von einem in ihrer Schätzung begangenen Fehler herrühren sollte. Sie fanden ihn öfter als einmal aus der Erfahrung, wenn die Windstille zuließ, sich darauf zu verlassen *g*).

Anson. 1741.

Sobald sie südlicher waren, als der Plataflüß, fanden sie an der Patagonküste Grund. Es bemerket der Verfasser bey dieser Gelegenheit, das Erforschen der Wassertiefe, wenn es zuverläßig sey, helfe viel darzu, die Gegend zu erkennen *h*). Eine Zeitlang hatte man das weiße Vorgebirge *i*), als das merkwürdigste Land an dieser ganzen Küste im Gesichte. Als man hernach südlich und ungefähr dreyßig Meilen gegen Osten hielt, nahm die Tiefe bis auf funfzig Faden zu, der Grund aber blieb immer einerley. Hierauf näherte man sich der Küste etwas mehr, indem man auf Südwest, und noch ein wenig weiter gegen Westen hielt; der Grund blieb dabey beständig Sand, bis man nur noch dreyßig Faden Tiefe hatte. Hier sah man das Land acht Meilen weit, und unter acht und vierzig Grad ein und dreyßig Minuten Breite vor sich.

Eben an diesem Tage, den 17ten des Hornungs Abends, warf man im Gesichte einer kleinen Insel Anker; also, daß man selbige gegen Nordwest, und den westlichen Mondrain, oder runden Berg, gegen Westsüdwest behielt. Die Fluth lief an diesem Orte um etwas weniges westlicher, als Süden. Den folgenden Tag, eine Stunde nach gelichtetem Anker, stellete sich die Perle ein, und hatte von Glücke zu sagen, daß sie fünf großen spanischen Kriegesschiffen, die sie verfolgeten, noch entwischet war. Wäre das Ausbessern dem englischen Geschwader nicht unumgänglich nöthig gefallen: so hätte ihm diese Nachricht den Vorsatz, in Julianshafen vor Anker zu legen, gewiß benommen. Den 19ten zu Abende ankerte man in besagter Bay *k*). Weil sie denen Schiffen, welche ins Südmeer wollen, sehr gelegen zum Sammelplatze ist: so hält es der Verfasser für nöthig, die Küste bis an die magellanische Meerenge kenntbar zu machen, und eine Beschreibung von ihr mitzutheilen, welche, wie er saget, richtiger ist, als man sie in andern Reisenachrichten antrifft *l*).

Das Geschwader leget im Julianshafen bey.

Das

auf acht und vierzig Faden Tiefe gekommen waren, bekamen sie bis auf die Breite von sechs und vierzig Graden zehn Minuten schlammigten Grund. Hierauf suchten sie wieder die Tiefe von sechs und dreyßig Faden, und liefen an der Küste hin, bis sie nur noch zwölf Faden Tiefe fanden, der Grund war beständig kleine Steine und Kiesel. Auf der 161 u. f. S.

i) Auf sechs und vierzig Grad zwey und funfzig Minuten Breite, und sechs und sechzig Grad drey und vierzig Minuten westliche Länge von London. Der Verfasser theilet zween Abrisse von diesem Vorgebirge mit, und gewähret sie für richtig. Nimmt man sie zu Hülfe, saget er, so kann es nicht fehlen, man muß es erkennen. Doch, dergleichen Abrisse mögen so nützlich seyn, als sie immer wollen, so fällt es doch unmöglich, sie dieser Sammlung alle einzuverleiben.

k) Auf neunzehn Faden schlammigten Grund mit Sande vermischt, wobey sie den hohen Mondrain oder runden Berg, den Narborough, Woods-Mount benennet hat, gegen Westsüdwest hatten.

l) Der Verfasser giebt hier zween Risse, wie die Küste von einem gewissen Orte anzusehen ist. Der erste stellet das Land der Patagonen, nordlich über dem Julianshafen, wo der Woods Mount ist, vor. Die Einfahrt in die Juliansbay drehet sich um die Landspitze herum. Der zweyte Riß stellet die Bay selbst vor. Noch giebt er einen besondern Riß von dem Hafen, imgleichen zwo andere

Anson. 1741.

Beschreibung der Küste, bis an die magelanische Meerenge.

Das Land der Patagonen heißt derjenige Theil des mittägigen America, welcher südlich unter den spanischen Pflanzorten liegt, und von solchen bis an die Meerenge reichet. Das östliche Stück nur besagten Landes hat eine besondere Eigenschaft an sich, die, so viel man weis, in gar keiner andern Gegend der Erdkugel angetroffen wird; nämlich, ob gleich das nordlich um den Platafluß liegende Land überall mit Waldungen und hohen Bäumen bewachsen ist, so hat doch die ganze südlich an besagtem Flusse gelegene Gegend nicht den geringsten Baum aufzuweisen, wofern man die wenigen Pfirsichbäume ausnimmt, welche von den Spaniern bey Buenos aires gepflanzet worden. Man findet weder auf der ganzen Küste, deren Länge vierhundert Meilen beträgt, noch innewendig im Lande, soweit als man selbiges bisher entdecket hat, sonst etwas als hin und her zerstreuetes niedriges Gebüsche. Doch da es diesem Lande an Holze fehlet: so hat es hingegen Weide genug. Der Boden ist trocken, leicht und kiesicht; es wechseln dürre Heiden und dichtbewachsene Plätze, darauf langes und starkes Gras wächst, und eine ungeheuere Menge Vieh weidet, mit einander ab.

Erstaunliche Vermehrung des Rindviehes.

Die Spanier brachten Kühe und Stiere aus Europa dahin; und diese Thiere haben sich dergestalt vermehret, daß sich kein Mensch ihres Eigenthumes anmaßen mag. Wer Lust darzu hat, der kann sie fällen; ja, die Jäger tödten sie zu tausenden, bloß um der Häute und des Talches willen. Es wird diese Jagd auf eine ganz besondere Weise angestellet. Die Landeseinwohner, sowohl Spanier als Indianer, sind vortreffliche Reuter, und gebrauchen gegen die wilden Ochsen und Kühe kein anderes Gewehr, als eine Gattung von Lanzen, mit einem schneidenden Eisen, das aber in die Queere am Holze steht. Wollen sie nun jagen; so steigen sie zu Pferde, umringen das Thier, und wer ihm von hinten beykommen kann, der schneidet ihm in der Geschwindigkeit die Kniekähle entzwey. Gemeiniglich stürzet es gleich von dem ersten Schnitte zu Boden. Die Jäger lassen es liegen, und suchen ein anderes auf. Zuweilen reuten noch einige andere Personen hinter den Jägern her, und ziehen dem erlegten Thiere die Haut ab, gemeiniglich aber lassen sie es bis auf den andern Tag liegen; weil sie in der Meynung stehen, von den heftigen Schmerzen, die es ausstehen muß, bersteten die Fließwassergefäße, und sodann gehe die Haut desto leichter ab. Nach des Verfassers Versichern haben die Geistlichen wider dieses grausame Verfahren stark geeifert: ja er saget, wofern ihn sein Gedächtniß nicht betrüge, so sey ihr Eifer dermaßen heftig gewachsen, daß sie die Halsstarrigen mit dem Kirchenbanne bedroheten. Dem ungeachtet konnten sie diesen Gebrauch nicht ausrotten *m*).

Wie man es fängt,

Ob man nun gleich eine große Menge von diesen Thieren bloß um der Haut und des Talchs willen zu Grunde richtet: so fängt man doch auch viele lebendig, und gebraucht sie entweder zum Ackerbaue oder sonst. Bey dieser Jagd geht es ganz anders her, als bey der vorigen, und erfordert sie große Geschicklichkeit. Man bedienet sich einer Schlinge, die aus einem starken viele Klafter langen Riemen besteht, und am Ende eine Schleife hat. Der Jäger sitzt zu Pferde, machet den Riemen an einem Ende am Sattel fest, und führet die Schleife in der rechten Hand. So bald er dem Thiere nahe genug ist, wirft er ihm die Schlinge nach den Hörnern, verfehlet sie auch selten. Zwar will das Thier ausreißen: allein, der Jäger rennet mit solcher Geschwindigkeit hinter ihm drein, daß der Riemen

re Aussichten. In der ersten sieht der Zuschauer den Fluß aufwärts; in der andern wird angenommen, als ob er gegen die Mündung sähe. Die Barre, die Untiefen, und die engen Gaten, durch welche die Schaluppen bey seichtem Wasser laufen können, sind sehr genau vorgestellet.

men nie zu stark angezogen wird. Während dieses Rennens, suchet ein anderer Jäger dem Thiere eine Schlinge um die Hinterfüße zu werfen; und sobald dieses geschehen ist, laufen beyde Pferde, welche schon darauf abgerichtet sind, eines gegen diese, das andere gegen jene Seite. Indem nun dergestalt die Riemen nach zweyerley einander gänzlich entgegen gesetzten Richtungen angezogen werden: so muß das Thier fallen. Die Jäger halten hierauf stille, also daß die Riemen beständig ausgespannt bleiben. Sodann ist der allerwildeste Stier nicht im Stande, sich zu rühren. Man sitzt hierauf ab, und fesselt ihn so stark und sorgfältig, daß er mitgehen muß, wohin man will. Auf eben diese Weise geht es auch an, die Pferde zu fangen, ja sogar die Tieger. Der Verfasser, welcher von Natur nicht leichtgläubig ist, hätte daran gezweifelt, wenn ihn nicht der einhällige Bericht aller derer, welche eine Zeitlang zu Buenos ayres gewesen wären, überzeugt hätte *n*). Zuweilen nimmt man von den erlegten Kühen nicht nur die Haut und das Talch, sondern auch die Zunge. Das übrige übergiebt man der Verwesung, oder vielmehr den reißenden Thieren, absonderlich den wilden Hunden, davon es in diesen Gegenden wimmelt. Man glaubet, sie wären von spanischer Art, und kämen von verlaufenen Haushunden her, die in einem Lande, wo die Aeser überall herum liegen, ihre Herren nicht erst lange suchen wollten *o*). Gleichwohl verhindern diese Hunde, die man wohl zu tausenden antrifft, die Vermehrung des Viehes nicht; weil es sich in großen Heerden, die sie nicht angreifen dürfen, beysammen hält. Sie begnügen sich also mit dem, was die Jäger liegen lassen, oder was sich von der Heerde verlaufen hat.

Anson. 1741.

Hunde auf dem Patagonlande.

Die wilden Pferde, davon das Land eben so voll läuft, als von Ochsen und Kühen, stammen nicht weniger aus Spanien her. Ungeachtet sie überhaupt vortrefflich sind, so setzet doch ihre Menge und die geringe Mühe, sie zu fangen, ihren Preis ungemein herab. Denn obgleich in diesem Lande das Geld einen sehr geringen, alle Waaren aber einen sehr hohen Preis haben: so kostet doch das beste nicht mehr, als einen Thaler. Wie weit sich etwan das Rindvieh und die Pferde gegen Süden ausgebreitet haben, das weis zwar niemand zu sagen: doch hält man aus einigen Anzeigungen für glaublich, daß sie zuweilen bis in die Gegend der magellanischen Straße herum schweifen, und mit der Zeit diesen ganzen ungeheuer großen Strich Landes anfüllen werden. Sollte dieses dereinst wirklich geschehen: so würde es denen Schiffen, welche an dieser Küste vor Anker legen, um desto vortheilhaftiger seyn, weil nicht nur dieses Rindvieh, sondern auch sogar die Pferde vortrefflich gut zu essen sind. Nur scheint es zum Unglücke, als ob die patagonische Ostküste Mangel an der vornehmsten Labung, darnach man auf weiten Reisen Verlangen trägt, nämlich an süßem Wasser leide. Denn der Boden scheint voller Salz und Salpeter zu seyn, und es ist sowohl das fließende als das stehende Wasser meistentheils gesalzen. Unterdessen dürfte man bey genauerem Nachsuchen vielleicht dennoch gutes Wasser finden.

Wilde Pferde.

Es giebt eine große Menge dergleichen Schafe, die man Vigognes nennet, im Lande *p*): sie sind aber ungemein scheu und schnell im Laufen, folglich sehr schwer zu fangen. Die Küste wimmelt von Seekälbern und allerley Seevögeln, darunter die Pinguinen den Vorzug haben; hingegen sind die Einwohner an dieser Ostküste desto seltener. So lange als

Vigognes und andere Thiere.

m) A. d. 176 S.

n) A. d. 178 S.

o) Diese Muthmaßung ist um so viel wahrscheinlicher, weil es vor Ankunft der Spanier keine Hunde in America gab.

p) Andere nennen sie Llanacos, und schreiben ihnen

Anson. 1741.

als die Engländer im Julianshafen verweileten, bekamen sie keinen einzigen Menschen zu Gesichte. Hingegen bey Buenos ayres giebt es desto mehr, und sie sind öfters ziemlich verdrießliche Nachbarn für die Spanier. Allein, es genießt auch dieselbige Gegend eine weit gelindere Witterung, lustigere Aussicht, und eine mehrere Weite. Denn das feste Land hat daselbst eine Breite von drey bis vierhundert Meilen; dahingegen seine Breite auf der Höhe des Julianshafens kaum hundert beträgt. Vielleicht kömmt sonst niemand an die Ostküste, als die Einwohner der westlichen, oder auch der Gegenden um die Straße.

Warnehmungen bis an die Straße.

Freytags den 27sten des Hornungs lief das Geschwader aus dem Julianshafen. Das Senkbley gab überhaupt zwischen vierzig und funfzig Faden schwarzen und grauen Sandgrund, zuweilen mit Kieseln vermischt. Noch eben diesen Tag erblickte man das Jungfernvorgebirge in einer Entfernung von sechs bis sieben Meilen. Dieses Vorgebirge machet den nordlichen Theil von der Mündung der magellanischen Straße *q*). Ungeachtet es niedrig und glatt ist, so läuft es doch in eine Spitze zu. Auf dieser Höhe hatte man zwischen fünf und dreyßig und acht und vierzig Faden Grund. Die Engländer lerneten hier zum erstenmale, was die folgende Erfahrung unaufhörlich bestätigte, nämlich daß in diesen weit gegen Süden gelegenen Gegenden das schöne Wetter nie lange währte, und wenn es am schönsten wäre, einen Sturm verkündigte. Für diesesmal folgete auf einen windstillen Abend eine sehr stürmische Nacht. Indem sie gegen Süden steuerten, entdeckten sie des folgenden Tages das Feuerland zum erstenmale. Es erstecket sich von Süden gegen Westen, auf Südost gen Osten. Man sieht sonst nichts an ihm, als erstaunlich hohe Berge mit Schnee bedecket. Den ganzen Tag über folgete man der Küste, und das Senkbley zeigte zwischen vierzig und funfzig Faden Tiefe, Stein und Kiesgrund. Den folgendem siebenten Tag des Märzmonates gieng man früh um vier Uhr unter Segel. Um acht Uhr sah man Land, und bald darauf die Straße des le Maire. In selbigem Augenblicke war das Vorgebirge S Diego dem Geschwader gegen Ostsüdost; das Vorgebirge S. Vincent gegen Südost gen Ost; der Mondrain in der Mitte der drey Brüder, gegen Süden gen Osten; Monte Gorda gegen Süden, und das Vorgebirge St. Bartholomäus, welches die mittägige Spitze vom Staatenlande ist, gegen Ostsüdost. Alle diese Aussichten hat der Hr. Verfasser in seinen Karten vorgestellet. Er bemerket, es habe Herr Frezier von dem an die Straße stoßenden Stücke des Feuerlandes, einen sehr genauen Abriß gegeben, hingegen von dem Staatenlande, welches die andere Seite der Straße ausmachet, keine, und dieses habe die Steuerleute, als es darauf ankam, die Mündung der le mairischen Straße zu finden, in große Verlegenheit gesetzt, bis ihnen endlich diese Mündung auf einmal vor dem Gesichte war. Hätten sie sich nicht seit langer Zeit an die Küste gehalten: so wären sie vor der Straße vorbey gelaufen, und ohne ihr Wissen an die Ostseite des Staatenlandes gekommen.

Schrecklicher Anblick des Staatenlandes.

So schrecklich als der Anblick des Feuerlandes ist: so hat doch der Anblick des Staatenlandes noch etwas gräßlicheres an sich. Man sieht nichts als eine Reihe unzugänglicher Felsen, auf allen Seiten mit spitzigen Klippen von erstaunlicher Höhe, besetzet, mit ewigem Schnee bedecket, und mit Abgründen umgeben. Einige von besagten Klippen scheinen auf eine recht fürchterliche Weise gleichsam in der Luft zu schweben. Man sollte die Felsen

ihnen nur einige Aehnlichkeit mit den Vigognes zu.

q) Auf zwey und funfzig Grad ein und zwanzig Minuten Süderbreite, und ein und siebenzig Grad

Felsen, die ihnen zur Grundlage dienen, für ein Ganzes ansehen, das aber von der Gewalt eines heftigen Erdbebens an vielen Orten von einander geborsten ist und Klüfte bekommen hat. Ihre Wände sind beynahe schnur gerade. Sie scheinen in das Wesen der Felsen und bis an ihre Wurzel einzudringen. Mit einem Worte, diese Küste giebt den wildesten und gräßlichsten Anblick, den man sich vorstellen kann.

Anson. 1741.

Laufen durch die Straße.

Noch denselbigen Tag, an welchem das Geschwader die Mündung der Straße gefunden hatte, machte es sich das schöne Wetter nebst dem kühlen Winde zu Nutze, und lief hinein. Ungeachtet nun die Länge derselbigen ungefähr acht Meilen beträgt, so kam es doch mit Hülfe einer starken Fluth glücklich durch: hier endiget sich die atlantische See, und es nimmt dagegen die Südsee ihren Anfang. Indem nun die Engländer gedachten, voritzt wäre zwischen ihnen und denen reichen Ländern, nach denen sie trachteten, weiter nichts als eine offene See: so baueten sie schon allerley Schlösser in die Luft, und überlegeten, wie weit sie ihr Glück mit den Schätzen aus Chili und Peru treiben wollten. Ungeachtet der Winter mit Macht hereinbrach: so war doch der Himmel ungemein hell, und der gegenwärtige Tag dünkete sie der allerschönste zu seyn, den sie seit ihrer Abreise gehabt hätten. Also nun war ihr Zustand beschaffen, ehe der 7te des Märzmonates zu Ende lief. Allein, kaum waren sie aus der Straße heraus, so wären sie beynahe nebst allen ihren Anschlägen in den Abgrund versunken.

Unerhörte Stürme.

Ehe noch die letzten Schiffe vom Geschwader zur Mündung heraus waren, überfiel sie ein dermaßen entsetzlicher Sturm, daß sie zweifelten, ob das Vorhaben das Vorgebirge Horn vorbey zu segeln, ihr Vermögen nicht überstiege? Bisher hatten sie vermeynet, ihre Vorgänger hätten die Schwierigkeiten dieser Fahrt entweder nur erdichtet, oder doch mit einer ziemlichen Vergrößerung so gefährlich abgeschildert: die Gefahr aber, damit sie die folgenden drey Tage kämpfen mußten, bedünkete sie alles zu übersteigen, was ein Mensch jemals ausgestanden haben möchte. Wir wollen zu einiger Abwechslung ein Stück von dieser unerhörten Beschreibung mittheilen. „Seit dem Sturme, der uns an der Mündung „überfiel, saget der Verfasser, folgete einer auf den andern, und unsere erfahrensten See„leute gestunden, alles, was sie bisher Stürme geheißen, sey dagegen wie nichts zu achten. „Die Wellen giengen so hoch und so kurz auf einander, daß man ihres gleichen in keinem „einzigen bekannten Meere sieht. Wir waren nicht ohne Ursache in unaufhörlicher Angst. „Hätte sich eine einzige Welle an unserm Schiffe gebrochen: so hätte sie uns in den Ab„grund gedrücket. Nebst dem verursachten sie ein dermaßen gewaltsames Schwanken des „Schiffes, daß man in unaufhörlicher Gefahr schwebete, sich den Kopf am Verdecke „oder an der Wand einzustoßen. Einige von unsern Leuten büßeten durch dergleichen Zu„fälle ihr Leben ein, andere wurden beschädiget. Einer von unsern besten Matrosen wurde „aus dem Schiffe geschleudert, und ersoff; ein anderer verrenkete sich den Hals; noch ein „anderer wurde durch die Lücke zwischen die Verdecke geworfen, und zerbrach das Bein. „Ein Oberbootsmann brach den Achselknochen an zween Orten entzwey. Was diese Stür„me am aller gefährlichsten machte, das war ihre Ungleichheit, und die zwischen ihnen „anscheinende Aufklärung. Dabey waren sie mit kaltem Regen und Schnee vergesellschaf„tet; unser Tauwerk war mit Eis überzogen, und unsere Segel froren steif. Dadurch wur„de

Grad vier und vierzig Minuten westlich von London. Man theilet einen genauen Abriß davon mit, auf welchem das Vorgebirge selbst vorgestellet ist.

Anson. 1741.

„de eines wie das andere so mürbe, daß es nicht die geringste Gewalt auszustehen ver„mochte. Unsere Leute vermochten sich kaum zu rühren. Einige erfroren Hände und Fü„ße, u. s. w.

Fernere Gefahr.

Nunmehr hatte man mit diesen entsetzlichen Stürmen schon sieben Wochen unter Furcht und Hoffnung gekämpfet. Fast alle Schiffe hatten bereits Nothzeichen gegeben. Dieses hatte seine Rhaen, ein anderes ein Paar Masten eingebüßet. Unterdessen hoffete man doch mit Ausgange des Märzmonates, es werde das Elend nunmehr bald ein Ende nehmen, weil man vermöge der Schätzung zehen Grade westlich vom Feuerlande zu seyn glaubete, diese Entfernung aber doppelt so groß ist, als sie nach dem Ermessen der Seefahrer seyn muß, wenn sie der Gewalt der westlichen Ströme die Wage halten solle. Dennoch vermeynete man schon weit genug in der Südsee zu seyn; und man bemühete sich schon seit langer Zeit, gegen Norden zu steuern. Den 13ten des Aprilmonates war man nur noch einen Grad der Breite südlicher, als die westliche Mündung der magellanischen Straße. Die Hoffnung wuchs: allein, beynahe hätte man sie theuer genug bezahlet. Denn in der folgenden Nacht fehlete es wenig, so wäre das ganze Geschwader auf den Strand besagter Küste gelaufen. Zum Glücke heiterte sich nicht nur das Wetter, welches bis dahin ungemein trübe gewesen war, auf einmal auf, und man erblickte das Land in einer Nähe von zwo englischen Meilen vor sich, sondern es begonn auch der Mond zu scheinen, und der Wind

Anmerkungen die Schiffahrt betreffend.

r) Auf der 222 S. Indem der Verfasser ein ganzes Capitel dazu anwendet, daß er den Seefahrern, welche um das hornische Vorgebirge schiffen wollen, Unterricht ertheilet: so berechtiget uns zwar die Trockenheit der Materie im geringsten nicht, eine Abhandlung von solcher Wichtigkeit mit Stillschweigen zu übergehen, wohl aber erlaubet sie, den Vortrag abzukürzen, und in eine Anmerkung zu verweisen. Gleich anfänglich schiebt der Verfasser alles Unglück, das sein Geschwader betraf, auf das lange Verzögern; indem es die einzige Ursache war, daß sie nachgehends zur allerschlimmesten Zeit im ganzen Jahre, in die Südsee kamen. Hierauf behauptet er durch verschiedene Gründe, es sollten alle Schiffe, die ihre Fahrt nach der Südsee geheim halten wollen, die brasilische Küste sorgfältig vermeiden. Wofern sie aber wegen Mangels an Bedürfnissen schlechterdings daselbst anzulegen genöthiget würden: so sollten sie doch die Catharineninsel sonst nicht als nur im äußersten Nothfalle besuchen; 1. weil es keine solche Thiere, die man lebendig an Bord nehmen kann, als zum Exempel, Schweine, Schafe und Geflügel, daselbst giebt, und das Volk viel ausstehen muß, wenn es lauter eingesalzen Fleisch zu essen bekömmt. 2. Weil diese Insel allzunahe am Plataflusse liegt, folglich die Spanier allzuleicht erfahren können, was für Schiffe dahin kommen. Er seines Ortes hält Rio-Janeiro für bequemer. Es giebt dort Schweine und Geflügel; es ist auch wegen der ziemlich weiten Entfernung vom Plataflusse das beyderseitige Verkehr nicht so stark.

Den Weg um das Vorgebirge Horn betreffend, giebt er eine Lehre von äußerster Wichtigkeit, welche, wie er saget, sowohl auf seine eigene Erfahrung als auf die Vergleichung vieler Tagebücher mit einander gegründet ist. Wer nämlich in die Südsee verlanget, der muß nicht durch die le mairische Straße laufen, sondern vielmehr die Ostseite des Staatenlandes gewinnen, und erstlich bis auf die Höhe von ein und sechzig bis zwey und sechzig Grad südlich, sodann aber gegen Westen steuern, auch in dieser Breite so lange, bis er genugsam versichert ist, nun sey er weit genug nach Westen fortgerücket, bleiben; hernach erst muß er sich gegen Norden wenden. Zu Bewegungsursachen bringt der Verfasser folgendes bey: es sey das Durchschiffen der le mairischen Straße mit großer Gefahr verknüpfet, und der Klugheit gar nicht gemäß, sich derselbigen zu unterwerfen, indem man auf diesem Wege nicht weiter gegen Westen komme, als auf einer andern weit sicherern Fahrt auf offener See. 2. Bis auf die Breite von ein und sechzig bis zwey und sechzig Graden räth er deswegen südlich zu halten, weil aller Wahrscheinlichkeit zu Folge auf besagter Höhe weder die Ströme so reißend, noch die Winde so stürmisch und unbeständig seyn können. Auch lehret dieses die im Texte

Anson. 1741.

Wind erlaubete, gegen Süden zu wenden. Man schloß aus der Breite dieses Landes, es sey ein Stück von dem Feuerlande, nicht weit von der südlichen Mündung der magellanischen Straße, welche Hr. Frezier in seiner Karte bemerket hat, und man hielt es für die daselbst befindliche Landspitze, das schwarze Vorgebirge genannt. Die Engländer konnten nicht begreifen, wie es zugienge, daß die Ströme sie dermaßen weit gegen Osten geführet hatten. Denn vermöge aller ihrer Schätzungen, sollten sie schon über zehn Grade westlich von diesem Lande entfernet seyn. Aber nun hatten sie statt der neunzehen Grad Länge, die sie nach ihrer Meynung zurück geleget hatten, nicht die Hälfte zurück geleget. An statt also nunmehr unter einen gemäßigtern Himmelsstrich und in eine ruhigere See zu kommen, wie sie gehoffet hatten, mußten sie wieder gegen den Pol zurück kehren, und mit der schon so lange Zeit ausgestandenen Wuth der tobenden Westwinde von neuem kämpfen. Die Krankheiten nahmen überhand. Es starben auf allen Schiffen, von Tage zu Tage mehr Leute weg, und was sie am meisten niederschlug, das war die merkliche Verminderung des Geschwaders. Denn seit dreyen Tagen fehleten zwey von den besten Schiffen, nämlich der Severne und die Perle. Sie kamen auch nie wieder zum Vorscheine. Jedermann glaubete, sie wären auf der Küste gescheitert, weil ihnen das Mondlicht und der Wind nicht so günstig gewesen, als den übrigen *r*).

Wie weit die Schätzung der Engländer fehlete.

Texte angeführte Erfahrung wirklich. Denn als er, um sich vom Lande loszumachen, gegen Süden lief, so hatte er keine so stürmische Winde. Zwar die Luft war kalt und schneidend, auch der Wind heftig genug: allein, er veränderte sich nicht, sondern blieb immer einerley; der Himmel war heiter, und das Wetter hell. Gleichfalls sind die Ströme daselbst nicht so reißend, als neben der Küste, sondern sie werden immer schwächer, je weiter man vom Lande wegkömmt. Alles dieses ist in der Erfahrung gegründet, und der Verfasser bringt deswegen verschiedene Erläuterungen bey.

Noch eine andere Warnung von gleicher Wichtigkeit ist, man solle die Durchfahrt zu keiner andern Zeit als mitten im Sommer, das ist, im Christmonate und Jenner unternehmen. Zieht man sonst gar nichts als die Ungestümigkeit der Westwinde in Erwägung: so sollte man vermeynen, die Engländer hätten im ganzen Jahre keine unbequemere Zeit zu ihrer Durchfahrt treffen können, als die Nähe des Gleichtages: allein, man würde mitten im Winter wegen der grausamen Kälte und kurzen Tage noch weit mehr ausstehen müssen, und nicht weit genug gegen Süden laufen können. Mit einem Worte, die besten Monate, die man wählen kann, sind der Christmonat und Jenner; insonderheit muß man nach verstrichenem Märzmonate sich durchaus nicht mehr in die südlich am hornischen Vorgebirge befindlichen Meere wagen.

Sind die Schiffe einmal in die Südsee gekommen: so ist der beste Erfrischungsort, den man ihnen vernünftiger Weise vorschlagen kann, die Insel Fernandez. Zwar giebt es an der patagonischen Westküste Hafen genug: allein, es ist diese Küste nicht nur allenthalben mit Klippen und Felsen besetzt, sondern es herrschen auch die tobenden Westwinde ohne Unterlaß daselbst. Ehe man sich also dahin waget, wird man wenigstens die Rheden, Gaten, und Ankerplätze vorher kennen müssen.

Statt der brasilischen Küste, weis man bereits zween andere Orte zum Ausruhen vorzuschlagen, zu deren besserer Untersuchung der Verfasser seine Landesleute aufmuntert. Der eine ist die Insel Pepys, die auf sieben und vierzig Grad Süderbreite, und nach Halleys Ermessen achtzig Seemeilen vom weißen Vorgebirge an der patagonischen Ostküste liegt. Den zweyten fände man auf den Inseln Falkland unter dem ein und funfzigsten Grade Süderbreite und ungefähr im Süden von der Insel Pepys. Diese letztbesagte Insel wurde im Jahre 1686 vom Hauptmanne Cowley entdecket; er beschreibt sie als einen zum Holz und Wasserholen höchstbequemen Ort, mit einem guten Hafen, darinnen wohl tausend Schiffe Platz hätten, und wo man über dieses Vögel und Fische im Ueber-

Anson. 1741.

Man steuerte hierauf bey ungemeinem schönen Wetter, welches bis auf den 24sten des Maymonates dauerte, gegen Südwest, bis über den sechzigsten Grad Süderbreite, und sechs Grade westlich vom schwarzen Vorgebirge. Allein, hier überfiel sie ein solches Ungestüm, daß der Geschwaderoberste seine vier übrigen Schiffe aus dem Gesichte verlor, ungeachtet sie bey allen bisherigen Stürmen um ihn geblieben waren. Er sah sie nicht eher wieder, als nach seiner Ankunft bey der Insel Fernandez; die ganze Zeit über, da er gegen Norden segelte, vom 22sten des Aprilmonates bis zum Ende desselben, wurde er von den Winden bestürmet, bis er endlich am letzten Tage des Monates sich auf zwey und funfzig Grad dreyzehn Minuten Breite, das ist, nordlich über der magellanischen Straße befand, und sodann hoffete, er habe nunmehr die Durchfahrt geendiget, und werde nun in das Südmeer einlaufen. Unterdessen hatte er alle Tage mehr auszustehen, nicht nur vom Scharbocke, welcher unter seinen Leuten gewaltig aufräumete r), sondern auch von den allerwidrigsten Hindernissen an seiner Fahrt, welche ihm weder die Insel Socoro, als den ersten Sammelplatz, noch die Höhe bey Baldivia, wo der zweyte seyn sollte, erreichen ließen. Der Verfasser giebt uns eine sehr traurige Abschilderung von dem Zustande, darinnen er sich bis den 9ten des Brachmonates befand. An selbigem erblickte man mit grauendem Tage die Insel Juan Fernandez. Man hatte siebenzig bis achtzig Mann verloren. Es fehlete am Wasser, und die noch übrige Mannschaft war durch Krankheiten und

In welchem Zustande er nach Juan Fernandez kömmt.

Ueberflusse fände. Die Inseln Falkland sind von unterschiedlichen Seefahrern sowohl Franzosen, als Engländern besucht worden. Herr Frezier hat sie unter dem Namen der neuen Inseln in seine Karte von der americanischen Südspitze gesetzet. Woods-Rogers, welcher im Jahre 1708 nordostlich an der Küste dieser Inseln vorbey lief, saget: sie erstreckten sich ungefähr zween Grade weit in die Länge; sie beständen aus lauter Anhöhen, die immer sanft von einander ablaufen; der Boden schiene gut zu seyn, wäre mit Waldungen bewachsen, und man fände gute Hafen da. Beyde Orte liegen in einer schicklichen Entfernung vom festen Lande. Bekannt ist, daß die beyden englischen Schiffe, der Herzog und die Herzoginn von Bristol, nicht mehr als fünf und dreyßig Tage zwischen der Insel Falkland und der Insel Juan Fernandez zubrachten. Indem nun die Rückreise wegen der in dasigem Gewässer herrschenden Westwinde noch leichter fällt: so glaubet der Verfasser, man habe zu der ganzen Reise, d. i. zur Hin- und Herfahrt nur etwas mehr als zween Monate nöthig: diese Entdeckung hält er für ungemein vortheilhaft.

Um seine Vorschläge desto mehr zu erleichtern, theilet er von dieser Weltgegend eine Landkarte mit, die er für richtiger hält, als alle, die bisher ans Licht gekommen sind. Nach seiner Meynung sind die beyden besten, die man von dem südlichen Ende des mittägigen America hat, die vom Halley über die Abweichung der Magnetnadel entworfene, und die, welche Frezier in seiner Reise nach der Südsee beygebracht hat. Allein, es giebt noch eine dritte, nämlich des Narborough seine von der magellanischen Straße und den benachbarten Küsten, welche nicht nur so weit, als sie geht, richtiger ist, als des Freziers, sondern auch gewisser maßen als die Halleysche, absonderlich was die Länge der zur Straße gehörigen Landstücke betrifft. Was die Küste von dem weißen Vorgebirge bis an das Feuerland betrifft, so war der Verfasser im Stande, sie aus seinen eigenen Wahrnehmungen verbessert vorzustellen, indem er bey dem Vorbeyfahren vor dieser Küste das Land fast beständig im Gesichte behielt. So hält er auch die von ihm angegebene Stellung der nordlich über der magellanischen Straße liegenden Westküste, für besser getroffen, als sie in keiner andern Karte ist.

Er behauptet, man dürfe sich keinesweges auf die Länge verlassen, welche Hr. Frezier der le mairischen Straße und dieser ganzen Küste in seiner Karte beyleget. Denn, saget er, es ist alles zusammen um acht bis zehn Grade zu weit gegen Osten gerücket, wenigstens doch in dem Falle, wofern man sich auf die Uebereinstimmung vieler Tagebücher, welche über dieses noch an einigen Orten durch astronomische Beobachtungen bestätiget wurde, verlassen darf. Also darf man zum Exempel für das Jungfernvorgebirge nicht wohl weniger als ein u. siebenzig Grade westlicher Länge von London ansetzen: Hr. Frezier hingegen giebt ihm nicht einmal



l'Ile de **JUAN FERNANDES** dans la Mer du Sud à 33°. 40'. de Latitud
Variation de l'Aiguille aim

Ost Spitze
Caye du Singe
Affen Kay
25
Felsenbank
unter dem Wasser
27
26
19
Baye de l'Est
Ost bay
25
30
Grauer feiner Sand
Sable gris et fin
39
46
Die Kriek
La Crique
52
Cumberlands-bay
56 55 44 32
10
Baye de Cumberland
47
80
Sable fin
Feiner Sand
56
Baye de l'Ouest
West bay
34
Baye du Pain du Sucre
Zuckerhuts oder West bay
West Spitze



BESONDERE KARTE VON DER INSEL JUAN FERNANDES aus der Reise beschreibung des Amiral Anson.

Echelle de 2 Lieues de vingt au Degré.

2

Maaßstab von zwo Französischen Seemeilen.

und Arbeit dermaßen entkräftet, daß keine zehn Matrosen mehr auf die Wache ziehen konnten t). Anson. 1741.

Die Erscheinung des Landes, das man auf zehn bis zwölf Seemeilen in Nord ein halb Viertel gen Ost vor sich sah, war ein höchsterfreulicher Anblick für die Kranken. Weil man um die Bay, welche an der Nordseite ist, zu finden, eine Zeitlang neben der Insel hersegeln mußte: so erregte die unvergleichliche Aussicht der grünenden Thäler und vieler Wasserquellen eine solche Begierde in ihnen, die schwer zu beschreiben fällt. Ungeachtet es in der Insel einen Ueberfluß von allerley trefflichen Gewächsen giebt: so waren doch die ersten Leute, die man ans Land schickte, nicht so glücklich, dergleichen Kräuter in der Eile zu finden; sie rafften also in der Geschwindigkeit nur schlechtes Gras zusammen: gleichwohl wurde es mit unglaublicher Gierigkeit verschlungen. Den folgenden Tag kam man in der Bay auf sechs und funfzig Faden vor Anker, und erblickete noch an eben demselben ein Segel, das man bald darauf für den Tryal, ein zum Geschwader gehöriges Schiff erkannte. Es hatte nicht weniger ausgestanden, als des Geschwaderobersten seines.

Genaue Beschreibung der Insel Fernandez.

Sobald man die Kranken versorget hatte, beschäfftigten sich die noch einigermaßen Gesunde damit, daß sie, um eine ausführliche Beschreibung von dieser Insel geben zu können, solche aller Orten durchstrichen. Herr Anson, welcher beständig auf den Nutzen der Schiffahrt gedacht, hatte aus eigener Erfahrung gelernet, wie viel an dergleichen Nachrichten

mal sechs und sechzig Grade von Paris, folglich weniger als drey und sechzig Grade von London, welches aber ganz gewiß um acht Grade zu wenig ist. Der Verfasser fand nur drittehalb Grade Unterschied in der Länge, zwischen dem Jungfern- und Bartholomäusvorgebirge, das der le mairischen Straße in Osten liegt; Frezier hingegen machet diesen Unterschied vier Grade groß, und setzet folglich nicht nur das Bartholomäusvorgebirge um zehn Grade zu weit ostlich, sondern giebt auch der Küste zwischen der magellanischen Straße eine gedoppelte Größe.

In Halleys Karte hält der Verfasser zwar die brasilische, imgleichen die am Südmeere gelegene peruvianische Küste für gut gezeichnet: allein, von dem Plataflusse an der Ostseite, und dem gegenüber befindlichen Puncte auf der Westseite, laufe die Küste in besagter Karte von Grad zu Grad allzusehr westlich, also daß nach seiner Meynung die magellanische Straße beynahe um funfzig Seemeilen von ihrem wahren Orte weggerücket sey. Wenigstens folget doch dieses aus den Beobachtungen des ganzen Geschwaders, welche mit des Narboroughs seinen einstimmig sind. Gleichfalls sind alle Tagebücher des Geschwaders darinnen einstimmig, daß sie die westliche Länge des Julianshafens zwischen siebenzig u. ein Viertel, und ein und siebenzig und einen halben Grad ansetzen, ungeachtet sie Halley, vermittelst einer Mondfinsterniß, welche Wood in diesem Hafen beobachtete, auf sechs und sechzig und einen halben Grad fest setzen will.

Endlich hat der Verfasser nicht nur den Weg, den er wirklich machte, sondern auch den vermeynten, das ist, den die Schätzung angab, in seiner Karte verzeichnet, um dadurch die Gewalt der Ströme, und wie erstaunlich weit sie vom Wege abführen, vorstellig zu machen. Er hat auch die Tiefen an der patagonischen Küste, und die Abweichung der Magnetnadel dazugesetzet, woraus zu sehen, daß dieser Karte an keinem wesentlichen Stücke etwas fehlet. A. d. 258 und vorherg. S.

s) Unter andern erstaunlichen Wirkungen dieser Krankheit, erzählet der Verfasser auch folgende: ein am Borde befindlicher Soldat war vor funfzig Jahren in der Schlacht an der Boyne verwundet, und so vollkommen geheilet worden, daß ihm seit dem nicht das geringste gefehlet hatte. Allein, so bald er den Scharbock bekam, brachen alle seine Wunden auf, imgleichen lösete sich an dem Orte, wo damals der Knochen einen Bruch bekommen hatte, die Schwiele auf, eben als ob der Bruch nie geheilet worden wäre, ungeachtet sie sich vollkommen gut angesetzet hatte. Viele Matrosen mußten zwar wohl im Hangebette liegen, schienen aber doch bey ziemlichen Kräften zu seyn, ja es schmeckte ihnen das Essen, sie waren lustig, und hatten eine starke Stimme: allein, so bald man sie bewegte, auch in ihrem Hangebette, gaben sie im Augenblicke den Geist auf. A. d. 270 S.

t) A. d. 282 S.

Anson. 1741.

ten gelegen sey. Denn eben deswegen, weil er die Lage dieser Insel nicht genau wußte, hatte er sie am 15ten des Maymonates, da er sehr nahe dabey war, verfehlet, und sich zur Unzeit wieder gegen Osten gewendet, welcher Irrthum ihm manchen Mann kostete.

Er ließ daher alle Rheden und Küsten sorgfältig untersuchen, und befahl, nicht das geringste außer Acht zu lassen. Die Insel Juan Fernandez liegt auf drey und dreyßig Grad vierzig Minuten Süderbreite und hundert und zehn Seemeilen weit von dem festen Lande Chili. Ihren Namen hat sie von einem gewissen Spanier, dem sie von der Regierung zugestanden wurde, der auch anfänglich eine Pflanzstadt darauf anlegen wollte, nachgehends aber sie wiederum verließ. Die Insel selbst hat eine unregelmäßige Gestalt u). Ihre größte Weite beträgt zwischen vier und fünf Meilen, ihre Breite hingegen nicht völlig zwo.

Cumberlandsbay und ihre Beschaffenheit.

Der einige gute Ankerort ist an der Nordseite, wo es drey Bayen giebt. Die mittelste, die man unter dem Namen der Cumberlandsbay kennet, ist die breiteste, tiefste und beste. Die beyden übrigen, davon eine die Ost- die andere die Westbay heißt, sind eigentlich nur zum Ausschiffen bequem, weil die Schaluppen ihre Wassertonnen bis auf den Strand führen können. Die Cumberlandsbay ist gegen alle Winde von der Südseite sicher, und die Schiffe haben daselbst von keinem unter ihnen etwas zu besorgen, ausgenommen von denen, die zwischen Nordnordwest, und Ostsüdwest blasen. Allein, die Nordwinde sind in dieser Gegend so selten und so schwach, daß man sich vor ihnen wenig zu fürchten hat. Uebrigens, da diese Bay die beste Rhede auf der ganzen Insel ist: so scheint es nöthig, noch dieses dabey zu erinnern, daß die Schiffe an der Westküste, und etwas weiter als die Länge von zwey Ankertauen beträgt, anlegen müssen. Hier können sie auf vierzig Faden Tiefe vor Anker, und vor der Gewalt der Wellen, welche die Ost- oder Westwinde in die Bay jagen, fast gänzlich sicher liegen. Blasen besagte Winde, so muß man das Tau, wo es am Anker hängt, fünf bis sechs Faden lang mit eisernen Ketten oder mit sonst etwas umwinden, damit es sich nicht an den Grundklippen entzwey reibt.

Es ist bereits erwähnet worden, daß der Nordwind hier selten zu spüren sey, welches vielleicht von der Höhe des Landes, das der Bay gegen Mittag liegt, herkommen mag. Die Südwinde, welche hier gemeiniglich regieren, kommen zuweilen stoßweise, und mit großem Ungestüme vom Lande her, dauern aber selten über zwo bis drey Minuten. Diese öftern und plötzlichen Windstöße verhindern das Einlaufen in die Bay, wenn der Wind vom Lande kömmt.

Nordlicher Theil.

Der nordliche Theil der Insel besteht aus hohen und steilen Bergen, und giebt es einige ganz unzugängliche darunter, ungeachtet sie meistentheils mit Holze bewachsen sind. Ihre Erde ist locker und gar nicht tief, also daß zuweilen große Bäume aus Mangel der Wurzeln abstehen, oder von dem geringsten Stoße umfallen. Ein Matrose vom Geschwader, der auf einem solchen Berge den Ziegen nachspührete, ergriff einen auf dem Abschusse desselbigen stehenden Baum, um sich das Steigen zu erleichtern: allein, der Baum fing an zu sinken, und der Mensch gerieth ins Fallen; währenden Herabrollen suchte er sich an einem andern Baume von einer sehr ansehnlichen Größe zu erhalten: doch dieser stund eben so wenig fest, als der vorige, und der Kerl stürzete sich an den Felsen zu Tode x).

Südlicher Theil.

Der mittägige Theil der Insel, oder vielmehr der gegen Südwest gelegene, ist weit anders beschaffen, als ihre übrigen Gegenden. Es ist ein dürrer, steiniger, von allen Bäumen

u) Der Verfasser stellet auf drey Karten vor, wie sie von unterschiedlichen Seiten anzusehen ist.

Plan de la Côte du N. E. de l'Ile de

KÜSTE
VON NORD OST DER INSEL
JUAN FERNANDES
aus der Reise beschreibung des
Amiral Ansons.

Baye de l'Est
Ost bay

Sable fin
Feiner Sand

La Crique
Die Kriek

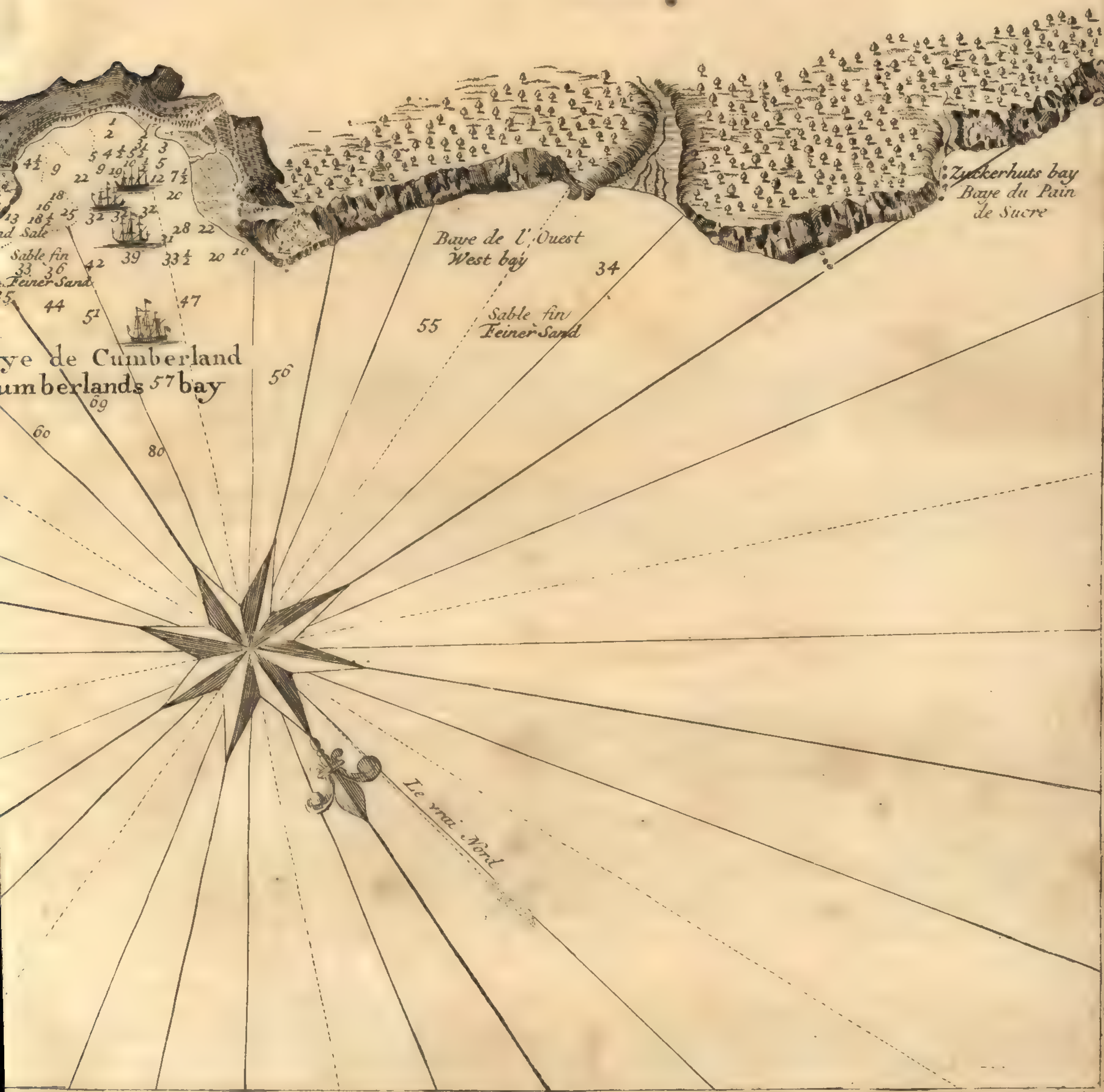
25
8½
27
26
19
25
30
39
46
52
55
56

Echelle de Deux Milles d'Angleterre.



Maaßstab von zwo Englischen Meilen.

JUAN FERNANDES





A

B

Ziegen-Insel

Monkey-bay
od. Affen-bay

C Ost-bay

AUSSICHT DER INSEL J

wenn man von der Ostnor

AUSSICHT VON CUMBERLANDS

D

E

Cumberlands bay

West bay

JUAN FERNANDES.

dostseite kömmt.

BAY.

F. de Bakker fecit, 1750.



men kahler Boden, oder in Vergleichung mit dem mittägigen niedrig und sehr eben. Es verlanget nie ein Schiff, daselbst zu landen; denn die Küste ist sehr steil; es fehlet an süßem Wasser, und man steht dem Südwinde bloß, welcher fast das ganze Jahr über, absonderlich im Winter, daselbst regieret. Die Bäume, die in den Wäldern auf der Nordseite der Insel wachsen, sind beynahe alle gewürzartig, auch von allerley Gattungen: doch giebt es keine solche Stämme, als man zu starkem Zimmerwerke nöthig hat, nur den Mirthenbaum, als den größten auf der Insel, ausgenommen, wiewohl er dennoch keine Zimmerhölzer, die über vierzig Schuh lang wären, liefern kann. Er hat eine runde Krone, als ob sie mit Fleiß also geschnitten wäre. Auf seiner Rinde wächst eine Art von Moose, das wie Knoblauch riecht und schmecket. Auch findet man den Pimento und den Kohlbaum auf der Insel, wiewohl in geringer Anzahl.

Anson. 1741.

Früchte der Insel.

Nebst einer unzähligen Menge anderer Pflanzen, welche auf dieser Insel von selbst wachsen, deren Beschreibung aber eine größere Kenntniß der Kräuterwissenschaft erfordert, als der Verfasser sich beyleget, fanden die Engländer auch beynahe alle Gewächse, die man für bewährte Mittel gegen den Seescharbock hält, als zum Beyspiele, den Brunnkreß, den Portulack, trefflichen Sauerampfer, und erstaunlich viele Steckrüben und sicilianische Rettige. Das Grüne an den Rettigen schmeckte ihnen besser, als die Wurzel selbst, welche nicht selten holzig war. Sie fanden auch viel Haber und Klee. Nach den Kohlbäumen sehneten sie sich nicht sonderlich; denn weil sie fast allemal am Rande irgend eines Abgrundes, oder an einem andern steilen Orte stunden: so mußte man um eines einigen Kohlhaupts willen, den ganzen Baum umhauen. Ueberhaupt schicket sich die Insel, wegen der gelinden Witterung und des trefflichen Bodens, für allerley Gewächsgattungen ungemein gut. Man darf das Erdreich nur ein wenig umrühren: so steht es im Augenblicke voll Rüben und Rettige. Herr Anson hatte Saamen von mancherley Küchengewächsen, und Kerne von allerley Obstbäumen bey sich: er ließ also Lacktuck, und gelbe Rüben aussäen, auch Pflaumen, Abricosen, und Pfirschkerne stecken. Diese Bemühung blieb nicht ohne Frucht, wenigstens doch in Ansehung der Obstbäume; denn nachgehends erfuhr er, man habe seit seiner Anwesenheit auf dieser Insel eine große Menge Abricosen und Pfirsichbäume angetroffen, dergleichen man daselbst noch nie gesehen hatte.

Natürliche Schönheit der Insel.

In den Wäldern, damit die steilen Berge meistentheils bewachsen waren, gab es nicht das geringste Dorngebüsche, das den Eingang schwer machte. Weil in dem nordlichen Theile der Insel die Felsen und jähen Klippen sehr unordentlich durcheinander stunden: so halfen sie um eben dieser Ursache willen, eine große Anzahl schöner Thäler bilden, durch welche viele Bäche hinflossen, und meistentheils dem Auge Wasserfälle von allerley Gattungen vorstelleten. Die schattigten Wälder, und der liebliche Geruch, den sie ausdünsteten, die hohen Felsen, welche gleichsam in der Luft schwebeten, und das herabstürzende silberhelle Wasser, machten hier und dort dermaßen angenehme Lustorte, als in irgend einer Gegend auf der ganzen bekannten Welt zu finden seyn mögen. Wir wollen diese Beschreibung mit folgenden Worten des Verfassers beschließen: „Unstreitig ist „es, saget er, daß an diesem Orte die Einfalt der Natur alles, was die sinnreicheste Ein„bildungskraft auszudenken vermag, übertrifft. Die Anmuth des Ortes, wo der Geschwaderober-

x) Ebendaselbst II Theil, auf der 22 Seite.

Anson. 1741.

„deroberste sein Zelt aufschlagen ließ, und sich Zeit seiner Anwesenheit aufhielt, ist mit keinen Worten zu beschreiben. Es war ein Rasenplatz von mittelmäßiger Größe, lag eine „halbe englische Meile vom Strande, und in einer Gegend, wo das Erdreich einen gleichsam unmerklichen Abschuß hatte. Vor dem Zelte war ein breiter Gang bis an die See „durch Wald ausgehauen. Und weil das Land allmählig immer niedriger wurde, so erblickte man am Ende des Ganges die Bay und die vor Anker liegenden Schiffe. Um den „Rasenplatz selbst stunden große Myrthenbäume in einem halben Kreise herum. Indem „nun dieses Wäldchen zwar höher stund, als der Rasenplatz, doch aber nicht so hoch, daß es „dem Auge den Anblick der Berge und steilen Klippen benehmen konnte: so vermehreten „diese gräßlichen Klüfte, die über den Wald hervorrageten, die Anmuth der Aussicht. Ja „damit an diesem Lustorte alle Schönheiten beysammen wären: so rauscheten etwa hundert Ruthen weit vom Gezelte zween crystallenhelle Bäche, einer zur rechten, der andere zur linken Hand zwischen den Bäumen heraus.„ Dem Verfasser gefiel diese anmuthige Gegend sowohl, daß er sie für werth achtete, sie in Kupfer stechen zu lassen *y*).

Thiere auf der Insel.

Was die Thiere auf der Insel betrifft, so versichern einige Reisende, sie hätten eine große Menge Ziegen und Böcke darauf angetroffen. Es ist auch ihr Zeugniß desto unverdächtiger, weil bekanntermaßen die Boucaniers und Flibustiers, als sie in diesen Gewässern herumschwärmeten, diese Insel sehr fleißig besucheten. Ja man hat noch zwey Exempel, das eine von einem indianischen Mosquitten, das andere von einem Schotten, Namens Selkirk, die alle beyde auf der Insel zurück gelassen wurden, und bey einem etlichjährigen Aufenthalte daselbst, Zeit genug hatten, die Reichthümer derselbigen zu erforschen. Selkirk blieb wohl vier bis fünf Jahre darauf, fuhr hernach auf dem Schiffe, der Herzog und die Herzoginn von Bristol, wieder ab, und gab eine Beschreibung seiner Abentheuer heraus *z*). Dieser nun berichtet absonderlich, er habe mit freyer Hand mehr Ziegen gefangen, als er zu seiner Nahrung bedurft, den überflüßigen habe er ein Zeichen an die Ohren gemacht, und sie wieder laufen lassen. Ob er nun gleich ungefähr zwey und dreyßig Jahre vor Ankunft des englischen Geschwaders auf der Insel gewesen war: so hatte doch die allererste Ziege, welche die Engländer schossen, aufgeschlitzte Ohren, woraus zu schließen war, sie müsse dem Selkirk durch die Hände gegangen seyn. Es hatte dieses Thier ein prächtiges Ansehen, einen ehrwürdigen Bart, und andere Merkmaale eines hohen Alters an sich. Nachgehends bekamen sie noch mehr dergleichen Thiere mit einem Merkmaale am Ohre, und man erkannte insonderheit die Böcke an ihrem erstaunlich langen Barte, und andern Zeichen eines sehr langen Lebens.

Alte Ziegen des Alexander Selkirks.

Sind durch die Hunde vertilget worden.

Allein, diese Menge Ziegen hat sehr abgenommen, seit dem die Spanier erfuhren, zu was für einem Gebrauche die Boucaniers und Flibustiers das Fleisch dieser Thiere anwendeten. Denn damit sich ihre Feinde auf diese Weise nicht weiter helfen könnten, nahmen sie sich vor, die ganze Art auszurotten. Zu diesem Ende brachten sie eine große Menge Hunde in die Insel, die sich sehr vermehreten, und so weit sie kommen konnten, alle Ziegen vertilgeten, also daß voritzt nur noch wenige zwischen den Klippen und Klüften, dahin sie kein Hund verfolgen kann, vorhanden sind. Sie haben sich in kleine Heerden, jede von zwanzig bis dreyßig Stücken vertheilet, jedwede Heerde hat ihren eigenen Bezirk. und

Ueberbleibsel von ihnen.

y) Um dieser Ursache willen hat man sein Werk für einigermaßen romanenmäßig ausgeben wollen.






AUSSICHT VON DEM
ORTE AUF JUAN FERNANDES
wo das Haupt von dem Geschwader sein Zelt hatte.



und mischet sich nicht unter die übrigen. Es fiel den Engländern sehr schwer, welche zu erlegen. Allein, weil ihnen ihr Fleisch ungemein behagte: so lerneten sie durch unermüdeten Fleiß zuletzt alle Heerden kennen. Wie der Verfasser glaubet: so betrug die ganze Anzahl aller auf der Insel vorhandenen Böcke und Ziegen, damals nicht über zwey hundert Stücke *a*). Anson. 1741.

Die Hunde, von welchen sie vertilget, oder doch aus den ebenen Gegenden der Insel verjaget worden, sind von allerley Gattungen, und haben sich sämmtlich ungemein vermehret. Sie legten zuweilen einen nächtlichen Besuch bey den Engländern ab, und holeten ihre Eßwaaren weg. Ja sie fielen so gar einige Matrosen an, denen man zu Hülfe kommen mußte, weil sie sich ihrer nicht mehr erwehren konnten. Man glaubet, seitdem es ihnen an Ziegen fehlet, müßten sie hauptsächlich von jungen Seekälbern leben; denn als die Engländer ihr Fleisch versucheten, hatte es einen Fischgeschmack. Hunde auf der Insel, wovon sie leben.

Weil es mit dem Ziegenschießen so schwer zugieng, und das Schiffsvolk der Fische allgemach überdrüßig wurde: so ließ es sich die Seekälber und Seelöwen schmecken. Die erstern sind aus vielen Beschreibungen bereits bekannt. Allein, die letztern, welche von den Engländern für Rindfleisch gegessen wurden, kamen ihnen so sonderbar vor, daß sie eine genaue Beschreibung davon aufsetzeten. Der ganze Leib eines Seelöwen mag wohl zwölf bis zwanzig Schuhe in die Länge, und acht bis funfzehn im Umkreise betragen. Sie sind ungemein fett. Hat man die Haut durchschnitten, welche wenigstens einen Zoll dick ist: so findet man das Fett wohl einen Schuh hoch über dem Fleische oder den Knochen liegen. Ein recht großer giebt wohl hundert und sechs und zwanzig Gallons *b*) Thran. Dem ungeachtet haben sie eine große Menge Blut bey sich. Giebt man ihnen einige tiefe Stiche, so spritzet das Blut aus einer jeden Wunde, wie aus einem Springbrunnen heraus. Um die eigentliche Menge ihres Geblütes zu erfahren, schoß man einen todt, schnitt ihm hernach die Gurgel ab, und maß das herauslaufende Blut. Am Ende fand man, daß es zwo Wassertonnen voll füllete, ohne was in den Adern zurück blieb. Die Haut dieser Thiere ist mit kurzen Haaren von einer hellbraunen Farbe bewachsen: der Schwanz aber und die Flossen, die sie statt der Füße gebrauchen, sind schwärzlicht. Zu unterst an den Flossen haben sie einige den Fingern oder Fußzähen nicht unähnliche Gliedmaßen; jedes ist mit einer Klaue versehen, und hängt vermittelst einer Haut, die aber nicht völlig bis an die Zähenspitze reichet, mit seinem Nachbar zusammen. Sie unterscheiden sich von den Seekälbern nicht nur vermittelst ihrer Größe, sondern auch, wiewohl nur die Männchen, vermittelst eines äußerlichen fünf bis sechs Zolle langen Gewächses, das vom Ende des obern Kinnbackens herabhängt. Die Weibchen haben diese Gewächse nicht; daher kennet man sie auch bey dem ersten Anblicke von den Männchen, absonderlich da sie weit kleiner sind. Die englischen Matrosen beehrten das größte Männchen mit dem Titel des Bassa, weil er allemal ein zahlreiches Serail um sich hatte. Es können diese Thiere in der That auf dem Lande eben so gut leben, als im Wasser; den Sommer über liegen sie im Wasser, und im Winter auf dem Lande. In dieser letztern Jahreszeit paaren sie sich, und die Weibchen werfen Junge, zwey zugleich, in der Größe eines völlig gewachsenen Seekalbes, und nähren sie mit ihrer Milch. Beschreibung der Seelöwen.

z) Man sehe oben Woods-Rogers Reise.
a) A. d. 35 S.

b) Dieses beträgt ungefähr fünf hundert pariser Pinten.

Anson. 1741.

Wovon sie leben. Sind gefährlich.

So lange die Seelöwen auf dem Lande sind, leben sie von dem Grase, das an fließendem Wasser wächst; haben sie sich satt gefressen, so legen sie sich in den Schlamm hin und schlafen. Nun sind sie zwar von Natur etwas plump, und schlafen folglich desto fester: allein, eben deswegen hat sie die Natur auch gelehret, einige Männchen auf die Schildwache auszustellen, welche bey Erblickung eines Menschen die schlafende Gesellschaft unfehlbar ermuntern. Denn sie lärmen so gräßlich und so wunderlich durcheinander, daß kein Schlaf dagegen aushalten kann. Bald grunzen sie wie die Schweine, bald wiehern sie wie der muthigste Hengst. Zuweilen beißen sie sich mit einander herum, absonderlich die Männchen, und die Uneinigkeit entspinnet sich ordentlicher Weise über irgend ein Weibchen. Einstens geriethen die Engländer über ein paar solche Kämpfer in großes Erstaunen; weil sie dachten, es wäre eine ganz neue Gattung von Thieren; denn sie hatten einander so häßlich zugerichtet, und waren dermaßen mit Blute beschmieret, daß sie kein Mensch sogleich kennen konnte. Der sogenannte Bassa hatte, wie es schien, sein zahlreiches Serail und sein Ansehen bey den übrigen Männchen bloß der großen Menge seiner Siege zu danken. Es bezeugeten auch die vielen Narben, die er am Leibe hatte, genugsam, was für hitzige Kämpfe er gehalten hatte. Das beste an einem solchen Thiere ist das Herz, hauptsächlich aber die Zunge, weil sie den Engländern noch besser schmeckete, als Ochsenzungen. Es fällt um so viel leichter, sie zu erlegen, weil sie nicht sonderlich im Stande sind, weder sich zu wehren, noch mit der Flucht zu retten. Bey ihren langsamen Fortkriechen, sieht man eigentlich, wie ihnen das Fett bey der geringsten Bewegung, die sie machen, unter der Haut am Leibe herum schwappet. Unterdessen hat man doch Ursache ihren Zähnen aus dem Wege zu treten. Einstens zog ein Matrose einem Jungen die Haut ab, und ließ sich kein arges einfallen: aber ehe er es sich versah, war die Alte da, erwischte ihn beym Kopfe, und biß die Hirnschaale durch, woran er alles Bemühens der Wundärzte ungeachtet sterben mußte c).

Vögel auf der Insel; Pardelas, die in der Erde nisten.

Von Vögeln giebt es auf der Insel **Juan Fernandez** keine andere, als Falken, Amseln, Nachteulen und Colibri. Diejenige Vogelart, die in die Erde nistet, und von einigen Reisenden unter dem Namen **Pardelas** oder **Damices** beschrieben wird, sahen die Engländer nicht, wohl aber einige von ihren in die Erde gemachten Nestlöchern, woraus sie schlossen, es wären selbige von den Hunden ausgerottet worden. Mit denen Katzen, die zu Selkirks Zeit in großer Menge da waren, mußte es eben also gegangen seyn, weil sie bey ihrem langen Aufenthalte, nicht über etliche zu Gesichte bekamen. Das Rattengeschlecht hingegen hatte den Platz behauptet, und machte den Engländern alle Nacht nicht wenig Ungelegenheit in ihren Zelten.

Menge von Fischen.

Endlich so liefert die Bay auch allerley Fische. Die Stockfische haben eine erstaunliche Größe, und sind in nicht geringerer Menge da, als an der Küste von **Terreneuve**. Auch giebt es große Bremen, Meerengel, sogenannte **Cavaliers**, **Tatonneurs**, Silberfische, eine besondere Gattung Meeraale, und einen vortrefflichen Fisch, der an Gestalt einem Karpen nicht unähnlich, an Farbe aber schwarz war, und bey den Engländern der Caminfeger hieß. Zwar steht der Strand so voll Klippen und Steine, daß man mit keinem Netze fischen kann: allein, der Fang mit der Angel geht desto hurtiger, und zween Menschen sind damit im Stande, innerhalb zwo bis drey Stunden eine ganze Schaluppe zu versorgen. Nur machen die Hayen und andere Raubfische eine Hinderniß darein, indem

c) Auf der 44 und vorherg. S.

dem sie den Fisch im Augenblicke, da er gefangen wird, wegschnappen. Seekrebse sind bey Juan Fernandez vielleicht häufiger, als an keinem Orte in der Welt. Sie haben einen vortrefflichen Geschmack, und wiegen gemeiniglich acht bis neun Pfund. Es wimmelt dermaßen von ihnen, daß die Schaluppen, wenn sie vom Lande stoßen oder anlegen, manchen mit dem Schiffshacken treffen.

Anson. 1741.

Engländer sind wegen ihrer übrigen Schiffe besorgt.

Aus diesem allen zieht der Verfasser den Schluß, es wäre diese Insel der beste Zufluchtsort, den man für ein dermaßen übel zugerichtetes Schiff, als das seinige war, wünschen könnte. Es besserte sich in der That merklich mit den Kranken; und weil der Tryal sich eingestellet hatte: so verhoffeten sie von den übrigen Schiffen bald ein gleiches, und sahen sich ohne Unterlaß nach ihnen um. Als aber bereits vierzehn Tage verlaufen waren, ohne daß etwas zum Vorscheine kommen wollte: so verloren sie beynahe alle Hoffnung, jemals eins von ihren verschlagenen Schiffen wieder zu sehen; denn sie mußten gestehen, wenn das ihrige die See bis itzo hätte halten müssen, so wäre es längst ausgestorben, und der mit Leichen angefüllte leere Wrack ein Spiel der Wellen und Winde geworden.

Ankunft des Glocesters.

Sein schlechter Zustand.

Nichts destoweniger erblicketen sie am 15ten des Brachmonates den Glocester, dem sie aber, weil er nur noch die untern Segel führen konnte, sogleich ansahen, er müsse nicht weniger gelitten haben, als sie. Man schickte ihm ohne Zeitverlust den Nachen mit Wasser, Fischen und anderen Erquickungen entgegen. Sein Volk befand sich in dem elendesten Zustande, der nur zu erdenken ist. Zwey Drittheile davon lagen schon in der See begraben, und unter den noch lebenden konnte sich keiner mehr rühren, als die Officiers und ihre Bediente. Seit langer Zeit mußten sie sich mit einer Pinte Wasser, vier und zwanzig Stunden behelfen, und dennoch gieng dieser Sparsamkeit ungeachtet der Vorrath auf die Neige, und sie mußten gewärtig seyn, nächstens vor Durst umzukommen. Sie schwebten lange Zeit um die Insel her, und es kostete gewaltige Mühe, bis sie die Winde und Ströme bemeistern, und den Ankerplatz erreichen konnten. Zwar schickte man ihnen ohne Unterlaß allerley Nothwendigkeiten zu: dem ungeachtet aber war ihre Anzahl bey dem Einlaufen in die Bay bis auf den vierten Theil geschmolzen. Mitchel, der Hauptmann dieses unglücklichen Schiffes erzählete, es hätten ihn, seitdem er das Geschwader aus den Augen verloren, die Winde bis an die kleine Insel Masa Fuero, zwey und zwanzig Meilen westlich von Juan Fernandez, geführet. In selbiger habe er zwar aus seinem Schiffe einige Bäche erblicket, und die Schaluppe nach Wasser ausgeschicket: allein, sie habe wegen der heftigen Brandung, die der Wind erregte, nicht anzulegen vermocht, doch wäre sie nicht leer zurück gekommen, sondern habe eine Menge Fische mitgebracht. Zwar geben einige Reisebeschreibungen diese Insel für einen bloßen Felsen aus: allein, Hauptmann Mitchel berichtete dem Geschwaderobersten, sie wäre voll Bäume und Grünes, habe wenigstens vier englische Meilen in die Länge und Breite, auch aller Wahrscheinlichkeit zu Folge irgend eine kleine Bay, darinnen sich ein Schiff im Nothfalle bergen könnte.

Schiffsanstalten.

Einige Anstalten, welche der Geschwaderoberste zu seiner Sicherheit vorkehrete, sind bloß den Seefahrern zum Unterrichte angemerket worden. Als selbiger seinen Fockemast besichtigte: so fand er ihn zu großem Erschrecken gerade unter dem ersten Verdecke, gleich an den Salings des zweyten Verdeckes geborsten. Der Spalt war zween Zoll tief, und hatte zwölfe im Umkreise: Allein, die Zimmerleute sagten nach geschehener Besichtigung, wenn er ausgedibbelt und Wangen herum gelegt würden, so müßte er so gut seyn, als zuvor.

Anson. 1741.

Ferner fehlete es an Tauwerke und Hanfe. Zwar hatte man sich mit einem und dem andern reichlich versorget: allein, bey den unaufhörlichen Stürmen war alles darauf gegangen. Nachdem man nun alle alte Tauen und Wände schon verbraucht, und stehendes Tauwerk daraus gemacht hatte: so mußte man ein Tau aufdrehen, und Läufer daraus machen. Von Hanf und Segelstücken konnte man mit genauer Noth noch so viel zusammen bringen, als zu einem vollständigen Segelwerke gehörete.

Um die Mitte des Augusts erlaubete man den Kranken, mit denen es nicht vielmehr zu sagen hatte, daß sie die bisherigen Krankenzelter verlassen, und jedweder in seiner eigenen Hütte bleiben dürfte; denn man glaubete, sie würden sich, wenn sie voneinander abgesondert wären, desto reinlicher halten können, doch wurde ihnen angedeutet, sich auf den ersten Stückschuß an Bord zu begeben. Ihre Verrichtungen bestunden darinnen, daß sie sich Lebensmittel verschaffeten, Holz fälleten, und aus dem Fette der Seelöwen Thran sotten. Man brauchte dieses Thran zu allerley. Man brannte es in Lampen; man vermischte es entweder mit Peche, und bestrich das Schiff damit, oder mit Asche, und verwendete es zum kalfatern. Einige Matrosen wurden zum Einsalzen der Stockfische gebraucht, auf welche Gedanken der Geschwaderoberste durch zween Stockfischfänger von Terreneuve gebracht wurde. Doch, es wurde dieser Vorrath, wiewohl er ziemlich anwuchs, fast gar nicht geachtet, aus Beysorge, er möchte gleich allen eingesalzenen Speisen den Scharbock verursachen. Man hatte auch einen kupfernen Backofen an das Land gebracht, und backte Brodt für die Kranken darinnen.

Ankunft der Pinke Anne, und ihre Begebenheiten.

Den 16ten des Augustmonates erblickete man gegen Norden ein Segel, und erkannte es bald darauf für die Pinke Anne. Ihre Ankunft wurde als eine Gnade des Himmels angesehen, und von nun an bekam jedermann seinen völligen Antheil Brodt. Denn nunmehr durfte der Geschwaderoberste nicht mehr besorgen, es möchte der Vorrath ein Ende nehmen, ehe er einen freundschaftlichen Hafen erreichen könnte, gegen welches Unglück in diesem ungeheuern Meere weder Rath noch Hülfe gewesen wäre. Jedermann wunderte sich, wie es käme, daß das Volk auf dieser Pinke Segel und Tau ohne allen Anschein einer Schwachheit regieren konnte, ungeachtet das Schiff zween ganzer Monate später auf dem Sammelplatze erschien, als die übrigen? Man erfuhr aber, daß sie seit der Mitte des Maymonates: das ist, seit dem der Centurion an der Insel Juan Fernandez, vor Anker gekommen war, und noch beynahe vier Wochen darüber, ausgeruhet hatten. Den 16ten des Maymonates hatte es sich auf vier und funfzig Grad funfzehn Minuten Süderbreite, nur vier englische Meilen weit vom Lande befunden. Nachgehends wurde es von einem Westsüdwestwinde gegen die Küste getrieben, worauf der Hauptmann entweder, weil er es überdrüßig war, die See länger zu halten, oder weil er sich gegen den Wind nicht weiter zu halten getrauete, gerades Weges auf einige Inseln, die er in großer Menge vor sich sah, losfuhr. Zwar hatte er das Glück, ostlich an der Inchininsel eine Ankerstelle zu finden: allein, weil er sich nicht nahe genug an die Insel gelegt hatte, und sein Volk zu schwach war,

d) Er gesteht zugleich, daß der von ihm beygebrachte Abriß der Bay und des Hafens nach dem Berichte und Entwurfe zweener sehr schlechter Zeichner verfertiget worden und deswegen vielleicht hier und dort nicht allzugenau sey. Indem aber gleichwohl die Hauptpuncte nach der Schätzung ihrer gegenseitigen Entfernung angesetzet worden, die englischen Seeleute aber in dieser Schätzung sehr geübt seyn: so könnten die Irrungen von keiner Wichtigkeit seyn. Zwar sey ein Hauptstück, nämlich die

war, das Tau so geschwind, als es nöthig war, einzuholen; so wurde das Schiff gegen Osten getrieben, und die Tiefe des Wassers nahm von fünf und zwanzig Faden bis auf fünf und dreyßig beständig zu. Man wurde noch immer nach dem Walle getrieben, und den folgenden Tag warf man den Pflichtanker aus, durch dessen Hülfe man zwar eine Zeitlang Widerstand leistete: allein, als das Schiff den folgenden Tag von neuem anfing, die Anker bis auf eine Meile vom Lande zu schleppen, so vermuthete man nichts gewissers, als zu stranden, und zwar an einem Orte, wo die Küste sehr hoch und steil zu seyn schien; zum Unglücke waren nicht nur die Schaluppen sehr läck; sondern man konnte auch nirgends einen zum Landen bequemen Ort erblicken. Bey diesen Umständen schätzete sich jedermann für verloren; denn gesetzt, es wäre einem oder dem andern gelungen, sich an das Land zu retten, so hätte er doch von den dasigen Indianern keine Gnade zu hoffen gehabt, weil sie keine andere Europäer, als die Spanier, deren Todfeinde sie sind, kennen. Unterdessen trieb das Schiff immer näher an die gräßlichen Klippen, daraus die Küste besteht. Jedoch in dem Augenblicke, da man die Hoffnung sinken ließ, zeigte sich mitten unter den steilen Felsen eine kleine Oeffnung, die jedermann ein neues Leben einflößete. Man kappete sogleich die Tauen beyder Anker, und steuerte nach dieser Oeffnung, die man für einen engen Durchgang zwischen einer Insel und dem festen Lande erkannte. Er führete die Engländer in einen sichern und windstillen Hafen, wo sie treffliches Wasser und Lebensmittel im Ueberflusse fanden, und um dieser Ursache willen, diese glückliche Entdeckung für ein Wunderwerk ansahen.

Anson. 1741.

Diese Umstände haben wir aus eben dem Grunde ausführlich beygebracht, aus welchem der Verfasser eine genaue Beschreibung des besagten Hafens giebt. Er glaubet nämlich, sie wäre höchstnützlich für solche Seefahrer, welche von den Westwinden, die in dasigem Gewässer beynahe unaufhörlich regieren, an eben dieselbige Küste geworfen werden möchten *d*).

Beschreibung der neuentdeckten Insel und Bay Inchin.

Die Insel **Inchin**, darzu diese Bay gehöret, ist vielleicht, saget er, eine von den **Chonosinseln**, welche die spanischen Landbeschreiber in großer Anzahl an diese Küste setzen. Sie werden, vermöge ihres Berichtes, von einem wilden Volke bewohnt, das wegen seines Hasses gegen die Spanier berufen ist. Es kann sehr wohl seyn, daß das, was die Engländer für festes Land ansahen, nur eine andere Insel war, jenes hingegen viel weiter gegen Osten lag; doch, dem sey wie ihm wolle, so hat der Hafen zwo bequeme Stellen zum kalfatern. Es ergießen sich auch viele sehr helle Wasserbäche hinein, und bey einigen ist die Lage dermaßen bequem, daß man in der Doppelschaluppe die Tonnen bloß mit der Wasserschaufel füllen kann. Der ansehnlichste Bach ist dem Hafen in Nordost. Die Engländer fanden einige Fische, und absonderlich einige vortreffliche Meeralante darinnen, woraus sie schlossen, er müsse bey bequemerer Jahreszeit weit fischreicher seyn. An Lebensmitteln gab es allerley Pflanzen, zum Beyspiele wilden Selleray; ferner Muschelwerk, absonderlich Kamm- und Spitzmuscheln von ungemeiner Größe und trefflichem Geschmacke; weiter, eine Menge Gänse, Möwen und **Pinguinen**, lauter köstliche Gerichte für ausgehungerte Leute,

Breite, nicht gar zu gewiß, weil das Schiffsvolk weder den Tag vor dem Einlaufen in die Bay, noch den Tag nach dem Auslaufen, die Höhe genommen habe, dem ungeachtet aber könne diese Breite dennoch nicht weit von fünf und vierzig Grad dreyßig Minuten südlich abweichen, und überdieses verringere die Größe der Bay, die wegen ihrer eigentlichen Breite noch übrigbleibende Ungewißheit um ein merkliches. A. d. 84 S.

Anson. 1741.

te, die schon so lange auf der See herumschwärmeten. Ungeachtet man damals mitten im Winter war, so schien doch die Witterung im geringsten nicht strenge. Sowohl die Bäume, als die Rasenplätze, zeigeten noch etwas grünes, und würden im Sommer ohne Zweifel noch weit mehrere Labsale, welche damals fehleten, zu finden seyn. Die dasigen Einwohner sind weder ihrer Menge, noch ihrer Grausamkeit wegen so fürchterlich, als es den Spaniern sie abzubilden beliebet hat. Noch hat dieser Hafen den Vortheil, daß er von allen Pfanzstädten nurbesagter Nation weit entfernet, überhaupt auch so wenig bekannt ist, daß ein Schiff, wenn es nur einige Vorsichtigkeit dabey gebrauchen will, lange Zeit da liegen könnte, ehe die Spanier das geringste Wort davon erführen. Nebst dem könnte es sich auch sehr leicht vertheidigen. Ist man Meister von der Insel, zu welcher die Bay gehöret: so kann man sie mit weniger Mannschaft gegen ein zahlreiches Heer behaupten. Es ist diese Insel auf der Seite, wo der Hafen liegt, fast allenthalben steil. Unmittelbar vor der Küste hat man noch sechs Faden Tiefe, und die Pinke lag hundert und zwanzig Schuhe weit vom Lande vor Anker. Es würde sehr schwer fallen, ein Schiff abzuschneiden oder zu entern, das in einer solchen Nähe von wohlbewaffneten Leuten, und die noch darzu an einem beynahe unzugänglichen Orte stehen, beschützet wird. Mit einem Worte, dem Verfasser liegen diese ungemeinen Vortheile sehr nahe am Herzen, und er muntert seine Landesleute auf, sie möchten einen solchen Ort, welcher die Achtsamkeit der Nation und der Vorsteher des Seewesens auf alle Weise verdiene, genauer ausforschen lassen *e*).

Falsche Nachrichten der Spanier.

Die Pinke Anne war wegen ihrer wenigen Mannschaft nicht im Stande, Leute auszuschicken, und die Insel durchzustreifen. Man furchte sich nicht nur vor den Indianern, sondern auch vor den Spaniern; man getrauete sich folglich nicht, sich vom Schiffe zu entfernen, sondern schränkete das Streifen in die Gegend um den Hafen ein. Doch gesetzt, die Befehlshaber hätten gewiß gewußt, es wäre nichts zu besorgen: so steht doch das Land so voller Wälder und Berge, daß es schwer fällt, tief hinein zu kommen. Unterdessen bemerkete man doch so viel, daß die spanischen Berichte ziemlich weit von der Wahrheit abgehen, wenn sie diese Küste mit einer zahlreichen Menge grimmiger Einwohner bevölkern. Denn sie steht, wenigstens doch im Winter, so öde, daß die Engländer, so lange sie da waren, nicht mehr als eine einzige indianische Familie sahen, die aus einem Manne von etwan vierzig Jahren, aus seinem Weibe, und zwey Kindern, davon das eine nicht über drey Jahre alt war, das andere noch an der Brust lag, bestund. Sie fuhren in einer Piroge, und hatten vermuthlich alle ihre Schätze bey sich, die in einem Hunde, einer Katze, einem Fischernetze, einem Beile, einem Messer, einer Wiege, einigen Baumrinden zum verdecken, einem Garnhaspel, einem Feuersteine und Feuerzeuge, und anstatt des Brodtes aus einigen gelben übelschmeckenden Wurzeln, bestund. Der Hauptmann schickte den Nachen aus, der sie ohne Mühe an Bord brachte. Hier mußten sie bleiben, weil der Hauptmann besorgete, sie möchten ihn verrathen; doch ließ er sie wohl halten. Bey Tage waren sie vollkommen frey auf dem Schiffe, nur bey Nacht wurden sie eingeschlossen. Sie aßen mit dem Schiffsvolke. Man gab ihnen zum öftern Branntwein, darauf sie viel zu halten schienen. Sie betrübeten sich über ihre Umstände im gerinsten nicht; absonderlich freuete sich der Mann, wenn man ihn mit auf die Jagd nahm, und sah dem Schießen des Wildprets mit Lust zu. Endlich aber wurde er tiefsinnig, und es schien ihm nahe zu gehen,

Indianische Familie, welche die Engländer an Bord nehmen.

Seltene Gaben eines Indianers

e) Auf der 88 Seite.

hen, daß er ein Gefangener seyn sollte, ungeachtet die Frau einmal so lustig blieb, als das andere. Er ließ einen scharfen Verstand an sich spüren. Er wußte seine Meynung mit großer Geschicklichkeit an den Tag zu legen, und durch allerley Zeichen das auszudrücken, was er von einer Sache urtheilete, oder gern wissen wollte. Er verwunderte sich darüber, daß auf einem so großen Schiffe nur so wenige Leute seyn sollten, und schloß aus diesem Umstande, es müßten viele gestorben seyn, welches er also zu verstehen gab, daß er sich mit geschlossenen Augen und ohne ein Glied zu rühren, auf den Ueberlauf hinlegete: doch die größte Probe seiner Geschicklichkeit legete er durch die künstliche Weise ab, wie er nach achttägigem Verweilen am Borde entwischete. Die Lücke am Vordercastelle stund offen; er nahm also eine stürmische Nacht zu Hülfe, stieg mit seinem Weibe und Kindern zur Lücke hinaus, und ließ sich mit ihnen über Bord in den Nachen hinab. Dabey war er so listig, und schnitt, um das Nachsetzen unmöglich zu machen, die Stricke entzwey, daran die Schaluppe und seine Piroge hinten an das Schiff angehängt waren, worauf er gerades Weges nach dem Lande zu ruderte. Ungeachtet nun Wache auf dem halben Verdecke gehalten wurde, so gieng es doch mit seiner Unternehmung so stille und geschwind zu, daß kein Mensch etwas davon merkete, bis ihn das Geräusch der Ruder bey dem Abstoßen vom Schiffe verrieth. Allein, da war es zu spät, ihm die Flucht zu verwehren. Ueberdieß hatte man weder Schaluppe noch Nachen mehr, wohl aber große Mühe, sie wieder zu bekommen. Einige Engländer, bey welchen die seltene Gemüthsart dieses Indianers viele Achtung erwecket hatte, vermutheten, er würde mit seinen Angehörigen noch in den Wäldern unweit des Hafens herum irren, und vielleicht Noth leiden; sie brachten es also bey dem Hauptmanne zuwege, daß er an einem Orte, den sie zu ihrer Absicht für bequem erachteten, einige Lebensmittel hinlegen ließ. Man hatte Ursache, zu glauben, es habe ihm diese Gutherzigkeit Frommen gebracht; denn die Lebensmittel kamen weg, und man konnte aus einigen Umständen schließen, daß sie kein anderer Mensch, als er selbst, abgeholet hatte *f*). Unterdessen konnte er vielleicht auch die Insel Chiloe erreicht, und den Spaniern von seinem Abentheuer Nachricht ertheilet haben, diesen aber wäre es etwas leichtes gewesen, das Schiff zu überfallen. Eben deswegen nun unterließ der Hauptmann von dieser Zeit an, alle Abende ein Stück zu lösen, gleichwie seine Gewohnheit bisher gewesen war, indem er vermeynet hatte, das Gekrache werde den Feinden, die es zu hören bekämen, sein Schiff desto fürchterlicher machen, oder ihnen wenigstens doch beweisen, daß man auf seiner Hut stehe. Aber voritzt sah er ein, es bestehe seine Sicherheit hauptsächlich darinnen, daß ihn kein Mensch finden könne; dahingegen er sich nur selbst verrathen werde, wenn er es den Kriegesschiffen nachmachen wollte. Endlich, nachdem das Volk sich von dem ausgestandenen Ungemache erholet, auch mit Holze und Wasser versorget hatte, gieng die Anne unter Segel, und kam glücklich an die Insel Juan Fernandez.

Anson. 1741.

Wie er entwischet.

Noch waren drey Schiffe vom Geschwader zurück: der Severne, die Perle und der Wager. Die beyden ersten waren, wie man nachgehends erfuhr, wieder nach Brasilien umgekehrt; der Wager hingegen, unter dem Hauptmanne Cheap, hatte den 14ten des Maymonates auf den sieben und vierzigsten Grad Süderbreite, zwischen zwo kleinen Inseln, einen Flintenschuß weit vom Lande, gescheitert. Der Verfasser beschreibt die Uneinigkeit des Schiffsvolkes, und das Unglück des Hauptmannes sehr umständlich. Es wurde dieser von seinen Leuten

Schicksal dreyer Schiffe des englischen Geschwaders.

f) Auf der 95 Seite.

Anson. 1741. leuten im Stiche gelassen, worauf er den Spaniern in die Hände fiel, und so lange ein Gefangener bleiben mußte, bis er nach errichtetem Auslösungsvertrage zwischen Spanien und England, auf einem französischen Schiffe nach Europa geschickt wurde *g*).

Indem der Geschwaderoberste wegen der drey Schiffe, deren Schicksal ihm unbekannt war, in großer Sorge lebete: so ließ er, nach des **Glocesters** Ankunft, die Insel **Masa Fuero** besichtigen, in Hoffnung irgend eine Bay, die ihnen zur Zuflucht gedient haben möchte, daselbst auszuforschen. Der **Tryal**, dem diese Verrichtung aufgetragen wurde, umschiffete die ganze Insel, und sah zwar nicht das geringste Schiff, brachte aber doch solche Nachrichten zurück, die man bisher noch nicht gehabt hatte, und die nach des Verfassers Meynung von allzugroßer Wichtigkeit für die Schiffahrt sind, als daß er sie weglassen sollte *h*).

Beschreibung der Insel Masa Fuero.

Die spanischen Bücher reden von zwo **Juan Fernandez**inseln, einer großen und einer kleinen. Die große ist diejenige, wo das Geschwader vor Anker lag; die kleine ist weiter vom festen Lande entfernet, als jene, und hat deswegen den Namen **Masa Fuero** bekommen. Der **Tryal** erfuhr zuverläßig, sie liege zwey und zwanzig Meilen von **Juan Fernandez** westlich, gegen Süden. Sie ist größer, als man sie gemeiniglich vorstellet: Eben so irrig ist es, wenn sie als ein kahler Fels ohne Holz, ohne Wasser, ja überhaupt unbesteiglich vorgestellet wird. Die Engländer auf dem **Tryal** versicherten, sie sey voll Bäume, und habe viele schöne Bäche, die sich ins Meer ergießen. Auch sahen sie in Norden der Insel eine Stelle, wo Schiffe vor Anker legen können, wiewohl sie übrigens die beste nicht ist. Denn der Strand hat wenig Fläche. Er ist meistens sehr steil. Indem auch das Wasser eine allzugroße Tiefe hat: so muß man den Anker sehr nahe an den Wall ausbringen, da man aber gegen keine andere als die Südwinde Schutz findet. Außer allen diesen Unbequemlichkeiten läuft auch noch eine Reihe Klippen von der Ostspitze der Insel zwo englische Meilen weit in die See hinein, wiewohl sie, die Wahrheit zu sagen, weiter nicht viel zu sagen hat, indem sich die Wellen ohne Unterlaß daran brechen, und sie dergestalt sehr kenntlich machen.

Worinnen sie die Insel Fernandez übertrifft.

Diese Insel hat über **Juan Fernandez** in diesem Stücke einen Vorzug, daß sie von Ziegen recht wimmelt; und weil diese Thiere in ihrem Aufenthalte bisher noch nie gestöret worden sind, so lassen sie den Jäger an sich, es sey denn, er verscheuche sie mit Schießen. Seekälber und Seelöwen giebt es da in Menge. Mit einem Worte, ungeachtet man diese Insel einiger widrigen Umstände wegen, vielleicht nicht gern zu einem Erholungsorte wählen möchte, so könnte sie, nach dem Urtheile der Engländer, doch wohl im Nothfalle sehr nützlich fallen, absonderlich einem einzelnen Schiffe, das befürchten müßte, auf der Insel **Juan Fernandez**, einen allzustarken Feind anzutreffen *i*).

Die Pinke Anne wird abgeschafft.

Weil sich die Pinke Anne in dermaßen schlechtem Zustande befand, daß die Zimmerleute ihre Ausbesserung für ein unmögliches Werk hielten: so ließ der Geschwaderoberste sich gefallen, sie abzuschaffen: doch wurden die Lebensmittel, und alles, was den übrigen drey Schiffen

g) Auf der 121 und vorherg. S.

h) Er bringt zwo Aussichten davon bey, eine von Nordost, die andere von Süden.

i) A. d. 126 S.

k) Man verfertigte ein Protocoll des Inhalts: Es wären auf der Anne zwölf Kniehölzer und vierzehn Queerbalken, entweder gänzlich zerbrochen, oder doch sehr beschädiget; das eine Gabelholz am Boegspriet wäre in Stücken, das andere verfaulet; die Klappen am Speygat offen und verdorben;

Schiffen sonst nützlich seyn konnte, heraus genommen k). Ihr Hauptmann bestieg nebst dem Ueberreste seiner Leute den Glocester, wo man sie zur höchsten Noth bedurfte. Ungeachtet es sich mit den Kranken ziemlich gebessert hatte: so machte doch die geringe Anzahl der noch vorhandenen Mannschaft dem Herrn Anson allerley schwere Gedanken. Seit der Abreise aus England hatte er von den vier hundert und sechs Mann, damit er auf den Centurion zu Schiffe gegangen war, zwey hundert und zwey und neunzig verloren. Eben so viel hatte auch der Glocester, wiewohl er nicht so stark bemannet gewesen war, eingebüßet, folglich nur noch zwey und achtzig Mann übrig. Man hätte vermuthen sollen, es müßten auf dem Tryal noch weit mehr Leute gestorben seyn; weil das Volk auf dem Ueberlaufe fast immer bis an die Knie im Wasser stehen mußte, gleichwohl waren nur zwey und vierzig gestorben, und sein günstiges Schicksal hatte neun und dreyßig bey dem Leben erhalten. Die Seesoldaten und Invaliden waren weit schlechter weggekommen, als die Matrosen. Von funfzig Invaliden, welche der Centurion am Borde gehabt hatte, lebeten nur noch viere, und von neun und siebenzig Seesoldaten nur eilfe. Auf dem Glocester giengen alle Invaliden drauf; und von seinen acht und vierzig Seesoldaten hatte er noch zween. Mit einem Worte, bey ihrer Abreise aus England, waren die drey Schiffe, woraus nunmehr das ganze Geschwader bestund, mit neun hundert und ein und sechzig Mann besetzt gewesen, voritzt aber betrug die ganze Summe aller Köpfe, die Jungens mit eingerechnet, nur noch drey hundert und fünf und dreyßig. Diese Anzahl war mit genauer Noth hinlänglich, nur die Schiffe zu regieren. Gleichwohl konnte man in Ermangelung einer gewissern Nachricht nicht anders vermuthen, als die Flotte des Pizarro müßte im Südmeere zugegen seyn; und sie möchte nun bey der Durchfahrt durch die Straße gelitten haben, so viel sie wollte: so stunden ihr doch alle spanische Seehäfen zum Ausbessern offen, und sie konnte sich überall mit Lebensmitteln und frischem Volke versorgen. Nebst dem wußte man auch aus einigen Nachrichten, daß die Spanier mit Ausrüstung einer neuen Flotte zu Callao beschäfftiget waren. Alle diese Umstände nun waren nicht sonderlich geschickt, den Muth der Engländer zu vermehren. Doch ein ganz unvermutheter Zufall gab ihrer Hoffnung auf einmal ein neues Leben.

Anson. 1741.

Zustand des Geschwaders.

Zu Anfange des Herbstmonates, da sie eben im Begriffe waren, die Insel zu verlassen, erblicketen sie in Nordost ein Schiff, und dachten anfänglich, es gehöre zu ihrem Geschwader; indem sie aber bald darauf sahen, daß es ein spanisches war, und vermuthlich nach Valparasio bestimmt seyn müßte, so machten sie Jagd darauf. Dieser Sieg kostete ihnen schlechte Mühe l). Es war ein Kauffahrer von vier hundert und funfzig Tonnen, und seine Mannschaft belief sich auf drey und funfzig Köpfe, theils weiße, theils schwarze. Seine vornehmste Ladung bestund aus Zucker und blauen wollenen Zeugen, die in der Landschaft Quito gewebet werden, ferner in einigen Ballen sogenannter Pannia de Tierra, oder grober Tücher von allerley Farbe, und in einigen Ballen Baumwolle und Tabak. Gleichwohl fanden die Engländer auch sonst noch etwas, darnach sie mit größerer Begier-

Ein spanisches Schiff wird erobert.

T 2 de

ben; viele Takel entzwey oder faul; das sämmtliche Eisenwerk fast ganz abgenützet; die Bark und Naahölzer faul; und als man die Futterdielen zum Theile weggenommen, habe man die hintersten in einem sehr schlechten Zustande befunden: endlich, so wäre das Gallion und die Verdecke läck. Diese Seesprache wird für diejenigen, die wenig davon wissen, nicht ohne Nutzen seyn.

l) Er hatte nur drey vierpfündige Stücke, die aber nichts mehr taugeten, und einige Pistolen.

Anson. 1741.

de sucheten, nämlich einige Kisten mit Silberwerke, und drey und zwanzig Kästchen voll Piaster, jedwedes zwey hundert Pfund schwer, nebst einer Menge Briefe und anderer Schriften, daraus sie manches zu erfahren verhoffeten.

Nachrichten, welche die Engländer daraus erfuhren.

Das Schiff selbst hieß U. L. Frau vom Berge Carmel, und wurde vom Don Manuel Zamora geführet. Es war vor sieben und zwanzig Tagen zu Callao ausgelaufen, und in der That für Valparasio in Chili befrachtet, von da es Getreide, Wein, etwas Gold und Hanfschnüre, daraus man zu Lima Seile spinnet, zurück bringen sollte. Das erste, was die Engländer vom Centurion, welcher den Fang gethan hatte, vornahmen, war, daß sie nach der Flotte frageten, die sich auf der Höhe von Madera hatte sehen lassen; denn bisher hatten sie weder von der Stärke, noch von der eigentlichen Bestimmung derselbigen, eine andere als unvollkommene Nachricht gehabt.

Nützliche Nachrichten für die Engländer.

Sie erfuhren von ihren Gefangenen, es bestehe selbige aus fünf großen spanischen Schiffen unter dem Admirale Pizarro, und wäre bloß, die gegenwärtige Unternehmung der Engländer zu vernichten, bestimmt gewesen; es habe aber Pizarro aller angewendeten Bemühung ungeachtet, das hornische Vorgebirge nicht vorbey segeln können, sondern seine zwey besten Schiffe darüber eingebüßet, und endlich wieder nach dem Plataflusse umkehren müssen. Von hieraus habe er den Spaniern in Peru zu wissen gemacht, es könnte zwar wohl seyn, daß den Engländern das Einlaufen in die Südsee gelungen sey: weil er aber aus seiner eigenen Erfahrung leicht abnehmen könne, daß sie ungemein geschwächet, und in schlechtem Vertheidigungsstande seyn müßten, so wäre sein Rath, der Unterkönig sollte so viel Schiffe, als er immer könnte, zum Kriege ausrüsten, und gegen Süden ausschicken, woselbst sie aller Wahrscheinlichkeit zu Folge einem englischen Schiffe nach dem andern über den Hals kommen würden, ehe selbige im Stande wären, sich auszubessern und mit frischem Vorrathe zu versorgen. Dieser Anschlag habe dem Unterkönige sehr wohl ausgedacht zu seyn geschienen; er habe folglich auf der Stelle vier Schiffe, eines von funfzig Stücken, zwey von vierzig, und eins von vier und zwanzig ausrüsten, und von Callao auslaufen lassen. Drey davon hätten Befehl gehabt, auf der Höhe des Conceptionhafens zu kreuzen, das vierte auf der Höhe von Juan Fernandez. Auf diesen Posten wären sie auch bis auf den 6ten des Brachmonates verblieben, nachgehends aber, weil keine Engländer zum Vorscheine kommen wollten, wieder nach Callao umgekehrt, indem sie der gänzlichen Meynung gewesen, ihre Feinde hätten unmöglich die See so lange halten können, sondern sie wären entweder längst unter den Wellen begraben, oder doch wieder nach Europa zurück gekehret. Besagte spanische Schiffe waren, als sie noch kreuzeten, durch einen Sturm von einander getrennet, und nach ihrer Ankunft zu Callao völlig abgetakelt worden; es versicherten auch die Gefangenen, man möchte die Anwesenheit der Engländer in diesem Gewässer zu Lima erfahren, so bald man wollte, so würden doch wenigstens zween Monate darüber wegstreichen, ehe der Unterkönig sein Geschwader aufs neue in segelfertigen Stand setzen könnte.

Gefahr, die ihnen bevorgestanden.

Diese Nachricht fiel den Engländern um so viel angenehmer zu hören, weil die Mannschaft des Centurions beym Aussteigen auf der Insel Juan Fernandez einige Aschenhäufchen, Ueberbleibsel von Fischen, neue Scherben von Wasserkrügen, und andere frische Spuren von der Spanier Gegenwart, antraf. Wäre das Schiff nur um einige Tage zeitiger an die Insel gekommen: so hätte es ohne allen Zweifel seine Feinde daselbst angetroffen, und in dem Zustande, darinnen es sich wegen des langwierigen Ungemaches zur selbigen Zeit befand, wäre diese

diese Zusammenkunft nicht nur für den Centurion selbst, sondern auch für den Tryal, den Glocester und die Pinke Anne, unglücklich ausgefallen, weil immer eines nach dem andern ankam. Als hierauf die Spanier vom Carmel an ihrem Orte sich gleichfalls erzählen ließen, wie widrig es den Engländern ergangen sey, so konnten sie kaum begreifen, daß man so viel unglückliche Zufälle ausstehen könnte. Sie wurden nebst ihrem Schiffe in der Bay Juan Fernandez aufgebracht. Hier verdoppelte sich ihr Erstaunen, als sie den Tryal vor Anker erblicketen. Denn sie gedachten anfänglich, er wäre hier auf der Insel erst gebauet worden, und bewunderten die Geschicklichkeit der Engländer, daß sie nach so viel ausgestandenem Ungemache, und in dermaßen kurzer Zeit nicht nur ihre übrigen Schiffe ausgebessert, sondern auch ein neues von solcher Gestalt erbauet hätten. Allein, da sie erfuhren, es wäre mit dem übrigen Geschwader aus England abgesegelt: so fiel es ihnen unbegreiflich, wie es um das Hornsvorgebirge zu kommen vermocht habe, da doch die besten spanischen Kriegesschiffe nicht im Stande gewesen, dieses Verhaben auszuführen.

Anson. 1741.

Noch mehr Licht bekamen die Engländer aus denen Briefen, die sie am Borde des Carmels fanden. Denn es besagten selbige, es würden unterschiedliche Kauffahrer aus dem Hafen zu Lima nach Valparaiso absegeln. Auf diesen schönen Grund bauete Herr Anson allerley Anschläge, und schickte sogleich den Tryal ab, mit Befehle, auf der Höhe des letztern Hafens zu kreuzen. Seine übrigen Schiffe beschloß er ebenfalls zu vertheilen, und auf verschiedenen Höhen kreuzen zu lassen, nicht nur um die Gefahr, daß man sie von der Küste wahrnehmen möchte, zu vermindern, sondern auch um die Bequemlichkeit der Fänge zu vermehren. Der voritzt gemachte hatte die sämmtliche Mannschaft mit solchem Muthe erfüllet, daß sie alles ausgestandenen Uebels darüber vergaßen. Das Geschütz der Pinke Anne wurde auf den Carmel gebracht, und der Glocester bekam zu Bestreitung der Handarbeit eine Verstärkung von drey und zwanzig spanischen Matrosen. Nach dieser Anstalt gieng man den 19ten des Herbstmonates unter Segel. Der Glocester mußte bis auf fünf Grade südlicher Breite vorwärts rücken, und auf der Höhe von Paita kreuzen, jedoch in einer solchen Entfernung, daß man ihn vom Lande nicht erblicken konnte. Der Centurion und Carmel nahmen ihren Weg gegen Osten, und wollten sich auf der Höhe bey Valparaiso mit dem Tryal vereinigen. Fünf Tage hernach trafen sie letztbesagtes Schiff an, welches schon ein spanisches von sechs hundert Tonnen, der Aranzanu genannt, ohne sonderlichen Widerstand weggenommen hatte. Es war selbiges ungefähr eben also befrachtet gewesen, als der Carmel, nur das Geld ausgenommen, welches nicht über fünf tausend Pfund Sterlinge am Werthe betrug, doch die Freude über diesen Fang wurde ihm ziemlich versalzen, weil es mastlos geworden, und allenthalben läck war. Eine Ausbesserung auf der offenen See mit ihm vorzunehmen, daran war nicht zu gedenken; und eben so wenig erlaubeten die Umstände, in irgend einem Hafen die Zeit darüber zu verlieren. Herr Anson beschloß also, es in Grund zu bohren, und die Mannschaft nebst dem Geschütze auf den Aranzanu zu versetzen, welchem er den Namen Tryalsfang beylegte. Dieses Schiff, welches der Unterkönig von Peru schon öfter als einmal zum Kriege ausgerüstet hatte, sollte künftig Fregattendienste thun, und Herr Saunders wurde, es zu führen, auserseben. Sein Geschütz bestund aus zwanzig Stücken, die zwölfe, die am Borde des Tryals gewesen waren, mit darzu gerechnet.

Sie machen sich zum kreuzen fertig.

Eroberung des Aranzanu.

Bekömmt den Namen Tryalsfang.

Anson. 1741.

Der III Abschnitt.

Fernere Verrichtungen des englischen Geschwaders im Jahre 1741.

Vergebliche Anschläge. Santa Theresa wird erwischt. Edelmuth der Engländer. Röthe der See und ihre Ursache. Unterschied der Wärme in einerley Breite. U. L. F. von Rosenroth wird erobert. Ursache einer Unternehmung auf Paita. Beschreibung dieser Stadt. Anstalten zum Angriffe. Wie die Engländer sie überrumpeln; wie sie ihren Sieg gebrauchen. Paita wird abgebrannt. Was die Engländer mit ihren Gefangenen vornehmen. Zwey andere Schiffe werden erobert. Anson hoffet, mit Vernons Flotte Gemeinschaft zu pflegen. Er stellet der manillischen Gallion nach; will zu Quibo Wasser einnehmen. Lage und Beschreibung dieser Insel. Anson besichtiget solche. Perlenaustern zu Quibo. Schildkröten. Der Spanier ungegründete Meynung dawider. Choripe, ein Dorf voll Vorrath.

Vermöge der weit aussehenden Absichten des Geschwaderoberstens, verhoffte man, keine geringere Thaten zu thun, als alle zur Handlung südlich zwischen Peru und Chili, nordlich aber zwischen Panama und Peru bestimmte Schiffe aufzufangen. Allein, wie der Verfasser ganz recht erinnert: „auch die allerklügste Anstalt machet den glücklichen „Ausgang einer Unternehmung nur erst wahrscheinlich, aber bey weitem noch nicht gewiß, „darum', weil er meistentheils auf solchen Zufällen beruhet, die kein menschlicher Verstand „vorher sehen kann.„ Indem die verdrießliche Begebenheit mit dem Tryal die übrigen Schiffe nöthigte, ihr Kreuzen so lange einzustellen, und ihm beyzuspringen: so hatten die Spanier unterdessen Zeit, nach Valparaiso zu kommen. Man entdeckete bis auf den 5ten des Wintermonates nicht ein einziges feindliches Segel, und hielt folglich für ausgemacht, die Einwohner zu Valparaiso müßten über das Außenbleiben des Carmels und Aranzanu Argwohn gefasset, und alle auf ihrer Küste befindlichen Kauffahrer in Beschlag genommen haben. So war auch zu besorgen, der Unterkönig möchte mit einer abermaligen Ausrüstung seiner Flotte beschäfftiget seyn; denn es kann ein eilender Bothe innerhalb neun und zwanzig bis dreyßig Tagen zu Lande von Valparaiso nach Lima kommen, seit Eroberung des Carmels aber waren bereits funfzig Tage verlaufen. Diese doppelte Sorge bewog die Engländer, sich unter den Wind von Callao zu legen, um auf diese Weise im Stande zu seyn, eins mit dem spanischen Geschwader zu wagen. Herr Anson wußte wohl, daß kein dasiges Schiff den Hafen zu Callao vorbeysegeln darf, sondern bey hoher Strafe daselbst vor Anker kommen muß. Ein so unverbrüchliches Gesetz nicht achten, das hieße sich selbst verrathen. In der Ungewißheit, an welchem Orte er die Spanier antreffen möchte, wendete er sich gegen Norden. Er befuhr die kleine Insel St. Gallan, die nur etwa sieben Meilen gegen Nordost gen Nord davon entfernet ist. Besagte Insel liegt unter dem vierzehnten Grade Süderbreite fünf englische Meilen nordlich von einer Anhöhe Morro-vejo oder Graukopf genannt. Zwischen dieser Anhöhe und der Insel ist der allerbequemste Platz zum Kreuzen, darum weil alle nach Callao bestimmte Schiffe, sie mögen übrigens von Norden oder von Süden herkommen, diese beyden Orte aufsuchen, um ihren Lauf darnach einzurichten. Den 5ten des Wintermonates bekam man die Berge bey Barranca, welches auf zehn Grad sechs und dreyßig Minuten liegt, zu Gesichte. Als man noch acht oder neun Meilen davon war: so genoß man endlich das lange gewünschte Vergnügen, ein Schiff zu sehen. Der Centurion machte mit allen Segeln Jagd darauf, holete es auch ein, ehe eine Stunde verlief. Es hielt vierzehn Stückschüsse aus, und ergab sich hernach. Dieses Schiff war von Guajaquil, trug ungefähr drey hundert Tonnen, und hieß

Vergebliche Anschläge.

Santa Theresa de Jesus. Es war für Callao befrachtet, mit Zimmerholze, mit Zwirne von Pito, welcher ungemein stark ist, und von einer gewissen Pflanze gemachet wird; ferner mit Tuche von Quito, mit Cacao, Cocosnüssen, Tabak, Leder, Wachs und andern Waaren. An baarem Gelde fand man nicht über hundert und zehn Pfund Sterlings werth, am Borde. Die Ladung wäre freylich von großem Werthe gewesen, wenn die Engländer sie anzubringen gewußt hätten: allein, weil es den Spaniern nicht erlaubt ist, ein Schiff vom Feinde loszukaufen, so helfen die Sachen, die man ihnen in diesem Gewässer wegnimmt, dem Ueberwinder größtentheils weiter nichts, als in so weit er sie zu seinem eigenen Gebrauche anwenden kann. Es suchten auch die Engländer ihren erhaltenen Vortheil hauptsächlich nur darinnen, daß sie ihrem Feinde Schaden zugefüget hatten *m*).

Anson. 1741.

Santa Theresa wird erwischet.

Nebst dem Schiffsvolke, das sich auf fünf und vierzig Mann belief, hatte das weggenommene Schiff auch vier Manns- und drey Frauenspersonen am Borde, die alle von spanischen Aeltern waren, imgleichen drey schwarze Sclavinnen zur Bedienung des Frauenzimmers. Der Verfasser rühmet mit allem Rechte die Keuschheit der englischen Officier, absonderlich, da sie, wie er saget, in solcher Verfassung waren, darinnen Seeleute nach einer beynahe jährigen gezwungenen Enthaltung natürlicher Weise seyn müssen. Besagte drey Frauenzimmer waren eine Mutter und ihre zwo Töchter, davon die ältere etwa ein und zwanzig, und die jüngere vierzehn Jahre alt seyn mochte. Sie waren in grausamer Angst, da sie sich in der Gewalt solcher Feinde sahen, denen sie wegen der ehemaligen Grimmigkeit der Freybeuter, und des Unterschiedes in der Glaubenslehre, kaum eine menschliche Gestalt zutraueten; absonderlich vermehrete die außerordentliche Schönheit der jüngsten Tochter ihre Bekümmerniß. Aus diesen Ursachen hatten sie sich, als die Ueberwinder an Bord kamen, verstecket, und es kostete viele Mühe, bis man sie beredete, ihren Zufluchtsort zu verlassen. Allein, hernach machte sie ein Lieutenant vom Centurion durch seine höfliche Aufführung bald wiederum etwas getroster. Sobald der Geschwaderoberste von dieser Begebenheit Nachricht bekam, so verordnete er, sie sollten auf ihrem Schiffe und in dem Zimmer, das sie bisher inne gehabt hatten, verbleiben, und nach Möglichkeit wohl bedienet werden, verboth auch zugleich, ihnen im mindesten verdrießlich zu fallen. Ja, damit seinem Befehle desto genauer nachgelebet werden möchte, und sie im Stande wären, Klage zu führen, wenn sich jemand dagegen vergienge: so erlaubete er so gar, daß der spanische Steuermann, welcher auf einem spanischen Schiffe als die zweyte Person angesehen ist, in der Eigenschaft ihres Bewahrers und Beschützers, um sie bleiben durfte. Dieses Amt trug er dem Steuermanne deswegen auf, weil man merkete, es liege ihm die Sicherheit der drey Frauenzimmer ungemein am Herzen. Ja, er hatte sich sogar für den Ehemann der jüngsten ausgegeben. Allein, man erfuhr theils von den Gefangenen, theils mit der Zeit aus andern Umständen, die in der Folge vorkommen werden, daß er sich nur deswegen dafür ausgab, um sie gegen die Unziemlichkeiten, die ihr nach seiner Meynung bevorstünden, desto kräftiger zu verwahren. Doch das großmüthige Verfahren des Befehlshabers machte aller Furcht der drey gefangenen Frauenzimmer ein baldiges Ende.

Drey darauf befindliche Frauenzimmer. Edelmuth der Engländer.

Die vier Schiffe stießen zusammen, und segelten mit einander gegen Norden. An eben diesem Orte hatte die See rings herum einige englische Meilen weit, eine ungemein schöne rothe Farbe. Man befand, daß diese Farbe bloß von einer erstaunlichen Menge Fische,

Röthe der See und ihre Ursache.

m) Auf der 185 und 186 S.

Anson. 1741.

sche, welche die ganze Oberfläche des Wassers bedecketen, herrühre. Man schöpfte dergleichen Wasser mit einem Glase, da es denn so hell war, als ein Crystall, ausgenommen, daß rothe und kleberichte Kügelchen darauf schwammen n).

Unterschied der Wärme in einerley Breite.

Indem die Engländer neben der Küste hinliefen: so bemerketen sie fast unaufhörlich einen Strom, der die Schiffe alle Tage zehn bis zwölf englische Meilen weit gegen Norden mit sich fortriß. Auf acht Grad Süderbreite, sahen sie seit ihrer Abreise von der brasilischen Küste zum erstenmale wieder Boniten und fliegende Fische um sich. Es ist etwas ganz besonderes, daß man sie an der östlichen Küste des südlichen America viel weiter gegen Norden antrifft, als an der westlichen Küste nurbesagten Welttheiles. Denn an der brasilischen Küste verliert man sie allererst bey dem südlichen Wendekreise aus dem Gesichte. Die Ursache dieses Unterschiedes kann schwerlich eine andere seyn, als weil es, auf einer Seite dieses großen Landes, unter eben derselbigen Breite nicht eben so warm ist, als auf der andern o).

U. L. F. von Rosenroth wird erobert.

Den 10ten des Wintermonates nahmen die Engländer drey Meilen südlich von der mittägigsten unter den Lobosinseln p) ein spanisches Schiff ohne Gefecht weg. Es hieß **Unsere liebe Frau von Rosenroth** und hatte drey und vierzig Matrosen am Borde. Seine Ladung bestund in Stahl, Eisen, Wachs, Pfeffer, Cedernholze, Dielen, Schnupftaback, Rosenkränzen, einigen Ballen europäischer Waaren, Zimmet, blauer Stärke, und Ablaßbriefen. Es war für Callao befrachtet, und hatte unterwegens zu Paita vor Anker geleget, von wannen es erst seit vier und zwanzig Stunden ausgelaufen war. Unter den Gefangenen war auch ein Irrländer, Namens **Williams**, welcher aussagete, der Statthalter zu Paita wäre von dem Kreuzen der Engländer in diesen Gewässern benachrichtiget, und voriezt wirklich damit beschäfftiget, den königlichen und seinen eigenen Schatz tiefer ins Land hinein zu flüchten. Man erfuhr ferner, es liege in dem Zollhause zu Paita eine große Summe Geldes, das einigen Kaufleuten von Lima zugehöre, und am Borde eines wirklich schon im Hafen liegenden Schiffes, gebracht werden solle. Die Vorstellung von einer so reichen Beute, und die gewisse Nachricht, daß die Anwesenheit des Geschwaders nunmehr schon verrathen, folglich das längere Kreuzen an dieser Küste für die lange Weile sey, bewog den Herrn Anson, einen unvermutheten Angriff auf Paita zu beschließen.

Ursachen einer Unternehmung auf Paita.

n) Auf der 190 S.

o) Der Verfasser bringt hier seine Gedanken von der Ursache dieser verschiedenen Wärme bey, und klaget darüber, daß die Naturforscher noch niemals Acht darauf gegeben hätten. Zuförderst setzt er die Sache selber fest, nämlich daß die Breite eines Ortes keine Regel abgebe, woraus man den Grad der daselbst regierenden Wärme oder Kälte beurtheilen könne. Also ist zum Exempel unleugbar, daß London wärmere Witterung habe, als die Hudsonsbay, ungeachtet sie alle beyde unter einerley Grade der Breite liegen. Vergleicht man die brasilische Küste mit der Westküste von eben dieser Hälfte des americanischen Welttheiles, zum Exempel **Bahia** mit **Lima**: so äußert sich ein noch weit größerer Unterschied. Es zeigen die Thermometra, die man, was den Grad der Kälte und Wärme betrifft, für eine unfehlbare Regel annehmen muß, daß zuweilen in einer sehr nordlichen Breite, dergleichen Petersburg hat, die Wärme weit stärker ist, als man sie jemals zwischen den Wendekreisen bemerket hat. Zu London verspürete man im 1746 Jahre einige Stunden lang eine Hitze, welche diejenige übertraf, die ein Schiff vom ansonischen Geschwader auf der Hin- und Herreise von England nach dem hornischen Vorgebirge empfand. Denn im Sommer besagten Jahres, stieg einstens ein Fahrenheitisches Thermometer zu London bis auf acht und siebenzig Grade, dahingegen ein eben solches auf dem erwähnten Schiffe nur bis auf sechs und siebenzig stieg. Es geschah solches auf der Catharineninsel fast zu Ende des Christmonates, da

ßen. Hierbey hatte er über dieses auch Gelegenheit, seine Gefangenen ans Land zu setzen, die in ziemlicher Anzahl waren, und ihm seinen Vorrath, den er selbst brauchte, wegzehreten. Dennoch erkundigte er sich auf das genaueste nach der Stärke und dem übrigen Zustande dieses Platzes. Die Unternehmung schien ihm leicht, und der glückliche Ausgang beynahe unfehlbar zu seyn. Anson. 1741.

Beschreibung der Stadt Paita und der umliegenden Gegend.

Die Stadt Paita liegt in einer ganz unfruchtbaren Gegend *q*), da der Boden aus lauter Sande und Schiefer besteht. Sie wird nur von etwa zwey hundert Haushaltungen bewohnet. Die Häuser haben nicht mehr als einen einzigen Stock, Wände von gespaltenem Rohre mit Leimen überkleibet, und Dächer von dürrem Laube. Unterdessen ist diese Bauart in einem Lande, wo es höchstselten regnet, dauerhaftig genug. Die Einwohner sind größtentheils Indianer, schwarze Sclaven, Mulatres oder Mestizen; Weiße sieht man wenig. Der Hafen wird zwar unter die besten auf der ganzen Küste gerechnet, verdienet aber dennoch nur den Namen einer Bay; doch liegt man sicher und bequem darinnen vor Anker. Insonderheit besuchen ihn die Schiffe, welche von der Nordseite herabkommen; und für diejenigen, welche von **Acapulco**, **Sonsonate**, **Realejo**, und **Panama** nach **Callao** wollen, ist er der einzige Erholungsort. Denn wegen der Langwierigkeit dieser Reisen, auf welchen man beynahe das ganze Jahr über keinen günstigen Wind antrifft, ist man genöthiget, sich an die Küste zu halten, um sich mit frischem Wasser zu versorgen. Ob nun gleich die Gegend von Paita so öde ist, daß man weder süßes Wasser, noch das geringste Gemüse, noch andere Lebensmittel, als Fische und Ziegen da antrifft: so haben doch die Indianer zwo bis drey Meilen weit gegen Norden eine Stadt, Namens Colan, von welcher sie auf Flössen nach Paita fahren, und Wasser, Maiz, Gemüse, Geflügel, und andere Bedürfnisse dahin bringen. Vieh kömmt von Rivera, einer andern Stadt, die vierzehn Meilen tiefer im Lande liegt. Das Wasser, das von Colan dahin geführet wird, hat zwar eine weißliche Farbe: es ist aber deswegen dennoch sehr gesund; ja, man giebt vor, da es durch die Salsapareillewälder fließe, so nehme es von der Kraft dieser Bäume etwas an sich. Nebst diesen Gemächlichkeiten, pflegen auch die Reisenden, welche von Acapulco und Panama nach Lima wollen, zu Paita auszusteigen. Denn da es nur zweyhundert Meilen von Callao als dem Hafen besagter Hauptstadt in Peru liegt, und man diese Reise zur

da es nur an drey Graden fehlete, daß man die Sonne nicht gerade über dem Haupte hatte. Zu Petersburg stieg den 20sten und 25sten des Heumonates im Jahre 1734 der Weingeist im Schatten bis auf acht und neunzig Grade, welches eine erstaunliche Hitze ist. Wie kömmt es nun, daß die Hitze an einigen Orten zwischen den Wendekreisen so gar unerträglich zu seyn scheint, da doch die angeführten Exempel beweisen, sie sey in der Nähe des Nordkreises oft eben so groß, ja noch größer? Der Verfasser giebt zur Antwort: die Schätzung der Wärme eines gewissen Ortes dürfe nicht nach demjenigen Grade derselbigen, der sich nur zuweilen daselbst äußert, eingerichtet werden, sondern vielmehr nach der mittlern Wärme einer Jahreszeit, oder wohl gar des ganzen Jahres. Er giebt hiervon eine Ursache an, die von uns selbst hergenommen ist, nämlich die Empfindung, die unser Leib von der Wärme habe, stimme mit der Wärme an und für sich selbst, wie sie vom Thermometer angezeiget wird, gar nicht unfehlbar überein, welches er sodann weiter ausführet. Auf der 203 u. vorherg. S.

p) Auf sechs Grade sieben und zwanzig Minuten Süderbreite. Es giebt zwo Inseln, die also heißen: nämlich die gegenwärtige, **Lobos zur See** genannt, und dann eine andere weiter gegen Norden gelegene, welche mit jener viel Aehnlichkeit hat, und **Lobos am Lande** heißt.

q) Auf fünf Grad zwölf Minuten Süderbreite.

Anson. 1741.

zur See fast allemal mit widrigem Winde verrichten muß: so geht man lieber zu Lande, absonderlich weil die Küste eine bequemere Landstraße hat, an welcher man Dörfer und Gasthöfe antrifft r).

Anstalten zum Angriffe.

Paita ist ein offener Ort, und hat bloß eine Schanze zu seiner Beschützung. Herr Anson erfuhr von seinen Gefangenen, die Schanze sey zwar mit acht Stücken besetzet, aber bloß mit einer Mauer von Ziegelsteinen umgeben, ohne Graben, Außenwerke und Wall, und die Besatzung bestehe aus einer ziemlich schwachen Compagnie Soldaten. Zwar hieß es auch, die Stadt vermöge drey hundert Mann ins Gewehr zu stellen: allein, da der Geschwaderoberste einen plötzlichen Ueberfall im Sinne hatte, so schien es ihm nicht unmöglich zu seyn, den Ort gleich die folgende Nacht zu gewinnen. Seine Schiffe lagen zwölf Seemeilen weit von der Küste; demnach durften sie nicht besorgen, entdeckt zu werden, und konnten doch, wenn sie alle Segel beysetzeten, noch vor sinkender Nacht in die Bay einlaufen. Allein, er überlegte, daß man sie ihrer Größe wegen, auch in der Dunkelheit wahrnehmen müßte, und daß bey diesem Anblicke die Einwohner ihre beste Habseligkeit ohne Verzug tiefer ins Land hineinschaffen würden. Ueber dieses war auch die Unternehmung überhaupt nicht von solcher Wichtigkeit, daß er seine völlige Macht dabey anzuwenden nöthig gehabt hätte. Er beschloß also nur, die Schaluppen zu gebrauchen. Brett, sein Lieutenannt, bekam Befehl, den Anschlag auszuführen, und acht und funfzig auserlesene Leute dazu. Um auch alle Schwierigkeiten, die von der Dunkelheit, oder Unbekanntschaft des Ortes herrühren möchten, zu vermeiden, gab man ihm zween spanische Steuerleute zu Wegweisern mit. Doch hielt man bey einem so kützlichen Auftrage für nöthig, sich ihrer Treue zu versichern. Man versprach also, würden sie das Ihrige redlich leisten, so wollte man nicht nur sie, sondern auch alle übrige Gefangene, ohne einiges Lösegeld, in Freyheit setzen: im Gegentheile könnten sie auch sicher glauben, man werde ihnen bey dem geringsten Anscheine einer Verrätherey den Kopf entzwey schlagen, und alle ihre Cameraden mit nach England führen. Der Verfasser bemerket hierbey diesen besondern Umstand, es sey einer von beyden Wegweisern vor zwanzig Jahren vom Hauptmanne Clipperton gefangen und genöthiget worden, bey der Ueberrumpelung der Stadt Truxillo, welche südlich von Paita im Lande liegt, einen Wegweiser abzugeben. Demnach hatte ihn sein widriges Schicksal dazu bestimmet, daß er die beyden einzigen Unternehmungen, welche seit so langer Zeit auf dieser Küste gegen seine Landesleute gewaget worden, zum glücklichen Ende bringen mußte s).

Wie die Engländer Paita überrumpeln.

Brett kam mit seinen Schaluppen erst um zehn Uhr des Abends in die Bay. Er lief hinein, ohne daß es jemand wahrnahm. Allein, als er sich dem Strande näherte, erblickte man ihn am Borde eines vor Anker liegenden Schiffes, und sogleich wurde Lärm; denn die Kerl riefen aus Leibeskräften: die Engländer sind da! die Hunde, die Engländer! daß man ihr Geschrey bis in die Schanze hörete. Der Schrecken breitete sich im Augenblicke durch die ganze Stadt aus. Brett sah viele Lichter mit großer Geschwindigkeit von einem Orte zum andern eilen, wurde auch noch andere Merkmaale einer großen Bestürzung gewahr. Er sprach seinen Leuten zu, sie möchten wacker drauf los rudern, und dem Feinde keine Zeit lassen, daß er sich zur Gegenwehr setzen könnte. Allein, ehe sie das Land zu erreichen vermochten, hatten die Soldaten in der Schanze gleichwohl schon einige Stücke zum

r) Auf der 221 u. vorherg. S.

s) Ebendaselbst a. d. 223.

zum Schusse fertig gemachet, und so gewiß gegen die Stelle, wo die Engländer ausstiegen, gerichtet, daß ihnen eine Kugel über den Kopf hinsausete. Anson. 1741.

Allein, Brett ließ ihnen die Zeit nicht zum zweytenmale abzufeuern. Sobald seine Leute am Lande waren, führete ihn einer von den Wegweisern funfzig Schritte weit vom Strande in ein enges Gäßchen. Hier waren sie gegen das Feuer aus der Schanze in Sicherheit, stelleten sich in solche Ordnung, als es Zeit und Gelegenheit erlaubete, und rückten geradesweges auf den Paradeplatz. Es war dieser Platz ein großes Viereck, daran das besagte Gäßchen stieß. Die Schanze machet eine Seite vom Vierecke, und des Befehlshabers Wohnung eine andere. Ungeachtet sie nun in ganz guter Ordnung angezogen kamen: so brachte doch ihr eigenes Jauchzen und Lärmen, das zum Theile aus großer Hitze, theils aus der Hoffnung gute Beute zu machen herrührete, imgleichen das Geräusch ihres Gewehres, und das Gelärm ihrer Trommeln, darauf mit aller Macht losgeschlagen wurde, alles dieses, sage ich, brachte die Einwohner auf die Gedanken, der Feind müßte in großer Menge vorhanden seyn, und es wäre hier nichts bessers zu thun, als Reißaus zu nehmen. Zwar hatten sich einige Kaufleute auf die Gallerie an des Befehlshabers Wohnung gestellet, und begrüßeten die Engländer mit einer Salve: es war aber nur die einzige; denn sobald man ihren Gruß erwiederte, warfen sie das Hasenpanier auf, und ließen die Engländer machen, was sie wollten *t*). Mit der Besatzung in der Schanze setzete es eben so wenig lange Arbeit; denn sie kletterte über ihre eigene Mauer weg, und versteckte sich im Gehölze. Dergestalt waren die Engländer innerhalb einer Viertelstunde Meister von der Stadt, ohne mehr als einen Todten und zween Verwundete zu bekommen.

Brett besetzete sogleich die Schanze, imgleichen die Wohnung des Befehlshabers; denn dieser hatte sich über Hals und Kopf nur halb angekleidet aus dem Staube gemacht, und seine Frau von siebenzehn Jahren, damit er erst seit drey Tagen verheirathet war, im Stiche gelassen. Die übrigen Zugänge zu der Stadt wurden gleichfalls mit einiger Mannschaft oder doch wenigstens mit einer Schildwache besetzet. Als dieses geschehen war: so nahm Brett vor allen Dingen Besitz von dem Zollhause, wo die sämmtlichen Reichthümer der Kaufleute in Verwahrung lagen. Er fand ganze Packhäuser voll kostbare Waaren, die aber dem Geschwader wenig nützeten. Doch als Hr. Anson den folgenden Tag mit seiner ganzen Macht herbeykam, und die Früchte des Sieges genauer besichtiget wurden: so waren die Schaluppen kaum im Stande, die Beute fortzuschaffen. Man erfuhr nachgehends, daß die Spanier ihren Verlust auf anderthalb Millionen Piasters schätzeten; und der Verfasser hält diese Summe nicht für übertrieben; denn die Engländer nahmen nur allein an Gelde und Silberwerke für 30000 Pf. Sterlings mit sich weg. Die Juwelen, als Ringe, Armbänder u. s. w. machten zusammen einen Werth aus, der schwer anzugeben fällt. Nebst dem ist die Beute, die jedweder für sich selbst machte, in besagter Rechnung nicht mit begriffen. Weil es nun dem Verfasser schwer fällt, die Summe davon anzugeben: so saget er nur, es sey die wichtigste Beute gewesen, welche die Engländer auf dieser Küste gemacht hätten *u*). Wie sie ihren Sieg gebrauchen.

Allein, sie vernichteten wohl eben so viel, als sie mitnahmen, weil sie den Schluß fasseten, mit Ausnahme beyder Kirchen, die zum Glücke frey stunden, die ganze Stadt wegzubrennen. Dem Befehle wurde genau nachgelebet. Man füllete innerhalb einigen Tagen Paita wird abgebrannt.

t) A. d. 227 u. vorherg. S. *u*) A. d. 252 S.

Anson. 1741.

gen verschiedene Häuser mit Peche und Theere, daran die Vorrathshäuser keinen Mangel hatten. Das Feuer gieng überall zugleich auf, und griff mit solcher Geschwindigkeit um sich, daß es keine menschliche Kunst mehr hätte zu löschen vermocht. Viele feine Tücher, Seidenzeuge, Batist und andere Waaren, giengen im Rauche auf. Das Geschütz in der Schanze vernagelte man, und fünf im Hafen liegende Schiffe bohrete man nach gekappten Masten in Grund. Indem dieses vorgieng, sahen die Einwohner auf einer Anhöhe dem Handel zu; zwar thaten sie einigemal, als ob sie einen Angriff auf die Stadt und Schanze zu wagen gedächten: allein, sie hatten niemals das Herz, den Engländern unter die Augen zu kommen.

Was die Engländer mit ihren Gefangenen vornehmen.

Weil nun der Geschwaderoberste mit der Redlichkeit der beyden spanischen Steuerleute zufrieden war: so gestund er ihnen die verheißene Belohnung ihrer Dienste ohne weiteres Bedenken zu. Es waren unter den Gefangenen unterschiedliche angesehene Personen, absonderlich ein junger Mensch von siebenzehn Jahren, des Vicepräsidenten der chilischen Regierung Sohn. Als er sich an den Bord eines Schiffes vom Geschwader begeben sollte: so verursachte die Erinnerung des unmenschlichen Verfahrens der ehemaligen **Flibustiers** und **Boucaniers**, davon man ihm von Jugend auf so viel erzählet hatte, ein solches Entsetzen bey ihm, daß er vor Schrecken beynahe in Ohnmacht dahin sank. Er beweinete sein Unglück auf die kläglichste Weise, und bejammerte seinen Vater, seine Mutter, seine Brüder, seine Schwestern, sein Vaterland, von welchem allen er nicht das geringste wieder zu sehen verhoffete, sondern sich einbildete, er müßte nun, wenn es ihm anders so gut würde, Zeit Lebens ein elender Leibeigener bleiben. Eben diese Meynung hatten auch alle übrige Spanier von ihrem Schicksale. Hr. Anson suchte ihnen diesen schimpflichen Verdacht auf alle mögliche Weise zu benehmen. Er ließ diejenigen, die eines solchen Vorzuges würdig waren, an seiner Tafel speisen; er befahl, man sollte mit einem jedweden nicht nur leutselig, sondern auch seinem Stande gemäß, umgehen. Sie schöpften auch bald wieder Muth, ja sie wurden allgemach ganz lustig. Insonderheit gewann der junge Mensch eine ungemeine Liebe und Hochachtung gegen seinen Wohlthäter; ja, es gefiel ihm die englische Lebensart überhaupt so wohl, daß es der Verfasser für ungewiß hält, ob es ihm nach seiner Befreyung zu Paita lieber gewesen wäre, eine Reise nach England zu thun, als nach Hause zu gehen *x*). Die drey Frauenzimmer von der Therese, welche man beständig mit aller nur ersinnlichen Achtung bedienet hatte, ließen sich die bezeugte Höflichkeit sehr wohl gefallen, und verlangeten in dem ersten Augenblicke ihrer Freyheit, an den Bord des Centurion gebracht zu werden, um dem Geschwaderobersten ihre Danksagung in eigener Person abzustatten. Ein Jesuit, der bey den Spaniern besonders viel galt, konnte nicht Worte genug finden, seine Erkenntlichkeit auszudrücken. Absonderlich erhub er die Aufführung der Engländer gegen das Frauenzimmer *y*) bis an die Sterne.

Erkenntlichkeit der Spanier.

Grundsatz einer weisen Staatsklugheit.

Der Verfasser beschließt diese Erzählung mit einigen sehr vernünftigen Gedanken. Er saget: „es ist uns auf alle Weise viel daran gelegen, was für Gedanken die Spanier „von uns haben. Ja, es ist uns an ihrer Hochachtung vielleicht mehr gelegen, als an der „guten

x) Auf der 255 Seite.

y) Auf der 258 Seite.

z) Auf der 259 Seite.

a) Auf der 266 Seite.

b) A. d. 269 und vorhergehenden Seite. Wir müssen die ausführliche Beschreibung dieser Anschläge doch wenigstens in einer Anmerkung mittheilen. Erstlich, setzet der Verfasser voraus, es hätte

„guten Meynung aller übrigen Völker in der ganzen Welt. Die Handlung, die wir mit „ihnen treiben, und künftig wieder mit ihnen treiben können, ist nicht nur ungemein wich„tig, sondern hat über dieses auch die ganz besondere Eigenschaft, daß sie auf beyden Sei„ten ehrliebende Gesinnungen, Treu und Glauben erfordert. Demnach that Herr Anson „den Regeln der Staatsklugheit nicht weniger ein Genügen, als seiner eigenen Neigung, „wenn er mit den Spaniern, die ihm das Waffenglück in seine Hände lieferte, gütig um„gieng,„ z).

Anson. 1741.

Indem die Unternehmung auf Paita ausgeführet wurde, fuhr der Glocester unter dem Hauptmanne Mitchel mit glücklichem Erfolge in seinem Kreuzen fort, und eroberte zwey spanische Fahrzeuge. Eines führete Wein, Branntewein, Oliven in Krügen, und ungefähr sieben tausend Pfund Sterlings an baarem Gelde; das andere war nur eine große Barke, und mit Baumwolle beladen. Als das Geschwader den 26sten wieder in die See gestochen war: so traf es gleich am folgenden Tage den Mitchel mit seinen beyden Fängen an. Die Gefangenen vom letztern gaben sich anfänglich für sehr arm aus; die Engländer glaubeten es auch, weil sie in der That sonst nichts als Baumwolle sahen. Allein, da sie die Ladung an Bord des Glocesters brachten, so zeigete sich der Betrug, indem die Baumwolle eigentlich nur die Einhüllung war, inwendig aber in jedwedem Ballen noch ein Päckchen doppelte Pistolen und Piaster lag, die in allem über zwölf tausend Pfund Sterlings am Werthe betrugen a).

Zwey andere Schiffe werden erobert.

Nach der Vereinigung mit dem Glocester beschloß man, gegen Norden zu laufen, und sobald als möglich das Vorgebirge St. Lucas in Californien, oder das Vorgebirge Corientes an der mexicanischen Küste zu gewinnen. Bey der Abreise von Juan Fernandez hatte Herr Anson sich vorgesetzt, in der Gegend bey Panama anzulegen, und zu sehen, ob er nicht mit der Flotte des Admirals Vernon einigen Zusammenhang errichten könnte; denn er glaubete, es müßte dieselbige voritzt in Westindien zugegen seyn, wußte auch, daß sie ihre Macht gegen irgend eine spanische Pflanzstadt anwenden sollte. Weil er es nun nicht für unmöglich hielt, daß voritzt eine englische Besatzung in Porto bello liegen könnte: so hoffete er, in der Nähe des schmalen Landstriches leicht eine Gelegenheit auszufinden, wie er die englische Flotte, die nach seiner Meynung an der jenseitigen Küste lag, von seinen Umständen benachrichtigen könnte, es sey nun entweder vermittelst der dasigen Indianer, welche England gar nicht abgeneigt sind, oder wohl gar durch Hülfe eines gebohrnen Spaniers, den man vielleicht durch das Versprechen einer großen Belohnung blenden könnte. Wäre nun der Briefwechsel einmal angefangen, so fiele es desto leichter, ihn fortzusetzen. Dergestalt hoffete er eine Verstärkung aus der Nähe zu erhalten; ja er machte sich die Gedanken, vielleicht Panama selbst wegzunehmen, wenn er mit den Häuptern der englischen Macht in der Nordsee nach einem gemeinschaftlichen Entwurfe zu Werke gehen könnte. Diese Eroberung, fährt unser Verfasser fort, hätte England den wirklichen Besitz der peruvianischen Schätze, oder doch eine Vergütung für seine Anforderungen an einen oder den andern Ast des Hauses Bourbon verschaffet b).

Herr Anson hoffet mit der Flotte des Admirals Vernon Gemeinschaft zu pflegen.

Sein Anschlag auf Panama.

hätte das Geschwader das hornische Vorgebirge ohne einige Verringerung seiner Kräfte, vorbeygesegelt, indem dieses eine an sich selbst gar wohl mögliche Sache sey, gleichwie das Beyspiel der beyden Armateurs, der Herzog und die Herzoginn von Bristol genannt, beweise, welche auf der ganzen Fahrt von der brasilischen Küste, bis an die Insel Juan Fernandez nicht mehr als zween Mann ein-

Anson. 1741.

Dergleichen weit aussehende Anschläge hegte Herr Anson, unserm Verfasser zu Folge, ungeachtet der Schwäche seines Geschwaders. Allein, als er die Briefschaften, die der Carmel am Borde gehabt hatte, durchlas: so erfuhr er, es wäre die Unternehmung auf Carthagena mislungen. Dieses Unglück machte, daß er nicht weiter daran gedachte. Das einzige, was er voritzt noch hoffen konnte, war, die manillische Galion an der südlichen Spitze von California oder an der mexicanischen Küste zu erlauern, indem sie bereits auf ihrem Wege nach Acapulco begriffen seyn mußte. Weil nun die Fahrt bis dahin nicht mehr als einen Monat oder fünf Wochen erfordert: so hatte er die benöthigte Zeit noch gedoppelt übrig,

Er stellet der manillischen Gallion nach.

einbüßeten; dieses also vorausgesetzt, suchet er zu beweisen, das ansonische Geschwader wäre sodann im Stande gewesen, die spanische Herrschaft in America zu erschüttern, und stellet zu diesem Ende den Zustand vor, darinnen sich die an der See gelegenen Landschaften von Chili und Peru zu selbiger Zeit befanden, und die wirkliche Gesinnung ihrer Einwohner, sowohl Spanier als Indianer. „Unter den Befehlshabern, saget er, herrschete lauter Misverständniß. Die Creolen waren äußerst schwürig. Es war weder Gewehr noch Pulver da. Die Besatzungen und alle Kriegeszucht überhaupt waren zu Grunde gegangen. Die benachbarten Indianer warteten nur auf einen günstigen Augenblick, wenn sie die Waffen ergreifen, und die seit zwey hundert Jahren ausgestandenen Drangsalen rächen könnten. Alles dieses ersah Herr Anson aus denen Briefen, die er auf den eroberten Schiffen fand. Die Furcht vor dem englischen Geschwader machte den Widerwillen der Statthalter gegen einander selbst noch größer. Es schob immer einer die Schuld, wegen des bevorstehenden Unglücks, auf den andern. Die Präsidenten von Chili und Panama, imgleichen alle übrige Befehlshaber, verlangeten von dem Unterkönige in Peru, den benöthigten Vorschuß zu Gegenanstalten. Der Unterkönig gab zur Antwort: die königliche Kammer zu Lima wäre erschöpft, und er habe mit sich selbst genug zu thun. Ueber das alles war auch der gemeine Mann sehr misvergnügt. Er glaubete, die Staatsangelegenheiten wären schon viele Jahre her bloß nach eigennützigen Absichten besorget worden. Man hatte unzählige Beweise in Händen, daß dieses die allgemeine Meynung der Creolen war; und der Verfasser hält für genug, nur einen einzigen anzuführen, nämlich das Zeugniß der französischen Akademisten, die sich in America aufhielten, um einen Grad unter der Linie auszumessen. Denn in dem Berichte des Herrn de la Condamine, darinnen er die Ermordung eines französischen Wundarztes erzählet, wird auch gemeldet, es hätten bey dem damals entstandenen Auflaufe alle Einwohner die Regierung einmüthig verflucht.

„Die Indianer an der Gränze waren ihrer Seits fast überall zur Empörung geneigt. Man ersah aus einigen aufgefangenen Briefen, daß sie bey der geringsten Unterstützung zum Gewehre gegriffen hätten. Absonderlich war dieses die Gesinnung derer, welche südlich an Peru gränzen, der Arancos und anderer chilischen Völkerschaften, das ist der allermächtigsten. Die Spanier schreckten damals die Chilier mit der großen Verstärkung, die sie unter dem Admirale Pizarro aus Spanien erhalten würden, und droheten sodann, dasjenige vollends auszuführen, was ihre Vorfahren unausgemacht gelassen hätten. Diese Drohungen erschrecketen die Indianer dermaßen, daß sie glaubeten, es wäre auf ihre gänzliche Vertilgung angesehen. Die Pizarren, wovon die ersten Eroberer des Königreichs Peru gewesen, und die Peruvianer, welche die Zerstörung ihres Reiches, den Tod des Atalipa, dessen Angedenken ihnen noch immer werth ist, die Abschaffung ihres Gottesdienstes, und das Niedermetzeln ihrer Vorältern, noch gar nicht vergessen haben, verabscheuen alles, was Pizarro heißt. Eben so gut weis man auch in Chili, daß der sclavische Zustand, und das Elend der Einwohner bloß aus dieser Quelle entsprungen sey. Das Angedenken dieser traurigen Begebenheiten ist bey diesen Leuten noch im geringsten nicht erloschen: im Gegentheile sind alle ihre Feste mit solchen Aufzügen vergesellschaftet, die sie an ihre ehemalige Herrlichkeit, und an ihr nunmehriges Unglück erinnern. Sie kommen bey diesen Vorstellungen vor Herzeleid und Grimm ganz außer sich. Unwidersprechliches Merkmaal! daß sie nur auf Gelegenheit lauern, sich in Freyheit zu setzen, und an ihren Tyrannen zu rächen. Den spanischen Statthaltern war diese Gesinnung sehr wohl bekannt; sie besorgeten eine allgemeine Empörung, und suchten alle Mittel hervor, die trotzigsten unter diesen Indianern zu besänftigen.

übrig, indem besagtes Schiff nicht vor dem halben Jenner zu Acapulco anlanget. Unterdessen da das süße Wasser auf allen Schiffen des Geschwaders abzunehmen begonnte: so mußte man vor allen Dingen dieser Noth, welche noch größer werden konnte, Rath schaffen, ehe man an die Fahrt nach California gedachte. Zu Paita hatte man kaum so viel Wasser aufgetrieben, als täglich aufgieng. Man zog also die Tagebücher der Reisenden zu Rathe, und beschloß endlich, auf der Insel Quibo, die unweit der Einfahrt in die Bay von Panama liegt, frisches Wasser einzunehmen. Zwar lag die Cocosinsel näher am Wege: allein, ungeachtet sie in einigen Berichten der Flibustiers sehr angerühmet wird: so hatte

Anson. 1741.

„Der Präsident von Chili hatte den Oberhäuptern „der Arancos große Geschenke gegeben, um sie zu „einem Stillestande, dessen Bedingungen für sie ungemein vortheilhaft waren, zu bewegen; und bey „der Engländer Ankunft war die Sache noch nicht „zur Richtigkeit gebracht. Herr Anson hätte alle „Küsten ohne Volk und ohne Gewehr angetroffen. „Er bekam zuverläßige Nachricht, es wären im „ganzen Königreiche Chili keine drey hundert Feuerröhre, ja noch darzu meistens nur alte Musqueten „anzutreffen. Baldivia hätte keine andere Mühe, „als den Angriff erfordert; die Arancos, Pulchos, und Puginchos, die fünf und zwanzig Meilen nordlich von besagter Stadt am Kaiserflusse „wohnen, hätten das Gewehr sogleich ergriffen. „Es können diese Völker bis dreyßig tausend Mann, „meist Reuterey ins Feld stellen. Es hätte sie nicht „das geringste an einem Einfalle in Chili gehindert, „wo sie weder Gewehr noch Pulver, wohl aber weibische Einwohner, welche ihr Wohlleben und der „Müßiggang einiges Ungemach auszustehen untüchtig gemacht hat, angetroffen hätten. Da nun die Indianer an der peruvianischen Gränze nicht weniger geneigt waren, das spanische Joch abzuwerfen: so hätte ein allgemeiner Aufstand in dem „ganzen spanischen America daraus entstehen können. In diesem Falle hätten sich die Creolen, „welche der Regierung ohne dieß nicht günstig waren, auf keine andere Weise zu helfen gewußt, „als wann sie mit den Indianern einen Vergleich „gemacht, und einem Landesherrn, der für ihre „Sicherheit so schlechte Sorge trug, den Gehorsam „aufgekündiget hätten. Sollte ja diese Muthmaßung „ungegründet zu seyn scheinen: so hält doch der Verfasser zum wenigsten dieses für unstreitig, daß die „Spanier nicht im Stande gewesen seyn würden, „sich gegen die Unternehmungen der Engländer zu „setzen, wenn die Indianer bey ihrer Ankunft das „Gewehr ergriffen hätten. Er saget ferner, es wären auf dieser ganzen Küste nicht mehr als zween „Plätze, nämlich Panama und Callao, gewesen, „denen man die Stärke, dem englischen Geschwader „zu widerstehen, hätte zutrauen können: und Herr „Anson hatte sichere Nachricht, daß dieser Widerstand nicht lange würde gewähret haben. Der Unterkönig selbst besorgete sich eines Besuches in Lima. „Es giebt in der That unterschiedliche Stellen an „der Küste, da man sehr bequem vor Anker liegt, „absonderlich eine, zwo Meilen südwärts von Callao, gerade nordlich über der Spitze, welche Herr „Anson in seiner Karte Morro Solar, nennt: „hier findet man auf zwey Ankertauen weit vom „Lande, sechzig bis achtzig Faden Tiefe; und die „Spanier wußten vollkommen wohl, wie leicht es „falle, eine Landung an diesem Orte zu wagen; denn „da die Erschöpfung der königlichen Kammer es nicht „erlaubete, eine Schanze an diesem Orte anzulegen, „so stelleten sie hundert Reuter dahin, die aber „freylich zu sonst nichts geholfen hätten, als von „der Ankunft der Engländer bey Zeiten Nachricht „zu geben. Der Verfasser bringt noch viele andere Umstände bey, welche dem Geschwader zum „Vortheile gereichen konnten, absonderlich aber, „daß es über den schmalen Landstrich bey Panama „alle Bedürfnisse an Gewehre, Pulver und Volke „zu erhalten vermocht hätte, und daß, kurz zu sagen, England im Stande gewesen wäre, seine „dasigen Eroberungen der ganzen spanischen Macht „zum Trotze, zu behaupten. Es stunden dem Madriter Hofe nur zween Wege offen, sich wieder in „den Besitz dieser reichen Länder zu setzen, nämlich „Gewalt der Waffen, und gütlicher Vergleich. Der „erstere Weg wäre sehr schwer, ja vielleicht gar unmöglich gefallen; der zweyte hätte England doch „wenigstens einen Frieden verschaffet, darinnen dem „Hochmuthe seiner Feinde Schranken gesetzet worden wären.„

Es ist nicht zu verwundern, daß Herr Walther, um sich die verdrießlichen Stunden einer langwierigen Reise, zu versüßen, sich zuweilen mit einem so schönen Traume belustigte, wie jener Athenienser beym Horatius.

Anson. 1741.

hatte ihn doch die Erfahrung schon gelehret, auf dergleichen verdächtige Nachrichten wenig zu bauen. Nebst dem konnte ihm auch wohl auf dem Wege nach Quibo irgend ein Schiff von Panama in die Hände fallen.

Will zu Quibo Wasser einnehmen.

Er machte sich also mit acht Fahrzeugen, welche eine ansehnliche Flotte vorstelleten, auf den Weg nach Quibo. Den 19ten erblickte man auf sieben englische Meilen weit das weiße Vorgebirge, und ließ es in Süd gen Ost liegen. Besagtes Vorgebirge liegt unter vier Grad funfzehn Minuten Süderbreite, und giebt eine sehr bequeme Stelle zum Kreuzen ab, indem niemals einiges Schiff, das diese Küste befährt, es mag übrigens von unten herauf oder von oben herab kommen, es aufzusuchen unterläßt. Den 22sten in der Frühe erblickte man die Insel Plata auf vier Meilen weit gegen Osten, und um drey Uhr Nachmittages hatte man die Spitze Manta auf sieben Meilen in Südost gen Ost vor sich. Weil nun die Stadt gleiches Namens nicht weit davon liegt: so ergriff der Glocester diese Gelegenheit, sich seine Gefangenen vom Halse zu schaffen. Den 25sten erblickte man die Insel Gallo auf vier Meilen weit in Ost gen Süd. Hernach lief man queer durch die Bay von Panama, in Hoffnung gerades Weges an die Insel Quibo zu kommen: allein, es zeigte sich bald, daß man besser westlich hätte halten sollen. Denn weil die Winde gegen dieses Compaßviertel umliefen: so hatte das Geschwader große Mühe, an die Insel zu kommen. Den 22sten lief es über die Linie. Indem man nun hiermit die Nachbarschaft der ungeheuern Gebirge, die von den Spaniern Cordelieras genannt werden, verlassen hatte, und sich dem schmalen Landstriche näherte, wo der Zug der Luft von Osten nach Westen, durch das nurbesagte erstaunliche Gebirge nicht mehr aufgehalten wird: so spürete man den Unterschied der Witterung sehr geschwind. Die Hitze war eben so unerträglich, als an der brasilischen Küste. Bis auf den siebenten Grad der Norderbreite, hatte man viele Windstillen, und starke Regengüsse, die man nicht sowohl der Nähe der Linie, als den noch immer fortwährenden Vandevols zuschrieb, ungeachtet ihre Zeit, der gemeinen Meynung zu Folge, im Brachmonate anfangen, und im Wintermonate aufhören sollte.

Insel Quibo und ihre Lage.

Besagte Windstillen fielen den Engländern bequem, einige von ihren Schiffen, die keine gute Segeler waren, zu verbrennen, wornach das Geschwader noch aus fünf Schiffen bestund. Endlich den 3ten des Christmonates erblickte man die östliche Spitze c) der Insel Quibo, vier Meilen weit von sich in Nordost, und die Insel Quicara eben so weit in Westnordwest. Der Grund war auf fünf und sechzig Faden Tiefe grauer schwarzgesprengter Sand. Weil bey der Mündung des Gats einige Untiefen vorhanden sind: so beschloß man, bis auf den folgenden Tag die hohe See zu halten. Um sechs Uhr Vormittages hatte man das Vorgebirge Masiaro auf drey bis vier Meilen weit in Nordost gen Nord vor sich. Als man dieses vorbey gelaufen war: so hatte man um neun Uhr die Insel Sebaco auf vier Meilen in Nordwest gen Nord. Zwar trieb der widrige Wind die Schiffe öfters zurück: doch des folgenden Tages erreichte man die Südsüdostspitze der Insel glücklich, und um drey Uhr Nachmittages lief man in das Gat oder den Canal Bueno, indem man einer gewissen Sandbank, die sich von der südlichen Spitze in die See hinein erstrecket, auswich. Besagtes Gat ist wenigstens sechs englische Meilen breit, und bleibt man im Durchfahren anderthalb Meilen weit von der Brandung. Die Engländer fanden eine sehr gute Ankerstelle auf

c) Auf sieben Grad zwanzig Minuten Süderbreite.

d) A. d. 282 und vorherg. S. Der Verfasser giebt einen Grundriß von der ostlichen Spitze, wo man

auf drey und dreyßig Faden Tiefe, und schlammichten Grund. Hier hatten sie die südliche Spitze der Insel in Südsüdost, eine sehr kenntliche Anhöhe auf der Insel in Westnordwest, und die Insel Sebaco in Ostnordost *d*).

Anson. 1741.

Beschreibung der Insel Quibo.

Sie fanden den Wasserplatz ohne Mühe, indem er nicht weiter als drey Viertel einer englischen Meile in Nordwest gen Nord von ihnen lag. Die Insel Quibo ist zum Holz und Wasserholen gleich bequem. So weit als die Fluth aufsteigt, ist der ganze Boden mit Bäumen bewachsen, und es ergießt sich ein starker Bach süßes Wassers über ein sandigtes Ufer. Die Insel ist überhaupt mit Ausnahme eines einzigen Ortes nur mittelmäßig hoch, und eigentlich ein Wald von immer grünen Bäumen. Absonderlich findet man da viele Canificier, oder Cassiabäume, und einige Limonienbäume. Allein, die Engländer wunderten sich sehr, daß sie an einem so stillen Orte keine andere Vögel, als Papageyen, Perricos und Aras fanden. Unter den übrigen Thieren waren die Affen und Eydechsen am zahlreichsten, die sie erlegeten und aßen. Ander Wildpret konnten sie wegen des dichten Gehölzes nicht schießen. Sie spüreten nur einen einzigen Tieger, wiewohl ihre Gefangenen versicherten, es gebe sehr viele hier. Doch furchten sie sich vor den Tiegern nicht so sehr, als vor einer gewissen Art Schlangen, welche der Verfasser fliegende Schlangen nennet, weil sie allen Gattungen von Thieren ohne Unterschied von den Aesten herab, auf den Leib schießen. Die See um die Insel ist wegen der großen Menge ungeheuer großer Alligator ebenfalls sehr gefährlich, imgleichen wegen einer gewissen Gattung großer und platter Fische, die unvermuthet einen Schuß aus dem Wasser thun. Der Verfasser hielt sie für diejenigen, welche zuweilen die Perlfischer mit ihren Flossen umfassen, und erwürgen. Man versicherte ihn, die Taucher hätten eben deswegen ein spitziges Messer bey sich, und stießen es dem Thiere in den Leib, so bald es sie zu packen beginne.

Herr Anson besichtiget die Insel. Hat viel Vergnügen dabey.

Der Geschwaderoberste nahm sich vor, eine gewisse Bay, die man im nordlichen Theile der Insel erblickete, in eigener Person zu besichtigen, und hernach die ganze Ostküste der Insel zu befahren. Er stieg nirgends ans Land, als wo ihm der Boden fett, und das Wasser gut, und in Menge vorhanden zu seyn schien. An der nordostlichen Spitze erblicket man einen Wasserfall, welcher Verwunderung erwecket. Es strömet ein Fluß von dem reinsten Wasser, und zwanzig Klaftern in die Breite über einen ziemlich jähen Abschuß von etwan achtzig Klaftern in die Länge, in ein sehr rauhes Bette hinab, indem sowohl der Boden, als die Ufer desselbigen, aus lauter großen Felsenstücken bestehen. An einigen Orten, wo die Böschung eben ist, breitet sich das Wasser auseinander, und bildet die schönsten Güsse; an andern Orten stürzet es sich in Springfällen herab. Die umliegende Gegend ist mit einem angenehmen Walde bewachsen, ja selbst die Felsen, daraus die Ufer des Bettes bestehen, oder damit sie hier und dort zum Theile überdeckt werden, sind mit sehr hohen Bäumen bekrönet. Indem Herr Anson und seine Befehlshaber ihre Augen an der natürlichen Schönheit dieser Wildniß weideten: so zog ein Arasflug über ihnen weg; „und eben, „als ob diese Vögel Willens wären, die Lustbarkeit zu vermehren, und diesem prächtigen „Schauspiele eine neue Zierde zu geben, schwungen sie sich über diesem Orte auf hundert„fache Weise in der Luft herum, und ließen den Zuschauern den Schimmer ihres vielfärbi„gen Gefieders in die Augen spielen. Noch itzo können diejenigen, welche bey diesem Auf„tritte gegenwärtig waren, nicht ohne Lust daran gedenken *e*).„ Ein-

man Wasser einnimmt, nebst der Ankerstelle, und den Tiefen.

e) A. d. 288 S.

Anson. 1741.

Einwohner sahen sie nicht, wohl aber einige Hütten am Ufer, und große Haufen Muscheln und schöne Perlmutter, welche die panamischen Fischer im vorigen Sommer da liegen ließen. Ungeachtet man in der Bay von Panama überall Perlenaustern findet: so sind sie doch nirgends häufiger vorhanden, als zu Quibo. Man darf sich nur in die See bücken, und sie vom Grunde wegnehmen. Die meisten sind sehr groß, aber zäh und von schlechtem Geschmacke. Diejenigen, welche die meisten Perlen in sich haben, liegen am tiefsten. Man versichert, es beruhe die Schönheit einer Perl auf der Beschaffenheit des Grundes, wo die Auster lebete. Wäre selbiger schlammigt, so sey auch die Perl dunkel an Farbe, und habe ein schlechtes Wasser. Es werden zu dieser Fischerey schwarze Leibeigene gebraucht, davon die Einwohner der Stadt Panama, und der benachbarten Küste eine große Menge haben. Sie müssen mit besonderer Sorgfalt zu dieser Uebung abgerichtet werden. Man hält sie für keine vollkommene Taucher, als wenn sie so lange unter dem Wasser bleiben können, bis ihnen das Blut zur Nase, Mund und Ohren heraus schießt. Nach dieser Probe fällt ihnen das Tauchen weit leichter: der Blutsturz stillet sich von selbst, und überfällt sie niemals wieder *f*).

Perlaustern zu Quibo.

Die vortrefflichen Schildkröten in der See bey Quibo, hielten die Engländer wegen der schlechten Austern schadlos. Die großen, oder sogenannten Tortues franches, sind eine sehr gesunde Speise, und von vortrefflichem Geschmacke. Sie wiegen gemeiniglich zwey hundert Pfund. Sie dieneten nicht nur dem sämmtlichen Schiffsvolke, so lange es auf der Insel war, zur täglichen Speise, sondern man nahm auch so viele in Vorrath mit, daß man länger als einen Monat daran zu essen hatte. Sie trieben in den heißen Tagesstunden oft in großer Anzahl oben auf der See, und schliefen. Sodann stellete sich ein guter Taucher vorn in die Schaluppe, und so bald er der Schildkröte, die er fangen wollte, bis auf wenige Klaftern nahe gekommen war, so tauchte er unter, kam aber ganz nahe bey ihr wieder herauf. Sodann packte er die Schale um die Gegend des Schwanzes, und drückte mit der andern Hand den Hintern des Thieres ins Wasser; dieses wachte darüber auf, und begonn mit den Hinterfüßen zu arbeiten; damit blieb die Schildkröte nebst dem Manne so lange auf dem Wasser schwimmen, bis die Schaluppe dazu kam, und sie alle beyde miteinander auffischete.

Schildkröten, und wie man sie fängt.

Der Verfasser bewundert, wie es komme, daß die Spanier, welche an dieser Küste wohnen, wo die Lebensmittel nicht allemal in gleichem Ueberflusse vorhanden sind, auf die Einbildung verfallen sind, es wäre das Schildkrötenfleisch höchst ungesund, ja gleichsam giftig. Nach seinem Erachten mochte vielleicht die wunderliche Gestalt dieses Thieres besagtes Vorurtheil veranlasset haben. Die am Borde befindlichen Sclaven, sowohl Indianer als Schwarze, welchen von Jugend auf eben die Meynung als ihren Herren im Kopfe steckte, verwunderten sich darüber, als die Engländer mit solcher Lust davon aßen, und hielten es für eine Verwegenheit, die übele Folgen nach sich ziehen würde. Allein, da sie endlich sahen, daß es ihnen wohl bekam: so folgeten sie ihrem Beyspiele, und schätzeten sich wegen dieser Erfahrung recht glücklich; indem sie künftig ohne Kosten und sonderliche Mühe bessere Mahlzeiten thun könnten, als ihre Herren.

Spanier haben eine ungegründete Meynung davon.

Den

f) A. d. 290 S.

g) Auf zwanzig Grade zwanzig Min.

h) Auf ein und zwanzig Grade fünf und zwanzig

Den 9ten des Christmonates gieng das Geschwader wiederum unter Segel, zween Tage hernach, nahm es eine panamische Barke weg, die nach Cheripe, einem kleinen Dorfe auf dem festen Lande, wollte. Zwar fand man nichts darauf als Bindfaden von ausgezupften Tauen, Steinsalz und etwa dreyßig bis vierzig Pfund Sterlings an Gelde: man erfuhr aber, daß Cheripe zu allen Zeiten mit Lebensmitteln angefüllet sey, welche auf Fahrzeugen, die von Panama dahin kommen, abgeholet, und beynahe die ganze Stadt damit versorget werde. Zwar hätten die Engländer ein offenes Dorf, das in gar keinem Vertheidigungsstande war, ohne die geringste Gefahr wegnehmen können: indem aber ihr Vorrath an Schildkröten für alle ihre Anschläge hinreichend war, so bohreten sie nur die Barke in Grund, und suchten ihre zum Kreuzen ausersehene Stelle ohne weiteres Verzögern zu gewinnen.

Anson. 1741.

Cheripe, ein Dorf voll Vorrath.

Der IV Abschnitt.

Ansons Unternehmungen im Jahre 1742.

Verhaltungsbefehle, die Galion aufzusuchen. Cocosinsel. Irrthum der Engländer. Sie suchen Acapulco: verfehlen die Galion. Wie die Handlung zwischen Manilla und Mexico getrieben wird. Einrichtung dieser Handlung. Man hält sie Spanien fur nachtheilig. Sonderbare Fahrt der Galion. Wie sich die Spanier süßes Wasser verschaffen. Hindernisse, die von ihrer Unwissenheit herrühren. Merkmaale, daran die Galion die Nähe des Landes erkennet. Indianische Pflanzstadt am Lucasvorgebirge. Vergebliches Warten der Engländer. Anson muß frisches Wasser suchen; Beschreibung des Hafens Chequetan. Schwierigkeit, ihn von der See aus zu kennen. Beschaffenheit des Wasserplatzes. Vergeblicher Streif der Engländer. Sie verbrennen die eroberten Schiffe und lassen die Gefangenen los.

1742.

Bey dem Aufbruche von Quibo hatte der Geschwaderoberste den Hauptleuten neue Verhaltungsbefehle zugestellet. Erstlich sollten sie sich nordlich über Acapulco begeben, und die Küste zwischen der Breite von achtzehn und neunzehn Grad befahren, nachgehends in einer Entfernung von acht bis zehn Meilen an der Küste hinlaufen, bis an das Vorgebirge Corientes *g*). Hier sollte man bis auf den 14ten des Hornungs zu kreuzen fortfahren; hernach die mittelste Insel unter den drey Marien, welche fünf und zwanzig Meilen von besagtem Vorgebirge liegt, aufsuchen *h*). Fänden die übrigen Schiffe den Obersten nicht an dieser Insel: so sollten sie sich von da nach Macao an der chinesischen Küste begeben.

Verhaltungsbefehle, die Galion aufzusuchen.

Jedermann hoffete, man werde die Passatwinde bald antreffen, wenn man nur erst die hohe See gewonnen habe. Allein, man wurde fast einen ganzen Monat lang, durch die Westwinde, durch die Windstillen, und durch die erstaunlichen Regengüsse, die mit einer erstickenden Luft vergesellschaftet waren, daran verhindert. Dergestalt bekam man die Cocosinsel erst den 25sten des Christmonates zu Gesichte, ungeachtet sie nach der Schätzung der englischen Steuerleute, nicht weiter als hundert Meilen vom festen Lande liegt *i*). In ihrem westlichen Theile steht ein sehr hoher Berg, der aber auf der Ostseite abnimmt, und in eine niedrige Spitze zuläuft. Von dieser Insel sieht man das Vorgebirge in Westnordwest. Bis auf den 9ten Jenner legte man abermal nicht mehr als hundert Meilen zurück. Hier fing der Passatwind an, sich spüren zu lassen, und verließ das Geschwa-

Cocosinsel.

zig Minuten gegen Nordost, dem besagten Vorgebirge gegen Norden.

i) Auf fünf Grad zwanzig Minuten Norderbreite.

Anson. 1742.

Geschwader nicht bis den 17ten Jenner, da man sich auf zwölf Grad funfzig Minuten nordlich befand. Aber an eben diesem Tage machte er einem Westwinde Platz, welche Abwechslung jedoch vermuthlich nur daher rührete, weil man dem Lande allzunahe gekommen war, ungeachtet man es noch auf mehr als siebenzig Seemeilen von sich hatte. Hieraus schließt der Verfasser, die Passatwinde bliesen nur in einer großen Entfernung vom festen Lande. Den 25sten Jenner war man in Norden von Acapulco; hier änderte man den Lauf, und hielt östlich gegen das Land. Die letzten vierzehn Tage über hatte man einige Schildkröten, die auf dem Wasser trieben, gefangen, imgleichen einige Delphine, und eine große Menge Boniten und Albicores.

Irrthum der Engländer.

Den 26sten Jenner um zehn Uhr Abends erblickte man ein Licht in Nordost. Jedermann glaubete, es sey die Galion, nach welcher jedermann auf dem ganzen Geschwader seufzete. Es machte folglich die Nacht über jedwedes Schiff seine Anstalten zum Angriffe. Allein, bey Aufgange der Sonne sah man deutlich, es sey ein Feuer auf der Küste. Ein so gewaltiger Irrthum verursachte viel Kummer. Zwar befand man sich auf dem Wege der Galion: allein, da der Jenner beynahe schon zu Ende lief: so gerieth man in Zweifel, ob sie nicht etwa schon angekommen sey? Doch versicherten die Gefangenen, sie komme zuweilen erst in der Hälfte des Hornungs; ja, sie schlossen vielmehr, weil das Feuer auf der Küste angezündet worden, so müsse sie noch in der See seyn, indem allezeit, wenn sie allzulange außenbliebe, an verschiedenen Orten der Küste Feuer angezündet würden, damit sie sich darnach richten könnte. Man glaubte ihrem Berichte nur allzugern, und das Geschwader vertheilete sich auf zwölf Seemeilen weit von der Küste in einer solchen Ordnung, daß sie unmöglich unvermerkt durchwischen konnte. Aber endlich regten sich die Zweifel von neuem. Nebst dem hatte das Volk auf allen und jeden Schiffen einen Hafen zu seiner Erholung nöthig. Herr Anson beschloß also, bey Nachtzeit eine Schaluppe in den Hafen von Acapulco zu schicken, weil ihm einige Indianer versicherten, sie könnten daselbst alle beliebige Nachricht einziehen, ohne daß man ihrer gewahr würde. Der Officier, welcher sie anführete, kam fünf Tage hernach wieder zurück. Er hatte in der Gegend, wo nach der Gefangenen Aussage Acapulco seyn sollte, nicht das geringste, das einem Hafen ähnlich wäre, gefunden. Um nun ihn zu entdecken, hatte er sich gegen Osten gewendet, und die Küste auf einer Weite von zwey und dreyßig Seemeilen befahren, aber nichts als große sandige Strecken erblicket, woran sich das Meer mit solcher Gewalt brach, daß keine Schaluppe ans Land zu kommen vermochte. Endlich erblickte er von weitem zwo Zitzen ähnliche Berge in Osten, welche, vermöge ihrer Gestalt und Breite, die von Acapulco seyn mußten. Allein, weil sein Vorrath zu Ende war: so mußte er den Rückweg nach dem Geschwader suchen.

Sie suchen Acapulco.

Vermöge des letzten Stückes seiner Wahrnehmungen segelte man gegen Osten, um Acapulco desto näher zu kommen. Den 13ten des Hornungs fiel ein hohes Land ins Gesicht, das man im Anfange für das gesuchte hielt, nachgehends aber für das hohe Land von Seguateneio erkannte. Man schickte noch eine Schaluppe auf Kundschaft aus, welche die Nachricht zurückbrachte, sie habe den Hafen von Acapulco befahren, und sey er wenigstens noch funfzig Meilen gegen Ostsüdost entfernet. Sie war bis über die Insel, welche an der Einfahrt des Hafens liegt, gekommen, ohne daß die mitgegebenen beyden Wegweiser, nämlich ein spanischer Steuermann, und ein Indianer, wußten, wo sie waren. Allein, sie hatte drey schwarze Fischer gefangen genommen, dabey aber die Vorsichtigkeit gebraucht,

Anson. 1742.

gebraucht, den Nachen dieser Leute gerade einem Felsen gegenüber den Wellen zu überlassen, die ihn nothwendiger Weise daran in Stücke schlagen, folglich bey denen, welche die Trümmer finden möchten, die Meynung erwecken mußten, als ob die drey Fischer zu Grunde gegangen wären.

Die Engländer verfehlen die Galion.

Diese Gefangenen nun versicherten, die Engländer hätten die Galion verfehlet, indem sie schon den 9ten Jenner zu Acapulco angelanget sey. Doch trösteten sie das sämmtliche Schiffvolk auch wieder, weil sie dazu setzeten, das Schiff sey ausgeladen worden, und müsse, sobald es mit Lebensmitteln und Wasser versorget sey, den 14ten des Märzmonates eine neue Reise nach den philippinischen Inseln antreten. Diese Zeitung war den Engländern um so viel angenehmer, weil es ihnen weit vortheilhafter war, die Galion auf ihrer Hinreise wegzunehmen, als auf ihrer Herreise; denn die Ladung war ihnen nicht so viel nütze, als das daraus gelösete Geld. Ihre Hoffnung lebete demnach von neuem auf. Um diese zu rechtfertigen, suchet der Verfasser an diesem Orte einen richtigen Begriff von der zwischen Mexico und den manillischen Inseln im Schwange gehenden Handlung zu geben, weil, wie er saget, noch niemand so gute Gelegenheit, als er, gehabt hat, die Sache von Grunde aus zu erforschen. Er geht mit seinen Untersuchungen bis auf die Reise des Magellans zurück. Allein, weil wir in dem Artikel von den philippinischen Inseln schon alles, was die Entdeckung, Eroberung und Regierung derselbigen betrifft, sorgfältig gesammelt haben *k*): so dürfen wir voritzt nur dasjenige beybringen, was besagtem Artikel ein größeres Licht geben kann.

Wie die Handlung zwischen Manilla und Mexico getrieben wird.

Vorzeiten wurde die spanische Handlung der philippinischen Eylande zwischen Callao und Manilla getrieben. Die Passatwinde waren dieser Fahrt allemal günstig, und man legte gar oft zwey bis drey tausend Seemeilen in zween Monaten zurück. Allein, die Rückreise von Manilla nach Callao war desto beschwerlicher und langweiliger. Man brachte zuweilen wohl ein ganzes Jahr damit zu, weil die ersten, welche diese Fahrt unternahmen, aus großer Unwissenheit, auf ihrem ganzen Wege immer innerhalb des Bezirkes der Passatwinde blieben. Endlich belehrete sie ein gewisser Jesuit eines bessern, indem er sie beredete, so lange bis sie dem Passatwinde entgangen wären, ihren Lauf nordlich zu nehmen, und mit Hülfe der Westwinde, als welche mit zunehmender Breite gemeiniglich regieren, gegen California zu segeln. Nachgehends verlegete man, um die Hin- und Herreise abzukürzen, den Handelssitz von Callao in Peru, nach Acapulco, welches in Mexico liegt.

Der geneigte Leser kann hier sich an dasjenige erinnern, was anderswo schon von der Insel Luson, von der Bay zu Manilla, von dem Hafen Cavite, und von ihrer allerseitigen Bequemlichkeit zu der Handlung nach China und Indien beygebracht worden. Der Verfasser giebt unterschiedliche Risse davon, die uns in gegenwärtiger Sammlung zu Verfertigung einer Karte von den philippinischen Inseln sehr nützlich gefallen sind.

Waaren von Manilla.

Manilla bekömmt die Waaren, die sich für Mexico und Peru schicken, hauptsächlich aus China und andern Gegenden Indiens. Dergleichen sind Gewürz, chinesische Seidenwaare, absonderlich seidene Strümpfe, davon wenigstens alle Jahre funfzig tausend Paare dahin kommen; ferner eine Menge indianische Zeuge, Nesseltuch, gemalte und andere Cattune, zu geschweigen der Goldschmidsarbeit, welche meistentheils von Chinesen, die zu

k) In dem gegenwärtigen Theile.

Anson. 1742.

Manilla selbst wohnhaftig sind, verfertiget wird, indem man daselbst über zwanzig tausend Hausbediente, welche arbeiten können, zählet. Alle diese Waaren werden in einem großen Schiffe, das man die Galion benennet, fortgeschaffet, ja zuweilen in zweyen, welche alle Jahre von Manilla nach Acapulco abgehen.

Einrichtung dieser Handlung.

Nicht jedwedem Spanier auf den philippinischen Inseln ist es erlaubt, diese Handlung zu treiben; sondern sie ist nur auf gewisse Personen eingeschränket, und die deswegen vorhandenen königlichen Verordnungen laufen mit den Befehlen, welche die von Cadix nach Westindien abgehenden Registerschiffe betreffen, auf eines hinaus. Nämlich der König von Spanien hält die manillischen Galionen, und giebt sowohl Officiern, als Gemeinen, ihren Sold. Die Ladung ist in eine gewisse Anzahl Ballen von gleicher Größe eingetheilet, und den manillischen Klöstern zu einer Ergötzung wegen ihrer vielen Mühe mit dem Heidenbekehren angewiesen. Jedwedes Kloster ist berechtiget, nach dem Maaße als ihm mehr oder weniger Ballen zugestanden sind, auch mehr oder weniger Waaren auf die Galion zu laden, oder wenn es mehr Vortheil dabey zu finden vermeynet, sein Recht an andere Personen zu verkaufen oder zu übertragen. Indem nun die Kaufleute, welche dieses Recht an sich bringen, nicht allemal so viel baares Geld haben, daß sie es nach Wunsche gebrauchen können, so vergleicht sich das Kloster mit ihnen; und schießt ihnen große Summen auf Gewinn und Verlust vor. Nun ist zwar durch die königlichen Befehle festgesetzet, wie hoch sich bey dieser Handlung die Waaren am Werthe belaufen dürfen, und der Verfasser glaubet, zuverläßig zu wissen, es sey besagter Werth auf sechs hundert tausend Piaster gesetzet. Allein, man beobachtet diese Verordnung sehr schlecht; es ist kein einziges Jahr, da der Werth der Ladung sich nicht weit höher beliefe; die Rückfahrt aber beträgt selten weniger, als drey Millionen Piaster.

Man hält sie Spanien für nachtheilig.

Man ermißt leicht, daß der größte Theil dieser Rückfahrt nicht in Manilla bleibe, sondern durch ganz Ostindien vertheilet werde. Alle europäische Mächte halten es für eine Grundregel der Staatskunst, man müsse schlechterdings keiner americanischen Planzstadt so viel einräumen, daß sie ohne ihre väterliche Hauptstadt bestehen könnte, noch müsse man ihnen ein Verkehr, davon sie reich werden könnten, mit einer andern handelnden Nation erlauben. Aus diesem Grunde sind der spanischen Regierung schon manche Vorstellungen wegen der Handlung zwischen Mexico, Peru, und Ostindien gemachet worden. Man hat angeführet, weil die chinesische Seidenwaare aus der ersten Hand nach Acapulco komme, so werde sie weit wohlfeiler verkauft, als die zu Valenzia und anderswo in Spanien verfertigten Seidenzeuge; und man könnte von der europäischen Leinewand, die von Cadix nach America geführt werde, fast gar nichts absetzen, weil jedermann die Cattune von der Küste Coromandel trage. Es ist auch in der That unstreitig, nicht nur daß Mexico und Peru eben wegen ihrer manillischen Handlung, Spanien um so weniger nöthig haben, sondern auch, daß eben diese Handlung den spanischen Kaufleuten und ihren Factoren erstaun=

l) A. d. 341 u. vorherg. S.

m) Carreri hat eine Beschreibung seiner Fahrt von Manilla nach Acapulco herausgegeben, und ihr den Titel: langweilige und höchstverdrießliche Reise beygeleget: er meldet aber nicht das geringste, was nicht die Erzählung unsers Verfassers bestätigte. Sein Tagebuch hält zwar wenig merkwürdiges in sich, doch findet man die Ursachen darinnen, warum die spanischen Kaufleute, Factore und Matrosen diese Fahrt, die er erstaunlich nennet, wohl zum zehntenmale wieder antreten, ungeachtet sie sich allemal vermessen, es sollte sie ihr Tage kein Mensch mehr darzu bereden. „Nämlich es beträgt der Sold eines jedweden Matro=„sens

staunliche Summen entziehe, und hingegen den Beutel einiger einzelnen Personen spicke, die am Ende der Welt wohnen. Der spanische Oberstaatsrath Don Joseph Patinho sah die Stärke dieser Gründe nur allzuwohl ein, und beschloß deswegen ums Jahr 1725 dieser Handlung ein Ende zu machen, und die Einfuhren der ostindischen Waaren in America auf die bloßen Registerschiffe einzuschränken. Es wurde aber dieses Vorhaben durch das Ansehen derjenigen, welche von dieser Handlung den größten Vortheil haben, bey Zeiten vernichtet *l*). Anson. 1742.

Es wird also jährlich ein Schiff, oder aufs höchste zwey, von Manilla nach Acapulco abgeschickt. Die Zeit der Abfahrt ist der Heumonat. Die Ankunft zu Acapulco geschieht meistens im Christmonate, zuweilen auch im Jenner, oder im Hornung. Sind die Waaren an Mann gebracht: so geht man ordentlicher Weise im Märzmonate nach Manilla unter Segel, und kömmt im Brachmonate dahin. Demnach erfordert die ganze Reise ungefähr ein Jahr. Ob nun gleich gemeiniglich nur ein einziges Schiff darzu gebraucht wird: so liegt doch allemal schon wieder ein anderes in Bereitschaft, das nach des erstern Rückkunft sogleich unter Segel geht; und noch zwey oder drey andere sind im Vorrathe da, um in die Stelle der vorigen zu treten, wenn sich etwan ein solcher Zufall, der die Handlung unterbrechen könnte, ereignen sollte. Die Hauptgallionen sind an Größe den Kriegesschiffen vom ersten Range gleich, und können bis tausend zwey hundert Mann am Borde haben. Die andern sind zwar kleiner, gleichwohl aber noch sehr ansehnlich, und führen ungefähr tausend zwey hundert Tonnen, auch gemeiniglich drey hundert und funfzig bis sechs hundert Mann, nebst funfzig Stücken. Der Befehlshaber nimmt den Generaltitel an, und läßt die königlich spanische Flagge vom großen Maste wehen.

Sonderbare Fahrt der Galion.

Es hat diese Schiffahrt ihre gewissen Regeln, oder Gebräuche, davon kein Haar breit abgewichen wird. Die Galion geht um die Mitte des Heumonates aus dem Hafen Cavite unter Segel, und sticht mit Hülfe des West-Mussons, der um diese Zeit zu blasen anfängt, in die ostliche See. Beliebt man die Lage der philippinischen Inseln auf der Karte zu betrachten: so wird man leicht ermessen, es müßte die Fahrt durch den Embocadero, bis auf die hohe See höchst unbequem fallen. Es verstreicht auch zuweilen wirklich der ganze August darüber, ehe die Galion vom Lande wegkömmt. Sodann hält sie auf Ostnordost, und suchet bis auf drey Grad Breite oder etwas darüber zu kommen, wo sie die Westwinde antrifft, und von ihnen geradesweges an die californische Küste geführet wird. Alles, was die Spanier in diesem ungeheuern Wasserbezirke entdecket haben, das läuft auf einige Inselchen hinaus. Ja es ist, nach dem einmüthigen Zeugnisse aller Seefahrer, von den philippinischen Inseln, bis nach California kein einziger Hafen, ja, nicht einmal eine bequeme Rhede zu finden. Man läßt also in diesem ganzen Striche, so bald man das Land einmal aus dem Gesichte verloren hat, den Anker nie fallen *m*). Da nun die Reise selten unter

„sens drey hundert und funfzig Stücke von Achten, „man giebt ihnen aber zu Cavite nur fünf und siebenzig auf die Hand, weil man besorgen muß, „wenn sie auch nur die Hälfte zum Voraus bekämen, so würden sie nie wieder nach Manilla „kommen, und den Rest abholen. Denn es bringt „jede Reise den Kaufleuten hundert und funfzig bis zwey hundert Gewinn auf ein hundert, „den Factoren aber neun vom hundert; und es ist „eine hübsche Sache, wenn man vor Ablaufe eines „Jahres mit einem Gewinne von siebenzehn tausend bis achtzehn tausend Thaler, ohne das, was „man für sich selbst thut, zu rechnen, nach Hause „gehen kann. Ein gewisser spanischer Edelmann, „welcher

Anson. 1742.

unter einem halben Jahre geendiget wird, und die Galion mit Waaren und Leuten vollgepfropfet ist, so hat man nichts gewissers als Mangel an süßem Wasser zu gewarten. Gleichwohl weis die Geschicklichkeit der Spanier Rath dafür. Bekanntermaßen füllen sie bey ihren Fahrten auf der Südsee das Wasser nicht in Tonnen, sondern in irrdene Geschirre, welche den großen Krügen, darinnen man in Europa zuweilen das Oel aufbehält, nicht unähnlich sind. Die Galion hat beym Absegeln einen weit größern Wasservorrath, als man zwischen die Verdecke bringen könnte; denn alle Wände und Stage hängen um und um voll Krüge. Auf diese Weise ersparet man viel Raum; nebst dem sind die Krüge leichter zu handhaben, als die Fässer, leichter in Ordnung zu stellen, und dem Ausrinnen nicht so unterworfen. Unterdessen, da der allerstärkste Vorrath dennoch über drey Monate nicht hinreicht: so muß man seine Zuflucht zum Regenwasser nehmen, daran es auch zwischen dreyßig und vierzig Graden Norderbreite gewöhnlicher Weise nicht fehlet. Es wird mit einer großen Menge Matten aufgefangen, die man deswegen an Bord nimmt, und sobald es zu regnen beginnet, schief am Steuerborde aufhängt. Diese Matten reichen von einem Ende des Schiffes bis zum andern. Unten stoßen sie an ein gespaltenes breites Bambusrohr, damit das Wasser als mit einer Rinne in die Krüge geleitet wird. Ungeachtet es nun mit dieser Versorgung auf das bloße Glück ankömmt: so hat es doch den Spaniern noch nie damit fehl geschlagen, ja sie bekommen auf mancher Reise ihre Krüge öfter als einmal gefüllt *n*).

Wie sich die Spanier süßes Wasser schaffen.

In weit größerer Verlegenheit werden sie durch die heftigen Anfälle des Scharbockes, und durch die Schwierigkeit, diesem Uebel zu steuern, gesetzet. Der Verfasser ist der Meynung, es rühre die erstaunliche Länge dieser Schiffahrt, als die Hauptursache der Krankheiten, bloß von der Faulheit und Unwissenheit der spanischen Seeleute her. Also saget man zum Beyspiele, sie setzeten bey Nachtzeit das große Segel niemals bey, ja öfters nähmen sie alle Segel ein, ohne daß es im geringsten nöthig wäre. Sie fürchten sich mehr vor einem allzustarken, ob gleich günstigen Winde, als vor den Beschwerlichkeiten einer langen Fahrt. Die Hauptleute bekommen den ausdrücklichen Befehl, so viel möglich, unter dem dreyßigsten Grade der Breite zu bleiben, und ja nicht weiter, als zum Aufsuchen des

Hindernisse die von ihrer Unwissenheit herrühren.

„welcher diese Reise außer Diensten that, versicherte den **Carreri**, sie trüge ihm nur für die Besorgung aufgetragener Geschäffte dreyßig tausend „Stücke von Achten ein. Dem Steuermanne zahlete man zwanzig tausend; jedwedem Untersteuermanne neun tausend. Dem Generale vierzig „tausend. Der Bootsmann, der Constabler und „Equipagemeister, welche die meisten Waarenballen „in Verwahrung nehmen können, dürfen nur eine „einzige solche Reise thun, so sind sie auf ihre Lebenszeit reich genug. Wer Geld zu funfzig vom „hundert aufnimmt, der kann noch einmal so viel „damit gewinnen, ohne daß ihm die Waaren, die „verloren gehen, angerechnet werden. Bey einem so großen Gewinne achtet man alles Elend „und alle Gefahr für nichts. Was mich betrifft, „saget **Carreri**, so möchte mir einer versprechen, „was er immer wollte, so möchte ich doch eine solche Fahrt, die einen entweder ums Leben bringen, „oder doch selbiges auf immer unnütz machen kann, „nimmermehr wieder unternehmen. **Carreri** V Theil a. d. 327 S. Man sehe übrigens seine hernach folgende Reise.

n) Ansons Reise III Theil a. d. 345 u. f. S.

o) A. d. 351 und vorherg. S.

p) Der Verfasser schließt aus dem Namen, es müsse eine Art von Seeknoblauch seyn. **Carreri** saget, dieses Kraut sey bis fünf und zwanzig Spannen lang, an der Wurzel so dick, als ein Arm, oben aber wie ein kleiner Finger, inwendig hohl, wie der Lauch, wie denn auch das Ende der Wurzel einer Zwiebel ähnlich sehe. An der dicksten Seite habe es lange, zween Finger breite, und sechs Spannen lange schilfähnliche Blätter, sämmtlich

des Westwindes schlechterdinges nöthig fällt, gegen Norden zu segeln. Allein, diese Einschränkung stimmet mit den Seeregeln der Engländer schlecht überein; indem aller Wahrscheinlichkeit zu Folge, die Westwinde in der Breite von dreyßig Graden, weder so beständig noch so stark seyn können, als weiter gegen Norden. Wofern nun, saget unser Verfasser, die Galion, an statt anfänglich bis auf die Breite von drey Graden und drüber, gegen Ostnordost zu halten, ihren Weg gleich bey dem Auslaufen, bis unter den vierzigsten oder fünf und vierzigsten Grad gegen Nordost, ja noch weiter nordlich nähme: so könnte sie ihre Fahrt zum Theile mit Beyhülfe der Passatwinde verrichten, und die Reise würde nur halb so lange währen. Der Westwind würde das Schiff in kurzer Zeit an die Küste von Californien führen, und keine andere Beschwerlichkeit übrig bleiben, als daß man eine etwas hohlere See und stärkern Wind anträfe. Im Jahre 1721 kam ein französisches Schiff in weniger als funfzig Tagen von der chinesischen Küste bis an das Thal de Vanderas in Mexico, bloß weil es die von unserm Verfasser vorgeschlagene Straße gehalten hatte *o*).

Anson. 1742.

Ist die Galion einmal so weit gegen Norden gekommen, daß sie die Westwinde angetroffen hat: so bleibt sie beständig auf derselbigen Breite, und richtet ihren Lauf nach der californischen Küste. Hat man von dem Vorgebirge Spiritu Sancto zu rechnen, sechs und neunzig Grade der Länge zurück geleget: so findet man gemeiniglich ein gewisses Kraut, das die Spanier Porra *p*) nennen, in großer Menge auf der See schwimmen. Dieser Anblick ist ein gewisses Merkmaal für sie, daß sie nicht weit mehr von California entfernet sind *q*). Sogleich stimmen sie nicht anders, als ob alle Mühe und Gefahr nun ein Ende hätte, das Te Deum an, und steuern gegen Süden, indem sie das Land nicht eher, als unter einer niedrigen Breite, im Gesichte zu haben verlangen. Zur Ursache hiervon geben sie an, das californische Meer sey an diesem Orte voll Inseln und Sandbänke, darein sie sich nicht wagen wollen. Sie unterstehen sich nicht eher, das Land aufzusuchen, als bis sie nahe am südlichen Ende besagter Halbinsel sind; sodann aber suchen sie es auf, zum Theile um von den dasigen Einwohnern Nachricht einzuholen, ob keine Feinde in diesem Gewässer kreuzen, zum Theile um bey Erblickung des Lucasvorgebirges, ihre Schätzung in Richtigkeit zu

Merkmaale, daran die Galion die Nähe des Landes erkennet.

lich von gleicher Länge, und gelblicht von Farbe. Es gehöret dieses Kraut unter die größten, welche der Verfasser je gesehen hat. Er kostete es, und fand nicht den geringsten übeln Geschmack daran. Die Matrosen essen es in Weinessig eingemacht. Ebendas. a. d. 342 S.

q) Die Matrosen auf der Galion haben die Gewohnheit, ein spaßhaftiges Gericht zu halten, dem sie die Benennung des **Wahrzeichen-Gerichtes** beylegen, und davor sich die Officier auf dem Schiffe stellen müssen. Man vergönnet ihnen diese Lust nach einer schrecklichen Reise von mehr als dreytausend Meilen, und weil man nunmehr schon so gut als im Hafen ist, indem nur noch siebenhundert Meilen bis dahin sind. Der erste Matrose, welcher das Kraut erblicket, bekömmt von dem Generale eine goldene Kette, und von andern Personen eine Menge Stücke von Achten verehret. Zum Halten des Wahrzeichengerichts wird ein Thronhimmel aufgerichtet, darunter der Oberrichter nebst zween Beysitzern in einem lächerlichen Aufzuge Platz nehmen. Den Anfang des Verurtheilens machen sie bey dem Generale, dem Obersteuermanne, den Untersteuerleuten, dem Constabler, Oberbootsmanne und den übrigen Officiern. Hernach müssen die Reisenden ebenfalls vor Gericht. Der Schiffsschreiber liest die Anklage ab, und hierauf sprechen die Richter das Todesurtheil aus, verwandeln es aber sogleich in eine Geldbuße, oder in etwas gewisses an Chocolate, Zucker, Zwieback, Fleisch, Wein oder Confect. **Carreri**, Ebendas. a. d. 338 u. 340 S.

Anson. 1742.

zu bringen. Die Lebensmittel bekommen sie aus einer gewissen Pflanzstadt, welche im Lande unweit besagten Vorgebirges, von den Jesuiten angeleget worden ist. Eben diese Pflanzstadt besorget auch gewisse Losungsfeuer, darnach sich die Galion richten kann r). Diesen Ort hält der Verfasser für die bequemeste Stelle, auf sie zu kreuzen, und sie unvermuthet zu überfallen. Von hier muß sie nach dem Vorgebirge Corientes gehen, und sodann bis Acapulco neben der Küste bleiben.

Indianische Pflanzstadt am Lucasvorgebirge.

Ist die Galion an Ort und Stelle gekommen: so wird sie an dem westlichen Ufer an zween Bäume fest gemacht, und die Stadt, welche zu anderer Zeit gleichsam wüste liegt, wimmelt im Augenblicke von Kaufleuten aus allen Landschaften von ganz Mexico. Sobald die Ladung ans Land geschafft und verkauft ist, bringt man das daraus gelösete Geld, imgleichen die nach Manilla bestimmeten Waaren, und die nöthigen Lebensmittel in möglichster Geschwindigkeit zu Schiffe. Denn es ist um so weniger einige Zeit dabey zu verlieren, weil, vermöge des ausdrücklichen Befehls, die Galion den 1sten April nicht mehr im Hafen seyn darf. Den besten Theil ihrer Ladung für die Rückreise beträgt das baare Geld; das übrige besteht aus Cochenille, Confect aus dem americanischen Spanien, aus allerley europäischen Tändeleyen und Schmuck für das manillische Frauenzimmer, aus spanischem Weine, aus Tinto oder dem einzigen andalusischen Weine zum Messelesen. Weil nun diese Ladung wenig Platz wegnimmt: so besetzet man nunmehr die unterste Batterie mit den Stücken, die bey der Herreise von Manilla zu unterst im Raume liegen bleiben. Das Volk wird mit einer guten Anzahl Matrosen verstärket, imgleichen mit einer oder zwoen Compagnien Soldaten, welche zu Ergänzung der philippinischen Besatzungen bestimmet sind. Hiezu kommen allemal noch viele Reisende, also, daß die Galion auf der Rückreise gemeiniglich mit sechshundert Mann besetzet ist s).

Rückkehr der Galion.

Anfänglich suchet man die Breite von dreyzehn oder vierzehn Graden zu gewinnen, hält auch diesen Strich so lange, bis man die Insel Guam, eine von den marianischen, erblicket. Die Verhaltungsbefehle erinnern ausdrücklich, man solle sich vor den Sandbänken des heil. Bartholomäus und der Insel Gasparico wohl in Acht nehmen. So wird auch die Galion benachrichtiget, daß die Spanier zu Guam und Rota gehalten sind, den ganzen Brachmonat über, auf gewissen Anhöhen des Nachts brennende Feuer zu erhalten, damit das Schiff in der Dunkelheit nicht etwa vorbey segeln möge.

Zwar liegt bloß deswegen spanische Besatzung in der Insel Guam t), damit die Galion daselbst vor Anker legen könne: es ist aber die dasige Rhede so schlecht, daß sie nur zween Tage da liegen bleibt. Sie versorget sich mit Wasser und andern Bedürfnissen, und steuert sodann gerades Weges nach dem Vorgebirge Spiritu Sancto, auf der Insel Samal. Hier muß sie sich nach dem Losungszeichen umsehen, gleichwie auch zu Catandumas, Batuson, Birriborrongo und auf der Insel Batan. An allen diesen Orten sind Schildwachen ausgestellet, welche bey Erblickung des Schiffes die Losungsfeuer anzünden müssen. Sieht der General, daß man das erste Feuer ausgehen läßt, und an dessen Statt vier andere, oder mehr als viere anzündet: so muß er daraus schließen, es wären Feinde in diesem Gewässer zugegen; und seine Schuldigkeit verbindet ihn, ans Land zu gehen, und sowohl von

r) Diese Pflanzstadt treibt den Ackerbau und allerley Handwerke. Sie hat Weinstöcke gepflanzet, und machet Wein, der dem von Madera beykömmt, und in Mexico allgemach beliebt wird. Die ersten Kosten zu dieser Einrichtung schoß der Marquis v. Valera her. Ansons Reise Ebend. S. 354.

von der Stärke des Feindes, als von den übrigen Umständen, die ihm gefährlich seyn könnten, Nachricht einzuziehen. Nach dieser Nachricht muß er sich achten, und einen sichern Hafen suchen. Wird der Zufluchtsort, dahin er sich begiebt, ausgekundschaftet, und er befürchtet einen Angriff: so muß er nicht nur den Schatz, sondern auch zu desselbigen Vertheidigung schweres Geschütz ans Land schaffen, und dem Statthalter zu Manilla seine Umstände zu wissen thun. Wird er aber gewahr, daß die Schildwachen nach dem ersten Feuer nur zwey andere anzünden: so darf er kecklich glauben, es sey keine Gefahr zu befürchten, sondern er könne seine Reise bis nach Cavite, dem Hafen von Manilla, fortsetzen *u*). Anson. 1742.

Nunmehr hatte die Hoffnung der Engländer zwar noch eben dasselbige Ziel: allein die Sache mußte voritzt anders angegriffen werden, weil man aus dem Berichte der Gefangenen erfahren hatte, daß die Zerstörung der Stadt Paita zu Acapulco erschollen sey, und daß man hierauf nicht nur die Befestigungswerke der Stadt vermehret, sondern auch auf der Insel am Eingange des Hafens eine Hauptwache angeleget habe. Gleichwohl erfuhr man auch, besagte Wache sey zween Tage zuvor, ehe die Schaluppe dahin kam, wieder abgeführet worden; und man schloß daraus, es müsse nicht nur das Geschwader noch nicht entdecket, sondern auch der Feind in dem Wahne seyn, es befinde sich gar nicht mehr in diesem Gewässer, sondern habe nach der Eroberung Paita seinen Lauf anders wohin genommen. Hierüber wurde man so muthig, daß man bis ins Gesicht der oberhalb Acapulco liegenden Berge, die Zitzen genannt, rückte, und daselbst eine Stellung annahm, bey welcher die Galion unmöglich unangepacket durchkommen konnte. Hier blieb man bis auf den 14ten März. Ja, man wäre des Wartens noch lange nicht überdrüßig geworden, wofern sich nicht der Wassermangel von neuem geäußert hätte. In der Ungeduld über diesen verdrießlichen Zufall überlegte Herr Anson, ob es nicht möglich fallen sollte, Acapulco zu überrumpeln. Doch es stund, als man die Sache beym Lichte besah, eine unübersteigliche Hinderniß im Wege; denn als er die Gefangenen befragte, was für Winde an der Küste regiereten? so versicherten sie, man verspüre in einer mäßigen Entfernung vom Ufer beynahe die ganze Nacht über, eine gänzliche Windstille, gegen Morgen aber, erhebe sich allezeit ein Landwind. Demnach fiel es unmöglich, des Abends unter Segel zu gehen, und dergestalt bey *x*) Nachtzeit an die Stadt zu kommen. Vergebliches Warten der Engländer.

Dieses verdrießlichen Auflaurens und aller der vergeblichen Vernunftschlüsse hätten die Engländer können überhoben seyn, wenn sie damals schon gewußt hätten, was sie nachgehends erst erfuhren, nämlich daß der Feind ihr Daseyn sehr wohl wisse, und die Galion bis auf das folgende Jahr in Beschlag genommen habe. Allein voritzt, da sie fest glaubten, es wisse kein Mensch das geringste von ihnen, wurden sie bloß durch ihre gegenwärtigen Umstände genöthiget, sich zu entfernen und frisches Wasser aufzusuchen. Sie beschlossen, nach dem Hafen Seguataneio zu gehen, weil er der näheste war. Die Schaluppen, die man den Wasserplatz auszuforschen voraus geschickt hatte, kamen den 5ten April wieder zurück und hatten etwa sieben englische Meilen westlich von den Felsen bey Seguataneio vortreffliches Wasser gefunden. Aus der Beschreibung muthmaßete man, es müsse der Hafen Hr. Anson muß frisches Wasser suchen.

s) Ebendas. a. d. 361 und vorherg. S.

t) Man sehe oben die Beschreibung der marianischen Inseln.

u) Ansons Reise III Th. a. d. 354 S.

x) Ebendas. a. d. 282 und vorherg. S.

Anson. 1742.

sen seyn, den Dampier Chequetan nennet. Herr Anson schickte die Schaluppen abermals fort, um die Tiefe zu untersuchen; und da er nach ihrer Rückkunft vernahm, es sey eine Rhede da, wo das Geschwader ohne Gefahr liegen könnte, so gieng er dahin unter Segel.

Beschreibung des Hafens Chequetan.

Der Verfasser hält für nöthig, eine genaue Beschreibung davon zu geben. Der Hafen oder die Rhede Chequetan liegt auf siebenzehn Grad sechs und dreyßig Minuten Norderbreite und dreyßig Meilen von Acapulco auf der Westseite. Die ersten achtzehn Meilen von Acapulco, findet man ein sandiges Ufer, daran sich die Wellen mit solchem Ungestüme brechen, daß man unmöglich ans Land kommen kann. Gleichwohl ist die See auf dem Grunde so rein, daß die Schiffe in der schönen Jahreszeit auf eine oder zwo englische Meilen weit vom Strande sicher vor Anker liegen. Das Land ist gut genug. Es scheint wohl angebauet, voll Dörfer, und auf einigen Anhöhen stehen Thürme, welche vermuthlich Warten vorstellen. Alles dieses machet eine ungemein schöne Aussicht. Sie endiget sich einige Meilen vom Strande an einer Bergreihe, welche links und rechts von Acapulco bis auf eine große Weite fortlaufen. Die Engländer bewunderten hierbey, daß in einem Striche Landes von achtzehn Meilen, und zwar an der volkreichsten unter allen Küsten, keine einzige Barke, ja nicht einmal der geringste Fischernachen zu erblicken war. Fünf englische Meilen weiter, und noch immer gegen Westen, steht ein hoher Berg, den man im Anfange für eine Insel ansieht. Noch drey englische Meilen weiter, zeiget sich ein weißer sehr kenntlicher Fels zwey Ankertauen weit vom Ufer, in einer Bay, davon die Oeffnung etwa neun Meilen beträgt. Auf der östlichen Spitze dieser Bay steht ein Berg, der Petaplan heißt; die Spitze selber ist eigentlich eine Halbinsel, und hängt, vermittelst einer niedrigen schmahlen Erdzunge voll Klippen und Gesträuche, am festen Lande. Hier nimmt die Bay Seguataneio ihren Anfang, und erstrecket sich von der Bay Petaplan, die nur ein Stück von ihr ist, sehr weit gegen Westen. An dem Eingange dieser Bay, und in einiger Entfernung vom Berge, stehen viele Klippen auf einem Haufen beysammen, die von dem Miste der Vögel von allerley Gattung ganz weiß aussehen. Die vier größten unter besagten Klippen, sehen einem Kreuze nicht ungleich, und tragen die Benennung der weißen Mönche. Sie sind in Westen, Petaplan aber in Norden; sieben englische Meilen von ihnen weiter gegen Westen, findet man den Hafen Chequetan; diesen machet eine große Klippe, welche anderthalb englische Meilen weit von seiner Einfahrt in Süd gen West steht, noch kenntlicher, als die vorigen Bayen *y*).

Schwierigkeit, den Hafen Chequetan von der See aus zu kennen.

Hält man nahe genug an der Küste: so ist es unmöglich, daß man bey allen diesen Wahrzeichen den Hafen Chequetan nicht erkennen sollte. Es ist an der Küste vom halben Weinmonate bis zu Anfange des Mäymonates keine Gefahr zu besorgen: allein, die übrige Zeit vom Jahre stellen sich Wirbelwinde, heftige Regengüsse, und gefährliche Stürme ein, die alle Striche des Compasses durchlaufen. Wer sich in einer großen Weite von der Küste befände, der hätte kein ander Mittel, den Hafen zu finden, als die Kenntniß von seiner Breite; denn das inwendige Land hat so viel Berge, davon immer einer über den andern empor raget, daß man auf der See und in einer etwas weiten Entfernung nichts deutliches von ihm erkennen kann. So oft man die Stelle verändert, so oft erblicket man andere Berge, und es endet sich die ganze Aussicht so sehr, daß alle Risse, die man aufnehmen wollte, zu nichts helfen würden; weil sie mit dem Anblicke, den man wirklich

y) Der Verfasser stellet hier auf einigen Karten die Bay, den Hafen und den Wasserplatz vor.

sich hat, niemals übereinstimmen könnten. Die Einfahrt in den Hafen ist nicht breiter, als eine halbe englische Meile. Von beyden Spitzen, damit sie eingeschlossen wird, und welche zween beynahe bleyrechte Felsen vorstellen, liegt eine der andern in Südost und Nordost. Der Hafen sonst überall, nur gegen Westen nicht, ist mit hohen Gebirgen voll Bäume umringet. Die Einfahrt ist ohne Gefahr, man mag nun den Weg zur rechten oder linken Seite an dem Felsen, der vor der Einfahrt liegt, vorbey nehmen. Außen vor dem Hafen, ist der Grund kiesig, mit Steinen untermenget, inwendig aber, von weichem Schlamme. Die einzige Vorsicht, die man bey dem Ankern beobachten muß, betrifft die großen Wellen, welche die See zuweilen hinein jaget. Die Engländer beobachteten, daß die Fluth fünf Schuhe stieg, und ungefähr gegen Osten und Westen lief. Anson. 1742.

Beschaffenheit des Wasserplatzes.

Der Wasserplatz kam ihnen wie ein großer Teich vor, der keinen Ablauf hat, und durch den Strand vom Meere abgesondert ist. Er füllet sich von einer Quelle, die eine halbe englische Meile tiefer im Lande aus der Erde hervor kömmt. Das Wasser schmecket etwas salzig, insonderheit nahe an der See; denn je weiter man gegen die Quelle kömmt, desto süßer und frischer ist es. Dieser Unterschied machte den Engländern viele Beschwerlichkeit, weil sie genöthiget waren, so weit als möglich aufwärts zu gehen, wenn sie ihre Tonnen füllen wollten. Sie gebrauchten hierzu Pirogen, die tief im Wasser giengen, und sehr kleine Fässer, die sie auf eben diese Weise wieder zurück und bis an den Strand brachten, wo man sie in die großen Fässer ausleerete. Ungeachtet besagter Teich damals mit der See gar keinen Zusammenhang hatte: so kann er ihn doch wohl währender Regenszeit haben, indem Dampier von ihm als einem großen Flusse redet. Gleichwohl ist das Land rings herum so niedrig, daß es beynahe gänzlich überschwemmet werden muß, ehe das Wasser über den Strand ablaufen kann z).

Vergeblicher Streif der Engländer.

Die benachbarte Landschaft, absonderlich die nur beschriebene, hatte so volkreich und wohl angebauet geschienen, daß die Engländer unfehlbar einige Lebensmittel da zu finden verhoffeten. Der Geschwaderoberste schickte demnach vierzig wohlbewaffnete Mann auf Partey aus, mit dem Befehle, ein Dorf aufzusuchen, und einiges Verständniß mit den Einwohnern aufzurichten. Die Leute kamen gegen Abend wieder zurück, nachdem sie etwa zehn englische Meilen weit auf einem unbekannten Wege, darauf hin und wieder Pferd- und Mauleselmist lag, fortgerücket waren. Zum Unglücke hatten sie ihren Weg gegen Osten genommen, da sie dann in eine große Savanne kamen, und zwar nicht die geringste Spur, daß die Gegend bewohnet seyn möchte, erblickten, gleichwohl aber so lange fortgiengen, bis sie der Durst und die Mattigkeit umzukehren nöthigten. Doch steckten sie unterweges hin und wieder Stangen in die Erde, und hefteten Zeddel in spanischer Sprache daran, des Inhalts, die Einwohner möchten ihnen Lebensmittel bringen, die Bezahlung sollte redlich und ehrlich erfolgen. Allein, diese Anstalt war vergeblich, weil kein Mensch etwas brachte. Nachgehends erfuhren sie, wenn sie sich gegen Westen gewendet hätten, so wären sie sehr bald zu einer Stadt oder zu einem Flecken, der nur zwo englische Meilen von der Wegscheide liege, gekommen. Weil nun ihr Versuch, von den Einwohnern Lebensmittel zu erhalten, fruchtlos abgelaufen war: so mußten sie sich mit dem, was sie in der Nähe des Hafens auftreiben konnten, begnügen. Hier fingen sie nun Mackrelen, Bremen, Meeralante, Solen und Hummer. Dieser Ort war der einzige in diesem ganzen

z) A. d. 399 S.

Anson. 1742.

Meere, da sie Krampffische sahen. Es ist ein glatter und einem Rochen sehr ähnlicher Fisch; seinen Namen hat er von einer seltsamen Eigenschaft, die er im Südmeere eben sowohl besitzt, als in der africanischen oder indianischen See. Der Verfasser erfuhr an sich selbst, man werde nicht nur, wenn man auf ihn trete, am ganzen Leibe wie lahm, absonderlich aber an dem Orte, damit man den Fisch unmittelbar berühret hatte, sondern es bleibe auch der Arm, damit man ihm einen Stock auf den Leib hält, eine Zeit lang wie eingeschlafen, und man spüre noch den folgenden Tag etwas davon. Unterdessen behält der Krampffisch diese Eigenschaft nur, so lange er lebet; man ißt ihn ohne Schaden *a*). Hier sah man keine Schildkröten mehr, sondern die Schaluppen mußten sie an der Bay Petaplan fangen. Das Land liefert beynahe keine andere Thiere, als Eydechsen, die in großer Anzahl herum liefen und von den Matrosen mit Lust gespeiset wurden. Die dasigen Alligators waren nur klein. Man sah alle Morgen im Sande bey dem Wasserplatze die Spuren von einer großen Menge Tieger: doch sind diese Thiere hier bey weitem nicht so gefährlich, als in Asien oder Africa, indem sie sehr selten einen Menschen anfallen. Fasanen giebt es in großer Menge und von allerley Gattungen auf der Küste: man fände folglich allemal etwas zu essen, wenn ihr Fleisch nicht hart und ungeschmackt wäre. Noch giebt es vielerley kleinere Vögel, absonderlich Papagoyen, davon die Engländer viele schossen und aßen. Obst, Gemüse und Wurzelwerk ist hier etwas seltenes und wenig nütze. Mit genauer Noth gab es im Gehölze so viel Limonien, als das Geschwader täglich verbrauchte, nebst einigen Papas, und dergleichen Pflaumen, die man zu Jamaica Schweinspflaumen benennet. Das einzige Kraut, das genennet zu werden verdienet, ist der Hünerdarm, (Alsine). Es wächst an Bächen, und die Matrosen essen es seiner Bitterkeit ungeachtet, dennoch mit großer Begierde, weil es gegen den Scharbock bewähret seyn solle.

Beobachtungen wegen des Hafens Chequetan.

Herr Anson, welcher beständig bemühet war, denen, welche dieses Gewässer nach ihm besuchen möchten, mit einem nützlichen Unterrichte zu dienen, bemerkete dem Hafen in Westen eine ziemlich große Strecke, welche getheilet zu seyn und eine Oeffnung zu haben schien, also daß sie ihm wie ein Hafen vorkam. Er schickte sogleich eine Schaluppe dahin: man fand aber, daß die zween Berge, welche die besagte Landstrecke als getheilet vorstelleten, vermittelst eines Thales zusammenhingen, und weder Hafen noch Rhede zwischen sich hatten. Ueberhaupt vermag der Hafen zu Chequetan zwar nicht alle Bedürfnisse zu liefern, es ist aber den Seefahrern dennoch viel daran gelegen, daß sie ihn kennen. Denn, Acapulco ausgenommen, das die Spanier inne haben, ist sonst weit und breit an der Küste keine einzige sichere Ankerstelle anzutreffen. Man kann daselbst ungestöret Holz und Wasser holen, die Einwohner mögen es gern sehen oder nicht. Denn es geht vom Strande nur ein einziger schmaler Weg durch die herumliegenden Wälder ins Land hinein, und dieser Weg kann von weniger Mannschaft gegen die ganze Macht, welche die Spanier in dasiger Gegend aufzubringen im Stande sind, behauptet werden *b*).

Die Engländer verbrennen die eroberten Schiffe,

Weil die Jahreszeit den Engländern nicht erlaubete, sich länger mit einer vergeblichen Hoffnung abzuspeisen: so suchten sie sich alles, was ihrer Fahrt nach China hinderlich fallen könnte, vom Halse zu schaffen. Demnach wurden die drey spanischen Fahrzeuge, die man mit

a) A. d. 410 S.

b) A. d. 414 und vorherg. S.

c) Diesen bringt der Verfasser bey. Er stellet die westliche Spitze der Einfahrt vor, welche den Namen El-Griffo trägt, und auf 16 Gr. 45 M. Breite liegt. Ferner eine Insel, welche drey Meilen

mit einiger Mannschaft besetzet hatte, der Sicherheit des Centurion und des Glocesters aufgeopfert. Herr Anson ergriff die Entschließung, sie zu verbrennen, vorher aber die Leute und das Takelwerk auf die übrigen beyden Schiffe zu nehmen, weil sie ohne diese Verstärkung außer Stande waren, der stürmischen chinesischen See, die er um die Zeit des Mussonwechsels zu befahren verhoffte, zu widerstehen. Gleichfalls beschloß er, seine Gefangenen mit Ausnahme der Mulatres, und der stärkesten Schwarzen nach Hause zu schicken. Diese Verrichtung wurde dem le Brett aufgetragen, welcher zu diesem Ende bis vor die Einfahrt des Hafens zu Acapulco rückete, und bey dieser Gelegenheit einen Riß von besagter Einfahrt, und der benachbarten Küste aufnahm c).

Anson. 1742.

und setzen die Gefangenen in Freyheit.

Der V Abschnitt.

Fahrt des englischen Geschwaders nach China.

Irrige Meynung der Engländer. Vögel auf der offenbaren See. Anson verbrennet den Glocester. Gefährlicher Zustand des Centurions. Man erblicket zwo Marian-Inseln. Aussage eines spanischen Wachmeisters. Beschreibung der Insel Tinian. Eingefallene Gebäude daselbst. Der dasige Ankerplatz ist nicht sicher. Das Schiff wird durch einen Sturm weggeführet. Zustand der Verlassenen. Glückliche Zurückkunft des Schiffes. Was es ausgestanden. Die Engländer segeln von Tinian ab. Weg bis Macao. Erstaunliche Menge Fischernachen. Die Engländer bekommen eine schlechte Meynung von den Chinesen. Der Centurion ankert bey Macao. Zustand dieser Stadt. Das Schiff segelt nach Tipa. Ansons Schreiben an den Unterkönig. Ein chinesischer Mandarin besichtiget das Schiff. Klugheit des Oberbefehlshabers. Er bekömmt Lebensmittel; bittet die Mandarinen zu Gaste. Die Engländer müssen in Sorge stehen.

Als das Geschwader den 6ten May die americanische Küste verließ: so hoffete es die Fahrt von Mexico bis an die asiatische Ostküste in weniger als zween Monaten zu endigen. Es lief in der Absicht die Passatwinde, welche aus Nordost kommen, zu gewinnen, gegen Südwest, indem die Tagebücher ihrer Vorgänger in dieser See berichteten, es ließen sich selbige schon auf siebenzig bis achtzig Meilen weit vom Lande spüren. Zu der jetztgemeldeten Ursache, warum die Engländer südlich steuerten, kam auch noch ihre Absicht, den dreyzehnten oder vierzehnten Grad der Norderbreite zu gewinnen, weil man auf der Fahrt über die Südsee gemeiniglich auf dieser Breite bleibt, und sie für diejenige hält, darinnen die wenigste Gefahr zu besorgen sey. Allein, sie hielten diese Straße wohl sieben Wochen, ohne die verlangeten Winde anzutreffen, wohl aber fanden sie widrige oder veränderliche, und hatten folglich in der Zeit, darinnen sie die ganze Reise zu endigen verhofften, kaum den vierten Theil des Weges zurückgeleget. Nebst dem waren beyde Schiffe schon heftig vom Scharbocke und von allerley Zufällen, die ihrem Zimmerwerke nichts gutes droheten, angegriffen. Zu Folge der allgemeinen Meynung ist süßes Wasser im Ueberflusse, und frischer Vorrath an Lebensmitteln das kräftigste Verwahrungsmittel gegen den Scharbock. Den Engländern fehlete es weder an einem, noch dem andern, sie machten auch

Irrige Meynung der Engländer.

Meilen weit von dem Zuschauer in Nordnordost lag, und die östliche Spitze der Einfahrt ausmachet; Sodann den Hafen **Marquis**; **Sierra di Brea**, einen weißen Felsen im Hafen, und einige Wachthürme.

Anson. 1742. auch noch andere dienliche Anstalten; sie reinigten ihre Schiffe sorgfältig, hielten die Lücken und Stückpforten offen; dem ungeachtet wurde es mit den Kranken nicht besser. Als man das hornische Vorgebirge umsegelte: so schrieb man die Heftigkeit des Uebels der damaligen strengen Witterung zu: allein, es war voritzt in einer warmen Gegend eben so arg. Hieraus schließt der Verfasser, wenn der Scharbock einmal überhand genommen habe, so könne man ihn sonst nirgend, als am Lande, oder doch in einer geringen Entfernung davon los werden. „Zwar wird man, saget er, die wahre Ursache dieses Uebels nimmermehr einsehen; unterdessen ist doch dieses offenbar, daß die Thiere zu Erhaltung ihres Lebens öftere Abwechslung der frischen Luft bedürfen, und daß diese Luft ihre ausdehnende Kraft, „und andere uns bekannte Eigenschaften alle beybehalten, dennoch aber von den Seedünsten dermaßen verändert werden kann, daß sie, das Leben der Landthiere zu erhalten, nicht „mehr im Stande ist, es sey denn, sie werde durch gewisse Ausdünstungen, welche nur das „Land allein zu liefern vermag, wiederum verbessert *d*).„

Vögel auf offenbarer See. Dieses allgemeine Unglück hinderte sie unterdessen nicht, darauf Acht zu geben, daß man selten drey Tage zurück legte, ohne eine große Menge Vögel zu erblicken, welches zu einem unfehlbaren Merkmaale dienete, es müßten in dieser See weit mehr Inseln oder doch wenigstens Felsen vorhanden seyn, als man noch zur Zeit entdecket hat. Besagte Vögel waren meistentheils solche, die auf dem Lande leben, und man konnte sowohl aus der Weise als aus der Zeit ihrer Ankunft sicher schließen, sie müßten des Morgens von irgend einem nicht weit entferneten Orte ausfliegen, und gegen Abend ihr Nest wieder suchen. Indem die Zeit, wenn sie herbey kamen und zurück kehreten, stufenweise abwechselte: so glaubte man, es käme dieser Unterschied bloß von der größern oder kleinern Entfernung ihrer Nester her.

Herr Anson verbrennet den Glocester. Vom Ausgange des Brachmonates bis zu Ende des folgenden, hatte man einen Passatwind ohne die geringste Veränderung. Allein, am 26sten des Heumonates, da man vermöge der Schätzung nicht über dreyhundert Meilen weit von den marianischen Inseln *e*) entfernet zu seyn gedachte, lief er zum Unglücke in Westen um. Weil nun diese verdrießliche Hinderniß, das Ende der gegenwärtigen Mühseligkeit noch sehr ungewiß machte, und der Glocester allerley Schadhaftigkeiten an sich hatte, denen man nicht abhelfen konnte: so ergriff man die Entschließung, dieses Schiff zu verbrennen. Es geschah auch, wiewohl es unendliche Mühe kostete, bis man das Geld und die Lebensmittel auf den Centurion brachte. Weiter konnte man aus diesem unglücklichen Schiffe, das alle Augenblicke sinken wollte, nichts retten. Das Volk bestund nur noch aus sieben und siebenzig Mann, achtzehn Jungen und zween Gefangenen. Die Kranken, an der Zahl siebenzig, wurden zwar mit aller möglichsten Behutsamkeit in der Schaluppe übergesetzt. Gleichwohl sturben drey bis viere von ihnen währenden Aufholens an dem Borde des Centurions.

Diese

d) Anson III Theil a. d. 9 und 10 S. Bey dem damaligen schlechten Zustande des Volkes auf beyden Schiffen, machte Herr Anson eine sehr merkwürdige Erfahrung. Er hatte bey seiner Abreise von London einen guten Vorrath von den Pillen und Tropfen des Hrn. Wards mit sich genommen, weil man sie ungemein rühmete. Er brauchte also diese Arzneymittel entweder alle beyde, oder auch nur eines allein, bey unterschiedlichen Personen, und in verschiedenen Graden der Krankheit. Einer von den Kranken fing nach dem Gebrauche an, heftig aus der Nase zu bluten, und wurde bald darauf besser, ungeachtet es beynahe schon am letzten mit ihm gewesen war. Nachgehends kam er, wiewohl langsam, wieder zu Kräften, und vierzehn Tage hernach erlangete er auf dem Lande seine völlige Gesundheit.

PROS VOM VORDERTHEILE

Der Rahm und das kleine Canot, welches er hælt ist von der Seite, die unter dem Winde ist.

Fig. 2.

E

C

D F

Pros unter Segel

von der Seite des Lofs.

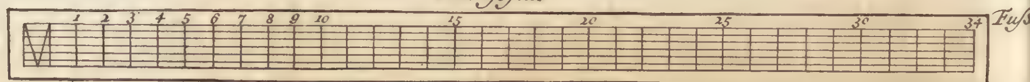
Fig. 1.

E C

F

M

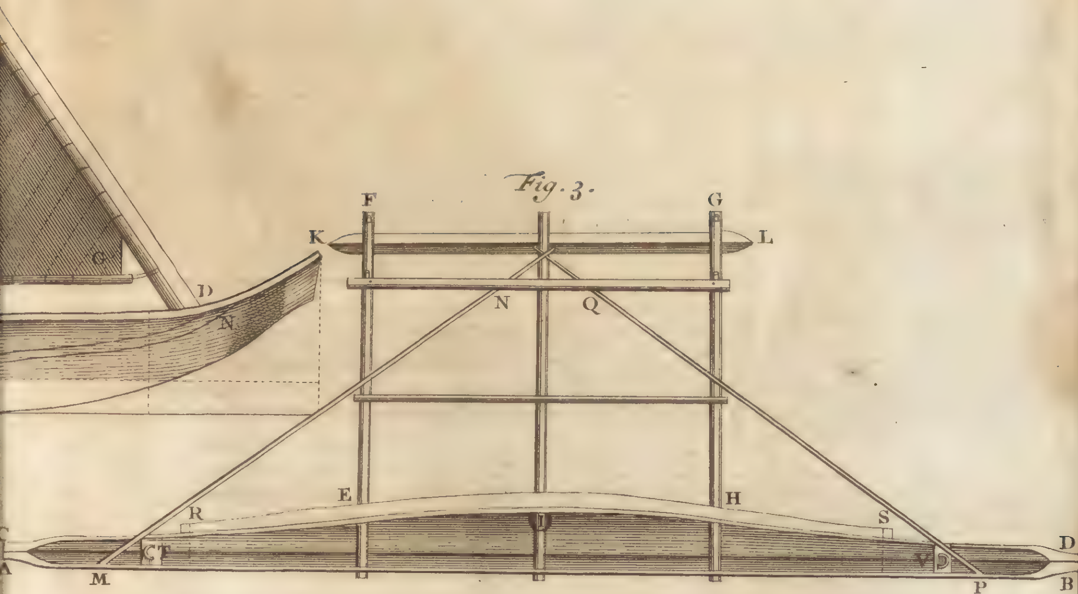
Maaßstab



LEICHTE FAHRZEUGE AU

ABRISS VON EINEM PROS.

A.B. *Seite am Lof.*
C.D. *Seite, die unter dem Winde ist.*
E.F.G.H. *Cadre oder Rahm auf eben der Seite.*
I. *Stück mitten im Rahme, woran der Mast befestiget ist.*
K.L. *Kleines Canot zu Ende dieses Rahmes.*
M.N.P.Q. *Zween Arme, einen am Vorder- den andern am Hintertheile, den Rahm zu befestigen.*
R.S. *Brett an der Seite des Pros, unter dem Winde, um zu verhindern, daß von oben kein Wasser hineinkömmt.*



DEN RÆUBER-INSELN.



Anson. 1742.

Diese Verstärkung bekam dem einzigen Schiffe, das von dem ganzen Geschwader nunmehr noch übrig war, ungemein wohl. Allein, es war durch eben den Sturm, welcher den Glocester so übel zurichtete, aus seiner Straße verschlagen, und weit gegen Norden geführet worden. Weil nun der Strom eben diese Richtung hielt, und dem Schiffe desto geschwinder forthalf: so war es, statt dreyzehn und einen halben Grad, auf welcher Breite man die Insel Guam antrifft, voritzt unter siebenzehn und ein viertheil Grad Norderbreite. Die Steuerleute wußten zwar nicht, wie weit sie eigentlich von dem Mittagskreise der marianischen Eylande entfernet seyn möchten, glaubeten aber doch, es müßten selbige in der Nähe liegen, und besorgeten nur, der Strom möchte sie unvermerkt unter den Wind besagter Inseln geführet haben. Denn in diesem Falle wäre kein anderer Rath übrig gewesen, als den Lauf nach irgend einem östlichen Theile von Asien zu richten: daselbst aber hätten sie den Westmusson in seiner völligen Stärke gefunden, und unmöglich ans Land kommen können. Nebst dem waren sie wohl vier bis fünfhundert Meilen von besagter Küste entfernet, und ehe sie dahin kamen, konnte das ganze Schiff am Scharbocke aussterben. Es vergieng kein Tag, da man nicht bis zwölf Mann einbüßete. Was aber das allerärgste war, so hatte man einen Läck, der nach Aussage der Zimmerleute unmöglich vollkommen gestopfet werden konnte, so lange man in keinem Hafen vor Anker käme.

Gefährlicher Zustand des Centurions.

Mitten in dieser großen Noth, kühlete der Wind auf einmal aus Nordost; es änderte auch der Strom seine Richtung nach Süden, und man hatte am folgenden Morgen mit anbrechendem Tage zwo Inseln gegen Westen im Gesichte. Die näheste hieß, wie man nachgehends erfuhr, Anatacan, und man schätzte sie etwa funfzehn Meilen weit entfernet. Sie schien sehr gebirgig und mittelmäßig groß zu seyn. Die andere war Serigan, und glich vielmehr einem Felsen, als einem Orte, da man vor Anker liegen konnte. Weil der Landwind nicht erlaubte, Anatacan zu nähern: so verlor man sie den 26sten August aus dem Gesichte, erblickte aber des folgenden Tages in der Frühe die Inseln Saypan, Tinian und Agnigan. Herr Anson befahl, nach Tinian zu steuern, welche in der Mitte liegt. Weil er auch wohl wußte, daß spanische Besatzung auf Guam lag: so machte er allerley Anstalten zu seiner Sicherheit. Um von der eigentlichen Beschaffenheit dieser Insel desto geschwinder Nachricht zu erhalten, ließ er die spanische Flagge wehen, in der Hoffnung, die Inseleinwohner würden sein Schiff für die manillische Galion ansehen, und ohne Zeitverlust an Bord kommen. Nachmittage kam auch wirklich ein Pros mit einem Spanier und vier Indianern zum Vorscheine, und wurde von der englischen Pinasse angehalten, der Nachen aber näherte sich unterdessen dem Lande, und suchte, eine gute Ankerstelle auszuforschen.

Man erblicket zwo marianische Inseln.

Die Aussage des Spaniers von dem Zustande der Insel übertraf den Wunsch der Engländer. Er berichtete, sie habe keine Einwohner, welches bey ihren damaligen Umständen

Aussage eine spanischen Wachmeisters.

sundheit. Andere besserten sich zwar, es hatte aber keinen Bestand damit. Bey einigen half es gar nichts. Unterdessen schadete es sowohl diesen als jenen eben so wenig, als wenn sie gar keine Arzeney gebrauchet hätten. Das allerwunderbareste war, daß diese Arzeney bey dem Kranken nach dem Verhältnisse seiner Kräfte wirkete. Den meisten, welche nur noch wenige Tage leben konnten, that sie gar nichts. Bey den übrigen wirkete sie entweder durch Schwitzen, oder Erbrechen, oder gelindes Abführen. Bey denen, welche noch ihre völlige Kräfte hatten, brachte sie zwar eben diese Wirkungen, nur aber mit großer Heftigkeit hervor. Ebendas. a. d. 11 und 12 S.

e) Der Verfasser nennet sie allemal nach ihrem alten Namen die Diebesinseln.

Anson. 1742. ständen ein Glück für sie war; dem ungeachtet, sagte er weiter, gäbe es alle Lebensmittel der bewohntesten Gegenden da; das Wasser sey vortrefflich. In der Insel selbst wimmelte es von allerley Thieren, die ungemein gut schmeckten. Im Gehölze wüchsen Pommeranzen, Limonien, Citronen, Cocosnüsse, imgleichen die von Dampier also genannte Brodtfrucht, alles von sich selbst. Die Spanier pflegten wegen dieser ungemeinen Fruchtbarkeit der Insel, alle Lebensmittel für ihre zu Guam liegende Besatzung daraus abzuholen. Er, der Redner selbst, sey unter besagter Besatzung Wachmeister und mit zwey und zwanzig Indianern nach Tinian gekommen, Ochsen zu schlachten und eine Barke von etwa funfzehn Tonnen, die unweit der Küste vor Anker liege, damit zu beladen.

Dieser Bericht erweckete bey den Engländern ungemeine Freude. Sie sahen von dem Orte, da sie sich gegenwärtig befanden, wirklich große Heerden Vieh auf der Weide gehen. Die übrige Erzählung wurde durch das schöne Ansehen der Insel glaublich gemacht, indem sie nicht sowohl einem unbewohnten und unangebaueten Eylande, als vielmehr dem vortrefflichsten Wohnplatze glich. Man erblickte angenehme Wälder, mit großen und schönen Rasenplätzen, die man für ein Werk der Kunst hätte halten sollen. Weil der spanische Wachmeister noch erwähnte, die mit ihm angekommenen Indianer wären voritzt mit der Ochsenjagd beschäfftiget: so erinnerte dieser Umstand den Hr. Anson daran, wie nöthig es sey, diese Leute hier zu behalten, damit sie dem spanischen Statthalter die Anwesenheit des Schiffes nicht verrathen könnten. Demnach befahl er, man solle sich der Barke versichern.

Mit großer Mühe kam endlich der Centurion auf zwey und zwanzig Faden vor Anker. Die Segel einzunehmen, mußte man fünf ganzer Stunden Zeit haben. Alles, was noch Dienste thun konnte, belief sich auf ein und siebenzig Köpfe. Dieß waren die geringen Ueberbleibsel von der vereinigten Mannschaft dreyer Kriegesschiffe, die bey ihrer Abreise aus England beynahe tausend Mann am Borde gehabt hatten.

Die Engländer finden die Insel verlassen.

Als die Indianer aus dem Wegnehmen ihrer Barke merketen, es wären Feinde vorhanden: so versteckten sie sich ins Gehölze, und ließen ihre Hütten leer stehen, welches den Engländern Zeit und Mühe ersparete, Gezelte aufzuschlagen. Eine von besagten Hütten war sechzig Schuh lang, und fünf und vierzig breit, und wurde zum Hospitale gemacht. Die sämmtlichen Officier, ja der Geschwaderoberste selbst, halfen die Kranken aus dem Schiffe ans Land bringen. An eben demselbigen und an dem vorhergehenden Tage verlor man noch ein und zwanzig Mann.

Beschreibung der Insel Tinian.

Die Insel Tinian, welche der Verfasser kaum genug rühmen kann, liegt auf funfzehn Grade, acht Minuten Norderbreite und hundert und vierzehn Grade acht Minuten westlicher Länge von Acapulco. In der Länge hat sie etwa zwölf englische Meilen, und in der Breite halb so viel. Sie streicht von Südsüdwest gegen Nordnordost. Der Boden ist dürr und etwas sandig, um welcher Ursache willen der Rasen auf den Wiesen und im Gehölze zarter und gleicher ist, als er in heißen Gegenden gemeiniglich zu seyn pfleget. Das Land wird von dem Orte, wo die Engländer ihr Wasser holeten, bis in die Mitte der Insel unvermerkt immer höher. Ehe man aber die größte Höhe erreichet, findet man unterschiedliche sanft ablaufende Rasenplätze, mit zartem Klee, und allerley darunter stehenden Bluhmen bewachsen, und mit einem anmuthigen Gehölze umfasset, darinnen vortreffliche Früchte wachsen. Das flache Land hat unvergleichlich ebenen Boden, und die Waldungen sehr wenig Gesträuche. Das Gehölze höret an denen Orten, wo es die Ebene begränzet,

gränzet, so schnurgleich auf, als wenn die Bäume mit Fleiß also gepflanzet wären. Diese Abwechselung, nebst der Mannigfaltigkeit der Hügel und Thäler, verursachet unzählig vielerley schöne Aussichten. Die Thiere, welche diesen Lustort die meiste Zeit des Jahres ganz allein besitzen, gehören ihres Ortes selbst mit zu seiner romanmäßigen Anmuth, und helfen ihm ein starkes Ansehen einer bezauberten Insel beylegen. Hier weidete das Rindvieh oft zu tausenden auf einer großen Wiese, und es erwecket dieser Anblick um so viel mehr Bewunderung, weil besagte Thiere eine vollkommene Milchfarbe haben; nur die Ohren, als welche gemeiniglich schwarz sind, ausgenommen. Ungeachtet auf der Insel keine lebendige Seele wohnet, so sollte man doch vermuthen, es müsse eine nicht geringe Menge Höfe und Dörfer auf ihr vorhanden seyn, wenn man so vieles Heerdvieh ohne Unterlaß blöcken und auf den Auen weiden sieht. Das Rindvieh ist im geringsten nicht scheu. Anfänglich ließ Herr Anson einige Stücke schießen. Allein, als er nachgehends für nöthig befand, das Pulver zu schonen: so fing man mit bloßer Hand so viel weg, als man wollte. Ihr Fleisch ist wohlgeschmackt und leicht zu verdauen. Eben so leicht fiel es auch, das Geflügel, das nicht weniger wohlgeschmackt ist, zu erhaschen. Kaum konnte es im ersten Ansatze hundert Schritte weit fliegen, so war es müde, und außer Stande, sich wieder in die Luft zu schwingen. Im Gehölze lief eine Menge wilder Schweine herum: die schmeckten nun zwar ungemein gut, es war aber so übel mit ihnen umzugehen, daß die Engländer einige große Hunde zu Hülfe nehmen mußten. Es waren solche mit den spanischen Ochsenfängern herüber gekommen, und schon dazu abgerichtet. Auf dieser Jagd gieng es hitzig her. Denn als die Schweine sahen, daß man ihnen zu nahe aufs Leder wollte, wurden sie toll, und schlugen unterschiedliche Hunde zu Schanden.

Anson. 1742.

Die Engländer fanden, daß der spanische Wachtmeister in seinem Berichte nicht im mindesten aufgeschnitten hatte, vielmehr mußten sie die Menge der Cocos, Goyaven, Limonien und Pommeranzen, davon alle Wälder voll waren, höchlich bewundern. Die Brodtfrucht,, welche in diesen Inseln den Namen Rima trägt, schmeckete ihnen noch besser als wirkliches Brodt. Dampier hat sie in seinem Buche nicht genau genug beschrieben: sie wächst aber auf einem ziemlich hohen Baume, der sich oben am Gipfel in große und lange Zweige vertheilet. Die Blätter haben eine schöne dunkelgraue Farbe, ihre Länge beträgt einen Schuh biß achtzehn Zoll. Die Frucht wächst an allen Orten der Zweige ohne Unterschied. Sie ist mehr eyförmig, als völlig rund, sieben bis acht Zolle lang, und liegt in einer dicken starken Schale. Jede Frucht wächst besonders. Man ißt sie, wenn sie ihre völlige Größe zwar schon bekommen hat, doch aber noch grün ist, und in diesem Zustande gleicht sie sowohl an Geschmacke, als Beschaffenheit ihres Wesens, einem Artschockenboden. Nach dem völligen Reifen wird sie weich, gelb, süßlich, und riecht sehr angenehm fast wie ein reifer Pfirsig; nichts destoweniger soll sie sodann ungesund seyn und die Ruhr verursachen *f*). Ueber alle diese Baumfrüchte, hatte die Insel auch Wassermelonen, Löwenzahn, Münze, Portulack, Löffelkraut und Sauerampfer, welche Kräuter die Engländer mit derjenigen Begierde, welche die Natur bey denen, die den Scharbock am Halse haben, zu erwecken pfleget, verschlangen. Wilde Enten, Taucher, Rohrschnepfen und Wasserhüner gab es in zween großen Teichen von süßem Wasser die Menge.

Es scheint allerdings wunderlich, daß ein so gesegneter Boden unbewohnet und ungebauet liegen solle, absonderlich da er noch andere Inseln in der Nähe hat, die er haupt-

Tinian war sonst bewohnet.

 säch-

f) Eben das. Tom. III. a. d. 52. und vorh. S.

Anson. 1742. sächlich ernähren muß. Allein, man erzählete den Engländern, es hätten erst vor funfzig Jahren noch Leute da gewohnet. Ja es befanden sich nach dem Berichte des Spaniers mehr als dreyßig tausend Seelen auf Tinian *g*). Auf einmal kam eine heftige Seuche unter sie, und raffte die meisten hinweg. Was übrig blieb, das versetzeten die Spanier auf die Insel Guam, welche nicht weniger gelitten hatte, und wollten auf diese Weise die Stelle der Verstorbenen ersetzen. Allein, die meisten bekamen das Heimwehe, und fielen weg, wie die Fliegen. Dieser Bericht der Gefangenen wurde durch den Anblick vieler eingegangenen Gebäude bestätiget, indem der Augenschein genugsam bewies, es müsse die Insel sehr volkreich gewesen seyn. Besagte Ueberbleibsel bestehen meist alle aus zwo Reihen pyramidenförmiger Pfeiler, die auf einem viereckigen Gestelle, und etwa sechs Schuhe weit von einander stehen. Zwischen beyden Reihen ist zwölf Schuhe Raum. Das Pfeilergestelle hat fünf Schuhe ins Gevierte; ihre eigene Höhe beträgt dreyzehn Schuh. Oben au jedem Pfeiler, ruhet eine halbe, doch etwas glatte Kugel, und das ganze Wesen, das ist sowohl die Pfeiler als die Halbkugeln, ist aus Sand und Steinen zusammen gekittet, und mit Gips beworfen *h*). Diese Denkmaale sind nach Aussage der Gefangenen Ueberbleibsel von indianischen Klöstern. Ohne die bisher angeführten Vortheile, hat die Insel auch sehr gesunde Luft; indem sie theils durch die frischen Winde, die hier beständig blasen, theils durch den Regen, der zwar selten fällt, auch nie lange währet, gereiniget wird; hingegen hat die Insel wenig fließendes Wasser. Diesem Mangel halfen die ehemaligen Einwohner durch eine große Menge Schöpfbrunnen ab, die noch allenthalben zu sehen sind, und nur geringe Tiefe haben. Hingegen giebt es viele sehr gute stehende Wasser, die, wie es scheint, von Quellen herrühren. Das größte Ungemach auf der Insel Tinian, leidet man von einer unzähligen Menge Ungezieffer, als zum Beyspiele von Mücken, Tausendfüßen, und Scorpionen. Auch wird man von Holzläusen gepeiniget, die sowohl Menschen als Thiere anfallen, sich in der Haut eingraben, und eine schmerzhafte Entzündung verursachen.

Eingefallene Gebäude.

Der Ankerplatz daselbst ist nicht sicher.

Doch diese Uebel schienen den Engländern wie nichts in Vergleichung mit dem vielen Guten, das ihnen diese Insel darboth. Nur wußten sie nicht, daß die Ankerstelle zu gewissen Zeiten sehr unsicher sey, und daß ihnen der schrecklichste Zufall, der ihnen je begegnen konnte, bevorstehe. Die beste Stelle für große Schiffe ist in Südwesten der Insel. Eben da lag der Centurion einer sandigen Bay gegenüber anderthalb englische Meilen weit vom Strande, auf zwey und zwanzig Faden vor Anker. Denn der Grund besagter Rhede ist voll ungemein spitziger Korallenklippen, welche einem Schiffe von der Hälfte des Brachmonates bis in den halben Weinmonat sehr gefährlich seyn können. Denn dieses ist die Zeit des Westmussons. So lange dieser währet, ist der Wind im Vollmonde, hauptsächlich aber im Neumonde gewöhnlicher Weise sehr veränderlich, und läuft zuweilen alle Striche des Compasses durch. Sodann tobet er mit solchem Ungestüme, daß man dem allerstärkesten Taue nicht trauen darf. Hiezu kömmt noch die reißende Fluth, welche nach Südost zwischen den Inseln Tinian und Agnigan strömet, und die Größe der Gefahr nicht wenig vermehret. Die übrigen acht Monate, das ist, vom halben Weinmonate bis in die Hälfte des Brachmonates ist das Wetter beständig gleich, und einerley *i*).

Von

g) Man sehe oben die allgemeine Beschreibung der marianischen Inseln.

h) A. d. 58. und vorherg. S. hat der Verfasser diese Pfeiler abgezeichnet.

Von diesem allen wußten die Engländer kein Wort. Nachdem sie mit Ausbesserung ihres Schiffes zu Stande waren: sorgten sie für nichts als für ihre Kranken, mit denen es sich nach Wunsche besserte. Herr Anson war selbst vom Scharbocke angegriffen, und hatte sich am Strande ein Zelt aufschlagen lassen, darinnen er seiner Gesundheit pflegte, und an kein Arges gedachte. Da man aber gleichwohl den Herbstschein nächstens zu erwarten hatte: so befahl er aus einer klugen Vorsichtigkeit wegen des gegenwärtigen Westmussons, man solle zu desto besserer Sicherheit des Schiffes dasjenige Ende der Tauen, daran der Anker hing, mit den Dregketten umwinden. Ja er ließ es in der Länge von dreyßig Faden vom Anker weg, und auf sieben Faden von den Kluislöchern mit einem guten Windseile, das fünftehalb Zoll im Umkreise hatte, bewickeln. Nebst dem ließ man sowohl die große als die Fockerhaa ganz herab, damit der Wind das Schiff um so weniger packen könnte. Anson. 1742.

Der Neumond trat den 18ten ein. Dieser und die drey folgenden Tage giengen ohne Unglück vorbey: zwar das Wetter war stürmisch, allein, man verließ sich auf die gemachten Anstalten, welche unverbesserlich zu seyn schienen. Aber den 22sten erhub sich auf einmal ein Ostwind mit ganz unerhörtem Toben, riß alle Tauen entzwey, und schleuderte das Schiff auf die hohe See. Die Nacht wurde stockfinster, und der Sturm immer entsetzlicher: zugleich donnerte es auf eine erschreckliche Weise, wozu noch das Getöse des heftigen Regens kam, also daß man die Nothschüsse nicht hören konnte, zu welchen man vermuthete, daß der Befehlshaber am Borde, Saumarez, seine Zuflucht nehmen würde. Man sah auch keine Losungsfeuer, das denen am Lande befindlichen einige Nachricht ertheilet hätte. Dergestalt hatte Herr Anson, nebst dem größten Theile der Officierer und des Schiffsvolkes das einzige Mittel, wieder aus dieser Insel wegzukommen, verloren, ohne daß sie es wußten. Doch wir wollen die Abschilderung ihres Zustandes dem Verfasser selbst überlassen.

Das Schiff wird durch einen Sturm weggeführt.

„Als man mit anbrechendem Tage kein Schiff mehr sah: so entstund bey jedermann „eine unbeschreibliche Bestürzung. Die meisten bildeten sich ein, es sey gescheitert, und „ersuchten den Geschwaderobersten, er möchte die Schaluppe ausschicken, und die Trümmern rings um die Insel aufsuchen lassen. Einige hielten es zwar für möglich, daß es „den Sturm hätte aushalten können, glaubeten aber nicht, daß es jemals im Stande seyn „würde, wieder an die Insel zu kommen; denn der Wind blies noch immer mit äußerstem „Ungestüme aus Osten, das Schiff aber war viel zu schwach besetzet, mit einem Sturme „zu kämpfen. Es mochte nun aber von beyden Theilen Recht haben, welcher nur wollte, „so war doch nicht die geringste Hoffnung mehr da, von der Insel Tinian hinwegzukommen. „Macao, der nächste Hafen für ihre Nation, war über sechshundert Meilen weit „entfernet. Ein ander Fahrzeug hatte man nicht, als die kleine spanische Barke, die man „angehalten hatte, darinnen aber nicht der vierte Theil von ihnen Raum hatte. Daß „aber irgend ein Schiff zufälliger Weise an diese Insel kommen und sie abholen sollte, dar„an war nicht zu gedenken. Vielleicht war der Centurion das erste europäische Schiff, „das jemals dahin gekommen war, und die Zufälle, die ihn hieher gebracht hatten, möch„ten sich wohl in einigen hundert Jahren kaum wieder ereignen; demnach hatten die En„gländer nichts anders zu gewarten, als ihr Leben auf dieser Insel zu beschließen. Ja „dieses

Zustand der Verlassenen.

i) A. d. 64. und vorherg. S.

k) Dieser Sturm wird nach der Länge beschrieben.

Anson. 1742.

„dieses war das wenigste, was sie befürchteten. Denn sie mußten billig in Sorge stehen, der „Statthalter zu Guam werde ihre Anwesenheit erfahren, und seine ganze Macht gegen „sie ausschicken, wornach sie nichts bessers erwarten durften, als auf ihre ganze Lebenszeit „in Fessel geschlagen zu werden. Ja vielleicht wäre man mit ihnen als mit Seeräubern „umgegangen, und hätte sie auf eine schimpfliche Weise hingerichtet, weil ihr Bestallungs„brief am Borde war.

„Ungeachtet nun der Geschwaderoberste von diesem vielfachen Kummer allerdings „genaget wurde: so nahm er doch ein gelassenes und standhaftes Bezeugen an sich. Vor „allen Dingen dachte er auf Mittel, sich aus diesem verzweifelten Zustande zu reißen. Den „gemachten Entwurf eröffnete er den verständigsten unter dem Haufen; und als diese ih„ren Beyfall dazu gaben, so rief er auch die übrigen herbey, und stellete ihnen vor, es sey „nicht wahrscheinlich, daß der Centurion sollte gesunken seyn; denn wollten sie die gewal„tige Stärke eines solchen Schiffes recht überlegen, so würden sie selbst glauben, es sey „im Stande, die allergewaltsamsten Stürme auszuhalten. Vielleicht werde er in wenig „Tagen wieder zum Vorscheine kommen. Unterdessen müsse man sich doch den schlimmsten „Fall eben sowohl als möglich vorstellen. Es könne seyn, daß ihn der Sturm allzuweit „von der Insel verschlagen, und wegen lauterer Unmöglichkeit sie wieder zu erreichen, sei„nen Lauf nach Macao zu nehmen, genöthiget habe. Demnach müsse man unterdessen „Mittel hervor suchen, von dieser Insel wegzukommen. Ihm sey eines beygefallen. Man „müsse nämlich die spanische Barke entzwey sägen, und sie um zwölf Schuhe länger machen, „auf welche Weise ein Fahrzeug von etwa vierzig Tonnen daraus werden würde, darin„nen sie alle mit einander nach China segeln könnten. Er habe die Zimmerleute schon um „ihre Meynung befraget, und sie hielten die Sache gar wohl für thunlich, wofern nur „jedermann Hand anlegen wolle. Er seines Ortes sey gesonnen, so gut daran zu arbeiten, „als ein anderer, verlange auch nicht, daß jemand etwas thun solle, wozu er nicht mit sei„nem Beyspiele voran gehe. Nur sey äußerst viel daran gelegen, daß man ohne Ver„zug und mit allem Eifer zum Werke schreite. Man müsse sich zu diesem Ende vorstellen, der „Centurion werde nie wieder kommen. Denn gesetzt er komme wieder, so sey zwar die Arbeit „umsonst, man habe aber doch keinen Schaden davon, dahingegen wenn er ausbliebe, ihre „gegenwärtigen Umstände und die Jahreszeit, alle mögliche Geschwindigkeit, folglich auch „allen möglichen Fleiß erforderten.

„Diese Rede machte zwar den Leuten Muth, brachte aber die Wirkung, welche der „Oberste gehoffet hatte, sogleich dennoch nicht zu wege. Denn die Hoffnung, die er ihnen „gemacht hatte, vertrieb die erste Angst aus ihrem Gemüthe, und sie hielten es gleichsam „für unstreitig, der Centurion müsse wieder kommen, und sie der verdrießlichen Arbeit über„heben, dazu allenfalls noch allemal Zeit genug sey. Allein, nachdem sie einige Tage „lang vergeblich darauf gewartet hatten, ließen sie diese Hoffnung fahren, und legten die „Hand mit allem Eifer an das Mittel ihrer Erlösung. Ueberleget man, wie schlecht sie „mit allen zur Ausführung ihres Entwurfes benöthigten Dingen versorget waren: so muß „man erstaunen, daß Herr Anson sich vornehmen durfte, die Barke nicht nur zu ver„größern, sondern auch mit Lebensmitteln zu versorgen, und in den Stand zu setzen, daß „er eine Reise von sechs bis siebenhundert Meilen über eine ihm wenig bekannte See da„mit wagen dürfte. Eben um dieser Ursache willen halten wir uns für schuldig, einige

„Um-

„Umstände, daraus man sieht, was Seeleute zu thun im Stande sind, ausführ- Anson.
„lich beyzubringen. 1742.

„Ein besonderes Glück, dafür die Engländer dem Himmel danketen, war dieses, daß „zu der Zeit, als das Schiff in die See gejaget wurde, die Zimmerleute am Lande wa- „ren, und die Kasten mit ihrem Handwerksgeräthe bey sich hatten. Der Schlosser war „mit seiner Schmiede und andern Werkzeugen gleichfalls da; nur die Blasebälge waren „am Borde. Man war folglich bedacht, ein Paar neue zu verfertigen. Gearbeitet Leder „hatte man zwar nicht, wohl aber frische Häute, und mit diesen behalf man sich. Es „lag noch von der Indianer oder Spanier Zeiten her etwas Kalch auf der Insel; mit „diesem nun machte man einige Ochsenhäute gahr. Zur Röhre brauchte man einen Flin- „tenlauf. Es fehlete wirklich den neuen Blasbälgen weiter nichts, als daß sie wegen des „halb rohen Leders nicht zum besten rochen.

„Unterdessen da der Schmid darauf los hämmerte, wurden Bäume gefället, und „Bretter geschnitten. An diese Arbeit legete Herr Anson selbst Hand an, weil sie die be- „schwerlichste war. Weil man nun weder Rollen noch Seile genug hatte, die Barke ans „Land zu holen: so kamen die Walzen in Vorschlag, und man glaubete, weil die Stäm- „me der Cocosbäume rund und glatt sind, so würden sie sich am besten dazu schicken. „Demnach hieb man einige solche Bäume um, und machte an den Enden Löcher hinein, „um die Hebel einzustoßen. Zu gleicher Zeit grub man eine Docke, dahinein man die „Barke auf einem von der See bis an die Docke ausdrücklich gemachten Wege brachte. „Nebst dem schlachtete man Ochsen, und war auf allerley Vorrath bedacht. Nach lan- „gem hin und her sinnen, womit man die Barke in segelfertigen Stand setzen wolle? fiel „man endlich darauf, es könnten die am Lande aufgeschlagenen Gezelte, nebst dem Strick- „werke, das der Centurion zufälliger Weise zurück gelassen hatte, dazu gebrauchet werden: „nähme man nun die eigenen Segel und Takel der Barke noch mit dazu, so werde es „sich wohl thun lassen. Talch war im Ueberflusse da. Man beschloß also, Kalch darun- „ter zu mischen, und die Barke damit zu theeren.

Noch äußerte sich eine große Schwierigkeit, nämlich wie man sich auf eine so lange Reise mit Lebensmitteln versorgen wolle; denn es war weder Zwieback noch sonst einiges Korn am Lande. Man hatte sich, so lange man auf Tinian gewesen war, mit der Brodtfrucht beholfen, welche aber auf der See nicht gut bleiben konnte. Lebendiges Vieh gab es zwar genug, aber kein Salz zum Einpäckeln; und über dieses hätte in dieser heißen Gegend das Salz nicht angegriffen. Endlich beschloß man, so viel Cocosnüsse, als möglich, an Bord zu nehmen, und den Mangel des Brodtes mit Reiße zu ersetzen. Cocos gab es auf der Insel. Um aber Reiß zu bekommen, wollte man warten, bis die Barke fertig wäre, und sodann eine Unternehmung auf die Insel Rota wagen, wo man wußte, daß die Spanier große Pflanzungen haben, aber die Sorge dafür den Indianern überlassen. Indem aber dieses Vorhaben nicht anders, als mit Gewalt ausgeführet werden konnte: so untersuchte man, wie groß der Pulvervorrath sey. Zum Unglücke betrug alles, was man zusammen bringen konnte, nicht mehr als neunzig Flintenschüsse. Hierinnen bestund der einzige Trost für Leute, die sich entweder ums Brodt schlagen, oder einen ganzen Monat lang nicht nur Brodt, sondern auch alles übrige, was die Stelle desselbigen vertreten könnte, missen sollten.

Doch

Anson 1742.

Doch die allergrößte Schwierigkeit, und welche ohne den Beytritt unterschiedlicher höchstaußerordentlicher Zufälle das Auslaufen der Barke schlechterdings unmöglich gemacht haben würde, haben wir bis zuletzt verspahret. Nachdem alles, was ihren Bau und ihre Ausrüstung betraf, eingerichtet worden war: so konnte man die Zeit, wenn alles im völligen Stande seyn werde, ohne sonderliche Mühe ausrechnen. „Diese Ueberlegung führete „natürlicher Weise auf eine andere, nämlich, was für einen Lauf man halten, und nach „welchem Lande man sich wenden wollte? Aber, hiebey fiel es den Officiern ein, daß weder „Compaß, noch Quadrant auf der Insel vorhanden sey. Acht Tage giengen vorbey, oh„ne daß man gegen dieses Unglück einigen Rath auszusinnen vermochte. Endlich störete „man eine Kiste durch, die zur spanischen Barke gehöret hatte, und fand einen kleinen „Compaß darinnen, der zwar nicht viel besser war, als diejenigen, damit die Schüler „spielen, gleichwohl aber, als eine unschätzbare Kostbarkeit angesehen wurde. Wenig „Tage hernach fand man einen Quadranten auf dem Strande liegen, der irgend einem Ver„storbenen vom Schiffsvolke zugehöret hatte. Zwar fehleten die Absichten, und er war „folglich nicht zu gebrauchen: allein, als ein Matrose von ungefähr die Schublade an einem „alten Tische, den die Wellen ans Ufer getrieben hatten, auszog: so fand er einige Absich„ten, die sich ganz gut an den Quadranten schickten, und sogleich dazu gebraucht wurden, „die Breite von Tinian mit vieler Richtigkeit zu bestimmen. Diese unvermutheten „Glücksfälle, machten, daß die Arbeit mit unerhörtem Eifer fortgesetzet wurde, dergestalt, „daß man den 9ten des Wintermonates im Stande zu seyn vermeynete, ihre Dauer zu be„stimmen, und den 5ten des Wintermonates zum Abfahrtstage festzusetzen. *l*).

Glückliche Rückkunft des Centurions.

Doch der schlechte Zustand der Engländer sollte sich weit geschwinder und glücklicher endigen. Zween Tage hernach gieng ein Matrose in andern Absichten auf die Anhöhe mitten in der Insel. Als er sich umsah: so erblickte er von fernen den Centurion. Sogleich rannte er in vollem Springen nach dem Strande zu, und schrie dabey, wie ein toller Mensch, das Schiff! das Schiff! Alle, die ihn höreten, wurden durch die Heftigkeit, damit er diese neue Zeitung verkündigte, sogleich von ihrer Gewißheit überzeuget, und renneten mit gleichem Eifer und Geschreye auf den Geschwaderobersten los. Dieser war eben damals in voller Arbeit begriffen. Allein, bey Vernehmung dieses unverhofften Glückes, warf er seine Axt von sich, „und die Freude setzete ihn, wie der Verfasser saget, zum erstenmale „aus der beständig gleichen Gemüthsfassung, die man bis hieher an ihm bemerket hatte. „Jedermann begleitete ihn vor Entzückung außer sich, ans Ufer, und weidete die Augen „mit einem Anblicke, dessen man sich auf immer verziehen hatte *m*).

Was er ausgestanden hatte.

Die Abwesenheit des Centurions hatte neunzehn Tage gedauert, und in dieser Zeit hatte er alle Gefährlichkeiten, darein die tobende See ein Fahrzeug stürzen kann, ausgestanden. Anfänglich war er gegen die Insel Agnigan getrieben worden; und es fehlete wenig, so hätte er sich in der Dunkelheit an den Klippen in tausend Trümmern zersplittert. Nachgehends hatten ihn die Ströme über vierzig Meilen weit nach Westen geführet, und es kostete ihm unbeschreibliche Arbeit, ehe er die Insel Tinian wieder zu Gesichte bekommen konnte. Indessen hatte er seine Doppelschaluppe eingebüßet, indem sie sich gleich in der ersten Nacht an der Schiffsverkleidung in Stücken gestoßen hatte; und dieser Zufall setzte

l) A. d. 101. und vorherg. S.

m) A. d. 102 S.

n) Zwar giebt der Verfasser an diesem Orte eine kurze Beschreibung der marianischen Inseln, die

setzte den Geschwaderobersten in große Verlegenheit. Denn nunmehr mußte man die Wassertonnen auf Flössen übersetzen; wobey es wegen der heftigen Windstöße sehr gefährlich zugieng. Doch zuletzt kam alles, was die Insel an Lebensmitteln zu liefern vermochte, glücklich an Bord, und man war den 21sten des Weinmonates im Stande, unter Segel zu gehen n). Anson. 1742.

Der Ost-Musson schien nunmehr völlig eingetreten zu seyn. Man hatte einen frischen und beständigen Wind hinter sich, mit welchem man im Anfange alle Tage vierzig bis funfzig Meilen zurück legte. Nur stund man wegen des alten Lacks noch in einiger Sorge, weil es nicht möglich gefallen war, ihn so vollkommen zu stopfen, daß er bey hohler See nicht hätte größer werden können. Doch das sämmtliche Schiffsvolk war bey vollkommener Gesundheit, und verrichtete alle Arbeit, sowohl im Segelwerke, als an der Pumpe ohne Murren und Ungeduld. Die Engländer segeln von Tinian ab.

Den 3ten des Wintermonats o) entdeckte man eine Insel, und hielt sie beym ersten Anblicke für die Insel Betel-Tobago-Xima: sie schien aber kleiner, als dieselbige gemeiniglich vorgestellet wird. Nach einer Stunde erblickte man fünf oder sechs englische Meilen weiter in Westen noch eine. Weil nun die Seekarten und Bücher sonst keine Insel östlich von Formosa erwähnen, als Betel-Tobago-Xima, und es denselbigen Mittag unmöglich fiel, die Höhe zu nehmen: so besorgete man, das Schiff werde durch irgend einen Strom in die Nachbarschaft der Bachi-Eylande geführet worden seyn. Man nahm also mit anbrechender Nacht zur Vorsorge die Segel ein, und blieb bis auf den folgenden Tag, da man die beyden Inseln abermal erblickte, in der Ungewißheit. Hierauf ließ Herr Anson westlich halten, und man erblickte nach Verlaufe zwoer Stunden die Südspitze der Insel Formosa. Bey diesem Anblicke hielt man es für ausgemacht, die zweyte Insel wäre Betel-Tobago-Xima, und die erste fünf bis sechs Meilen von jener entfernet, ein kleines Inselchen, oder eine Klippe gewesen, davon in keiner Karte oder Tagebuche eine Nachricht stehe. Weg bis Macao. Insel Betel-Tobago-Xima.

Als man Formosa näher kam, so steuerte man nach West gen Süd, in der Absicht um die Spitze zu laufen. Zugleich sah man beständig nach den Klippen Vele Rete aus, bekam sie aber erst Nachmittages um zwey Uhr ins Gesicht. Damals hatte man sie auf drey englische Meilen weit in Westnordwest, und die südliche Spitze von Formosa fünf Meilen weit in Nord gen West. Um besagten Klippen auszuweichen, lief man anfänglich nach Süd gen West, also daß man sie zwischen dem Lande und dem Schiffe liegen ließ. Ungeachtet sie in der Dicke eines Schiffrumpfes über das Wasser heraus ragen, so ist doch die Brandung rings um sie ungemein heftig; noch gefährlicher aber ist eine Sandbank, die sich bis auf anderthalb englische Meilen von besagten Klippen südlich erstrecket. Der Lauf von Betel-Tobago-Xima bis dahin, ist Südwest gen West, und die Entfernung dreyzehn Meilen. Zufolge der besten Schätzung der Engländer, liegt die südliche Spitze von Formosa unter zwanzig Grad funfzig Minuten Norderbreite, und drey und zwanzig Grad funfzig Minuten westlicher Länge von Tinian, ungeachtet einige sie einen Grad westlicher angeben. Klippen Vele Rete.

Aus

die aber nichts enthält, was nicht schon oben in dem eigenen Artikel von ihnen beygebracht worden wäre. Man sehe oben.

o) Die umständliche Erzählung dieser Fahrt ist von solcher Wichtigkeit, daß man nichts davon weglassen kann.

Anson 1742.

Aus Begierde den Hafen von Macao bald zu erreichen, steuerte man von Formosa nach Westnordwest, und zuweilen etwas weiter nordlich, in der Absicht an der Ostseite von Pedro blanco, einen Felsen, der denen Schiffen, die nach Macao wollen, zum Wegweiser dienet, an die chinesische Küste zu kommen. Diesen Lauf setzte man des Tages über fort, in der Nacht aber nahm man zum öftern die Segel ein, und den Bleywurf zur Hand. Doch erst den 5ten des Wintermonats um neun Uhr Vormittages fand man grauen Sandgrund mit Muscheln untermischet, auf zwey und vierzig Faden Tiefe. Zwanzig englische Meilen weiter gegen Westnordwest, hatte man eben diesen Grund auf fünf und dreyßig Faden. Nachgehends nahm die Tiefe ab bis auf zwanzig. Allein, gleich hernach betrug sie auf einmal wieder dreyßig Faden. Ueber diese Ungleichheit verwunderte man sich um so vielmehr, weil alle Karten das Abnehmen der Tiefe nordlich über Pedro blanco als etwas, das sehr ordentlich geschehe, angeben. Zur Vorsorge wendete man sich gegen Nordwest. Als man in dieser Richtung fünf und dreyßig Meilen zurück geleget hatte: so verminderte sich die Tiefe wieder allmählich bis auf zwey und zwanzig Faden, und endlich erblickte man um Mitternacht die chinesische Küste in einer Entfernung von vier Meilen in Nord gen West, beschloß aber, den Anbruch des Tages auf der hohen See zu erwarten.

Erstaunliche Menge Fischernachen.

Die Engländer geriethen in großes Erstaunen, da sie sich bey der Sonnen Aufgange mitten unter einem unendlichen Schwarme Fahrzeuge, der die ganze See anfüllete, sahen. Der Verfasser glaubet, man könne ihre Anzahl ohne Vergrößerung auf sechs tausend schätzen, und in jedwedem saßen drey, vier bis fünf Kerl, gemeiniglich aber fünfe. Dieser Schwarm von Fischern ist an dieser ganzen Küste, bis nach Macao allenthalben gleich groß. Herr Anson verhoffte, es würde unter so vielen Seeleuten doch wenigstens ein einziger Lootsmann seyn, der sich bereden ließe, sein Schiff zu führen. Doch er mochte versprechen, was er wollte: so konnte er weder einen Lootsmann an Bord, noch sonst die mindeste Nachricht heraus bringen. Nennete man Macao, so bothen sie dagegen statt der ganzen Antwort ihre Fische an *p*), ohne weder bey einem so neuen Anblicke als ein großes europäisches Kriegesschiff für sie seyn mußte, die geringste Verwunderung zu äußern, noch ihre Arbeit nur einen Augenblick bey Seite zu setzen. Indem nun diese Unempfindlichkeit mit den Lobsprüchen, damit man die Gemüthsgaben dieser Nation beleget, sehr schlecht übereinstimmete: so bekamen die Engländer gleich zum Anfange eine schlechte Meynung von ihr. Herr Anson mußte sich mit der wenigen Kenntniß, die er von dieser Küste hatte, helfen, so gut er konnte. Aus der Breite, und aus der Wassertiefe, die nicht über siebenzehn bis achtzehn Faden betrug, schloß er, man müsse bisher noch immer ostlich von Pedro blanco seyn *q*). Um zwey Uhr Nachmittages, als man gegen Westen lief,

Die Engländer bekommen eine schlechte Meynung von den Chinesen.

p) Nachgehends erfuhren die Engländer, Macao heiße Fisch.

q) Der Verfasser berichtet als etwas wichtiges, man könne nicht nur aus der Breite des Felsen Pedro blanco, nämlich zwey und zwanzig Grad achtzehn Minuten und aus der Wassertiefe, welche westlich von besagtem Felsen fast überall zwanzig Faden beträgt, sondern auch aus der Beschaffenheit des Grundes wissen, an welchem Orte man sey. Bis auf dreyßig Meilen von Pedro blanco hatte man beständig Sandgrund; aber nahe bey ihm bekam man weichen Schlammgrund, der bis nach Macao fortdauerte. Nur war er in einem kleinen Raume sehr nahe bey Pedro blanco, und im Gesichte desselbigen, von grünlichtem Schlamme mit Sande vermischet. Ebendas. a. d. 151 u. 152 S.

r) Der Verfasser stellet an diesem Orte in einem Risse vor, wie die Lema-Inseln anzusehen sind, wenn man die westlichste auf anderthalb englische

lief, und noch immer eine Menge Fahrzeuge vor sich sah, wehete auf einmal eine rothe Flagge mitten unter den chinesischen Fischern, und es wurde zugleich auf einem Horne geblasen, worauf sie alle mit einander Feyerabend machten. Der Centurion setzete seinen Lauf fort, und segelte zwo kleine Klippen vorbey, die vier bis fünf Meilen weit von der Küste stunden. Die Nacht brach ein, ehe man den Pedro blanco zu sehen kriegte, und die Segel wurden bis zu Anbruche des Tages eingenommen. Mit selbigem erblickte man auch diesen Felsen, welcher keine sonderliche Dicke, wohl aber eine ziemliche Höhe hat, und an Gestalt und Farbe einem Zuckerhuthe nicht übel gleicht. Er steht sieben bis acht Meilen weit von der Küste. Den 7ten erblickte man eine Inselreihe, die gegen Ost und West sich erstrecket, und wie man nachgehends erfuhr, den Namen der Lemainseln trägt. Es sind ihrer ungefähr sechzehn von allerley Größe, aber unfruchtbar und voll Klippen. Zwischen ihnen und dem festen Lande liegen noch mehr Inseln *r*). Einige Fischer gaben durch Winken zu verstehen, man müsse um die westlichste unter besagten Inseln fahren *s*). Man folgte ihrem Rathe, und warf des Abends auf achtzehn Faden Anker. Des folgenden Tages erschien ein chinesischer Lootsmann, und both in geradbrechtem Portugiesisch seine willige Dienste an. Man erfuhr von ihm, Macao wäre nicht mehr weit entfernet, und es lägen voritzt eilf europäische Schiffe, und darunter vier englische auf dem Cantonflusse, vor dessen Mündung besagte Insel sich befindet. Er führete das Schiff erstlich zwischen der Bambus und Cabuce Insel durch, wo man zwölf bis vierzehn Faden Wasser fand; hernach aber nach Nord gen West, durch eine große Menge Inseln, wobey man bis gegen Abend meist immer einerley Tiefe fand, und endlich legte man in einer mäßigen Entfernung von der Insel Lantun, der größten unter denen, daraus die Reihe besteht, auf siebenzehn Faden vor Anker. Um sieben Uhr Morgens gieng man wiederum unter Segel, hielt auf Westsüdwest und Südwest gen West, und kam nach drey Stunden auf der Rhede von Macao vor Anker *t*).

Anson. 1742.

Lemainseln.

Nunmehr waren die Engländer innerhalb zwey Jahren und drüber, da sie die See hielten, das erstemal in einen freundschaftlichen Hafen und in ein wohlbestelltes Land gekommen, das ihnen alle Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens, und alle Bedürfnisse für ihr Schiff zu liefern vermochte. Der Verfasser giebt einen kurzen Begriff von dem Zustande, darinnen sie die portugiesische Stadt Macao fanden. Er saget: „Diese Stadt „war ehemals sehr reich, voll Einwohner, und im Stande, dem benachbarten chinesischen „Statthalter Trotz zu biethen. Aber voritzt hat die alte Herrlichkeit sehr abgenommen. „Zwar wird sie noch immer von Portugiesen bewohnet, sie steht auch heutiges Tages noch unter „einem Statthalter, den der König von Portugall dahin setzet, allein übrigens muß sie der „Chine-

Der Centurion ankert bey Macao.

Zustand dieser Stadt.

lische Meilen in Westnordwest liegen hat.

s) Ihr westlichster Felsen dienet denen, die von Osten herkommen, zu einem kenntlichen Merkmaale. Er liegt auf ein und zwanzig Grad zwey und funfzig Minuten Norderbreite in Süden, vier und sechzig Grade westlich, ein und zwanzig Meilen von Pedro bianco. Man muß ihn auf Steuerbord lassen. Man darf sich ihm bis auf eine halbe Meile nähern, und hat sodann noch achtzehn Faden Wasser. Nachgehends muß man Nord gen West halten, und in das Gat zwischen der Cabuce und Bambusinsel einlaufen. Ebend. a. d. 158. und 159 S.

t) Auf fünf Faden Tiefe; die Stadt blieb dabey auf drey Meilen Entfernung in West gen Nord, die Spitze Lantun in Ost gen Nord, und die große Ladrone in Süd gen Ost, jedwedes von den letztern beyden auf etwa fünf Meilen weit. A. d. 156 S.

Anson. 1742. „Chinesen Gnade leben, die sie durch Abschneiden der Lebensmittel wegnehmen können, „wenn sie sie wollen. Um dieser Ursache willen vermeidet der portugiesische Statthalter „alle Gelegenheit zu einem Misverstande auf das sorgfältigste u).

Der Fluß Canton ist vorjetzt der einige Hafen, der von Europäern besuchet wird, auch ist er zum Erholen für die Schiffe bequemer, als Macao. Allein weil die chinesischen Gebräuche, so viel die Ausländer betrifft, bloß für Kauffahrer eingeführet sind: so besorgete Herr Anson, der englischen ostindischen Handelsgesellschaft einigen Verdruß bey der cantonischen Regierung zu verursachen, wenn er sich mehr heraus nähme, als die Befehlshaber der Kaufschiffe zu thun pflegen. Aus diesem Grunde legte er bey Macao vor Anker, und ließ durch einen Officier bey dem portugiesischen Statthalter anfragen, wie er sich gegen die Chinesen aufzuführen habe? Die Hauptschwierigkeit betraf den Zoll, welcher allen Schiffen bey dem Einlaufen in den Fluß Canton abgefordert, und bloß nach ihrer Größe abgemessen wird. Nun sind aber die Kriegesschiffe in der ganzen Welt vom Zollerlegen befreyet, und der englische Geschwaderoberste erachtete es sich schimpflich zu seyn, wenn er diese Beschwerung in China übernähme.

Auf den Abend kamen zween portugiesische Edelleute mit dem Abgeordneten des Herrn Ansons zurück, und vermeldeten im Namen des Statthalters, die Chinesen würden vom Zollfordern nimmermehr abstehen; doch wollte ihm der Statthalter einen Lootsmann mitgeben, der ihn nach Tipa, einem benachbarten sichern und zum Ausbessern der Schiffe, sehr bequemen Hafen bringen sollte, woselbst die Chinesen vermuthlich keinen Zoll abfordern würden.

Das Schiff segelt nach Tipa.

Dieser Vorschlag gefiel den Engländern; sie lichteten die Anker, und segelten nach Tipa, einem Hafen, der sechs Meilen von Macao liegt, und von einigen Inseln gebildet wird. Sie grüßeten das Schloß mit eilf Schüssen, und man dankete ihnen, mit eben so vielen. Den folgenden Tag begab sich Herr Anson ans Land, um den portugiesischen Statthalter zu sprechen, und einige Lebensmittel von ihm zu erhalten. Er wurde sehr höflich empfangen, bekam auch die Versicherung, man wollte das Schiff, so viel unter der Hand geschehen könnte, gar gern mit allem versorgen, öffentlich aber wäre es unmöglich, indem die Portugiesen, wie der Statthalter frey heraus sagte, für sich selbst, ohne Erlaubniß der chinesischen Regierung, darunter sie schlechterdings stünden, keine Lebensmittel bekommen könnten. Demnach beschloß Herr Anson, in eigener Person nach Canton abzugehen, und sein Verlangen bey dem Unterkönige vorzubringen. Kaum konnte er den Hoppo oder chinesischen Zolleinnehmer so weit bringen, daß er in einer chinesischen Schaluppe abfahren dürfte, ja er mußte zuletzt Drohworte zu Hülfe nehmen. Als er nach Canton kam: so gieng er mit den Officiern der englischen Schiffe zu Rathe, wie er die Sache an diesem Hofe anstellen sollte. Man rieth ihm, die Vermittelung der Kaufleute zu gebrauchen; es half aber zu nichts, als daß er Leuten, die weder bey Hofe etwas galten, noch es aufrichtig mit ihm meyneten, vier Wochen lang für die lange Weile in den Ohren lag. Weil es ihm nun auf diese Weise nicht gelingen wollte, seine Klage anzubringen: so beschloß er, die Sache anders anzugreifen. Er gieng wieder an Bord, und schrieb an den Unterkönig: „er wäre Oberster über ein Geschwader Seiner großbritannischen Majestät, „und schon vor zwey Jahren in die Südsee abgeschickt worden, um auf die Spanier, mit „denen sein König Krieg führete, zu kreuzen. Nun habe ihm, da er auf der Heimreise be- „griffen

Schreiben des Hrn. Ansons an den Unterkönig.

u) Ebendas. a. d. 160 S.

„griffen sey, ein Läck, und die Nothwendigkeit, frische Lebensmittel an Bord zu nehmen, „dahin vermocht, daß er in dem Hafen zu Macao eingelaufen sey. Zwar habe er sich in „Person nach Canton begeben, und daselbst um den benöthigten Beystand Ansuchung thun „wollen, wegen Unwissenheit der Landesgebräuche aber, keinen Zugang bey Hofe erhalten „können, er wäre demnach genöthiget, sein Begehren schriftlich anzubringen, und bestehe „es darinnen, daß man ihm erlauben möge, die nöthigen Handwerksleute zu Ausbesserung „seines Schiffes anzunehmen, und Lebensmittel einzukaufen, damit er vor Ende des Mus„sons abreisen könne„. Anson. 1742.

Dieses Schreiben wurde in die chinesische Sprache übersetzt, und that erwünschte Wirkung. Zween Tage hernach erschien ein Mandarin vom ersten Range, und Befehlshaber der Stadt Janson, nebst zween Mandarinen von einer geringern Ordnung, und einer Menge Bedienten, auf einem Geschwader von achtzehn halben Galeeren, das mit Spielleuten und Soldaten besetzet war, und eine Menge Flaggen und Wimpel wehen ließ. Der Mandarin ließ den Anker vor dem Centurio fallen, und dem Geschwaderobersten hernach melden, er habe von dem Unterkönige zu Canton Befehl, den Zustand des Schiffes zu untersuchen. Sogleich wurde er von der englischen Schaluppe abgeholet. Man machte große Anstalten zu seinem Empfange. Hundert von den besten Leuten auf dem Schiffe, zogen die Uniform der Seesoldaten an, und traten auf dem Ueberlaufe ins Gewehr. Sobald er den Bord bestieg, erschalleten die Trommeln und die übrige Feldmusik der Engländer. Als er vor der paradirenden Mannschaft vorbey war, empfing ihn der Geschwaderoberste auf dem halben Verdecke, und führete ihn in die große Cajüte. Hier wiederholete er den Inhalt seiner Verrichtung, er sollte nämlich erforschen, ob der Inhalt des Schreibens in der Wahrheit gegründet wäre, oder nicht? absonderlich den Läck betreffend. Er hatte zu diesem Ende zween chinesische Zimmerleute mitgebracht, die zu Bewerkstelligung seiner Befehle bereit stunden. Jeden Punct hatte er auf ein besonderes Papier geschrieben, und zum Beysetzen seiner Wahrnehmungen einen großen Platz gelassen. Ein chinesischer Mandarin besichtiget das Schiff.

Es schien dieser Mandarin nicht nur ein wohl verdienter, sondern auch ein aufrichtiger und ehrlicher Mann zu seyn, welche beyde Eigenschaften der Verfasser in China für selten hält. Nach einigem Suchen, befanden die chinesischen Zimmerleute den Läck wirklich also beschaffen, wie man ihn angegeben hätte, und hielten es, so lange er nicht gestopfet würde, für eine unmögliche Sache, mit dem Schiffe in die See zu gehen. Hierauf bezeugete sich der Mandarin gegen den Obersten von der Wahrheit seines ganzen Vorgebens überhaupt, versichert zu seyn. Er fuhr mit Besichtigung der übrigen Theile des Schiffes fort, und es fiel seine Betrachtung absonderlich auf die Stücke, deren Größe, gleichwie auch die Dicke und Schwere der Kugeln er bewunderte. Diese Gelegenheit ergriff der Oberste, und gab mit guter Art zu verstehen, die Chinesen würden der Klugheit nicht gemäß verfahren, wenn sie die Bewilligung seines Ansuchens auf die lange Bank spieleten. Zugleich beschwerete er sich über die Aufführung der Zollbeamten, und schrieb ihnen listiger Weise die Meynung zu, als ob der Centurion ganz allein im Stande wäre, alle auf dem Cantonflusse befindliche Fahrzeuge zu vernichten, setzte aber dazu, daß zwar unter freundschaftlichgesinnten Völkern es sich nicht schicke, Gewalt zu gebrauchen, daß aber es sich noch weniger schicke, seine guten Freunde mitten im Hafen vor Elend umkommen zu lassen, absonderlich wenn sie alles, was man ihnen zugestehen würde, gern bezahlen Klugheit des Obersten.

 woll=

Anson. 1742. wollten. Der Mandarin erkannte die Billigkeit dieser Sprache. Er sagte auf eine sehr höfliche Weise, er müßte sich kraft der ihm aufgetragenen Verrichtung künftig als den gevollmächtigten Sachwalter des englischen Schiffes ansehen. Nach seiner Ankunft zu Canton werde sich die Regierung, davon er ein Mitglied wäre, versammeln, und man werde, wie er im geringsten nicht zweifele, auf seine Vorstellung, dem Geschwaderobersten alles, was er verlange, bewilligen. Endlich ließ er sich ein Verzeichniß aller dem Schiffe nöthigen Lebensmittel geben, schrieb die Erlaubniß, sie zu liefern darunter, und befahl einem Officier von seinem Gefolge, darauf zu sehen, daß die sämmtlichen Bedürfnisse jeden Morgen herbey geschafft würden *x*).

Er bekömmt Lebensmittel.

Bittet die Mandarinen zu Gaste.

Nach diesem vortheilhaften Ausspruche, bath der Geschwaderoberste die drey Mandarinen zur Tafel, entschuldigte sich aber zugleich mit seinen gegenwärtigen Umständen, die ihm nicht zuließen, sie so gut zu bewirthen, als er gern wollte. „Unter andern Speisen „trug man auch Rindfleisch auf, davon aber die Chinesen nicht gern essen. Herr Anson „wußte nicht, daß seit einigen Jahrhunderten mancher indianischer Aberglauben bey ihnen „im Schwange geht. Dafür griffen sie nach vier großen Stücken Geflügel, und ver„zehreten sie beynahe völlig. Mit Messer und Gabel wußten sie nicht umzugehen. Sie „versuchten es im Anfange, aber vergeblich, und auf eine sehr ungeschickte Weise, und „endlich mußten sie sich an ihren Landesgebrauch halten, das ist, sie ließen sich das Fleisch „durch ihre Leute in kleine Stücke zerschneiden. Allein, in der Kunst zu trinken, waren sie „um ein ziemliches weiter gekommen. Als Herr Anson seine Unpäßlichkeit vorschützete, „die ihm nicht erlaubte, viel zu trinken: so warf der große Mandarin die Augen auf einen „jungen Schiffsofficier, der recht frisch und gesund aussah, klopfete ihm auf die Achsel „und ließ ihm durch den Dollmetscher sagen, es schiene nicht, als ob er eben dergleichen „Ursache zur Mäßigkeit habe, als sein Oberster, und also bäthe er ihn, eines Bescheid zu „thun. Als der junge Engländer sah, daß vier bis fünf Flaschen Franzwein den Herrn „Mandarin noch immer ließen, wie er gewesen war: so ließ er eine Flasche Barbados„wasser bringen. Der Chineser verschmähete sie keinesweges, stund hernach von der Ta„fel auf, und war eben so gelassen, als da er sich niedersetzte *y*).

1743.

Die Engländer müssen in Sorge stehen.

Ungeachtet seines Versprechens, gieng es dennoch ungemein schwierig und langweilig zu, ehe die Regierung die verlangte Erlaubniß ertheilete, und die Engländer hatten Zeit genug, sich unterdessen in der Geduld zu üben, denn sie erfolgete erst den 6ten Januar. Gleich den Tag darauf kam eine Menge chinesischer Handwerksleute an Bord, und die Arbeit wurde mit aller Macht angegriffen *a*). Gleichwohl wurde sie durch allerley Gerüchte gestöret, weil die Engländer durch selbige auf die Gedanken gebracht wurden, sie hätten im Hafen zu Tipa einen Angriff zu besorgen. Sie erfuhren auch nachgehends, daß die

x) A. d. 183 und vorherg. S.

y) A. d. 96 S.

z) Der Verfasser giebt die Hindernisse zum Theile den listigen Anschlägen der zu Canton befindlichen Franzosen Schuld. Wir wollen seine Klage, die ziemlich hitzig ist, von ihm selbst anhören. „Es „war einer unter ihnen, der große Bekanntschaft „in der Stadt hatte, die Landessprache gut redete, „wohl wußte, daß für Geld alles feil ist, viele obrig„keitliche Personen insbesondere wohl kennete, und „mit einem Worte, ungemein tüchtig dazu war, „die Absichten des Herrn Ansons zu verhindern, „Gleichwohl darf man seine listigen Ränke nicht eben „dem Hasse gegen unsere Nation, noch dem Wi„derspruche des beyderseitigen Vortheils nur allein „zuschreiben. Es hatte vielmehr ein noch weit stärke„rer Bewegungsgrund Antheil daran, nämlich das „Windmachen. Die Franzosen geben die Schiffe „ihrer Handelsgesellschaft für Kriegesschiffe aus, „und die französischen Officier besorgeten, jedwe„der

die manillische Regierung auf erhaltene Nachricht, daß der Centurion im Hafen zu Tipa ausgebessert werde, den Entschluß, dieses Schiff durch einen spanischen Hauptmann in Brand stecken zu lassen, gefasset, besagter Hauptmann auch die Sache gegen eine Belohnung von vierzig tausend Piastern auszuführen übernommen habe, daß aber endlich wegen des schlechten Verständnisses zwischen dem Statthalter und den Kaufleuten, nichts daraus geworden sey. Zeit genug hätten die Spanier dazu gehabt; denn es war bereits der April da, ehe man mit dem Ausbessern, Anschaffen des nöthigen Vorrathes an Lebensmitteln, und dem Ausrüsten des Schiffes zu Stande war. Den Chinesen wurde die Zeit dabey lang. Man schickte von Macao zwo Schaluppen an Herr Anson ab, und ließ ihn erinnern, er möchte seinen Abzug beschleunigen. Diese Bothschaft wurde so oft wiederholet, daß Herr Anson das viele Gehenheißen endlich für eine Beleidigung aufnahm, und zur Antwort gab, er wollte gehen, wenn es ihm beliebete. Dieses verdroß die Herren Mandarinen. Sie verbothen, dem englischen Schiffe künftig mehr Lebensmittel zu bringen; und weil diesem Befehle nur allzugehorsamlich nachgelebet wurde, so mußten die Engländer die Anker lichten, sobald sie nur die Handwerksleute abgeschafft hatten.

Anson. 1743.

Der VI Abschnitt.

Ansons Verrichtungen im Jahre 1743.

Der Centurion geht unter Segel. Die Engländer streuen ein falsches Gerücht aus. Ansons wichtige Anschläge. Er eröffnet sie seinen Leuten. Ihre Freude darüber. Dampiers Irrthum in der Lage der Bachi-Inseln. Anson übet seine Leute. Sie erblicken eine Galion. Man rüstet sich zum Gefechte. Das Gefecht geht an. Die Galion ergiebt sich. Freude der Ueberwinder und Gefahr. Wie man die Gefangenen verwahret. Ihr elender Zustand. Die Engländer kehren nach Canton um. Werth der Beute. Die Chinesen erforschen die Stärke des englischen Schiffes. Anson läuft wider ihren Willen durch das Gat; schreibt an den Unterkönig zu Canton. Zeugniß der spanischen Gefangenen. Erklärung des Unterköniges. Bittere Klagen der Engländer über die Chinesen. Anson reiset nach Canton. Seine Anstalten wegen des Schiffes. Er wird von den chinesischen Kaufleuten betrogen; bekömmt Gehör beym Unterkönige. Was dabey vorgeht. Seine Rückreise nach England.

Den 19ten April stachen sie in die hohe See. Zum Glücke waren sie nun mit einem völlig ausgebesserten Schiffe und einer ziemlichen Menge frischen Kriegesvorrathe, den sie unter der Hand angeschafft hatten, versorget. Nebstdem hatten sie zu Macao noch drey und zwanzig Mann angeworben, meistentheils Lascarinen, oder indianische Matrosen, und einige Holländer. Der Geschwaderoberste hatte ausgesprenget, er gehe nach Batavia, und von da nach England. Ungeachtet nun der Westmusson bereits eingetreten

Der Centurion geht unter Segel.

Die Engländer streuen ein falsches Gerücht aus.

„der Vorzug, der dem englischen Geschwaderobersten „kraft seines königlichen Bestallungsbriefes zugestanden werde, mache sie in der Chinesen Augen „um so viel geringer, und gereiche zu einem nachtheiligen Beyspiele für ihre Handelsschiffe. Ja „wollte Gott, es hätten nur die französischen Officier allein so groß gethan, und sich zu Befehlshabern über Kriegesschiffe machen wollen, sodann „aber besorget, es möchte ihr Ansehen darunter „leiden, wenn dem Centurio anders begegnet würde, als ihnen. Das schlimmste war, daß diese „Bewegungsgründe bey unsern Landesleuten gleiche „Wirkung thaten.„ A. d. 192 S. Demnach waren die dasigen Engländer selbst dem Herrn Anson zuwider.

a) Sie mußten für einen Zentner Eisen drey Pfund Sterlings bezahlen. Die Handwerksleute verlangten tausend für die Arbeit: ließen sich aber doch mit sechshundert begnügen.

Anson. 1743. treten war, und man die Reise, die er zu unternehmen vorgab, zu dieser Jahreszeit für etwas unmögliches hält: so hatte er doch ein so großes Vertrauen auf die Stärke seines Schiffes und auf die Geschicklichkeit seiner Leute geäußert, daß ganz Macao, ja seine Leute selbst für gewiß glaubten, er wollte sich durch eine dermaßen verwegene Unternehmung berühmt machen. Ja es gaben ihm verschiedene Einwohner zu Macao und Canton Briefe mit an ihre Freunde zu Batavia.

Wichtige Anschläge des Herrn Ansons. Doch das war nur ein Deckmantel, darunter weit wichtigere Anschläge verborgen lagen. Herr Anson überlegte, weil im vorigen Jahre kein Schiff von Acapulco ausgelaufen wäre, so würden voritzt vermuthlich zwey aus besagtem Hafen unter Segel gehen. Diesen nun wollte er bey dem Vorgebirge Spiritu Santo auf der Insel Samal aufpassen; indem dieses das erste Land ist, welchem sich die Spanier auf ihrer Fahrt nach den philippinischen Inseln nähern. Gemeiniglich kommen sie im Brachmonate dahin, und er hoffete zeitig genug da zu seyn, daß er ihre Ankunft abwarten könnte. Zwar hatte er wohl gehöret, die Galionen wären große starke Schiffe, jedwedes mit vier und vierzig Stücken, und mehr als fünfhundert Mann besetzet, es war auch nicht anders zu vermuthen, als sie würden einander Gesellschaft leisten, dahingegen er nicht mehr als zwey hundert sieben und zwanzig Köpfe am Borde hatte, darunter wohl dreyßig unerwachsene Jungens waren. Allein diese Ungleichheit der Kräfte vermochte ihn von seinem Vorsatze keinesweges abwendig zu machen. Er wußte, daß sein Schiff zum Schlagen weit geschickter wäre, als eine Galion, und der ungeheure Schatz, den er wegzunehmen verhoffete, sagte ihm für die Herzhaftigkeit seiner Leute gut.

Eröffnet sie seinen Leuten. Diesen wichtigen Anschlag hatte er schon gefasset, als er die mexicanische Küste verließ, und das langweilige Verfahren der Chinesen war ihm nur deswegen so verdrüßlich gefallen, weil er besorgete, es möchten ihm darüber die Galionen entwischen. Zu Macao hatte er sich nicht das allergeringste davon merken lassen, weil die Sache wegen der Handlung zwischen besagter Stadt und Manilla sehr leicht verrathen werden konnte. Allein, sobald er sich auf offener See befand, ließ er alle seine Leute auf dem halben Verdecke zusammen kommen. Hier eröffnete er ihnen sein Vorhaben, „und versicherte, er wollte eine solche Stelle zum Kreuzen erwählen, daß ihm die Ga„lionen auf keine Weise entwischen sollten. Er seines Ortes halte, der Stärke bey„der Schiffe ungeachtet, den Sieg für unfehlbar, er wisse zwar wohl, von was für „Holze sie gebauet wären, indem den spanischen Mährchen zu Folge, keine Stückku„gel durchgehen könnte. Allein, er verspräche hiermit bey seiner Ehre, er wollte, wenn „er sie nur erst antreffe, ihnen dergestalt in der Nähe zusprechen, daß die Stückku„geln statt des Abspringens, alle beyde Seiten zugleich durchbohren sollten b).

Wie sehr sie sich freuen. Diese Rede wurde mit Entzückung angehöret. Jedermann schwur, entweder zu überwinden oder zu sterben; ja die Vermessenheit überstieg die Schranken der Bescheidenheit auf einmal. Der Verfasser bringt einen artigen Streich bey, welcher diese Anmerkung bestätiget. „Herr Anson, saget er, hatte in China lebendige Schafe eingekauft. Als „nun kein Schöpsenfleisch mehr auf die Tafel kam: so fragete er den Schlächter, ob die „Schafe

b) A. d. 208 und vorherg. S.

c) A. d. 209 S.

d) Zufolge den Wahrnehmungen der Engländer, liegt die mittelste unter diesen Inseln auf zwölf Grad

„Schafe schon alle verzehret wären? Der Mann gab mit der größten Ernsthaftigkeit von „der Welt zur Antwort: es wären zwar wirklich noch zwey lebendige da, er habe sie aber „mit des Herrn Obersten vermuthlicher Erlaubniß aufsparen wollen, damit man den Ge„neral der Galionen damit bewirthen könne *c*).„

Dampiers Irrthum in der Lage der Bachiinseln.

Nach dem Auslaufen aus dem Hafen zu Macao, hatte man einige Tage westlich gehalten. Den 1sten May sah man ein Stück von der Insel Formosa; von hier lief man gegen Süden, und kam den 4ten auf die Breite, dahin Dampier die Bachieylande setzet. Allein, die Engländer muthmaßeten, er müsse sich in dieser Lage geirret haben, gleichwie denn sein Bericht, was die Breite der südlichen Spitze von Formosa betrifft, gleichfalls fehlerhaft befunden wurde. Abends um sieben Uhr entdeckte man fünf kleine Inseln, die man für die Bachieylande ansah, nach diesen fiel Betel-Tabago-Xima ins Gesicht, und man verbesserte bey dieser Gelegenheit die Lage der Bachieylande, die man bisher um fünf und zwanzig Meilen zu weit nach Westen gesetzet hatte *d*).

Von hier aus ließ Herr Anson nach Süden und Südwest steuern, um sich dem Vorgebirge Spiritu Sancto zu nähern. Man erblickte es den 20sten May in Südsüdwest, eilf Meilen weit von sich. Es ist ein niedriges Land mit verschiedenen Bergen von runder Gestalt besetzet. Weil man wohl wußte, daß auf diesem Vorgebirge Schildwachen aufgestellet sind, welche den Galionen, sobald sie dem Lande nahe genug sind, die Losungszeichen geben: so ließ Herr Anson, aus Beysorge, entdecket zu werden, die obern Segel einnehmen. Hier nun war die Stelle, die er sich zum Kreuzen ausersehen hatte. Er befahl, man sollte das Vorgebirge zwischen Süden und Westen behalten, und suchen, auf der nordlichen Breite, von zwölf Grad vierzig Minuten, und auf vier Grad ostlicher Länge, von Betel-Tabago-Xima zu bleiben. Dergestalt lief der May allmählig zu Ende: und weil man die Galionen im folgenden Monate erwartete, so hoffete ein jedweder von Stunde zu Stunde auf den Augenblick, der ihn für alles erlittene Ungemach trösten sollte *e*).

Anson übet seine Leute.

Weil nun diese Zeit über wenig schwere Arbeit auf dem Schiffe vorfiel: so übete Herr Anson seine Leute ordentlicher Weise im Laden und Schießen mit dem großen und kleinen Gewehre. Er hatte diese Gewohnheit auf der ganzen Reise, so oft es die Gelegenheit litt, beobachtet, und der Vortheil, den sie ihm bey dem Gefechte mit der Galion brachte, zeigte genugsam, wie wohl er seine Mühe angewendet hatte. Der Verfasser räth bey dieser Gelegenheit allen Befehlshabern der Kriegesschiffe unter seinen Landesleuten, sie möchten sich diese Uebung als das vornehmste Stück ihrer Schuldigkeit anbefohlen seyn lassen. „Muß nicht jedermann gestehen, es müsse die größere oder geringere Geschick„lichkeit, mit dem groben Geschütze und dem Handgewehre umzugehen, den einzigen Unter„schied zwischen zweyen Kriegesschiffen machen, die an Stücken und Mannschaft ein ander „gleich sind? Hat es seine Richtigkeit, daß diese Waffen das Gefecht entscheiden, wie groß muß „nicht die Ungleichheit zwischen zwo Parteyen seyn, davon die eine dem Feinde allen mög„lichen Schaden mit ihrem Gewehre zu thun vermag, dahingegen die andere so schlecht da„mit umzugehen versteht, daß sie beynahe eben so viel Gefahr davon zu besorgen hat, „als

Grad vier Minuten Norderbreite. Sie sind zwanzig Meilen weit von der Insel Betel-Tabago-Xima in Südsüdost, und diese letztbesagte Insel liegt auf ein und zwanzig Grad sieben und funfzig Minuten eben dieser Breite.

e) A. d. 209 S.

Anson. 1743. „als der Feind f).„ Nach des Verfassers Meynung ist es zu beklagen, daß seine Nation so gar schwer von der alten Leyer abzubringen ist. Zum Beyspiele, daß die Uebung mit der Flinte auf den englischen Kriegesschiffen bisher noch nicht zur Vollkommenheit gediehen ist, das rühret nicht sowohl von einer Nachläßigkeit her, sondern vielmehr, weil man sich nach einer schlechten Weise übet. Auf des Herrn Ansons Schiffe lehrete man die Matrosen die geschwindeste Weise, mit Patronen zu laden; man übete sie beständig mit Schießen nach einem Ziele, und der Geschwaderoberste setzete für die besten Schützen Preise aus. Dermaßen wohlgeübtes Volk kann freylich noch einmal so viel ausrichten, als Leute, die im Schießen nicht geübet sind g).

Unterdessen mochte man so viele Vorsichtigkeit gebrauchen, als man nur wollte, damit das Schiff den Schildwachen auf dem Lande nicht ins Gesicht fallen möchte, so wurde es doch öfter als einmal von ihnen erblicket. Man erstattete Bericht davon nach Manilla. Die Kaufleute geriethen darüber in Angst, und brachten es bey dem Statthalter dahin, daß er fünf Schiffe, zwey von zwey und dreyßig Stücken, eines von zwanzig, und zwey von zehen, ausrüsten ließ, um die Feinde Spaniens damit anzugreifen. Einige von diesen Schiffen hatten schon die Anker gelichtet. Es entstunden aber wegen der Unkosten dieser Ausrüstung neue Streitigkeiten zwischen dem Statthalter und der Kaufmannschaft; hierzu kam noch der widrige Musson, und darüber gerieth die ganze Unternehmung nochmals ins Stecken. Herr Anson verwunderte sich darüber, daß man ihn auf der Küste so oft gesehen hatte; denn die Spitze des Vorgebirges ist gar nicht hoch, und das Schiff blieb beynahe immer zehn bis funfzehn Meilen davon. Unterdessen wurde die Ungeduld der Engländer beständig größer, je weiter man in den Brachmonat hinein rückete. Man zählete bereits den 19ten. Wir halten uns zwar mit dem Verfasser nicht dabey auf, wie sehr ihre Einbildungskraft mit Vorstellung der spanischen Schätze beschäfftiget war, doch geben wir ihm gern zu, daß sie bey dermaßen langer Verzögerung zwischen Furcht und Hoffnung schwebeten, und daß die Gewißheit, die Galion zu erblicken, von Stunden zu Stunden geringer wurde h).

Sie erblicken eine Galion. Endlich wurden sie am 20sten des Brachmonates, das ist, gerade einen Monat nach ihrer Ankunft, der bisherigen Ungewißheit auf einmal los. Mit anbrechendem Tage erblickte man ein Segel in Südost. Als nun der Geschwaderoberste sogleich darauf zuhalten ließ: so erkannte man es zwar für eine Galion, nur mußte man bewundern, warum es nicht auszuweichen begehrete, sondern gerades Weges auf den Centurion losgieng. Herr Anson konnte anfänglich nicht glauben, daß ihn die Spanier so gut kennen sollten, als er sie. Gleichwohl konnte er bald darauf nicht mehr daran zweifeln, sondern wurde überzeuget, ihr Vorhaben sey wirklich, eines mit ihm zu wagen.

Man rüstet sich zum Gefechte. Gegen Mittag waren die Engländer nur noch eine Meile von der Galion entfernet; und weil die zweyte nicht zum Vorscheine kam: so glaubeten sie, beyde Schiffe müßten von einander getrennet worden seyn. Bald darauf hisseten die Spanier ihr Fockesegel, und fuhren nur mit ihren Marssegeln; sie hielten gerade auf Norden, und ließen die große spanische Flagge von dem großen Maste wehen. Herr Anson hatte sich gleichfalls zum Gefechte fertig gemacht, und alle Mittel hervorgesucht, seine Kräfte auf das vortheilhaftigste zu gebrauchen. Er suchte dreyßig der besten Flintenschützen aus, und vertheilete sie auf die

f) A. d. 213 S. g) A. d. 216 S.

die Mastkörbe; da sie ihm in der That keine geringere Dienste leisteten, als er von ihnen verhoffet hatte. Weil er, wegen Mangel am Volke, nicht Leute genug zum groben Geschütze stellen konnte: so bekam jedwedes Stück auf den unteren Batterien nur zwey Mann, um die Ladung zu besorgen. Der Rest war in kleine Häufchen, zu zehn bis zwölf Mann vertheilet, welche zwischen den Verdecken herum gehen, die Stücke, wenn sie geladen waren in die Schießlöcher bringen, und losfeuern mußten. Diese Anstalt sezete ihn in den Stand, alle seine Stücke zu gebrauchen; und weil er nicht Lagenweise feuern konnte, indem nothwendiger Weise zu viel Zeit zwischen zweyen verstrichen wäre: so befahl er, ein beständiges Feuer zu unterhalten. Hiervon hoffete er desto größern Nutzen, weil die Spanier, wenn sie sehen, daß man die Lage geben will, auf den Bauch niederfallen, und so lange bis sie abgefeuert ist, liegen bleiben, hernach aber aufstehen und ihr großes und kleines Gewehr so lange hitzig genug gebrauchen, bis ihnen eine neue Lage drohet. Um diesen Vortheil gedachte sie Herr Anson zu bringen, wenn er Schuß vor Schuß feuern ließe.

Anson. 1743.

Sobald der **Centurion** auf einen Stückschuß weit am Feinde war: so steckte er seine Flagge auf. Herr Anson bemerkete, daß die Spanier bis hieher nichts aus dem Wege geräumet hatten, was ihnen den Platz zum Fechten benahm, und daß sie voritzt beschäfftiget waren, ihr Vieh und was ihnen sonst hinderlich fiel, ins Wasser zu werfen. Er gab aus seinen Streichstücken Feuer unter sie, ungeachtet der allgemeine Befehl war, sonst nicht als auf einen Pistolenschuß weit, zu feuern. Die Galion antwortete mit ihren beyden Stücken vom Hintercastelle, und als der Centurion seine Boegspriet Rhaa vorsteckete, um sich zum entern gefasset zu halten, machten es ihm die Spanier nach. Bald darauf stellete er sich den Feinden unter den Wind, und Seite gegen Seite, damit sie nicht voraus wischen, und den Hafen Jalapay, davon man nicht weiter als sieben Meilen entfernet war, gewinnen möchten. Und nun wurde das Gefecht sehr hitzig.

Das Gefechte geht an.

Eine halbe Stunde lang erhielten sich die Engländer in einer solchen Stellung, daß ihr Schiff über das feindliche hinaus ragte, und beschossen sein Vordertheil; denn sie konnten, weil ihre Schießlöcher weit genug waren, dennoch alle ihre Stücken gebrauchen, die Galion hingegen nur einen Theil von den ihrigen. Gleich im Anfange des Gefechtes, fingen die Matten, damit die Schanzkleider ausgefüllet waren, Feuer, also daß die Flamme in der Höhe des halben Fockemastes empor loderte. Vermuthlich waren die Pfropfen der englischen Stücke an diesem Zufalle schuld, und verursachte es zwar bey dem Feinde große Verwirrung, allein es sezete auch den Geschwaderobersten in billige Sorge, die Galion möchte gar verbrennen, und sein Schiff gleichfalls anstecken. Endlich schafften sich die Spanier das Unglück vom Halse; denn sie hieben die Schanzkleider entzwey, und warfen das brennende Gezeug miteinander ins Wasser. Bey diesem allen behauptete der Centurion seine vortheilhafte Stellung noch immer. Seine Stücken wurden mit der größten Ordnung, und nicht geringerem Eifer bedienet; seine Flintenschützen reinigten anfangs die feindlichen Mastkörbe, und schossen hernach alles nieder, was sich auf dem halben Verdecke blicken ließ, oder machten es doch zum Gefechte untüchtig. Dieses unaufhörliche Feuern verursachte den Spaniern unglaublichen Verlust. Ihr General selbst wurde verwundet. Aber nach Verlaufe einer halben Stunde, verlor der Centurion die bisherige vortheilhafte Stellung, und die Feinde hielten sein Feuer noch eine ganze Stunde

b) A. d. 220 S.

Anson. 1743. Stunde aus. Endlich aber räumeten die englischen Cartätschenschüsse dermaßen unter ihnen auf, daß sie allmählig den Muth verloren. Herr Anson wurde ihre Bestürzung sehr wohl gewahr. Er sah, wie die spanischen Officier auf dem Schiffe herum liefen, und sich alle Mühe gaben, daß ihre Leute Stand halten möchten. Allein, es war alles vergeblich. Zuletzt feuerten sie noch ein halb Dutzend Stücken mit großer Richtigkeit ab, und ergaben sich hernach. Ihre Flagge war gleich im Anfange des Gefechtes weggeschossen worden, sie strichen also die große Flagge, die oben von dem großen Maste wehete. Beynahe hätten die Schützen denjenigen, dem diese gefährliche Verrichtung aufgetragen war, herab geschossen: allein, weil der Oberste wohl merkete, was der Mann vorhabe, so verboth er ihnen zu feuern. Demnach kostete der Sieg den Engländern weiter nichts *i*).

Die Galion ergiebt sich.

Die Galion hieß **Unsere Liebe Frau von Cabadonga**. Es führete sie der General, **Don Geronimo de Montero**, ein gebohrner Portugiese, der braveste und geschickteste Officier, den Spanien auf den philippinischen Inseln hatte. Das Schiff war nicht nur größer als der Centurion, sondern auch mit fünfhundert und funfzig Mann, sechs und dreyßig Stücken, und acht und zwanzig Steinstücken besetzet. Die Mannschaft war mit kleinem Gewehre wohl versehen, und das Schiff gegen das Entern aufs beste gedecket, nicht nur durch seine hohe Dalbord, sondern auch durch ein starkes Netz von zween Daumdicken Seilen, das sein Schanzkleid vorstellete, und dahinter man die halbe Picke gebrauchen konnte. Die Spanier bekamen während der Zeit des Gefechtes, sieben und sechzig Todte und vier und achtzig Verwundete. Der Centurion verlor nicht mehr, als zween Mann, und bekam siebenzehn Verwundete, darunter ein Lieutenant war. Der Verfasser beschließt diese Erzählung mit der Anmerkung, Leute, die ihr Gewehr recht zu gebrauchen nicht gelernet hätten, wüßten auch wenig damit auszurichten *k*).

Freude der Ueberwinder. Sind in Gefahr.

Wir verlangen nicht die Entzückung der Engländer zu beschreiben, als sie endlich im Besitze eines Schatzes waren, nach welchem sie sich so lange gesehnet, und seinetwegen so viel ausgestanden hatten. Gleichwohl fehlete es kaum ein Haar breit, so wäre dieses Glück durch den schrecklichsten Zufall von der Welt vernichtet worden. Kaum hatte der Feind die Flagge gestrichen, so trat ein Lieutenant zu dem Herrn Anson, als ob er ihm Glück wünschen wollte, sagete ihm aber, wiewohl ganz sacht ins Ohr, der Centurion habe nicht weit von der Pulverkammer Feuer gefangen. Der Geschwaderoberste ließ darüber nicht die geringste Veränderung an sich merken, sondern machte nur so gute Anstalt, daß das Feuer ohne Verzug gedämpfet wurde.

Das eroberte Schiff vertraute er dem Herrn **Saumarez**, seinem ersten Lieutenant, mit dem Titel eines Hauptmannes auf einem Schiffe von der Linie. Die spanischen Gefangenen brachte man sämmtlich an Bord des englischen Schiffes, nur ausgenommen diejenigen, welche man zum Takelwerke auf der Galion nöthig hatte. Man erfuhr von ihnen, die andere Galion, welche das vorige Jahr der Engländer wegen, im Hafen zu Acapulco liegen geblieben war, habe die Ankunft der voritzt weggenommenen, nicht abgewartet, sondern sey allein unter Segel gegangen, auch vermuthlich ehe zu **Manilla** angelanget, als der Centurion bey dem Vorgebirge **Spiritu Sancto**. Die Engländer bedauerten es sehr, daß die Zeit, die sie zu Macao vergeblich zubrachten, sie verhindert hätte, statt eines Schiffes zwey wegzunehmen *l*).

Nach

i) A. d. 229 und vorherg. S. *k*) A. d. 230 S. *l*) A. d. 233 S.

Nach geendigtem Gefechte beschlossen sie, ohne Verlierung eines Augenblickes nach Canton umzukehren. Herr Anson erachtete für nöthig, vor allen Dingen die spanischen Schätze an Bord des Centurion zu schaffen, und es war hieran hauptsächlich viel gelegen. Denn da die gegenwärtige Jahreszeit schlechte Witterung versprach, und die Reise auf einer unbekannten See geschah: so mußte der Geschwaderoberste eine so kostbare Beute vor seinen Augen behalten, und durch die Treue seiner Leute und Stärke seines Schiffes gegen alle Zufälle in Sicherheit setzen. Nebst dem war es nöthig, wegen der Gefangenen außer Sorge zu seyn. Denn hierauf beruhete nicht nur die Sicherheit des eroberten Schatzes, sondern auch das Leben der Eroberer selbst. Die Spanier waren doppelt so zahlreich, als ihre Ueberwinder. Einige unter ihnen konnten bey Erblickung der geringen Anzahl der Engländer, darunter viele junge Leute waren, nicht umhin, allerley Merkmaale ihres Verdrusses zu äußern, daß sie sich von einer Hand voll Kinder hätten wegnehmen lassen *m*). Um ihnen also die Mittel zur Empörung abzuschneiden, verschloß man sie alle miteinander, bloß die Officier und Verwundeten ausgenommen, in den Raum, hielt aber doch, um der Luft einen Zug zu schaffen, zwo Lücken offen. Allein, man umfassete diese Lücken mit starken Dielen, welche von der Lücke im ersten Verdecke, bis an die im zweyten reicheten, und gleichsam zwo Röhren vorstelleten. Dergestalt konnte nicht nur frische Luft in den Raum kommen, sondern die Engländer waren auch gegen alle Unternehmungen ihrer Gefangenen sicher, weil sie unmöglich in einem sieben bis acht Schuhe hohen Verschlage, hinauf klettern konnten. Doch zum Ueberflusse pflanzete man noch vier Steinstücke mit Flintenkugeln geladen, gegen diese Oeffnung, und stellete Schildwachen mit brennender Lunte in der Hand dazu, nebst dem Befehle, Feuer zu geben, sobald die Spanier sich rühren würden. Ihre Officier, an der Zahl achtzehn, wurden mit einer Wache von sechs Mann in des Oberlieutenants Cajüte geleget, der General selbst, der in des Geschwaderobersten Cajüte schlief, hatte eine Wache um sich. Ueber dieses wurde es den sämmtlichen Gefangenen mit Ernste angekündiget, ihr Leben wäre bey dem geringsten Tumulte verloren. Doch aller dieser Anstalten ungeachtet, hielten sich die Engländer auf den ersten Wink fertig. Alle Flinten waren geladen bey der Hand. Die Matrosen legeten weder Säbel noch Pistolen von sich, die Officier schliefen in ihren Kleidern, und das Gewehr neben sich *n*).

Anson. 1743.

Wie man die Gefangenen verwahret.

Der Verfasser gesteht offenherzig, es hätten sich die Spanier in einem mitleidenswürdigen Zustande befunden. Sie mußten im Raume nicht nur gewaltige Hitze, sondern auch einen unerträglichen Gestank ausstehen. Der Mann bekam alle Tage nicht mehr als eine Pinte Wasser, welches kaum so viel war, daß sie nicht vor Durst umkamen. Allein, man konnte ihnen nicht mehr geben, weil man dem Schiffsvolke selbst nicht mehr als noch die Hälfte drüber, reichete. Zu verwundern war es, daß bey allem diesem Elende auf der ganzen ziemlich langen Reise, dennoch nicht ein einziger starb, wohl aber schienen sie nach dieser monatlichen Einsperrung auf eine seltsame Weise verstellet. Denn da sie vorher frisch und gesund aussahen: so kamen sie nach Verlaufe dieser Zeit als leibhaftige Gespenster zum Vorscheine *o*).

Ihr elender Zustand.

Unterdessen nun, da man diese Anstalten zur Sicherheit des Schatzes und der Gefangenen vorkehrete, ließ Herr Anson die Segel nach dem Cantonflusse wenden. Den 30sten des Brachmonates gegen Abend, erblickte man das Vorgebirge Langano zehn Meilen

Die Engländer kehren nach Canton um.

m) A. d. 235 S. *n*) A. d. 237 S. *o*) A. d. 238 S.

Anson. 1743. Meilen weit von sich. Des folgenden Tages sah man die Bachi-Eylande. Ungeachtet man gemeiniglich nur fünfe zählet, so erblickten doch die Engländer in Westen noch mehrere. Von hier setzeten sie den Lauf gegen Canton fort, und erblickten den 8ten des Heumonates die Insel Supata *p*), welche unter den Lemainseln die westlichste ist. Den 11ten nahmen sie zween chinesische Lootsmänner an Bord, einen für den Centurion, den andern für das eroberte Schiff, und kamen ohne Hinderniß glücklich bey Macao vor Anker.

Werth der Beute. Während dieser Fahrt hatten sie Zeit genug gehabt, den Werth der Beute zu überschlagen. Sie belief sich auf eine Million und dreyhundert dreyzehn tausend acht hundert drey und vierzig Stück von Achten, und fünf und dreyßig tausend sechshundert zwey und achtzig Unzen Silberstangen, ohne eine ziemliche Menge Cochenille und andere Waaren, die aber in Vergleichung mit dem baaren Gelde von keinem großen Werthe waren. Dieser Fang betrug, die vorherigen mit dazu gerechnet, ungefähr vier hundert tausend Pfund Sterlings, jedoch ohne die Schiffe, Kaufmannsgüter, u. s. w. welche das englische Geschwader den Spaniern entweder verbrannt oder sonst zu nichte gemachet hatte, und nicht wohl weniger als sechs hundert tausend Pf. Sterlings werth seyn konnten. Demnach schätzet der Verfasser den Verlust der Spanier auf mehr als eine Million Sterlings. Rechnet man nun noch, saget er, die Unkosten, welche besagte Krone auf die Ausrüstung des pizarrischen Geschwaders verwendete, die außerordentlichen Unkosten, welche ihr die Ankunft der Engländer in ihren americanischen Seeplätzen abnöthigte, und der Untergang ihrer Kriegesschiffe: so muß die ganze Summe etwas erstaunliches betragen *q*).

Auf der Galion fand man Risse, Tagebücher und eine Karte von dem stillen Meere zwischen Mexico und den philippinischen Inseln *r*).

Die Chinesen erforschen die Stärke des engl. Schiffes. Als man die Anker dießseits der Bocca Tigris, welche ein enges Gat in der Mündung des Cantonflusses ist, geworfen hatte: war der Geschwaderoberste Willens, den folgenden Tag durch das Gat zu stechen, und bis an die Tiegerinsel aufwärts zu segeln, weil die dasige Rhede gegen alle Winde Sicherheit verschaffet. Allein, ehe es Nacht wurde, erschien eine Schaluppe, welche im Namen des Befehlshabers der Schanzen an Bocca Tigris Anfrage hielt, woher beyde Schiffe kämen? Herr Anson gab dem chinesischen Officier zur Antwort, der Centurion sey ein Kriegesschiff Sr. Großbrittannischen Majestät, und das andere Schiff den Spaniern von selbigem abgenommen worden. Sein Vorhaben sey, den Fluß aufwärts zu gehen, um gegen die bey damaliger Jahreszeit gewöhnlichen Orcane in Sicherheit zu seyn, übrigens werde er nach England zurück kehren, so bald der gute Musson sich einstelle. Der Officier verlangete hierauf ein Verzeichniß aller am Borde befindlichen Leute, des Gewehrs und anderer Kriegsrüstungen, weil er dem Statthalter zu Canton Bericht davon erstatten müßte. Allein, da er hörete, die Engländer hätten vier hundert Flinten, und drey bis vierhundert Fässer voll Pulver: so erschrack er dermaßen darüber, daß er sich nicht einmal unterstund, diese beyden Puncte in sein Verzeichniß zu setzen, aus Beysorge, seine Obern möchten in allzugroße Sorge gerathen. Bey dieser

p) Auf hundert neun und dreyßig Meilen; und in Norden zwey und achtzig Gr. sieben und dreyßig Min. in Westen von der Graftons Insel.

q) A. d. 242. S.

r) Der Verfasser stellet den Weg der Galione und

dieser Gelegenheit untersagete er, wie die Engländer glaubeten, dem chinesischen Lootsmanne in der Stille, die Schiffe durch die Bocca Tigris zu führen.

Anson. 1743.

Es ist dieses Gat nicht viel über einen Büchsenschuß breit, und wird durch zwo Erdspitzen gebildet, davon jedwede mit einer Schanze versehen ist. Die zur linken Hand ist eigentlich nur eine Batterie am Strande, mit achtzehn Schießscharten: es waren aber damals nicht mehr als zwölf vier bis sechspfündige eiserne Stücke aufgeführet. Die Schanze zur Rechten, hat ungefähr das Ansehen wie ein großes altväterisches Schloß. Es steht auf einem hohen Felsen, doch sahen die Engländer nicht mehr als etwa zehn sechspfündige Stücke. Also waren die Festungswerke beschaffen, welche die Einfahrt in den Cantonfluß beschützeten. Man erachtet leicht aus dieser Beschreibung, daß sie viel zu schwach waren, den Herrn Anson aufzuhalten, gesetzt auch, es wären beyde Schanzen mit Geschütze und Constablern im Ueberflusse versehen gewesen. Er lichtete wirklich, des Weigerns der Lootsmänner ungeachtet, die Anker, und fuhr zwischen beyden Schanzen durch, wobey er den chinesischen Lootsmann bedrohete, würde eines oder das andere von beyden Schiffen auf den Grund zu sitzen kommen, so wolle er ihn zum Trinkgelde dafür, an die große Rhaa aufknüpfen lassen. Man kam ohne Widerstand durch das Gat. Allein, der arme Lootsmann wurde von den Chinesen dafür gestraft; ja es gieng dem Befehlshaber der Schanzen für seine eigene Person nicht besser, ungeachtet es in ihrer Macht keinesweges gestanden, das Uebel zu verhindern.

Anson läuft wider ihren Willen durch das Gat.

Den 16ten des Heumonates schickete Herr Anson einen Officier mit einem Schreiben an den Unterkönig nach Canton ab, eröffnete in selbigem die Ursache, warum er aus eigener Macht durch das Gat zu laufen, genöthiget gewesen sey, und meldete, daß er Willens sey, ihn zu besuchen. Der englische Officier wurde höflich empfangen, und der Unterkönig versprach, eine Antwort zu überschicken. Zu eben dieser Zeit bathen einige spanische Officier bey dem Geschwaderobersten um Erlaubniß, auf ihr Wort nach Canton zu gehen, erhielten sie auch auf zween Tage. Als die Mandarinen ihre Anwesenheit in der Stadt erfuhren: so ließen sie dieselbigen zu sich holen, und frageten: auf was für Weise sie in der Engländer Gewalt gerathen wären? Die Spanier gestunden freymüthig, weil die Könige von Spanien und England einen offenbaren Krieg mit einander führeten, so wären sie Willens gewesen, den Centurion wegzunehmen, hätten ihn auch in dieser Absicht angegriffen: allein, die Sache sey nicht nach ihrem Wunsche ausgefallen. Dieses Geständniß von einem Feinde war bey den Chinesen, wie billig, zwar nicht ohne Frucht, indem sie den Herrn Anson bisher für einen Seeräuber angesehen hatten; doch, ungeachtet sie in das Zeugniß der Spanier nicht den geringsten Zweifel setzen konnten, so frageten sie dennoch, wie das möglich sey, daß sie von einem schwächern Feinde überwältiget worden wären? und warum die Engländer ihnen nicht allen mit einander die Hälse umgedrehet hätten, weil doch beyde Nationen Krieg unter sich führeten? Auf die erste Frage hatten die Spanier geantwortet: ungeachtet der Centurion schwächer am Volke sey, so sey er doch ein Kriegesschiff, und habe folglich allerley Vortheile über die Galion, die nur ein Kauffahrer sey. Die zweyte Schwierigkeit erkläre sich von selbst, indem es die Gewohnheit bey allen

Anson schreibt an den Unterkönig zu Canton.

Zeugniß der spanischen Gefangenen.

und des Centurions in eben demselbigen Meere, nebst der Abweichung der Magnetnadel, auf einer Karte vor. Wie er saget, sind dergleichen Wahrnehmungen noch nie ans Licht getreten, und stimmen sie mit des Doctor Halley seinen überein.

Anson. 1743.

len europäischen Nationen also mit sich bringe, daß man einem, der das Gewehr strecke, das Leben schenke. Doch legeten sie dem Herrn Anson zugleich das Lob bey, er besitze ein ungemein leutseliges Gemüth, und habe sie in allerley Stücken weit besser gehalten, als er, vermöge der eingeführten Kriegesgebräuche, zu thun schuldig gewesen wäre. Diese Antwort setzete den Obersten in besondere Hochachtung bey den Mandarinen; wiewohl es der Verfasser dennoch dahin gestellet seyn läßt, ob nicht das Gerücht von denen großen Reichthümern, die er besitze, zu dieser ihrer guten Meynung eben so viel beygetragen habe, als der Ruhm seiner erhabenen Eigenschaften s).

Erklärung des Unterköniges.

Den 20sten erschienen drey Mandarinen mit einem zahlreichen Gefolge, und einer ganzen Flotte von Schaluppen, am Borde des Centurion, und überlieferten dem Obersten einen Befehl des Unterköniges, dadurch ihm alle Tage eine gewisse Menge Lebensmittel zugestanden, auch erlaubet wurde, Lootsmänner anzunehmen, und beyde Schiffe bis ans zweyte Riff führen zu lassen. Als eine Antwort auf sein abgelassenes Schreiben vermeldeten sie: der Unterkönig vermöge seinen Besuch bey dieser heißen Jahreszeit nicht füglich anzunehmen, weil die Mandarinen und Soldaten, welche nothwendiger Weise bey diesem feyerlichen Vorgange zugegen seyn müßten, sich nicht ohne große Beschwerlichkeit versammeln könnten. Allein, gegen den Herbstmonat, wenn die Hitze etwas nachlasse, wolle er ihn mit Vergnügen bey sich sehen. Allein, Herr Anson hatte bereits Wind davon, daß man die Ankunft beyder Schiffe durch einen eilenden Bothen nach Peking berichtet hatte; er konnte folglich ohnschwer errathen, es suche der Unterkönig durch die vorgeschützte Ausflucht nur so viel Zeit zu gewinnen, daß der kaiserliche Befehl unterdessen einlaufen könne. Doch dieses war noch nicht das wichtigste Stück von dem, was die Mandarinen vorzubringen hatten. Sie erwähneten des Zolles, den beyde Schiffe zu bezahlen schuldig wären. Allein, der Geschwaderoberste wies dieses Zumuthen mit Ernste von sich. Er gab zur Antwort: weil er weder einiges Kaufmannsgut in ihre Hafen eingeführet hätte, noch mit sich wegzunehmen verlangete, so giengen ihm die chinesischen Landesgesetze, die nur der Handelsschiffe wegen eingeführet worden, nichts an; man fordere in keinem Hafen, da man Zoll gebe, einem Kriegsschiffe dergleichen ab, und dürfe er, vermöge des ausdrücklichen Befehls von seinem Könige, hierinnen nicht das geringste nachgeben. Bey dieser Verweigerung ließen es die Mandarinen, so viel den gegenwärtigen Punct betraf, beruhen; und schritten zum letzten; sie ersucheten nämlich den Geschwaderobersten, er möchte seine am Borde habenden Gefangene in Freyheit setzen, weil der Unterkönig besorgete, es möchte den Kaiser verdrießen, wenn er vernähme, daß man Personen von einer mit ihm verbündeten Nation, und die über dieses starke Handlung mit seinen Unterthanen triebe, in seinem eigenen Lande gefangen halte. Herr Anson wünschete zwar von Grunde des Herzens seiner spanischen Gefangenen los zu seyn, machte aber doch, um dieser Gefälligkeit einen desto größern Werth beyzulegen, allerley Schwierigkeiten. Endlich that er, als ob es bloß dem Unterkönige zu Gefallen geschähe. Damit giengen die Mandarinen ihrer Wege, und vier Tage hernach wurden die Gefangenen durch einige Junken abgeholet, und nach Macao gebracht. Zum Beschlusse legeten sich beyde Schiffe überhalb des zweyten Riffs, wo sie so lange, bis der Musson eintreten würde, verbleiben sollten.

Bittere Klagen der Eng-

Wir übergehen die umständliche Beschreibung aller Unbilligkeit, der Betrügerey und des vielen Bezwackens, das die Engländer von den Chinesen ausstehen mußten, ehe sie für

s) A. d. 254. u. f. S.

für ihr Geld so viel Vorrath, als zu ihrer Rückreise nach Europa nöthig fiel, erhalten konnten. Der Verfasser ist weit entfernet, die großen Lobsprüche, damit die Heidenbekehrer diese Nation belegen, zu unterschreiben. „Er saget, schwerlich möchte man in irgend „einem andern Lande in der ganzen Welt solche Beyspiele listiger Betriegerey und Gewinn„sucht auftreiben, die man mit dem, was in China alle Tage vorgeht, in Vergleichung „stellen könnte t). Er bringt eine große Anzahl davon bey, und verlanget, aus diesem „Muster solle man ein Volk beurtheilen, das den übrigen Menschenkindern nicht selten als „ein Spiegel aller vortrefflichen Eigenschaften vorgestellet wird u).

Anson. 1743. Urtheil der Ausländer über die Chinesen.

Doch den Geschwaderobersten fochten alle diese Schwierigkeiten nicht so viel an, als daß der Herbstmonat beynahe schon zu Ende gelaufen war, ohne die geringste Bothschaft vom Unterkönige zu erhalten. Nach reifer Ueberlegung wußte er kein besser Mittel auszusinnen, wie er sich aus dieser Verlegenheit wickeln könnte, als wenn er selbst nach Canton reisete. Demnach schickte er den 27sten des Herbstmonates einen Officier an den **Mandarin**, welchem die Aufsicht über sein Schiff anvertrauet war, und ließ ihm vermelden, er sey Willens, in seiner Schaluppe nach Canton zu gehen, und werde er den Tag nach seiner Ankunft den Unterkönig ersuchen, die Zeit zum Gehöre zu bestimmen. Hierauf gab der Mandarin weiter keine Antwort, als, er wolle dem Unterkönige die Meynung des Geschwaderobersten zu wissen thun.

Anson reiset nach Canton.

Dem ungeachtet machte man sich zu dieser Reise fertig. Das Volk auf der Schaluppe, an der Zahl achtzehn Mann, wurde sehr prächtig gekleidet. Der Monturrock war von Scharlach, die Weste von blauem Seidenzeuge, mit silbernen Knöpfen, auf dem Rocke und der Mütze war das Wapen des Obersten gesticket. Um aber auf alle Fälle gefasset zu seyn, stellete Herr Anson den Oberlieutenant auf seinem Schiffe als Hauptmann vor, und hinterließ ihm gewisse Verhaltungsbefehle. Sie bestunden darinnen: würden etwa die Chinesen, des Zolles wegen, einen Zank mit dem Obersten anfangen, und seine Person gefänglich anhalten, so sollte man die Galion in Rauch aufschicken, der Centurion aber sollte den Fluß hinab, durch die **Bocca Tigris** laufen, vor dem Gat liegen bleiben, und neue Befehle von dem Geschwaderobersten abwarten.

Seine Anstalten wegen des Schiffs.

Die sämmtlichen Officierer der englischen, dänischen, und schwedischen Schiffe, kamen an Bord des Centurion, um das Oberhaupt der englischen Nation zu begleiten. An eben diesem Tage bestieg er seine Schaluppe, und die Schaluppen der Handelsschiffe fuhren hinter ihm her. Als er die Rhede zu **Wampo**, wo die Europäer vor Anker lagen, vorbey segelte: so begrüßeten ihn alle Schiffe, nur die französischen nicht, und des Abends kam er nach Canton. Bey seiner Ankunft warteten ihm die vornehmsten chinesischen Handelsleute auf, und erfreuten sich, wie sie sagten, ungemein sehr über seine glückliche Ankunft. Aber alles dieses war eitel Arglist, damit er ein gutes Vertrauen auf sie setzen, und ihnen die Sorge, Gehör bey dem Unterkönige zu verschaffen, überlassen möchte. Er stellete ihrem Versprechen wirklich Glauben zu, wiewohl er in diesem Stücke sich keiner allzugroßen Leichtgläubigkeit schuldig machte, indem ihm die Kaufleute von seiner eigenen Nation, sehr deswegen in Ohren lagen. Dergestalt hielt man ihn einen ganzen Monat lang vergeblich auf, und machte ihm unterdessen weis, man gebe sich erstaunliche Mühe, um die Ein-

Er wird von den chinesischen Kaufleuten betrogen.

t) A. d. 263 S.

u) A. d. 275 S.

Anson. 1743.

Einwilligung in sein Gesuch zu erhalten. Als aber des Verzögerns kein Ende wurde: so merkete er endlich, man führe ihn nur bey der Nase herum. Er beschloß also, sich unmittelbar an den Unterkönig selbst zu wenden und um Gehör anzusuchen, weil er wohl begriff, er werde ohne selbiges die Erlaubniß, seine Lebensmittel an Bord zu schaffen, nimmermehr erhalten. Demnach setzete er ein Schreiben auf, und übergab es einem Mandarin, welcher die Wache an dem Hauptthore zu Canton hatte, zur Bestellung. Ein junger Factor vom englischen Lagerhause, der sehr gut chinesisch redete x), war sein Dollmetscher. Indem dieses vorgieng, brannten eilf Gassen zu Canton ab. Weil nun die Engländer den Einwohnern alle mögliche Hülfe, um das übrige von der Stadt zu retten, geleistet hatten; so gefiel dieses dem Unterkönige dermaßen wohl, daß er den 3ten des Wintermonates zum Gehöre bestimmete.

Bekömmt Gehör beym Unterkönige.

Diese Zeitung war dem Herrn Anson um so viel angenehmer, weil die Regierung keinen Schluß deswegen fassen konnte, ohne ihrer Anforderung zu entsagen, und ihm alles, was er verlangete, zu bewilligen; denn die Herren Mandarinen wußten seine Anstalten sehr wohl, und ihre feine Staatsklugheit hätte ihnen nicht erlaubt, ihn Zankens wegen zum Gehöre zu lassen. In diesen Gedanken machte er sich mit Vergnügen fertig, nach dem Pallaste zu gehen, um so viel mehr, weil er sich auf seinen Dollmetscher verlassen konnte, der ihm versprochen hatte, alles, was er ihm befehle, unerschrocken wieder zu sagen. Am bestimmten Tage, um zehn Uhr Vormittages erschien ein Mandarin, und meldete, der Unterkönig erwarte ihn. Damit machte er sich, nebst seinem Gefolge auf den Weg. Am Thore fand er zweyhundert Soldaten in guter Ordnung stehen, die ihn bis auf den Hauptplatz vor dem Pallaste begleiteten. Auf diesem Platze stunden zehen tausend andere im Gewehre, und wurde er mitten durch sie bis in den Gehörsaal geführet. Hier saß der Unterkönig in einem kostbaren Armstuhle unter einem sehr kostbaren Himmel, und hatte alle Regierungsmandarinen um sich. Für den Geschwaderobersten stund ein lediger Sessel da, auf den er sich setzete, und saß zwischen ihm und dem Unterkönige sonst niemand, als der Großrechtsgelehrte, und der Oberschatzmeister, als welche nach der chinesischen Rangordnung, allen Kriegesbedienten vorgehen.

Was dabey vorgeht.

Bey diesem Gehöre, erfuhr Herr Anson aus des Unterköniges eigenem Munde, er habe die erste Nachricht von der Anwesenheit desselben zu Canton, aus seinem Schreiben erhalten. Doch es war ihm die Betriegerey der Kaufleute auch ohne diese beißende Bestätigung zur Gnüge bekannt. Des Zolles wurde mit keinem Worte erwähnet. Man ertheilete ihm alle Erlaubniß, die er verlangete; und als er mit seinem Vortrage zu Ende war, so legte der Unterkönig vor allen Dingen eine zierliche Danksagung ab, für den wichtigen Beystand, den er bey neulicher Feuersbrunst der Stadt Canton geleistet habe. Nachgehends erwähnete er der schon ziemlich langen Zeit, seit welcher der Centurion an der chinesischen Küste liege, und um diese Aeußerung, welche gewisser maßen einer Klage ähnlich zu seyn schien, zu versüßen, wünschete er ihm eine glückliche Reise nach Europa.

Beym

x) Er hieß Flint. Man hatte ihn, bey noch zarten Jahren, nach Canton geschicket, um die chinesische Sprache zu lernen, weil man damals in der Meynung stund, es werde der englischen Nation zu großem Vortheile gereichen, wenn sie einen Landesmann zum Dollmetscher habe. Es beklaget der Verfasser, daß man diesem Beyspiele nicht gefolget sey, ungeachtet die Erfahrung bewiesen habe, daß der Nutzen größer sey, als man geglau-

Beym Herausgehen aus dem Gehörsaale, wurde der Geschwaderoberste gebethen, in ein ander Zimmer einzutreten, wo einige Erfrischungen für ihn in Bereitschaft stünden. Weil er aber erfuhr, der Unterkönig würde nicht zugegen seyn: so machte er eine höfliche Entschuldigung. Beym Weggehen wurde er mit drey Stückschüßen begrüßet, welche Zahl die Chinesen bey einem Gepränge nie überschreiten. Er war ungemein vergnügt, nicht nur weil ihn die erhaltenen Erlaubnisse in Stand setzeten, mit dem ersten Eintritte des Mussons abzureisen, und ehe nach England zu kommen, als man in Europa erfahren könnte, daß er auf dem Wege sey, sondern auch, und zwar am meisten, weil er die Zollfreyheit der englischen Schiffe in China durch ein kundbares Beyspiel festgesetzet hatte *y*). Anson. 1743.

Dem Befehle des Unterköniges wurde mit solchem Eifer nachgelebet, daß Herr Anson innerhalb vier Tagen den völligen Vorrath am Borde hatte, und zur Abreise weiter nichts fehlete, als den Anker zu lichten. Den 10ten des Christmonates fuhr der Centurion mit seinem eroberten Schiffe durch die Boccatigris. Den 12ten wurfen sie bey Macao Anker. Die dasigen Handelsleute bothen sechs tausend Piaster für die Galione, welches weit unter ihrem Werthe war. Es war ihnen auch Ernst, den Handel abzuschließen: allein, weil sie wohl wußten, die Engländer würden sich deswegen nicht verweilen, so wollten sie dem Angebothe durchaus nicht mehr zulegen. Nun hatte Herr Anson zu Canton genugsame Nachricht erhalten, daß der Krieg zwischen England und Spanien noch immer währete, und daß Frankreich England den Krieg ankündigen würde. Er wußte auch, daß man seinen Sieg nicht eher in Europa erfahren könnte, als wenn die Handelsschiffe, die er in China angetroffen hatte, nach Hause kämen. Da er nun auf diese Weise eine gedoppelte Ursache hatte, seine Reise zu beschleunigen: so ließ er die Galion für den angebothenen Preis.

Den 15ten des Christmonats gieng er nach England unter Segel. Seine Fahrt war glücklich bis an die sundische Straße, wo er den 3ten Jänner in der Rhede des Prinzeneylands Anker warf, und sich mit Holze und Wasser versorgete. Den 8ten stach er wieder in die See, und das bisherige Glück begleitete ihn bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung. Drey Wochen Rast, in dieser schönen Pflanzstadt der Holländer, dabey er sich an die schönen Thäler auf Juan Fernandez, und an die anmuthigen Rasenplätze auf Tinian erinnerte, setzeten ihn in den Stand, den 3ten April seine Straße fortzusetzen. Den 19ten erblickte er die Heleneninsel, wollte sich aber da nicht aufhalten. Den 11ten des Brachmonates bekam er das Vorgebirge Lezard zu Gesichte, und den 15ten des Abends kam er nach einer Reise von drey Jahren und neun Monaten ohne Schaden und Gefahr auf der Rhede bey Spithead vor Anker. Seine Rückreise nach England. 1744.

 Der

geglaubet hätte. Er eifert darüber, daß man eine so ansehnliche Handlung, als England zu Canton treibe, bloß durch das verwirrte Gewäsche einiger chinesischen Dollmetscher, oder durch die höchstverdächtige Hülfe anderer Nationen führen wolle. A. d. 293 S.

y) A. d. 307 S.

z) A. d. 327 S.

Anson. 1744.

Der VII Abschnitt.

Critische Anmerkungen über die Chineser.

Beurtheilung der chinesischen Künste; Ihrer Gelehrsamkeit; ihrer Sittenlehre; ihrer Regierungsform.

Wir bringen hier einige Urtheile von dem chinesischen Zustande, aus der Reisebeschreibung des Herrn Ansons bey, und bedaueren nur, daß es uns nicht möglich gefallen, sie dem Artikel von China im sechsten Theile dieser Sammlung einzuverleiben *a*). Unterdessen dürfen wir sie doch, ihres besondern Inhaltes wegen, nicht mit Stillschweigen übergehen.

Beurtheilung der chinesischen Künste. Die schöne Arbeit, die man in großer Menge in China sieht, und die von den weit entferntesten Nationen so begierig aufgesuchet wird, beweist den Fleiß der Chinesen zur Genüge. Gleichwohl ist diese Geschicklichkeit in dergleichen Handwerkskünsten, welche wohl ihre hauptsächliche Naturgabe seyn möchte, noch bey weitem nicht bis auf den möglichen höchsten Grad gestiegen. Sie sind, was die Künste betrifft, weit unter den Japonern, welche gleich ihnen sich darauf legen, und sie kommen in vielen Stücken den Europäern an Erfindungskraft und Kunstgriffen nicht bey. Weil ihr ganzes Geschick meistentheils nur im Nachmachen besteht: so trifft man bey ihnen eben die Unfruchtbarkeit an Erfindungen an, die man allen knechtischen Nachäffern zu aller Zeit vorgeworfen hat. Dieses bemerket man absonderlich an solcher Arbeit, welche sehr genau und scharf passend gemachet werden muß, zum Beyspiele an Thurm- und Taschenuhren, an Schießgewehr u. s. w. Sie machen zwar jedwedes Stück für sich allein recht gut nach, können auch dem ganzen Werke zusammen eine große Aehnlichkeit mit dem vorgelegten Muster geben: allein, es schicket sich dennoch alles miteinander nicht dermaßen genau zusammen, daß diejenige Wirkung, wozu das Werk bestimmet ist, daraus entspringen könnte.

Schreitet man von den geringern Künsten zu andern von einem höhern Range, dergleichen die Malerey und Bildhauerey ist: so leuchtet eine noch größere Unvollkommenheit bey ihnen hervor. Sie haben eine Menge Maler, es wird auch diese Kunst von der ganzen Nation in allen Ehren gehalten, gleichwohl tauget sowohl die Zeichnung, als das Ausmalen bey menschlichen Bildern, sehr selten etwas. Eben so wenig verstehen sie in großen Stücken die Parthien zu halten. Bluhmen und Vögel gerathen ihnen zwar ziemlich wohl: allein, es rühret dieses nicht sowohl von ihrer Kunst, als von der Schönheit ihrer Farben her. Gemeiniglich mischen sie Licht und Schatten ohne Verstand durcheinander; noch seltener wissen sie einem Stücke die Anmuth und das flüchtige Wesen zu geben, das an der Arbeit unserer Künstler zu bewundern ist. Alles, was vom chinesischen Pinsel herkömmt, das hat etwas steifes und gezwungenes an sich, das unangenehm läßt. Alle diese Fehler an ihren Kunststücken können als eine Folge ihrer Gemüthsbeschaffenheit angesehen werden, indem es ihnen schlechterdings an Feuer und erhabenen Gedanken fehlet.

Beurtheilung ihrer Gelehrsamkeit. Was die Gelehrsamkeit betrifft, so giebt der Verfasser ihre Meynungen für ungereimt, und ihre Halsstarrigkeit für unbegreiflich aus. Seit vielen hundert Jahren, schreiben alle ihre Nachbarn mit Buchstaben: nur die Chinesen allein verachten diese göttliche Erfin-

a) Diese Reisebeschreibung kam nachgehends erst heraus.

Erfindung noch immer, und bleiben bey ihrem ungeschickten Gebrauche, die Worte durch willkührliche Zeichen vorzustellen. Eine solche Schreibart vermehret nothwendiger Weise die Wortzeichen allzusehr für das Gedächtniß. Sie machet das Schreiben zu einer Kunst, die unendliche Mühe erfordert, und darinnen man nie eine andere, als nur mäßige Geschicklichkeit erlangen kann. Alles, was auf diese Weise aus den vorigen Zeiten auf die gegenwärtige gebracht wird, das muß mit Finsterniß und Verwirrung eingehüllet seyn. Denn die Verbindung zwischen diesen Wortzeichen und der Sache, die sie bedeuten, kann in keinem Buche auf die Nachwelt fortgepflanzet werden. Sie muß folglich bloß durch die mündliche Sage von einer Abstammung auf die andere kommen, welches aber für sich allein schon hinlänglich ist, verwickelte Materien und Dinge von weitausgreifendem Umfange, in eine große Ungewißheit zu setzen. Man darf sich zu diesem Ende nur vorstellen, wie sehr eine Begebenheit verstellet wird, wenn sie nur durch drey oder vier Mäuler geht. Aus diesem nun schließt der Verfasser, die große Wissenschaft und das hohe Alterthum der chinesischen Nation sey eine sehr zweifelhafte Sache.

Anson. 1744.

Zwar gestehen einige Heidenbekehrer, saget er, die Chinesen kämen, was die Wissenschaften betrifft, mit den Europäern nicht in Vergleichung; hingegen machten sie ein rechtes Muster der Gerechtigkeit und Sittenlehre, sowohl was die Lehrgründe als die Ausübung betrifft, aus ihnen. So, wie einige solche Schriftsteller die Sache vorstellen, ist das ungeheuere chinesische Reich gleichsam nur eine einzelne Haushaltung, die auf das beste bestellet, und durch die Bande einer zärtlichen Zuneigung unter sich verbunden ist, da man nur mit Höflichkeit und Gutthaten einander zu übertreffen suchet. Doch der Verfasser findet die Widerlegung dieses Lobspruches in der Aufführung der Mandarinen und Handelsleute zu Canton gegen seinen Herrn Geschwaderobersten. Betreffend ihre Lehrsätze, so erhellet nach seiner Meynung aus dem eigenen Zeugnisse der Heidenbekehrer, daß diese vermeynten Weltweisen an statt gewisse Grundsätze auszumachen, darnach man die menschlichen Handlungen beurtheilen, und allgemeine Regeln der Aufführung vorschreiben könnte, weiter nichts thun, als einen lächerlichen Eifer in Beobachtung gewisser Puncte, daran der Sittenlehre im Hauptwerke wenig gelegen ist, einzuschärfen. Die Chinesen, fährt er fort, haben weder wegen ihrer Redlichkeit, noch wegen ihres tugendhaften Gemüthes Ursache, sich über ihre Nachbarn zu erheben, ihr Vorzug beruhet bloß auf dem angenommenen beständig gleichen Wesen im äußerlichen, und auf ihrer unaufhörlichen Sorgfalt, nicht den geringsten Verdruß oder Zorn an sich merken zu lassen. Ja, wollte man die Sache beym Lichte besehen, so möchten wohl alle Fehler der Chinesen ihre Gelassenheit und Geduld, darauf sie sich so viel einbilden, und die sie vor allen andern Nationen zum Voraus haben, für ihre eigentliche Quelle erkennen. Denn der öftern Erfahrung zu Folge ist es sehr schwer, die heftigsten und gewaltigsten Leidenschaften bey einem Menschen zu schwächen, ohne zugleich andere, die mit seiner Eigenliebe einen genauern Zusammenhang haben, zu verstärken. Vielleicht fließt der Mangel an Herzhaftigkeit, die Verstellung und die Betriegerey der Chinesen, hauptsächlich aus ihrer gezwungenen Ernsthaftigkeit, und weil sie auf den äußerlichen Wohlstand, der bey der ganzen Nation als ein unverbrüchliches Gesetz beobachtet werden muß, äußerst erpicht sind.

Beurtheilung ihrer Sittenlehre.

Ihre Staatsverfassung schonet der Verfasser eben so wenig. Er beruft sich in diesem Stücke abermal auf den Herrn Anson. Wir sahen, sind seine eigenen Worte, ungerechte Obrigkeit, diebische Unterthanen, Richterstühle, da man Recht und Gerechtigkeit für

Beurtheilung ihrer Staatsverfassung.

Anson. 1744.

Geld verkaufte oder nach Gunst ertheilete. Ja es tauget die Verfassung des ganzen Reiches nicht viel; denn die Hauptabsicht einer weisen Regierung muß darinnen bestehen, daß die Unterthanen gegen die Unternehmungen ausländischer Machten in Sicherheit seyn mögen: Nun ist aber dieses große, reiche, unglaublich bevölkerte Reich, dessen Weisheit und Staatsklugheit so viele Schriftsteller bis in den Himmel erheben, von einer Handvoll Tataren erobert worden. Ja, die Zaghaftigkeit der Einwohner, und die Verabsäumung alles dessen, was zum Kriege gehöret, ist noch heutiges Tages so groß, daß China nicht nur dem Angriffe eines mächtigen Feindes, sondern auch den Anfällen eines jedweden Seeräubers, oder Spitzbubenobersten bloß steht. Es ist, bey Gelegenheit der Zwistigkeit des Herrn Ansons mit den chinesischen Mandarinen schon bemerket worden, daß besagter General die ganze chinesische Seemacht mit dem einzigen Centurion zu überwältigen sich getrauet hätte. Um nun diesen kecken Ausspruch glaublich zu machen, giebt der Verfasser einen Abriß von beyderley Gattungen Schiffe, die in China üblich sind. Die erste ist eine Junke von hundert und zwanzig Tonnen; und dergleichen Fahrzeuge werden auf großen Strömen gebrauchet, zuweilen auch auf kleinen Seereisen, da man die Küste nicht aus dem Gesichte verliert. Die andere ist von zwey hundert und achtzig Tonnen; ungeachtet auch die Chinesen Schiffe von größerer Ladung haben, so haben sie doch alle mit einander einerley Gestalt. Das Vordertheil eines solchen Schiffes ist völlig glatt. Ist das Fahrzeug stark beladen: so geht das zweyte und dritte Brett dieses glatten Bodens gar oft unter Wasser. Die Maste, die Segel und das Takelwerk einer solchen Junke, haben eine noch längere Gestalt als der Rumpf des Schiffes. Die Masten sind bloße Bäume, denen man Aeste und Rinde benommen hat. Kein Mast hat mehr als zwo Wände, die von Binsen geflochten, und zuweilen alle beyde auf der Seite, daher der Wind kömmt, beleget sind. Der Mantel der Rhaa dienet, wenn er gehisset wird, statt der dritten Wand. Die Segel sind von Matten; und, damit sie desto besser halten sollen, so wird von drey zu drey Schuhen eine Rippe von Bambus durchgezogen. Sie werden mit Hülfe vieler untergelegten Reifen an dem Maste aufgezogen. Will man sie einnehmen, so leget man sie auf den Ueberlauf in Falten zusammen. Die Handelsschiffe haben gar kein grobes Geschütz. Aus dieser Beschreibung ist genugsam zu ersehen, daß sie schlechterdinges außer Stande sind, dem allergeringsten von unsern Kriegesschiffen zu widerstehen, ja, es ist im ganzen Reiche kein einziges Schiff vorhanden, daß seiner Bauart wegen im Stande wäre, die andern zu beschützen. Zu Canton, welchen Hafen der Verfasser als das Zeughaus der chinesischen Seemacht betrachtet, sahen die Engländer nicht mehr, als vier Kriegesjunken von etwa dreyhundert Tonnen, und eben dergleichen Gebäude als jetzt beschrieben worden, auch nur mit acht oder zehn Stücken besetzet, davon das größte nicht über vier Pfund schoß *b*).

b) A. d. 323 und vorherg. S.



Das



Ostliche Længe vom Parisischen Meridian
105
110
115
120
125
130
Linea Æquinoctialis
Cap Mabo
INS KLEINE GEBRACHTE KARTE VON DEN SÜD-LÆNDERN
Zur Historie der Reisen
von dem Hrn Bellin Ing. de la Marine
Mitglied der Königl. Societ. de Wißens. zu Lond.
1753.
NEU GUINEA
Goram
Mera
Vogel Insel
Wattella
Crocodilen Insel
Meerbu
von
Carpenta
Land Diemen
Land Arnhem
Buf. Limen
Cap Vanderlin
Fl. Alfen
Cap Diemens
Fl. Maet Suckes
Wit Land
das ist Das
Weiße Land
welches 1628 entdeckt worden
Wilhelms Fluß
Jacob Remessens Fluß
NEU
HOLLAND
See Hunden Bay
nach Dampiern in 1699.
Land der
Endracht.
Friderich Outmans Felsen
Das Land Nuits
in 1627
Küste welche Duquesne in
1637 gesehen
St. Peters Insel
Mægdchen Insel nach der Entdeckung der Hollænder in 1697.
Leuvin od.
Löwinnen
Land in 1622
Dieses ist Muthmaßlich
LAND
VAN DIEMEN
welches Abel Tasman
1642. entdecket hat.
West Insel
Frantzösische und Englische See-meilen 20 auf einen Grad
800 Meilen



140
145
150
155
160
165
oder I. Mathias
C. Solomaswer
Sturm Ins.
Schleuderer Bay
I. Wiskart
I. de Ger Denis
der Aequator
Volcan
I. Ch. Rob
die Krone
Lange I.
Volcan
St. Johanns Insel
I. Chong Java
St. Marien Vorgeb.
Glocester
St. Annen Vorge
Vorgeb. S. Georgen
S. Georgen Bay
Cap Orford
Hafen Morlagne
Steinichte I.
I. Ch. Geo
Kön. William Vorg.
NEU BRITTANNIEN
Dampiers Durchfahrt
Fl. Spult
Batavia Fluß
Fl. Coen
Fl. Nassau
Staaten Fluß
Carpentaria
Fl. Diemen
der Jordan
Carons Fl.
Heilands Fl.
H. GEISTES LAND
welches Fernand de Quir.
1606 entdecket hat.
DAS
GROSSE
Wendezirkel des Steinbocks
SUD
MEER
Ich Vermuthe, das Land Diemen könne an des H. Geistes Land stossen, aber ohne Grund
I. Coningen
Drey Könige Ins.
KÜSTE, welche
Abel Tasmand
1642 entdeckt und
NEU ZEELAND
genannt hat, welche ein
Stück von dem festen Lande
ist, das unter Europa liegt
Mörder Bay
Cap Spigie
I. Vanderlin
I. Schouten
St. Marien Insel
Frideric Henrichs Bay
Sud Cap.
I. Tasmand
5
10
15
20
25
30
35
40

T. 12. M.



Das III Buch.
Reisen nach den Südländern.

Einleitung.

Als Magellan eine Fahrt in das Südmeer durch die Straße eröffnet hatte, welche seinen Namen unsterblich gemacht: so fand man sich an den Küsten von Chili und Peru, deren Ruhm hinlänglich war, die Seefahrer gänzlich zu beschäfftigen, begieriger nach Reichthume, als nützlichen Kenntnissen; und man bekümmerte sich wenig um Länder, die man gegen Mittag, das ist, zur Linken der Straße ließ. Diese Länder wurden anfänglich als ein neues festes Land angesehen, welches vielleicht eben so groß wäre, als ganz America. So sieht man sie auch auf einer alten Karte gezeichnet *c)*, wiewohl ohne Namen; weil diese Karte älter ist, als die Namen, die sie heutiges Tages führen. Die Schiffahrer haben diese Muthmaßungen nach und nach zernichtet; und wir können in Zukunft von ihrem Aufsuchen oder dem ungefähren Zufalle nur vollkommenere Einsichten von der Lage, der Größe, und den Eigenschaften eines Landes erwarten, welches noch immer seit mehr als zweyhundert Jahren, da man dessen Daseyn kennet, fast unbekannt ist. So viel ist gewiß, daß alles, was man **Südländer** nennet, zwischen dem äthiopischen Meere, dem Südmeere und dem indischen Ocean eingeschlossen liegt. Einleitung.

Man begreift also unter diesem Namen nicht allein alle Länder, die unter dem Südpole liegen, sondern auch noch viele andere, die an eben der Seite gelegen sind, und da sie sich zu weit von den andern Theilen des festen Landes entfernet befinden, zu nichts natürlicher können gerechnet werden, als zu dem mittäglichen festen Lande. Man rechnet so gar das Feuerland darunter, welches Magellan gegen Südwest, längst an der Straße, die seinen Namen führet, entdecket hat. Dieser berühmte Seefahrer hatte keine andere Ursache, es das **Feuerland** zu nennen, als weil er bey Tage viel Rauch, und des Nachts Flammen davon aufsteigen sah. Jacob le Maire erkannte hundert Jahre darnach, daß es eine wahre Insel wäre, deren beyde merkwürdigste Oerter das Vorgebirge **Horn** gegen Süden und das **Cap Deseado** oder **verlangte Vorgebirge** gegen Westen und an Magellans Straße wäre. Das Staatenland, das Land Moritz, und die Insel Barnaveld, welche le Maire zu gleichen Zeiten gegen Süden und gegen Osten von der Straße seines Namens entdeckete, das Land Brower, welches von dem holländischen Hauptmanne so benennet worden, der es entdeckete, in der falschen Hoffnung, daselbst eine neue Straße unter des le Maire seiner zu finden; endlich die Salomonsinseln selbst, welche vom Alvarez von Mendoza gegen Morgen von Neu-Guinea entdecket worden, und die man nachher nicht wieder gefunden hat, und viele andere in des le Maire Nachrichten schon genannte Inseln, als **Horn**, **Cocos**, die **Verräther**, die **Hunde** rc. werden gemeiniglich unter den Südländern begriffen. Indes-

c) Des Plantius seine.

Einleitung.

Indessen scheint es doch, daß diese Benennung eigentlich nur denen Theilen eines festen Landes unter dem Südpole zu komme, welche die europäischen Seefahrer zu verschiedenen Zeiten besuchet haben: indem einige von ungefähr durch die Winde und Stürme dahin verschlagen worden, andere aber mit Vorsatze dahin gegangen sind, das Land zu entdecken, um sich daselbst niederzulassen. Die erstern haben keine besondere Nachrichten von einem Zufalle aufgesetzet, welcher nicht zu dem Hauptgegenstande ihrer Reise gehörete, außer einem holländischen Kaufmanne **Pelsart**, und einem französischen Hauptmanne **Gonneville** *d*). Die andern, deren eine sehr kleine Anzahl ist, haben der Welt von dem Erfolge ihrer Unternehmung Nachricht gegeben. Da sie aber fast alle von den unüberwindlichen Schwierigkeiten abgeschrecket worden: so führen sie nichts an, was für eine wahre Beschreibung könnte gehalten werden; und in allen ihren Erzählungen bemerket man nicht so wohl achtsame Beobachter, als vielmehr Schiffahrer, die ihres Weges nicht gewiß und ohne Unterlaß wegen der Gefahr, worinnen sie sich befinden, besorget sind. Dem ungeachtet findet man doch nur allein in ihren Tagebüchern diejenigen Nachrichten, die man bisher von einem so weitläuftigen Lande gehabt hat; und diese Ursache machet sie so schätzbar, daß man ihnen ihre Trockenheit und zuweilen ihre Dunkelheit verzeihen muß. Um aber dasjenige zu ersetzen, was ihnen abgeht, scheint es nöthig zu seyn, die vornehmsten Entdeckungen allhier nach der Ordnung der Jahre zu setzen.

Das Feuerland im Jahre 1520, von dem berühmten Magellan.

Neu-Guinea im Jahre 1527, von einem Spanier, Alvaro de Savedra, welcher ihm diesen Namen deswegen gab, weil es fast gerade dem africanischen Guinea entgegen liegt. **Anton Urdanetta** erkannte es das folgende Jahr. Einige vermengen es mit dem Lande der Papous; andere halten es für dessen westlichen Theil; und noch andere glauben, es sey gänzlich davon abgesondert.

Die **Salomonsinseln** im Jahre 1567, von dem Spanier Alvaro de Mendoza.

Neu-Albion von dem Ritter Drake, einem Engländer im Jahre 1579. Man ist nicht glücklicher gewesen, es wieder zu finden, als die Salomonsinsel.

Das eigentlich so genannte **Südland**, gegen Mittag von dem alten festen Lande im Jahre 1603, von Gonneville, einem Franzosen; die Holländer sagen 1630 von Pelsart.

Das Land **Quir**, oder Südland des heil. Geistes, gegen Südwest von den Salomonsinseln zwischen dem zehnten und ein und zwanzigsten Grade mittäglicher Breite im Jahre 1606, von Peter Ferdinand von Quir, einem Spanier, welcher ihm seinen Namen gab.

Das **Staatenland**, die Insel **Moritz**, **Barneveld** und viele andere im Jahre 1616, von Jacob le Maire und Wilhelm Schouten, einem Holländer.

Neu-Holland gegen Mittag von den Molucken, wovon es durch das Meer **Lantchidol** abgesondert ist, ohne daß man noch weis, ob es eine Insel ist, oder an dem festen Lande hängt, im Jahre 1618, von Zechaen, einem Holländer. Man kennet nur die Küsten

d) **Pelsarts** Nachricht wird allhier einen Platz bekommen, weil er in den Augen der Holländer und auch selbst vom Thevenot, der sich wenigstens nicht darüber beschweret, für den ersten gehalten wird, welcher das eigentlich so genannte Südland entdecket hat. Indessen scheint es doch aus der angemerkten Zeit unstreitig zu seyn, daß Gonnevillen diese Ehre gebühre. Man hat kein Tagebuch von seiner Reise: man gab aber im Jahre 1663 zu Paris eine Beschreibung aus seinen Nachrichten heraus, worinnen man findet, daß er einen von den Söhnen des Königes des dasigen Landes mit sich genommen. Der Verfasser von der Art und Weise, wie man die Geographie studieren solle,

sten davon, deren verschiedenen Theilen man die Namen **Concordia**, **Arnheim**, **Edels**, **Lewin** u. s. w. gegeben hat. Einleitung.

Das Land Nuitz, zwischen Neu-Holland und Neu-Guinea, im 1627 Jahre, von Peter Nuitz, einem Holländer. Es scheint nicht, daß dieses Land nachher besuchet worden. Man gab aber im Jahre 1718 eine ziemlich gute Nachricht davon heraus, um zu beweisen, daß, weil es in der fünften Himmelsgegend zwischen dem dreyßigsten und zwey und dreyßigsten Grade der Breite läge, es wie alle Länder in eben der Lage, eines von den wohnbarsten, reichsten und fruchtbarsten Theilen der Welt seyn müßte *c*).

Das Land Diemenz und Tasman im Jahre 1642 von Abel Jansen Tasman, einem Holländer.

Das Land **Brower**, von dem Holländer, Brower, im Jahre 1643.

Neu-Seeland, dessen Küste sich von Süden gegen Norden zwischen dem vier und sechzigsten und vier und vierzigsten Grade mittäglicher Breite erstrecket, und einige für eine Insel, andere für das feste Land halten, im Jahre 1654 von den Holländern.

Das Land **Carpenter** oder **Carpenteria**, zwischen Neu-Guinea und Neuholland, im Jahre 1662 von einem Holländer, Carpenter.

Die Küste, Madagascar gegen über, welche von einem Holländer Ulammins im Jahre 1697 besuchet worden.

Neu-Britannia, welches von dem Engländer, Dampier, im Jahre 1700 entdecket worden.

Das Vorgebirge der Beschneidung, oder **Cap de la Circoncision**, welches zween französische Schiffe im Jahre 1739 entdecket und benannt haben.



Das I Capitel.

Franz Pelsarts Reise nach den Südländern.

Sturm, welcher Pelsarten in ein unbekanntes Meer wirft. Sein Schiffbruch. Wildheit der Matrosen. Inseln, die ihnen zur Zuflucht dienen. Pelsart verläßt sie. Er entdecket das Südland. Er untersuchet die Küste. Einwohner des Landes. Die Noth treibt ihn wieder nach Batavia. Traurige Begebenheit unter seinen Leuten. Cornelis wird zu ihrem Generalcapitain ernannt; und gefangen genommen. Pelsart kömmt wieder an den Ort seines Schiffbruches. Wie er seinen Untergang vermeidet. Reichthum, den er aus seinem Schiffbruche rettet.

Pelsart war den 28sten des Weinmonates im Jahre 1628 aus dem Texel mit einer zahlreichen Flotte und in der ordentlichen Absicht, zu handeln, nach Ostindien abgegangen *f*). Als er sich dem Vorgebirge der guten Hoffnung näherte: so wurde sein Pelsart 1629.

solle, versichert, es habe sich dieser südliche Prinz, Namens Essomery in der Normandie niedergelassen, und seine Nachkommen, welche noch leben, sind beständig für Edelleute gehalten worden. III Th. a. d. 325 S. Man saget nichts von der vorgegebenen Reise des Jacob Sadeur, die nur ein bloßer Roman ist. Man sehe den Artikel Sadeur in Baylens Wörterbuche.

c) Diese Nachricht kam zu Amsterdam, bey Humbert heraus, und schien auf Befehl des Hrn. Law gemacht zu seyn, um einen Geschmack zu neuen Colonien zu erwecken.

f) Sein Tagebuch findet sich in der großen Sammlung der holländischen Schiffahrten und beym Thevenot I Th. a. d. 50 u. f. S.

Pelsart 1629.

sein Schiff, Batavia genannt, durch einen Sturm von den andern getrennet, und bey der Nacht im acht und zwanzigsten Grad Süderbreite gegen Felsen geführet, welche die Holländer Friederich Outmans Felsen nennen. Pelsart war eben mit einer beschwerlichen Krankheit befallen. Weil er indessen wahrzunehmen glaubete, daß sein Schiff aufstieß: so lief er geschwind auf das oberste Verdeck, wo er alle Segel aufgesetzet und den Strich Nordost gen Nord fand. Ein ziemlich klarer Himmel, welchen man dem Monde zu danken hatte, ließ ihn in der Ferne einen sehr dicken Schaum wahrnehmen. Seine Unruhe vermehrete sich. Er fragete: an welchem Orte in der Welt ist das Schiff; und wovon mag ein so weißer Schaum herkommen? Der Lootsmann antwortete ihm: die Weiße des Schaumes schien ihm von dem Mondenlichte herzurühren, aber Gott allein wüßte, wo sich das Schiff befände; und es hätte nur gar zu sehr das Ansehen, daß man auf einer unbekannten Bank wäre.

Sturm, welcher Pelsarten in ein unbekanntes Meer wirft.

Sein Schiffbruch.

Pelsart ließ das Loot auswerfen. Man fand hinten achtzehn Fuß Wasser und vorn noch weniger. Eine so entsetzliche Gefahr machte, daß man den Entschluß ergriff, alles Geschütz ins Meer zu werfen, in der Hoffnung, es würde das Schiff wenigstens wieder flott werden. Unterdessen aber, daß man damit beschäfftiget war, erhob sich ein Sturm von Regen und Winde; und nunmehr glaubete ein jeder, daß er am Ende seines Lebens sey. Man befand sich zwischen Felsen und Bänken, wider welche das Schiff unaufhörlich stieß. Pelsart ließ den großen Mast abkappen, welcher nur dienete, die Stöße zu verdoppeln. Ob man ihn nun gleich unten am Fuße abgekappet hatte: so war es doch zum Unglücke nicht möglich, ihn von dem Takelwerke loszumachen. Man sah kein Land, welches nicht von der See bedecket ward, außer einer Insel, die etwan drey Seemeilen weit entfernet zu seyn schien, und zwoen andern, die man für noch näher hielt. Der Lootsmann, welcher ausgeschickt wurde, von ihnen Erkundigung einzuziehen, versicherte, das Meer bedeckete sie nicht, es wäre aber schwer, zwischen so vielen Bänken und Felsen zu ihnen zu kommen. Dem ungeachtet aber entschloß man sich, die Gefahr zu laufen und erstlich die Weiber und Kinder und Kranke, deren Geschrey und Verzweifelung den Matrosen nur den Muth benehmen konnte, ans Land zu bringen. Sie wurden mit vieler Geschwindigkeit in die Schaluppe und den Kahn gesetzet.

Um zehn Uhr des Morgens nahm man wahr, das Schiff sey geborsten. Pelsart ließ alle Kräfte verdoppeln, um das Brodt und andere Lebensmittel zu retten. Das Wasser wurde nicht geachtet, weil man sich nicht einbildete, daß es zu Lande daran fehlen könnte. Der Verfasser läßt hier die Wildheit einiger holländischen Matrosen bewundern, welche bey einem so verzweifelten Zustande, saget er, sonst an nichts dachten, als sich mit Weine zu überladen, weil man ihn Preis gegeben hatte. Man konnte also auch nicht mehr, als drey Fahrten thun, ehe es Nacht ward, und ungefähr achtzig Personen, zwanzig Tonnen Brodt und einige kleine Gefäße mit Wasser ans Land bringen. Diese Lebensmittel wurden so gar von dem Schiffsvolke verschwendet, so wie sie in die Insel kamen. Pelsart gieng dahin, um die Unordnung aufzuhalten. Diese Achtsamkeit war um so viel nützlicher, weil sie dienete, ihm bekannt zu machen, daß in der Insel kein Wasser wäre. Als er aber mit einer heftigen Ungeduld wieder nach dem Schiffe gehen wollte, um solches nebst den kostbarsten Waaren des Schiffes nach der Insel bringen zu lassen: so nöthigte ihn ein starker Wind, nach dem Orte wieder zurück zu kehren, von da er abgegangen war. Er versuchete es zu unterschiedenen malen vergebens, wieder an Bord zu gelangen.

Wildheit der Matrosen.

gen. Das Meer brach sich so heftig an dem Schiffe, daß es ihm unmöglich fiel, hinan zu kommen. Nachdem nun ein Matrose ins Meer gesprungen und zu ihm geschwommen war, um ihm vorzustellen, wie nöthig seine Leute seiner Hülfe hätten: so wandte er von neuem noch einige mal seine Kräfte an. Da er aber verzweifelte, die Macht der Wellen überwinden zu können: so sah er sich genöthiget, den Matrosen durch eben den Weg wieder zurück zu schicken, mit dem Befehle, alle Bohlen und Bretter, die man auf dem Schiffe finden würde, zusammen nehmen zu lassen, sie an einander zu binden und ins Meer zu werfen, damit man sie wieder auffischen könnte, um an der Schaluppe oder dem Kahne Schlag- oder Seitenbretter davon zu machen. Allein, da der Sturm zugenommen hatte und der Verlust seines Lebens den Unglücklichen nichts helfen konnte, welche seinen Beystand anfleheten: so war er gezwungen, nach der Insel zurück zu kehren, und zu seinem größten Schmerze seinen Lieutenant nebst siebenzig Mann in einer Gefahr zu lassen, aus welcher sie nur allein der Himmel befreyen konnte g). Pelsart 1629.

Inseln, die ihnen zur Zuflucht dienen.

Diejenigen, welche sich für glücklich geschätzet hatten, daß sie in eine oder die andere Insel hatten kommen können, waren in keinem bessern Zustande. Als sie ihr Wasser nachrechneten: so fanden sie in der kleinen Insel nur ungefähr funfzig Pinten für vierzig Personen, aus welchen ihr Haufen bestund. In der großen Insel war noch weniger, wo sich ungefähr hundert und achtzig von diesen Unglückseligen befanden. Als Pelsart in die erste gekommen war: so stellete man ihm die Nothwendigkeit vor, sich der Schaluppe und des Kahnes zu bedienen, um in den benachbarten Inseln Wasser zu suchen. Er erkannte solche: er meldete aber, er könnte dieses nicht thun, ohne es denen in der großen Insel zu melden, welche sonst in die äußerste Verzweifelung gerathen würden, wenn sie die Schaluppe und den Kahn sich entfernen sähen. Er hatte viel Mühe, ihnen diesen großmüthigen Gedanken einzureden, weil man in Furcht stund, man möchte ihn auf der großen Insel behalten. Da er sich aber erklärete, er wollte lieber im Angesichte seines Schiffes umkommen, als den größten Theil seiner Leute und seiner Freunde in einer Ungewißheit lassen, die ärger, als der Tod, wäre: so erhielt er die Freyheit, seinen Entschluß auszuführen. Als er sich aber der großen Insel näherte: so sageten diejenigen, die ihn begleiteten, sie würden ihm nicht erlauben, auszusteigen; und wenn er dem andern Haufen etwas zu sagen hätte, so könnte er schreyen, daß man ihn hörete. Er bemühete sich vergebens, ins Wasser zu springen, um ans Ufer zu kommen. Man hielt ihn mit solcher Halsstarrigkeit zurück, daß er endlich, da er sich gezwungen sah, dem Gesetze zu folgen, das man ihm auflegete, die Partey ergriff und seine Schreibtafel in die Insel warf, nachdem er hinein geschrieben hatte, er gienge mit dem Kahne ab, in denen Ländern Wasser zu suchen, die ihnen der barmherzige Himmel zeigen würde.

Pelsart verläßt sie in der Schaluppe.

Anfänglich suchete er solches längst den Felsen und an den Küsten vieler andern kleinen Inseln. Wenn er aber einiges in den Löchern der Erde oder Felsen fand: so hatte sich das Meerwasser, welches beständig wider diese Klippen schlug, damit vermischt, und machte es zu seiner Bedürfniß unnütz. Er mußte nach der kleinen Insel wiederum zurückkehren, um daselbst von einigen schlechten Brettern eine Art von Verdecke auf der Schaluppe zu machen. Denn man konnte keine längere Schiffahrt mit einem offenen Fahrzeuge unternehmen. Pelsart, dessen Entschließung der ganze Haufe genehm gehalten hatte, reisete mit denjenigen ab, die er zu seiner Begleitung erwählete. Er nahm die Höhe; und fand sie

g) Pelsarts Reise am angef. Orte a. d. 50 und 51 S.

Pelsart 1629. acht und zwanzig Grad dreyzehn Minuten. Bald darauf erblickete er eine Küste, die er für das feste Land hielt, ungefähr sechs kleine Meilen, nach seiner Schätzung, gegen Nord ein Vierthel West von dem Orte seines Schiffbruches. Er fand mit dem Senkbleye fünf und zwanzig und dreyßig Faden Wasser. Weil die Nacht einbrach: so entfernete er sich den Abend von der Küste: als er sich ihr aber den Morgen wiederum genähert hatte, so war er um neun Uhr nur drey kleine Meilen davon. Sie schien ihm niedrig, ohne Bäume und voller Felsen zu seyn, die fast eben die Höhe hatten, als die zu Douvres. Er entdeckte eine kleine Bucht, deren Grund sandig war. Der Wind, welcher sehr stark war, erlaubete ihm nicht, hinein zu gehen. Den folgenden Tag, den 10ten des Brachmonates, hielt er sich in eben der Gegend auf, und wollte an verschiedenen Orten länden. Weil aber das Meer nicht aufhörete, sehr stürmisch zu seyn: so sah er sich genöthiget, einen Theil seiner Lebensmittel hinein zu werfen, die ihn verhinderten, das Wasser aus der Schaluppe zu schöpfen, womit sie beständig angefüllet ward. Nachdem sich der Wind geleget hatte: so ließ er den andern Morgen den Lauf nach Norden nehmen, ohne daß er sich getrauete, sich in die Brandung einzulassen, die ihn in Furcht setzete, sich dem Lande zu nähern. Den 12ten fand er die Höhe sieben und zwanzig Grad. Er folgete der Küste mit einem Südostwinde, aber stets mit Mistrauen, weil sie sehr jähe war, und er keine Anscheinung von einer Oeffnung sah. In dieser Entfernung schien ihm das Land fruchtbar und mit Kräutern bedeckt zu seyn. Den 13ten fand er die Höhe fünf und zwanzig Grad und vierzig Minuten, woraus er schloß, daß ihn der Strom gegen Norden getrieben hatte. Als er daselbst eine Oeffnung entdeckete: so gab er sich vergebens Mühe, zu länden. Die Küste bestund aus rothen Felsen von einer gleichen Höhe, ohne Erde und Sand, die ein Ufer zu machen schienen.

Er entdecket das Südland.

Er besuchet die Küste.

Den 14ten, im vier und zwanzigsten Grade erlaubete ihm die Fluth, welche stark nach Norden trieb, noch weniger, anzuländen. Weil indessen Pelsart von fern viel Rauch wahrgenommen hatte: so ließ er sogleich die Ruder brauchen, um sich dem Orte zu nähern, wo er ihn herkommen sah. Er versprach sich, in einer Gegend, die von Menschen bewohnt seyn müßte, Wasser zu finden. Man konnte aber an die Küste nicht kommen, und das Meer war so unruhig, daß er die Hoffnung verlor, hinan kommen zu können. Bey der Bekümmerniß über eine so grausame Hinderniß sprangen sechs von seinen Leuten, die sich auf ihre Geschicklichkeit verließen, in die Fluthen und erreichten endlich mit vieler Mühe und Gefahr das Land; da unterdessen die Schaluppe in fünf und zwanzig Faden Wasser vor Anker lag. Sie wandten den ganzen Tag an, Wasser zu suchen; und bey ihrem Herumschweifen wurden sie vier Leute gewahr, die mit dem Bauche an der Erde auf sie zu kamen, das ist auf Händen und Füßen wie die Thiere giengen. Sie erkannten sie nicht für menschliche Geschöpfe, als nachdem sie solche durch einige Bewegungen erschreckt hatten, welche sie nöthigten, sich aufzurichten, und die Flucht zu nehmen. Man ward sie darauf aus der Schaluppe selbst gewahr. Diese Wilden sind schwarz und ganz nackend. Da die sechs Holländer keine Spur von Wasser hatten entdecken können: so schwammen sie wieder zu Pelsarten, und waren von dem Stoße der Wellen und den Felsen verwundet und übel zugerichtet. Man lichtete den Anker; und ungeachtet der Furcht vor der Brandung fuhr man doch fort, der Küste zu folgen *h*).

Einwohner des Landes.

Den

h) Ebendas. a. d. 51 und 52 S.

Den 15ten entdeckete man ein Vorgebirge, und gegen seine Spitze eine Kette von Felsen, welche eine kleine Meile weit ins Meer gieng. Pelsart machte keine Schwierigkeit, zwischen diese Klippen hinein zu fahren, weil ihm das Meer daselbst etwas ruhig zu seyn schien. Er fand aber daselbst nur einen Sack, wo kein Ausgang war. Eine andere Oeffnung, in die er eben so verwegen hinein fuhr, ließ ihn stufenweise nur zween Fuß Wasser und viel Steine finden. Da aber diese Küste ein Sandufer von einer kleinen Meile breit wies: so stieg er daselbst aus, um Brunnen graben zu lassen. Das Wasser war aber eben so salzig, als das Seewasser. Indessen fand man doch in den Felsenlöchern übriggebliebenes Regenwasser, welches eine ungemeine Erquickung für die Unglückseligen war, die vor Durst fast umkamen, und die seit vielen Tagen nur ein halb Septier die Person gehabt hatten. Sie sammelten die ganze Nacht hindurch etwan einhundert und funfzig Pinten davon. Aus der Asche und den Schalen, die sie daselbst fanden, urtheileten sie, daß die Wilden erst kürzlich da gewesen wären. Pelsart 1629.

Die Hoffnung, eine größere Menge Wasser in den Felsen zu sammeln, hatte die Kraft, daß sie die abscheulichste Gefahr überstiegen. Sie giengen den 16ten mit so weniger Achtung ihres Lebens wiederum ans Land, daß sie kaum das Senkbley braucheten. Weil es aber seit langer Zeit nicht geregnet hatte: so waren die schönsten Anscheinungen betrüglich. Alles war in den tiefsten Oeffnungen der Felsen trocken. Das Land, welches man weiterhin entdeckete, versprach nicht mehr Wasser. Es war ein weites Gefilde, ohne Gras und Bäume, worauf man nur Ameishaufen oder vielmehr Arten von Bienenstöcke sah, welche sich diese Thiere zu ihrer Zuflucht machen, und meistens so groß, daß man sie vom weiten für Häuser der Indianer ansehen konnte. Die Fliegen waren in so großer Anzahl daselbst, daß Pelsart und seine Leute genug zu thun hatten, sich derselben zu erwehren. Sie sahen in einiger Entfernung acht Wilden, welche bey ihrer Annäherung davon liefen. Endlich da sie verzweifelten, Wasser zu finden, giengen sie aus dieser Kette von Felsen wieder hinaus, mit dem Vorsatze, diese Küste zu verlassen. Sie hatten sich geschmeichelt, den Fluß Jacob Remmessens anzutreffen. Da sie sich aber auf zwey und zwanzig Grad siebenzehn Minuten befanden, und der Wind aus Nordost, welcher sehr heftig ward, ihnen nur neue Schwierigkeiten zeigete: so erwogen sie, daß sie den kleinen Vorrath von Wasser, den sie gesammelt hatten, nicht besser anwenden könnten, als sich eiligst damit nach Batavia za begeben, wo die Erzählung ihres Unglücks denenjenigen, die sie auf den Inseln gelassen hätten, weit nützlichern Beystand verschaffen würde, als alle ihr Suchen.

Das Elend nöthiget Pelsarten, den Weg nach Batavia zu nehmen.

Sie segelten also den 17ten, hundert kleine Meilen von dem Orte ihres Schiffbruches nach Nordost; und ungeachtet der beständigen Ungewißheit ihres Laufes brauchten sie doch nur vierzehn Tage zu dieser verwegenen Schiffahrt.

Während der Zeit, da sie nicht sowohl gedachten, sich von ihren Beschwerlichkeiten zu erholen, als vielmehr für diejenigen Hülfe zu suchen, die sie verlassen hatten, gieng ein entsetzliches Schauspiel auf denen dreyen Eylanden vor, wo sie diesen unglücklichen Haufen verlassen hatten. Einer von den Commissarien, Hieronymus Cornelis genannt, hatte schon lange Zeit mit dem Lootsmanne und einigen Matrosen darauf gesonnen, wie sie sich des Schiffes bemeistern möchten, um Seeräuberey zu treiben. Da er nach dem Schiffbruche kein Mittel fand, sich ans Land zu begeben: so brachte er zween Tage auf dem großen Maste zu, welcher herum schwamm; und da er sich nichts anders als den Tod

Traurige Begebenheit unter dem Schiffsvolke.

Pelsart 1629. versah, so führete ihm der Wind eine Segelstange zu, welche ihm dienete, an eine von den Inseln zu kommen. Er sollte in Pelsarts Abwesenheit Befehlshaber seyn. Anstatt daß er sich, wegen des gemeinen Unglücks, seine treulosen Anschläge sollte gereuen lassen, so glaubete er vielmehr, daß solches eine Gelegenheit wäre, sie auszuführen; und wenn er sich von dem übriggebliebenen Schiffsvolke Meister machen könnte, so würde es ihm leicht werden, den Befehlshaber zu überfallen, wenn er mit dem Beystande zurückkäme, den er zu Batavia suchen wollen; und sich alsdann seines Schiffes zu bemächtigen. Er mußte sich aber diejenigen vom Halse schaffen, von denen er befürchtete, daß er sie seinem Unternehmen entgegen finden würde. Bevor er seine Hände in Blut tauchete, ließ er seine Mitgenossen eine Versprechung unterschreiben, wodurch sie sich anheischig machten, seinen Befehlen blindlings zu gehorchen. Der größte Theil von dem Schiffsvolke befand sich in der Insel, wo er angelanget war; und eine traurige Ahndung hatte solche bereits den Gottesacker von Batavia nennen lassen. Er schickete einen jungen Officier, Namens Weybehais, einen klugen und herzhaften Mann, von dem er am meisten Hinderniß befürchtete, in die andere Insel, unter dem Vorwande, daselbst Wasser zu suchen. Da er nun von der Scharfsichtigkeit der andern sich nichts befürchtete: so nahm er seine Maaßregeln mit solcher grausamen Klugheit, daß er dreyßig oder vierzig umbringen ließ, ehe sie das geringste Mistrauen auf ihn gesetzet hatten. Diejenigen, welche dem Blutbade entgiengen, flüchteten auf einigen Stücken Holz, und kamen zum Weybehais, dem sie ihre Begebenheit erzähleten. Er hatte vierzig Mann in der Insel, wo er hingegangen war; und da er nicht zweifelte, daß ihm die Mörder nicht eben dergleichen Begegnung bestimmet hätten: so setzete er sich in Stand, ihnen zu widerstehen. Sie sahen aber gar wohl ein, daß sie ihn auf seiner Hut finden würden. Ihre Wuth führete sie anfänglich nach der dritten Insel, wo sie durch ihren Ueberfall und ihre stärkere Macht alle die Unglückseligen tödteten, die sich daselbst versammlet hatten, einige Frauen und sieben Kinder ausgenommen. Sie verschoben die letzte Handlung ihres blutigen Trauerspiels, welche den Weybehais angieng, bis auf Morgen, in der Hoffnung, er würde sich, weil er schlecht bewaffnet wäre, unter der Zeit entschließen, ihrem Angriffe durch eine freywillige Unterwerfung zuvorzukommen. Cornelis wandte diese Zeit dazu an, daß er die Kasten der Kaufleute, die man von dem Schiffe gerettet hatte, aufmachen ließ. Er theilete die Zeuge unter seinem Haufen aus; und da er sich eine Wache erwählet hatte, so ließ er solche in Scharlach mit großen goldenen und silbernen Spitzen kleiden. Fünf Frauen, die er hatte erhalten lassen, wurden als ein Theil der Beute angesehen. Eine davon nahm er für sich. Eine andere, welche des Schiffpredigers Tochter war, wurde seinem Lieutenante gegeben; und die drey andern blieben den übrigen überlassen, jedoch mit einiger Verfügung, setzet der Verfasser des Berichtes hinzu, auf was für Art sie dienen sollten *i*).

Viele Holländer werden umgebracht.

Greuliche Frechheit der Mörder.

Cornelis wird zum Generalcapitain ernannt.

Nach diesen ungeheuren Gewaltthätigkeiten ließ er sich durch eine Urkunde, die von allen seinen Anhängern unterzeichnet ward, zum Generalcapitain erwählen. Darauf, schickete er zwey und zwanzig Mann auf Schaluppen aus, den Haufen des Weybehais anzugreifen. Allein, da diese Abgeschickten zurückgetrieben wurden: so gieng er selbst mit sieben und dreyßig Mann dahin; denn mehr konnten zwey kleine Fahrzeuge nicht an Bord halten. Weybehais empfing ihn, beym Aussteigen, fast mit keinen andern Waffen, als mit

i) Ebendas. a. d. 55 S.

mit Stöcken, die mit eisernen Nägeln beschlagen waren, und zwang ihn, sich zurück zu begeben. Die Unmöglichkeit, durch Gewalt etwas auszurichten, machte, daß die Mörder den Weg der Unterhandlung ergriffen. Sie schlugen einen Friedensvertrag vor. Weybehais machte keine Schwierigkeit, sich dazu zu bequemen; und der Prediger, welcher bey ihm war, mußte die Artikel davon aufsetzen. Der Friede wurde unter folgenden Bedingungen geschlossen: Cornelis sollte den Haufen des Weybehais nicht ferner beunruhigen; er sollte ihm einen Theil von denen Zeugen geben, seine Leute zu kleiden; man wollte sich zusammen bemühen, Wasser und Lebensmittel zu suchen, welche mit aller Gleichheit unter beyde Haufen sollten ausgetheilet werden; und auf Weybehaisens Seite wollte man ein kleines Fahrzeug wiedergeben, womit sich ein Matrose von der gegenseitigen Parten in seine Insel geflüchtet hätte. Allein, unterdessen, daß man mit allem Scheine der Aufrichtigkeit unterhandelte, schrieb Cornelis an einige französische Soldaten, die sich an Weybehais gehangen hatten, und both einem jeden sechstausend Livres an, um sie zu bestechen, in der Hoffnung, es würde ihm dieses Verständniß ein Mittel geben, seine Feinde zu überfallen. Diese Briefe bekam Weybehais zu sehen, welcher sich entschloß, die List wider die Verrätherey anzuwenden. Da der folgende Tag zu Vollziehung der Artikel angesetzet war: so brachte Cornelis selbst, der sich nicht für entdecket hielt, mit dreyen oder vieren von seinen Leuten die Zeuge. Man ließ ihm die Freyheit, ans Land zu steigen: er wurde aber so gleich gefangen genommen, und mit Ketten beleget. Die übrigen von seinem Haufen wurden durch die Begebenheit mit ihrem Haupte wüthend, und bemüheten sich vergebens, ihn zu befreyen *k*).

Pelsart 1629.

Er wird gefangen genommen.

Der Krieg wurde zwischen diesen beyden Parteyen mit einer um so viel erstaunlichern Feindseligkeit fortgesetzet, weil man auf beyden Seiten zugleich wider Hunger und Durst zu streiten hatte. Es ist schwer, zu urtheilen, was für ein Ende dieser Streit würde genommen haben. Pelsart aber, der nicht einen Augenblick verloren hatte, ob gleich seine Abwesenheit schon über zween Monate gedauert, war endlich von Batavia mit einer Fregatte, der Serdam genannt, abgegangen; und da er nur guten Wind gehabt hatte, so war es ihm nicht schwer, Oerter wieder zu finden, wovon ihm sein Unglück ein lebhaftes Bild eingedrücket hatte. Bey seiner Annäherung sah er Rauch, welcher von einer dieser Inseln aufstieg. Dieser Anblick, welcher ihn versicherte, daß noch nicht alle seine Leute todt wären, war ein süßer Trost für ihn. Er warf Anker. Der Himmel erlaubete, daß Weybehais der erste war, der ihn ansichtig ward. Dieser großmüthige Holländer setzete sich so gleich mit vier Mann in eine Schaluppe und begab sich an Bord des Serdam. Er meldete Pelsarten alle die abscheulichen Thaten, die während seiner Abwesenheit vorgegangen waren; und daß die Aufrührer den Anschlag gemacht hätten, sich des Schiffes zu bemeistern. Unter der Zeit daß er solches erzählete, entdeckete Pelsart zwo Schaluppen, die mit dem Winde heran kamen; und erstaunete ungemein, als er sie voller bewaffneter Leute sah, die mit goldenen und silbernen Spitzen bedeckt waren. Er setzete sich in Vertheidigungsstand; und als sie ihn verstehen konnten, so fragete er sie, warum sie mit den Waffen in der Hand kämen. Waterlos, der sie anführete, und welchen Cornelis zu seinem Lieutenante gemacht hatte, antwortete, sie wollten ihm ihre Ursachen dazu entdecken, wenn sie am Borde seyn würden. Pelsart aber befahl ihnen, ihr Gewehr in die See zu schmeißen, mit

Pelsart kömmt wieder an den Ort seines Schiffbruches.

Wie er seinem Untergange entgeht.

k) Ebendas.

Pelsart 1629.

mit der Drohung, sie auf der Stelle in Grund zu bohren, wenn sie nicht gehorcheten. Sie hatten keine andere Partey zu ergreifen, als sich zu unterwerfen. Sie schmissen also ihr Gewehr weg. Man ließ sie in das Schiff kommen, wo Pelsarts und Weybehaisens erste Sorgfalt war, ihnen Ketten anlegen zu lassen. Einer von ihren Anführern, Namens Johann von Bremen, welcher vor den andern gefraget ward, weil er die Kühnheit gehabt hatte, denenjenigen zu drohen, die ihn fesselten, gestund freywillig mit eben der Unverschämtheit, daß er von hundert und fünf und zwanzig Personen, welche waren umgebracht worden, sieben und zwanzig mit seiner eigenen Hand getödtet hätte. An eben dem Tage ließ auch Weybehais den Cornelis an Bord bringen.

Er bemächtiget sich aller Mörder.

Es war der 18te des Herbstmonates. Pelsart schickete einige wohlbewaffnete Mann in seinen eigenen Schaluppen ab, sich der übrigen Mörder zu bemächtigen. Sie verloren den Muth, als sie das Schicksal ihrer Häupter vernahmen; und ob ihrer gleich noch dreyßig an der Zahl waren, welche ihm durch ihren Widerstand etwas hätten zu thun machen können, so nahmen sie doch die Fessel geduldig an.

Reichthum, den er aus seinem Schiffbruche rettet.

Die folgenden Tage wurden angewandt, eine große Menge von kostbaren Waaren zusammen zu suchen, welche an verschiedenen Orten der Insel zerstreuet waren. Man fand alles wieder bis auf eine goldene Kette. Darauf näherte sich Pelsart den Trümmern des Schiffes Batavia. Dieses unglückliche Fahrzeug war in Stücken. Der Kiel war auf der einen Seite auf dem Sande gescheitert, ein Theil von dem vordersten saß auf einen Felsen, und andere Stücken waren zerstreuet. Ein so trauriger Anblick gab wenig Hoffnung, die vornehmsten Reichthümer der Compagnie zu retten. Indessen meldete doch ein Matrose, daß er einen Monat zuvor, da er ziemlich nahe bey den Trümmern gefischet hätte, mit der Spitze eines Spießes auf einen Kasten voller Silber gestoßen, wie er glaubete. Pelsart nahm mit den gusurattischen Tauchern, die er mitgebracht hatte, einen schönen Tag, und man zog hintereinander fünf noch ganze Kasten voller Silber heraus. Die Taucher versicherten, sie hätten noch viele andere gefunden, es wäre ihnen aber unmöglich, sie herauszuziehen, weil das Wetter sehr schlecht würde; und man mußte nur einen Anker und ein Stück da lassen, um den Ort zu bezeichnen, wo diese Schätze versenket lägen.

Er läßt die Verbrecher hinrichten.

Ein kalter und heftiger Südwind, welcher nicht erlaubete, diese Arbeit länger fortzusetzen, machte, daß sich Pelsart entschloß, eiligst nach Batavia zurück zu gehen. Die große Anzahl der Gefangenen aber verursachete ihm eine Unruhe, und er ließ den Rath zusammen kommen, um sich zu berathschlagen, ob er sie vor seiner Abreise verurtheilen, oder nach Batavia führen sollte. Die Furcht, so viele Reichthümer, welche man glücklich aus dem Schiffbruche gerettet hätte, neuen Gefährlichkeiten auszusetzen, überwog die Ehrerbiethung, welche man dem Tribunale der Compagnie schuldig war. Weil außerdem die Verbrechen, die man zu bestrafen hatte, nicht von der Natur waren, daß sie viele Beweise und Erläuterungen bedurften: so wurden alle Strafbare den Tag vorher, da man wieder unter Segel gieng, hingerichtet *l*).

Das

l) Der Verfasser bemerket zum Nutzen der Seefahrer, daß man auf Weybehaisens Insel zween Brunnen gegraben, wovon man das Wasser lange Zeit nicht trinken wollen, weil es mit der Ebbe und Fluth gefallen und gestiegen, endlich aber genöthiget worden, sich desselben zu bedienen, und daß es niemanden etwas geschadet hätte.

Tasman. 1642.

Das II Capitel.

Abel Jansen Tasmans Reise nach den Südländern.

Einleitung. Abreise von Batavia. Abweichung der Magnetnadel. Das Land Van Diemen. Friedrich Heinrichsbay. Weg, den man nehmen will. Wilde aus Neu Seeland. Mörderbay. Drey Königs Insel. Pylstaarts Insel. Eylande, Amsterdam und Rotterdam. Prinz Wilhelms Insel und Haemskerks Untiefen. Insel Anthong-Java. Cap St. Maria. Andere Inseln. Bay der guten Hoffnung. Insel Moa. Insel Schouten. Rückkehr nach Batavia.

Einleitung.

Dieser Bericht hat noch das Trockene und Schwere an sich, wegen dessen ich bey einigen vorhergehenden, in Ansehung ihres Nutzens, um Verzeihung gebethen. Der Verfasser, welcher selbst aller Hoffnung entsaget, zu gefallen, rühmet sich nur seiner Treue, womit er den Befehl ausgeführet, den er zu Entdeckung der Südländer erhalten, und des Dienstes, den er der Schiffahrt geleistet zu haben vermeynet.

Abreise von Batavia.

Er segelte den 14ten August im 1642 Jahre mit zweyen Schiffen, Heamkerk und der Seehahn genannt, von Batavia ab *m*). Den 5ten des Herbstmonates warf er bey der Insel Moritz Anker, die er funfzig deutsche Meilen weiter gegen Osten fand, als er geglaubet hatte. Da ihn die Winde bis den 8ten des Weinmonates daselbst aufgehalten: so gieng er wieder in See, um mit einem Nordwestwinde bis auf vierzig Grad nach Süden zu laufen; und in diesem Raume fand er drey und zwanzig, vier und zwanzig und fünf und zwanzig Grad Abweichung der Magnetnadel. Den 22sten des Weinmonates, da er gegen Osten ein wenig südwärts gesteuret hatte, fand er sich den 29sten eben desselben Monates in fünf und vierzig Grad sieben und vierzig Minuten mittäglicher Breite und in neun und achtzig Grad vier und vierzig Minuten Länge, nebst sechs und zwanzig Grad fünf und vierzig Minuten Abweichung gegen Nordwest.

Abweichung der Magnetnadel wird Magnetbergen zugeschrieben.

Den 6ten November war er neun und vierzig Grad vier Minuten Süderbreite und hundert und vierzehn Grad sechs und funfzig Minuten Länge. Da er nunmehr sechs und zwanzig Grad Abweichung gegen Nordwest hatte, und die Luft voller Nebel und Stoßwinden mit großen Wellen war, die aus Südwest und Süden kamen: so verzweifelte er, die benachbarten Länder gegen diese beyden Rhomben anzutreffen. Den 15ten fand er nach seiner Beobachtung vier und vierzig Grad drey Minuten Breite und hundert und vierzig Grad zwey und dreyßig Minuten Länge. Er bemerkete achtzehn Grad dreyßig Minuten Abweichung gegen Nordwest. Diese Abweichung aber verminderte sich von Tage zu Tage dergestalt, daß er nicht mehr, als vier Grad Abweichung fand. Den 22sten war die Nadel in beständiger Bewegung, ohne auf einem von den achten Rhomben stille zu stehen. Er urtheilete daraus, daß er nicht weit von einigen Magnetbergen wäre.

Land Van Diemen.

Den 24sten des Wintermonates endlich in zwey und vierzig Grad fünf und zwanzig Minuten Süderbreite und hundert und drey und sechzig Grad funfzig Minuten Länge entdeckete er das Land gegen Osten ein Viertel Südost. Es war etwan zehn Meilen entfernet. Er nannte es Van

m) Friedrich Bernards Sammlung, Amsterdam 1738 III Th. a. d. 203 S.

n) Heutiges Tages die Insel Frankreich genannt.

Tasman. 1642.

Van Diemen. Die Nadel drehete sich nunmehr gerade gegen diese Küste. Das Wetter, welches stürmisch war, nöthigte Tasmanen, gegen Süd ein Vierthel Ost, längst an der Küste in vier und vierzig Grad Süderbreite zu steuren, wo das Land gegen Osten und von da gegen Nordost ein Vierthel Nord läuft. Als er aber in drey und vierzig Grad zehn Minuten Breite, und hundert und sieben und sechzig Grad Länge gekommen war: so legete er den 21sten des Christmonates in einer Bay vor Anker, die er Friedrich Heinrichs Bay nannte. Er glaubete, einen Trompetenschall am Ufer zu hören; und diese Vorstellung machte, daß seine Leute sehr hitzig nachsucheten. Anfänglich trafen sie zween Bäume an, die über zween Faden dick waren und über sechzig Fuß hoch unter den Zweigen. Man hatte fünf oder sechs Fuß hoch von einander Stufen in die Rinde eingehauen, um bis auf den Gipfel zu steigen; woraus Tasman schloß, die Einwohner dieses Landes müßten von einer übermäßigen Größe seyn, oder sie hätten eine unbekannte Art, sich dieser Stufen zu bedienen. An einem von diesen Bäumen schienen die Stufen so frisch zu seyn, als ob sie seit vier Tagen eingehauen worden. Die holländischen Schiffsleute wurden Fußstapfen von wilden Thieren gewahr, welche sie für die von einem Tiger hielten. Sie fanden Baumgummi und Harz. Das Land ist nicht mit Gebüschen noch Sträuchen bewachsen, und die Bäume sind daselbst nicht sehr dick. Man sah an vielen Orten Rauch in der Ferne. Tasman zog die Klugheit zu Rathe, welche ihm nicht erlaubete, sich auf ein Gerathewohl so weit einzulassen. Er ließ nur einen Pfahl aufrichten, woran alle seine Leute ihren Namen schrieben, und auf welchen er eine Fahne aufstecken ließ. Die Abweichung in dieser Bay ist drey Grad gegen Nordost, und die Ebbe und Fluth steigt und fällt daselbst ungefähr drey Fuß *o*).

Friedrich Heinrichs Bay.

Den 5ten des Christmonates, da die beyden holländischen Schiffe auf ein und vierzig Grad vier und dreyßig Minuten Breite und gegen hundert und neun und sechzig Grad Länge fortgerücket waren, verließ Tasman das Land Diemen mit dem Vorsatze, gegen Osten bis auf hundert fünf und achtzig Grad Länge fortzugehen, um die Salomons Inseln zu entdecken. Den 9ten in zwey und vierzig Grad sieben und dreyßig Minuten Breite, und hundert sechs und siebenzig Grad neun und zwanzig Minuten Länge fand er fünf Grad Abweichung gegen Nordost. Den 12ten urtheilete er aus denen großen Wellen, welche aus Südwest kamen, daß er in diesem Striche vergebens Land suchen würde. Den 13ten in zwey und vierzig Grad zehn Minuten Breite und hundert acht und achtzig Grad acht und zwanzig Minuten Länge, nachdem er sieben Grad dreyßig Minuten Abweichung gegen Nordost gefunden hatte, entdeckete er ein sehr erhabenes und bergichtes Land, welches itzo in der Karte den Namen Neu Seeland führet. Er steuerte nach Nord ein Vierthel Nordost und folgete dabey noch immer der Küste bis den 18ten des Christmonates, da er in einer Bay vierzig Grad funfzig Minuten Süderbreite, und hundert ein und neunzig Grad ein und vierzig Minuten Länge vor Anker legete. Die Abweichung war daselbst neun Grad gegen Nordost. Es währete nicht lange, so wurde er Wilde gewahr. Die ersten Zeichen aber schienen ihnen nicht viel Vertrauen beyzubringen. Die Kühnesten näherten sich dem Schiffe nur auf einen Steinwurf weit. Sie hatten eine rauhe Stimme und große Gestalt; ihre Farbe war zwischen braun und gelb; die Haare waren schwarz, fast so lang als der Japoneser ihre und auf der Spitze des Kopfes in die Höhe gebunden mit

Wilde von Neu Seeland.

o) Tasmans Reise a. d. 206 S.

mit einer Feder in der Mitte. Den Vorderleib hatten sie einige mit einem Stücke Matte, andere mit baumwollenen Zeuge bedecket. Das übrige war nackend. Einige spieleten auf einem Instrumente, welches fast wie eine Trompete klang. Tasman. 1642.

Diese Wilden, welche den andern Tag schon kühner und vertrauter geworden waren, scheueten sich nicht, in einem von diesen beyden Schiffen an Bord zu steigen, um daselbst ihren Tausch zu treffen. Tasman befürchtete einen Ueberfall. Er schickte also gleich seine Schaluppe mit sieben Mann aus, um den Hauptmann dieses Schiffes zu ermahnen, Vorsicht zu brauchen. Sie wurde von den Wilden angegriffen, welche drey von den sieben Holländern tödteten, und die andern zwangen, sich durch Schwimmen zu retten. Tasman nennete aus Schmerz diesen Ort, die **Mörderbay**. Er wollte wegen einer so schändlichen Treulosigkeit Rache nehmen. Das rauhe Wetter aber hinderte ihn, seine Leute ans Land zu setzen. Es schien ihm solches angenehm und fruchtbar zu seyn. Er gieng aus der Bay; und da er gegen Osten steuerte, fand er sich bald mit Land umgeben und zweifelhaft, ob er eine Durchfahrt finden würde. Seine Unruhe ließ ihn nach der Bay wieder zurück gehen: den 26sten aber ließ ein günstiger Wind ihn gleich seinen Weg nach Norden, ein wenig gegen Westen nehmen. Den 4ten Jenner in vier und dreyßig Grad fünf und dreyßig Minuten Süderbreite, und hundert ein und neunzig Grad neun Minuten Länge, rückete er bis auf die Höhe eines Vorgebirges fort, welches gegen Nordwest ist, wo ihm die großen Wellen aus Nordost keinen Zweifel ließen, daß nicht ein großes Meer auf eben der Seite wäre, und er die Durchfahrt gefunden hätte, die er suchete. Eine Insel, die sich nicht weit davon zeigete, wurde die Insel **der H. drey Könige** genannt, weil sich die beyden Schiffe derselben an diesem Feste näherten, in der Hoffnung, einige Erfrischungen daselbst zu finden. Tasman entdeckete auf einem Gebirge dreyßig oder vierzig Mann, die in der Ferne von sehr großer Gestalt zu seyn schienen, mit dicken Prügeln bewehret waren, und mit starker Stimme schryen, ohne daß man doch ihre Meynung verstehen konnte. Er bemerkete, daß sie beym Gehen große Schritte machten. Die beyden Schiffe fuhren um diese Insel hinum. Man entdeckete keine Spur, daß solche angebauet wäre, und die Insulaner ließen sich auch nicht in größerer Anzahl sehen. Man fand aber einen Fluß mit süßem Wasser daselbst. Tasman entschloß sich, nach Osten zu steuern, bis auf zwey hundert und zwanzig Grad Länge; darauf nach Norden, bis auf siebenzehn Grad Süderbreite, und von da gen Westen, bis an die **Cocos- und Hornsinseln**. Dieses Ziel setzete er seinen Leuten vor, sich zu erfrischen, wenn ihm nicht das Glück noch eher einen Ort dazu anböthe. Denn er hatte bey dem Lande **Van Diemen** angeländet, ohne daselbst etwas zu finden, und das Wetter hatte ihm nicht erlaubet, an dem Ufer von Neu Seeland einmal auszusteigen †).

Mörderbay.

1643.

Drey Könige Insel.

Den 8ten Jenner in dreyßig Grad fünf und zwanzig Minuten Süderbreite und hundert und zwey und neunzig Grad zwanzig Minuten Länge bemerkete er neun Grad Abweichung gegen Nordost. Die großen Wellen, welche aus Südost kamen, ließen ihn kein Land an der Seite hoffen. Den 12ten im dreyßigsten Grad fünf Minuten Breite und hundert zwey und neunzig Grad sieben und zwanzig Minuten Länge war die Abweichung zehntehalb Grad gegen Nordost, und die Wellen kamen von Südost und Südwest. Den 16ten in sechs und zwanzig Grad neun und zwanzig Minuten Breite, und hundert neun und neunzig Grad zwey und dreyßig Minuten Länge, wich die Nadel gen Nordost acht Grad ab. Den 19ten in zwey und zwanzig Grad fünf

†) Ebend. a. d. 211 S.

Tasman. 1643.

fünf und dreyßig Minuten Breite, und zweyhundert und vier Grad funfzehn Minuten Länge, war die Abweichung sieben und einen halben Grad gegen Nordost und man entdeckete eine Insel, von ungefähr drey Meilen im Umfange, die hoch, jähe und unfruchtbar war, so viel man in der Ferne davon urtheilen konnte. Eine heftige Ungeduld machte, daß das Schiffsvolk auf beyden Schiffen wünschete, hinan zu fahren: die Stärke des Windes aber benahm ihnen die Macht dazu. Sie nannten die Insel das **Pylstaarts Eyland**, weil sie eine große Menge von diesen Vögeln da herum fliegen sahen. Den Morgen entdeckten sie zwo andere Inseln.

Pylstaarts-Insel.

Inseln Amsterdam und Rotterdam.

Den 21sten, im ein und zwanzigsten Grade zwanzig Minuten Süderbreite, und zweyhundert und fünf Grad neun und zwanzig Minuten Länge, fand sich die Abweichung sieben Grad ein Vierthel gegen Nordost, und man näherte sich der nordlichsten von diesen beyden Inseln, welche auch die höchste und größte ist. Sie wurde **Amsterdam** und die andere **Rotterdam** genannt. Man fand in der erstern eine Menge Schweine und Hühner und allerhand Früchte. Die Insulaner waren ohne Waffen. Sie schienen sanftmüthig und gutthätig, aber zum Stehlen geneigt zu seyn. Die Richtung der Ebbe und Fluth, ist gegen Nordost um diese beyden Inseln, und der Wind bläst da beständig aus Südost und Südsüdost. Man nahm in der Insel Amsterdam kein Wasser ein, weil man die Schwierigkeiten daselbst nicht überwinden konnte. Tasman richtete seine Hoffnung auf die Insel Rotterdam. Er fand daselbst eben solche Indianer, das ist, die sehr freundlich und ohne die geringsten Waffen, aber große Diebe waren. Man nahm daselbst viel leichter Wasser ein, und die Erfrischungen waren allda nicht weniger im Ueberflusse. Man sah auch eine Menge Cocosbäume, die sehr ordentlich gepflanzet waren, und schöne Gärten, mit allerhand Arten von Früchten angefüllet, deren Bäume in einer vortrefflichen Ordnung stunden. Als man dieses Eyland verließ: so entdeckete man noch andere. Tasman bestärkete sich in dem Entschlusse, nach Norden zu steuren, bis auf den siebenzehnten Grad der Breite, und sich darauf nach Westen zu wenden, ohne durch die **Verräther-** und **Horns-** Insel zu gehen.

Prinz Wilhelms Inseln und Haemskerks Untiefen.

Den 6ten des Hornungs im siebenzehnten Grade neunzehn Minuten Süderbreite, und zweyhundert und ein Grad fünf und dreyßig Minuten Länge, fanden sich die beyden Schiffe zwischen neunzehn bis zwanzig Inseln, die mit Sande und Felsen umgeben waren. Sie führeten in den Karten den Namen der **Prinz Wilhelms Inseln** und **Haemskerks Untiefen**. Den 8ten ergriff man aus Furcht, man möchte weiter gegen Westen seyn, als man es nach der Schätzung vermuthete, und man möchte gegen Süden von Neu-Guinea kommen, oder auf unbekannte Küsten gerathen, die Partey, nach Norden, oder wenigstens Nordnordwest, bis auf fünf oder sechs Grad Süderbreite zu halten, und sich darauf nach Westen gegen Neu-Guinea zu wenden. Man segelte nach dieser neuen Richtung bis den 20sten März mit vielen Abweichungen der Magnetnadel zwischen acht, neun und zehn Grad Nordost. Den 22sten in fünf Grad zwo Minuten Süderbreite, und hundert acht und siebenzig Grad zwey und dreyßig Minuten Länge hatten sie vier Meilen an der Westseite Land im Gesichte. Es waren auf zwanzig Inseln, die in den Karten **Anthong Java** genannt werden, und nur vier und neunzig Meilen von den Küsten von Neu-Guinea entfernet sind.

Inseln Anthong Java.

Den 25sten, in vier Grad fünf und dreyßig Minuten Breite, und hundert fünf und siebenzig Grad zehn Minuten Länge, fanden sie neun Grad, dreyßig Minuten Abweichung

chung auf der Höhe der Inseln Mark, deren Entdeckung man Wilhelm Schouten und Jacob le Maire zu danken hat. Es sind ihrer an der Zahl vierzehn oder funfzehn. Ihre Einwohner sind Wilde, welche schwarze und aufgesträubete Haare haben, wie die an der Nörderbay in Neu-Seeland. Den 29sten gieng man die grüne Insel, und den 30sten die Insel St. Johann vorbey. Tasman. 1643. Inseln Mark.

Den 1sten April, im vierten Grade, dreyßig Minuten Süderbreite, und hundert ein und siebenzig Grad zwo Minuten Länge, hatte man den Anblick von Neu-Guinea gegen das Vorgebirge zu, welches die Spanier Santa Maria nennen. Die Abweichung fand sich acht Grad fünf und vierzig Minuten. Tasman folgete der Küste, welche Nordwest lief. Er gieng vor den Inseln Anton Caens, Gardener und Vischer vorbey, gegen das Vorgebirge, welches den Namen Struys Hoek führet, wo die Küste Süd- und Südost läuft. Er hörete nicht auf, ihr zu folgen, in der Hoffnung, eine Durchfahrt nach Süden zu finden. Den 12ten in drey Grad fünf und vierzig Minuten Breite, und hundert sieben und sechzig Grad Länge, fand er zehn Grad Abweichung gegen Nordost. An eben dem Tage spürete man ein Erdbeben mit gewaltigen Stößen. Man glaubete, man wäre auf einen Felsen gerathen: das Senkbley aber fand keinen Grund. Die beyden Schiffe waren um Struys Hoek hinumgefahren, und fanden sich in der Bay der guten Hoffnung. Den 14ten in fünf Grad sieben und zwanzig Minuten Breite, und hundert sechs und sechzig Grad sieben und funfzig Minuten Länge, war die Abweichung neun Grad funfzehn Minuten. Man hatte das Gesicht vom Lande von Ostnordost, bis nach Süden und von da bis nach Südsüdwest. Tasman ließ zwischen diesen beyden Gränzen eine Durchfahrt suchen: man fand aber nur einerley Küste selbst bis nach Westen. Man mußte das Vorgebirge gegen Westen behalten, längst an der Küste, wo man von vielen Windstillen überfallen ward. Vorgebirge Santa Maria. Inseln Caens, Gardener, Vischer.

Den 20sten April in fünf Grad vier Minuten Süderbreite und hundert vier und sechzig Grad sieben und zwanzig Minuten Länge, fand man sich bey der brennenden Insel; und die Nacht über, ward man Flammen gewahr, welche aus der Spitze eines Berges hervorstiegen. Zwischen dieser Insel und dem festen Lande, sah man sehr viele Feuer nahe am Ufer, und gegen die Mitte eines hohen Gebirges, woraus Tasman schloß, daß dieses Land sehr bevölkert sey. Die Windstillen fingen auf dieser Küste oftmals wiederum an. Man traf daselbst schwimmende Bäume und verschiedenes Gesträuche an, welches die Flüsse in ihrem Wasser fortschleppeten. Nachdem man um den brennenden Berg herum gefahren: so folgete man der Küste, welche Westnordwest läuft. Den 27sten in zween Grad zehn Minuten Süderbreite, und hundert sechs und funfzig Grad sieben und vierzig Minuten Länge, glaubete Tasman, das Eyland Moa zu sehen: es war aber die Insel Jama, die etwas mehr gegen Osten liegt. Man fand daselbst Cocos im Ueberflusse, und eine Menge von andern Lebensmitteln. Die Einwohner sind ganz schwarz. Sie können leicht alle die fremden Wörter wiederholen, die sie hören, woraus Tasman schloß, daß ihre eigene Sprache sehr reich sey. Die Aussprache aber ist schwer; weil der Buchstabe R oft hinein kömmt, und vielmals in einem einzigen Worte. Den andern Morgen legete man vor der Insel Moa an, wo man viele Erfrischungen fand, und bis den 6ten May durch widrige Winde aufgehalten wurde. Die Handlung war kaum mit den Einwohnern geöffnet, so wurde ein Bootsknecht von dem Schiffsvolke von einem dieser Eyländer mit einem Pfeile verwundet. Die andern aber brachten solchen freywillig geschwind an Bord, und übergaben Brennende Insel. Insel Moa.

Tasman. 1643. ben ihn der Rache der Holländer; worauf der Tausch eben so ruhig, als redlich geschah. Tasman erinnerte sich, daß im Jahre 1616 Wilhelm Schouten und Jacob le Maire nicht so glücklich gewesen waren. Die Gewaltthätigkeiten eben der Wilden hatten sie genöthiget, ihr Schiff sehr nahe ans Land rücken zu lassen, und vielmal Feuer zu geben, welches mehr Wirkung hatte, als alle ihre Freundschaftsanerbiethungen, um diese Barbaren zur Vernunft zu bringen.

Insel Schouten. Den 12ten May, in vier und funfzig Minuten Süderbreite, und hundert drey und funfzig Grad siebenzehn Minuten Länge, war die Abweichung sechs Grad dreyßig Minuten gegen Nordost. Man segelte längst der nordlichen Küste der Insel Schouten, welche achtzehn bis neunzehn Meilen lang und sehr bevölkert ist. Den 18ten in sechs und zwanzig Minuten Breite, und hundert sieben und vierzig Grad fünf und funfzig Minuten Länge, war die Abweichung nicht über fünf Grad dreyßig Minuten. Man war an das ostliche Ende von Neu-Guinea gekommen, welches eine abgerissene Spitze ist. Die Windstillen und widrigen Winde machten den beyden Schiffen daselbst viel zu schaffen. Da man indessen das Cap gegen Norden von Ceram gebracht hatte: so langeten sie daselbst mit mehrerm Glücke an, als sie sichs versprochen hatten. Den 27sten giengen sie durch die Rückkunft nach Batavia. Straße gegen Norden von Bouro; und den 15ten des Brachmonates legeten sie, nach einer zehnmonatlichen Reise, in dem Hafen von Batavia an, wo sie ausgefahren waren *p*).



Das III Capitel.

Wilhelm Dampiers Reise nach den Südländern.

Einleitung. Alle Theile dieser Reisebeschreibung, die nicht zur Hauptabsicht der Reise gehören, werden bey denen Ländern angebracht werden, die sie eigentlich betreffen *q*).

Dampier hat sich in ein so verdientes Ansehen gesetzet, daß sein Name allein schon statt einer Lobrede ist. Seine zahlreichen und weitläuftigen Reisen, seine gründlichen Bemerkungen über die Winde, Fluthen, Ströme, Sandbänke, Abweichungen der Magnetnadel, und alle Eigenschaften der Gegenden, die er durchstrichen hat, machen ihm ungemein viel Ruhm.

Bey der Abreise aus England, auf dem Schiffe, die Gemse, (Chevreuil) davon man ihm die Führung anvertrauet hatte, um neue Entdeckungen in den Südländern zu machen, machte er sich eine Bemerkung des berühmten Dr. Halley zu Nutze, deren Wichtigkeit er sehr erhebt. Sie ist kurz, und man hat sie zu London nur in einem einzeln gedruckten Blatte gesehen. Ihr Titel war: Nachricht für diejenigen, welche im Canale von England schiffen. Man rücket sie also hier desto williger ein, weil sie durch die Anpreisung eines Mannes, wie Dampier, einen neuen Werth bekömmt *r*).

Man

p) Ebendas. a. d. 223 und vorherg. S.

q) Man folget hier der zweyten Auflage, Amsterdam bey Marret 1705 in fünf Bänden in 12. davon

Einleitung.

Wichtige Nachricht für die, welche im Canale schiffen.

Man bemerket seit langer Zeit, daß die Schiffe, die durch den Canal segeln sollen, Nordwärts an die Sorlinge fallen, und aus Versehen, in den Canal von Bristol gerathen, oder in das Meer von Severn kommen, viel Gefahr laufen. Viele sind so gar daselbst unglücklicher Weise umgekommen. Dieses rühret unstreitig daher, daß sich die Abweichung der Nadel geändert hat, und auch die Breite des Lezard und der Sorlinge fast fünf Meilen zu weit nordlich angesetzet ist. Man sieht wenigstens aus ungezweifelten Beobachtungen, daß die Spitze des Lezard in neun und vierzig Grad acht und vierzig Minuten liegt, das Mittel der Sorlinge westwärts hat, und der südliche Theil dieser Spitze, genau in neun und vierzig Grad funfzig Minuten ist, da doch in den meisten Karten und Seebüchern sie funfzig Grad nordlicher Breite, und bey manchen gar funfzig Grad zehn Minuten gesetzet werde. Dieser Irrthum würde kein Unglück verursachen, wenn die Abweichung immer nach Osten zugienge, wie zu der Zeit, da die Karten verfertiget wurden. Aber seit dem Jahre 1657 hat sie sich so stark nach Westen gewandt, daß sie jetzo sieben und einen halben Grad ungefähr ist. Alle Schiffe also, die aus dem Ocean kommen, in den Canal zu gehen, und das Cap nach der Magnetnadel ostwärts bringen, entfernen sich nach Norden, und gerathen aus ihrem eigentlichen Laufe, ungefähr um zwey Drittheil eines Windstriches. Das ist noch nicht alles, von achtzig bis zu vier und achtzig Meilen ändern sie ihre Breite ungefähr um zehn Minuten; und wenn sie zwey oder drey Tage hinter einander ihre Beobachtungen anzustellen unterlassen, ohne etwas für diese Abweichung zu rechnen, so fallen sie unfehlbar wider ihre Erwartung nach Norden, besonders wenn sie rechnen, daß die Sorlinge weiter als funfzig Grad liegen. Manche schreiben solches dem Strome im Canale St. Georg zu, in den Gedanken, die Fluth führe weiter nach Norden, als die Ebbe wieder zurück führe. Aber wenn man einmal die Abweichung mit gerechnet hat, so findet man, daß dieser Strom nicht merklich ist, und daß die Schiffe, die ihren Weg Ost halb Süd den Lauf einer Sanduhr zweymal durch, und alle, die solchen einmal Ostwärts nehmen, ihre Parallele genau erhalten. Dieses machet gegenwärtiges Verfahren für alle Schiffer wichtig, die diese Abrechnungen nicht anzustellen wissen. Man räth ihnen auch, wie sie aus dem Oceane kommen, in den Canal zu gehen, daß sie einem Parallele folgen, der nicht über neun und vierzig Grad vierzig Minuten nordlich ist. Dieses wird sie gerade an das Lezard bringen.

Aber dieses ist nicht die einzige Gefahr, welcher diese Veränderung der Abweichung die Schiffe im Canale aussetzet. Man hat verschiedene gesehen, die, wenn sie von den Dünen abgereiset sind, auf der französischen Küste und den Casquetes einen traurigen Schiffbruch gelitten haben. Vergleicht man den genauen Durchschnitt der französischen Küste mit der Aussicht der englischen, bey der man vielleicht nicht so viel Richtigkeit beobachtet hat: so wird man finden, daß der wahre Weg, von Beachy, oder Dungyneß nach den Casqueten zu gehen, sechs und zwanzig Grad West ist, wobey man sich nach Süden zieht. Sonst, als die Nadel sich so sehr nach Nordosten zog, als sie sich itzo nach Nordwesten zieht, war der Weg ungefähr Südwest, halb West nach der Nadel, und der Weg Westsüdwest, den man den Weg des Canals nennet, war für alle Schiffe sehr gut, die in den Ocean gehen sollten. Heute zu Tage aber wird jedes Schiff, das im Canale Westsüdwest segelt,

davon die ersten drey die Reise um die Welt enthalten. Sie soll am richtigsten gedruckt seyn.

r) Dieser Durchschnitt ist um eben die Zeit bekannt gemacht worden.

Einleitung.

segelt, so nahe es sich auch an der Küste von Beachy hält, unausbleiblich auf die Casqueten, oder vielmehr ostwärts ihnen, fallen. Daraus folget, daß in Absicht auf die itzige Abweichung der Nadel der Weg West ein Viertheil Süd, der Weg des Canals seyn muß, statt des vorigen Westsüdwest, und daß man sich auf eine gehörige Weite von Cap Beachy zu entfernen hat, durch welchen Weg man die Insel Wight vermeiden, und ungefähr das Mittel zwischen der Spitze von Portland und den Casqueten halten wird, die aufs höchste vierzehn Seemeilen davon und fast unter eben dem Mittagskreise sind s).

Der I Abschnitt.

Dampier geht nach Brasilien; segelt wieder nach den Südländern. Seine Beobachtung von Annäherung eines Sturmes. Annäherung von Neuholland. Lage der Küste. Seehundenbay. Muthmaßung wegen einer Durchfahrt ins Südmeer. Sie treffen Einwohner an. Dampiers Streit mit verschiedenen Wilden. Abbildung ihres Anführers. Beschreibung des Landes. Landthiere. Dampiers Betrachtungen über sein Unternehmen. Gedanken von den Südländern. Er muß sein Vornehmen unterbrechen; segelt nach Timor. Eifersucht der Holländer für diese Insel. Schwierigkeit, daselbst einen Hafen zu finden. Dampier trifft den Statthalter des Forts an. Mistrauen der Holländer. Beschreibung der Insel Anamabao. Bay Cupang. Bay Laphao. Portugiesische Stadt Larentuka. Gastmahl des holländischen Statthalters. Vorspiel der nordwestlichen Musson. Dampier verläßt Timor. Brennende Inseln. Wasserhose, die aus einer Wolke fällt.

Dampier. 1699.

Abreise. Er geht nach Brasilien. Er segelt wieder nach den Südländern, gegen das Vorgebirge der guten Hoffnung zu.

Dampier reisete von den Dünen den 14ten Jenner des 1699 Jahres ab, und gieng den 10ten des Maymonates durch die Linie, um die Zeit, da Tag und Nacht gleich sind. Er hatte beschlossen, nicht an dem Vorgebirge der guten Hoffnung anzuländen, und deswegen wandte er sich nach Brasilien, um daselbst Erfrischungen einzunehmen. Nachdem er mit Ausführung dieses Vorhabens fast fünf Monate zugebracht hatte: so segelte er zu seiner Zeit wieder ab. Da er sich aber ostwärts lenkete: so konnte er es nicht verhindern, im Anfange des Brachmonates ins Gesicht des Vorgebirges zu kommen, von dem er nur sechzehn Meilen entfernet war. Von dar nahm er seinen Weg Ostsüdost, um desto kürzer nach Neuholland zu kommen. Dieses Land ist gleichwohl Nordost des Vorgebirges, aber alle Schiffe, die dahin nach dieser Küste oder der Enge Sonde gehen wollen, müssen einige Zeit in eben dem Parallele bleiben, oder sich in einer Breite zwischen fünf und dreyßig und vierzig Grad wenigstens halten, und zwar ein wenig Südost, um in dem Striche der veränderlichen Winde zu bleiben; sie müssen also das Cap nicht zu sehr nach Norden bringen, damit sie nicht in die Herrschaft der beständigen Winde kommen, die sie von ihrem ostlichen Wege abbringen würden.

Seine Beobachtungen über die Annäherung eines Sturmes.

Die Nacht, Dienstages den 6ten des Brachmonates, war die Sonne in einer sehr dicken Wolke untergegangen, die wie die Erde aussah, und die Wolken, welche sich darüber zeigeten, waren dunkelroth. Den andern Tag, da sich die Sonne dem Horizonte näherte: so schienen die Wolken sehr angenehm vergoldet. Indessen war die Sonne nicht über zween Grad gestiegen, so gieng sie in eine dicke Wolke, die eine Farbe wie Rauch hatte, und mit dem Horizonte parallel lag, aus der man anfangs eine Menge dunkeler und schwärz-

s) Dampier IIII Th. a. d. 16 S.

schwärzlichter Stralen gehen sah. Der Himmel war schon mit Wölkchen bedecket, die sehr dicht an einander lagen, von der Art, welche die Seeleute dichte nennen, die keinen Regen drohen. Vom Rande des Horizontes an, bis drey oder vier Grad Höhe, waren sie goldfarben, nachgehends etwan bis zehn Grad schienen sie roth und sehr glänzend. Die nach ihnen kamen, bis sechzig und siebenzig Grad Höhe, waren dunkeler; darüber aber hatten sie ihre natürliche Farbe. Dampier hält diese Abschilderung für wichtig, weil er allezeit beobachtet hat, daß das Gewölke dieser Art einen nahen Sturm anzeiget. Er bereitete sich auch zu allen Gefahren des Meeres, und empfand bald die Nothwendigkeit seiner Vorsichtigkeit. Denn er stund zween Tage lang eine heftige Erregung der Wellen aus. t). | Dampier. 1699.

Den 19ten des Heumonates, befand er sich in vier und dreyßig Grad siebenzehn Minuten südlicher Breite, und neun und dreyßig Grad vier und zwanzig Minuten ostlicher Länge vom Cap. Funfzehn Tage darnach, das ist, den 4ten des Heumonates, befand er sich seiner Rechnung nach in einem Mittagskreise, welcher eilfhundert Seemeilen von des Cap seinem entfernet war. Nichts kam ihm auf diesem Wege besonders merkwürdig vor, außer daß ihn den ganzen Weg sehr viele Vögel, besonders Pintaden, begleiteten, und daß er von Zeit zu Zeit einen Wallfisch entdeckete. Bey der Annäherung an Neuholland aber sah er oft drey bis viere beysammen. Neunzig Seemeilen vom Lande bemerkete man Seekräuter, alle von einerley Gestalt. Dreyßig Meilen davon sah man Knochen vom Blackfische schwimmen, und unter vielen Fischen, die man beständig bemerkete, sprang einer von denen, welche Gais heißen, viermal nahe beym Borde in die Höhe. Man entdeckete auch auf dem Wasser viele Kügelchen, die man für Perlen hätte halten sollen, und deren einige so groß, als trockene Erbsen, aber hell und durchsichtig waren. Wenn man sie zerdrückete, so gieng ein Tropfen Wasser heraus, und das Häutchen, das ihn einschloß, war so zart, daß man es mit Mühe unterschied. Den 30sten des Heumonates, verließen alle Vögel das Schiff, die den Dampier begleitet hatten: aber man sah welche von einer ganz andern Art, die so groß als Kiebitze waren, graue Federn, einen Kreis um die Augen von schwarzer Farbe, rothen und spitzigen Schnabel, lange Flügel und Gabelschwänze, wie Schwalben, hatten. Die Hoffnung, das Land zu sehen, wuchs alle Augenblicke. Dampier glaubete, er wäre südwärts der Sandbänke, die er in einer seiner Karten in sieben und zwanzig Grad achtzehn Minuten Breite verzeichnet fand, und die ungefähr sieben Meilen ins Meer rücken sollten. Alle seine Rechnungen trafen mit dieser Voraussetzung überein: allein, er fand gegentheils, daß diese Bänke südwärts des Schiffes lagen, und daß ihr äußerer Rand sechzehn Meilen vom Ufer war. Endlich entdeckete man den 1sten August um neun Uhr des Morgens Land oben vom großen Maste, und man erhielt bald verschiedene Aussichten davon in verschiedenen ungleichen Entfernungen. | Annäherung an Neuholland.

Dampier dachte auf nichts, als einen Hafen zu finden, um seine Leute daselbst ausruhen zu lassen, nachdem sie hundert und vierzehn Grade von Brasilien an gesegelt waren. Außerdem war seine Absicht, seine Entdeckungen hier anzufangen, die er in Neuholland und in Neuguinea machen sollte. Das Land war niedrig und schien sehr eben zu seyn. Man entdeckte doch | Lage der Küste

t) Ebendas. a. d. 90 u. f. S.

Dampier. 1699.

doch darauf einige rothe und weiße Hügel. Im sechs und zwanzigsten Grade sah man eine Oeffnung, die einen Hafen, den man suchte, zu versprechen schien: allein, die Mündung, die nicht weniger als zwo Meilen breit war, ward von Klippen verschlossen, wobey sich auch auf der Küste weder Gebüsche noch Kraut zeigete, und die Meerufer sehr steil waren. Man fuhr fort, in allen Buchten das Senkbley auszuwerfen, bis den 6sten, da man in einer Bay voll Seehunde ankerte. Sie ward die Seehundebay genannt u). Weil man aber daselbst kein Wasser finden konnte, auch keine andere Vögel, als Adler, Flußvögel und Meervögel antraf, die Landthiere aber nur eine Art von Caninchen, deren Fleisch sehr wohl schmeckete, und Guanos von einer häßlichen Gestalt waren, die stille hielten und pfiffen, wenn man sich ihnen näherte, ohne sich die Mühe zu nehmen, davon zu fliehen: so lichtete man die Anker, um einen bequemern Aufenthalt zu suchen. Die Untersuchungen wurden bis den 21sten fortgesetzet. Man sah diesen Tag viele Schlangen, manche gelb und einer Faust dick, ungefähr vier Fuß lang, mit einem platten und vier Zoll breiten Schwanze; die andern waren viel kleiner und kürzer, rund und schwarz und gelb gezeichnet. Das Erdreich, von dem man neun Meilen entfernet war, schien eine Art von Vorgebirge zu machen; und man erkannte bey der Annäherung, daß es das ostliche Ende einer Insel von fünf bis sechs Meilen Länge, und einer Meile Breite war. Drey oder vier andere Inseln mit Felsen bedecket zeigeten sich eine Meile weit von dieser Spitze, und oben vom großen Maste entdeckte man unzählig viel andere ostwärts und westwärts, so weit als man sehen konnte. Man sah auch welche von der Südseite, die meistens ziemlich hoch waren, daß man sie von acht oder neun Meilen weit entdecken konnte. Dampier zweifelte fast nicht mehr, daß es eine Reihe Inseln wäre, die sich der Länge nach mehr als zwanzig Meilen von Ostnordost nach Westsüdwest, und auch der Breite nach ziemlich weit erstrecketen. Die großen Fluthen, die er einige Zeit darnach antraf, veranlasseten ihn, zu glauben, daß sich in diesem Inselmeere vielleicht eine Durchfahrt durch Süden von Neuholland und Neuguinea in das große Südmeer nach Osten befände. Er beschloß, solches bey seiner Rükkunft zu untersuchen, wenn er keine Verhinderung fände. Aber damals befürchtete er, es möchte ihm am Wasser fehlen, ohne daß er sicher war, welches in diesen Inseln zu finden. Diese Gegenden liegen in zwanzig Grad und ein und zwanzig Minuten Breite, ob sie wohl in Tasmanns Karte neunzehn Grad und funfzig Minuten angesetzt sind.

Seehundebay

Muthmaßung wegen einer Durchfahrt ins Südmeer.

Sie treffen Einwohner an.

Mit so wenigem Erfolge irreten sie einen ganzen Monat herum, und bemerketen allezeit Schlangen, Wallfische und verschiedene Vögel, unter denen man einige Busen fing, die in denen Oertern, welche zwischen den beyden Wendekreisen liegen, ziemlich gemein sind, und sich des Nachts auf die Schiffe setzen, wo sie sich fangen lassen, ohne sich zu bewegen. Nach diesem sah man den 30sten wieder Land, im achtzehnten Grade ein und zwanzig Minuten, und bemerkete viel starken Rauch auf dem Ufer. Den 31sten stieg Dampier aus, in Begleitung zehn oder zwölf seiner Leute. Sie waren mit Säbeln und Musketen, auch Aexten und Spaten, im Erdreiche zu arbeiten, versehen. Da sie sich dem Lande näherten: so sahen sie zween große schwarze Männer ganz nackend, die sich ihnen gegen über in einer sandigten Bay befanden, aber die Flucht nahmen, als sie die Fremden annähern sahen. Dampier ließ die Schaluppe in einiger Entfernung vom Ufer ankern, und verfolgete die beyden Schwarzen. Er erzählet seine erste That selbst folgender maßen: „Sie hatten „schon

Dampiers Streit mit

u) Das Ufer ist daselbst mit außerordentlich schönen Muscheln bedeckt.

„schon den Gipfel eines kleinen Hügels gewonnen, und sich da mit acht oder neun andern „Wilden vereiniget. Weil sie uns aber ihnen auf der Spur nachgehen sahen: so entfernten sie „sich sogleich. Als wir auf den Hügel kamen, entdeckten wir eine Savanne, eine halbe „Meile weit von uns, und einige kleine Erhöhungen, die wir von weitem für Häuser hiel„ten: es waren aber nur Felsen. Alle Schwarzen waren verschwunden, und wir fingen „an, in die Erde nach Wasser zu graben. Während dieser Arbeit zeigeten sich neun oder „zehn Wilde auf einer kleinen Höhe, in einiger Entfernung von uns, droheten uns mit den „Händen und schrien stark dazu. Endlich näherte sich uns einer und die andern folgeten „ihm vom weiten. Ich gieng ihm so gleich entgegen, aber alle meine Freundschafts- und „Friedenszeichen hielten ihn nicht ab, mir den Rücken zu zukehren, und die andern ahme„ten ihm nach. Den Nachmittag nahm ich nur zwey Leute mit mir, und gieng längst dem „Ufer hin, in Hoffnung, einen von diesen Wilden zu ertappen, um wenigstens zu erfah„ren, wo sie süßes Wasser bekämen. Ich bemerkete ein Dutzend ziemlich nahe bey uns, die „uns von weitem folgeten, da sie uns hatten den großen Haufen der unserigen verlassen sehen. „Nachgehends verhinderte sie eine Erhöhung, uns zu sehen; da wir denn hielten, in Hoff„nung sie zu überfallen, wenn sie uns weiter folgeten. Sie verließen sich auf ihre Menge, „und hoffeten, auch uns zu überwältigen. Einige giengen nach dem Ufer zu, und andere nah„men die Höhen ein. Aus der Erfahrung des Morgens wußte man, daß sie nicht so gar „leicht zum Laufen waren. Ein junger sehr munterer Mensch, der sich bey mir befand, „sah nicht so bald einige erscheinen, so lief er ihnen nach. Sie flohen anfänglich. Als er „sie aber erreicht hatte: so wandten sie sich um, mit ihm zu kämpfen. Er war nur mit „einem Säbel bewaffnet, und seine Feinde hatten hölzerne Lanzen. Ich verfolgete zu eben „der Zeit zween andere, die sich dem Ufer genähert hatten, aber aus Furcht, mein junger „Mensch möchte zu vieler Gefahr ausgesetzet seyn, kam ich zurück und fand, daß sie ihn „sehr enge eingeschlossen hielten. So bald ich erschien, warf einer der Schwarzen eine „Lanze auf mich, mit der er mich beynahe durchschossen hätte. Ich that einen Flinten„schuß in die Luft, sie zu erschrecken: sie erholeten sich aber bald wieder, schüttelten ihre Ar„me, schrien pouh, pouh, pouh, und drungen noch stärker auf den jungen Menschen. „Sein Leben und das meinige schienen mir in Gefahr zu seyn. Ich eilete, meine Flinte wieder zu „laden, und brannte auf einen dieser Elenden los, der zur Erde fiel. Die andern ließen „nach, und zogen sich mit ihrem verwundeten Gesellen zurück. Der zweyte der meinigen „hatte mir nicht helfen können, weil er kein Gewehr hatte. Dem andern war der Backen „mit einer Lanze durchstochen, die man anfangs für vergiftet hielt, aber nachgehends „fand, daß man sich geirret hatte x).

Dampier. 1699. verschiedenen Wilden.

Unter denen Feinden, mit denen Dampier kämpfete, bemerkete er einen, der nach seiner Aufführung und äußerlichem Ansehen ihr Oberhaupt oder Anführer zu seyn schien. Es war ein junger Mensch von mittelmäßiger Größe, lebhaft, und voller Muth. Er hatte allein einen weißgemalten Kreis um seine Augen, und einen Streifen von eben der Farbe vom Obern der Stirne bis an die Spitze der Nase. Seine Brust war auch weiß gemalt, imgleichen ein Theil seiner Arme. Alle die andern hatten schwarze Haut, ein wildes Ansehen, kraus Haar, eine lange und schlanke Gestalt: aber es fiel Dampiern unmöglich, zu untersuchen, ob ihnen auch wie andern Wilden, die dieses Landes waren, zween Zähne im

Abbildung ihres Anführers.

x) Dampier an oben angeführtem Orte a. d. u. 118. 119 S.

Dampier. 1699.

im obern Kinnbacken fehleten. Er sah viel Oerter, wo sie Feuer angezündet und Baumäste eingesteckt hatten, um sich vor dem Meerwinde zu verwahren, den er Brise nennet, und der hier allezeit von demselben Puncte wehet. Man fand an allen diesen Lagerplätzen große Haufen Muscheln und Fischgräten.

Beschreibung des Landes und dessen Früchte.

Das Land ist ziemlich niedrig. Es scheint von der Meerseite von einer langen Reihe Höhen geschlossen, die, weiter zu sehen, verhindern. Die Fluth steigt so hoch, daß das Land sehr niedrig aussieht, wenn sie am höchsten ist: aber nach der Ebbe ist es von mittelmäßiger Höhe und so mit Klippen bedeckt, daß man nur in einer Schaluppe anländen kann. Bey hoher Fluth geht man über die sandigte Bay, die längst den Dünen hinliegt. Tausend oder zwölfhundert Schritte vom Meere ist das Land trocken und trägt nichts als Gesträuche und Bäumchen. Einige sind mit gelben Blüthen bedeckt, andere mit blauen, noch andere mit weißen, davon die meisten einen sehr angenehmen Geruch von sich geben. Viele zeugeten eine Frucht, welche den Schotenerbsen ziemlich ähnlich war; jede enthielt zehn kleine Erbsen, allemal in gleicher Anzahl. Man fand auch in Menge eine Art Bohnen, und eine andere Art einer kleinen rothen und harten Hülsenfrucht, die auch in einer Schote steckete, und einen kleinen schwarzen Keim hatte, wie die Bohnen. Dampier vergleicht sie denen, die man in Ostindien brauchet, das Gold damit aufzuwiegen. Diese Frucht, die er allemal eine Hülsenfrucht nennet, wächst auf einem Gebüsche. Eine dritte Art von Bohnen wächst auf einem kriechenden Stengel. Die Höhen am Ufer waren mit allen diesen Arten Früchten bedeckt, manche grün, andere reif, und andere schon abgefallen: aber man sah nicht, daß welche wären abgelesen worden, oder daß die Einwohner einigen Gebrauch davon gemacht hätten.

Noch weiter hin, das ist, so weit sich das Auge in das Land erstrecken konnte, schien es niedriger zu seyn, als nahe am Meere, eben, mit Savannen und Wäldern untermengt. Diese

y) Unter verschiedenen Pflanzen fand er erstlich die, welche itzo unter dem Namen neuholländisches Rapuntium bekannt ist. Der Kelch besteht aus fünf langen und spitzigen Theilen. Zweytens, die Gestalt des Saamenbehältnisses beweist, wie er saget, daß diese Pflanze ein Rapuntium ist. Drittens Fucus alis capillaceis breuissimis. Dieser schöne Fucus ist eine Art von Erica marina oder Sargaza, aber seine Theile sind viel feiner. 4) Ein Ricinoides mit eckigten dicken Blättern. Es kömmt einem Gebüsche nahe. Seine Blätter sind dick und wollicht, besonders unten. Seine Frucht ist außen rauch, und das Saamenbehältniß in fünf Theile getheilet. Es gleicht dem Ricino fructu paruo fruticosa Curassauica. 5) Das Solanum Spinosum, das man itzo neuholländisches nennet. Dieses neue Solanum trägt eine blaulichte Bluhme, wie die andern, aber die Blätter sind weißlicht, dick, und oben und unten wollicht, einen Zoll lang, und fast so breit. Die Stacheln daran sind sehr spitzig, dicht beysammen, und von dunkler Orangenfarbe, besonders gegen die Spitze. 6) Eine Art Scabiosa, deren Bluhme auf einem vier Zoll langen Stiele wächst, und in ein sehr rauhes und gelblichtes Behältniß eingeschlossen ist. Die Blätter sind nicht über einen Zoll lang. Sie sind sehr schmal, oben grün, unten weiß und wollicht, und wachsen in Büscheln. Die Bluhme, welche Dampier davon nahm, war so vertrocknet und so verderbet, daß man nicht hat entscheiden können, ob es eine Scabiosa oder ein Helichrysum wäre. 7) Alcea, die man jetzo von Neuholland nennet, mit ganz wollichtem Stengel und Bluhmen, wie auch das Untertheil des Saamenbehältnisses. Die Bluhme hat fünf sehr zarte Blätter, die kaum so groß sind, als das Bluhmenbehältniß, und in deren Mitte sich ein Säulchen, ganz mit stumpfen Spitzen umgeben, befindet, welches zeiget, daß es eine Art von Malva ist. 8) Ein Bäumchen, dessen Blätter Lobes Amelanchier gleichen. Sie sind oben grün, unten sehr wollicht, aber sie endigen sich nicht in eine Spitze, wie die andern; sie haben oben einen Einschnitt. Die Bluhme ist sehr schön roth, besteht aus fünf großen, auf beyden Seiten, besonders oben, wollichten Blättern, das Mittel der Bluhme ist voller Faden, die unten wollicht sind, so lang als die








1.2.3.4. Pflanzen von Neu H



...lland. 5. 6. 7. 8. Pflanzen welche Dampier in Brasilien gefunden.



se Wiesen tragen eine Art Gewächse, die rauh und dünn ist. Fast überall besteht das Erdreich aus einem gröbern Sande, als der am Ufer ist: aber an einigen Orten ist es thonicht. Man sieht da viel Felsen, von fünf bis sechs Fuß hoch, deren Gipfel rund ist, manche roth, manche weiß. Die Wälder bestehen nur aus kleinen Bäumen, davon die größten nicht drey Zoll im Umfange haben. Ihr Stamm hat zwölf bis vier und zwanzig Fuß Höhe, und kleine Aestchen machen die Krone davon. Man trifft auch einige schwarze Manglen an den Ufern der Buchten an. Dampier. 1699.

Die Erdthiere sind hier nicht gar zu häufig. Dampier sah einige Eidexen. Seine Leute trafen zwey oder drey Thiere an, die wie hungrige Wölfe aussahen, und außerordentlich mager waren. Es gab auch keine andere Landvögel, als Krähen, die den unserigen völlig ähnlich waren, Falken, Geyer, viele fette Turteltauben, und zwo oder drey Arten kleiner Vögel, von denen die größten unsere Lerchen nicht übertreffen. Die Seevögel sind Pelicane, Boubies, Busas, Corlieux, und Meerelstern. Die Wallfische waren hier am größten unter allen, die Dampier in diesem Meere sah, kamen aber den nordischen nicht bey. Die grünen Schildkröten befinden sich da in großer Menge: aber es ist unmöglich, welche zu fangen, weil es keinen Canal giebt, wohin sie sich begeben könnten, und die Heftigkeit der Fluthen nicht verstattet, Netze zu stellen. Man bemerkete Seehunde und Patricotes. Auch fing man mit der Angel viele von denen Fischen, welche die Matrosen alte Weiber nennen. Die gemeinen Austern, die Conques, die Muscheln und Kammuscheln waren im Ueberflusse da. Dampier sammlete sehr außerordentliche Muscheln, besonders von der Art, die mit Stralen oder Spitzen gezieret waren *y*). Landthiere. Muscheln und Pflanzen.

Schon fünf Wochen waren seit Dampiers Ankunft in den Südländern verstrichen, und seine Fahrt längst den Küsten hatte ungefähr drey hundert Meilen betragen, während welcher er vergebens Wasser und Lebensmittel gesucht hatte, um sich in Stand zu setzen, seine Dampiers Betrachtungen über sein Unternehmen.

die Blätter, jeder mit seinem Kölbchen gekrönet. Das Fruchtbehältniß ist in fünf runde und spitzige Theile gesondert. Das Geschlecht dieses Bäumchens ist ungewiß. Es hat mit keiner je beschriebenen Pflanze die geringste Aehnlichkeit. 9) **Dammara** von Neuholland. Rumpf ist der erste, der von Amboina zwo Arten der Dammara geschickt hat, eine mit langen und schmalen Blättern, die andere mit breiten und kürzern. Diese ist von eben der Art, weil Bluhmen und Früchte sehr ähnlich sind, aber an den Blättern zeiget sich ein beträchtlicher Unterschied. Die Bluhmen voll Faden sind grase grün, und kommen zwischen den kurzen fast runden, steifen, mit Rippen versehenen Blättern hervor. Diese Blätter sind oben dunkelgrün, unten blaß grün, paarweise einander gegenüber gesetzet, und so dicht, daß sie den Stengel bedecken. Die Frucht ist von der Größe eines Pfefferkorns, fast rund, weißlicht, trocken und hart. Sie hat oben ein Loch und enthält einen kleinen Saamen. Die Blätter haben einen sehr würzhaften Geschmack. Wenn man diese Pflanze, ohne ihr Saamenbehältniß sähe: so sollte man sie für eine Erica oder Sanamunda halten. 10) Equisetum mit sehr langen Blättern. Man kann zweifeln, ob der Pflanze dieser Name gehöre, aber das Gewebe der Blätter kömmt dem Equiseto näher, als einigen andern Gewächsen, weil sie bey jedem Gelenke ineinander vergliedert sind, welches dieser Art eigen ist. Die längsten haben fast neun Zoll. 11) Die neuholländische Colutea. Da die Blätter fehlen: so ist es schwer, zu entscheiden, zu welchem Geschlechte man die Pflanze bringen soll. Die Bluhmen sind der Bluhme von der Colutea Barba Jovis folio, flore coccineo Breynii ähnlich. Sie haben eben die Scharlachfarbe, auch einen vertieften Purpurfleck auf deren Fähnchen (Vexillum) der aber größer ist, und entspringen alle an einem Orte. Das Saamenbehältniß ist sehr rauch, und endigt sich in einem Faden, der fast zween Zoll lang ist. 12) Eine Conyza aus Neuholland, die viel Aeste hat und einem Bäumchen gleicht. Ihre Bluhmen haben sehr kurze Stiele, die aus dem Mittel der Blätter herausgehen, und die Blätter sind den Rosmarinblättern vollkommen ähnlich, nur kleiner. Diese Pflanze hat, da man sie aufgetrocknet hat, einen sehr bittern Geschmack bekommen. Damp. das. a. d. 125 u. f. S.

Dampier. 1699.

seine Entdeckungen weiter zu treiben. Er stellet hier merkwürdige Betrachtungen über sein Vorhaben an. Dieser große Raum eines bisher fast unbekannten Welttheiles erstrecket sich fast von einem Grade weit von der Linie ab, bis an den Wendekreis des Steinbocks und noch darüber. Die Lage desselben ist so vortheilhaft in den reichsten Erdstrichen, dem heißen und dem gemäßigten, daß, da er entschlossen war, solchen zu umsegeln, er sich zu schmeicheln hatte, er würde auf dem festen Lande und auf den Inseln Oerter finden, wo die Natur Früchte, Gewürze, Spécereyen, vielleicht auch Mineralien, kurz, alles hervor brächte, was sich in andern Theilen der Erde findet, die zwischen eben den Parallelen enthalten sind. Man sollte wenigstens glauben, die meisten dahin verpflanzeten Gewächse würden, bey einer geringen Wartung, sich an dieses Erdreich gewöhnen. Außerdem setzete er sich vor, die kleinsten Inseln, Ufer, Vorgebirge, Bayen und Hafen, die ihm zu einer Zuflucht, oder befestiget zu werden, dienlich schienen, die Klippen und Sandbänke, die verschiedenen Tiefen, Ströme und Fluthen, Winde und Witterungen, Abweichungen der Nadel, kurz, alles, was er der Schiffahrt und der Handlung nützlich hielt, aufs genaueste kennen zu lernen. Hätte er bey seiner Abreise aus England einen Entwurf verfolgen können, den er bey einer andern Gelegenheit abgefaßt hatte: so wäre er nach Westen durch die magellanische Enge gegangen, oder vielmehr um das Feuerland gesegelt, um seine Entdeckungen auf der östlichen, und am wenigsten bekannten Seite der Südländer anzufangen. Weil es aber schon zu weit in der Zeit war: so konnte er diesen Weg nicht nehmen; denn sonst hätte er um den südlichen Theil von America herum fahren, und sich auf eine sehr große Breite begeben, auch solches im Winter dieser Gegenden verrichten müssen. Er war also gezwungen, sich ostwärts zu wenden, und um das Vorgebirge der guten Hoffnung herumzugehen, nachgehends den ordentlichen Winden auszuweichen, die ihm zuwider gewesen wären. Er war außerdem wohl versichert, daß die Theile der Südländer, die seine Untersuchungen am meisten verdieneten, diejenigen wären, die sich am nächsten bey der Linie befänden, und die Sonne am geradesten über sich hätten. Alle diese Ursachen hatten ihn bewogen, anfangs längst der Küste hinzusegeln und nordwärts zu gehen, um sich nachdem ostwärts zu lenken, in der Absicht, um diese Länder herum zu kommen, und im Sommer auf ihrer Südseite wieder zurück zu gehen. Er hoffete sogar, diese Fahrt verkürzen zu können, wenn er bey der Ankunft an der Küste von Neuguinea fände, daß unweit der Roßmarininsel, seiner Vermuthung nach, eine Durchfahrt in diese Meere wäre; denn er konnte sich nicht einbilden, daß die Art von Meerbusen, die er daselbst auf einer andern Reise gesehen hatte, nur von einem großen Flusse gemacht würde; und in der Folge schien ihm seine Muthmaßung gewiß zu seyn, als er längst der Küste von Neuguinea hinfuhr, und erkannte, daß andere Stellen dieses weitläuftigen Südlandes, welche man bisher für das Ufer eines festen Landes angesehen hatte, nur Inseln waren. Allem Ansehen nach verhält es sich eben so mit Neuholland, wie er schon angemerket hat, ob ihn wohl andere Gründe verhindert haben, den Weg wieder zurück zu nehmen, den er sich vorgesetzet hatte, und er also seine Muthmaßung nicht zur völligen Gewißheit bringen konnte. Alles, wenigstens was er vom sieben und zwanzigsten Grade südlicher Breite bis an den fünf und zwanzigsten, wo sich die Seehundebay befindet, und von diesem Orte an, bis an die Roßmarininsel gesehen hatte, d. i. bis an den zwanzigsten Grad, schien ihm von der Meerseite nicht anders als eine Kette ziemlich großer Inseln zu seyn, was man auch von dem, was sie hinter sich haben, urtheilen will, man mag es für andere Inseln oder für festes Land halten.

Unternehmen das er nicht ausführen kann.

Gedanken von den Südländern, die er richtig befindet.

Er

Er begab sich also den 5ten des Herbstmonates wieder ins Meer, in der Absicht, die Küste nordwärts vorbey zu fahren, und sich immer nach Osten zu halten, um neue Entdeckungen zu machen. Seine Hoffnung war, süßes Wasser zu finden, wenn er in die Erde graben ließe. Aber er mußte seinen Entschluß bald ändern. Die Untiefen, die er beständig antraf, an einer unbekannten Küste; denn er war in sechzehn Graden neun Minuten; und die Gefahren, die er bey der Ankunft des Nordwestmussons voraus sah, der mit Wirbelwinden und grausamen Stürmen begleitet eintritt, und dessen Zeit nicht so gar weit entfernt war, veranlasseten ihn, seine Unternehmung zu unterbrechen, um süßes Wasser auf dem Eylande Timor einzunehmen. Er überlegete, daß er da Früchte und andere Erfrischungen für sein Volk, das vom Scharbocke angegriffen war, finden könnte. Außerdem war es gegen das Ende der trocknen Jahreszeit; und er fürchtete, es würde schwer seyn, auch auf der besten Küste von Neuholland Wasser durch Eingraben zu finden. Dampier. 1699. Er muß sein Vornehmen unterbrechen.

Im funfzehnten Grade sieben und dreyßig Minuten und den 8ten des Herbstmonates ließ er die Segel nach Timor lenken. Man bemerkete eben den Tag einige weiße Wölkchen, die ersten, die sich von der Seehundebay an gezeigt hatten. Dieses war eine Vorbedeutung, daß sich der nordwestliche Musson näherte. Die beständige Abweichung der Winde war ein anderer Beweis davon. Den 10ten entdeckte man eine kleine sandigte Insel, die in den Karten dreyzehn Grad und funfzehn Minuten gesetzt ist, aber nach einer genauen Beobachtung im dreyzehnten Grade eilf Minuten gefunden ward. Es ist nur ein Sandhaufen, der nicht über eine Meile im Umfange hat. Die folgenden Tage bemerkete man einige Vögel, so groß als Lerchen, und viele Meerschlangen, davon eine sehr groß und schwarz war, die einzige von dieser Farbe, die Dampier je gesehen hatte. Den 14ten sah man die hohen Gebirge von Timor. Die Schwierigkeit war nur, einen guten Hafen, von welcher Seite er sich auch zeigete, an einer Insel zu finden, die Dampier wenig kannte. Er hatte gehöret, daß die Holländer und Portugiesen sich da gesetzt hätten: aber er wußte nicht, auf welcher Seite er sie suchen sollte. Die Nacht verstattete ihm nicht, sich der Küste zu vertrauen, und er erwartete den folgenden Morgen, sich der Insel zu nähern, die hoch und sehr kenntlich ist, von welcher Seite man sie auch ansieht. Er ankerte in vierzehn Faden, schwarzer Schlamm, eine Meile vom Ufer. Dampier beobachtete das Erdreich beym Meere und südwärts, und fand solches niedrig und sandigt in einem Raume von etwa zweyhundert Ruthen, mit hohen und geraden Bäumen wie Fichten bedeckt. Darüber, gegen die Berge zu, in einem Raume von drey Meilen Breite, sieht man sumpfichtes Land voll Manglen. Die Fluth steigt nie, ohne dieses Erdreich zu überschwemmen, wozu man verschiedene Oeffnungen auf der Seeseite sieht. Einer dieser Oeffnungen gegen über hatte Dampier geankert. Er gieng durch solche in seiner Schaluppe, um sich mit den benachbarten Insulanern bekannt zu machen; denn in einer geringen Entfernung entdeckete man auf den Hügeln, Pflanzstätte, Häuser und Rauch. Er fand eine große See gesalzenes Wasser, die sich in verschiedene Aeste theilete, aber er sah keine Spur süßen Wassers, und die Manglen, die in einem schlammichten Erdreiche sehr dicht stunden, verstatteten ihm nicht, zu Fuße bis an die Wohnungen zu kommen. Er segelt nach Timor. Eifersucht der Holländer für diese Insel. Erste Anmerkungen über das Land.

Er sah sich genöthigt, den Anker zu lichten, und segelte ostlich an einer geraden und ebenen Küste hin, wo er mehr als zwanzig Meilen zurück legete, ohne Spitzen oder Buchten, ja nur eine Oeffnung, eine Schaluppe einzunehmen, zu finden. Das Land schien angenehm zu seyn, wenigstens die Hügel und das Oberste der Berge, die mit Holze bekleidet, und mit Schwierigkeit daselbst einen Hafen und süßes Wasser zu finden.

Wie-

Dampier. 1699. Wiesen untermenget waren. Man entdeckete eine Pflanzstatt von Cocosbäumen mit verschiedenen Häusern, aber ohne einige Hoffnung, sich ihr nähern zu können. Nachdem man den Weg sehr vielmals geändert hatte: so lenkete man sich wieder nach Südwest der Insel, und den Abend des 18ten bemerkete man das Eyland Rotay mit einem andern südwärts, das in den Karten nicht verzeichnet war, alle beyde südwestlich von Timor. Man entdeckete daselbst Rauch den Tag über, und Feuer während der Nacht.

Es waren, wie sich bald zeigete, verschiedene Zuckersiedereyen der Portugiesen. Den 21sten gieng man in eine große Oeffnung, wo man nicht eher Grund fand, als bis man um ihr ostliches Vorgebirge gesegelt war, und ankerte daselbst in neun Faden eine Meile vom Ufer. Diese Oeffnung, die etwa fünf Meilen von Osten nach Westen ist, ward anfangs für eine Bay angesehen, die sich ziemlich weit in die Insel Timor erstreckete: aber man erkannte nachgehends, daß es ein Durchfahrt zwischen der westlichen Seite dieser Insel, und einem andern kleinen Eylande Anamabao wäre. Die Karten, welche die beyden Seiten dieser Durchfahrt zusammen stoßend unter dem Namen Timor vorstelleten, verursachten diesen Irrthum, und Dampier verbesserte ihn in der seinigen.

Irrthum der Karten.

Geheimniß, das sich die Holländer vorbehalten.

Er hielt diese Beobachtungen für desto wichtiger; weil alles, was die Insel Timor betrifft, heute zu Tage nur den Holländern bekannt ist, die sich solches als ein Geheimniß vorbehalten. Die einzige Vorsichtigkeit, die er für nöthig hielt, war, die Schaluppe voraus fahren zu lassen, und solcher zu befehlen, daß sie ihm durch Zeichen Nachricht ertheilete, ob die Tiefe unter acht Faden wäre, und ohne Furcht zu segeln, wenn sie sich größer fände. Er wandte sich mehr nach der Westseite, weil er daselbst mehr kleine Buchten sah, und eine gute Zuflucht zu finden hoffte, von da er seine Boote sicherer senden könnte, süßes Wasser zu suchen. Ein stürmischer Wind aber nöthigte ihn, wieder nach der ostlichen Küste von Timor zu kehren, der seiner Schaluppe gefolget war. Endlich ankerte er drey Meilen von der südwestlichen Spitze, wo er den Morgen geankert hatte, und zwo Meilen von einer andern Spitze, die Nornordost ist.

Dampier trifft den Statthalter des Fort an.

Kaum hatte er die Segel einziehen lassen, so sah er eine Barke mit holländischen Flaggen, die um dieses letzte Vorgebirge herum kam. Er eilete, seine Schaluppe dahin zu senden. Es war eine holländische Barke vom Forte Concordia, dem einigen, das die Holländer in dieser Insel haben. Das Schiff war nur etwa fünf Meilen von demselben. Sie führete den Statthalter des Forts, welcher erstaunete, ein fremdes Schiff zu sehen. Wie er indessen von dreyßig bis vierzig Soldaten begleitet war: so verstattete er der Barke, sich zu nähern. In der ersten Bewegung gestund er, er hätte diese Fahrt nur den Holländern für bekannt gehalten, und bezeugete wenig Lust, ihnen Wasser zu gestatten: er setzete hinzu, man fände überall auf diesem Theile der Insel keines, als bey dem Forte, wo die Einwohner der Insel gewohnt wären, die Fremden nieder zu machen. Man erfuhr nachgehends, er habe bey Erblickung der Waffen, die Dampiers Leute in der Schaluppe hatten, sie für Seeräuber gehalten, und nachdem er von diesem Mistrauen befreyet worden, gemuthmaßet, sie hätten wenigstens besondere Karten von einem Schiffe seiner Nation genommen, weil die gemeinen Karten nicht bemerken, daß eine Durchfahrt zwischen Timor und Anamabao ist, und weil den Holländern ausdrücklich untersagt wird, die ihrigen andern mitzutheilen z). Er kehrete auch mit widrigen Vorurtheilen ins Fort zurück. Dampier aber

Mistrauen der Holländer.

fragte

z) Damp. das. a. d. 15 und vorhergeh. S.

fragte wenig nach seinem Misvergnügen. Den folgenden Tag lichtete er die Anker, um nach dem Forte zu segeln. Indem er sich dem Ende der Durchfahrt näherte: so sah er ziemlich nahe am Meere viele Häuser auf beyden Seiten und eine Menge Schiffe nahe am Ufer. Das Land ist auf beyden Seiten ziemlich hoch, obwohl das Land von Timor noch höher ist, aber es scheint trocken und röthlich. Die Bäume sind klein, dürre und stehen einzeln. Dampier. 1699.

Die Insel Anamabao oder Anabao hat nicht mehr als zehn Meilen Länge bey vier Meilen Breite. Dem ungeachtet ist sie in zwey Königreiche getheilet. Anamabao liegt ostlich nach Timor und nordostlich, und Anabao nimmt den westlichen und südwestlichen Theil der Insel ein. Die natürlichen Einwohner des Landes sind schwarzbraun und haben schwarze Haare. Die von Anabao leben in gutem Verständnisse mit den Holländern, wie mit den Einwohnern des Königreiches Cupang, das ihnen gegen über auf dem Eylande Timor ist, und in welchem die Holländer ihr Fort Concordia haben: aber sie sind Todtfeinde derer von Anamabao, ob sie gleich ihre nächsten Nachbarn sind. Diese Eyländer bauen ihre kleinen Pflanzstädte, die in Cocosbäumen und verschiedenen Arten Wurzeln bestehen. Sie lieben die Jagd und die Fischerey, daß sie damit vier bis fünf Tage hintereinander zubringen, ohne an die Rückkunft nach ihren Familien zu denken. Man sieht sie nie ohne Waffen. Dampier sah verschiedene, die aber auf keine Art zu ihm kommen wollten. Die Fische und das Büffelfleisch trocknen sie und räuchern solches auf hölzernen Rosten, um einen Vorrath davon aufzubehalten. Beschreibung der Insel Anamabao.

Der Argwohn, der von Seiten der Holländer nicht aufzuhören schien, und die Maaßregeln selbst, die sie zu ihrer Vertheidigung nahmen, machten, daß das Schiff bey dem Forte vorbey gieng, ohne um etwas anders anzusuchen. Man hatte auf der andern Seite eine niedrige und sandige Insel, voll Bayen, und mit ziemlich hohen Bäumen bedeckt. Den 27sten ankerte man mitten in der Bay Cupang etwa vier Meilen unter dem holländischen Fort, da indessen die Schaluppe vergeblich süßes Wasser suchete. Dampier hoffte bey den Portugiesen mehr Gefälligkeit zu finden, deren Wohnung, wie man ihm berichtet hatte, vierzig Meilen von dieser Bay war. Er fuhr an der nordlichen Küste von Timor nach Osten hin, wobey ihm Stöße von Land- und Seewinden behülflich waren. Das Land unweit des Ufers ist von mittelmäßiger Höhe, aber tiefer hinein mit Bergen besetzet, zwischen deren Erhöhungen sich abwechselnd Gehölze und Felder zeigen. Die Bäume scheinen da klein und sehr dürre zu seyn; die Felder von einer gelblichten Farbe, als wenn es ihnen an Feuchtigkeit fehlete. In den Thälern und nahe beym Meere aber, ist das Grün ziemlich lebhaft. Man bemerkete keine Oeffnung bis den 30sten. Endlich entdeckete man eine ziemlich tiefe Bay mit zweyen großen Thälern und einem kleinen, die am Fuße der Berge in einen einzigen zusammen giengen. Die Bewegung der See, die bisher schwach um die Insel geschienen hatte, ward hier stärker. Die Fluth strich ostwärts und die Ebbe westwärts. Dampier lernete bald von den Portugiesen, daß der Strom in dem Canale in der Mitte zwischen Timor und einer Kette anderer Inseln, die nordwärts ihrer liegen, als Misicomba, Pintaro, Laubana, Ende, ꝛc. sich allezeit westwärts wendet. Bay Cupang.

Man ankerte im Hintersten der Bay in fünf und zwanzig Faden weichen Schlamm eine halbe Meile vom Ufer. Man fand daselbst in einem Teiche funfzig Schritte vom Meere, sehr blasses Wasser, das aber doch gut war. Die Bäume wurden zum Holzwerke zu Ausbesserung der Schaluppen gebrauchet. Die Rinde des Maho und der Calebassier dienete zu Tauen, da indessen ein Theil des Schiffsvolkes, eine Menge Tauben, Papa- Bay wo Dampier süßes Wasser findet.

Dampier. 1699.

geyen und Cackatoue tödtete. Den 6ten des Weinmonates segelte man wieder ab, um der östlichen Küste zu folgen, bis man an die Wohnungen der Portugiesen käme, und die Stärke des Stromes verstatete nicht mehr, als sieben Meilen in fünf Tagen zurück zu legen. In dieser Entfernung von der Bay gieng man vor einer kleinen Insel vorbey, die nicht anderthalbe Meile lang ist, und nicht über hundert Ruthen Breite hat: gleichwohl aber hoch genug ist, sich auf zehn Meilen weit in der See zu zeigen, und fast in der Mitte des Weges zwischen der Bay und der vornehmsten Wohnung der Portugiesen gesehen zu werden. Sie ist drey Meilen von der Küste von Timor.

Bay Laphao wo sich die Portugiesen gesetzet haben.

Was Dampier daselbst für Höflichkeit genießet.

Den 12ten sandte Dampier bey Erblickung vieler Häuser am Ufer, einen seiner Officier in seiner Schaluppe nebst einem portugisischen Matrosen, den er aus Brasilien mitgebracht hatte, dahin. Seine Abgeordneten wurden sehr höflich empfangen. Ein portugiesischer Lieutenant, der einige Mannschaft zu Pferde und zu Fuße unter sich hatte, ließ ihm alle Arten von Erfrischungen anbiethen. Er ließ ihn bitten, auszusteigen, um den Statthalter zu besuchen, der sieben Meilen weit davon war. Man segelte sogleich weiter und kam in die Bay Laphao, wo man in zwanzig Faden Wasser ankerte in schlammichten Boden (fond vasart) der Stadt gegen über a). Bald war alles auf dem Schiffe im Ueberflusse. Ein portugiesischer Lieutenant, der Befehlshaber über die Bay war, bewirthete die englischen Officier mit vieler Höflichkeit. Er zeigete ihnen große Goldstücken, die ein wenig dünne waren, und andere Einwohner sagten ihnen, da sie dieses Metall in großer Menge hätten, so verhandelten sie solches willig gegen alle europäische Waaren. Der Statthalter kam ausdrücklich vom Lande dahin, und Dampier begrüßete ihn mit seinem Geschütze. Ihre Unterredung ward in einer kleinen Kirche gehalten, wo sich alle Einwohner von einigem Range versammlet hatten, da sich indessen das Volk in Menge draußen befand. Dieses Gebäude war nur ostwärts mit einer Mauer verwahret, auf allen den andern Seiten war bloß eine Palissade mit Planken drey bis vier Fuß hoch von der Erde. In der ganzen Versammlung befanden sich nur zween Weiße, ein Priester, der mit dem Statthalter gekommen war und ein Kaufmann aus der Stadt; die andern waren nach Dampiers Ausdrucke messing Farben, mit schwarzen und platten Haaren. Die Unterredung dauerte zwo Stunden vermittelst eines Dollmetschers. Dampier befragete sich nach der Zeit, wenn der Nordwestmusson anfangen würde. Man antwortete ihm, er würde alle Stunden erwartet, er träte bisweilen im September ein, verzöge aber nie länger, als bis in den October; man rieth ihm also, diese Gegenden aufs baldigste zu verlassen, weil es ihm nachgehends unmöglich seyn würde, daselbst Anker zu halten. Er fragete, ob es keine Hafen da gäbe, in denen er sich vor der ersten Wuth der Winde retten könnte. Man sagte ihm, der beste Hafen der Insel wäre Anabao nordwärts der Bay Cupang, und wäre unbewohnet, aber die Hölzer daselbst voll Büffel, das Meer voll Fische, und auch süßes Wasser da zu finden: außerdem gäbe der Hafen Sesial eine gute Zuflucht, der sich zwanzig Seemeilen ostwärts von Laphao befände, er wäre auch ohne Einwohner, aber es befände sich ein Fluß süßen Wassers daselbst; und wenn Dampier sich dahin begeben wollte, so würde man Einwohner der Insel mit Vieh dahin schicken, das sie ohne große Wahl gegen alle Arten von Waaren vertauschen würden. Ferner würde er auch ostwärts des Eylandes Ende, noch einen guten Hafen finden, nebst einer portugiesischen Stadt, Larentuka, wo es ihm an Erfrischungen nicht fehlen würde,

Unterricht, den er von ihnen bekömmt.

Portugiesische Stadt Larentuka im Eylande Ende.

a) Siehe unten die Beschreibung von Timor.

be, so wenig als an Dammer, einer Art Theer, das man zu den Schiffen gebrauchet; aber es wäre einige Gefahr dabey, diese Ueberfahrt ohne Lootsen zu machen, weil die Fluth zwischen den Inseln Ende und St. Solon sehr heftig wäre. In der zweyten dieser Inseln wären viele Holländer, die man ihrer Verbrechen wegen dahin verbannet hätte. Dampier. 1699.

Die Neugier, Oerter, welche so wenigen Reisenden bekannt sind, zu besehen, nebst der Nothdurft, die Schiffe zu calfatern, war eine starke Versuchung für Dampier, in die Insel Ende zu gehen, besonders nachdem er den Hafen Sesial hatte besichtigen lassen, und die Nachricht erhalten, daß er nur eine elende kleine Bucht, und dem Nordwinde ausgesetzet wäre, daß sich an beyden Seiten der Einfahrt Klippen befänden, und die Durchfahrt so enge wäre, daß man nicht ohne Gefahr hinein kommen könnte. Da aber die Höflichkeit der Portugiesen nicht so weit gieng, ihm einen Piloten zu gestatten: so fassete er den Entschluß, sich nach Anabao zu begeben. Den 23sten brachte er das Cap westwärts; die ganze Küste schien ihm sicher und ohne Untiefen zu seyn. Inwendig ist das Land voll Gebirge, aber gegen das Ende sind große Thäler.

Gastmahl des holländischen Statthalters.

Dampier langete den 27sten in der Bay Cupang an, und den folgenden Morgen ankerte er in der Rhede Anabao, zwanzig Faden tief, schlammichten Grund, drey Meilen vom Lande. Er brachte daselbst sieben Wochen zu, sein Schiff auszubessern und sich mit Nothwendigkeiten zu versorgen, wobey er beständig auf seiner Hut gegen die Einwohner der Insel seyn mußte, die, ob sie sich gleich nicht ordentlich an dem Ufer dieser Rhede aufhalten, doch manchmal haufenweise dahin kommen, und allen fremden Schiffen zu schaden suchen. Vor seiner Abreise wurden ihm von den Holländern viele Höflichkeiten erwiesen. Der Statthalter hatte sich nun anders besonnen, und gab ihm eine prächtige Mittagsmahlzeit im Forte. „Die Tafel, saget Dampier, war mit dem schönsten Tafelzeuge „und vielen vortrefflichen Speisen bedecket. Die Teller und Schüsseln waren von Silber „oder schönen Porcellain. Ich bin nie auf allen meinen Reisen, so prächtig, noch mit so viel „Ordnung und Wohlstande bewirthet worden. Er zeigete mir einige Schubladen voll „Muscheln, welche die außerordentlichsten und sonderbarsten waren, die ich in meinem Le„ben gesehen habe *b*).„

Vorspiel der nordwestlichen Musson.

Ob man wohl von Tage zu Tage den nordwestlichen Musson erwartete: so war er doch noch nicht eingetreten, aber fast seit einem Monate sah man täglich sehr schwarze Wolken erscheinen; man hörete es auf den Bergen donnern, oder es regnete, doch ohne daß beydes sich der Rhede näherte. Selbst in den Gehölzen fand Dampier, der daselbst oft auf die Jagd gieng, viel Bäume, die niedergeworfen und vom Winde ausgewurzelt waren, ob er wohl noch kein Lüftchen empfunden hatte.

Endlich segelte man von Anabao den 12ten des Christmonates ab, und hier öffnete sich der Schauplatz für eine desto merkwürdigere Schiffahrt, da sie den Dampier in Oerter führete, von denen anderen Reisenden kaum der Name bekannt ist.

Er segelte an den ostlichen Küsten der Insel Timor hin, und sah in der Höhe von Laphao sehr schwarze Wolken in Nordwest. Da er aber aller Gefahr ungeachtet Neuguinea zu suchen entschlossen war: so setzete er seine Reise unerschrocken fort. Den 20sten entdeckete er die Oeffnung zwischen den Inseln Omba und Fetter; und da ihn der Strom sechs bis sieben Meilen südwestlich aus der Fahrt die Nacht über gebracht hatte, so konnte er über diese Mün- Dampier verläßt Timor.

b) A. d. 34 und vorherg. Seite.

Dampier. 1699.

Mündung nicht eher, als den 22sten setzen. Eine genaue Beobachtung lehrete ihn, daß die südwestliche Spitze von Omba acht Grad fünf und zwanzig Minuten Breite liegt, ob sie wohl in seinen Karten acht Grad zehn Minuten gesetzt war. Der wahre Weg von Anabao wendet sich ostlich fünf und zwanzig Grad, nordlich hundert und drey und achtzig Meilen weit. Man entdeckete auf der nordostlichen Spitze von Omba viele Leute, und einige artige Häuser. Nachmittage kündigte ein Wirbelwind mit Regen, Donner und Blitze begleitet die Ankunft des Musson an.

Omba und Fetter.

Brennende Insel.

Den 27sten sah man die brennende Insel, die ziemlich hoch, aber klein ist, in sechs und dreyßig Grad südlicher Breite. Sie erhebt sich vom Meere an schief, bis an den Gipfel ihres Berges, der sich in zwo Spitzen theilet, und aus dem Zwischenraume stieg ein starker Rauch auf. Die nordliche Seite ist grün, aber alles übrige dürr und unfruchtbar. Dampier richtete seinen Lauf nach zwo Inseln zu, die man die Schildkröten nannte; sie lagen in seinen Karten funfzig Meilen von der brennenden Insel Nordost ein Vierthel Ost. Den 28sten sah er, nordwärts seines Weges zwo kleine niedrige Inseln Lucaparros genannt. Er schätzete sich nur noch zwanzig Meilen von den Schildkröten; und da er sich in der Breite, welche sie den Karten nach haben sollten, befand, so suchete er sie zu entdecken, aber er bemerkete nur eine einzige Insel gegen die Mitte des Tages: und wenn solches eine von den Schildkröten war, so befand sich weder ihre Länge noch ihre Breite, recht angegeben. Man fand hier zwey Grad zwey Minuten ostliche Abweichung. Nachmittages segelten sie Nordost ein Vierthel Ost nach der bemerkten Insel, und entdecketen oben vom Maste, viel näher als die Schildkröten in den Karten angegeben haben, zwo Inseln, deren eine ein sehr hoher Berg ist, welcher spitzig aufsteigt, am Gipfel gespalten ist, aber viel größer und höher. Die zweyte schien lang und flach zu seyn. Man konnte nicht zweifeln, daß es nicht die Inseln von Banda seyn sollten. Nachdem sie die Nacht über ein wenig Wind gehabt hatten: so sahen sie den folgenden Morgen bey Anbruche des Tages eine andere hohe und spitzige Insel, von der man sich bald nur acht Meilen entfernet befand. Dampier erkannte sie für die Vögelinsel, aber nach seiner Beobachtung, rücken sie die Karten, welche sie in fünf Grad neun Minuten setzen, um sieben und zwanzig Meilen zu weit nach Süden.

Irrthümer der Seekarten.

Verschiedene Inseln.

Die folgende Nacht setzete er nur wenig Segel aus, um sich verschiedenen Inseln nicht allzusehr zu nähern, die sich zwischen Ceram und Timor krümmen, und wie einen halben Mond machen. Den Tag darauf entdeckete er sie, und fand sie weiter von der Vögelinsel entfernet, als er geglaubet hatte. Ein Strom, dessen Richtung südwärts gieng, verstattete ihm nicht eher, als gegen Abend, durch alle diese Inseln zu schiffen. Er kam glücklich um die kleine Watela. Nicht ohne Schrecken sah er ziemlich nahe beym Schiffe, aus einem schwarzen Gewölke, eine Wasserhose, mit Regen, Donner und Blitze fallen; sobald sie von der Wolke abgesondert war, zerstreuete sie sich. Die Insel Rosiway, die man lange Zeit sah, schien bis in die Nacht mit Rauche bedecket zu seyn.

Wasserhose, die aus einer Wolke fällt.

Der

Der II Abschnitt.

Dampier langet in Neu-Guinea an. Sehr schöne Hühner. Weiße Insel. Insel Sabuda. Cap Maho. Eyland König Wilhelms. Inseln der Vorsicht und Schouten. Sturminsel. Dampier steigt in Neu-Guinea ans Land. Wirkung seines Anblickes bey den Einwohnern. Bay der Schleuderer. Insel Garret Denis. Ihrer Einwohner seltsame Gestalt. Insel Anton Cava. Insel St. Johann. Vorgebirge St. Georg. Cap d'Orford. Tiefe Bay und Dampiers Gefahr daselbst. Er suchet die Wilden leutseliger zu machen; ersetzet die Räuberey seiner Leute. Feuerspeyender Berg. Dampier entdecket eine Durchfahrt; Neu-Brittannien; die lange Insel. Kroneninsel und andere. Sonderbare Wirbel. Dampiers äußerste Gränze nach Osten. Seine Rückkunft durch einen unbekannten Weg. Insel Ceiram und Bonao. Eyland Misacombi. Dampiers Rückkehr in sein Vaterland. Schiffbruch auf einer Bay der Ascensionsinsel. Schiff, das ihn wieder nach England bringt.

Den 1sten Januar entdeckete man das Land von Neu-Guinea, und näherte sich des folgenden Tages verschiedenen ziemlich hohen Inseln, die vor der Küste hinliegen. Das Land schien hoch und eben, mit großen, blühenden und grünen Bäumen bedecket zu seyn, die eine sehr angenehme Aussicht machten. Man lief westwärts von vier bergigten Inseln, in Begleitung vieler schwarzen Wolken. Den 6ten fand Dampier einen starken Strom, der ihm entgegen strich; daher er sich entschloß, in acht und dreyßig Faden zwischen der Küste, und einer Insel eine Meile lang, die drey Meilen von ihm war, zu ankern. Die ostlichste Landspitze, die er im Gesichte hatte, war Ost ein Viertheil Süd nach Süd halb Süd drey Meilen vom Schiffe, und die westlichste Westsüdwest halb Süd zwo Meilen davon, welcher ihm also einen sehr ruhigen Platz zum ankern umschloß. Vor der Nacht brachten ihm seine Leute verschiedene Arten Früchte, die sie in den Wäldern gefunden hatten, und eine Henne, deren Schönheit er bewunderte. Sie war so groß, als die größten Hähne. Ihr Gefieder war himmelblau mit einem weißen Flecken mitten auf den Flügeln, den einige andere von röthlicher Farbe umgaben. Auf dem Kopfe hatte sie einen großen Busch langer Federn, den Schnabel wie der Tauben ihrer, Schenkel und Füße wie die Haushühner, nur mit dem Unterschiede, daß die Füße röthlich waren. Ihr Kropf war voll kleiner Beere, und ihre Eyer, von denen die Jäger nur eines auf dem Baume, auf dem sie nistete, gefunden hatten, glichen unseren größten Hühnereyern. Die Fischerey war eben so glücklich. Mit einem einzigen Zuge des Netzes fing man dreyhundert und zwey und funfzig Mackerellen und viel andere Fische, darunter auch Hechte, die dem Paracotta sehr ähnlich waren, aber eine längere Schnauze hatten. Man fand auch sehr gutes Wasser, aber keine Spuren von Menschen. Indessen entdeckete man in einer kleinen Bucht zween hölzerne Röste, die nicht allzualtzu seyn schienen, und die Stäbe dazu schienen mit einem scharfen Werkzeuge geschnitzet zu seyn, woraus man schloß, daß die Einwohner den Gebrauch des Eisens hätten. Da aber keine Hoffnung war, andere Erfrischungen zu finden: so ließ Dampier den Anker lichten, um sich der südlichen Küste der Bay zu nähern. Er gieng bey einer Insel vorbey, die in den Karten nicht genannt ist: welche er die weiße nannte, weil sie viel Felsen von dieser Farbe zeigte. Sie ist sonst sehr hoch, voll Gehölze, eine Meile lang, fünf Meilen vom festen Lande, dem sie sich aber mit ihrem westlichen Ende nähert. Ihre Lage ist drey Grad vier Minuten südlicher Breite fünfhundert und zwölf Meilen ostwärts von Anabao.

Dampier langet in Neu Guinea an.

Sehr schöne Hühner.

Weiße Insel.

Der Strom hatte hier so viel Gewalt, daß man drey Tage lang ihm widerstreben mußte, um nur um eine Landspitze hinumzukommen, worauf man von dieser Hinderniß befreyet

Dampier. 1700.

befreyet war und nach Norden segelte. Das Senkbley zeigete verschiedene Tiefen, die aber allezeit abnahmen, bis ungefähr vier Meilen von Cap. In dieser Höhe sah man einige Inseln, die vier Meilen weit westwärts zu liegen schienen. Man näherte sich ihnen, weil man Rauch sah. Einige Wilden, die sich durch Messer, Glaskügelchen und Aexte anlocken ließen, brachten viele Wurzeln und Früchte an Bord. Ihre Insel hat keinen Namen in den Karten, aber sie nannten sie Sabuda. Ihre Länge ist etwa drey Meilen und die Breite zwo Meilen. Sie ist hoch genug, eilf bis zwölf Meilen in der See bemerket zu werden und voll Felsen, über denen man gutes schwärzliches Erdreich findet, das ohne allzuviel Tiefe zu haben, doch große Bäume und alle Arten Wurzeln und Früchte trägt. Dampier sah da Plantanen, Cocosnüsse, Ananas, Orange, Papahs, Patates und andere große Gewächse. Die wilden Jacas sind daselbst zwo Fäuste groß und von sehr angenehmem Geschmacke. Der Libbey wächst in den sumpfichten Thälern der Insel, und die Einwohner machen eine Art Kuchen daraus. Dampier kaufte deren vierzig mit einigen Muscatnüssen, die in ihren Schalen waren, und die frisch abgenommen zu seyn schienen; sie mochten nun aber von der Insel oder von einem anderen Orte seyn, so konnte er dieserwegen nichts von den Einwohnern erfahren. Unter den Thieren sah er da Boubies oder Buses, Krieger, Goldens, Krebsfänger, deren Gefieder milchweiß ist, große Tauben, Krähen, die von den unseren nur darinnen unterschieden sind, daß das Untertheil ihrer Flügel ganz weiß ist, große Hühner von himmelblauer Farbe, wie das, welches man auf der Küste von Neu-Guinea getödtet hatte, und viel kleine ihm unbekannte Vögel. Die Fledermäuse waren da so groß, als kleine Kaninchen. Hals, Kopf, Ohren und Schnauze an ihnen glichen den Füchsen. Ihr Haar ist rauh. Das Haar um den Hals an ihnen ist blaß gelb, aber auf dem Kopfe und an den Schlüsselbeinen schwarz. Ihre Flügel sind vier Fuß lang von einem Ende zum andern. Sie geben einen so starken Geruch von sich, als der Fuchs. Die genaue Lage dieser Insel ist zwey Grad drey und vierzig Minuten südlicher Breite vierhundert und sechs und achtzig Meilen vom Hafen Anabao. Es liegen neun oder zehn andere kleine Inseln um sie herum, die sich in den Karten finden.

Insel Sabuda und ihre Beschreibung.

Ihre Einwohner.

Ihre Einwohner scheinen von einer Art Indianer zu seyn; sie sind sehr schwarzbraun, haben schwarze lange Haare und kommen in ihren Gebräuchen denen von Mindanao sehr nahe. Außer dieser Art, welche die vornehmste ist, sah Dampier auch daselbst Schwarze aus Neu-Guinea, die krause und wollichte Haare haben. Die meisten sind Sclaven, sehr arm und gehen nackend. Indessen haben ihre Weiber eine Art Kleidung von Baumwolle, und ihre Zierrathen sind Armbänder mit blauen und gelben Körnern besetzet. Die Mannspersonen sind mit Bogen und Pfeilen bewehret, auch mit Lanzen, die eine Spitze von Knochen haben, und Säbel. Sie schießen die Fische sehr geschickt mit einer hölzernen Kugel. Dampier bewunderte ihren Witz bey der Art, wie sie die Fische oben auf das Wasser hinauf bringen *c*). Ob sie wohl ihren vornehmsten Unterhalt von ihren

c) Sie haben, saget er, ein Stück Holz, das artig gearbeitet und gemalet ist, von der Gestalt eines Delphins oder eines andern Fisches. Sie binden solches an eine Leine und werfen es mit einem kleinen Gewichte, das es unten hat, ins Wasser. Wenn sie glauben, es sey tief genug, so ziehen sie es plötzlich zurück, und der Fisch, der nach diesem Bilde in die Höhe steigt, zeiget sich nicht sobald, als sie ihn schießen.

d) Ebendas. a. d. 68 S.

e) Wie die auf dem Eylande Celebes.

f) Es ist von Wichtigkeit, hier zu bemerken, daß die Fluth westlich, und die Ebbe ostlich, aber die letztere sehr schwach ist, welches man ununterbrochen

ren Pflanzstädten haben, so gebrauchen sie doch auch große Schaluppen, nach Neu Guinea zu fahren, wo sie Sclaven und schöne Papageyen kaufen, die sie nach **Goram** bringen, und daselbst gegen baumwollene Zeuge vertauschen. Dampier kaufete einige Papageyen von ihnen. Er wollte ihnen auch einige Sclaven abkaufen, aber sie wollten selbige gegen nichts, als baumwollene Zeuge, verhandeln, die er nicht hatte. Ihre Häuser sind so klein, daß sie nur zu der höchsten Nothwendigkeit Raum genug haben. Doch finden sich auch größere auf der andern Seite der Insel. Bey der Schwierigkeit, ihre Religion zu unterscheiden, urtheilete Dampier doch, daß sie nicht muhammedanisch seyn müßte, weil sie ohne Bedenken starke Getränke aus eben dem Becher mit den Engländern trunken *d*).

Dampier 1700.

Ihr Handel.

Nachdem sie ansehnlichen Vorrath eingeschiffet hatten: so segelten sie wieder nach Norden, und den folgenden Tag kamen sie vor einer Menge kleiner Inseln vorbey, zwischen vielen Untiefen, die nicht gefährlich sind. Den 4ten des Hornungs sah er sich drey Meilen vom Cap, Nordwest von Neu-Guinea, das die Holländer das **Cap Mahon** genannt haben. In der Höhe dieses Caps findet man eine kleine Insel mit Holze bedecket, der viele andere Nord und Nordost folgen. Dieser Theil von Neu-Guinea ist ein hohes Land, voll großer, sehr grüner Bäume. Das Cap selbst ist nicht sehr erhoben, aber es endiget sich in verschiedene Spitzen, die ihm vom weiten das Ansehen eines Diamantes geben, wenn man sich der mittlern Spitze gegen über befindet.

Cap Maoh.

Man näherte sich der westlichsten dieser Inseln, ohne mit einer Schnur von funfzig Klaftern tief Grund zu finden. Die Schaluppe, die ausgesandt wurde, eine Sandbank zu untersuchen, die wenigstens eine Meile vom Ufer war, brachte eine schöne Kammuschel zurück *e*), davon die Schale achtzehn Pfund wog. Da sich ihrer daselbst eine starke Anzahl, und viel größere befinden: so nannte Dampier diese Insel, die **Kammuschelinsel**, (isle des Petoncles). Er sah auch da viel Tauben und große Fledermäuse. Als er den folgenden Morgen in einer kleinen Insel sechs bis sieben Meilen von der andern, ausgestiegen war: so fand er daselbst mehr Tauben, als er je in Ost- und Westindien gesehen hatte, und eine solche Menge Kammuscheln, daß eine Stunde würde zugereicht haben, die Schaluppe damit zu laden. Man nahm eine der leeren Schale, die zweyhundert und acht und funfzig Pfund wog *f*). Den 7ten des Hornungs näherte man sich einer Insel, die Dampier **König Wilhelms Eyland** nennete. Sie ist sehr hoch, voller Gehölze und etwa dritthalb Meilen lang. Die Bäume, die ihm meistens unbekannt waren, hatten nicht nur sehr grünes Laub, sondern sie trugen auch gelbe, weiße oder purpurfarbene Blühten, die einen sehr angenehmen Geruch ausbreiteten. Die meisten haben einen hohen Stamm, der gerade und bis an den Gipfel gleich stark ist.

Tauben und Kammuscheln

Eyland König Wilhelms.

Man fuhr fort, ostwärts zu segeln, bis den 14ten des Hornungs im Gesichte verschiedener Oeffnungen, die sich hier und dar auf dem Ufer des festen Landes zeigeten, denen man sich aber wegen des Windes nicht nähern konnte. Nachgehends änderte man den Weg,

chen von der Insel Timor an gefunden hat. Wenn die Winde ostlich sind: so fällt es unmöglich, auf dieser Küste wider Wind und Meer zusammen fortzurücken. Diese Ostwinde verstärketen sich stets bey Dampiers Reise von etwa zwey Grad südlicher Breite, und je mehr er sich der Linie näherte, desto mehr wandte er sich ostwärts. Er setzet hinzu, in diesen Gegenden, nordlich des festen Landes von Neu-Guinea, wo sich das Ufer ostlich und westlich strecket, habe er gefunden, daß der beständige Wind von Westen wehete, ob er gleich in den größten Höhen ordentlich Nordnordwest und Nordwest ist. A. d. 72 S.

Dampier 1700.

Weg, um bey zweyen Vorgebirgen vorbey zu segeln, die zwanzig Meilen von einander waren, und fand gegen das letztere, welches das Vorgebirge der südlichen guten Hoffnung war, vier Grad Abweichung. Da sich Wind und Regen vermindert hatten: so erkannte man den 15ten eine kleine sehr hohe Insel, die man die **Vorsicht**, (Providence) nannte, und fünf Meilen weiter südwärts, sah man die, welche in den Karten Wilhelm Schoutens Namen führet. Sie hat hohes Land, und ist nicht kürzer als zwanzig Meilen. Den 16ten giengen sie durch die Linie, und man fand sechs Grad sechs und zwanzig Minuten östlicher Abweichung. Der Strom strich südwärts, aber den 21sten wandte er sich nordwärts, gegen den eigentlichen ordentlichen Musson, den Dampier hier, wie in allen andern Gegenden, erwartete, weil man dem Vollmonde nahe war. Den 22sten wandte sich ein schwacher Strom nach Süden. Den 24sten hatte man ein sonderbares Schauspiel. Zween Fische, die das Schiff seit fünf bis sechs Uhr begleitet, bemerketen sowohl, als die Engländer eine große Seeschlange, und fingen an, solche zu verfolgen. Sie hatten ungefähr die Gestalt und Größe der Mackerelle, aber ihre Farbe war gelb und grünlicht. Die Schlange, die vor ihnen sehr schnell floh, hob den Kopf aus dem Wasser, und einer von den Fischen bestrebete sich, sie bey dem Schwanze zu fassen: so bald sie sich herumwandte, blieb der erste Fisch zurück, und der andere nahm seine Stelle ein. Sie verfolgeten sie dergestalt lange Zeit, dabey sie sich beständig im Fliehen vertheidigte, bis man sie alle aus dem Gesichte verlor *g*).

Inseln der Vorsicht und Schouten.

Kampf einer Schlange mit zween Fischen.

Den 25sten des Hornungs gab Dampier den Namen St. Matthias einer bergichten Insel von neun oder zehn Meilen Länge. Sieben bis acht Meilen weiter ostwärts entdeckete er eine andere, die zwo bis drey Meilen lang war, und die von ihm den Namen der **Sturminsel** erhielt, weil er diesen Tag heftige Wirbel ausstund, die ihm daselbst anzuländen hinderten. Sie ist niedrig, eben, voller Gehölze, und gegen ihre südwestliche Spitze stößt eine Reihe Klippen an sie, die eine Meile lang ist, und sie mit einer andern kleinern, aber eben so mit Holze bedeckten Insel verbindet. Die Gewalt des Windes, der immer von einem Compasse strich, nach dem andern jähling rückete, Regen, Wasserhosen Blitze und alles Schrecken des Mussons, hatten bisher noch nicht gestattet, sich dem festen Lande zu nähern. Da sich indessen der Himmel auf der Landseite aufgekläret hatte: so glaubete man den 26sten zehn Meilen weit Südsüdost das Cap Solomaswer zu entdecken, und den 27sten, nachdem man durch viel niedrige Inseln voller Gehölze gefahren war, die in den Karten nicht verzeichnet sind: so sah man sich nahe bey der Küste. Die Abweichung war neun Grad funfzig Minuten. Man hatte den Morgen eine große sehr hohe Insel zur Linken des Schiffes gelassen, die nicht über sechs Meilen vom festen Lande ist und in den holländischen Karten **Wishart** heißt.

Sturminsel.

Neu-Guinea ist hier hoch, bergicht und mit schönen grünen Bäumen bedeckt. Am Rande der Berge sah man viele große Pflanzstädte und angebauete Felder, die keinen Zweifel übrig ließen, daß das Land bewohnet wäre. Dampier war sehr begierig, mit den Wilden bekannt zu werden, und wir wollen solches in seinen eigenen Worten vortragen, um eine bloße Schiffererzählung, wenigstens durch die Abwechslung, lebhafter zu machen. Diese Leute hatten niemals einen Europäer gesehen. „Beym Anländen, saget er, entdeckete ich „eine Pirogue, nachgehends zwo, und drey. Endlich sah ich ihrer aus allen Bayen und Buch„ten eine solche Menge heraus kommen, daß ich ihrer bald sechs und vierzig zählete. Sie kamen „uns

Dampier ländet in Neu-Guinea an.

Was sein Anblick bey den Einwohnern wirket.

g) Ebend. a. d. 77 S.

„uns so nahe, daß wir von beyden Seiten unsere Zeichen unterscheiden und selbst die „Stimmen hören konnten, obgleich keiner des andern Sprache verstund. Diese Wilden „schienen uns zum Aussteigen zu ermahnen: weil ich ihnen aber nicht trauen wollte, be„sonders bey einem starken Regen, der uns am Gebrauche unsers Feuergewehres gehin„dert hätte: so wollte ich in eine Bay laufen und daselbst ankern. Der Wind war so „stark, daß er uns aus der Fahrt brachte; indessen folgeten die Piroguen uns immer. Ich „zeigete den Wilden gläserne Halsbänder, und Messer, um die Kühnesten zu veranlassen, „daß sie sich näherten. Sie schienen gegen mein Anerbiethen unempfindlich zu seyn. „Ich warf ihnen ein Messer zu, das auf ein Stück Brett gebunden war, und eine glä„serne wohlverstopfte Flasche, in die ich einige Glaskügelchen gethan hatte. Sie ergriffen „solche mit einiger Freudensbezeugung. Uebrigens schlugen sie sich oft mit der rechten „Hand an die Stirne, uud hielten mit der andern Hand einen großen schwarzen Stab „über die Köpfe. Diesen für mich sehr neuen Gebrauch legete ich als ein Freundschaftszei„chen aus, und befahl meinen Leuten, ihnen nachzuahmen. Wenn wir uns dem Ufer näherten, „so schienen sie uns Zeichen ihres Beyfalles zu geben; und wenn sie sahen, daß wir bereit „waren, uns davon zu entfernen, so runzelten sie die Augenbraunen: aber sie fuhren fort, „uns zu folgen, und uns das Land mit den Händen zu weisen. Endlich kamen wir in „die Mündung der Bay. Man fand keinen Grund daselbst, wenigstens eine Meile vom „Ufer. Ihr Umfang war ungefähr drey Meilen. Da ich nicht wußte, wo zu ankern wä„re: so war ich desto weniger gewiß, mich daselbst aufzuhalten; weil die Nacht heran„rückete, und man in Westen eine große schwarze Wolke, als ein untrügliches Zeichen „eines neuen Sturmes, sah. Außerdem sah ich, daß mir über zweyhundert Mann in den „Piroguen folgeten, und ich entdeckete nicht weniger, als vierhundert, welche das Ufer be„setzeten. Was sie für Waffen hatten, und was ihre Absichten seyn konnten, weis ich nicht. „Kaum aber hatte ich das Schiff gewandt: so schickten uns die aus den Piroguen einen „Steinhagel mit Maschinen zu, deren Gestalt ich nicht entdecken konnte. Ich hielt sie „für Schleudern, und nannte daher den Ort, die **Bay der Schleuderer**. Ein einziger „Canonenschuß, den ich thun ließ, machte sie so bestürzt, daß alle ihre Feindseligkeiten „aufhöreten, besonders da sie einige ihrer Spießgesellen durch die Kugel verletzet, oder „getödtet sahen *b*).

Dampier. 1700.

Bay der Schleuderer.

Den folgenden Morgen segelte Dampier bey verschiedenen Inseln vorbey, und sah eine Menge Bayen, wo eben so oft Piroguen heraus kamen, aber auch mit weniger Neigung, ans Schiff zu kommen. Dicke Wolken, die sich über den Gipfeln der Berge wälzeten, und nachgehends bis an den Fuß senketen, erinnerten ihn, daß sich Stürme näherten. Seine einige Sorgfalt war, alsdann sich der ersten Zuflucht, die sich zeigete, zu bedienen. Den 3ten des Märzmonates sah er fünf Meilen von einer großen Insel, die zwo andere Nordost hat, wiederum das feste Land vor sich, und eine andere große Insel, sieben Meilen, gegen die er zu steuern beschloß. Die holländischen Karten nennen sie die Insel Garret Denis. Ihr Umfang ist vierzehn bis funfzehn Meilen. Sie ist hoch, bergicht und mit Gehölze bedeckt. Die Bayen sind mit Cocosbäumen wohl versehen. Man sieht auch darauf einige kleine Häuser, und viel Pflanzstätte auf den Hügeln. Das neu bearbeitete Land schien braunröthlicht zu seyn. Die Insel selbst ist mit Spitzen umgeben, die ihre

Insel Garret Denis.

b) Ebend. a. d. 82 S.

Dampier. 1700.

ihre Gestalt sehr unordentlich machen. Sie liegt in drey Grad zehn Minuten südlicher Breite. Ihre Einwohner sind schwarz und stark. Sie haben große und runde Köpfe. Ihre kurzen und krausen Haare sind auf mannigfaltige Art abgeschnitten, und roth, weiß und gelb gefärbet. Ihr Gesicht ist rund und breit, die Nase groß und platt, welches ihre Gestalt noch nicht unangenehm machen würde, wenn sie nicht jenes durch Gemälde, und diese durch einen Riegel von der Dicke eines Fingers, und vier Zoll lang, verstelleten, den sie dergestalt queer durch die Nasenlöcher schieben, daß die beyden Enden die Backenknochen berühren, und die Nase um ihren Zierrath herum kaum zu unterscheiden ist. Sie besitzen eine außerordentliche Geschicklichkeit, ihre Piroguen zu regieren. Dampier bewundert die Kunst, mit welcher diese kleinen Fahrzeuge gebauet sind. Sie sind lang und schmal, auf einer Seite mit hervorragenden Stücken *i*). Das Vordertheil und das Hintertheil sind erhabener, als das Uebrige, und allemal mit Schnitzwerke gezieret, das einen Vogel, einen Fisch, oder eine angestrichene Hand, erhoben darstellet. Die Aehnlichkeit ist gut genug, der Erfindung der Einwohner Ehre zu machen. Sie haben sehr artige Pagayen, deren sie sich eben so geschickt bedienen. Ihre vornehmsten Waffen sind die langen hölzernen Degen, Schleudern, Bogen und Pfeile. Dampier fand, daß sie mit denen sehr viel Aehnlichkeit hatten, die ihn in der Schleudererbay anfielen, und zweifelte nicht, sie würden eben so treulos seyn. Ihre Sprache schien ordentliche Sylben zu haben. Sie wiederholten oft die beyden Wörter **Vacusi allamai**, und wiesen das Ufer mit der Hand. Ihre Freundschaftsbezeugungen bestunden darinnen, daß sie einen großen Stock über den Kopf hielten, oder dergleichen mit einem Aste voll Laub thaten, und sich dabey oft auf die Stirne schlugen.

Einwohner.

Ihre seltsame Gestalt.

Den folgenden Tag langete man mit günstigem Winde unter einer hohen Insel an, die vier bis fünf Meilen im Umfange hatte, mit Holz bedeckt, und voller Pflanzstätte auf den Abhängen der Berge war. Sie liegt in drey Grad fünf und zwanzig Minuten Breite, und ihre Entfernung vom Cap Maho, ist ungefähr dreyzehnhundert sechzehn Meilen südlich. Südostwärts von ihr entdecket man drey bis vier kleine Inseln voll Wälder und Cocosbäume, deren eine hohe Spitzen hat, die andere niedrig und platt ist. Nordwärts von ihr sieht man eine andere von mittelmäßiger Höhe, aber größerm Umfange. Dampier wählete seine Durchfahrt zwischen dieser, und der, welche die holländischen Karten die Insel von Anton Cava nennen. Er glaubet, die Holländer haben die beyden andern nie gesehen, so wenig als die, welche nordwärts der Insel Garret Denis sind.

Insel Anton Cava.

Indessen folgeten ihnen die Kähne immer nach, und die Bayen waren voll Menschen, die immer fortgiengen, nachdem sie das Schiff fortrücken sahen. Manche suchten ihnen auch nachzuschwimmen, aber sie blieben bald weit dahinten. Bey der Ankunft an die nordostliche Spitze fand er einen gewaltigen Strom, der nordwest strich, und ihn nach der niedrigen Insel trieb. Drey Einwohner der Insel hatten hier die Kühnheit, sich ihm in einer Pirogue zu nähern. Man gab ihnen ein Messer, einen kleinen Spiegel, und ein gläsernes Halsband, welches sie alles begierig nahmen. Dampier ließ ihnen Zitronen und Cocosschalen vorlegen, und ersuchte sie durch Zeichen, ihm eben die Früchte zu bringen. Sie brachten ihm sogleich drey Cocos, die sie in ihrer Pirogue hatten. Man wies ihnen darauf Muscatennüsse, und aus ihren Zeichen ließ sich urtheilen, daß ihre Insel welche hervor brächte. Man wies ihnen auch Goldpulver, das ihnen nicht unbekannt zu seyn

Kühnheit einiger Einwohner.

i) A d. 84 S.

seyn schien. Sie schryen Manil, Manil; und wiesen mit dem Finger nach dem Ufer. Da sich einige andere Kähne nach ihrem Beyspiele hatten nähern wollen: so schloß Dampier aus einigen Zwistigkeiten, die unter ihnen entstunden, sie wären aus Abgunst gegen einander in Streit gerathen. Ihre Farbe war schwarz, und ihre Leibesgestalt sehr groß. Den Leib hatten sie mit bunten Gemälden überstrichen, krause Haare und die Nasenlöcher mit großen Riegeln durchbohret. Dampier. 1700.

Er segelte Südsüdost von ihrer Insel an, und hatte einen sehr strengen Strom zu überwältigen, ob man ihn wohl nur an einigen Orten merkete, wo man Baumstämme mit ihren Aesten schwimmen sah. Dampier ließ einen heraufziehen, um kleine Klötzer zum Feuerholze daraus zu machen: aber er war von Würmern zerfressen, deren einige lebendig und so stark, als eine Gänsefeder waren. Sie waren über einen Zoll lang, und ihr Kopf schien mit einer sehr dünnen Schale bedecket zu seyn.

Man langete bey einer Insel an, welche die Holländer St. Johann nennen: man ließ sie aber nordwärts. Ihr Umfang ist neun bis zehn Meilen. Sie zeiget eine Menge Pflanzstätte auf den Hügeln, lange Gänge voll Cocosbäume, und dicke Wälder am Ufer der Bayen. Die Kähne, die man da heraus kommen sah, glichen denen, die man bey den vorigen Inseln gesehen hatte, und die Sprache der Einwohner schien eben dieselbe zu seyn. An der Spitze dieser Insel fiel Dampier wieder auf seine Unternehmung, seine Entdeckungen am festen Lande fortzusetzen, weil er ostwärts keine weiter sah, und in denen, wo er gewesen war, sich aufzuhalten nicht für sicher hielt, da sie gar zu volkreich waren. Die Westwinde giengen bald zu Ende, die schöne Jahreszeit nahete also heran, und wenn er der Küste ohne Gefahr folgen konnte: so hoffete er, daselbst leicht Holz und Wasser zu finden, welches alles war, was er brauchte. Insel St. Johann.

Den 8ten des Märzmonates endecketen sie einigen Rauch an verschiedenen Orten des festen Landes. Man näherte sich demselben, ohne einige Oeffnung zu finden: aber das Land schien hoch und voll Gehölze nebst einigen Savannen untermenget zu seyn. Südwärts sah man ein Vorgebirge, über welches das Ufer nicht mehr zu sehen war; daher man urtheilete, es wendete sich westwärts. Dieses Vorgebirge ist in fünf Grad zwo Minuten südlicher Breite und sein Mittagsstrich zwey tausend zwey hundert und neunzig Meilen vom Cap Maho. Auf eben der Seite machen verschiedene Spitzen, die ins Meer hinaus gehen, eben so viel artige Bayen. Den Tag darauf entdeckete man eine Meile vom Cap nach Norden, eine kleine runde ziemlich hohe Insel, die eine große und tiefe Bay einschließt. Dampier nannte das Vorgebirge: Cap St. Georg. Das Ufer strecket sich darauf Westnordwest, etwa zehn Meilen, das ist, so weit man sehen kann. Was man aber für ein Stückland westwärts desselben gehalten hatte, das war ein anderes Vorgebirge in dieser Entfernung. In dem Zwischenraume findet sich eine Bay von mehr als zwanzig Meilen Tiefe, in deren Grunde man einige Spitzen wie Inseln sieht. Den folgenden Tag bemerkete Dampier andere Stücken Land, Südost der ostlichen Spitze. Er nannte die Insel, welche dem Cap gegen über ist, auch St. Georg, und der Bay zwischen dem Cap und der westlichen Spitze, gab er eben den Namen. In der Absicht seinem Vaterlande durch neue Entdeckungen Ehre zu machen, bemerkete er hier, daß ungefähr zehn Meilen fehlen, daß die holländischen Karten nicht so weit gehen, als dieses Cap. Vorgebirge St. Georg.

Wenigstens eine Meile vom Ufer, das ziemlich hoch und voll Wälder ist, bemerkete man keine Pflanzstätte: aber den 10ten des Märzmonates entdeckete man einen brennen-

Dampier. 1700.

Cap d'Orford.

den Berg, der rund, hoch, oben spitzig, wie die meisten feuerspeyenden Berge war, und häufigen Rauch ausstieß. Den 12ten gieng man nahe bey dem südwestlichen Cap dieser Bay hin, welches man nordlich ließ. Dampier nannte es Cap d' Orford, dem englischen Herrn, der diesen Namen führet, zu Ehren. Es ist achtzehn Meilen vom Cap St. Georg Südwest *k*). Das Ufer erstrecket sich nachgehends Nordwest ein Viertheil West. Die Abweichung ist hier neun Grad Ost. Von den beyden Seiten des Cap d' Orford sieht man mehr Savannen, als Gehölze, und das höchste Land ist Nordwest. Das Cap selbst ist eine flache Spitze von mittelmäßiger Höhe, oben mit einer Ebene. Er fuhr fort, der Küste Südost zu folgen, um Gelegenheit zu finden, wo er Holz und Wasser bekommen könnte; sie schien hoch und bergicht, aber weniger mit Bäumen bedecket zu seyn, als die andere Seite des Cap.

Tiefe Bay u. Dampiers Gefahr daselbst.

Den 14ten sah er eine ziemlich tiefe Bay und einige Inseln, die sie bedecketen, da er denn sicher zu ankern hoffete. Er erblickte an einigen Orten Rauch, und alle Anscheinungen versprachen ihm süßes Wasser. Kaum war er um die Spitze der Bay angelanget: so sah er viel Cocosbäume und Häuser. Als er fünf bis sechs Meilen vom Ufer war: so kamen sechs Schaluppen, etwa mit vierzig Mann besetzet, das Schiff zu beobachten. Man gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, sie sollten wieder nach dem Canale kehren; dadurch ward ihre Neubegierde nur lebhafter, und sie stelleten sich, als verstünden sie es nicht. Dampier that einen Flintenschuß, der sie aus allen Kräften zu rudern und sich zu entfernen veranlassete. Aber drey andere Schaluppen näherten sich von der entgegen gesetzten Seite. Eine war groß, wohl gebauet, etwa mit vierzig Mann besetzet, und die andern kleiner. Zu gleicher Zeit sah man eine vierte erscheinen, die so groß, als die erste war, und sich voll bewaffneter Wilde befand, die aus der Tiefe der Bay kamen. Dampier zweifelte nicht, daß ihre Absicht wäre, ihn anzugreifen. Er that einen Flintenschuß auf die erste der beyden Schaluppen, die dem Schiffe am nächsten war. Der Schuß geschah zwar nur gerade in die Höhe: aber einige Körner, die von den Wilden gefühlet wurden, macheten, daß sie wieder ihre Zuflucht zu den Rudern nahmen. Indessen hatten sie sich nur zurück gezogen, um sich mit den andern zu vereinigen. Dampier, den die Windstille fortzurücken verhinderte, entschloß sich, einen Canonenschuß mit grobem, runden und viereckichten Hagel thun zu lassen, der um sie herum fiel, und sie sehr zu erschrecken schien. Sie nahmen sogleich die Flucht. Man bedienete sich eines kleinen Windes, nach der Spitze zuzurücken, ob sie gleich voll sehr vieler auf den Felsen zerstreueter Leute war. Ein zweyter Canonenschuß erschreckete sie ebenfalls sehr. Endlich bemerkete Dampier längst dem Ufer hin viele andere Wilden, die unter Bäumen saßen, und ließ den dritten Schuß thun, der ihnen eben das Schrecken verursachete. Seine Absicht war nur, sich in einem so bevölkerten Lande furchtbar genug zu machen, damit er, bey dem wenigen Vertrauen auf die Leutseligkeit der Einwohner, sich ruhig mit Holze und Wasser versorgen könnte. Dieses Verfahren gieng so gut von statten, daß seine beyden Schaluppen, die er an die Mündung des Flusses gesandt hatte, noch vor der Nacht mit einigen Tonnen frisches Wasser zurück kamen, und den folgenden Tag ward es ihnen eben so leicht, welches zu bekommen.

Seine Geschicklichkeit befreyet ihn davon.

Wie er sich bestrebet, die Wilden leutseliger zu machen.

Da aber seine Leute beobachtet, daß die Wilden viel Schweine, Yams und vortreffliche Pflanzen hatten: so beschloß er, sich noch einige Tage länger aufzuhalten. Man beschäfftigte sich den andern Morgen, ohne Hinderniß Holz zu sammeln. Dreyßig oder vierzig Ein-

k) Das Cap d' Orford ist in fünf Grad vier und zwanzig Minuten eben selbiger Breite, und vier

Einwohner, die von ungefähr an den Ort kamen, wo man arbeitete, ließen anfangs einige Furcht merken: man machte sie aber durch Freundschaftszeichen sicher, daß sie ihren Weg ruhig fortsetzeten. Die Mannspersonen hatten Federn von allerley Farbe um den Kopf, und Lanzen in den Händen. Die Weibespersonen hatten keinen Zierrath, und bedeckten ihre Blöße nur mit kleinen grünen Aesten, die vorne und hinten in einer Schnur gestecket waren, die ihnen statt des Gürtels dienete. Auf den Köpfen trugen sie große Körbe voll Yams. Dampier bemerkete beständig unter diesen wilden Völkern, daß die Weibesbilder die Lasten tragen, die Mannspersonen aber voran gehen, ohne sich mit etwas weiter, als ihren Waffen, zu beschweren l). Dampier. 1700.

So ruhige Anscheinungen machten die Engländer kühner, und manche giengen bis zu den ersten Wohnungen. Die Wilden hatten alle Cocosnüsse abgenommen, und ihre Schweine bey Seite geführet. Man fragte einige Alte, die sich nicht entfernt hatten, wo ihr Vieh hingekommen wäre. Sie wiesen mit den Fingern einige Häuser hinten in der Bay, und vermuthlich eine Versicherung ihrer Redlichkeit zu geben, machten sie zu gleicher Zeit das natürliche Geschrey der Schweine und Ziegen nach. Sie hielten auch die Hand wagrecht ausgestreckt in verschiedenen Höhen von der Erde, vermuthlich die verschiedene Größe derselben anzuzeigen. Dampier unternahm selbst, einige ihrer Dörfer zu besuchen. Er durchstrich drey, die er verlassen fand. Seine Befehlshaber und alle seine Leute drangen sehr in ihn, er sollte sie in die Tiefe der Bay schicken, wo sie Vieh zu finden hoffeten. „Ich wollte ihnen dieses nicht gern gestatten, saget er, aus Furcht, sie möchten den Einwohnern übel begegnen. Um zwey Uhr erhoben sich eine Menge schwarze Wolken, und „ich hoffete, dieser Anblick würde ihr Vorhaben ändern. Allein, sie drangen dergestalt in „mich, daß ich es ihnen gestatten mußte. Ich gab ihnen allerley Kleinigkeiten und em„pfohl ihnen vor allen Dingen, gelinde Mittel zu brauchen, und sich ihrer eigenen Sicher„heit wegen wohl in Acht zu nehmen. Der Ort der Bay, wohin sie sich begeben sollten, war „zwo Meilen vom Schiffe. Als sie abgegangen waren, machte ich mich fertig, sie mit „meinem groben Geschütze zu unterstützen. Sie begaben sich kühn nach dem Ufer zu: allein, „die Einwohner widersetzeten sich ihrem Aussteigen und schüttelten ihre Lanzen auf eine dro„hende Art. Manche waren gar so kühn, mit ihren Waffen ins Wasser zu gehen. Die „Freundschaftszeichen und der Anblick der Neuigkeiten für sie, schienen sie wenig zu rühren. „Meine Leute waren entschlossen, Lebensmittel zu erhalten, es möchte kosten, was es wollte, „und thaten also einige Musketenschüsse, sie zu erschrecken. Dieser Knall, welchen sie zu „fürchten gelernet hatten, zerstreuete so gleich die größte Anzahl, doch blieben noch viele „in einer kriegerischen Stellung. Ein neuer Musketenschuß, davon der kühneste am „Arme verletzet wurde, daß er seinen Schild mußte fahren lassen, trieb sie vollends alle „in die Flucht. Meine Leute stiegen aus, und fanden um die Häuser herum eine Menge „zahmer Schweine, von denen sie neune tödteten und sogleich an Bord brachten. Ich „verhinderte sie nicht, alsobald nach eben dem Orte zurück zu kehren, und gegen den Abend „kamen sie mit acht andern Schweinen wieder.

Man besuchet ihre Wohnungen.

Gewaltsame Unternehmung der Engländer.

Dampier machte sich in der That ein Gewissen daraus, fremdes Gut mit etwas Gewalt weggenommen zu haben, und ließ in einen kleinen Kahn der Indianer, welcher sich an dem Ufer befand, zwo Aexte, zwo Schneidemesser, sechs andere Messer, sechs Spiegel,

Wie Dampier die Räuberey seiner Leute ersetzet.

vier und vierzig Meilen West vom Mittagsstriche des Cap Georg.

l) Ebend. a. d. 95 u. vorherg. S.

Dampier. 1700.

gel, ein groß Pack Halsbänder und vier gläserne Flaschen legen. Ein ziemlich geringer Ersatz für ihren Verlust. Diese Bay liegt in sechs Grad zehn Minuten südlicher Breite, und hundert und ein und funfzig Meilen westlich vom Mittagsstriche des Cap St. Georg. Dampier nannte sie den Hafen **Montaigu**, von seinem Beschützer. Das Land ist bergicht, voll Gehölze, Thäler und angenehmer Bäche. Das Erdreich in den Thälern ist tief und gelbicht: aber auf den Hügeln sehr dunkelbraun, nicht tief, unten steinicht, aber doch zu Pflanzstätten ungemein fruchtbar. Wenn die Bäume daselbst nicht sehr dicht beysammen stehen: so ist ihr Grün sehr lebhaft. Manche waren voller Blühten, andere voller Beeren, und noch andere voller großer den Engländern unbekannten Früchte von mehr als einer Art. Die Cocosbäume wachsen da vollkommen wohl; und ob ihre Nüsse gleich nur von mittelmäßiger Größe sind, so sind doch Milch und Kern davon sehr dick, und von einem sehr angenehmen Geschmacke. Man fand daselbst Jngwer, Yams, und Küchenkräuter. Die Engländer sahen daselbst keine andere vierfüßigen Thiere, als Schweine und Ziegen: die Tauben, Papageyen, Cockedores und Krähen aber sind daselbst sehr gemein, und unter vielen kleinen Arten unterscheidet man nur die, die von der Größe unserer Amseln ist. Meer und Flüsse sind voller Fische: aber die Engländer fingen nur **Cavallis**, Fische mit einem gelben Schwanze, und springende Rochen.

Nachdem sie diese Bay den 27sten des Märzmonates verlassen hatten: so entdecketen sie den 24sten ein hohes Land gegen Nordwest halb West, an dessen Westseite ein wenig nach Süden sich etwas wie ein Ufer zeigete. Jn dieser Ungewißheit setzete man die ganze Nacht nur wenig Segel aus. Gegen Mitternacht zeigete sich Nordwest ein Vierthel West ein großes Feuer, das wie eine Seule aufstieg, manchmal war es drey bis vier Minuten lang sehr hoch, nachgehends niedrigte es sich wieder eben so lange. Bisweilen war es kaum zu sehen, bis es wieder mit neuer Macht anfing. Dampier beobachtete es fast eine Stunde, und erkannte endlich an seinem Zwischenraume, daß es eine brennende Jnsel wäre. Man segelte nach selbiger zu, und entdeckete den andern Morgen eine Menge anderer, die meistens klein, niedrig und mit Sandbänken umgeben waren. Den Abend befand man sich drey Meilen von diesem feuerspeyenden Berge, und zwo Meilen vom festen Lande. Die Durchfahrt zwischen beyden Küsten schien sehr gut zu seyn, und mit dem Senkbleye fand man daselbst zwey und funfzig Faden Wasser, Sandgrund und Schlamm. Man lenkete sich nach Norden, um aus dieser Enge zu kommen. Die Jnsel warf Feuer und Rauch die ganze Nacht über aus. Bey jeder Erschütterung hörete man ein so entsetzliches Getöse, als ob es donnerte. Darauf folgete ein Ausbruch von Flammen, die schrecklicher waren, als Dampier je gesehen hatte. Er zählete nicht über eine Minute zwischen den Erschütterungen. Sie waren nicht alle gleich stark, aber auch die schwächsten warfen viel Feuer aus. Die andern gaben eine starke Flamme, von erstaunlicher Höhe, mit entsetzlichem Gebrülle. Darauf sah man einen großen feurigen Strich, der bis an den Fuß des Berges und selbst bis an das Ufer fort lief. Aus denen Gegenden, über die er gegangen war, sah man den Tag über viel Rauch aufsteigen, der ohne Zweifel von dem schwefelichten Wesen herkam, das man als eine Flamme die Nacht über gesehen hatte, und er vermehrete oder verminderte sich nach der Menge dieser Materie. Das Luftloch des feuerspeyenden Berges war südwärts, und man sah daher kein Feuer nicht mehr, wenn man sich westwärts der Jnsel befand.

Entsetzlicher feuerspeyender Berg.

Beschreibung.

fand. Sie liegt in fünf Grad drey und zwanzig Minuten südlicher Breite, und drey hundert zwey und dreyßig Meilen West vom Mittagsstriche des Cap St. Georg *m*).

Dampier. 1700.

Der östlichste Theil von Neu-Guinea ist nur vierzig Meilen westwärts von diesem Stücke Landes entfernet. Die Karten zwar geben es für zusammenhängend an: allein Dampier fand eine Durchfahrt, mit vielen Inseln, davon die größten nordwärts dieser Enge sind. Zwischen den Inseln und dem Lande ostwärts ist die Durchfahrt gut. Dieser östliche Theil von Neu-Guinea ist hoch und bergicht. Er endiget sich nordöstlich mit einem großen Vorgebirge, das Dampier das Cap König Wilhelms nannte. Er bemerkete an verschiedenen Orten Rauch; und nachdem er solchen linker Hand des Schiffes gelassen hatte: so folgete er der Küste ostwärts, die sich mit zweyen Vorgebirgen endigte, welche sechs bis sieben Meilen von einander entfernet sind. In eines jeden Umfange erhoben sich zweene schöne Berge, stufenweise vom Ufer. Sie sind mit Gehölzen untermenget, dessen Bäume sehr grün sind, auch mit Feldern, die der Verfasser den ebensten Wiesen in England vergleicht.

Durchfahrt vom Dampier entdecket.

Nachdem sie sich nach den Inseln gewandt hatten: so hatte das Schiffsvolk lange Zeit die Augen nach Norden gerichtet, ohne daselbst einiges Land zu entdecken, woraus man sicher schloß, daß man durch eine Durchfahrt gekommen wäre, und daß das Land, das sich ostwärts strecket, nicht mit Neu-Guinea zusammen hängt. Dampier maßte sich daher das Recht an, es **Neubritannien** zu nennen. Das nordwestliche Cap nennte er **Glocester**, und das südwestliche, **Anna**. Diese große Insel selbst, die er Neubritannien nennete, liegt in vier Grad südlicher Breite. Der nordlichste Theil liegt in fünf Grad achtzehn Minuten, und der südlichste fünf Grad dreyßig Minuten. Sie strecket sich von Osten nach Westen, etwa fünf Grad achtzehn Minuten in die Länge. Sie ist hoch, und fast in allen ihren Theilen bergicht, mit großen Thälern, die so fruchtbar zu seyn scheinen, als die Berge. Die Bäume in den meisten Gegenden, die Dampier besichtiget, sind hoch, dick und buschicht, die Einwohner zahlreich, wohlgebildet, stark und sehr kühn. Von den Früchten des Landes nach denenjenigen zu urtheilen, die der Hafen Montaigu hervorbringt, so ist sehr wahrscheinlich, daß diese Landschaft so viel liefern kann, als einiger anderer Welttheil, und daß es nicht schwer seyn würde, mit den Einwohnern einen ordentlichen Handel einzurichten. Aber die Umstände verstatteten Dampiern nicht, solches zu versuchen *n*).

Neubritannien vom Dampier entdeckt und benannt.

Cap Glocester und Cap Anne.

Urtheil des Verfassers über Neubritannien.

Den folgenden Tag befand er sich westwärts der brennenden Insel, und setzete seinen Weg nach einer hohen Insel fort, die zehn bis zwölf Meilen lang war, und von ihm den Namen die **Insel des Ritter Rook** erhielt. Er sah auch einige andere Inseln westwärts, ziemlich nahe bey der langen, die er vor sich hatte; und nachdem er sich eines guten Ankergrundes versichert hatte, wo die Tiefe zwischen dreyßig und vierzig Faden war, und den eine Kette von Felsen in Gestalt eines halben Mondes von Norden der Insel nach Südost umschloß: so beschloß er, sich daselbst aufzuhalten. Allein, eine Arbeit, deren Länge er nicht voraus sah, erregete bey ihm bald die Furcht, er würde sich in diesen Gegenden nicht halten können, weil die Westwinde schon weheten. Er sah sich genöthiget, die Anker zu lichten, und sich den sechsten Tag nach zwo Inseln zu lenken, deren eine vier Meilen von der andern war, um über die Durchfahrt zu setzen, die sie von einander sonderte. Er nannte die südlichste die **lange Insel**, ihrer

Die lange Insel.

m) Ebend. a. d. 100. 101 S.

n) Ebend. a. d. 102 und vorherg. S.

Dampier. 1700.

Kroneninsel.

rer Länge wegen, die auf jedem Ende mit einem hohen Berge begränzet wurde. Die nordlichste ist rund und hoch. Sie erhebt sich am Gipfel in verschiedene Spitzen, die mit einer Krone einige Aehnlichkeit haben; daher man sie die Kroneninsel nannte. Diese beyden Inseln machen eine sehr angenehme Aussicht, die mit Feldern und Gehölzen untermengt sind, wo die Bäume schönes grünes Laub, und manche weiße Blüthen tragen. Die Kroneninsel ist mit Bänken und vielen Klippen umgeben, die über eine Meile ins Meer hineingehen. Eben den Tag entdeckete man eine andere Insel Nordwest ein Vierthel West. Ich gieng bey solcher nordlich vorbey, und bemerkete eine Oeffnung von etwa zwo Meilen, die sie westwärts von einer andern absondert, mit der sie in der Entfernung zusammen zu hängen geschienen hatte. Dienstages, den 2ten April sah man westwärts eine hohe und spitzige Insel, die aus dem Gipfel eines Berges Rauch auszuwerfen schien. Den 3ten gieng man nordwärts der brennenden Insel vorbey, ohne die Flamme davon zu sehen, weil das Luftloch südwärts ist. Nachgehends entdeckete man drey andere Inseln, und einiges Land südwärts, ohne daß sich unterscheiden ließe, ob es Inseln oder festes Land wäre. Alle diese Inseln sind hoch, voll schöner Bäume und angenehmer Savannen, ohne einmal die brennende Insel auszunehmen, deren Erdreich bis auf zwey Drittheil ihrer Höhe sehr gut ist. Man sah noch eine andere Insel, aus welcher plötzlich ein großer Rauch aufstieg, der fast augenblicklich verschwand. Man bemerkete auch zwischen den Inseln, drey kleine Schiffe mit Segeln, deren Gebrauch bis dahin den Einwohnern von Neubrittannien gänzlich unbekannt zu seyn geschienen hatte.

Andere ungenannte Inseln.

Erstaunliche Wasserhose.

Die Witterung ward sehr veränderlich; bald war der Himmel voll rother oder schwarzer Wolken, denen stürmische Winde oder starke Regengüsse folgeten. Dampier glaubete, sein Schiff komme wegen einer Wasserhose in Gefahr, die ihm erstaunlicher aussah, als alle, die er gesehen hatte. Er beschreibt sie mit Verwunderung. „Eine vierthel Stunde „nach Aufgange der Sonne war ein starker Regen unterm Winde gefallen. Ein Matrose „schrie plötzlich, er sähe was außerordentliches, das er nicht recht deutlich erkennen könnte. „Bald entdeckte man vollkommen eine Wasserhose, die sich eine vierthel Meile vom Schiffe „und gegen den Wind bildete. Man setzete mehr Segel aus, sie zu vermeiden. Sie kam „mit außerordentlicher Geschwindigkeit an, und ohne daß man die Wolke sah, welche sie ver„ursachte, so zog eine Wassersäule von sechs oder sieben Ruthen Höhe auf. Innerhalb „vier oder fünf Minuten befand sie sich in der Länge eines Taues vom Schiffe, dem die„se gefährliche Nachbarschaft viel Furcht erweckete. Dampier sah darauf einen langen „Strich einer weißlichten Wolke, die das Wasser erhob, und so breit wie ein Regenbogen; „das oberste Ende war sehr hoch, aber ohne daß einige Schwärze zu sehen war, worüber „die alten Matrosen alle am meisten erstauneten. Sie gieng unter dem Winde in sehr ge„ringer Entfernung vorbey, brach nachgehends auf, und brachte keine andere Wirkung „hervor, als eine starke Bewegung der Luft, die man heftig um das Schiff herum empfand„ o).

Die Ströme waren ostwärts und westwärts sehr heftig, ob man sich wohl nie weiter als zwanzig Meilen vom Lande befand: und wie keine Wahrscheinlichkeit da war, daß sie vom Ufer kommen könnten, so schloß Dampier mit vieler Wahrscheinlichkeit, das Land sey hier getheilet, d. i. es gebe eine Durchfahrt südwärts, und von Cap Wilhelm an, sehe man nur eine Insel, die von Neuguinea durch einige Enge, wie Neubrittan-

o) Das. a. d. 106 S.



1.2. Pflanzen von Neu Guinea. 3.4.



…6.7.8.9.10. Pflanzen von Neu Holland.

T. XII. J.

tannien abgesondert sey. Doch giebt er dieses nur für eine Muthmaßung aus *p*). Den 14ten fuhren sie in der Höhe der Inseln Schoute, und der Vorsicht vorbey, und fanden beständig einen sehr reißenden Strom, der nach Nordwest strich. Den 17ten sah man auf dem festen Lande einen hohen Berg, den man noch nicht bemerket hatte. Die Spitze desselben stieß viel Rauch aus. Nachmittages entdeckete man die Insel, König Wilhelm; und da das Schiff einer Windstille wegen, eine ganze Nacht zwo Meilen vom Ufer stehen bleiben mußte, so empfand man beständig einen sehr angenehmen Geruch. Den folgenden Tag fand man zwo Meilen von eben der Insel gegen Westen, so gefährliche Wirbel, daß sich das Schiff daselbst ohne einigen Wind herum drehete. Man konnte sich nur vermittelst eines ziemlich starken Windes daraus helfen, der sich plötzlich erhob. Diese Wirbel blieben nicht beständig an einem Orte. Sie schienen auf die seltsamste Art herum zu springen, und man sah bisweilen das Wasser mit erstaunlichem Geräusche schäumen, als ob es sich in einen Schlund stürzete. Dampier ließ das Senkbley auswerfen, man fand aber keinen Grund. Den 18ten befand man sich südwärts vom Cap Maho. Nach des Verfassers letzter Rechnung ist es in funfzig Minuten südlicher Breite, und tausend zweyhundert und drey und vierzig Meilen vom Cap St. Georg. Das Eyland St. Johannis ist acht und vierzig Meilen ostwärts von diesem letztern Cap. Setzet man also diese Entfernung zu der Weite beyder Vorgebirge von einander, so machet es zwölf hundert ein und neunzig Meilen aus, welches die äußerste Gränze ist, an die Dampier seinen Lauf ostwärts gebracht hat. Auf der Hinreise hatte er die Entfernung der Mittagsstriche zwischen dem Cap St. Georg und dem Cap Maho zwölf hundert und neunzig gerechnet: auf der Rückreise aber fand er nur ein tausend zweyhundert und drey und vierzig, also sieben und vierzig weniger. Er glaubet, dieses rühre von denen Strömen her, mit denen er auf seiner Rükkehr zu kämpfen hatte. Das Eyland, König Wilhelm, hat ein und zwanzig Minuten südlicher Breite, und zeiget sich deutlich, wenn man auf der Höhe vom Cap Maho ist. Den Tag darauf sah er eine große Oeffnung im Lande, und eine Insel, die sich auf der südlichen Seite zeigete. Er segelte dahin, in der Hoffnung daselbst zu ankern. Allein, zwo Meilen von dieser Insel kam ihm ein Westwind gerade von der Oeffnung her entgegen, und nöthigte ihn, nach Norden zu steuern. Er sah viel tiefe Bayen, wo die Wellen viel Schaum machten. Mit dem Senkbleye fand man keinen Grund, und man erkannte, daß die Bewegung der Wellen nur von der Bewegung des Meeres herrührete.

Dampier. 1700.

Geruch von der Wilhelmsinsel.

Sonderbare Wirbel.

Dampiers äußerste Gränze nach Osten.

Endlich bewog der Wind, der sich nach Osten zu wenden schien, wie man solches bey dieser Jahrszeit zu erwarten hatte, den Dampier, seinen Weg lieber nach den Umständen einzurichten, als eben den Weg gegen den Musson zurück zu kehren, der ihm lange Zeit zuwider seyn mußte. Er gesteht gleichwohl, daß ihm die Gefahren des Weges, den er schon genommen hatte, bekannt waren, und daß er nicht wußte, was für welche ihn auf demjenigen erwarteten, den er nehmen wollte.

Seine Rückkunft durch einen unbekannten Weg.

„Ich befand mich, saget er, in einer acht bis zehn Meilen breiten Durchfahrt mit „einer Reihe Inseln nordwärts, und einer andern südwärts, ohne daselbst Grund zu fin„den. Den 22sten April schickete ich meine Schaluppe nach einer der nordlichen Inseln „zu, und ich folgete eben dem Wege mit dem Schiffe. Meine Leute fanden Grund, in der „Ent-

Abschilderung seiner Umstände.

p) A. d. 107 S.

Dampier. 1700.

„Entfernung eines Taues vom Lande: aber sie fielen nachgehends zwischen Corallenklippen. Sie sahen auf dem Lande keine andere Vögel, als einen kleinen bunten Papagey, und „fanden kein anders Wasser, als gesalzenes in einer See. Dieses Eyland ist von mittelmäßiger Höhe, sehr steinigt, und mit großen Bäumen bedecket, von denen die Wurzeln „bloß, längst den Felsen hinlaufen. Den 24sten giengen wir bey einer Bank vorbey, wo „wir nur sechstehalb Faden Wasser hatten, und wo ich uns durch die Schaluppe schleppen lassen mußte. Wir fanden außerordentliche Bewegungen des Meeres, welche die Ströme „machten, und die Wellen mit so viel Geräusche auftrieben, daß man sie eine Meile weit „herkommen hörete. Das Meer schien um das Schiff herum wie durchschnitten, und bewegte sich so heftig, daß es dem Steuerruder nicht gehorchete. Diese Anfälle dauerten „etwa zehn bis zwölf Minuten. Nachgehends ward alles wieder so stille, als das Wasser „eines Teiches. Ich ließ das Loth verschiedenemal auswerfen: man fand aber keinen „Grund. Doch bemerkete ich nicht, daß alle diese Ungleichheiten uns aus der Fahrt gebracht „hätten. Eine Nacht lang stunden wir viele dieser erstaunlichen Fluthen aus, die alle von Westen kamen: und da der Wind von eben der Gegend blies, so hörten wir sie lange Zeit zuvor, „ehe sie zu uns kamen. Sie streckten sich sehr weit von Norden nach Süden: ich bemerkete aber, daß sie nicht über zweyhundert Ruthen von Ost nach West betrugen. Sie wälzeten „sich mit außerordentlicher Geschwindigkeit; und wenn sie sich dem Schiffe näherten, so hatten wir große Wellen, die sich aber nicht brachen„.

Inseln Ceiram und Bonao.

In Umständen, die für den Hauptmann, und für die ältesten Matrosen so neu waren, hielten sie sich alle für sehr glücklich, daß sie den 26sten die Insel Ceiram entdecketen. Die Anfälle der Fluthen wurden schwächer, und man segelte die Insel ostwärts vorbey, einen Hafen daselbst zu suchen. Den 27sten steuerte man nach der nordwestlichen Spitze, und ließ ein kleines Eyland, Bonao genannt, gerade westwärts. Die östliche Abweichung der Nadel war hier zwey Grad funfzehn Minuten. Dampier ließ in geringer Entfernung vom Ufer ankern. Das Land ist niedrig, sumpficht, und voll Gehölze. Man entdeckete zween Flüsse, die einhundert Schritte von einander flossen; der eine kam vom Innern der Insel, dem Schiffe gegen über, und der andere, der von Süden herkam, strömete längst dem Ufer hin, unweit des Meeres. Man nahm aus dem südlichsten, der am größten ist, Wasser. Die benachbarten Bäume sind weder sehr groß noch sehr hoch. Dampier fand weder an ihren Blättern noch an ihren Früchten und Beeren einige Aehnlichkeit, mit ihm bekannten Arten. Er sah keine vierfüßige Thiere: er fand aber Tauben, Papageyen, Cokadores und viele ihm unbekannte Vögel. Einer von seinen Jägern tödtete ihrer zween, deren Körper schwarz und der Schwanz weiß war. Sie glichen an Größe einer Krähe. Ihr Hals war lang und von Safranfarbe; ihr Schnabel einem Widderhorne ähnlich. Die Schenkel waren kurz und stark, die Füße wie bey Tauben, die Flügel von ordentlicher Länge, ob sie gleich beym Fliegen viel Geräusche machten. Sie nährten sich von wilden Beeren, und saßen auf den höchsten Bäumen. Dampier fand ihr Fleisch so gut, daß es ihn zu dauren schien, daß er diese Vögel nur auf Ceiram und in Neuguinea gesehen hat.

Sonderbare Vögel auf der Insel Ceiram.

Bo=

q) A. d. 118 S.

r) Da er auf alles, was zur Schiffahrt gehöret, aufmerksam ist, so hält er für wichtig, zu erinnern, daß den 26sten May ein sehr starker Strom von ihm empfunden wurde, der sich südwärts wandte. Er kann nicht eigentlich den Compaßstrich

Bonao ist ein kleines Eyland, vier Meilen von der nordwestlichen Spitze von Ceiram, das gleichwohl einen schönen Fluß hat. Die Holländer haben sich da gesetzet; und ob sie gleich von den Ceiramensern verabscheuet werden, so nehmen sie doch, des Widerwillens der Einwohner ungeachtet, die westlichste Spitze ihrer Insel ein. Dampier. 1700.

Nachdem Dampier wieder abgesegelt war: so konnte er nicht, wie er sich vorgesetzet hatte, zwischen Ceiram und Bonao durchfahren. Er segelte nach Norden, und den folgenden Tag ward er bey Annäherung des Eylandes Bouro auf eine angenehme Art von dem vortrefflichen Geruche gerühret, der von dieser Insel ausgeht. Allein, ein Strom, der nach Westen strich, machte ihn furchtsam, sich dem Lande allzusehr zu nähern; daher wandte er sich südwärts, um zwischen Bouro westwärts und Kilang ostwärts durchzugehen, worauf er verschiedene Tage lang einen Strom hatte, der nach Süden strich, und heftig genug war, viel Bewegung in den Wellen zu erregen. Den 14ten entdeckete man das Eyland Misacombi, das verschiedene Karten Omba nennen. Seine Länge ist ungefähr zwanzig Meilen, die Breite fünf bis sechs. Es ist bergigt, angenehm, mit Feldern und Gehölzen untermengt: aber Dampier sah daselbst keine Spur von Einwohnern. Das Eyland Pentare gegentheils, das man westwärts von jenem sah, zeiget viele Häuser im Lande drinnen, und eine Menge angebaute Gegenden an dem Ufer. Den folgenden Tag gieng er zwischen Pentare und einer andern Insel durch, die er Laubana nennt, dabey war ihm ein Strom behülflich, der ihn südwärts führete. „In diesen Meeren, saget er, findet „man ordentlich eine Fluth, die nordwärts oder südwärts nach der Lage der Küste streicht; „diejenige aber, die nordwärts geht, steigt unter zwölf Stunden nicht mehr als drey, und hat „nicht viel Gewalt. Sie vermag sogar bisweilen nichts mehr, als den entgegen gesetzten Strom „zu schwächen, der mit vieler Macht steigt, besonders bey engen Durchfahrten, die sich „zwischen zwo Inseln befinden„ *q*). Sieben oder acht Meilen von den beyden letztern entdeckete man westwärts einen hohen runden und spitzigen Berg, von dessen Gipfel ein dicker Rauch wie aus einem feuerspeyenden Berge hervor kam. Drey andere sehr hohe und spitzige Berge zeigeten sich an dieses beyden Seiten, zween ostwärts, einer westwärts.

Eyland Misacombi oder Omba.

Beobachtung über die Fluth.

Man befand sich den 18ten May wieder im Gesichte von Timor, und bald in der Bay von Anabao, wo der Musson viel Unordnung gestiftet hatte, deßwegen man auch trübes Wasser bekam, das aber sonst süße und von gutem Geschmacke war. Man fand funfzehn Minuten ostliche Abweichung. Die Insel Rotte, bey der man den Tag darauf, nach gelichtetem Anker, vorbey fuhr, ist hoch und mit Gehölze bedecket: aber die Bäume schienen da so klein, als Büsche, und alle Savannen waren dürr und verbrannt, welches vermuthlich eine Wirkung des letzten Mussons war. Den folgenden Tag hoffete Dampier, noch vor Nacht westwärts aller Inseln zu kommen. Da er unterdessen den Abend wieder angefangen hatte, das Land Südwest ein Vierthel West zu erkundigen: so bemerket er, daß man daselbst mehr Inseln findet, als einige Karte vorstellet. Er mußte sich auch dieserwegen weiter nach Westen halten, um ganz und gar von dem Lande wegzukommen *r*).

Insel Rotte.

Ihm begegnete nichts merkwürdiges bis den 23sten des Brachmonates, da er sich auf der Küste von Java, im Gesichte des Prinzeneylandes befand, und durch seine Rechnun-

Rückkehr Dampiers in sein Vaterland.

strich davon angeben. Nach der Loglinie war seine ganze Fahrt nur zwey und achtzig Meilen, und nach der Beobachtung, der Unterschied der Breite vom 23sten zu Mittage hundert Meilen, also achtzehn Meilen mehr, als die ganze Fahrt. Außerdem war der Weg, ohne etwas für die Aus-

Dampier. 1701.

nungen versicherte, daß zwischen Timor und dieser Insel vierzehn Grad und zwey und dreyßig Minuten sind. Sein Aufenthalt zu Batavia bis den 17ten des Weinmonates hat nichts wichtigers, als seinen Weg bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung, und von dar bis zur Ascensionsinsel, wo er den 23sten des Hornungs 1701 anlangete *s*). Den Tag zuvor aber war in sein Schiff ein so großes Läck gekommen, daß er sich aller Sorgfalt solches zu verstopfen ungeachtet, in der betrübten Nothwendigkeit sah, sich mit seinen Leuten, und allem, was er vom Schiffbruche retten konnte, ans Land zu begeben. Der Ueberrest seines Tagebuches, welches zeiget, was für Hülfsmittel eine so bloße Insel Seeleuten darbietet, wenn sie sich in dem größten Unglücke, das sie befallen kann, befinden, würde in meinem Vortrage nicht so viel Annehmlichkeit haben, als in dem seinigen.

Sein Schiffbruch in der Bay der Ascensionsinsel.

Wie er sich auf dieser Insel hilft.

Da ich mir von aller Arbeit und Geschicklichkeit nichts mehr zu versprechen hatte, schreibt er: so ließ ich einen kleinen Anker ans Ufer der Bay bringen, um mein unglückliches Schiff bis auf viertehalb Faden Wasser zu schleppen. Nachdem ich solches wohl angebunden hatte: so ließ ich eine Flöße machen, auf welcher unsere Kuffer und Betten fortgeschafft wurden. Meine meisten Leute begaben sich sogleich den Abend ans Ufer. Ich wartete mit meinen Officieren bis den folgenden Morgen, und ließ darauf die Segel abmachen, solche zu Zelten zu brauchen. Ich hatte zwey Fässer Wasser, nebst einem Sacke mit Reiße zu unserm gemeinschaftlichen Gebrauche ans Land geschickt. Als ich aber daselbst ankam, fand ich, daß ein guter Theil dieses kleinen Vorrathes verschwunden war. Nach einigen Untersuchungen entdeckete man glücklich in der Insel eine Quelle süßen Wassers, acht Meilen von dem Orte, wo wir unsere Zelte aufgeschlagen hatten, über einen sehr hohen Berg hinüber, über den man nicht anders, als mit Klettern kommen kann. Man fand auch nicht weit davon sehr gute Schildkröten. Mit diesen beyden Hülfsmitteln lebeten wir wenigstens ohne Furcht vor Hunger und Durste. Den 27sten gieng ich mit meinen Officieren aus, die Quelle zu besuchen. Wir brachten die Nacht auf dem Wege zu. Dieses süße Wasser ist südostlich von dem Berge, eine halbe Meile vom Gipfel. Daherum fanden wir viel Ziegen und Landkrebse: die beständig aufsteigenden Nebel aber machen die Luft sehr kalt und ungesund. Zwo Meilen südostlich von der Quelle sahen wir drey oder vier Bäumchen, auf deren einen man das Bild eines Ankers in die Rinde geschnitten, mit einem Tauende und die Jahrzahl MDCXLII in römischen Zifern fand. Funfzig oder sechzig Schritte davon fanden wir einen sehr bequemen Ort, sich dahin bey übelm Wetter zu retten. Die Luft war da rein. Man konnte sich in großer Menge in den Felsenhöhlen bergen, und man sah daherum Ziegen, Landkrebse, Busen und Krieger. Verschiedene Matrosen hatten sich entschlossen, ihren Aufenthalt daselbst zu nehmen. Einige Tage darauf entdecketen sie von diesem Orte zwey Schiffe, die nach der Insel zu kommen schienen. Sobald sie eine Nachricht davon ertheilt hatten, ließ ich etwa zwanzig Schildkröten auf den Rücken legen, mir die Seeleute, deren Ankunft ich erwartete,

Ausweichung zu rechnen, Süd, siebenzehen Grad, West, welches nur sieben und siebenzig Meilen Unterschied der Breite giebt, oder vier und zwanzig Meilen weniger, als er durch die Beobachtung gefunden hatte. Uebrigens vermuthete er schon den Strom, den er südwärts fand, weil allemal einer zwischen Timor und den Inseln ist, die westwärts ihrer liegen. Es ist auch seinen Gedanken nach wahrscheinlich, daß sich einer in allen den andern Durchfahrten zwischen den Inseln, selbst vom Ost von Java, bis an das Ende der Inselnreihe, die sich ostwärts und westwärts von Timor strecket, befindet. Den 27sten fand er, daß er die letzten vier und zwanzig Stunden neun

wartete, gewogen zu machen. Allein, da die Schiffe den Morgen verschwunden waren: so ließ man die Schildkröten wieder frey. Dampier. 1700.

Man sah kein Schiff mehr bis den 2ten April, da sich ihrer eilfe unter dem Winde der Insel zeigeten, aber vorbey giengen, ohne zu ankern. Den Tag darauf kamen vier andere in die Bay. Es waren englische. Dampier begab sich auf ein königliches Schiff, Anglesey genannt, mit fünf und dreyßig Mann von seinem Volke, die übrigen wurden auf zwey andere Kriegesschiffe eingetheilet; und so kamen sie glücklich wieder in ihr Vaterland. Schiffe, die sie wieder nach England bringen.

Das IV Capitel.

Beschreibung des Eylandes Timor.

Größe und Lage desselben. Canal, der es von Anabao absondert. Richtung seiner Küsten und Bayen. Holländisches Fort. Bay Babao, deren Bequemlichkeiten. Portugiesische Stadt Laphao. Einwohner daselbst. Ihre Handlung. Mussons. Hafen Ciccale. Königreiche auf der Insel Timor. Niederlassung der Holländer zu Solor. Ende und andere Insel bey Timor. Abschilderung der Eyländer in Timor. Ihre Gebräuche. Eigenschaften dieser Insel. Eigene Bäume auf solcher. Wildes Kraut Calalu. Landthiere. Schöne Vögel. Viele Fische.

Die Sorgfalt der Holländer, allen Schiffen von andern Nationen den Zugang zu diesem Eylande zu versperren, ist allein vermögend, die Neugierde nach einer Beschreibung desselben zu erregen, woran sie keinen Theil haben, und die verdächtig seyn würde, wenn sie von einem ihrer Seefahrer gemacht wäre. Beschreibung von Timor.

Dampier, welcher die ganze Insel durchstrichen hatte, giebt ihr ungefähr siebenzig Seemeilen in die Länge und funfzehn oder sechzehn in die Breite. Sie liegt, saget er, fast gegen Nordost und Südwest; und ihre Mitte ist fast in neun Grad Süderbreite. Sie hat keine schiffbaren Flüsse, noch viele Hafen: man findet aber eine große Anzahl Bayen daselbst, worinnen die Schiffe in gewissen Jahreszeiten vor Anker liegen können. Die Küste ist gesund; das ist, ohne Klippen und Untiefen. Sie hat so gar keine Insel, die man nicht entdecket und leicht vermeiden könnte. Größe und Lage der Insel.

Die Insel Anabao, welche sie gegen Südwest bedecket, ist eine hohe, zehn oder zwölf Seemeilen lange und vier Seemeilen breite Insel, welche von der andern durch einen Canal abgesondert wird, der ungefähr zehn Seemeilen lang und so tief ist, daß allerhand Fahrzeuge hindurch fahren können, der aber, weil er an einigen Orten nur eine Seemeile breit ist, auf den meisten Karten nicht angemerket ist. Man hat daher lange Zeit geglaubet, Canal, der sie von Anabao trennet.

neun Meilen weniger nach Süden gekommen war, als die Logleine anzeigete, woraus er schloß, daß er sich außer dem nach Süden führenden Strome befände. Er sah hier viel Wendekreisvögel, und die westliche Abweichung war fünf Grad acht und dreyßig Minuten. Er fand aber, daß solche, je weiter man nach Westen zurückte, sehr wuchs. Das. a. d. 122 u. f. S.

r) Den 29sten Novemb. des Morgens, schwebete ein kleiner Vogel (Emerillon) einige Zeit über dem Schiffe, und setzete sich endlich auf den Fockemast, wo man ihn fing. Das nächste Land war Madagascar hundert und funfzig Meilen davon.

Beschreibung von Timor.

geglaubet, daß Anabao einen Theil von der Insel Timor ausmache. Dieser Canal hat nur eine kleine Ebbe und Fluth, welche nach Norden geht. An dem äußersten Ende gegen Nordost findet man zwo kleine Landspitzen, die nicht weiter, als eine Seemeile von einander sind; und wovon die mittägliche, welche nach Timor gehöret, Cupang heißt. Diejenige, welche ihr entgegen gesetzet steht, schließt die Insel Anabao, deren Küste sich von da gegen Norden, zwo oder drey Seemeilen weit erstrecket, eine große Oeffnung gegen die See zu machet und sich darauf gegen Westen krümmet. Wenn man diese beyden Spitzen vorbey ist: so kömmt man in eine Bay, die nicht weniger als acht Seemeilen lang und viere breit ist, und deren mittägliche Küste viele kleine Buchten in sich hält.

Richtung ihrer Küsten und Bayen.

Holländisches Fort Concordia.

In dieser Bay, eine Seemeile gegen Osten von der Spitze Cupang, haben die Holländer ein steinern Fort, Namens Concordia, welches auf einem Felsen gebauet ist, der ans Ufer stößt. Ein kleiner Fluß mit süßem Wasser, welcher ostwärts von dem Forte läuft, hat eine sehr breite hölzerne Brücke, welche demselben zum Eingange dienet. Jenseits des Flusses ist eine kleine sandige Bank, wohin sich die Schaluppen und Barken der Eyländer begeben, welche die Handlung zu dem Comptore der holländischen Compagnie führet. Die Directoren haben fünfhundert Schritte von dem Meere und zweyhundert von der Brücke einen schönen Garten, welcher mit vortrefflichen steinernen Mauren verschlossen ist, worinnen man allerhand Früchte im Ueberflusse sieht. Es ist eine große Verzäunung für die wilden Thiere dabey, nach welcher man ein ziemlich großes Dorf findet, welches aus einer Vermengung von Eyländern und andern Indianern besteht, welche in dem Dienste der Compagnie stehen, oder ihrem Besten ergeben sind. Die Besatzung des Forts besteht aus vierzig Soldaten. Es ist kein Gebäude merkwürdiger darunter, als eine Kirche, welche nett genug unterhalten wird. Aus vier Stücken Geschütz, die man auf der Spitze einer Bastey entdecket, kann man urtheilen, daß die andern Werke nicht schlechter versehen sind.

Jenseits des Forts erstrecket sich das Ufer ungefähr sieben Seemeilen weit bis ans Ende der Bay, die alsdann nicht über eine halbe Meile breit ist. Da wendet es sich gegen Norden und von Norden gegen Westen, und machet die mittägliche Küste. In einer gleichen Entfernung zwischen dem Forte und dem Ende der Bay trifft man eine kleine Insel an. Gegen Westen derselben machet das Ufer unvermerkt einen Ellbogen, und endiget sich zuletzt mit einer Landspitze, die eine Meile weit geht, und bey hoher Fluth mit einer Brandung umgeben, bey der Ebbe aber trocken ist. Dieser Zunge gegen über eine halbe Meile weit und gegen Westen der Brandung ist eine andere Insel, welche ziemlich hoch, steinicht und mit Bäumen bedeckt ist, von welcher eine Kette Corallenfelsen geht, die nur einen kleinen Canal zwischen den beyden Inseln läßt. Eine Seemeile weit jenseits des letztern findet man eine dritte niedrige, kleine und sandige Insel, von da man ungefähr drey Seemeilen bis an das holländische Fort, und viertehalb bis an das südwestliche Cap der Bay zählet. Die Schiffe, welche diesen Weg nehmen, müssen zwischen dieser kleinen Insel und der erstern Spitze durchgehen und wohl Achtung geben, daß sie nahe an der Insel wegfahren.

Insel der Bay, Babao.

Ihre Bequemlichkeiten.

Diese Bay hat allerhand Tiefen von dreyßig Faden bis auf drey, und überall einen guten schlammichten Boden. Sie ist die beste Bedeckung, welche die Insel Timor wider alle die Winde hat. Seit dem Monate März bis auf den Weinmonat aber bey den Südwinden oder auch den See- und Landwinden, die von Abend kommen, ist das sicherste, an der Küste des Forts zu ankern; da hingegen bey Ankunft der Nordwinde, der

der beste Ankergrund zwischen den beyden steinichten Inseln in neunzehn oder zwanzig Faden Wasser ist. Man ist daselbst wider die Winde und Fluthen gleich sicher. Das einzige Uebel, welches man allda zu befürchten hat, kömmt von den Würmern, womit dieses Meer angefüllet ist, und welche ein Schiff andern Gefährlichkeiten aussetzen. Dieser Ankerplatz heißt Babao. Es fehlet darinnen die Regenzeit über nicht an süßem Wasser, weil der geringste Regenbach genug davon ans Ufer führet. Bey der trockenen Zeit muß man den Büffeln, den wilden Schweinen und andern Thieren folgen, um die Teiche und Höhlen zu entdecken, wohin sie des Morgens und Abends der Durst führet. Man hat aber den Vortheil davon, daß man sie leicht schießen, und ihrer eine gute Anzahl fortbringen kann, wenigstens wenn die Jäger gewaffnet genug sind, um sich wider die Eyländer zu vertheidigen. Denn diese Barbaren werden nicht sobald eines Schiffes auf der Rhede gewahr, so nähern sie sich derselben, von welcher ihre Wohnungen entfernet sind. Sie bringen alle Europäer ohne Barmherzigkeit um, die sie von den andern abgesondert antreffen. Es fehlet in dieser Bay nicht an Schildkröten, Austern und mancherley Fischen, die man leicht mit dem Segegarne fängt.

Beschreibung von Timor.

Von der Nordostspitze eben der Bay an der nordlichen Küste der Insel läuft das Ufer Nordnordost, vier oder fünf Seemeilen weit. Darauf trifft man gegen Nordost oder noch ostlicher, vierzehn oder funfzehn Seemeilen gegen Osten von Babao, eine Spitze an, welche denjenigen, die sehr nahe am Lande sind, wie das Vorgebirge Flamburg vorkömmt, welche man aber für eine Insel halten würde, wenn man auf einer oder der andern Seite davon entfernet ist. Vier Seemeilen weiter gegen Osten entdecket man eine andere, an deren Seite eine kleine Insel aufsteigt, welche den Eingang einer ziemlich tiefen aber sandigen Bay bedecket, wo die Schiffe einen Schutz gegen Osten von einer Spitze haben, welche abhängig von den Gebirgen herab kömmt, und auf beyden Seiten ein sehr artiges Thal hat. Es beut an zween oder dreyen Orten süßes Wasser dar; und bey der hohen Fluth sieht man mit Verwunderung daselbst ein Aufwallen, welches bloß von dem Stoße der Wellen herrühret. Wenn man weiter gegen Osten fort steuret zwischen der kleinen Insel und der Küste: so bekömmt man fünf oder sechs Seemeilen weiter hin ein großes Thal zu Gesichte. Darauf wird man bald einiger Häuser gewahr, jenseits welcher man eine Bay entdecket. Es ist aber gefährlich, hieselbst zu ankern, ehe man um die folgende Spitze hinumgefahren ist, nach welcher man eine größere Anzahl Häuser sieht. Dieß ist ein portugiesischer Sitz, ungefähr sechzehn Seemeilen von Babao entfernet. Man kann daselbst sicher Anker werfen in fünf und zwanzig bis dreyßig Faden Wasser gegen den Häusern über, und so nahe an ihrer Westseite, als es möglich ist. Dieses Quartier heißt Laphao. Der Ort besteht aus vierzig oder funfzig Häusern, deren jedes seine Umzäunung hat, die voller fruchttragenden Bäume, als Tamarinden, Cocosbäume und Toddisbäume ist. Eine jede Umzäunung hat ihren Brunnen. Eine halbverfallene Kirche machet die vornehmste Zierde der Aussicht aus. Ziemlich nahe am Ufer trägt ein schlechtes Bollwerk, bey welchem ein kleines Gebäude steht, sechs eiserne Stücke auf verfaulten Lavetten; und einige Mann halten daselbst Wache t).

Portugiesische Stadt Laphao.

Dampier machet keine vortheilhafte Abschilderung von den Einwohnern zu Laphao. „Die meisten, saget er, sind in Indien gebohren. Sie haben schwarze und glatte Haare, „und

Abschilderung der Einwohner.

t) Am angef. Orte a. d. 43 u. f. S.

Beschreibung von Timor.

„und das Gesicht eine gelbe Kupferfarbe. Ihre Sprache ist portugiesisch. Sie nennen „sich römischkatholisch, und machen sich eben so viel Ehre aus ihrer Religion, als aus ih„rer Herkunft. Sie würden sehr verdrüßlich über diejenigen seyn, die sich weigern woll„ten, ihnen den Namen der Portugiesen zu geben: indessen sah ich doch nur drey, welche „den Namen der Weißen verdieneten, worunter zween Priester waren.„ Sie haben drey oder vier kleine Gebäude, welche zu ihrer Handlung mit den Insulanern dienen; und sie schicken so gar nach Batavia, um von da europäische Waaren zu holen. Die Insel liefert ihnen Gold, Wachs und Sandelholz. Einige Chineser, die sie unter sich haben, ziehen von Macao alle Jahre auf zwanzig kleine Junken hieher, die ihnen gemeinen Reiß, vermischtes Gold, Thee, Eisen, Werkzeuge, Porcelan, Seide und dergleichen bringen; und dafür reines Gold, so wie man es auf den Gebirgen findet, Sandelholz, Wachs, und Sclaven eintauschen. Zuweilen kömmt auch ein Schiff aus Goa zu ihnen. Alle Fahrzeuge, welche der Handel nach Laphao führet, fangen an, sich gegen das Ende des Märzmonates dahin zu begeben; und halten sich niemals über den Augustmonat daselbst auf. Sobald die Nordnordwestwinde anfangen, zu wehen, so kann weder Anker noch Tau ihrer Gewalt widerstehen. Selbst bey dem Südostmusson, welcher der günstigste ist, und von dem Monate März an bis zum Herbstmonate dauert, ist man genöthiget, sich mit drey Tauen fest zu machen, wovon zwey nach dem Lande zu gegen Osten und Westen und das dritte gegen die See zu geht, weil die heftigsten Winde alsdann vom Lande kommen. Ueber dieses ist ihr Unterschied auf den beyden Seiten der Insel groß. Die Südwinde sind an der mittäglichen Küste schwach, und sehr rauh an der Nordseite. Im Weinmonate fangen die Stürme auf der erstern an; da sie hingegen nur erst im Christmonate auf die andere kommen.

Ihre Handlung.

Beschwerliche Mussons.

Ununterwürfigkeit der Portugiesen zu Timor.

Die Portugiesen haben noch einen andern Sitz, den sie Porta nova nennen, an dem östlichen Ende der Insel Timor, wo ihr Generalgubernator seinen Aufenthalt hat. Hieraus kann man schließen, daß Laphao nur den andern Rang hat. Man versicherte Dampiern, sie könnten innerhalb vier und zwanzig Stunden, fünf bis sechshundert wohlgerüstete Mann mit Flinten, Degen und Pistolen zusammen bringen. Ob sie sich gleich für portugiesische Unterthanen halten: so kömmt ihr Zustand doch sehr der Ununterwürfigkeit bey. Man hat gesehen, daß sie die Kühnheit so weit getrieben, daß sie auch diejenigen in Fessel gelegt, welche ihnen Befehle von dem Unterkönige in Goa gebracht haben. Weil sie sich kein Bedenken machen, sich mit den Frauen von diesem Eylande zu verbinden: so nimmt diese Widerspänstigkeit nur nach dem Maaße zu, wie sie sich vermehren, und ihr Geblüte sich von seiner ersten Quelle entfernet.

Von Laphao läuft das Ufer Ost ein Viertheil Nordost ungefähr vierzehn Seemeilen weit, und öffnet sich durch viele sandige Bayen, wo die Schiffe vor Anker liegen können.

Hafen Ciccale.

Man findet in dieser Entfernung einen kleinen Hafen, Namens Ciccale, von da man sechzig Seemeilen bis an das südwestliche Ende des Eylandes zählet. Man hatte ihn Dampiern sehr gerühmet: die Mündung desselben aber ist sehr enge. Er ist den Nordwinden ausgesetzet, und alle seine Vortheile bestehen in zwo Felsenketten, welche dienen, an der Ost- und Westspitze die Wellen zu brechen.

Königreiche auf der Insel Timor.

Das Eyland Timor wird in viele Königreiche eingetheilet, deren jedes seine Sprache hat: wiewohl die Aehnlichkeit der Gestalt, der Gebräuche und Sitten unter denjenigen, die sie bewohnen, zu beweisen scheint, daß alle diese Eyländer einerley Ursprung gehabt haben.

haben. Die vornehmsten von diesen kleinen Staaten heißen Cupang, Amabie, Lortribie, Pobumbie, und Namquimal; denen man die Insel beyfüget, die ohne Unterschied den Namen Anabao oder Anamabao führet. Ein jedes hat seinen König oder seinen Sultan, welcher alle Rechte der obersten Gewalt genießt, und dessen Unterthanen in viele Classen getheilet sind. Das gute Verständniß unter allen diesen Fürsten ist selten. Die holländische Compagnie, welche ihr Fort und Comtor in dem Königreiche Cupang hat, findet es vortheilhaft, ihre Uneinigkeiten zu erhalten; da sie, so lange sie mit jedem Fürsten auf dem Eylande friedlich lebet, allen Gewinnst von der Handlung an sich zieht. Der König zu Cupang, ein besonderer Freund der Holländer, ist ein tödtlicher Feind aller der andern Könige, die mit den Portugiesen genau verbunden sind. Er erhält aus dem Forte Concordia ingeheim Beystand an Mannschaft und Kriegesvorrathe, welcher ihm so wie allen seinen Mitwerbern, zum Scheine abgeschlagen wird, aber doch sehr wirklich seyn muß, damit er vermögend sey, so vielen vereinigten Mächten zu widerstehen, und zuweilen den Portugiesen viele Unruhen zu verursachen. Der Krieg ist auf Seiten der Cupanger so grausam, daß die Edelleute des Landes eine Ehre darinnen suchen, die Köpfe derer Feinde, die sie mit eigener Hand getödtet haben, auf Pfählen auf die Spitze ihrer Häuser zu stecken; und die gemeinen Soldaten sind verbunden, diejenigen, die sie abhauen können, in dazu bestimmte Vorrathshäuser zu bringen. Das indische Dorf, welches nahe an dem holländischen Forte liegt, hat einen solchen blutigen Schatzkasten. Man wird leicht urtheilen, daß der Haß der Portugiesen, welche ihre Köpfe mit eben dem Schicksale bedrohet sehen, nicht minder auf die Holländer, als auf den König von Cupang fällt, und daß sie nichts sparen, ihnen zu schaden. Sie rühmen sich, stets im Stande zu seyn, sie aus der Insel zu verjagen, wenn sie die Erlaubniß des Königes in Portugall dazu hätten; welches die einzige Gelegenheit ist, wo die Ehrerbiethung die Macht hat, sie aufzuhalten. Es scheint aber, daß die Holländer, welche mit Geschütze und anderm Kriegesvorrathe gut versehen sind, europäische Soldaten zur Wache haben, und gewiß sind, daß sie jährlich neuen Beystand aus Europa erhalten, zu den Großsprechereyen ihrer Feinde lachen. Ueber dieses haben sie nicht weit davon *u*) ihren Sitz zu Solor, von da sie sich auch leicht verstärken könnten. Die Portugiesen haben auch einen andern in der Insel Ende, die nicht weit entfernet ist; und ihre Stadt, welche Lorantuca heißt, an dem östlichen Ende dieses Eylandes, ist besser bevölkert, als ein einziger Ort in Timor. Allein, die Statthalter ihrer Nation in diesen beyden Eylanden hassen und verlästern einander, anstatt daß sie einander Beystand leisten sollten. Ende und Solor machen einen Theil von einer Reihe Inseln aus, welche gegen Norden von Timor liegen. Dampier beobachtet, daß in dem Canale, der sie abgesondert, das ganze Jahr hindurch ein Strom ist, der nach Westen geht, obgleich nahe an beyden Ufern Ebbe und Fluth ist. Weil aber die Fluth, die nach Westen geht, acht oder neun Stunden steigt, und die Ebbe nur drey oder vier Stunden währet: so hebt sich die Fluth an einigen Orten neun oder zehn Fuß hoch *x*).

Beschreibung von Timor.

Innerliche Kriege.

Großsprecherey der Portugiesen.

Holländischer Sitz zu Solor.

Ende und andere Inseln bey Timor.

Die Eyländer in Timor haben eine mittelmäßige Gestalt, einen geraden Leib, zarte Gliedmaßen, ein langes Gesicht, schwarze und spitzige Haare und eine sehr schwarze Haut. Sie sind von Natur geschickt und von einer sonderbaren Behendigkeit: eine ungemeine Faulheit

Abschilderung der Eyländer in Timor.

u) Im achtzehnten Grade Breite.

x) Am angef. Orte a. d. 56 S.

Beschreibung von Timor.

Faulheit aber, das gemeine Laster ihrer ganzen Nation, machet, daß sie die Vortheile verlieren, die sie von diesen beyden Eigenschaften haben könnten. Sie haben, nach Dampiers Ausdrucke, nur Munterkeit zur Verrätherey und Barbarey. Ihre Wohnungen zeigen nichts, als Elend. Sie gehen nackend bis auf die Lenden, um welche sie ein bloßes Stück Zeug tragen. Einige tragen Zierrathen von Perlenmutter oder kleinen Goldblechen von eyrunder Gestalt in der Größe eines Thalers, welcher artig genug ausgekerbet ist. Fünf solche Blättchen, eins neben den andern über die Augenbramen gestellet, dienen ihnen, die Stirne zu bedecken. Sie sind so dünne, und mit solcher Kunst gestellet, daß sie in die Haut eingedrückt zu seyn scheinen. Indessen haben doch die Stirnbänder von Perlmutter mehr Glanz. Andere tragen Mützen von untereinandergemengten Blättern.

Ihre Gebräuche.

Sie nehmen so viel Weiber, als sie ernähren können; und zuweilen verkaufen sie ihre Kinder, um sich in den Stand zu setzen, die Anzahl ihrer Weiber zu vermehren. Ihre ordentliche Speise ist indianisches Korn, welches ein jeder für sich pflanzet. Sie ermüden sich eben nicht sehr, ihr Land zu rechte zu machen. Bey der trockenen Jahreszeit legen sie Feuer an die Bäume und Gesträuche, um ihre Felder davon zu säubern, und sie geschickt zu machen, ihre Körner in der Regenzeit aufzunehmen. Ueber dieses machet die Neigung zur Jagd, welche sie unaufhörlich beschäfftiget, daß sie ihre Pflanzungen verabsäumen. Es fehlet ihnen nicht an Büffeln, noch wilden Schweinen. Ihre Waffen sind nur Assagayen und Lanzen, nebst einer Art von Rondaschen oder Schildern.

Dampier erkundigte sich nach ihrer Religion. Man versicherte ihn, sie hätten keine *y*). Er beobachtete, daß sich, vermittelst der malayischen Sprache, die auf allen benachbarten Inseln im Gebrauche ist, der muhammedanische Glaube in denenjenigen ausgebreitet hat, welche einige Handlung getrieben, ehe die Europäer dahin gekommen. Auf diese Art ist sie die herrschende Religion von Solor und Ende geworden: es scheint aber nicht, daß sie in die Insel Timor gedrungen, noch daß die Portugiesen oder die Holländer mehr Gewogenheit für das Christenthum daselbst erhalten haben.

Eigenschaften der Insel Timor.

Der ganze Boden des Eylandes ist ungleich, das ist, von Bergen und Thälern durchschnitten. Eine Kette von hohen Bergen geht queer durch fast von dem einen Ende zum andern. Sie wird selbst in den trocknen Zeiten von vielen kleinen Bächen und Brunnen genugsam gewässert: sie hat aber keine große Flüsse, weil die Quellen, welche von der einen oder der andern Seite der Gebirge herabfallen, nicht weit bis ins Meer zu laufen haben, weil die Insel sehr eng ist. Bey der regnichten Jahreszeit sind die Thäler und niedrigen Gegenden mit Wasser bedecket. Alsdann scheinen die Bäche eben so starke Flüsse zu seyn; und die geringsten Wasserfälle verwandeln sich in heftige Ströme. Gegen das Ufer ist das Land fast durchgängig sandig, wiewohl ziemlich fruchtbar und mit Gehölzen bedecket. Die Berge sind voller Wälder und Savannen oder großen freyen Plätze. An einigen Wäldern sieht man nichts, als hohe, frische und grüne Bäume; in den meisten aber sind sie krumm, trocken und welk; und die Savannen sind steinicht und unfruchtbar.

Ihr Gold und Silber.

Viele von diesen Bergen sind reich an Gold und Kupfer. Die Regen führen das Gold in die Bäche, woraus es die Indianer fischen. Dampier konnte nicht erfahren, wie sie das Kupfer bekämen.

Er

y) Auf der 52 S.

Er befliß sich vornehmlich, die Bäume auf der Insel kennen zu lernen. Sie bringt ihrer eine große Anzahl hervor, welche ihm unbekannt waren, und für welche er Namen zu erfinden, sich keine eitele Ehre machte. Er sah aber weiße, rothe und schwarze Mangles. Er sah den Maho; den Baum zu Calebaschen, welcher hier voller Stacheln ist, und sich sehr hoch erhebt, und gegen die Spitze zu abnimmt; da er hingegen in Westindien niedrig ist, und seine Zweige sich außen weit umher ausbreiten; den Baumwollenbaum, der zu Timor nicht sehr stark aber weit härter ist, als der in America; zwo oder drey Arten von Carugen, die von denen unterschieden sind, welche er an andern Orten gesehen hatte, und welche eine große weiße Bluhme haben, worauf eine Frucht folget, die nicht süße ist. Beschreibung von Timor. Bäume, die ihr eigen sind. Mangles. Baumwollenbaum. Carugen.

Die Cana Fistula, welche hier sehr gemein ist, hat die Größe von unsern ordentlichen Apfelbäumen. Ihre Zweige sind aber nicht dick, noch mit Blättern bedecket. Dieser Baum blühet zu Timor im Wein- und Wintermonate. Seine Blüthen gleichen unsern Apfelbaumblüthen sehr und sind fast eben so groß. Anfänglich sind sie roth. Wenn sie aber meist verblühet sind: so werden sie weiß, und geben einen angenehmen Geruch. Die Frucht ist bey ihrer Reife rund, einen Daumen breit dick, ungefähr zween Fuß lang und dunkelbraun, welches ins Röthliche fällt. Die Zellchen in der Mitte sind eben so weit von einander entfernet, als die in eben der Frucht, welche man nach England bringt. Man findet darinnen auch einen kleinen platten Saamen. Mit einem Worte, er scheint von eben der Natur zu seyn: indessen blieb Dampier dennoch ungewiß, ob es die wahre Cana Fistula wäre, weil er kein schwarzes Fleisch darinnen fand. Cana Fistula.

Er sah wilde Tamarinden, die nicht so dick sind, als die französischen Tamarinden, ob sie ihnen gleich an der Rinde und dem Blatte sehr gleich kommen; wilde Feigen, die nicht so dick sind, als die americanischen, und deren Feigen nicht einzeln an den Zweigen wachsen, sondern buschweise bey vierzigen oder funfzigen um den Stamm des Baumes und seinen dicken Zweigen, von der Wurzel bis an die Spitze kommen. Sie sind fast so groß, wie ein wilder Apfel, grünlich, und voller kleinen weißen Körner, aber ohne Saft und Geschmack. Sie werden im Wintermonate reif. Wilde Tamarinden. Feigen.

Unter vielen Bäumen, welche zu allerhand Gebrauche dienen können, findet man zu Timor auch den Sandelbaum, wovon die höchsten den Fichten sehr ähnlich sind. Sie haben einen graden und glatten Stamm; sie sind aber nicht sehr dicke. Das Holz derselben ist hart, schwer und röthlich, vornehmlich gegen den Kern zu. Man sieht hier drey- oder viererley Palmen, welche Dampier an keinem andern Orte gesehen hatte. Die Stämme von der erstern Art haben sieben bis acht Fuß im Umfange, und bis auf neunzig in die Höhe. Ihre Zweige wachsen gegen die Spitze zu, wie des Cocosbaumes seine; und ihre Frucht gleicht den Cocosnüssen: sie ist aber viel kleiner, von eyrunder Gestalt, fast von der Größe eines Enteneyes. Die Schaale daran ist schwarz und hart, ehe sie reif ist. Sie ist mit einem so harten Fleische angefüllet, daß man es nicht essen kann; und ob sie gleich in der Mitte einen kleinen leeren Raum hat: so findet man doch das Wasser oder die Milch darinnen, weswegen man die Cocosnüsse suchet. Wenn sie reifet: so wird ihre Schaale gelb, weich, fleischicht und voller kleinen Zäserchen: sie fällt aber alsdann ab, und verfaulet auf der Erde, wo sie sehr übel riecht. Sandelbaum. Palmen, die man nur in Timor findet.

Andere Palmen sind eben so dick und so hoch, als die vorhergehenden. Ihr Stamm ist, wie aller Palmen ihrer, gerade und ohne Zweige bis an die Spitze. Anstatt aber

 daß

Beschreibung von Timor. daß er da viel lange grüne Zweige treiben sollte, sind diese nur kurz, einen Fuß lang, fast von der Größe eines Armes, deren jeder sich in viele braune zähe Stengel theilet, welche so wie eine Schnur Zwiebeln voller Früchte hängen. Diese Frucht ist so dick, als unsere dicke Pflaumen; und ein jeder Baum trägt ihrer viele Scheffel. Die Zweige, an welchen sie hängen, kommen erst in einer Höhe von funfzig bis sechzig Fuß aus dem Stamme; und der Stamm, welcher bis zu dieser Höhe von gleicher Dicke ist, nimmt von da an nach und nach ab, bis an die Spitze, woselbst er sich, wenn er nicht dicker mehr ist, als ein Menschenbein, in einen Stumpf endiget. Weil der Baum kein ander Grün mehr hat, als der Frucht ihres: so sieht er wie ein abgestorbener Stock aus.

Art von Fichten. Unter den verschiedenen Bäumen zum Bauholze, welche keine Früchte tragen, und deren Stämme sehr gerade sind, bewunderte Dampier einen, welcher ihm unsern Fichten sehr gleich zu kommen schien. Er wächst häufig um die Insel herum, nicht weit vom Ufer. Das Holz desselben ist hart, röthlich und schwer.

Die Früchte zu Timor sind eben dieselben, als in den meisten andern indianischen Ländern: es scheint aber, daß die Insulaner ein gut Theil derselben den Portugiesen und Holländern zu danken haben, welche sie dahin verpflanzet haben. Dampier traf daselbst

Kraut Calalalu. ein wildes Kraut an, welches in America Calalalu heißt, und ihm eben so angenehm und gesund zu seyn schien, als der Spinat. Das Eyland bringt von Natur Portulack, Meerfenchel und andere den Europäern bekannte Kräuter hervor. Das indianische Korn wächst daselbst ohne viele Wartung. Es ist die gemeine Speise der Einwohner: die Portugiesen und ihre Nachbarn aber säen ein wenig Reiß.

Landthiere. Die Landthiere auf der Insel sind die Büffel, Pferde, Schweine, Kühe, Ziegen, Schafe, Affen, Guanos, Eydechsen und eine Menge Schlangen. Außer den Hausochsen und Schweinen findet man in den Wäldern und Bergen eine ungeheure Menge wilde, die ein jeder frey tödten kann. Man zweifelt nicht, daß die Pferde, die Schafe, und die Ziegen nicht von den Portugiesen und Holländern nach Timor gebracht worden. Es scheint aber nicht, daß sie sich daselbst glücklich vermehret haben. Dampier sah nur Ochsen und Kühe um das Fort Concordia herum. Von Affen und Schlangen aber ist die Insel nur gar zu sehr besetzet. Man findet daselbst eine große Anzahl gelber Schlangen, von der Größe eines Armes, und vier Fuß lang, die dem Ansehen nach nicht so gefährlich sind, als eine andere Art, deren bloße Beschreibung die Schädlichkeit derselben anzukündigen scheint. Sie sind nicht dicker, als das Rohr einer Pfeife, aber fünf Fuß lang. Sie sind über den ganzen Leib grün, haben einen rothen flachen Kopf, einen Zoll groß.

Schöne Vögel. Unter dem Geflügel unterscheidet man sowohl durch ihre Anzahl, als durch ihre Schönheit, die wilden Hähne und Hühner, die Adler, Falken, zweyerley Arten von Tauben, die Turteltauben, die Raben, drey oder viererley Arten von Papageyen, die Perrüschen, die Cackatus, und die Amseln, unzählige kleine Vögel von verschiedenen Farben ungerechnet, welche die Gehölze mit einem lieblichen Gesange erfüllen. Die Engländer

Wiederholungsvogel. auf Dampiers Schiffe nannten einen den **Wiederholungsvogel**, weil er sechs Noten zweymal hintereinander wiederholete, und indem er sie mit einer hohen und durchdringen- Stimme anfing, in einem ziemlich niedrigen Tone endigte. Er ist so groß, wie eine Lerche, hat einen kleinen schwarzen und spitzigen Schnabel, blaue Flügel, einen blaßrothen Kopf und Hals und einen blauen Streif um den Hals. Die Seevögel sind der Krieger, der **Bubi**, der Fischerfalke, der Reiger, der **Golden**, der Krebsjäger und andere Arten.

Man

Man sieht kein Hausgeflügel, als bey den Holländern und Portugiesen. Die Wälder sind voller Bienen, die eine Menge Honig und Wachs machen.

Beschreibung von Timor.

Dampier redet aber mit viel mehr Bewunderung von den Reichthümern des Meeres, obgleich die Eyländer so wenig Neigung zur Fischerey haben, daß man bey ihnen kaum einige Barken sieht, die dazu gebrauchet werden. Man findet um ihre Küsten überflüßig Harder, Bassen, Bremen, Makrelen, Hechte, Seepapageyen, Gars, Fische, welche die Engländer Ten Pounders, Zehnpfündner, nannten, weil sie alle zehn Pfund wiegen, Blackfische, gekräuselte Rochen, Springrochen, Rochen, deren Haut dienet, Reiben und Futterale daraus zu machen, Austerfresser, Cavallis, Congers oder Meeraale, Rothfedern, Seehunde und eine Menge andere Fische. Die Rochen sind in so großer Anzahl, daß man das Segegarn niemals heraus zieht, ohne viele gefangen zu haben. Es finden sich einige, deren Schwanz dreyzehn Fuß lang ist. Die Austerfresser haben die Gestalt der Cavallis, und sind fast eben so dicke. Sie haben in der Kähle zween sehr dicke harte und platte Knochen, womit sie die Schaalen zerbrechen, um hernach den Fisch zu verschlingen, der darinnen stecket. Man findet auch in ihrem Magen beständig viele Stücken von solchen Schaalen. Es giebt dreyerley Austern, gemeine, aber sehr platte, lange, die in Ueberfluß an die Felsen kommen; und dicke, deren Schaalen so rauh und höckericht sind, daß man sie nicht leicht von den Steinen unterscheidet. Drey oder viere sind genug, die hungrigsten Menschen zu sättigen. Die Petunkeln sind eben so gemein. Dieß ist ein fetter Schaalenfisch von gutem Geschmacke und von der Größe eines Kinderkopfes, deren Schaale zuweilen ungemein schön ist. Endlich sind auch die Küsten von Timor voller Krebse, Chevreten, grünen Schildkröten; und man sieht daselbst auch einige Crocodile von derjenigen Art, welche die Engländer Alligators genannt haben z).

Meer voller Fische.

Das V Capitel.

Reise zweyer französischen Schiffe nach den Südländern.

Einleitung. Entdeckung des Vorgebirges der Beschneidung. Ursachen, warum sie ihr Unternehmen verlassen. Ihr Weg und ihre Beobachtungen. Ihre Rückkehr nach Frankreich. Inseln zwischen Africa und America.

Man hat in der allgemeinen Einleitung zu diesem Buche von den Bewegungsgründen einer Reise Rechenschaft gegeben, von welcher man weder die Häupter noch die zugesellten kennet. Es scheint bloß aus einigen in dem Tagebuche wiederholeten Beobachtungen, daß sie unter der Veranstaltung der französischen indianischen Compagnie geschehen; daß die Officier, wovon der eine der Verfasser dieses Berichtes ist a), zusammen zwey Schiffe, der Adler und die Maria genannt, unter sich gehabt haben.

Einleitung.

Sie reiseten den 19ten des Heumonates im Jahre 1738 von Orient ab, und legeten, nachdem sie beständig ein günstiges Meer gehabt, den 11ten des Weinmonates bey der Insel St. Catharinen vor Anker. Die Ankunft zweyer französischer Schiffe schien anfäng-

Zwey französische Schiffe. 1738.

z) Dampier am angef. Orte. a) Er wurde im Jahre 1740. ohne weitere Erklärung, in dem Journale de Trevoux bekannt gemacht, woraus ich sie mit weniger Veränderung nehme. Siehe den Februar dieses Tagebuches gedachten Jahres, XII Artik. a. d. 252 u. f. S.

Zwey französische Schiffe. 1738.

fänglich den Portugiesen einigen Verdacht zu erwecken. Verschiedene Nachrichten, die sie seit der Wegnehmung der Insel Fernand Noronha erhalten, machten, daß sie einen Angriff befürchteten, wozu sie schlecht gerüstet waren; und diese so wenig günstigen Eindrücke, die nicht auf einmal konnten vertilget werden, nebst dem Mangel an Lebensmitteln, welcher durch die Vorbeyfahrt verschiedener andern Schiffe verursachet worden, für welche das Eyland sich erschöpfet hatte, ließen den Franzosen wenig Hoffnung, daselbst den Beystand zu finden, den sie sich versprochen hatten. Einige Erfrischungen, die sie erhielten, konnten sie nicht anders, als durch Geld erlangen. Sie hatten sich aber über die Höflichkeit des Statthalters sonst eben nicht zu beschweren, der es ihnen sehr leicht machte, Wasser und Holz einzunehmen.

Ihr Weg und ihre Beobachtungen.

Wir wollen dem Verfasser den Verfolg einer Erzählung überlassen, die unter einer jeden andern Gestalt nicht sonderlich einnehmend ist. Den 13ten des Wintermonates, nach verschiedenen Widerwärtigkeiten, verließen wir St. Catharine, um nach unsern Verhaltungsbefehlen die vier und vierzig Grade mittäglicher Breite gegen die dreyhundert und fünf und funfzig Grade der Länge, nach dem französischen Mittagsstriche zu suchen. Den 26sten in fünf und dreyßig Grad Breite, und dreyhundert und vier und vierzig Grad Länge, fingen wir an, einen Nebel zu finden, der uns fast nicht mehr verließ, so lange die beyden Schiffe nicht getrennet waren. Oftmals war er so dick, daß sie einander auf einen Flintenschuß weit nicht sehen konnten; und ob es gleich an den Feuern bey der Finsterniß der Nacht so wenig fehlete, als an dem Abschießen des Geschützes bey Tage, so hatten wir doch ungemeine Mühe, in Gesellschaft zu bleiben. Weil man oftmals die Segel, und zuweilen den Lauf ändern mußte: so war unsere größte Furcht, wir möchten an einander gerathen, wenn wir solches vornähmen. Wir hatten aber auch andere Ursache zur Unruhe. Das Meer, wo wir hineingiengen, ist wenig bekannt. Wir wußten zwar, daß es in einigen Theilen durchfahren worden: allein, wir setzeten uns einen weit ungewissern Lauf in gänzlich unbekannten Gegenden und Strichen vor. Die beyden Schiffe waren schlechte Segeler; und die Jahreszeit trieb uns. Da indessen nichts vermögend war, unsern Muth zu schwächen: so setzeten wir den Weg weiter fort. Ich fuhr auf dem Adler voran, und befahl der Maria, zu folgen. Diese Ordnung wurde bey unserer fernern Schiffahrt beständig beobachtet; und ich glaubete, ich wäre dieses Beyspiel meinen Leuten schuldig, die also keine Gefahr kannten, der ich nicht zuerst ausgesetzet wäre.

Den 30sten des Wintermonates in neun und dreyßig Grad zwanzig Minuten Breite und drey hundert ein und funfzig Grad Länge, fingen wir an, die Art von Kraute zu sehen, welches man Goemon nennet. Wir sahen auch verschiedene Arten von Vögeln. Man arbeitete auf der Maria, eine Schaluppe zurechte zu machen, welche man in Stücken mit sich führete. Ich hatte zu St. Catharinen eine zusammen setzen lassen, die uns gedienet hatte, Holz und Wasser einzubringen, und ich hatte sie so ganz zusammen gesetzet auf dem Verdecke des Adlers verwahret. Ich ließ zwo andere in sechs Vierthel legen. Als die Luft den 4ten helle ward, fanden wir nach der Beobachtung ein und vierzig Grad neunzehn Minuten Breite, und drey hundert zwey und funfzig Grad Länge. Die Anzahl der Vögel und die Menge der Goeman vermehrete sich von Tage zu Tage. Wir konnten nahe am Lande seyn, und wir nahmen alle Vorsicht, die sich zu dieser Furcht schickte.

Seit einigen Tagen hatten wir auf beyden Schiffen Wachen oben auf den Masten, wenigstens wenn der Nebel solche nicht unnütz machete. Ich ließ einen Wurf neue Segel auf-

aufmachen und die Rollen verändern. An jeden Anker vorn auf den Balken, ließ ich ein Tau von zweenen Cabeln anmachen, welches ich in dieser Absicht hatte zusammenspitzen lassen. Das Senkbley, welches um acht Uhr des Abends ausgeworfen ward, fand auf hundert und achtzig Faden keinen Grund. Man fuhr fort, alle Tage am Borde des Adlers zu forschen. Den 5ten des Christmonates in zwey und vierzig Grad vierzig Minuten Breite, und dreyhundert vier und funfzig Länge hatten wir Donner und Hagel, nachdem wir zum erstenmale, bey einem so dicken und schwarzen Nebel, daß man das Handthieren auf dem Schiffe nur hörete und nicht sah, mit dem großen Segel allein gefahren waren. Den andern Morgen machte man sich um drey Uhr segelfertig. Ich ließ aber noch fortfahren, alle Nächte hindurch so zu gehen, und wenn es nur ein wenig helle war, so setzete der Adler die Segel auf, stellete sich ins Gesicht und dienete der Maria zum Führer, wobey man sich beständig des Senkbleyes bedienete. Den 6ten hatten wit ein sehr dickes Wetter, welches mit Regen und Schlossen vermenget war. Man wurde durch Erblickung des St. Elmesfeuers getröstet. Das Wetter wurde auch wirklich um sieben Uhr des Morgens freundlicher. Wir hatten aber viel Mühe, beysammen zu bleiben. Der Adler trieb mehr mit dem großen Segel, als die Maria. Man mußte von Zeit zu Zeit zu einander kommen, und stets mit Furcht, einige schlimme Stöße von dem Meere zu erhalten. Diese Gefahr war um so viel fürchterlicher, weil die Verdecke beyder Schiffe voller Fahrzeuge lagen, die entweder zusammengesetzet, oder noch in Stücken waren.

Zwey französische Schiffe. 1738.

Den 7ten des Christmonates, hielten wir in vier und vierzig Grad Breite, und drey hundert fünf und funfzig Grad Länge gegen Osten, um die sieben Grad Länge durch diese Parallele zu erreichen. Man ward drey oder vier Vögel gewahr, welche zuweilen mit den Flügeln schlugen, wie Landvögel. Ich fand, daß sie eine große Aehnlichkeit mit den maurischen Hühnern hatten. Der Nebel hielt an, und die Kälte war heftig, obgleich der Christmonat in dieser Himmelsgegend das ist, was der Brachmonat in Europa ist. Der 8te und 9te brachte uns maurische Hühner, nebst ziemlich schönem Wetter, welches das erste war, dessen wir seit dem 26sten des Novembers genossen hatten. Das Schiffsvolk machte sich dessen zu Nutze, um seine Kleider zu trocknen, die wegen der Feuchtigkeit anfingen zu modern. Denn der Nebel, den man so lange Zeit gehabt hatte, machte eben so naß, als der Regen. Den 10ten fand man sich auf vier und vierzig Grad Breite und dem ersten Mittagsstriche. Hieher setzen viele Erdbeschreiber die Südländer. Wir entdeckten aber nicht den geringsten Schein vom Lande. Der Nebel war wieder sehr dick geworden, und wir setzeten bey Tage unsern Lauf fort, mit einem sehr guten Winde, ohne andere Sorge, als daß wir nach der Dicke des Nebels die Segel vermehreten, oder verminderten. Ich sah endlich ein, daß, da man kein klärer Wetter in diesen Gegenden hoffen könnte, es gar zu unbedachtsam seyn würde, sich länger daselbst aufzuhalten. Den 12ten im siebenten Grade der Breite, faßte ich den Entschluß, das Vordertheil des Schiffes gegen Süden zu richten. Wenn sich der Nebel von Zeit zu Zeit aufklärete: so geschah es, um uns bald wieder in dickere Finsternisse gerathen zu lassen. Der 13te und 14te hatte nichts veränderliches.

Den 15ten in eben der Länge und gegen acht und vierzig Grad funfzig Minuten Breite, folglich mit der Stadt Paris ihrer gleich, wurden wir zwischen fünf und sechs Uhr des Abends eine dicke Eisscholle gewahr, welcher viele andere folgeten, die mit einer großen Anzahl Eisstücken von verschiedener Dicke umgeben waren. Die Maria gab das

Zwey französische Schiffe. 1738.

Zeichen, daß Gefahr vorhanden wäre, und eilete, ihre Ausrüstung zu verändern. Ich rückte hinan, um mit ihr zu reden, und meldete ihr, ich wollte meinen Weg gegen Süden fortsetzen. Der Anblick dieser Eisstücken, setzete ich hinzu, sollte uns freuen. Es ist ein gewisses Merkmaal, daß das Land nicht weit mehr entfernet ist. Ich hatte wenigstens bemerket, daß die Höhe der Eisstücken ein Beweis von der Höhe des Landes war, an welchem sie sich gebildet hatten; und es war mir nicht unbekannt, daß die hohen Länder gemeiniglich die gesundesten sind. Diese Eisstücken waren nicht weniger als zwey bis dreyhundert Fuß hoch. Ihre Größe war von einer halben bis zwo oder drey Seemeilen im Umfange. Ich fuhr vielmals acht Seemeilen, um an das äußerste Ende derjenigen zu kommen, die mir vor dem Gesichte waren. Sie hatten verschiedene Gestalten, von Inseln, Festungen und Gebäuden. In diesen Umständen schien uns das Meer verändert zu seyn. Wir sahen eine Menge Täucher und andere Vögel. Das Loot fand auf hundert und achtzig Faden keinen Grund. Man mußte alle Tage durch die Eisstücken mit so vieler Unruhe, als Gefahr fortrücken. Da wir um neun Uhr des Abends noch keinen Grund fanden: so zogen wir an dem Orte, der uns am vortheilhaftesten zu seyn schien, die Segel ein, um nicht auf die Eisstücke zu treiben, und zu verhüten, daß sie nicht auf uns trieben. Der Nebel nahm nicht ab. Wir hatten die ganze Nacht hindurch Schnee, Schlossen und die schärfeste Kälte.

Seitdem wir uns in den unbekannten Gegenden befunden hatten, hatten wir in dem Nebel alle Gefährlichkeiten zur See vermuthen können. Allein, das war doch nur eine Vermuthung, deren Schrecken der Gewißheit nicht beykam, worinnen wir waren, da wir itzt weit erschrecklichere Gefährlichkeiten wirklich um uns hatten. Die Eisstücke waren so viele schwimmende Klippen, die weit mehr zu fürchten waren, als das Land, weil das Unglück, daran zu scheitern, wenn man daran stieße, keine Hoffnung übrig ließ, sich auf solchen zu retten. Die Eisschollen waren noch gefährlicher, als die dicken Eisstücke; weil sie mit dem Wasser gleich, und mit den Wellen vermenget waren, da denn die geringste Bewegung des Meeres nicht erlaubete, sie leicht zu unterscheiden. Den 10ten in neun und vierzig Grad zwey und vierzig Minuten Breite, sahen wir eine Menge von den zweylebigen Thieren, die man Penguinen nennet, und welche Floßfedern statt der Flügel haben. So wie wir gegen Süden fortrückten, vermehreten sich die Eisstücke. Den Nachmittag waren wir dergestalt damit umringt, daß wir genöthiget waren, von Süden, wohin wir das Vordertheil des Schiffes gerichtet hatten, nach Osten zu kommen, um eine Durchfahrt zu finden. Es schien mir wahrscheinlich zu seyn, daß, wenn diese fürchterlichen Eisstücken vom Lande kämen, welches näher an dem Pole gegen Hornsvorgebirge über läge, wir weniger Land finden würden, wenn wir gegen Osten steureten. Ich erwog auch noch, daß, wenn es ein Vorgebirge gäbe, welches nur bis auf den acht und vierzigsten Grad vorläge, dergleichen dasjenige vermuthlich seyn müßte, wo Gonneville angeländet wäre, dieses Vorgebirge, es möchte auch seyn, welches es wollte, den Eisstücken zum Schlagbaume dienen, und sich keine weiter gegen Osten finden würden. Ich eröffnete den Befehlshabern auf der Maria diese Muthmaßung. Es gieng kein Tag hin, wo ich nicht Gelegenheit nahm, mit ihnen zu reden; und ich wandte alles an, was ich nur für vermögend hielt, ihren Muth zu unterstützen. Endlich ließ ich einstimmig mit ihnen den Lauf so sehr nach Süden nehmen, als es nur möglich war. Der beständige Nebel aber, die Eisstücke, und die widrigen oder heftigen Winde verhinderten uns, die

vier

vier und funfzig Grade vor dem letzten des Christmonates zu erreichen; ohne zu gedenken, daß die Kälte, die man von dem vier und vierzigsten Grade der Breite empfunden hatte, unter den Eisstücken übermäßig stark geworden war. Es ist ausgemacht, daß wir, ohne die Hinderniß von dem Nebel, einen beständig klaren Himmel würden gehabt haben; denn die Sonne drehet sich in ihrer größten Entfernung nur ein wenig über den Horizont. In diesen Himmelsgegenden aber ist das Wetter stets so trübe, daß es gleich selten ist, die Sonne, den Mond und die Sterne daselbst zu sehen.

Zwey französische Schiffe. 1739.

Den 1sten Jenner im Jahre 1739 um drey Uhr Nachmittages, entdeckten wir ein sehr hohes Land, welches uns mit Schnee bedecket und sehr im Nebel eingehüllet zu seyn schien. Wir fanden, daß es wie ein starkes Vorgebirge aussah, und nannten es das **Vorgebirge der Beschneidung.** Dieses Land blieb uns gegen Ostnordost in der Entfernung von zehn oder zwölf Seemeilen. Die Winde kamen von daher. Wir näherten uns demselben, um es besser zu erkennen. Die Lage des Vorgebirges ist in vier und funfzig Grad Süderbreite und zwischen sieben und zwanzig und acht und zwanzig Grad Länge. Wir mußten den Tag vorher nicht über drey Seemeilen weit vorbey gegangen seyn. Die beyden Schiffe hatten die Segel eingezogen, von sieben Uhr des Morgens an, bis zu Mittage, ohne daß sie einander bey dem dicken Nebel sehen konnten. Um zehn Uhr des Abends hatte er sich so weit aufgekläret, daß wir ein sehr großes Eisstück sehr nahe bey uns sehen konnten. Man hatte auf dem andern Schiffe die Segel eingezogen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses Eisstück eins von denjenigen war, die wir nachher an das Land kommen sahen. Wir waren eben der Gefahr unaufhörlich ausgesetzet.

Entdeckung des Vorgebirges der Beschneidung.

Um so verdrießliche Gedanken zu vertreiben, ließ ich dem Schiffsvolke auf dem Adler einen Artikel aus unsern Verhaltungsbefehlen vorlesen, wodurch die Compagnie den Befehlshabern und Matrosen einige Erkenntlichkeit und Belohnungen bey Erblickung derer Länder zugestund, die wir suchten. Ich gab dem Lootsmanne, welcher zuerst das Land gesehen hatte, zwanzig Piaster. Die Matrosen, welche auf den obersten Masten Wache hielten, stunden daselbst eine scharfe Kälte aus. Ich hatte es für nöthig gehalten, ihnen durch wichtige Versprechungen wiederum Muth zu machen. Den 20sten sang man das Herr Gott, dich loben wir, mit großer Freude; und man glaubete, der Schätzung nach in vier und funfzig Grad vierzig Minuten zu seyn. Dieß ist die weiteste Gegend, wohin wir gegen Süden gekommen sind. Die Eisstücke, welche uns droheten, der Nebel, welcher uns verhinderte, unser Geschütz abzufeuren, und die Decke der Nacht ließen uns ein wenig unter den Wind gerathen. Indessen hielten wir uns den 30sten die Nacht unter unsern Marssegeln, und brachten das wieder ein, was wir den Tag zuvor verloren hatten. Ich gieng an eben dem Tage auf der Maria an Bord. Ich las daselbst so, wie ich auf dem Adler gethan hatte, den Artikel für das Schiffsvolk aus den Verhaltungsbefehlen vor; und sparete nichts, ihre Hoffnung wieder zu erwecken. Die Maria war in besserm Stande, als der Adler. Sie hatte zwar viel Matrosen, welche nicht das Quart oder die Wache thaten: sie hatten aber keine andere Krankheit, als den Schnupfen; dahingegen auf dem Adler sich schon der Scharbock seit einiger Zeit merken lassen.

Den 4ten war man die Nacht auch unter den kleinen Segeln, und der Eisstücke und des Nebels ungeachtet, fuhr man vier oder fünf Seemeilen. Den 5ten war der Nebel so dick, daß wir das Land nicht sehen konnten. Den 6ten sah man ein wenig vor Mittage auf einmal eine ungeheure Menge sehr schöner weißer Vögel von der Größe einer

Zwey franzö-sische Schiffe. 1739.

ner Taube zum Vorscheine kommen. Das Licht, welches uns in dieser Zeit leuchtete, entdeckete uns ein dickes Stück Eis, eine Viertelmeile vor uns, und das Land wenigstens zwo Seemeilen von uns entfernet. Die Marssegel waren halb aufgezogen. Man hatte nicht Zeit, sie gegen den Wind zu richten, ehe der Nebel wieder kam, welcher so dick wurde, als jemals, und auf einmal das Land und das Eis verschwinden ließ. Die Ströme hatten uns so nahe an das Land getrieben, da wir drey oder vier Seemeilen weit davon weiter entfernet seyn sollten, als den Tag vorher. Nachdem wir das Schiff gewandt, um in die freye See zu kommen: so mußte man die Segel anstrengen, in der Absicht, uns von der Küste zu erheben, ohne uns gar zu weit davon zu entfernen. Ich wollte im Stande bleiben, mich der ersten Augenblicke des Lichts zu Nutze zu machen, um die Fahrzeuge ans Land zu schicken, Erkundigung davon einzuziehen. Diese Zufälle machten einen entsetzlichen Eindruck bey dem Schiffsvolke, und man konnte sie schwerlich abhalten, den Muth nicht sinken zu lassen.

Den 7ten zertheilete sich ein sehr dicker Nebel gegen Abend. Wir hatten sehr guten Westwind, von dem Lande Erkundigung einzuziehen. Den 8ten mit Anbruche des Tages, näherte man sich der Küste. Man sah sie auf einen Augenblick, mit einiger Verwunderung, daß man näher dabey war, als man sichs eingebildet hatte. Um fünf Uhr des Morgens kam der Nebel wieder, und man verlor das Land aus dem Gesichte. Man rückete indessen doch immer nach eben der Seite fort, in der Hoffnung, der Nebel könnte wohl fallen. Er verdickete sich aber vielmehr; und da wir nicht so weit, als ein Schiff lang war, vor uns sehen konnten: so hielten wir uns desto näher bey einander. Um sechs Uhr glaubeten wir, ein neues Land fast gegen Nordost von dem Vorgebirge der Beschneidung zu entdecken. Eine Eisbank, die sich auf eben der Seite zeigete, schien diese Meynung zu bestätigen. Es war uns viel daran gelegen, zu wissen, ob dieses Land an dem Vorgebirge anhing, um nicht in einen Meerbusen zu gerathen, wo die Westwinde, welche in diesem Himmelsstriche gewöhnlich und heftig sind, völlig stürmen würden. Man richtete also das Vordertheil des Schiffes nach diesem vermeynten Lande. Um sieben Uhr wurde der Nebel wiederum dick, und wir fuhren fort bis um neun Uhr. Weil aber der Nebel nicht fiel: so giengen wir wieder an den andern Bord. Man hatte gegen Norden gesteuret, um sich diesem Lande zu nähern. Bey einbrechender Nacht hielt man sich für verbunden, zurück zu kehren, und richtete die Marssegel gegen Süden, aus Furcht, man möchte von dem Eise überfallen werden. Den 9ten bey Anbruche des Tages, richtete man das Vordertheil des Schiffes wieder nach dem Lande, welches man noch zu sehen glaubete. Der Nebel und die Eisstücke nöthigten uns zweymal, das Schiff zu wenden, ohne die geringste Erläuterung.

Den 10ten ließ uns ein klares und heiteres Wetter zwischen drey und vier Uhr des Morgens erkennen, daß dasjenige eine Wolke wäre, was man für Land gehalten hatte. Man nahm also seinen Lauf nur an der Küste des Landes gegen Osten von dem Vorgebirge der Beschneidung fort. Um fünf Uhr aber wurde der Nebel wiederum dick. Er hörete den folgenden Tag nicht auf; und man hielt sich um so viel glücklicher, daß man auf der Höhe war, weil der Wind nach der Küste zu jagete.

Seit dem man das Land im Gesichte hatte, so hatte man keinen andern Vortheil davon gezogen, als daß man gesehen, daß es sich acht bis zehn Seemeilen gegen Ostnordost und sechs bis sieben gegen Südost erstreckete. Man hatte nicht erkennen können, ob es ein

Stück

Stück von dem festen Lande ausmachte, oder eine vorliegende Insel wäre. Das Wetter hatte es nicht erlaubt, die Kähne dahin zu schicken. Auf der andern Seite wurde die Jahreszeit immer rauher. Ein großer Theil von den Matrosen war krank, oder stellete sich doch so. Man sah auf dem Verdecke nur noch die Befehlshaber und einige junge Matrosen, welche die Ehre und die Stärke ihres Alters annoch erhielt; und die meisten hatten eine sehr heisere Stimme. Diese verdrießlichen Betrachtungen bewogen mich, ein so mittägliches Land zu verlassen, zu welchem man vielleicht wegen des Nebels und der Eisstücke nicht kommen könnte.

Zwey französische Schiffe. 1739.

Ich nahm den Weg, um dasjenige zu besuchen, welches gegen Nordost liegen könnte. Der Ort, wo Gonneville anzuländen, das Glück hatte, liegt nach seinem Berichte in einer Breite, die mit einiger französischen Provinzen ihrer gleich ist. Die nordlichsten sind im fünf und vierzigsten Grade. Wir fuhren in die Parallele von ein und funfzig bis zwey und funfzig Grad, und durchstrichen sie mit eben den Beschwerlichkeiten und eben der Gefahr. Den 22sten gieng ich nochmals auf der Maria an Bord; und den 25sten kamen wir nach unserer Schätzung in ein und funfzig Grad Länge. Die starken Abweichungen der Magnetnadel versicherten uns, daß wir nicht weiter gegen Westen wären. Indessen haben wir doch am Vorgebirge der guten Hoffnung gefunden, daß wir damals unter dem fünf und funfzigsten Grade gewesen. Wenn wir in dieser Länge die Länder gefunden hätten: so würden sie gar zu sehr gegen Osten gelegen haben, als daß sie die Absichten der Compagnie hätten erfüllen können. Es war Zeit, daß wir unsere Ruheplätze sucheten. Sie waren entfernet; unsere Schiffe schwer. Wir konnten widrigen Wind bekommen, und unser Schiffsvolk war außer Stande, noch länger die See zu halten. Die Ostwinde bewogen mich auch noch, diesen Entschluß zu ergreifen. Ich ließ also das Vordertheil des Schiffes gegen Norden richten. An diesem Tage sahen wir zum letztenmale ein dickes Eisstück, und unser Verdeck wurde voller Schnee.

Ursachen, warum sie ihr Unternehmen verlassen.

Indem wir gegen Norden fortrücketen, fanden wir stufenweise, daß der Nebel nicht mehr so dick, und nicht mehr so häufig war. Die Kälte wurde erträglicher. Der Wind war fast allezeit stürmisch, und die See hoch, bis den 5ten des Hornungs. Eine halbe Windstille, welche darauf folgete, gab mir Gelegenheit, auf der Maria an Bord zu gehen und die Kaufmannswaaren dieses Schiffes umzukehren, an dessen Borde ich zwölf Soldaten und das Boot hielt, nebst fünf Fässern Kohlen, die sich noch darauf befanden.

Wir brauchten Holz zu einer langen Fahrt, und wir konnten uns nicht viel an dem Vorgebirge der guten Hoffnung versprechen. Man ergriff also die Partey, sich zu trennen. Ein jedes Schiff nahm seinen eigenen Weg, der Adler nach der Insel Frankreich, und ich auf der Maria, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Ich legete in dieser Bay den 28sten des Hornungs vor Anker. Meine erste Sorge gieng auf die Kranken; und ich war so glücklich, daß ich nicht einen einzigen verlor, als ich sie ans Ufer bringen ließ. Es befanden sich damals auf dieser Rhede zwey Compagnieschiffe, der Philibert und der Herzog von Chartres, welche von den Herren von Lobry und de la Chesnaye geführet wurden. Einige Tage darnach sah ich die Herren de la Porte Barre und Drias daselbst ankommen, welche Befehlshaber auf den Schiffen der Conde und der Herzog von Orleans waren. Den 31sten März gieng ich mit ihnen wieder unter Segel. Den andern Morgen aber eröffnete ich meinen Verhaltungsbefehlen gemäß, das geheime Paket, worinnen ich neue Befehle finden sollte. Es war mir vorgeschrieben, mit ehestem in die sechs und vierzigste Parallele zu fahren, und sie bis

Ihre Rückkehr nach Frankreich.

Zwey französische Schiffe. 1738.

an den ersten Meridian zu durchstreichen; weil, vorausgesetzet, daß wir nur die vier und vierzig durchstrichen hätten, wir nicht hätten wissen können, ob sich das südliche Land nicht bis auf die sechs und vierzigste Parallele erstreckete. Das dazwischen angetroffene Land aber hatte uns schon weiter gegen Süden geführet; und es war kein Zweifel mehr für uns, daß das feste Land nicht weiter mehr gegen den Pol fortgienge. Wir hatten auch die Erfahrung, daß eine Insel in diesen Gegenden keinen bequemen Ort sich zu erholen würde haben abgeben können. Ueber dieses würden die schon späte Jahreszeit, die Kürze der Tage, und die schlechte Witterung in diesen Himmelsgegenden die Schiffahrt für ein solches Schiff, als die **Maria** war, sehr beschwerlich gemacht haben: da sie hingegen stets sehr leicht ist, wenn man aus Europa kömmt. Ich hielt mich also für verbunden, dieses Unternehmen fahren zu lassen, um den Absichten derjenigen gemäß zu handeln, von denen mir solches war aufgetragen worden.

Inseln zwischen Africa u. America.

Wir konnten entweder an der africanischen Küste, oder auf denen zwischen Africa und America gelegenen Eylanden, welche in einer Breite sind, wo die zu gewissen Jahreszeiten ordentlichen Winde herrschen, einen Ort zum Ausruhen finden. Ich hielt mich an die letztere von diesen beyden Parteyen, als an die einfachste und natürlichste. Viele Erdbeschreiber bemerken mit Unterschiede zwey, und andere drey verschiedene Eylande, gegen einerley mittägliche Breite von zwanzig Grad zwanzig Minuten: die Inseln **Martin Vaz** und die **Dreyeinigkeitsinsel**. Wir fuhren diese Breite hinauf, vom dreyzehnten Grade dreyßig Minuten Länge, und behielten sie bis zum dreyhundert und acht und vierzigsten Grad dreyßig Minuten, wo wir eine Insel und vier Inselchen fanden, die acht oder neun Meilen gegen Osten davon entfernet sind. Die englische **Fackel** schildert sie unter dem Namen der Dreyeinigkeitsinsel sehr wohl ab. Nachdem ich solche den 29sten April gegen Abend erkannt hatte: so schickte ich den andern Tag zwischen die Inselchen und die Insel, ein Fahrzeug, um Erkundigung davon einzuziehen; und da ich nichts destoweniger fortfuhr, mich derselben zu nähern, bis auf einen Flintenschuß weit: so sah ich drey Vierthel von dieser Insel ganz deutlich, welche eigentlich zu reden, ein fast unersteiglicher Felsen ist. Einer von unsern Befehlshabern, welcher in der Schaluppe herumfuhr, machte mir von denen Theilen, die ich nicht gesehen hatte, eben die Abschilderung. Im Jahre 1599 folgete **Olivier von Noort**, Befehlshaber über vier holländische Schiffe, dieser Parallele von zwanzig Grad zwanzig Minuten, von dieser Insel an, bis zur brasilischen Küste. Man kann also schließen, daß unter dieser Breite nur eine einzige Insel in diesem Meere ist, anstatt der zwoen oder dreyen, die sich in den meisten Karten befinden.

Die übrige Schiffahrt war so ruhig, daß der Verfasser, nach einer Abwesenheit von einem Jahre, wieder an die französischen Küsten kam, ohne einen einzigen Kranken am Borde zu haben. Dieß ist die letzte Reise nach den Südländern, wovon man eine Nachricht bekannt gemacht hat.



Das

Das IV Buch.

Irrende Reisen, oder solche, die kein gewisses vorgesetztes Ziel haben.

Einleitung.

Damit man den Werth des neuen Entwurfs erkenne, dem ich beständig folge, und bey welchem man bedauren muß, daß ihn die Engländer nicht auch bey den erstern Bänden dieser Sammlung beobachtet haben: so muß ich für diejenigen, welche einen Schriftsteller wegen der Treue in Ansehung derer Gesetze, die er sich aufleget, zur Rechenschaft ziehen, allhier anmerken, daß ich bereits über hundert dunkele Reisebeschreiber, die nicht verdienen, besser gekannt zu werden, in das historische Verzeichniß verwiesen habe. Nur diese Methode konnte die Leser unzähliger Wiederholungen überheben, und meiner noch übrigen Laufbahn Licht genug geben, um mich in den Stand zu setzen, die Gränzen derselben fest zu stellen. Ueber dieses würden die meisten Berichte, die also unterdrücket worden, so wenig zu der Absicht dieses Werkes beytragen, welche beständig gewesen, die Anmuth mit dem Unterrichte zu vermischen, daß man ihnen noch eine Gnade zu erzeigen glaubet, wenn man ihre Namen in einem Verzeichnisse aufbewahret, um die Welt zu belehren, daß sie da gewesen sind. Einleitung.

Man muß aber von denjenigen, welche dieses Buch ausmachen werden, nicht eben das Urtheil fällen. Ob sie gleich eine große Menge Oerter darstellen, mit denen man schon in den vorhergehenden Bänden bekannt geworden: so geschieht es doch mit solchen Umständen und neuen Beobachtungen, die ihnen eine andere Gestalt zu geben scheinen. Von einer ganz andern Wichtigkeit aber dünkt es mir zu seyn, daß es oftmals geschieht, daß die irrenden Reisebeschreiber, wie ich sie nennen zu können, geglaubet habe, da sie sich nicht angelegen seyn lassen, den gemeinen Straßen zu folgen, sondern sich bald durch die bloße Neugierde, bald durch zufällige Begebenheiten führen lassen, unbekannte Länder und Stücke von bekannten Ländern besuchen, die niemals von andern Reisenden besuchet worden; welches denn für die Geschichte und Erdbeschreibung ungemein nützlich wird. Indessen wird man sich doch selbst unter den Berichten von dieser Art nur an diejenigen halten, welche einen wirklichen Vorzug verdienen.

Schouten.
1658.

Das I Capitel.

Gautier Schoutens Reisen.

Einleitung.

Der Bewegungsgrund dieses Reisenden bey seinen langen und gefährlichen Schiffahrten hat nichts ordentlichers, als sein Herumschweifen selbst, welches stets von dem bloßen ungefähren Zufalle regieret zu seyn scheint, ohne daß er sich jemals die geringste Absicht zueignet, welche ihm Ehre machen könnte. Dieser Schein von Leichtsinnigkeit, würde eine starke Ursache seyn, ein Mistrauen in seine Urtheilungskraft und auf seine Ehrlichkeit zu setzen, wenn diese beyden Eigenschaften nicht vielmehr in seinen Erzählungen und in seinen Beschreibungen hervor leuchteten. Nicht allein die Abschilderungen sind darinnen lebhaft, und die einzelnen Umstände wichtig, sondern es herrschet darinnen auch ein aufrichtiges und kluges Wesen, welches eben so sehr gefällt, als die Mannichfaltigkeit seiner Abentheuer.

Der I Abschnitt.

Schoutens Reise nach Batavia.

Abreise auf dem Nieuport. Beschaffenheit derer Leute, die nach Indien gehen. Angenehmes Schauspiel für den Verfasser. Beschreibung eines außerordentlichen Ungewitters. Sonderbare Krankheit. Sie verlieren die Hoffnung, nach Batavia zu kommen; halten sich in der Bay Sillebar auf. Verrätherey der Indianer. Neues Ungewitter, das sie überfällt. Verschiedene Inseln. Abentheuer, welches Schouten unterrichtet.

Abreise auf dem Nieuport.

Bloß die Neugier machte, daß Schouten in die Dienste der holländischen ostindischen Compagnie trat. Im Monate April des 1658 Jahres, schiffte er sich im Texel auf einer Flüte ein, Namens Nieuport, die nur auf guten Wind wartete, um unter Segel zu gehen. Seine Gewohnheit, ein regelmäßiges Leben zu führen, machte, daß er anfänglich das Vollsaufen und das lüderliche Leben der meisten Seeleute mit Erstaunen ansah. „Er erstaunete aber nicht mehr so sehr darüber, als er eingesehen hatte, daß der „größte Theil von denjenigen, welche die Reise nach Indien thun, diesen Entschluß nur „bloß deswegen fassen, weil sie in ihrem Vaterlande nicht mehr leben können. Sie wer„den dazu theils durch das Elend, worinnen sie gebohren worden, theils durch dasjenige, „worein verschiedene Zufälle sie gestürzet haben, gezwungen. Man ließ einen Menschen „an Bord gehen, welcher die größten Vortheile des Glückes genossen hatte. Weil er „sich aber durch das Spiel zu Grunde gerichtet: so war er von seinen Anverwandten ge„zwungen

Beschaffenheit derer Leute, die nach Indien gehen.

b) Man hält sich bey dieser Beobachtung nur bloß deswegen auf, um mit beyzufügen, auf was für eine Art man sie zurichtet, damit man eine angenehme und gesunde Speise daraus mache. Solches geschieht, daß man eine reichliche Brühe von Franz- oder Rheinweine daran mache. Der Verfasser bedauret es, zum Besten des Schiffsvol-

„zwungen worden, der ostindischen Compagnie, als ein bloßer Soldat zu dienen. Seine „Frau, welche auf das Schiff kam, Abschied von ihm zu nehmen, ließ ihm einen kleinen „Kuffer, welcher nur mittelmäßig versehen war; das einzige Ueberbleibsel von dem Ueber„flusse, worinnen er gelebet hatte, wozu er aber dennoch, nach der Anmerkung des Ver„fassers, die Erinnerung desselben hinzufügen konnte.„

Schouten. 1658.

Die Schiffahrt hatte nichts Merkwürdigers bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung, als das außerordentlich beständige schöne Wetter, welches Schouten einen beständig angenehmen Zeitvertreib an dem Anblicke eines fast immer grünen Meeres, und eines unzählbaren Heeres von allerhand Arten von Fischen und Meerwundern gab, welche sich unaufhörlich um das Schiff herum sehen ließen. Diejenigen, welche man Seeteufel nannte, waren von einer entsetzlichen Größe, und schwammen so geschwind, daß es schien, als ob sie durch die Fluthen flögen. Man fing Thonfische, Meerschweine und Seehunde, deren Fleisch von keinem zärtlichen Geschmacke, noch leicht zu verdauen ist *b*).

Angenehmes Schauspiel für den Verfasser.

Niemals ist wohl ein Schiff mit weniger Unbequemlichkeit über die Linie gegangen, als der Nieuport. Es kam den 23sten des Heumonates an dem Vorgebirge an. Diese Pflanzstadt begonn nunmehr den Holländern die Mühe und Kosten, welche sie auf ihre Einrichtung gewendet hatten, allgemach wieder zu vergelten. Schouten war ganz entzücket, als er entsetzlich hohe Berge, steile Felsen, fürchterliche Einöden, angenehme Auen, und lustige Felder mit einem einzigen Blicke übersehen konnte. Sein Haupttrieb, die Neugierigkeit, die er noch zur Zeit nicht mit der benöthigten Vorsichtigkeit zu verknüpfen wußte, setzete ihm in den Kopf, in Gesellschaft des Schiffschreibers auf den Löwenberg zu steigen, welchem die Menge dieser Thiere, die man darauf antrifft und schießt, den Namen beygeleget hat. Ungeachtet nun um dieser Ursache willen kaum der verwegenste Jäger das Herz hat, diesem Berge nahe zu kommen: so stieg doch Schouten bis auf den Gipfel desselbigen. Hier fand er allerley vortreffliche Kräuter, und eine Menge wohlriechender Bluhmen, aber wenig Bäume. Als er bis in die Höhe der Wolken gekommen war: so konnte er wegen dicker Luft, und steiler Felsen nicht weiter fort. Den Rückweg nahm er in ein schönes Thal, „und sah mit Vergnügen, wie die Gemsen, Rehe und andere wilde „Thiere die gefährlichsten Sprünge von einer Klippe auf die andere machten, nicht anders „als ob sie flögen. Allein, da er mitten in der größten Lust begriffen war: so zeigete sich sehr „nahe bey ihm ein Löwe; verlangte ihm aber nichts zu thun, sondern schlich ins Gebüsche. „Hier fiel ihm erst ein, was für eine Verwegenheit es sey, daß er sich ohne das geringste „Gewehr auf diesen gefährlichen Berg gewaget habe. Damit nahm er, ohne weiter viel „nach den Gemsen zu sehen, den allernächsten Weg nach dem Ufer, den er finden konnte, „unter die Füße„. Dem Ansehen nach, erwähnet er seiner kleinen Abentheuer, bloß in der Absicht, um zu zeigen, bey was für Gelegenheit seine Vernunft und seine Herzhaftigkeit allmählig stufenweise zugenommen habe. Nach seiner Abreise vom Vorgebirge bekam er in diesem Stücke weit kräftigere Lehren, und zwar durch einen Sturm, dessen Beschaffenheit und Folgen unter die seltenen Zufälle gehören.

Man

volkes, daß nicht jedermann im Stande sey, diese Zurichtung zu machen. Die Meerschweine aber, saget er, lassen sich mit Pfeffer und Eßig gut essen. Ueber dieses, geben die Doraden, die Boniten, die Coretten und die fliegenden Fische eine sehr gute Nahrung. Schoutens Reisebeschreibung a. d. 4 S.

Schouten. 1658.

Beschreibung eines seltsamen Sturmes.

Man hatte vom Texel bis ans Vorgebirge, ungefähr zwey tausend Meilen zurück geleget, und nach der Schätzung der Steuerleute, waren bis nach Batavia noch tausend und sechs hundert übrig. Um nun die westlichen Passatwinde anzutreffen, machten die Holländer Segel gegen Süden, fanden auch besagte Winde unter neun und dreyßig bis vierzig Grad Süderbreite wirklich. Hierauf steuerten sie nach Osten, und das Schiff rückete mit großer Geschwindigkeit fort. Die Tage waren neun Stunden lang, die Nächte funfzehn; die Kälte war scharf, der Himmel dick bewölket, und zuweilen kam aus dem Gewölke ein ungestümer Wind, zuweilen Schlossen oder häufiger Schnee. Indem aber der Wind seiner Heftigkeit ungeachtet, dennoch immer günstig blieb: so fuhren sie beynahe nur mit dem einzigen Fockesegel, und legeten dennoch in vier und zwanzig Stunden vierzig bis acht und vierzig Meilen zurück. Dieses gute Wetter dauerte vierzehn Tage, litt aber nachgehends eine schreckliche Veränderung.

Einstens, da die Nacht bald zu Ende war, begonnen die Winde von allen vier Ecken der Welt zu blasen, und stießen mit solchem Ungestüme aneinander, daß der Verfasser sich nicht untersteht, eine Beschreibung davon zu geben. Nachgehends kamen sie nach Art eines Wirbelwindes herab, eben als ob sie sich vom Himmel herunter stürzeten, also daß die Wellen von ihnen niedergedrücket wurden. Schouten bemerket hiebey, wenn diese Wirbelwinde nur von einem einzigen Ende der Welt herkämen, so nenne man sie Orcansschweife, sie möchten übrigens so gewaltsam seyn, als sie wollten. An statt, sodann die Wellen niederzudrücken, und die Schiffe im Kreise herum zu drehen, oder wie zuweilen geschieht, sie in die Luft zu ziehen, und hernach das unterste zu oberst herab fallen zu lassen, erheben sie Wellen und Schiff so entsetzlich hoch, daß man an den Himmel anzustoßen vermeynet. Aber für diesesmal bliesen die Winde anfänglich aus einer Gegend nach der andern, und liefen alle Striche des Compasses durch; nachgehends kamen sie alle auf einen Haufen in der Luft zusammen, und stürzeten endlich mit unbeschreiblichem Toben herab. Alle Segel, die sie aufgespannet fanden, waren im Augenblicke in kleine Lappen zerrissen; die See, welche vorher sehr hohl gieng, wurde so glatt als ein Spiegel; dem ungeachtet aber, welches etwas erstaunliches ist, wurde das Schiff durch heftige Stöße, die es über dem Wasser bekam, nicht weniger herum geworfen, als zuvor, wobey die Winde ein solches Gepolter trieben, als ob es donnerte. Endlich neigete sich das Schiff so sehr auf die Seite, daß der Dalbord unter Wasser war. Man pumpete zwar mit aller Macht, man schöpfete auch allenthalben Wasser aus. Da es aber dem ungeachtet unten im Raume beständig höher zu steigen anfing: so schrien die versuchtesten Matrosen: nun ist es aus, wir müssen sinken! Gott sey uns gnädig und barmherzig! Auf dieses Nothgeschrey ließ beynahe jedermann die Hände sinken, und fing statt der Arbeit an zu bethen, als ob er den Tod schon vor Augen sähe. In dieser Noth vereinigten sich die Winde, welche bisher mit einander gekämpfet hatten, auf einmal, fuhren mit entsetzlichem Brausen von Westen nach Osten, und erhuben die Wellen bis an den Himmel. Bey dieser Veränderung erhub sich das Schiff wiederum ein wenig. Man fassete wieder Muth, als man das Wasser nicht mehr so stark eindringen sah; und als das Wetter gegen Mittag sich wieder ausheiterte, setzete man den Lauf nach Ost Nordost fort.

Sonderbare Krankheit und deren Wirkung.

Allein, das gesammte Schiffsvolk, welches schon zuvor viel ausgestanden, und nun über Macht gearbeitet hatte, war von allen Kräften gekommen. Innerhalb wenig Tagen fielen wohl funfzig Mann in ein hitziges Fieber: hierauf äußerte sich eine der Pest ähn-

ähnliche Seuche, steckete das ganze Schiff an, und raffete in zween Tagen beynahe vierzig Personen weg. Auch die allerverwegensten blieben davon nicht frey. Es befiel sie ein Wahnwitz, der einer völligen Raserey ziemlich nahe kam. Es äußerten sich die rothen Flecken, die Beulen, die Carfunkel, und alle übrige Zufälle der Pest an ihnen. Einige bluteten stark aus der Nase, aber ohne Linderung des Uebels. Andere wurden von einem Erbrechen oder öftern Stuhlgange befallen. Sie mußten aber nichts destoweniger heftige Schmerzen ausstehen, und endlich ihren Geist aufgeben. An den Lippen, auf der Zunge, im Halse und am Gaumen schlug ein Grind aus, der die Gänge verstopfete, und das Athemholen verhinderte. Besagter Ausschlag war schwarz, gleichwie auch der Mund. Die Arzeneymittel schaffeten zuweilen wohl einige Linderung: allein das Uebel war beynahe im Augenblicke wieder da. Einige Kranke wollten sich in der Raserey selbst ermorden, auch schäumeten die meisten, welche sterben mußten, aus dem Munde. Der Leib wurde blau oder grünlicht, ungestalt, voll Beulen, die bey dem geringsten Anrühren zerplatzeten, und einen abscheulichen Gestank von sich gaben. Durch diesen unglücklichen Zufall verlor man den Ober- und Untersteuermann, den Schiffsschreiber, viele andere Officier, und eine Menge Matrosen. Ein Freywilliger aus einem reichen und vornehmen Hause sprang unterdessen, da man ihm etwas holen wollte, über Bord: alle angewendete Mühe, ihn zu retten, war vergeblich, und konnte man seine Leiche nicht einmal finden c).

Schouten. 1658.

Die Holländer verlieren die Hoffnung, voritzt nach Batavia zu kommen.

Das bisherige Unglück der Holländer stieg, durch einen neuen Zufall, bis auf den höchsten Gipfel. Die südostlichen Passatwinde fingen zeitiger an zu blasen, als man gedacht hatte, und verschlugen das Schiff unter die sundische Straße, an die westliche Küste von Sumatra. Damit waren die Holländer nun eben so weit, als wenn sie erst aus dem Texel liefen, weil ihnen in dem gegenwärtigen Musson, und bis in den Wintermonat, Wind und Strom zuwider, folglich alle Hoffnung, Batavia zu erreichen, verloren war. Unterdessen beschlossen sie doch, die Kranken auf irgend eine schöne grüne Aue, da man einiges Labsal für sie finden könne, ans Land zu bringen. Indem sie nun nach dem Lande hielten: so erblicketen sie einen Seebusen, den man für die Bay Sillebar erkannte, welche wegen des umliegenden Gehölzes, und der Gestalt des Gebirges, ein sehr lustiges Ansehen, dagegen aber an der Einfahrt sehr schlechten Grund hat, wie denn das Schiff in großer Gefahr war, an eine Felsenbank, daran die See mit großem Umgestüme schlug, geworfen zu werden; doch hielten die Anker an einem andern Orte, unweit des Fleckens fester. Noch tiefer in der Bay erblickete man ein Vorgebirge, hinter welchem die Stadt Sillebar liegt. Die Holländer konnten sich an der schönen Gegend nicht satt sehen. Als aber keine Einwohner zum Vorscheine kamen, ungeachtet man bey der Nacht viele Feuer sah, so merketen die Holländer, man gebe auf ihr Thun und Lassen Achtung, und schickten die Schaluppe mit der sämmtlichen gesunden Mannschaft, die noch am Borde war, ans Land. Ungeachtet aber der darauf befindliche Officier, bey seiner Annäherung, eine weiße Fahne wehen ließ, so war dennoch kein Mensch weder zu hören noch zu sehen. Er rückete demnach bis hinter das Vorgebirge fort, und erblickte hinter den Bäumen, damit der Strand bese=

c) A. d. 15 u. f. S. Bey Gelegenheit dieser seltsamen Krankheit, meldet Schouten, er sey einer von den beyden Schiffsbarbieren gewesen.

Schouten. 1658. besetzet ist, eine große Menge Indianer. Sie waren pechschwarz, und ohne andere Kleider, als ein Stückchen Cattun mitten um den Leib. Ihr Gewehr bestund in Pfeil und Bogen. Man ließ ihnen durch zween Matrosen, welche die malaysche Sprache verstunden, von dem Zustande des Schiffes und seiner Bedürfniß Nachricht geben, worauf die Bösewichter antworteten, sie könnten mit allerley an die Hand gehen, verlangeten auch nicht mehr als den ordentlichen Preis dafür. Damit zeigeten sie einen mit Bäumen besetzten Fluß, da man ohne sonderliche Mühe Wasser einnehmen konnte. Ja, damit man in ihre Redlichkeit um so weniger ein Mistrauen setzen möchte, brachten sie selbst zur Probe einige Krüge voll Wasser in die Schaluppe. Der Officier kehrete damit ohne Verzug nach dem Schiffe zurück, und seine Erzählung flößete den Kranken gleichsam neues Leben ein. Sie fleheten sehnlich um ein Glas von dem mitgebrachten Wasser, um sich in der brennenden Hitze, die sie litten, damit zu erlaben. Die Austheilung geschah mit Maße; wer aber etwas davon kostete, dem bekam es sowohl, daß er sich nach einem so angenehmen und natürlichen Arzneymittel ohne Unterlaß sehnete, und den folgenden Tag mit Verlangen erwartete.

Treulosigkeit der Indianer.

Den folgenden Tag stelleten sich die Indianer eben so freundlich an. Allein, ihre Anzahl war weit größer; und als man die Tonnen füllen wollte, so riethen sie, die Schaluppe solle näher herbey kommen, weil, wie sie sageten, das Wasser weiter oben viel besser wäre, und man die Lebensmittel von Sillebar leichter herbey schaffen könnte. Doch der holländische Officier dankete für das Anerbieten, und meynete, das Wasser wäre so, wie er es hier im Flusse haben könnte, gut genug. Diese Weigerung machte dem treulosen Lumpengesinde einen Strich durch die Rechnung, weil sie die gesammte Mannschaft zu ermorden gedacht hatten. Doch konnten sie ihren Grimm nicht länger verbergen, sondern auf ein unter ihnen verabredetes Zeichen, fielen einige mit gräßlichem Geschreye über die beyden holländischen Dollmetscher; die andern schicketen der Schaluppe einen entsetzlichen Pfeilhagel zu. Im Anfange wickelten sich die Dollmetscher ziemlich gut aus dem Gedränge, liefen nach dem Strande zu, und gedachten, sich mit Schwimmen zu retten. Es wurde ihnen aber der Paß verrennet, und sie mit vielen Wunden niedergestoßen. Man hieb ihnen die Köpfe ab, wälzete sie im Sande herum, hielt sie bey den Haaren empor, und steckete sie endlich auf zween Spieße zur Schau ans Ufer. In dem Zustande, darein die Krankheiten die Holländer damals gesetzet hatten, vermochten sie diese verfluchte Treulosigkeit auf keine andere Weise zu rächen, als daß sie ihre Büchsen unter das Geschmeiße abfeuerten. Nachgehends erfuhren sie zu Batavia, es sey auf der Küste von Palimbam noch ein anderes holländisches Schiff durch gleiche Arglist sicher gemacht, und alles darauf befindliche Volk ohne Gnade ermordet worden. Zur Rache dafür, zerstörete die holländische Gesellschaft besagte Stadt bis auf den Grund *d*).

Ihre Dollmetscher ermordet.

Es überfällt sie ein neuer Sturm.

Unterdessen war alle Hoffnung, den Kranken Hülfe zu schaffen, weg, eben wie die Hoffnung, nach Batavia zu kommen, schon längst verloren war. Man hielt Schiffsrath, darinnen die Verzweiflung mehr regierte, als die Vernunft; indem der Schluß dahin ausfiel, man wollte seine Straße gegen Wind und Strom fortsetzen. Kaum war man aus der sillebarschen Bay, so erhub sich ein so entsetzlicher Sturm, als vielleicht je einer gewesen ist. Der Donner schlug hart am Schiffe vorbey. Der Wind trieb sie mit aller Gewalt gegen die Küste, also daß sie lange Zeit nichts anders vermutheten, als entweder

zu

d) Ebendas. a. d. 24 S.

zu scheitern, oder in die Gewalt ihrer unmenschlichen Feinde zu gerathen, die eine Menge Feuer am Strande angezündet hatten, und den Untergang der Holländer ohne Zweifel mit Schmerzen erwarteten. Doch gegen Morgen legete sich der Sturm. Man lichtete den Anker und suchte, in die hohe See zu stechen. Allein, es war unmöglich, der vereinigten Gewalt der Wellen und Winde zu widerstehen. Alles, was man thun konnte, war an der Küste von Sumatra Schläge zu machen. Dieses trieb man bis in den Weinmonat hinein. Endlich, als Wind und Strom zu wechseln anfingen, lief man das niedrige Vorgebirge vorbey, und suchte in die sundische Straße zu kommen, wo man sich theils mit laviren, theils mit der Fluth forthalf, aber bey einfallender Windstille nicht selten wieder zurück kam. Zuletzt erreichte man mit unsäglicher Mühe die javanische Küste und hoffte da einige Lebensmittel zu erhalten. Doch auch diese Hoffnung war vergeblich. Die dasige Küste gehörete dem Könige von Bantam, der mit den Holländern im Kriege lebete. Man mußte folglich die mühselige Fahrt weiter fortsetzen, und zuweilen den Anker in vier und zwanzig Stunden wohl achtmal fallen lassen. Man fuhr die Insel Cracatau vorbey, welche Bäume von erstaunlicher Größe hat, und sodann die benachbarten Inseln, als zum Beyspiele Sibbesee, Besich, Traversine und Toppershoutien, welche alle mit einander mitten in der Straße liegen. Nachgehends, als man an der angerschen Küste hinfuhr, begegnete man in der Gegend von Bantam zweyen holländischen Schiffen, die in dasigem Gewässer kreuzeten, und mit einigen Erfrischungen beyräthig waren. Endlich am 25sten des Weinmonates, ließ man die Anker vor Batavia fallen. Schouten. 1658.

Auf dieser mühsamen Fahrt lernete Schouten allerley, was er zuvor nicht wußte, in der Folge aber nur allzulange in Ausübung bringen mußte. Dieser Eingang hat um dieser Ursache willen nöthig zu seyn geschienen, weil er den Grund seiner Standhaftigkeit, die er nachgehends bey unzähligen Fällen blicken ließ, zu erkennen giebt. Hierzu kam noch ein Beyspiel, das er wenig Tage nach seiner Ankunft zu Batavia erlebete; und da er diese Begebenheit für unstreitig gewiß ausgiebt, so schicket sie sich um desto besser zu einem Vorspiele seiner eigenen Abentheuer.

Ein Schiff, der Drache genannt, hatte auf seiner Fahrt aus Holland nach Indien an der Küste eines unbekannten Südlandes Schiffbruch gelitten. Doch hatten sich einige Officier in der Schaluppe gerettet, und die Zeitung von diesem Unglücke nach Batavia gebracht, worauf man sie ohne Verzug in einer Flüte zurück schickete, um sowohl das übrige Schiffsvolk als die Güter, welche die See etwa verschonet haben möchte, abzuholen. Die Flüte warf an einer unbewohnten Küste, welche die Wegweiser für die Unglücksgegend erkannten, Anker; die Schaluppe hingegen segelte nach dem Orte, wo man bey der ehemaligen Abfahrt der Officier für diejenigen, die sie nicht mitnehmen konnten, Zelte aufgeschlagen hatte, darunter sie die Ankunft eines ihrer Anzahl gemäßen Schiffes erwarten sollten. Allein, die Zelte waren sämmtlich in Stücken, ohne daß man weder einen Holländer, noch einen Landeseinwohner zu Gesichte bekam. Man sah sich überall um, ob man nicht etwa eine Spur, daß sie sich eine Barke gebauet hätten, erblicken könnte? Aber auch dieses war vergeblich. Man fand schlechterdinges nicht das allergeringste Anzeichen, zu einer Muthmaßung, wohin soviele zurückgelassene Matrosen immer gekommen seyn müßten? Begebenheit, welche Schouten unterrichtet.

Schouten. 1658.

Unterdessen da die Wellen noch zur Zeit vom Schiffe weiter nichts weggeführet hatten, als die obere Verkleidung, und was sonsten ihrer Gewalt zu widerstehen nicht vermochte, so schien der Wrack allein schon hinlänglich, die verunglückten Holländer zu veranlassen, ihren Zufluchtsort in der Nähe zu wählen. In dieser Vermuthung beschleß man, sie nicht nur tiefer im Lande, sondern auch an weiter entferneten Gegenden des Ufers aufzusuchen, und schickete zu diesem Ende auf verschiedenen Wegen einige Mannschaft aus. Allein, die ausgeschickten Parteyen kamen sämmtlich unverrichteter Sache wieder zurück. Man zündete auf einigen Anhöhen Feuer an, man rief, man that eine Menge Schüsse. Doch alles Bemühen war umsonst. Demnach blieb kein anderer Entschluß zu fassen übrig, als den Rückweg nach Batavia zu nehmen, absonderlich weil die heftigen Winde und Stürme die Flüte zu drehen anfingen. In dieser Absicht schickete man die Schaluppe ab, Wasser zu holen. Allein, diese Leute verfuhren bey ihrem aufgetragenen Geschäffte nicht mit solchem Eifer, als sie wohl sollten. Während ihrer Abwesenheit erhub sich ein Sturm, der die Flüte nöthigte, in die hohe See zu stechen. Hier wartete sie eine Zeitlang. Als aber die Schaluppe nicht wieder kam, indem sie aus Furcht vor der Gefahr in dem kleinen Flusse, da sie war, liegen blieb: so dachte man, sie sey zu Grunde gegangen, und machte sich mit großer Betrübniß auf den Rückweg nach Batavia.

Als der Sturm vorbey war: so wollte die Schaluppe an ihren Bord kommen; doch, die Flüte war weg, und sie mußte, um den tobenden Wellen zu entgehen, nach dem Ufer zurück kehren. Allein, es fehlete an Lebensmitteln, und in der dasigen Gegend war nicht das geringste zu sehen, das zum menschlichen Unterhalte tauglich gewesen wäre. Die Berge waren kahle Steinfelsen, und die Thäler lautere Wüsteneyen. Das ebene Land bestund aus klarem Sande; der Strand sah noch elender aus. Er war mit Klippen umringet, daran sich die See mit entsetzlichem Getöse brach.

Die Holländer in der Schaluppe beliefen sich auf dreyzehn Mann, waren aber abgemattet und entkräftet. Der Hunger quälete sie; hierzu kam noch die Kälte und Nässe. Sie sahen sich selbst schon, als zum Tode verurtheilte Leute an. Endlich, nach langem Suchen, fanden sie zwischen den Felsen allerley Schnecken, welche ihren ausgehungerten Mägen als ein treffliches Leckerbißchen vorkamen. Allein, weil es ihnen an Holze und an Feuer sie zu kochen fehlete, so wollte ihnen der beständige Genuß der rohen Schnecken zuletzt nicht mehr wohl bekommen. Sie merketen, dieses Mittel sey zu Erhaltung ihres Lebens bey weitem nicht hinlänglich; und weil sie doch auf allen Seiten nichts als den Tod vor Augen sahen, so beschlossen sie, sich lieber den Wellen anzuvertrauen, indem ihnen doch nichts ärgeres begegnen könnte, als Schiffbruch zu leiden, wornach alles ihr Elend ein Ende nehme. Nebst dem hatten sie bey diesem Unternehmen die Hoffnung, irgend eine andere Küste anzutreffen, welche von der Natur mit bequemern Mitteln zu Erhaltung menschlicher Geschöpfe begabet wäre.

Sie nahmen demnach alle ihre Kräfte zusammen, kalfaterten ihre Schaluppe, fülleten ihre Tonnen, versorgeten sich mit Schnecken, und verließen diese Gegend, da sie niemals etwas, das Athem holet, zu Gesichte bekommen hatten. Der erste Wind jagete sie wer weis wie weit auf die hohe See. Zum Glücke war der Untersteuermann von der Flüte bey ihnen, welcher sich nach den Sternen richtete, so gut er konnte. Allein, wenn sie

daran gedachten, daß sie bis an die nordliche Küste von Java, einen Weg von ungefähr vierhundert Meilen hätten: so wollte ihnen aller Muth entfallen. Zwar dünkete es ihnen bey schönem Wetter, und des Tages über, ihre Fahrt gehe ganz gut von statten: allein, sobald die See im geringsten hohl gieng, absonderlich aber wenn es in der Nacht sehr finster wurde, so wußten sie nicht mehr, wo sie waren, ja sie glaubeten den folgenden Tag nicht mehr zu erleben, wenn ihnen die Wellen so über die Köpfe wegschlugen. Doch das schrecklichste Unglück für sie war dieses, daß ihre Schnecken nicht lange gut blieben, und sie genöthiget waren, den ganzen Vorrath in die See zu schmeißen. Damit hatten sie keine andere Lebensmittel mehr, als Wasser. Das Nachts war die Kälte unerträglich, und des Tages wurden sie von der Sonnenhitze halb gebraten. Die Arbeit, ihr Fahrzeug zu regieren, und der gänzliche Mangel aller Speisen hatte sie zuletzt völlig entkräftet, daß sie sich kaum mehr zu rühren vermochten. Aber als der Tag anbrach, sahen sie nicht nur Land, sondern erkannten auch die südlichen Gebirge von Groß-Java. In der Entzückung steuerten sie gerades Weges nach dem Lande zu, ohne die Klippen, damit die Küste besetzet ist, und daran sie wohl tausendmal hätten scheitern sollen, zu achten. Das Glück führete sie an eine schöne Aue voll Cocosbäume, welche von einem Flusse bewässert wurde. Allein, da sie an einem für ihren elenden Zustand so dienlichen Ort ans Land zu treten verhoffeten, sahen sie, daß es wegen der allzuheftigen Brandung, ohne einem unvermeidlichen Schiffbruche entgegen zu laufen, schlechterdings unmöglich sey. Neun von ihnen dreyzehn, die schwimmen konnten, sprangen in der Hitze ins Wasser, und kehreten sich weder an ihre Schwachheit, noch an das Rufen ihrer Cameraden, erreichten auch das Ufer glücklich. Sie nahmen sich nicht einmal die Zeit, einen Augenblick zu verschnauben, sondern liefen gerades Weges auf die Cocosbäume zu, und aßen sich satt. Hernach überlegeten sie, was weiter zu thun seyn möchte. Indem sie die Augen nach der See wandten, sahen sie ihre Cameraden winken, sie möchten an Bord kommen, weil sie die Schaluppe nicht länger erhalten könnten. Allein, die Brandung machte dieses Wagstück höchstgefährlich; und indem man sich auf einer Seite besann, wie man vom Lande weg, und auf der andern, wie man daran kommen wollte, so brach die Nacht ein, und überzog Land und See mit ihrem Schleyer.

Schouten. 1658.

Die in der Schaluppe erwarteten des Tages Anbruch mit äußerster Ungeduld. Endlich erfolgete er: allein, er zeigete ihnen weiter nichts, als daß sie von den Strömen verschlagen und an eine andere Küste geführet worden wären, wo sie kein Thal mehr sahen, wohl aber hohe Gebirge, schreckliche Wüsteneyen, dicke Wälder, ein steiles Ufer voll unzugänglicher Klippen. Doch als der Wind etwas nachgelassen hatte, kamen sie ohne große Schwierigkeit vor eine Oeffnung, daran ein Thal stieß. Hier stiegen sie aus, machten ihre Schaluppe nach Möglichkeit fest, und giengen in den Wald, wo sie die besten Baumblätter aussucheten und aßen. Weiter fanden sie in dieser Wildniß nicht das geringste, was zum Essen getauget hätte: gleichwohl bekamen sie davon so viel Kraft, daß sie ihre Cameraden aufzusuchen unternahmen. Zween blieben zur Verwahrung der Schaluppe zurück. Die übrigen giengen dem Ufer nach, in Hoffnung die in der vorigen Nacht verlorene angenehme Gegend wieder anzutreffen. Allein, ihre Reise wurde durch gähe Felsen, und einen tiefen Fluß, welcher sich einen Weg durch das Ufer in die See bahnete, unterbrochen. Diese Hinderniß nöthigte sie, wieder umzukehren. Sie giengen wieder zu

Schouten. 1658. Schiffe, ungeachtet sie kaum mehr die Kraft hatten, ihre Schaluppe flott zu machen. Indem sie nun durch die Brandung zu kommen sucheten, die sie beständig wieder zurück trieb: so wurde ihr Fahrzeug von einer Welle ergriffen, und mit solcher Gewalt an eine Klippe geschleudert, daß es daran in Stücke brach. Gegen dieses Unglück schien weder Rath noch Hülfe zu seyn. Sie wendeten sich voll herzbrechenden Jammers wieder nach dem Ufer, und hatten durch die ausgestandene Arbeit ihre wenige Kräfte vollends verloren. Schouten machet hiebey die christliche Anmerkung: „das Gebeth eines Christen kömmt nie unerhö„ret wieder zurück. Das Flehen eines Unglückseligen dringt bis in den obersten Him„mel. Der Allmächtige stärkete ihren Muth, und gab ihnen ins Herz, sie sollten gegen „Westen an der Küste fort gehen, nicht aber gegen Osten, wie zuvor, da sie ihre Came„raden aufsucheten.„ Sie wanderten den ganzen Tag fort, und hatten zur Linken die See, auf der rechten Seite öde Gebirge; doch fanden sie Kräuter, Wurzeln, und einige kleine Bäche mit frischem Wasser. Des Abends lagerten sie sich unter einigen Bäumen, und brachten die Nacht daselbst zu. Den folgenden Tag setzeten sie ihren Weg wieder einige Stunden lang fort, und erblickten sodann zween kleine Nachen am Ufer, worauf sie ohne Bedenken zugiengen. Unterweges wurden sie im Grase eines gebahneten Fußsteiges gewahr, dem sie folgeten, und auf selbigem zu einer Hütte kamen. In dieser wohnete ein alter indianischer Einsiedler, welchem der Anblick der europäischen Gestalten nicht sowohl Schrecken einjagete, als vielmehr Erstaunen verursachte. Sie verstunden ein wenig malayisch, erzähleten also ihr Unglück, und der Alte bezeugte großes Mitleiden darüber. Er theilete ihnen mit, was er hatte, nämlich geräucherte Fische, die er selbst gefangen hatte, und Reiß, den er mit seinen eigenen Händen bauete. Diese liebreiche Aufnahme erweckete bey ihnen die Lust, eine Zeitlang an diesem Orte zu verbleiben. Damit aber der gute Wille ihres Wirthes nicht etwa ein frühzeitiges Ende nehmen möchte, wenn sie ihm seinen Vorrath aufzehreten: so fuhren sie in den kleinen Nachen auf den Fischfang aus, waren auch sehr glücklich. Der Einsiedler lehrete sie allerley Vortheile, wie sie die wilden Ziegen, und andere Thiere auf dem Gebirge fangen sollten. Weil nun die Jagd nicht minder gut von statten gieng, als der Fischfang: so versorgeten sie ihren Wirth reichlich mit Lebensmitteln, und dieser ließ sie dagegen des Nachts in seiner Hütte schlafen. An diese Lebensart gewöhneten sie sich im Augenblicke. Sie durchstrichen das Gehölze und Gebüsche mit eben der Behendigkeit, als ein gebohrner Indianer; ja, ungeachtet sie mit der Zeit nicht nur zu Kräften gekommen waren, sondern auch eine gesunde Farbe und gutes Aussehen erlanget hatten, so sehneten sie sich doch von einem so ruhigen Orte, da sie beständig alles zu ihrem Unterhalte benöthigte fanden, im geringsten nicht weg.

Allein, dieses ruhige Leben wurde unvermuthet durch einen Haufen Strauchdiebe gestöret, die vom Rauben und Stehlen sich nähreten, im Gehölze und am Seestrande herumstrichen, und alles, was in ihre Hände fiel, ohne Gnade und Barmherzigkeit todt schlugen. Diese

e) Ihre Lebensart hat ihnen die Benennung der Landstreicher zuwege gebracht. Sie nehmen Amfion oder Opium zu sich, damit sie auf das Rauben und Morden desto hitziger werden. Der Verfasser meldet, sie übeten ihre Bosheiten nicht selten auch sogar in Städten aus. „Sobald das „Opium zu wirken beginnet, rufen sie Amoek, „Amoek, das ist, Schlag todt! und wer ihnen be„gegnet, dem suchen sie mit dem Säbel oder Dol„che eines zu versetzen. Schouten sah drey hin„richten,

Diese Bösewichter e) nun fielen die Hütte an; und weil sie von vier unbewehrten Leuten, die sie gleich für Europäer erkannten, keine Gegenwehr fanden, so wollten sie wissen, wie es mit ihrem Schiffbruche zugegangen sey, und was für Waaren sie gerettet hätten. Dergestalt erhielt ihre Einbildung, bey dieser Gelegenheit einige Beute zu machen, den Holländern das Leben, indem unterdessen die erste Wuth verrauchete. Der Einsiedler war mehr für seine Gäste, als für sich selbst besorget. Er fiel auf die Knie, hub die Hände gen Himmel, und stellete ihr erlittenes Unglück und ihre Armseligkeit dermaßen beweglich vor, daß er diese Unmenschen selbst zum Mitleiden bewegte. Anstatt ihre sonst gewöhnliche Grausamkeit auszuüben, erbothen sie sich, die vier Ausländer nach Japara, als der nähesten bewohnten Gegend zu führen, weil sehr oft holländische Schiffe dahin kämen. Dieses Anerbiethen schien den Holländern aufrichtig zu seyn: sie nahmen es also für bekannt an, danketen dem Einsiedler für seine bisherige Liebe, und traten die Reise mit ihren Wegweisern, den Buschklöpfern, durch Wüsteneyen und wilde Wälder an. Endlich kamen sie auf angenehme und wohlgebauete Ebenen, erreichten die Hauptstadt des Matarams, Kaisers dieser Insel, und kamen von da ohne Mühe in die holländische Niederlage zu Japara. Die dasigen Bewindhaber gaben den Straßenräubern eine Belohnung für ihre Mühe. Schouten sprach diese vier Matrosen zu Batavia, dahin man sie kurz vorher geschicket hatte: allein, von ihren übrigen Cameraden hat man seines Wissens niemals etwas erfahren f).

Schouten. 1658.

Weil nun, weder seine eigene, noch anderer Leute Abentheuer eine andere Wirkung bey dem Verfasser thaten, als seine Begierde zu reisen noch heftiger zu machen: so vernahm er mit großem Vergnügen, daß man zwey Schiffe ausrüstete, und sie unter Anführung des Wilhelm Reyerß auf Entdeckung neuer Länder an der äußersten Südsee ausschicken wollte. Beyde Schiffe wurden mit Vorrathe auf achtzehn Monate versorget, mit kostbaren Waaren beladen, und stark mit Mannschaft besetzet. Es giengen auch viele Freywillige mit, bloß in der Absicht, Ruhm zu erjagen. Schouten rang mit solchem Eifer nach der Vergünstigung, mit auf diese Reise zu gehen, daß er sich die wiederholte abschlägige Antwort im geringsten nicht abschrecken ließ, und endlich auf des Reyerß eigenen Befehl auf eine Flüte, der Schröter genannt, welche beyde Schiffe begleiten sollte, genommen wurde.

Lust des Verfassers zu Reisen.

Der

„richten, die ihre Wuth mitten in Batavia ausgelassen hatten. Man schnitt ihnen erstlich die „Brust weg: hernach wurden sie von unten auf „gerädert. Ungeachtet man nun durch dergleichen „schreckliche Hinrichtungen sie in Furcht setzen will, „so treiben sie ihren Unsinn dem ungeachtet sowohl „in Städten als auf dem Lande zum öftern.„ A. d. 40 S.

f) A. d. 51 und vorherg. S.

Schouten. 1659.

Der II Abschnitt.

Schoutens Reise nach Arrakan.

Nachricht von Japara. Der Verfasser kömmt in Gefahr. Gebirge Damahao. Wie die Holländer mit den indianischen Königen umgehen. Ursachen ihrer beständigen Kriege. Niederlage der Portugiesen. Schouten geht nach Arrakan. Elephant, ein schrecklicher Sturm. Stadt Oryentan. Die Sycken von Arrakan kommen auf das holländische Schiff. Ihre Gestalt. Zug der Holländer nach Arrakan. Demüthige Beugungen. Gestalt des Monarchen. Die Holländer besehen das Land. Der König läßt sich sehen. Wie es dabey zugeht. Arrakan wird in Schrecken gesetzet. Schach Susa nimmt seine Zuflucht dahin; wird wohl gehalten. Feuersbrunst einige Meilen lang. Schach Susa wird unsichtbar; wird entdecket und getödtet. Schouten besieht die Stadt Arrakan. Zustand der dasigen Portugiesen. Beschreibung der Hauptstadt.

Dieses kleine Geschwader gieng im März des 1659 Jahres von Batavia unter Segel, und nahm seinen Lauf nach Osten an dem hohen javanischen Gebirge vorbey, welches ganz mit Bäumen bewachsen ist. Am zehnten Tage warf es vor Japara Anker. Von dieser Stadt erlangete der Verfasser innerhalb wenigen Tagen eine bessere Kenntniß, als uns alle in gegenwärtiger Sammlung enthaltene Nachrichten bisher ertheilet haben.

Nachricht von Japara.

Als ihn der Anblick der Stadt und der umliegenden schönen Gegend ans Land gelocket hatte: so sah er, daß Japara absonderlich an der Seeseite, mit guten Mauern verwahret ist. Die Häuser sind von Kalche und Steinen aufgeführet. Sie wird von einem Flusse bewässert, der im Gebirge entspringt, und bey seinem Ergießen in die See einen sehr schönen Hafen machet. Die Straßen, die Wälle, die Marktplätze und die meisten Gebäude sind gleich der umliegenden Gegend mit schönen Bäumen und Obstgärten gezieret. Die Marktplätze setzeten Schouten in große Verwunderung, weil er Leute von allerley Nationen daselbst antraf, Perser, Araber, Guzuraten, Chinesen, von der Küste Coromandel, von Achem, Malayer, Peguaner, u. s. w. Man sah auch allerley ausländische Waaren, auch die europäischen nicht ausgenommen. Schöne Straßen giebt es wenige, weil die Häuser auf allen Seiten frey stehen, und einen weitläuftigen Hof um sich haben, folglich im geringsten nicht in einer gewissen Ordnung auf einander folgen, sondern einen rechten Irrgarten vorstellen. Dergestalt giebt es eine Menge winkelichte Gäßchen, welche die Eifersucht der Chinesen und Japarer den Ausländern sehr gefährlich machet. Die dasigen Weibespersonen sind über alle Maße verliebet, und verlieren alle Fassung, sobald sie nur ein Mannsbild, absonderlich aber einen Europäer bey ihrem Hause oder Garten gewahr werden. Will man ihrer Begierde kein Genüge thun: so sind sie im Stande, auf die heftigsten Entschließungen zu verfallen. Gleichwohl sind sie dermaßen häßlich und widerwärtig, daß einem Holländer mit ihrem geneigten Anerbiethen wenig gedienet ist, gesetzt auch, er hätte sonst Lust zu Ausschweifungen g).

Der Verfasser kömmt in Gefahr.

Weil die muhammedanische Lehre in Japara die Oberhand hat, so ist eine Moschee da, welche dem Schouten nicht sowohl wegen ihrer Schönheit, als wegen der außerordentlichen Strenge, damit man andere Glaubensgenossen von ihrer Annäherung abhält, merkwürdig vorkam. Denn sie dürfen nicht einmal den Hof, darinnen sie steht, betreten. Sie mögen Heiden oder Christen seyn, so stellen in einem solchen Falle die mohrischen

g) A. d. 53 S.

Priester eine Klage gegen sie an, und verlangen, man solle sie verbrennen, oder mit einer andern Todesstrafe belegen. Denn die Moschee wird für verunreiniget gehalten, und muß entweder ohne langen Verzug mit vielem Gepränge und öffentlichen Gebethen wieder gereiniget, oder auf den Grund abgebrennet werden. Schouten nun, der von diesem strengen Gebrauche nichts wußte, ließ sich nebst einigen anderen Holländern die Neugierigkeit treiben, in einem angenehmen Orte, daran die Thüre offen stund, einzutreten. Dieser Ort war zum Unglücke der Moschee-Hof, in welchem viele Bäume, und einige Gebäude zu Wohnungen für die mohrischen Priester, stunden. Die Moschee selbst umringete ein Canal, darinnen sich einige Weiber, ohne sonderliche Achtung für die Schamhaftigkeit, badeten. Zwar liefen sie davon, allein, das hinderte weder den Schouten noch seine Gefährten über die Brücke zu gehen, die mit einem halben Mannes hohen Geländer eingefasset war. Sie stunden bereits an der Thüre der Moschee, und hatten im Sinne, gar hinein zu gehen: allein im Augenblicke war ein Schwarm Javaner um sie her, die ihre Verwegenheit mit einer grausamen Rache zu bestrafen droheten. Die Kerl nahmen ihre Dolche zur Hand, die Holländer aber beym Kopfe, und thaten, als ob sie ihnen diesen Augenblick den Hals abschneiden würden. Schouten verstund nicht, was sie wollten, konnte auch nicht mit ihnen reden, wußte folglich keinen andern Rath, als daß er vor ihnen auf die Knie niederfiel. So viel er abnehmen konnte, waren sie unter einander nicht einig, sondern einige wollten die Uebelthat mit dem Leben abgestrafet wissen, die andern ließen sich erweichen. Endlich kamen einige Priester dazu, und stelleten dem tollen Haufen vor, die Moschee sey noch nicht entheiliget, weil die ausländischen Kerl den Fuß noch nicht hineingesetzet hätten, und übrigens müßte man ihrer Unwissenheit etwas zu gute halten. Schouten hielt es für ein Wunderwerk, daß er noch so davon kam, um so vielmehr, saget er, weil die Einwohner dieser Stadt den Holländern weit gehässiger und auf sie erbitterter sind, als irgend ein anderes Volk im ganzen Morgenlande. Sonst war nichts besonderes an dieser Moschee. Es war ein viereckiger Platz mit einem Predigtstuhle, und vielen herumstehenden Bänken. Aeußerlich war das Gebäude gleichfalls viereckicht, und wie ein Thurm aufgeführet, mit vier bis fünf Absätzen, einer über dem andern *h*). Schouten. 1659.

Als das holländische Geschwader wiederum unter Segel gegangen war: so bekam es bald darauf die Insel **Celebes** zu Gesichte. Man lief zwischen seiner südlichen Spitze und der Insel Salcyer durch, wornach man zu Anfange des Aprils das hohe Gebirge **Thamahoo**, dessen Gipfel von den Wolken bedecket wird, erblickete. Es steht auf der Insel **Bourro**, an welcher man südlich vorbey fahren mußte, um hernach durch die Straße zwischen ihr und der Insel **Anblau** zu laufen. Die Holländer brachten über drey Wochen damit zu, ehe sie vorbey kommen konnten, indem sie bald Windstille hatten, bald mit Wind und Strome kämpfen mußten. Weil nun das steile Ufer, und die unergründliche Tiefe das Ankerwerfen nicht erlaubeten: so konnten sie der Gewalt, die sie zurück trieb, nicht widerstehen. Endlich glückete es ihnen doch, und sie kamen unweit einer Schanze, welche die Holländer auf Anblau haben, in die Straße. Der dasige Befehlshaber kam nebst dem Könige der Insel an Bord, um dem Geschwaderobersten aufzuwarten. Man setzete ihm Arrack und eingemachten Ingwer vor. Allein, als der König die Augen auf das Eingemachte warf, hielt er es für Schweinfleisch, ließ das Stück, das er in der Hand hatte, fallen, Gebirge Thamahoo.

h) A. d. 59 u. 60 S.

Schouten. 1659.

fallen, that einen Satz zurück und rief: „O! Volk von Holland, warum beleidigest du „mich? Weißt du nicht, daß ich kein Speck esse?„ Ueber diese schöne Rede brachen alle Anwesenden in ein lautes Gelächter aus. „Unterdessen da der König wirklich in der „Meynung stund, man sey Willens, ihn zu verspotten, so suchete man ihn eines bessern zu „bereden. Der Schiffsschreiber nahm ihn bey der Hand, und sagete: König von Anblau „was fehlet euch? warum wollet ihr mit uns nicht vorlieb nehmen? Wir geben euch keinen, „Speck, noch sonst etwas, das euch eurer Gesetz verbiethet; versuchet es nur erst, und „trauet meinen Worten. Dieses Zureden besänftigte das Zaunkönigleim wieder; er „griff zu, und ließ sich das Eingemachte gut schmecken; nachgehends kam er über den „Arrack; und als ihm dieser in den Kopf stieg, wurde er lustig, tanzete und machte aller„ley Sprünge.„

Wie die Holländer mit den indianischen Königen umgehen.

Hat der Verfasser diese Erzählung beygebracht, um zu zeigen, wie gemein sich die Holländer mit den indianischen Königen machen, die mit ihnen im Bunde stehen: so sieht man nicht weniger aus anderen Berichten, die einen großen Theil seines Tagebuches ausmachen, wie gering sie die Könige halten, die sich dem Eigennutze der Gesellschaft widersetzen. Als hierauf die Bestimmung dieses Geschwaders durch neueingelaufene Befehle geändert wurde: so kam Schouten auf eine andere Flotte, womit man einige Inseln, welche die Holländer beleidiget hatten, zu Paaren trieb. Er nennet absonderlich **Goram**, **Sallowaki**, **Mannabocki**, **Cerambau** und den ostlichen Theil der großen Insel **Ceram**, wo die dreytausend Indianer, die im holländischen Solde stunden, sehr übel hauseten. Als dieses geschehen war: so dachten sie auf wichtigere Unternehmungen und beschlossen, die Insel Celebes zu erobern. Es glückete ihnen auch nach Wunsche damit. Wir übergehen dasjenige, was wir in Absicht auf die Beschreibung dieser Insel schon anderswo ausführlich genug beygebracht haben, dürfen aber doch dieses nicht unangemerket vorbeygehen lassen, daß Schouten diese Unternehmung der holländischen Gesellschaft keinesweges ihrem

Ursache ihrer beständigen Kriege.

Hasse gegen die Jesuiten zuschreibt, gleichwie Tavernier und andere Reisende thun *i*). Er saget: „Nie hat einiges Volk in der ganzen Welt solche Treulosigkeit und solch unmenschliches Verfah„ren gegen die Holländer ausgeübet, als die Macassaren, noch so oft Treu und Glauben gebro„chen. Die Erfahrung lehrete, wenn sie sich am allerfreundlichsten stelleten und die süßesten Wor„te gaben, daß sie sodann auf dem Sprunge stunden, eine neue Tücke auszulassen. Doch ist auch „wahr, daß sie auf Anhetzen der Portugiesen manches thaten, was sie von freyen Stücken schwerlich „würden gethan haben; denn dieselben nisteten sich unter dem Scheine, ihnen beyzuspringen, in „alle ihre festen Plätze ein, baueten neue, und gaben uns für Seeräuber und Spitzbubengesin„del aus, für zusammengelaufenes Lumpenvolk, das keinem Könige noch Fürsten unterthä„nig seyn wolle, sondern alles thue und vornehme, was ihm gelüste, das man aber leicht „ausrotten könne, wenn die Macassaren Hand anlegen wollten *k*).„ Man bekriegete folglich die Insel Celebes nur in der Absicht, sich an den Einwohnern selbst zu rächen, und an dieser Rache war der Gesellschaft um so vielmehr gelegen, weil sie mit dem Vortheile ihrer Handlung übereinstimmete. Eben so wenig meldet Schouten, als ob die Regierung zu Batavia gesuchet habe, der Insel in ihrem eigenen Busen Feinde zu erwecken, wohl aber gesteht er, man habe aus dieser Unternehmung lange Zeit ein Geheimniß gemachet, ja auch

i) Sie gaben ihnen Schuld, sie hätten ihre Gesandtschaft nach China fruchtlos gemachet. Man sehe oben den IX Theil.

auch sodann noch, als die Flotte bereits ausgelaufen war, ausgesprenget, sie gehe nach Solor und Timor, um die Portugiesen aus den kleinen Festungen, die sie daselbst besaßen, zu vertreiben *l)*. Die holländische Flotte bestund aus drey und dreyßig Segeln, nämlich zwey und zwanzig Kriegesschiffen, drey Galionen, und acht Schaluppen, und war bemannet mit tausend und zweyhundert Europäern, die in Compagnien, jede zu funfzig Mann eingetheilet waren, über dieses aber mit mehr als viertausend Schwarzen aus Amboina, Oomi und Nassalau. Schouten erzählet mit Verwunderung, wie angst es den Indianern auf einmal wurde, da sie vernahmen, es sey mit dieser Unternehmung auf die Macassaren, die sie für ungemein streitbar hielten, nicht aber auf Solor und Timor gemünzet, da sie eine Handvoll Feinde vor sich zu haben gedachten. „Sie stunden so „niedergeschlagen da, als wenn sie an den Galgen gehen sollten. Einer von ihren vornehmsten „Obersten, der mit den holländischen Stabesofficiren speisete, hatte kein Fleisch „essen wollen, weil er seinem Vorgeben nach, ein Gelübde gethan hatte, das erste, das er „essen wolle, solle das gebratene Gehirn und die Augen ihrer erlegten Feinde seyn. Allein, „er verstummete, als wenn er aufs Maul geschlagen wäre, sowohl als seine Cameraden, sobald „er hörete, man nehme den Weg nach Macassar; denn sie dachten alle miteinander, „man lieferte sie auf die Schlachtbank *m)*.„

Schouten. 1659.

Wir wollen, was diesen Krieg betrifft, von Schoutens Berichte weiter nichts, als die Umstände eines Gefechtes mit den Portugiesen beybringen, damit der Leser sie mit der bey Beschreibung der Insel Celebes angeführten Erzählung, zusammen halten könne, indem die Begebenheiten ihre rechte Deutlichkeit erst aus dem Berichte beyder Parteyen erhalten. „Den 10ten des Brachmonates im Jahre 1660 kamen wir, saget Schouten, mit „einbrechender Nacht, und beym Mondenscheine zu den Schiffen unserer Admirale, wel„che immer voraus gegangen waren. Als wir nun bey ihnen Anker geworfen hatten, so tha„ten sie uns zu wissen, was vorgegangen sey. Sie hatten in der Portugiesen Quartier sechs „Schiffe von dieser Nation, alle miteinander gar reich beladen, gefunden; und waren diese „Schiffe seit kurzem von Macao gekommen, wollten auch nächster Tagen wieder in die „See stechen und ihren Weg nach Goa fortsetzen. An diesem Fange war gar zu viel gele„gen, und durfte man ihn keinesweges entwischen lassen. Also beschloß man nun, man „wolle vor dem Pallaste des Königes von Macassar, ihm und allen seinen Hofschranzen „zum Trotze, ein Pröbchen von der holländischen Herzhaftigkeit zeigen, und den Portugie„sen keine Zeit geben, sich viel zu besinnen, um zu sehen, ob sie das behaupten könnten, was „sie so oft ausgesprenget hatten, nämlich daß die Holländer, nur Bärenhäuter und Lum„penhunde wären.„ Sobald der Tag zu scheinen anfing, giengen die beyden holländischen Admirale auf die portugiesische Flotte los, und schenketen ihr, statt des guten Morgens, ein Paar ganze Lagen. Die Portugiesen stunden ihres Ortes schon in Bereitschaft, wehreten sich auch im Anfange ganz gut, also daß nichts als Feuer und Flammen um die kämpfenden zu sehen war. Die ganze Stadt Macassar nebst dem Schlosse Sambupo erzitterte von dem Krachen des schweren Geschützes; und der König mußte zusehen, wie zween Holländer das Herz hatten, sechs Portugiesen vor seinen Augen in seinem Hafen und unter seinen Wällen anzugreifen. Der ganze Strand war mit einer unzähligen Menge Zuschauer

Niederlage der Portugiesen. 1660.

k) A. d. 120. S.
l) A. d. 121 und 126 S.
m) A. d. 132 S.

Schouten. 1660. schauer angefüllet, welche mit Verlangen erwarteten, auf welche Seite der Sieg sich neigen würde. Ehe man es sich versah: so sprang ein Fünkchen ins Pulver, und der portugiesische Admiral flog in die Luft.

Zwey andere Schiffe ergriff die Flamme ebenfalls; sie brannten bis aufs Wasser ab, und flogen zuletzt auf. Doch, das Volk half sich, theils mit Schwimmen, theils in kleinen Fahrzeugen glücklich davon. Zwey andere liefen auf den Strand, nur das sechste, Unser liebe Frau vom Aufhelfen, genannt, fiel den Holländern in die Hände. Es war mit Seidenzeugen, Sandelholze, und anderer chinesischer Waare beladen. Sie rüsteten es aus, und gaben ihm den Namen, holländisch Aufhelfen. Ihr Verlust betrug nicht mehr, als vier Mann: Verwundete aber hatten sie in größerer Anzahl. Wie viel die Portugiesen eingebüßet hatten, wußten sie nicht, obgleich leicht zu erachten war, es müßte Geschütz und Feuer manchen Mann in die andere Welt geschicket haben *n*).

Was Schouten von dem Angriffe auf die Stadt, und von dem übrigen Verlaufe des Krieges erzählet, das stimmet mit demjenigen, was auf der Portugiesen Zeugniß oben schon beygebracht worden ist, ganz gut überein. Ja, er verheelet nicht einmal die Grausamkeiten, welche seine Landesleute bey dieser Gelegenheit begiengen *o*). Macassar wurde bis auf den Grund abgebrannt, und die Portugiesen aus der Insel gejagt. Der darauf folgende Friede setzete zwar die holländische Gesellschaft in Besitz alles dessen, was die Portugiesen auf der Insel inne gehabt hatten, wurde aber noch eher, als Schouten, aus Indien nach Hause reisete, schon wieder gebrochen. Zwar bekamen die Insulaner allemal, so oft sie zum Gewehre griffen, Schläge: und vorißt leisten sie Gehorsam. Erwäget man aber ihre vorhergehende Erbitterung *p*): so möchte man vermuthen, es werde ihre Unterthänigkeit nicht viel länger währen, als ihnen die Holländer den Daumen auf das Auge drücken.

Schouten geht nach Arrakan. Als die Flotte nach Batavia zurück gekommen war: so bekam Schouten Befehl, auf dem vorigen Schiffe nach Arrakan abzugehen, welche Stadt, saget er, sechs hundert Meilen weit von der Hauptstadt des holländischen Indiens liegt. Diesen Befehl vernahm er, seiner natürlichen Neigung gemäß, mit Vergnügen. Den 12ten des Herbstmonates, gieng man unter Segel. Es fiel auf dem ganzen Wege, bis in den bengalischen Seebusen sonst nichts merkwürdiges vor, als daß ihm ein holländisches Schiff begegnete, welches die neuerfundene Insel Helena hatte auffsuchen sollen, aber unverrichteter Dinge zurück kam. Hingegen lernete Schouten bey dem Einlaufen in den Seebusen, den jährlichen Sturmwind kennen, der bey den Europäern so wohl, als bey den Indianern, der Ele-

Elephant, ein schrecklicher Sturm.

n) A. d. 134 S.

o) Unter andern sehr verhaßten Streichen, erzählet er auch, daß nach einem Gefechte, darinnen die Insulaner den Kürzern zogen, „einem holländischen Soldaten, der an nichts, als an Niederhauen gedachte, auch, wie Schouten saget, ohne „Zweifel ganz toll und von Sinnen war, ein macassarisches Weib in den Weg kam, das mit einem Kinde auf dem Arme entspringen wollte. Er „aber riß ihr das Kind weg, und erstach es ohne „Gnade. Aber das Weib wurde auch toll, war „nicht faul, sondern bekam einen Kries zur Hand, „welches Dolche sind auf dieser Insel, und stach „damit dem Kerl ins Herz, daß er todt über „den Haufen fiel. Im Huy war das Weib auch „erstochen. Das thaten andere Soldaten, die dazu kamen; denn fast keiner mehr wußte, was er „that.„ A. d. 243 S.

p) Schoutens Aufrichtigkeit leuchtet aus allen seinen Erzählungen hervor. „Die meineydigen „Schelme, saget er, brachen den Frieden gleichwohl, verübeten solche Untreue und Mordthaten, „wie sie vorher schon gegen unsere Nation ausgeübet hatten. Sie ermordeten viele von unsern „Leuten

Elephant heißt. Es ist ein erschrecklicher Sturmwind, der alle Jahre im Wein- und Wintermonate sich einstellet, und zuweilen an der arrakanischen Küste herab streicht, zuweilen an der Küste von Tanasseri, Pegu und Bengalen, oder auch an der Westküste von Orixa und Coromandel. Er wirket so erschrecklich, daß kein Anker dagegen hält, und wenn er ein Schiff auf offener See antrifft, so ist es meistentheils verloren *q*). Nach ausgestandener erstaunlichen Gefahr, kam Schouten glücklich in die Mündung des großen Stromes Arrakan, auf dem man ungefähr achtzehn Meilen aufwärts fahren mußte. Man warf also an der Insel **Butting** Anker, wo der Strom des Flusses sehr reißend war. Den folgenden Tag fuhr man weiter aufwärts, und sah dabey die schönste Gegend, Wälder, Städte, Schäfer und Schäferinnen mit ihren Heerden, und Berge, die bis an ihre Gipfel, ungeachtet selbige bis über die Wolken zu steigen schienen, über und über grüneten. Um der Ebbe auszuweichen, mußte man vor Anker legen; und den folgenden Tag fuhr man vor **Oryenton** vorbey, welche Stadt wegen ihrer Pagode berühmt ist, dahin ohne Unterlaß eine große Menge Pilgrimme aus allen Gegenden von Osten und Westen wallfahrten. Darauf hatte man auf beyden Seiten Reißfelder, mit Gärten, Obstbäumen, Gehölze und großen Dorfschaften untermischet. Gegen Abend legete man bey **Bandel**, einer ungemein volkreichen Stadt, vor Anker. Sie ist achtzehn Meilen von der See, und eine große Meile von der Hauptstadt entfernet, und die Holländer haben daselbst ihr Waarenlager. Der Fluß ist an diesem Orte so schmal, daß bey hoher Fluth seine Breite nicht mehr beträgt, als eine Schiffslänge.

Schouten. 1660.

Stadt Oryenton.

Dem Landesgebrauche zu Folge, mußte man den König begrüßen, weil man seiner Hauptstadt so nahe war, daß er die Stückschüsse sehr wohl vernehmen konnte. Kaum war die Sonne aufgegangen: so kamen **Sycken** und Staatsräthe, um in seinem Namen für diese Höflichkeit zu danken. Sie saßen in **Jelyassen**, oder königlichen Rudergaleeren, die mit vielen Flaggen, Wimpeln und Windspielen ausgezieret waren, und währender Fahrt erschalleten die Trompeten, Pfeifen und andere Spiele. Der vornehmste **Syck** stieg mit besonderer Ernsthaftigkeit an Bord, und hinter ihm folgeten viele andere vornehme Herren, die um einen Augenblick später in die Cajüte eintraten, als er. Ihr Gefolge bestund aus einem gewaltigen Schwarme Hofleute, Edelknaben, Secretarien, Stallmeister, Lackeyen und anderen Bedienten, davor man sich auf dem Schiffe kaum rühren konnte. Einige von diesen Leuten, die vielleicht weiter nichts, als Kammerdiener waren, sahen, daß eben dazumal, da sie ihren Herren unter dem halben Verdecke nachtraten, einige Holländer oben drauf stunden. Hierüber beschwereten sie sich, als ob es ihnen

Die Sycken von Arrakan kommen auf das holländische Schiff.

„Leuten, die sich aus dem Schiffbruche gerettet „hatten. Sie fielen unsere Schanzen an. Sie „nahmen uns Waaren weg. Sie schickten Flotten wider uns aus, ja eine bis nach Button, worauf sie zehntausend Mann Landsoldaten eingeschiffet hatten. Sie giengen uns im Jahre 1666 mit „unglaublichem Grimme zu Leibe, bis der Admiral „Cornelis Spelmann der Insel mit einer Seemacht von Batavia zu Hülfe kam, und einen „herrlichen Sieg erhielt. Als der König von Macassar sich nicht mehr wehren konnte: so bath er „wieder um Frieden, es nahm aber dieser Friede „eben so geschwind ein Ende, als alle vorigen. Im „Jahre 1669 verschwuren sich alle Bezirke der Insel zum Untergange der Holländer. Da wurde „eben dieser Spelman abermals gebraucht, das „Ungewitter zu vertreiben. Er that es auch, und „verübete solche Heldenthaten, daß man sie billig „in einem eigenen Buche beschreiben sollte. Endlich, beschließt Schouten, wurden die Macassaren „gänzlich bezwungen, und voritzt ist die große und „mächtige Insel Celebes der hochedeln Compagnie „von Indien unterthänig.„ A. d. 160. 161 S.

q) A. d. 163 S.

Schouten. 1660.

Seltsame Ehre.

nen zum Schimpfe gereichte. Sie frageten den Präsidenten des Waarenlagers, Worburg, warum man so schlechte Ehrerbiethung gegen sie trage? Dieser bath, sie möchten es nicht übel nehmen, weil die Leute noch fremd wären, und die Landesgebräuche nicht wüßten; damit kehrete er sich gegen die Holländer vom Schiffe, und sagete mit einem sehr ernsthaften Wesen: Freunde! tretet doch ein wenig auf die Seite, oder gehet gar herab; denn hier zu Lande ist es der Ehre zuwider, unter einem Verdecke wegzugehen, wenn jemand oben drauf steht r). Kein Volk in der Welt ist, wie Schouten saget, mehr auf das Großthun erpicht, als die Arrakaner. Die vornehmen Herren waren meistentheils schon bey Jahren, dick und stark, ansehnlich, und zogen sich Ehrerbiethung zu: allein, ihr ganzes Wesen, ihr Gang und alles, was sie redeten, verrieth einen übermäßigen Stolz. Sie haben eine ziemlich braune Farbe, sind aber doch nicht so gar schwarz, wie andere asiatische Völker. Sie waren nicht nur prächtig bekleidet, sondern es gaben auch ihre Kleider einen sehr angenehmen Geruch von sich. Der holländische Schiffshauptmann nahm das Schreiben, das ihm der Statthalter zu Batavia an den König mitgegeben hatte, und gab es dem Worburg in die Hände, der es dem dasigen Landesgebrauche zu Folge in die Höhe hielt, und dergestalt als ein Merkmaal des fortwährenden Bündnisses zwischen beyden Nationen, einen jedweden sehen ließ. Darauf beschenkete man die Großen, imgleichen die vornehmsten von ihrem Gefolge, mit Pfeffer, Nelken, Maiz, Muscatennüssen, Zimmet, und einem großen vergoldeten Spiegel, welches alles ihnen ungemein wohlgefiel. Jedweder raffete seinen Antheil, nach des Verfassers Worten, mit eben der Begierigkeit zusammen, mit welcher die Ameisen ein Getreydekörnchen anpacken. Sie waren so froh, daß sie aller stolzen Gebärden darüber vergaßen, und in der Entzückung allerley Stellungen machten, die mit der abgemessenen Ernsthaftigkeit, damit sie ankamen, gar nicht übereinstimmeten. Die Geschenke wurden über Hals und Kopf in die Jelyassen getragen, und voritzt bekümmerte man sich wenig darum, ob jemand auf dem halben Verdecke herum gehe, oder nicht? Allein, als es dazu kam, daß das Schreiben in das Waarenlager gebracht werden sollte, woselbst es bis zum Gehörtage verwahret werden mußte: so suchten sie das hohe Wesen wiederum hervor. Damit nun das Schreiben nicht unter den Verdecken fortgebracht werden durfte: so ergriff man das scharfsinnige Mittel, und reichte es einigen Befehlshabern, die in einer Barke darauf warteten, zum Schiffe hinaus. Am Ufer stunden einige kostbar angeschirrete Elephanten, um die Großen nach dem Lagerhause zu bringen, von wannen sie hernach ihren Weg nach Arrakan zu Lande fortsetzeten.

Zug der Holländer nach Arrakan.

So bald die Holländer zum Gehöre abgefordert wurden: so giengen sie in folgender Ordnung, die man ihnen auf das schärfste einband, von Bandel ab. Voran zog der Kutual, oder Oberrichter besagter Stadt, auf einem Elephanten, und war mit weißem Cattune bekleidet. Um ihn giengen die Häscher, seine Bedienten und Leibeigenen, sämmtlich barfuß, und zwar auf einem Damme voll spitziger Kiesel, und auf einem steinichten Boden. Nach ihm erschien der Roos, oder Unterrichter, in gleichem Gewande und Aufzuge. Die Spielleute waren auf die Flügel vertheilet, und ließen sich den ganzen Weg über hören. Die Holländer zogen mit ihren Geschenken in einem besondern Haufen. Es bestunden selbige in allerley japanischer, lackirter Arbeit, in Spiegeln, Stücken Scharlach, und in Gewürze. Worburg saß auf einem großen Elephanten, und hatte in der einen

r) A. d. 168 S.

einen Hand das Schreiben an den König, das er zum öftern in die Höhe hielt, damit es jedermann sehen konnte. Rings um ihn giengen viele Hoftrabanten, imgleichen die holländischen Matrosen, um das Volk bey Seite zu schaffen. Auf ihn folgete Mooker, der Hauptmann des Schiffes, und Dirk Fracy, der Buchhalter vom Lagerhause, alle beyde auf einem einzigen Elephanten, den Beschluß machten einige holländische Musketierer, welche zuweilen Salve gaben. In diesem seltsamen Aufzuge zogen sie durch die Stadt Arrakan, bis an das Thor des Pallastes. Hier aber mußte der Präsident, der Hauptmann und der Buchhalter von ihren Elephanten absteigen. Sie giengen durch viele große Thore und andere Orte, bis an den Verhörsaal, wo ihnen der Kutual andeutete, es laufe ihrer schuldigen Ehrerbiethung gegen den König zuwider, in Schuhen hinein zu gehen. Sie ließen demnach die Schuhe vor der Thüre stehen. In dem Saale saßen eine große Anzahl Sycken und andere Großen auf kostbaren Teppichen, mit geschränkten Beinen, und herrlich gekleidet Die Holländer mußten sich bücken, oder vielmehr zweyfach zusammen krümmen, das Gesicht bis zur Erde neigen, und zugleich beyde Hände an einander gelegt vor die Stirne halten. Diese demüthigen Beugungen wurden zum öftern wiederholet. Endlich kam der König aus seinem geheimen Zimmer heraus. Jedermann hielt hierauf beyde Hände vor die Stirne, und neigete den Kopf, um damit anzuzeigen, man wäre nicht werth, die königliche Majestät zu beschauen. Weil es den Holländern gewaltig sauer ankam, ohne Unterlaß in dieser Stellung zu bleiben: so recketen sie die Köpfe ein wenig empor: allein, es gaben einige Kammerdiener genaue Achtung drauf, und nöthigten sie, den Kopf ohne Verzug niederzuschlagen. Das Schreiben nebst dem Geschenke ward von einem Dollmetscher angenommen, und einem andern Hofbedienten eingehändiget; dagegen er den Holländern in des Königes Namen einige höfliche Worte sagete. Hierauf erschienen die Gegengeschenke, damit sie der König begnadigte. Die für den Statthalter zu Batavia erschienen zuerst, und wurden den drey Holländern auf die gebückten Köpfe geleget, ohne daß sie sich die Ehre nehmen durften, sich darnach umzusehen. Es waren vier Stückchen grober Cattun, wie er da zu Lande verfertiget wird, und mit genauer Noth drey Reichsthaler werth. Noch legete man ihnen vier andere Stücke für sie selbst, auf die Köpfe, wogegen sie zur Danksagung eine Menge Beugungen machen mußten.

Schouten. 1660.

Sie kommen nach dem Pallaste.

Demüthige Beugungen.

Doch mochte man auf sie Acht geben, so genau als man wollte: so schieleten sie dennoch zuweilen mit halbem Auge auf den arrakanischen Beherrscher. Er schien etwa achtzehn Jahre alt zu seyn, stark, hatte schon einen Ansatz zur Dicke, und eine weiße Farbe. Er trug Armbänder, Ohrringe, und ein goldenes Halsband mit einer Menge Diamanten und andern Juwelen besetzt. Als er die Holländer zur Genüge betrachtet hatte: so gieng er wieder in das Zimmer hinein, daraus er gekommen war, und nach seinem Abtritte durften die Holländer ihre Häupter wiederum aufrichten. Bey dem Aufstehen waren sie von der gezwungenen Stellung halb lahm, und vermochten sich kaum auf den Beinen zu halten. Ja sie empfanden noch immer Schmerzen, da sie schon am Borde waren, und mußten den Schiffsbarbier gebrauchen r).

Gestalt des Monarchen.

Sie hatten diese Reise gethan, um Reiß und Sclaven einzukaufen. Weil aber der Reiß noch auf dem Felde stund, folglich sie seine Zeitigung abwarten mußten: so vertrieben sie sich die Zeit mit Besichtigung einiger Bezirke dieses Königreiches. Worburg lieh ihnen sein Lakno, welches eine Art von Galeere mit vierzig Ruderknechten ist; aus selbiger

Die Holländer besehen das Land.

r) A. d. 183 u. vorhergeh. S.

Schouten. 1660. selbiger konnten sie das Land beschauen, ob sie gleich zuweilen auch ausstiegen, und tiefer hinein giengen. Von einem rechter Hand bey Bandel liegenden Berge, konnten sie Arrakan und die vergoldeten Dächer der dasigen Palläste sehen. Auf der andern Seite hatten sie die Aussicht in eine ungemein große Ebene, darinnen man Flecken, Dörfer und die anmuthigste Gegend von der Welt erblickete. Das Land wird von unzähligen Bächen bewässert, welche mitten in den lustigen Auen, viele und meistentheils viereckichte Teiche von funfzig, sechzig bis hundert Ruthen im Umkreise machen. Man rühmet, wie gesund diese Wasser für Menschen und Thiere seyn sollen. Die Holländer machten die Probe zum östern damit. Sie sahen viele gewaltig große Ställe, in welchen achtzehn, zwanzig bis fünf und zwanzig Elephanten stunden. So oft sie ans Land stiegen, setzete sie nicht nur seine Fruchtbarkeit und ungemeine Anmuth, sondern auch die Menge der Einwohner, welche Schouten erstaunlich benennet, in Verwunderung, und zweifelt er für seine Person, ob noch ein dergleichen volkreiches Land in der Welt seyn möge.

Der König läßt sich sehen. Alle fünf Jahre kömmt der König aus seinem Pallaste zum Vorscheine, und läßt sich öffentlich sehen. Bloß an diesem Tage, welcher gemeiniglich der 15te des Christmonates ist, hat man die Erlaubniß, ihn anzusehen, wenigstens doch genießt sie zu anderer Zeit sonst niemand, als die vornehmsten Staatsbedienten, weil sie es unmöglich anders machen können, da sie nothwendiger Weise oft um ihren Herrn seyn müssen. Bey Schoutens Ankunft ins Land, war diese Feyerlichkeit durch eigene Bothen im ganzen Königreiche kund gemachet, und zugleich befohlen worden, es sollten sich alle Unterthanen sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, von achtzehn bis sechzig Jahren, bey Vermeidung vier Groschen Strafe, in der Hauptstadt einfinden und den König sehen, welches, wie Schouten bemerket, ein artiger Fund ist, in einem so volkreichen Lande ungeheuere Summen einzutreiben. Denn, saget er, es begiebt sich nicht der zehnte Theil der Einwohner auf die Reise, weil die Strafe so gering ist, daß sie sich nichts daraus machen. Nichts destoweniger locket die bloße Neugierigkeit und die Lust, ein so prächtiges Fest anzusehen, allemal eine unzählige Menge herbey. Schouten beschreibt den ganzen Vorgang als ein Augenzeuge.

Wie es dabey zugeht. Als der bestimmte Tag anbrach: so waren schon mit dem frühesten Morgen alle in der Nähe des Pallastes befindliche große Plätze mit Gerüsten, Stufenbühnen, und Anstalten zum Feuerwerke angefüllet. Die Hauptstraßen waren sorgfältig gekehret, und meistens mit Geländern eingefasset. Hin und wieder in abgemessener Weite, waren viele Trabanten und Soldaten gestellet, um den Pöbel in Schranken und guter Ordnung zu erhalten. Der König kam unter dem Schalle der Trommeln, Trompeten und Pfeifen auf einem mittelmäßigen Elephanten zum Vorscheine. Er war ungemein prächtig bekleidet, und trug einen kostbaren Bund, mit einer Krone von unschätzbarem Werthe auf dem Haupte. Er saß mit geschränkten Beinen auf seinem Thiere. Auf dem Halse desselbigen saß ein vornehmer Herr, der es regierete. Das Angeschirr war mit Golde und Perlen gesticket. Ueber dem Haupte des Monarchen hielten einige Große, etwas einem Himmel, oder

t) Ich glaube nicht, saget Schouten, „daß jemals an einigem Orte in der Welt so kostbarer „Hoffarth mit trefflichen Edelgesteinen, dazu mit „großem Reichthume an Gold, Silber, Perlen, „und allerley zierlichen Geschmucke und herrlichen „Gewande, Seidengewirke und Stickerey getrieben „wurde. So war auch das Gewehr nicht weniger „hoch gezieret, als die andere Aufputzung der Menschen und der Elephanten; und daß ichs kurz heraus sage, so vermag kein Mensch mehr zu erdenken,

oder Sonnenschirme ähnliches. Rings um ihn gieng eine große Anzahl der vornehmsten Beamten im Königreiche, nebst der Leibwache, sämmtlich zu Fuße. Kaum war er mitten unter einer Menge Spielleute vorbey gezogen: so erschien der vornehmste Herr am Hofe, auf einem andern Elephanten, und mit seinem eigenen Hofstaate umgeben. Nach ihm kamen die übrigen Sycken, nach dem Range ihrer Geburt oder Würde, in großer Pracht und Herrlichkeit, jedweder auf einem Elephanten. Es verstrich viel Zeit darüber, bis dieses zahlreiche Gefolge sich in Ordnung stellete, und den Zug aus dem Schlosse und Pallaste antrat. Den Beschluß machten die Talapoinen und Spielleute *t*). Schouten. 1660.

Dergestalt durchzog der arrakanische Beherrscher die Hauptstraßen sämmtlicher Stadtviertel, imgleichen die Marktplätze und Spaziergänge. Als er zurück kam: so hielt er vor dem Schlosse auf einer ungemein räumlichen Ebene still, dabey seine Leibwache einen dicken Kreis um ihn schloß. Außerhalb des Kreises stunden die Zuschauer. Hier legeten sie die Huldigung ab, indem dieses vermöge der eingeführten Gewohnheit alle fünf Jahre geschehen muß. Mitten unter dem Freudengeschreye des Volkes, und dem Schalle der Musik, ließen sich die Stücke, Böller und das kleine Gewehr mit schrecklichem Gekrache hören, dabey das Feuerwerk zugleich abgebrannt wurde. In diesem letztern Stücke thut es kein morgenländisches Volk den Arrakanern an Erfindungen zuvor. Gegen Abend wurden Schauspiele aufgeführet; es wurde getanzet, Musik gemachet, und das Fest damit beschlossen. Der König wartete das Ende nicht ab, sondern begab sich in seinen Pallast zurück, und den folgenden Tag bekamen alle Zuschauer Befehl, wieder nach Hause zu gehen. Eid der Treue.

Indem die Nation noch mit dem Angedenken dieser Lustbarkeit beschäfftiget war: so zog sich auf der Westseite ein Ungewitter auf, das große Bestürzung erweckete. Schach Susa, der einzige Sohn des Schach Jean, welcher den Waffen seines Bruders Aurengzeb entgangen war, wurde durch das siegreiche Heer des Emir-Jemla genöthiget, aus Bengalen zu entfliehen, und sich in den Schutz irgend eines mächtigen Herrn zu begeben. Er war anfänglich Willens gewesen, zu Daca, einem an der östlichen Gränze des Landes, daraus er entweichen wollte, gelegenen Platze in ein Schiff zu treten, und nach Mocka im rothen Meere zu segeln, und den König von Persien um seinen Schutz anzuflehen. Allein, weil er kein Schiff zu Daca antraf: so trieb ihn die Furcht, in seines Bruders Gewalt zu gerathen, so weit, daß er seinen Weg nach dem Königreiche Arrakan, mit welchem die Bengalen dazumal Krieg führeten, zu nehmen beschloß. Aus dieser Entschließung läßt es sich zur Gnüge abnehmen, in welcher Angst er gewesen seyn müsse. Schouten war damals zu Bandel, und ein Zeuge der letzten Begebenheiten dieses unglückseligen Prinzen. Bey dieser Gelegenheit erzählet er die Geschichte des Aureng Zebs und des ganzen kaiserlichen Hauses von Indostan. Weil er aber nicht mehr beybringt, als Bernier und andere Reisende; so wählen wir aus seinem Berichte nur einige wenig bekannte Umstände, welche den Schach Susa betreffen, und vor Schoutens Augen vorgiengen. Dieser Arrakan wird in Schrecken gesetzet. Schach Susa nimmt seine Zuflucht dahin

„ken, als an diesem Ehrentage an Reichthum, „Pracht und Herrlichkeit zu sehen war. Nie hat „einer so viel Fahnen, Panniere und Sonnenschirme gesehen, von kunstreichem Gemächte und theuren Zeugen. Auch hat nie einer so vielerley Gestalt und seltsame Weise der Gewand, schönen „Aufputz und Zierrathen gesehen, als er hier gegenwärtig vor Augen hatte.„ A. d. 193 S.

u) A. d. 130 S.

Schouten. 1661.

Dieser unglückliche Prinz kam mit seiner ganzen Familie und fünf hundert seiner getreuesten Unterthanen an die Gränze des Königreiches Arrakan. Auf die erste Nachricht von ihrem Daseyn, ließ ihnen der König sagen: sie sollten stille halten, und die Ursache anzeigen, warum sie mit gewaffneter Hand in seine Lande kämen? „Schach Susa gab zur „Antwort: er sey der Prinz von Bengalen, der einem unbarmherzigen Ueberwinder „zu entgehen suche, und den König von Arrakan fußfällig um seinen Schutz anflehe; er „bereue es von Herzen, daß er ihn ehemals beleidiget und bekrieget habe: allein, dieser vorgegangenen Zwistigkeit ungeachtet, setze er doch ein so großes Vertrauen in seine Großmuth, daß er sich lieber freywillig in seine Hände liefern, als in seines Bruders Gewalt „fallen wolle. Er gäbe sich völlig in seine Willkühr, und stelle ihm frey, was er mit ihm „und allem, was er bey sich habe, vorzunehmen belieben werde. Gleichwohl hoffe er, ein „so großer Monarch werde das Unglück eines Mannes von seinem Stande zu Herzen nehmen, und Mitleiden mit seinem Zustande tragen.„

Wird wohl gehalten.

Der König von Arrakan und sein ganzer Hof trugen nicht das geringste Bedenken, den flüchtigen Prinzen in Schutz zu nehmen. Man empfing ihn in der Hauptstadt mit aller Ehrenbezeugung. Allein, diese günstige Neigung war von kurzer Dauer, und man nahm das gute Versprechen, darauf er sich verlassen hatte, sehr geschwind zurück. Man hatte aus einer großmüthigen Regung den angebohrnen Haß gegen die Bengalen zwar eine Zeitlang auf die Seite gesetzet: allein, er lebete bey dem Anblicke derer Schätze, welche der Prinz bey sich hatte, geschwind wieder auf. Das Mitleiden gegen sein Unglück verwandelte sich in Misgunst. Zwar suchete man diese niederträchtigen Gedanken so lange zu verbergen, bis man sie bey guter Gelegenheit auslassen könnte. Allein, Schach Susa merkete wohl, was vorgieng, und erachtete die Flucht zu Rettung seines Lebens abermal für nöthig. Weil er nun mit großer Vorsichtigkeit zu Werke gehen mußte: so ließ er dem Könige vorstellen, die Luft zu Arrakan wolle ihm nicht wohl bekommen, und müsse er, um seine Gesundheit wieder zu erhalten, eine Zeitlang auf dem Lande leben. Diese Vergünstigung konnte man ihm nicht abschlagen. Seine Absicht war, er wolle seine Bengalen nach und nach auf unterschiedlichen Wegen an die Gränze abgehen lassen, bey der ersten vortheilhaften Gelegenheit mit seiner Familie selbst nachkommen, und sich in das Peguanische retten. Er schickete anfänglich ungefähr achtzig fort. Allein, ungeachtet sie es auf das beste anstelleten, seinem Befehle nachzuleben, so erweckete doch ihre Vereinigung einen Verdacht. Man fragete, wohin sie wollten? Ihre Antwort war, sie wären Unterthanen des Schach Susa, der ihnen eine wichtige Verrichtung aufgetragen hätte, und bäthen sie, man möchte sie nicht aufhalten. Man erboth sich dazu, wenn sie das Gewehr ablegen wollten. Doch dieses schien ihnen unerträglicher, als der Tod selbst, zu seyn; sie suchten sich also den Weg mit Gewalt zu öffnen, fochten als verzweifelte Leute, und thaten Wunderdinge. Sie hielten einer großen Anzahl Feinde lange Zeit die Wage: endlich aber wußten sie kein anderes Mittel mehr, sich zu retten, als daß sie die Häuser in Brand stecketen. Indem nun eben damals ein heftiger Ostwind blies, und die Häuser in dieser Gegend, da das ganze Land einer großen Stadt gleicht, ziemlich nahe beysammen stunden, über dieses auch das darein verbauete Holzwerk ganz dürr war, und leicht Feuer fing, so griff die Flamme mit solcher Heftigkeit um sich, daß in wenigen Stunden alle unter dem Winde befindliche Gebäude, bis an den Fluß, in der Asche lagen. Hier lief das Feuer am Ufer fort, bis an das holländische Schiff, das den Strom weiter herab gerücket war, und bey Oryenton

ton vor Anker lag. Kaum konnte das Volk die Ankertauen geschwind genug kappen, und sich vom Strande entfernen. Endlich legete sich die Flamme, nachdem sie einen Strich von einigen Meilen durchgelaufen war, und eine Reihe von mehr als tausend Häusern verzehret hatte. Doch dieser verzweifelte Streich schaffete den Bengalen am Ende wenig Vortheil. Die meisten wurden niedergehauen, und diese kamen noch am besten weg. Denn alle, die man erwischte, wurden gespießet, und lebendig am Pfahle verbrannt x).

Schouten. 1661.

Feuersbrunst einige Meilen lang.

Ungeachtet nun Schach Susa über den Tod seiner getreuen Diener äußerst betrübt war, so dachte er doch ohne Unterlaß auf neue Mittel, sich aus seiner gefährlichen Knechtschaft zu retten. Er schickte noch einige Bengalen aus, mit Befehl, ihm einen Ort im Lande selbst auszumachen, da er sich unbekannter Weise aufhalten könnte, es möchte nun im Gebirge, oder in einer vom Hofe weit entferneten Landschaft seyn. Dieses Mittel gelang. Auf einmal war er weg, und die Vornehmsten von seinem Gefolge ebenfalls. Seine Kostbarkeiten hatte er nicht weniger in Sicherheit gebracht; so vorsichtig war alles veranstaltet.

Schach Susa wird unsichtbar.

Zu gleicher Zeit lief Nachricht ein, **Emir Jemla** sey Willens, ihn überall aufzusuchen, und stehe mit einem starken zahlreichen Heere schon bey der Stadt **Diange**, an der arrakanischen Gränze. Hierüber gerieth der Hof und das ganze Land in äußerste Bestürzung. Die Holländer selbst giengen unter sich zu Rathe, was bey diesen Umständen zu thun wäre? Einige stimmeten auf eine unverzügliche Flucht; andere meyneten, man müsse erst sehen, wo es hinaus wollte, und diese letztere Meynung behielt die Oberhand. Der König befahl, das nöthige Volk zu seiner Vertheidigung aufzubringen, worauf in weniger Zeit zwey starke Heere gegen Diange anrückten. Diese Geschwindigkeit verursachete, daß Emir Jemla an seinem Orte gemach that, und keine Lust hatte, sich weit in ein Land voll Flüsse und Gräben zu wagen. Seine wichtigsten Feindseligkeiten bestunden also nur darinnen, daß er einige Dörfer ausplünderte oder wegbrannte, indem er beyde arrakanische Heere auf diese Weise dahin zu bringen vermeynete, daß sie sich vereinigen, und eine Hauptschlacht wagen sollten.

Sein Bruder verfolget ihn.

Unterdessen suchte der König von Arrakan alle Mittel hervor, den Aufenthalt des bengalischen Prinzen zu erforschen. Alle Gränzwachten bekamen Befehl, keinen Mohren ohne einen vom Könige eigenhändig unterschriebenen Paß durchzulassen. Auf die Holländer gab man mit solcher Strenge Achtung, daß nicht nur kein einziger Mohr noch Landeseingebohrner ihr Schiff unter dem gewöhnlichen Vorwande der Handlung besuchen durfte, sondern auch die kleinesten Nachen, welche diesen Weg nahmen, auf das genaueste ausgesuchet wurden. Unterdessen zeigete es sich mit der Zeit, wie ungegründet der Verdacht gewesen, als ob sie vorgehabt hätten, dem Prinzen nach Batavia fortzuhelfen. Denn zuletzt wurde er entdecket und nach Arrakan gebracht, wo der König seine Entweichung zum Vorwande gebrauchte, ihm das Leben zu nehmen. Ein gleiches wiederfuhr seinen Leuten, die man gefangen bekam. Seine Schätze fielen in die Hände des Königes, ausgenommen was etwa die Soldaten, die ihn gefangen nahmen, oder die arrakanischen Unterthanen, die ihm zur Flucht beförderlich gewesen waren, untergeschlagen hatten. Schouten versichert, es hätten die Holländer, welche im folgenden Jahre wieder nach dem Lagerhause

Wird entdecket und getödtet.

x) A. d. 234 S.

Schouten. 1662. zu Bandel abgiengen, viele kostbare Stücke mitgebracht, die sie allerley Personen, die ihren Werth nicht verstunden, abgekauft hatten *y*).

Schouten besieht die Stadt Arrakan.

Diese traurigen Begebenheiten ereigneten sich zu Ende des 1662 Jahres. Bald darauf bekam Schouten Lust, die Stadt Arrakan, nebst der umliegenden Gegend noch einmal zu besehen, und bestieg zu diesem Ende, nebst einigen Schiffsofficieren, den Lakno des Verburgs. Zuerst fuhren sie zwischen zween sehr hohen Felsen durch, welche das Ansehen hatten, als ob sie, um dem Strome einen Weg zu verschaffen, ausdrücklich von einander abgesondert worden wären, und auf beyden Seiten gleichsam einen Wall vorstelleten. Bald hernach kamen sie in die Stadt, fuhren von einem Ende zum andern durch, ohne ihre Ruderer inne halten zu lassen, und rückten mit Hülfe der Fluth sehr geschwind fort, bis sie den zwo Meilen davon gelegenen Wohnplatz der portugiesischen Christen erreichten. Die Portugiesen von dieser Pflanzstadt dieneten damals dem Könige von Arrakan in seinen Kriegen, gegen Bengalen, Siam und Pegu. Die meisten waren Hauptleute über Jelyassen, bekamen auch vom Hofe eine Besoldung, die ihnen ein ehrliches Auskommen verschaffete. Schouten saget nicht, weder wie groß ihre Anzahl war, noch was für ein Zufall sie hieher gebracht hatte, beschreibt aber ihre Wohnung und übrige Umstände als ungemein vortheilhaft. Sie wohneten, saget er, in einem sehr wohlgebaueten Flecken, mitten in einer fruchtbaren Ebene, am Strome, und konnten ihren Gottesdienst ohne alle Hinderniß ausüben. Einige hatten portugiesische Weiber, andere hatten zwar Heidinnen geheirathet; solche aber nachgehends dahin gebracht, daß sie sich taufen ließen. Sie lebeten sehr vergnügt. Die vom Könige Sold bekamen, stunden damals im Felde. Die übrigen begegneten den Holländern mit großer Freundlichkeit. Schouten machet bey dieser Gelegenheit die Anmerkung, es hätten alle Christen, wenn sie in diesen weitentlegenen Gegenden zusammen kämen, des Unterschiedes in ihren Glaubenssätzen ungeachtet, dennoch weit mehr Zutrauen und Liebe gegen einander, als gegen Heiden, es sey denn, daß diese Neigung durch irgend eine besondere Zwistigkeit unterbrochen werde.

Zustand der dasigen Portugiesen.

Beschreibung der Hauptstadt.

Im Rückwege gingen die Holländer zu Fuße, durch ein großes Thor, das auf einer felsigten Anhöhe stund, in die Stadt. Die Mauern sind ziemlich hoch und von Steinen gebauet. Ueber dieses aber ist Arrakan deswegen fest, weil es auf beyden Seiten steile Felsen hat, welche den Zugang sehr beschwerlich machen. Schouten sah viele Gassen mit Kramläden angefüllet, imgleichen einige schöne Marktplätze, die nach dem Pallaste führen. Doch bewunderte er nichts so sehr, als die Menge Volkes, die man überall antraf. Die Holländer hatten einen Schreiber des Kutuals von Bandel, zu ihrem Anführer bey sich, indem es ihnen sonst nicht erlaubt gewesen wäre, in die Stadt zu gehen. Dieser zeigte ihnen eine Seite von der Festung, darinnen der königliche Pallast steht. Die Zimmer des Königes und seiner Weiber kannte man an den vergoldeten und weit über die andern emporragenden Dächern, schon von weitem. Die Stadt Arrakan ist ungefähr so groß, als Amsterdam. Rings herum liegen die Vorstädte, und erstrecken sich auf einige Meilen weit. Schouten wiederholet zum öftern, er habe nie eine Stadt gesehen, da die Häuser so enge beysammen stünden, und so stark mit Leuten angefüllet wären. „Es läßt eben, saget er, als wenn die Häuser der Reichen und Armen alle auf ei„nen

y) A. d. 237 und vorherg.

„nen Klump über einander stünden: nur sind die meisten theils so niedrig, daß sie sich „zu dem gewöhnlichen Großthun der Einwohner nicht sonderlich schicken. Denn sie wa„ren weder in der Stadt noch in den Vorstädten, noch anderswo, so weit ich in diesem Lande „war, über vier, fünf bis sechs Schuhe hoch. Die meisten sind von Gabbagablas, „Palmästen, Rohre und Cocosblättern aufgeführet. Doch haben sie viele Fenster und „artige Zimmer, welche letztere sehr geschickt angeordnet sind, also daß man sehr bequem „aus einem in das andere kommen kann; dagegen findet man weder Heerd noch Boden, „noch Keller in einem solchen Hause. Die Weiber kochen ihr Essen in irrdenen Töpfen, „außen vor den Gemächern unter kleinen Vordächern gleich an der Thüre. Man schläft „auf Teppichen und Matten, und verwahret sich gegen die Kälte bloß mit einem Stücke „Leinewand oder Cattun. Die größte Schönheit des Landes besteht in der anmuthigen „Beschaffenheit der Gegend. Wälder, Felder und Gärten grünen das ganze Jahr über, „ungeachtet der Winter vom April bis in den Weinmonat anhält, und es zu solcher Zeit „heftig regnet und stürmet. Auf dieses unfreundliche Wetter folget ein höchst anmuthi„ges, in welchem man die Früchte der Erde einsammelt, indem der Boden alles, was „zum menschlichen Leben dienet, im Ueberflusse hervor bringt *a*). Schouten. 1662.

Der III Abschnitt.

Begebenheiten der Holländer in China.

Formosa ist verloren. Man rüstet eine Flotte aus. Erzählung der ganzen Begebenheit. Vorbedeutungen dieses Unglücks. Die Holländer werden vom Coxinga angegriffen. Beyspiel väterlicher Liebe. Ein holländisches Schiff fliegt auf. Unmenschlichkeit des Coxinga. Die Holländer im Fort Zeland wehren sich. Ankunft einer Flotte. Andere Unglücksfälle der Holländer. Untreue einiger von ihren Leuten. Unmenschlichkeit der Chinesen. Die Holländer suchen Hülfe bey den Tatarn. Zeland soll bestürmet werden, ergiebt sich. Uebergabsvergleich.

Schouten erfuhr bey seiner Wiederankunft zu Batavia eine Neuigkeit, die nicht nur ihm, sondern auch allen übrigen Holländern, denen die Aufnahme ihres Vaterlandes am Herzen lag, großen Verdruß erweckete. Eine von Tajuan angekommene Fregatte brachte die Nachricht, es habe eine chinesische Flotte von hundert Junken, unter dem Admirale Coxinga, die Insel Formosa angefallen und sich derselbigen bemeistert; zwar hätten sich alle auf der Insel befindliche Holländer in die Festung Zeland gezogen, widerstünden auch dem Feinde mit großer Tapferkeit: es sey aber nicht zu vermuthen, daß sie es gegen einen Schwarm von vierzig tausend Mann lange aushalten würden. Eines von ihren Schiffen sey in einem Gefechte mit den Junken in die Luft geflogen, die übrigen wären nach Japon gesegelt, die Fregatte aber habe ihren Weg nach Batavia genommen, um die Nachricht von diesem Unglücke zu überbringen. Formosa ist verloren.

Der Rath von Indien erschrack über diese Zeitung dermaßen, daß er ohne Verzug zehn Schiffe dahin zu schicken befahl, welche auch mit unglaublicher Geschwindigkeit ausgerüstet wurden. Schouten hatte zwar keine Lust, diesem Kriegeszuge beyzuwohnen, sondern gieng lieber auf eine andere Reise, die seiner Neugierigkeit ein größeres Genügen leistete. Weil ihm aber nach Zurückkunft der Flotte alles, was bey dieser wichtigen Begebenheit vor- Man rüstet eine Flotte aus.

z) A. d. 241 S. *a*) A. d. 247 S.

Schouten. 1661.

vorgefallen war, von verständigen und aufrichtigen Personen erzählet wurde: so kann er, nach seinem Versichern, von der ganzen Sache mit eben solcher Gewißheit reden, als wenn er selbst dabey gewesen wäre *b*).

Erzählung der ganzen Begebenheit.

Die Insel, welche die Europäer Formosa nennen, in China aber den Namen Pacanda trägt, hat wenigstens hundert und vierzig Seemeilen im Umkreise. Ihre Gestalt ist länglich. Sie liegt unter dem Wendekreise des Krebses, und erstrecket sich vom ein und zwanzigsten Grade Norderbreite, bis über den fünf und zwanzigsten. Den Namen Formosa gaben ihr die Portugiesen; sie verdienete ihn auch, ehe sie von den Chinesen verheeret wurde, ihrer großen Anmuth wegen mit größtem Rechte. Sie hatte viele, und ungemein volkreiche Flecken, und dermaßen viele gute Sachen im Ueberflusse, daß die Holländer gedachten, sie wären im irrdischen Paradiese. Ihre indianische Gesellschaft hatte den größten Theil davon in ihrer Gewalt, und suchete den Einwohnern das Licht des Evangelii nach aller Möglichkeit anzuzünden. Nicht weniger hatte sie unterschiedliche Schanzen angelegt, um sich in dem Besitze einer Insel, welche ihrer Handlung große Vortheile bringen konnte, zu behaupten. Schouten versichert: „die Inseleinwohner hätten „bald eingesehen, was für ehrliche Leute die Holländer wären, und um dieser Ursache willen große Liebe gegen sie gewonnen, auch willigen Gehorsam geleistet. Die Zahl der „Christen wuchs alle Tage, saget er: Es ließen sich viele Chinesen theils zu Formosa, theils „zu Tajuan nieder, und trieben unter dem Schutze der Holländer ihr Gewerbe. Sie „bekamen ihre Waaren von Chincheo und Aimoi, und die Holländer verführeten dieselbigen nach Europa, Japon und ganz Indien„.

Auf diese Weise war die Insel Formosa bereits in einem blühenden Zustande, und man hätte vermeynen sollen, die Chinesen hätten selbst Nutzen davon, wenn sie etwas dazu beytrügen. Als aber das Reich nach seiner Eroberung von den Tatarn eine ganz andere Gestalt bekam: so fassete der beschriebene Seeräuber Coxinga *c*), ein Nachfolger des Chinchilungs, den boshaften Vorsatz, die holländischen Einrichtungen auf der Insel zu zerstören und auszuplündern. Denn weil die Holländer seinen Räubereyen zum öftern Einhalt gethan hatten, so suchte er sich, an ihnen zu rächen, und fiel den Tanjuanern mit aller seiner Macht auf den Hals.

Vorbedeutungen dieses Unglücks.

Schouten glaubet steif und fest, es sey der Insel Formosa ihr Unglück durch allerley Wunderzeichen zum Voraus angekündiget worden, erzählet sie auch im größten Ernste. Im Jänner eben desselbigen Jahres verspürete man ein schreckliches Erdbeben, davon alle Berge auf der Insel einstürzeten, auch zu Tajuan ein und dreyßig Häuser umfielen. Ja, es litten sogar die Mauern der Festung Zeland, ihrer Dicke ungeachtet, nicht wenig. Zu gleicher Zeit erhuben sich die Wellen des Meeres mit solchem Ungestüme, daß man besorgete, der Umsturz der ganzen Insel sey vor der Thüre. Den 15ten April hörete man auf einem Bollwerke der Festung Zeland ein fürchterliches Gelärme, darüber die ganze Besatzung erwachte. Sie griff zum Gewehre, und eilete nach dem Orte, da man das Getümmel gehöret hatte: es war aber alles Suchens ungeachtet, nicht das geringste weder zu hören noch zu sehen. Dieser Zufall erregte großes Erstaunen. Auf der Rhede bey Bazamboi lagen drey Schiffe vor Anker: Aus diesen sah derjenige, der auf dem Lande war, eine Stun=

b) A. d. 265 S. Wir bringen aus seinem Berichte nur dasjenige bey, was zu Ergänzung des Artikels von China, im VI und VII Theile der gegenwärtigen Sammlung dienet.

Stunde vor Tage, von einer Zeit zur andern, eine starke Flamme aufsteigen, eben als ob Stücke losgebrennet würden; hingegen auf den Schiffen sah man eben dieses an der Festung Zeeland; die ganze Erscheinung, wobey übrigens nicht das geringste Geräusche zu hören war, verschwand mit anbrechendem Tage. Den 29sten besagten Monates am hellen Mittage kam dicht an den neuen Werken der Festung ein Mann, oder doch ein Geschöpfe in menschlicher Gestalt, dreymal nach einander aus dem Wasser hervor, und tauchete eben so oft wieder unter, nach welcher dreymaligen Erscheinung er nicht weiter gesehen wurde. Den folgenden Nachmittag kam unten an einem Bollwerke der Festung eine Wassernixe, mit langen gelben Haaren, ebenfalls dreymal nach einander zum Vorscheine. Der Verfasser bestreitet weder die Gewißheit dieser Begebenheiten, noch die Meynung derjenigen, welche sie für Warnungen des Himmels ansahen. Schouten. 1661.

Den letzten April des Morgens, nachdem die Sonnenstralen den damaligen sehr dicken Nebel, vor welchem man nichts erkennen konnte, vertrieben hatten, sah man in der Festung Zeland die ganze See mit einem Walde von Mastbäumen angefüllet. Diese große Macht theilete sich sogleich in drey Geschwader; das erste segelte vor der Festung vorbey, und warf drey Meilen weiter unten, an der Südseite Anker. Das zweyte wendete sich gegen Norden, nach dem zwischen der Insel Formosa, und der langen schmalen Sandbank Baxamboi befindlichen Gat Lagimoi. Das dritte blieb gerade vor der Festung, und auf einen Stückschuß weit von den holländischen Schiffen, welche auf der Rhede lagen. Es stieg sogleich eine große Menge Soldaten ans Land, durchstreiften die Insel, und begiengen alle ersinnliche Feindseligkeiten. Die Eingebohrnen der Insel und die Chinesen wurden eben so wenig verschonet, als die Holländer. Vierhundert Mann, die man in die Schanze Kijkam werfen wollte, wurden umringet und meist niedergehauen. Einige von denen, welche aus dem Blutbade entwischeten, kamen in besagte Schanze, die übrigen wußten sich nicht anders zu retten, als mit Schwimmen nach der Festung Zeland. So gleich rückte der Feind vor Kijkam. Die Belagerten wehrten sich zwar tapfer: weil es ihnen aber an Lebensmitteln und an Wasser fehlete, so ergaben sie sich auf Gnade und Ungnade. Was ihnen wiederfuhr, das war eine harte Leibeigenschaft. Die Holländer werden vom Coxinga angegriffen.

Der Oberste über die Besatzung in Zeland, Pedel, ließ in den Vorstädten dieses Platzes drey Batterien aufrichten, um den Strand damit zu bestreichen. Den folgenden Tag brachte man ihm seinen Sohn, dem der Arm war weggehauen worden, als er sich mit seinem Lehrmeister zu weit weg gewaget hatte. Er für sich hatte noch so viel Kraft, die Festung zu erreichen, aber sein Lehrmeister büßete das Leben darüber ein, als er ihm den Rücken frey halten wollte. Pedel wurde hierüber so voll Zorns, daß er den Gouverneur um Erlaubniß bath, mit zwey hundert Mann einen Ausfall zu thun, und die Mörder seines Sohnes aufzusuchen. Als er sie erhalten hatte, zog er am Strande fort, und wurde von einigen kleinen Fahrzeugen, welche Steinstücke führeten, und beständig neben dem Ufer blieben, unterstützet. Die Chinesen schicketen ihm ein ganzes Heer entgegen: allein, an statt davor zu erschrecken, fiel er ihnen mit unglaublichem Grimme auf den Leib, und hausete schrecklich unter ihnen. Endlich wurde er übermannt, und blieb nebst dem größten Theile seiner Leute auf dem Platze. Die übrigen, an der Zahl achtzig, retteten sich theils in Beyspiel väterlicher Liebe.

c) Die Glücksfälle und Begebenheiten dieses Chinesen, sind im Artikel von China zu finden.

Schouten. 1661. in die kleinen Fahrzeuge, theils mit Schwimmen in die Festung, und brachten die Nachricht von diesem traurigen Ausgange. Indem dieses Gefecht vorgieng, schlugen sich die drey holländischen Schiffe zur See ebenfalls herum. Allein, als dem Hector Feuer in die Pulverkammer kam, und ihn mit mehr als hundert Mann in die Luft schickete: so hielten sich die übrigen beyden für allzuschwach, und legeten sich unter die Stücke der Festung. Weil nun der Statthalter besorgete, man möchte sie vor seinen Augen wegnehmen: so schickte er eines nach Japon, das andere nach Batavia.

Ein holländisches Schiff flieget auf.

Unmenschlichkeit des Coxinga.

Mit den Holländern sah es nunmehr um so viel gefährlicher aus, weil sowohl die gebohrnen Insulaner, als die haussäßigen Chinesen, entweder wegliefen, oder sich in die Zeit schickten, folglich keine andere als weit entfernete Hülfe zu hoffen war, welche schwerlich zeitig genug ankommen konnte. Coxinga ließ alles, was er in Waffen fand, niederhauen. Dieses strenge Verfahren, dabey weder Geschlecht noch Alter verschonet wurde, beschleunigte die Unterwerfung der Einwohner, also daß er in kurzer Zeit im Stande war, vor Zeland selbst zu rücken. Als er die Festung berennet hatte: so schickte er einen holländischen Prediger, Namens Hambrouk, der ihm in die Hände gefallen war, hinein, und ließ dem Statthalter einen guten Uebergabsvergleich anbiethen *d*), mit angehängter Bedrohung, er würde auf den Fall einer abschlägigen Antwort keines Gefangenen, ja des Kindes im Mutterleibe nicht verschonen. Allein, kein Mensch wollte einem Seeräuber trauen. Hambrouk konnte sich nicht entschließen, seine Frau und Kinder zu verlassen, welche in des Feindes Gewalt waren; er nahm also von seinen Bekannten auf ewig Abschied, und gieng in des Coxinga Lager zurück, wo man ihm den Kopf wegschlug. Den übrigen holländischen Gefangenen gieng es nicht besser; ihre Weiber wurden vor ihren Augen geschändet, und nachgehends in Stücke gehauen.

Die Holländer in Zeland wehren sich.

Die Belagerten zogen sich mit allem groben Geschütze aus den Vorstädten in die Festung und wollten die am nähesten daran stehenden Häuser wegbrennen. Allein, die Chinesen löscheten das Feuer und fanden noch manch schönes Packhaus, das ihre Raubbegierde sättigen konnte. Die Körbe und Kisten fülleten sie mit Erde, und verbollwerkten die Gassen damit. Sie führeten auch Katzen auf, und besetzeten sie mit Stücken, und andern Kunstfeuern. Endlich beschossen sie die Festung mit solcher Heftigkeit und an so vielerley Orten, daß sie ohne langen Verzug eine Sturmlücke zu legen verhoffeten. Doch diese Hoffnung schlug fehl. Die Holländer thaten einen Ausfall, und vernagelten die Stücke, die ihnen Gefahr droheten, alle miteinander. Sie spieleten auch Granaden unter die Feinde. Die Chinesen wußten von dieser Kriegeserfindung noch nichts; daher, wenn sie eine niederfallen sahen, liefen sie hin, und wollten sie aufnehmen, wurden aber allemal für diese Mühe schlecht bezahlet. Ein Mandarin wurde geköpfet, weil er es merken ließ, daß er sich davor fürchtete. Dergestalt wurde der Angriff mit großer Heftigkeit fortgesetzet. Coxinga ließ Baxamboi, welches bisher freye Gemeinschaft mit den Belagerten gehabt hatte, besetzen, und zwo neue Batterien darauf anlegen, folglich die Festung auf allen Seiten beschießen.

Ankunft einer Flotte.

Nun schien für die Holländer nichts mehr übrig zu seyn, als ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Aber auf einmal erblickten sie eine mächtige Flotte mit vollen Segeln herbey eilen, und hielten sich wegen der Stärke und Anzahl dieser Schiffe schon für befreyet.

d) Er hieß Coyet, und es gedenken andere Reisebeschreibungen seines Namens ebenfalls.

befreyet. Denn es war die zu Batavia ausgerüstete, welche auf ihrer ganzen Fahrt beständig guten Wind gehabt hatte, und man glaubete, der Feind werde die Belagerung aufheben, sobald er sie nur sähe. Allein, es ist nach der christlichen Erinnerung des Schoutens alle menschliche Macht verloren, wenn der Himmel seinen Segen nicht dazu giebt. Kaum hatten sie diesen erfreulichen Anblick gehabt; kaum hatten die zwölf Schiffe ihre Anker geworfen: so nöthigte sie ein entsetzlicher Sturm, die Tauen zu kappen und auf die hohe See zu laufen, wo die ganze Flotte dermaßen weit verschlagen wurde, daß alle Hoffnung, bey Zeiten entsetzet zu werden, verschwand. Ueber dieses hatte eine Flüte, der **Urck** genannt, das Unglück, fest zu sitzen, und den Chinesen in die Hände zu fallen, welche bey dieser Gelegenheit alles, was man gegen sie vorhabe, nach der Länge erfuhren.

Schouten. 1662.

Unglück, das ihr begegnet.

Unterdessen näherten sich doch die sämmtlichen Schiffe dem Strande, und setzeten daselbst sowohl Volk als Lebensmittel aus. **Cauf**, der sie führete, legete fünf Schiffe hinter die Vorstadt, um die Gassen zu bestreichen. Allein, die Chinesen hatten sich so wohl verschanzet, daß ihnen das holländische Geschütz nicht den geringsten Schaden zufügen konnte, im Gegentheile nöthigten sie die Schiffe durch das ihrige, sich wegzumachen. Indem dieses vorgieng, kam der **Krukerk**, ein großes holländisches Schiff fest zu sitzen; und kaum war dieses geschehen, so hatten es die Chinesen durch ihre Kunstfeuer schon in Brand gesteckt. Das ganze Hintercastell flog in die Luft. Die Mannschaft wurde größtentheils niedergehauen. Einige Matrosen, die man gefangen bekam, wurden lebendig in die Flamme, die aus dem Schiffe schlug, geworfen, die übrigen ersoffen meistentheils, und also kamen wenige davon. Hierauf kam eine kleine Flüte, der **Kornhof** genannt, ebenfalls fest zu sitzen. Als nun der Hauptmann mit einem Theile seiner Leute in den Nachen sprang: so schlug solcher von dieser ungestümen Bewegung um, und begrub sie in den Wellen. Von dem übrigen Volke sah man keinen einzigen wieder, als wer sich mit Schwimmen rettete. Cauf wurde über so viele Unglücksfälle ungeduldig, und bewaffnete die Schaluppen, um die Junken damit anzugreifen, weil ihnen kein großes Schiff beyzukommen vermochte. Er versah seine Leute mit Granaten und andern Kunstfeuern, in Hoffnung, dergleichen leichte Fahrzeuge würden bald in Brand zu stecken seyn. Allein, die große Anzahl dieser Junken und die Geschicklichkeit ihrer Schiffleute, setzeten die Chinesen in den Stand, die Schaluppen zu umringen, und drey davon, mit allem darauf befindlichen Volke gefangen zu nehmen. Nebst dem fingen sie die Granaten mit Segeltüchern auf, und warfen sie im Augenblicke wieder in die holländischen Fahrzeuge zurück, wo sie großes Unglück stifteten. Endlich mußte der Officier, der sie anführete, mit einem Verluste von dreyhundert und achtzig Mann, ohne die Verwundeten wieder abziehen, da unterdessen die Feinde denen Mohren, die ihnen in die Hände fielen, Nase, Ohren, nebst dem männlichen Gliede abschnitten, und den Abziehenden zur Luft nachwarfen *e*).

Andere Unglücksfälle der Holländer.

Dergestalt war nach Schoutens Worten, der Himmel und alle Elemente, Luft, Wind, Strom, Feuer und Land der hochedlen indianischen Compagnie zuwider, ihren Feinden hingegen war alles günstig. Bis hieher hatten die Belagerten freye Gemeinschaft mit ihrer Flotte behalten. Die Chinesen sucheten sie davon abzuschneiden: allein, weil der Statthalter ihre Absicht merkete, so ließ er ein kleines hölzernes Blockhaus aufrichten, und fügete daraus denen, welche zwischen der Festung und den Schiffen Stand zu fassen versuchten,

Wie tapfer sie sich wehren.

e) A. d. 279 und vorherg. S.

Schouten. 1662. suchten, mit dem Geschütze nicht wenig Schaden zu. Ferner nahm er ein kleines Fahrzeug von der Flotte, und machte einen Brander daraus, doch ohne daß man ihm äußerlich etwas ansehen konnte. Als nun die Chinesen sich daran machten, so stellete man sich sehr erschrocken, und ließ das Schiffchen im Stiche. Dergestalt führeten sie selbst den Brander mitten unter ihre Junken, wo er auf einmal sprang, und eine große Menge zu Grunde richtete.

Untreue einiger von ihren Leuten. Vielleicht wäre diese Standhaftigkeit der Holländer im Unglücke vermögend gewesen, die Festung zu erhalten, und den **Coxinga** zum Aufheben der Belagerung zu zwingen, wenn nicht die Treulosigkeit ihrer eigenen Leute die Waffen zu ihrem Untergange geschmiedet hätte. Ein Sergeant, Namens, Hanns Jurian, gieng schelmischer Weise zum Feinde über, und seinem Beyspiele folgeten noch mehrere. Um sich in Gunst zu setzen, verriethen sie nicht nur den Zustand der Festung, sondern auch die Anschläge des Statthalters. Auf ihr Angeben wurden drey Schiffe, die in den **Piscadores**inseln Vieh und Fische einkaufen sollten, vom Feinde umringet, und nach einem hartnäckigen Gefechte, darinnen die gesammte Mannschaft ihren Tod als brave Leute auf dem Bette der Ehre fand, verbrennet. Nur zehn davon bekamen die Chinesen, theils im Wasser, theils auf dem Lande gefangen; und schicketen sie mit abgeschnittener Nase, Ohren und rechter Hand, in die Festung zurück, um mit dieser unmenschlichen Grausamkeit den Holländern Hohn zu sprechen.

Unmenschlichkeit der Chinesen.

Die Holländer suchen Hülfe bey den Tatarn. Man durfte nicht hoffen, daß die von der Flotte noch übrigen sieben Schiffe etwas gegen die große Menge Junken ausrichten würden, indem solche fast gar nichts gelitten, und über dieses beständig den Vortheil hatten, daß sie am Ufer lagen, wo ihnen die großen Kriegesschiffe nicht beyzukommen vermochten. Demnach ergriff der Admiral Cauf die Entschließung, zwey davon um allerley Zufälle willen unter dem Geschütze der Festung zu lassen, mit den fünf übrigen aber nach China zu segeln, und bey den Eroberern dieses Reiches, den Tartarn, Hülfe zu suchen. Allein, ein neuer Sturm zerstreuete seine kleine Flotte, und verschlug ihn selbst mit drey Schiffen an die siamsche Küste, von da er sie nach Batavia zurück führete. Die übrigen beyden kamen zwar nach China, richteten aber mit ihrem Ansuchen nicht das geringste aus.

Zeland soll bestürmet werden. Weil **Coxinga** das Blockhaus ohne Unterlaß beschoß, und schon mehr als tausend und siebenzehnhundert Stückschüsse darauf gethan hatte: so mußten es die Holländer endlich verlassen. Doch spieleten sie vorher noch einen Streich, der ihre Verzweifelung nach dem Leben abschilderte. Sie legeten brennende Lunte ans Pulver, welche ihre Wirkung zu eben der Zeit als die Chinesen hinein kamen, verrichtete, und mehr als hundert in die Luft schickte. Allein, diese hartnäckigen Feinde warfen an eben dem Orte gleich eine Katze auf, besetzeten sie mit sechs und dreyßig pfündigen Carthaunen, und machten, weil die Mauern der Festung nicht lange dagegen auszuhalten vermochten, Anstalt zu einem Hauptsturme.

Ergiebt sich. Diesen auszuhalten, waren die Holländer nicht im Stande. Es regierete die Ruhr und der Scharbock in der Festung. Seit dem Anfange der Belagerung hatte man schon über tausend und sechshundert Mann eingebüßet. Alle Kirchen und Packhäuser lagen voll Kranke. Entweder mußte man sich ergeben, oder sterben. Da es nun hiermit aufs äußerste

f) Das Geld belief sich auf einige Tonnen Goldes, das ist, auf einige hunderttausend Gulden. Die Zahl der Stücke war vierzig. Den Werth der Waaren meldet der Verfasser zwar nicht, doch nennet

ßerste gekommen war, beschloß man, zween Officier in das Lager abzuschicken, und die Gesinnung des Coxinga auszuforschen. Dieser bewilligte nicht nur die angebothenen Bedingungen ohne langes Besinnen, sondern lieferte auch Geiseln aus, und es wurde folgender Vergleich beliebt. Man wolle beyderseits die Gefangenen ausliefern; die Festung Zeland solle mit allen der Gesellschaft gehörigen Waaren, baarem Gelde und Geschütze den Chinesen übergeben werden *f*): und die Belagerten, sowohl Kranke, als Gesunde, an der Zahl etwa neunhundert Mann, sollten mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele ausziehen. Schouten. 1661. Uebergabsvergleich.

Ehe die Chinesen die Festung in Besitz nahmen, verlangete Coxinga, man solle alles Geschütz losschießen, weil ihm die wunderliche Sorge in den Kopf kam, es möchte vergiftet seyn *g*). Die Holländer stiegen ungehindert auf die noch vorhandenen Schiffe, und fuhren nach Batavia.

Der IV Abschnitt.

Krieg der Holländer auf der malabarischen Küste im Jahre 1661.

Schouten geht nach Bantam und Ceylan. Holländer denken auf Eroberungen. Schiffsmacht, die sie zusammenziehen. Solche geht unter Segel. Sie segelt Tutocorin und Calipatnam vorbey. Ansprüche der Holländer auf Coylang. Wie sie landen. Nachricht eines Ueberläufers. Die Holländer werden von den Nairen angegriffen. Siegesfest der Holländer. Sie finden die Stadt verlassen; zerstreuen die Nairen. Zwey Cranganors. Die Belagerung von Cranganor scheint schwer zu seyn. Schouten leidet Hunger. Laufgräben. Van Goens liefert den Hauptsturm. Beyderseitiger Verlust. Die Holländer gehen nach Cochin. Lage dieser Stadt. Zug der Holländer. Sie lagern sich vor der Stadt. Treffen der Holländer mit den Nairen. Der Pallast wird geplündert; die Stadt bestürmet. Die Holländer werden zum Weichen gezwungen. Die Belagerten erhalten Beystand. Die Holländer heben die Belagerung auf. Sonderbare Anstalten dabey.

Ehe die Holländer wieder nach Batavia kamen, war Schouten auf dem **rothen Löwen**, einem der Gesellschaft zugehörigen Schiffe, nach **Bantam** abgereiset, und von diesem Orte gieng er den 12ten August im Jahre 1661 nach der Insel **Ceylan** unter Segel. Die Holländer glaubeten, sie hätten sich für die von den Portugiesen empfangenen Beleidigungen durch die Eroberung von **Colombo**, **Puntogallo**, **Negapatan**, **Malacca** und eine Menge anderer befestigten Orte noch nicht sattsam gerächet, oder vielmehr ihre eigene Gewalt in Indien noch nicht genugsam befestiget. Weil nun die Städte **Cochin**, **Cranganor**, **Cananor** und **Coylang** ihrer Handlung sehr hinderlich fielen: so dachten sie auf die Eroberung derselbigen, und die Regierung zu **Batavia** wartete mit der Ausführung dieses Anschlages nur noch auf die Verstärkung, welche aus Holland ankommen sollte. Unterdessen zog sie alle ihre Schiffe, die sie in Indien hatte, zusammen, und bestimmete ihnen **Colombo** zum allgemeinen Sammelplatze. Schouten verwundert sich bey dieser Gelegenheit, daß die Aufnahme der Gesellschaft weder durch den Verlust der Insel Formosa, noch durch die beynahe gänzliche Vernichtung einer Flotte gehemmet werden konnte, und daß sie im Glücke und Unglücke einmal so weit um sich griff, als das andere. 1661. Schouten geht nach Bantam und Ceylan. Holländer denken auf Eroberungen.

nennet er die Insel Formosa mit großer Bedaurung ihres Verlustes, ein kostbares Kleinod, das aus der Krone der hochedlen Compagnie entwendet worden. A. d. 282 S.

g) A. d. 281 S.

Schouten. 1661.

Schiffsmacht die sie zusammenziehen.

Schouten kam erst im Wintermonate auf die Rhede bey **Colombo**, nachdem er unterweges in verschiedenen Häfen hatte stille liegen müssen. Hier fand er die holländische Seemacht, welche bereits aus einer schönen Anzahl Kriegesschiffen bestund, und bald darauf zu einer Flotte von zwanzig großen und einigen kleinen Fahrzeugen anwuchs. Man brachte allerley Kriegesvorrath und Geräthschaften an Bord. Auch kam alle Tage Volk dahin von **Manar**, **Jafnapatan**, **Negombo**, **Caltere**, **Puntogallo**, und andern Orten, wo die Holländer sich eingerichtet hatten. Schouten wendete die Zeit, die er auf dasiger Rhede zubringen mußte, dazu an, daß er die berühmte Stadt Colombo besichtigte. Hier fand er die Ueberbleibsel vieler großen Gebäude, die entweder vor Alter eingegangen, oder währenden Krieges durch die öftern Belagerungen zerstöret worden waren. Es waren wirklich ganze Gassen mit Grase und Gesträuche bewachsen. Doch gab es auch noch einige sehr schöne, darinnen geraumige, helle, hohe von lauter Steinen aufgebauete Häuser stunden. Kirchen und schöne Spaziergänge waren gleichfalls noch anzutreffen. Colombo liegt ungefähr unter dem siebenten Grade Norderbreite, an der Westküste von Ceylan. Im Jahre 1656, das ist, hundert und dreyßig oder hundert und vierzig Jahre, nach ihrer Erbauung und Bevölkerung von den Portugiesen, wurde sie nach einer sieben monatlichen Belagerung von den Holländern erobert. Die Eroberung dieser Stadt setzete die vornehmsten indianischen Könige in großes Erstaunen; weil sie dieselbige bis hieher für unbezwinglich gehalten hatten. Weil sie aber ohne eine zahlreiche Besatzung schwer zu behaupten fiel: so ergriff die holländische Handelsgesellschaft die Entschließung, ihre Weitschaft zu vermindern, und eine ordentliche Festung daraus zu machen. Sie hat gute Thore, Wälle, Bollwerke, einen Wassergraben, viel Geschütz, und mit einem Worte alles, was zur langwierigen Vertheidigung einer Stadt dienen kann. Hinter der Stadt, gegen Osten und Norden, liegen angenehme und wohlangebauete Felder, mit untermischten Zimmetwäldern, imgleichen Teiche, Moräste und Flüsse *h*).

Holländische Flotte geht unter Segel.

Sobald das Volk eingeschiffet war, wurde es in sieben und zwanzig Compagnien vertheilet, und dem Generale **van Goens** untergeben, welcher die Flagge, nebst einem Wimpel darunter vom großen Maste wehen ließ. Hierauf gieng man unter Segel, und als man bereits einen ziemlichen Weg zurück geleget hatte, wurde erst **Adrian Rothaos** zum Admirale, **Jsbrand Godskens** zum Viceadmirale, und **Peter Waar** zum Schout bey Nacht erkläret. Jedweder von diesen drey Generalen bestieg ein eigenes Schiff, und ließ seine Amtsflagge davon wehen. Eben zu dieser Zeit vertheilete man auch die Matrosen unter die Fahnen. Die Constabler, und wer ihnen bey dem Geschütze helfen mußte, bekamen ihre Verhaltungsbefehle ebenfalls. Dergestalt hatte jedweder Theil der Mannschaft seinen Ober- und Unterbefehlshaber, und seine Hauptleute. Zum Beschlusse ergieng die gottesfürchtige Verordnung, welche wohl einer bessern Gelegenheit würdig gewesen wäre, es sollte bey dem Heere alle vierzehn Tage ein außerordentlicher Bethtag angestellet werden, um den Segen des Himmels zu einer Unternehmung, welche den Reichthum und die Macht der Gesellschaft vermehren sollte, zu erbitten.

Sie segelt Tutocorin und Calipatnam vorbey.

Den 20sten des Wintermonates segelte man **Tutocorin** vorbey, eine kleine aber des Perlfanges wegen berühmte Stadt, welche die Holländer im Jahre 1658 den Portugiesen wegnahmen, und seitdem besaßen. Hier nahm man allerley Nothwendigkeiten im Ueberflusse

h) A. d. 309 S.

i) Uns ist keine andere Nachricht von dieser wichtigen

flusse an Bord. Sodann warf die ganze Flotte vor Calipatnam Anker, und versorgete sich mit einer großen Anzahl platter und zum Ausschiffen an der malabarischen Küste bequemer Fahrzeuge. Ferner wurden an diesem Orte vier Schiffe, und darunter auch der rothe Löwe, auf welchem sich Schouten noch immer befand, vorausgeschicket, um unterdessen die Stadt Coylang einzuschließen. Sie kamen den 1sten des Christmonates im Jahre 1661 dahin, stelleten sich eine kleine Meile weit voneinander, um die Einfahrt des Hafens zu sperren, und bemerketen, daß man zwar mit großem Eifer Batterien und Verschanzungen aufwarf, dennoch aber das Herz nicht hatte, ein einziges Schiff in die See *i*) gehen zu lassen.

Schouten. 1661.

Vier Tage hernach mußten die Portugiesen ihre Arbeit liegen lassen: denn es erschien die ganze holländische Flotte, mit fliegenden Flaggen, Wimpeln, Windspielen und Fahnen unter dem Abfeuern des großen und kleinen Geschützes, dem Schalle der Trommeln, Trompeten, und dem Getöse des Feldspieles ihrer am Borde befindlichen ceylanischen Lascarinen. Die Portugiesen erzeigeten ihres Ortes nicht geringern Muth, und machten durch vier Stückschüsse den Anfang zur Feindseligkeit.

Anforderung der Holländer auf Coylang.

Die Stadt **Coylang** oder **Coulang**, liegt auf einer Landzunge, die in die See hinein reichet. Sie gehöret unter die allerersten Plätze, welche von den Portugiesen in Indien angeleget wurden. Nach einem beynahe hundert und funfzigjährigen Besitze, ließen sie sich diesen Ort von den Holländern wegnehmen. Allein, als der dasige Statthalter der indianischen Gesellschaft, Heinrich Gluwink, vor einigen Jahren nebst einigen Officieren vor der Stadt spazieren gieng: so schlugen ihn die Einwohner todt, und riefen ihre ehemaligen Herren wiederum herbey *k*). Es machten folglich die Holländer nicht nur um Vortheiles willen, sondern auch aus Rache den Anfang zu ihrer Unternehmung mit dieser Stadt. Voritzt wurden die Anstalten zur Landung vorgekehret. Man näherte sich dem Strande so viel möglich: es wurden alle Stücke eines jedweden Schiffes auf die Seite gegen dem Lande gebracht, und die ganze Flotte in eine Reihe gestellet. Bey dieser Anordnung nahm sie einen dermaßen großen Raum weg, daß sie das Ufer allenthalben bestreichen konnte, und man hoffete unter dem Schutze dieser fürchterlichen Anstalt, ohne Hinderniß zu landen. Die Mannschaft bestieg den 7ten des Christmonates in der Frühe ihre kleine Landungsfahrzeuge, und näherte sich dem Lande unter einem erschrecklichen Feuer des Geschützes, ohne den geringsten Widerstand zu verspühren. Ihre Zahl betrug ungefähr viertausend Mann, und theilete man sie in drey Haufen.

Wie sie landen.

Unterdessen da sich die Leute am Ufer in Ordnung stelleten, lief ein Schwarzer aus einem Gehölze heraus, und zu ihnen über. Dieser nun warnete den General, es passeten sieben bis achttausend Portugiesen und Malabaren zwischen der Stadt und See auf ihn; sie hätten sich in ein hochstämmiges Gehölze ungemein vortheilhaft in den Hinterhalt geleget, und gedächten, die Holländer, wenn sie im Zuge begriffen wären, unvermuthet anzufallen. Sie verließen sich auf eine Batterie, damit sie die Holländer bey dem ersten Abfeuern in Unordnung zu bringen verhoffeten, und ihnen hernach mit allerley Gewehre auf den Leib fallen, und die Lust portugiesische Städte zu erobern, auf ewig vertreiben wollten *l*).

Nachricht eines Ueberläufers.

Auf diesen Bericht ließ der General gegen den Abend das Lager aufschlagen; den folgenden Tag rückete die Flotte vor der Landmacht voraus, und näherte sich zugleich mit dieser

wichtigen Unternehmung bekannt, als des Schoutens; sie machet also diesen Artikel schätzbar.

k) A. d. 318 S.

l) A. d. 320 S.

Schouten. 1661.

dieser dem Orte. Als sie der portugiesischen Batterie gerade gegen über kam: so begonnte diese sich hören zu lassen. Allein, die kleinen holländischen Fahrzeuge legeten sich nahe an das Ufer, und machten ein so großes Gegenfeuer, daß der Eifer der portugiesischen Constabler ziemlich zu erkalten schien. Man schoß auch heftig aus der Stadt, und aus den äußern Verschanzungen. Indem dieses vorgieng, rückete die holländische Landmacht gegen die Batterie, aber nicht von vorne zu, wie der Feind gedacht hatte, und wie es ohne die Warnung des Ueberläufers auch wirklich geschehen wäre; sondern von der Seite, da man vor dem Geschütze sicher war. Dem ungeachtet thaten die Malabaren einen wütenden Angriff. Das Opium, das sie zu sich genommen hatten, machte sie gleichsam unempfindlich, sie achteten keine Wunde, sondern hieben immer ins Gelach hinein, so weit sie reichen konnten. Das Gefecht wurde sehr hitzig; die Schiffe mußten nothwendiger Weise mit Schießen inne halten, weil sie bey diesem Handgemenge ihre eigenen Leute eben sowohl getroffen hätten, als die Feinde. Doch die Holländer hatten einige Feldstücke mitgenommen, und mit Kartätschen geladen. Auf ein gegebenes Zeichen, öffneten sie sich, und es stürzete gleich bey dem ersten Feuer eine große Menge Feinde zu Boden. Gleichwohl kehreten sich die übrigen wenig daran, sondern sprangen über die Todten weg, und fochten eben so grimmig, als zuvor. Einem holländischen Factor, der sich aus seinem Gliede wagete, wurde der Kopf auf einen einzigen Streich abgehauen. Endlich fingen doch die Nairen an, zu wanken, und liefen bald darauf in großer Unordnung davon. Hierauf war die Reihe an den Holländern, den Säbel in die Hand zu nehmen, und dem Feinde, wiewohl in guter Ordnung nachzuhauen. Als er gänzlich zerstreuet war, so eroberten sie seine Batterien und Verschanzungen, darinnen sie viele Steinstücke, Flinten, Säbel und anderes Gewehr, aber wenig Pulver fanden. Sie zähleten ihre Todten, die aber nicht mehr als dreyzehn waren, und dreyßig Verwundete. Hingegen lag die ganze Gegend voll todter Malabaren. Dem Schouten kam ihr großer Verlust gar nicht fremd vor, weil er mit Augen angesehen hatte, wie sie gleich den Blinden in die Piken hinein, und gerade gegen die Stücke losrannten.

Die Holländer werden von den Nairen angegriffen.

Siegesfest der Holländer.

In der umliegenden Gegend fanden die Holländer keinen einzigen Einwohner, wohl aber allerley Vieh, davon sie auf der Wahlstatt einen Feldschmauß anstelleten. Die Ochsen und Schöpsenvierthel wurden so, wie sie waren, mit Haut und Haare gebraten. Die Degen versahen die Stelle der Bratspieße, und die Piken, daran noch Menschenblut klebete, der Feuerböcke. Die Cocosbäume, darunter man saß, lieferten vortreffliche Nüsse, deren angenehmer Saft die Lustbarkeit über den erhaltenen Sieg, nicht wenig vermehrete. Hierauf stellete sich das Heer in Schlachtordnung, und rückete neben dem Ufer gegen Coylang. Bis hieher hatten die Portugiesen noch immer aus ihren Batterien auf die holländischen Schiffe gespielet, indem einige so nahe vor Anker lagen, daß man sie mit dem Stückschusse erreichen konnte. Allein, da sie den Feind mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele anrücken sahen: so ließ ihre Hitze nach. Im Gegentheile schickten sie zween Malabaren mit einer weißen Fahne und einem Schreiben an den General heraus, darinnen sie die Uebergabe der Stadt unter gewissen Bedingungen anbothen. Man verwarf sie aber. Dieser schlechte Ausgang des angetragenen Vergleiches setzete sie in großes Schrecken. Sie verließen die Stadt ohne Zeitverlust, und schicketen ihre Weiber und Kinder nach Cochin, damit sie unterdessen zu den Nairen stoßen, und eine neue Macht aufbringen könnten.

Als

Als der holländische General keinen Menschen auf der Mauer sah: so merkete er wohl, hier werde wenig Widerstand geleistet werden. Man ließ einige Mannschaft anrücken, welche zu ihrer großen Verwunderung in der ganzen Stadt keine lebendige Seele fand. Man steckete die Fahne der vereinigten Provinzen auf, und begieng den Sieg mit Abfeurung des groben Geschützes. Allein, wegen der Plünderung waren für diesesmal keine Anstalten zu machen nöthig; denn die Portugiesen hatten ihr ganzes Vermögen nach Cochin geschaffet, die elende Habseligkeit der Malabaren aber verlohnete die Mühe nicht, sich darnach umzusehen. Coylang hatte damals noch sieben große von Steinen gebauete Kirchen, allein sehr wenige Häuser. Die Hauptgassen und andere Gebäude waren seit dem Verfalle der Portugiesen in Indien ganz eingegangen. Sie stunden voll Gras und Gesträuche, und statt der Einwohner fanden die Holländer in den verfallenen Mauern nichts, als Kröten und Schlangen.

Schouten. 1661.

Finden die Stadt verlassen.

Van Goens ließ seine Leute zween Tage ausruhen, und rückete hernach auf die Nairen los, davon sich ein ganzer Schwarm unter Anführung des Königes von Coylang, und Oberaufsicht der Portugiesen gesammelt hatte. Sie wurden bald ausfindig gemachet, in der ersten Hitze bis an des Königes Pallast gejagt, und daselbst unweit eines vergoldeten Götzenbildes, das nach ihrem Wahne den Sieg auf ihre Seite hatte neigen sollen, völlig erleget. Die Beute war diesesmal sehr ansehnlich, und eroberte man nur allein an grobem Geschütze, vierzehn Stücke. Doch, dieser rühmliche Sieg, welcher die holländische Gesellschaft zu Herren von Coylang machete, kostete mehr Blut, als der erste, welcher ihr die Thore besageter Stadt öffnete.

Zerstreuen die Nairen.

Die gegenwärtige Jahreszeit verlangete Eilen. Ein heftiger Sturm richtete die sämmtlichen Schiffe der Flotte sehr übel zu, und es nahm ihre Ausbesserung viel Zeit weg. Van Goens legete eine Besatzung in Coylang; mit der übrigen Mannschaft gieng er wieder zu Schiffe, um die Zeit zu gewinnen, und vor Einbruche des Winters noch Cranganor und Cochin wegzunehmen. Diesen letztern Ort erreichte er zwar in Kurzem, versparete ihn aber auf den Beschluß des Feldzuges, und ließ unterdessen, damit die Stadt keinerley Art von Verstärkung erhalten möchte, drey Schiffe davor zurück. Mit der übrigen Macht setzete er seinen Weg fort, und warf am Neuenjahrstage 1662 in der Rhede bey Cranganor Anker. Man ließ alle Flaggen wehen, und stellete sich ungemein getrost.

1662.

Cranganor liegt nur fünf Meilen nordlich von **Cochin**, und eine Meile vom Strande. An der Seeseite läuft ein großer Fluß an ihren Mauern vorbey. Auf der Landseite erblicket man angebauete Felder, Teiche und grüne Auen. Die zweyte Stadt dieses Namens gehöret den Malabaren, liegt nicht weit von jener, allein näher an der See. Schouten gesteht an diesem Orte: „die wahre Absicht ihrer ganzen Unternehmung wäre bloß „auf **Cochin** gegangen, nur wäre es nichts leichtes gewesen, diese Stadt wegzunehmen. „Ihr Einschließen hätte viel Volkes erfordert. Voritzt nun hatte man bereits **Coylang**, „welches ihr gegen Mittag liegt, im Besitze; und weil es der König von **Caliculang** mit den „Holländern hielt: so war nicht zu besorgen, daß **Cochin** von dieser Seite den mindesten „Beystand erhalten würde, wohl aber konnten die dasigen Portugiesen von der andern „Seite, nämlich von **Cranganor**, nicht wenig unterstützet werden. Die Klugheit erforderte folglich, ihnen diese Stütze vorher zu benehmen, ehe man den Mittelpunct ihrer „Macht angreifen wollte, zu geschweigen, daß es die Nothwendigkeit erforderte, der Hülfe, die sie aus **Cananor**, **Goens** und anders woher erhalten konnten, den Weg abzuschneiden *m*).

Zwey Cranganors, ihre Lage.

m) A. d. 337 und 338 S.

Schouten. 1662.

Nun beraubete diese Staatsklugheit der Holländer, die Stadt **Cochin** zwar wirklich des Beystandes, den ihr ein so nahgelegener Ort hätte leisten können: allein van Goens vergaß dabey, zu überlegen, daß er den Portugiesen auf diese Weise Zeit ließ, bessere Vertheidigungsanstalten zu machen. Nebstdem mochte er sich die Eroberung von **Cranganor** so leicht vorstellen, als er wollte: so hatte ihn doch das letztere Gefecht mit den **Nairen** schon gelehret, daß sie ohne Verlust nicht abgehen, ja vielleicht seine Kräfte nur allzusehr schwächen, und ihn außer Stand setzen könnte, den Angriff mit solchem Eifer, als es die Wichtigkeit der Unternehmung und die verfließende Jahreszeit erforderten, fortzusetzen.

Sobald man vor Anker lag, stattete der Samorin von Calecut, der malabarische König von **Cranganor** und andere Fürsten, einen Besuch auf der Flotte ab, und gaben dem Generale zu vernehmen, weil sie Feinde der Portugiesen, den Holländern aber geneigt wären: so versprächen sie, ihre Völker die besten Wege zu führen, sie mit Lebensmitteln zu versorgen, und mit einer guten Anzahl ihrer **Nairen** zu verstärken. Den folgenden Tag setzete van Goens seine ganze Macht ans Land, und vertheilete sie, wie bey **Coylang**, in drey Haufen, gab ihnen auch die vorigen Anführer wieder. Sie zogen unter den Cocosbäumen, damit die Straßen besetzet sind, immer fort, vor dem Pallaste und der Stadt vorbey, und lagerten sich in einer großen Ebene, unweit der Mauern. Van Goens hatte vermeynet, er werde in dieser Stellung die Stadt im ersten Anlaufe ersteigen und wegnehmen können: allein, er sah bald, man habe auf portugiesischer Seite nicht die geringste Vertheidigungsanstalt vergessen, und es werde hier eine ordentliche Belagerung erfordert. Er versäumete hierzu keinen Augenblick. Er ließ das grobe Geschütz, die Mörser, Bomben, Granaten, und alle übrige Kriegesrüstung durch die Matrosen ans Land schaffen. Man errichtete Batterien: man eröffnete die Laufgräben; die Soldaten wurden in die Angriffswerke vertheilet, und das beyderseitige Feuer wurde in kurzer Zeit sehr heftig.

Die Belagerung Cranganor scheint schwer zu seyn

Allein, es fehlete den Holländern an Lebensmitteln, indem das Versprechen der malabarischen Fürsten unerfüllet blieb. Schouten versichert, er habe auf allen seinen Reisen nie solche Noth gelitten, als die ersten vier bis fünf Tage nach der Landung. Zwar hatte er, nach seinem Versichern, Geld: allein, wozu hilft das Geld einem hungerigen Magen? Gern hätte er alles, was er besaß, für ein Stück verschimmelten Zwieback hingegeben *n*). Der General beschwerete sich hierauf bey dem Samorin und den übrigen Fürsten, daß sie seine Völker nun im Stiche ließen. Sie gaben zur Antwort: ihre Unterthanen hätten, aus Furcht einer schlimmen Begegnung, das Herz nicht, Lebensmittel ins Lager zu bringen. Auf diese Antwort schickete man einige Parteyen in die nächsten Dörfer, absonderlich in die malabarische Stadt **Cranganor**, wo man alles, was da war, einkaufen durfte.

Schouten leidet Hunger.

Laufgräben.

Unterdessen gieng die Arbeit mit allem Eifer fort, und kein Portugiese durfte sich mehr auf dem Walle blicken lassen, wo es nicht Kugeln auf ihn regnen sollte. Man war ihnen mit den Laufgräben schon so nahe, daß man ihre Reden vernehmen konnte. Zwar thaten sie alle Abende nach der Sonnen Untergange einen Ausfall, und machten den Belägerern viele Leute zu schanden: sie wurden aber doch allemal wieder zurück gejagt. Zuweilen lockete man sie unter das holländische Geschütz. Wenn sie nun nahe genug waren: so gieng es los, und legete manchen braven Kerl ins Gras. Endlich bekam van Goens eine ziemliche Anzahl recht gut bewaffneter Nairen, zur Verstärkung von dem Samorin zugeschickt.

n) A. d. 344 S.

Sie zogen auch ohne Weitläuftigkeit in die Laufgräben, aber nur bey Tage, und einige Stunden lang. Ueber dieses wußten sie mit dem Schießgewehre sehr schlecht umzugehen. Denn sie konnten kein Feuer sehen; sondern wenn es losgehen sollte, so dreheten sie den Kopf herum, wodurch die Kugeln alle in die Luft giengen. Nichts ärgerte die Holländer während der Belagerung so sehr, als die schimpflichen Reden, womit ihnen ihre eigenen zu den Portugiesen übergelaufenen Leute die Ohren unaufhörlich rieben. Diese meineydigen Bösewichter, welche der Verfasser ausgeartete Wechselbälge nennet, lagen im bedeckten Wege am Flusse; und hier riefen sie ihren Landesleuten unverschämter Weise beständig zu, sie machten ihnen die schönsten Stricke und Schlingen, daran sie künftig erwürgen müßten, zu rechte *o*).

Schouten. 1662.

Nach einer vierzehntägigen hitzigen Belagerung, ließ van Goens die Stadt durch einen Trompeter auffordern. Die Portugiesen gaben zur Antwort: sie müßten keinen Tropfen Blut mehr in den Adern haben, wenn sie diese Kleinmüthigkeit begehen wollten. Auf diese Antwort verdoppelte man das Feuer auf beyden Seiten. Den folgenden Tag, mit anbrechendem Morgen, als man in der Stadt zur Messe läutete, beschloß van Goens im Unmuthe über die lange Verzögerung, den Hauptsturm anlaufen zu lassen, indem er wohl sah, daß kein Augenblick mehr zu verlieren sey. Seine Leute bekamen Befehl, bis gegen Mittag ruhig zu bleiben, damit die Arbeiter Zeit hätten, die nöthigen Vorbereitungen zu machen. Sodann ließen sie, um keinen Argwohn zu erwecken, ihre Fahnen auf den Brustwehren und Batterien stecken, und rücketen in aller Stille gegen eine gewisse Stelle an der Stadt, die ein aus dem Lande gebürtiger Naire für die schwächste ausgegeben hatte. Hingegen machte man zu gleicher Zeit, an einem andern Orte, einen blinden Lärm, schoß mit aller Macht aus dem groben Geschütze, rührete das Spiel, und machte ein schreckliches Getümmel. Zugleich wurde die Stelle, die man wirklich angreifen wollte, nicht weniger heftig beschossen. Die Holländer rücketen unter dem Rauche unvermerkt bis an die feindlichen Festungswerke, und erstiegen ein Bollwerk. Allein, hier fanden sie erstaunliche Gegenwehre: sie wurden wieder herab gejagt, und die Portugiesen verübeten, zu Behauptung dieses Werkes, Wunderdinge. Dem ungeachtet erstiegen es die Holländer in größerer Anzahl zum zweytenmale, warfen alles, was ihnen vorkam, über den Haufen, und waren schon im Begriffe, in die Stadt einzudringen. Allein, der Befehlshaber der Stadt, Namens, Urbano Fialho Ferreira, kam darzu, und führete seine Leute mit erstaunlicher Hitze in das Gefecht zurück. Schouten schreibt ihm Heldenthaten zu, die man billig nicht vergessen sollte. „Er gieng seinen Leuten beständig mit seinem eigenen Beyspiele vor, und „machte ihnen mit Worten und Thaten Muth. Sie stunden wirklich wie die Mauern, „bis endlich ihr löwenmüthiger Anführer, wegen vieler empfangenen Wunden, für todt nie„derstürzete. Bey diesem Anblicke ließen sie alle Hoffnung sinken, zogen sich allmählich „bis in die Jesuiterkirche zurück, und schicketen die Vornehmsten mit einer weißen Fahne heraus.

Van Goens liefert den Hauptsturm.

Van Goens trat auf sie zu, und bewilligte ihnen mehr, als sie gehoffet hatten. Er stellete ihnen frey, mit Weib und Kind aus der Stadt zu ziehen. Es verlangeten aber viele Soldaten, nach Europa gebracht zu werden. Die übrigen wurden durch die holländischen Schiffe nach Goa geführet, damit sie dem gemeinen Manne erzählen könnten, was man so sorgfältig vor ihm verheelete, nämlich, wie groß der Portugiesen Verlust in Indien wäre. Dieser Sturm kostete ihnen nicht wenig; sie verloren hundert und neunzig Weiße,

o) A. d. 347 S.

Schouten. 1662.

Weiße, nebst einer großen Anzahl Nairen, Sclaven und andere Bedienten. Ein Theil davon hatte sich über den Fluß und nach Cochin gerettet. Die Holländer vermisseten siebenzig Mann, und darunter einige brave Officier. Die Anzahl der Verwundeten war so groß, daß alle Schiffsbarbier auf der ganzen Flotte drey Tage und drey Nächte damit zubrachten, bis sie mit dem ersten Verbande fertig wurden, ohne daß sie Zeit zu schlafen hatten *p*). Einige waren von den Granaten versenget oder beschädiget; andere hatten eine Hand, einen Arm, oder ein Bein verloren. Fast alle waren öfter, als einmal durch den Kopf, durch die Brust, oder den hohlen Leib geschossen.

Beyderseitiger Verlust.

Ordnung, die sogleich in der Stadt herrschet.

Den 18ten Jenner bekam van Goens einen Besuch vom Samorin, dem Könige zu Cranganor, und von vielen andern Fürsten, die ein zahlreiches Gefolge bey sich hatten, und ihm zu seiner Eroberung Glück wünscheten. Sie erstauneten sehr, daß er innerhalb so weniger Zeit schon alles wieder so ordentlich eingerichtet hatte. Absonderlich bewunderten sie, wie sorgfältig die Kranken in denen Kirchen, die man als Hospitäler brauchte, verpfleget wurden, und zwar ohne die Schwarzen hiervon auszunehmen, indem vielmehr zwischen ihnen und einem gebohrnen Holländer in diesem Stücke kein Unterschied gemacht wurde. Dieser Anblick vergnügete sie dermaßen, daß sie noch an selbigem Tage, Schafe, Hühner, Eyer, Milch und allerley Gemüse in die Stadt schaffeten.

Die verwundeten Portugiesen, denen man das Leben geschenket hatte, wurden eben so in die Kirche, als die Holländer, getragen, und, gleich ihnen, verbunden. Der tapfere Statthalter hatte nebst einer Menge Wunden auch ein zerbrochenes Bein. Zwar gab man sich alle ersinnliche Mühe, ihm das Leben zu retten: weil aber alle Kunst an ihm verloren war, so ließ ihm der holländische General, welcher die Tapferkeit auch an einem Feinde zu schätzen wußte, ein prächtiges Leichbegängniß halten *q*). Die holländischen Ueberläufer, die aus Ceylan und anderswo entlaufen, und in portugiesische Dienste getreten waren, hatten sich durch die ausgestoßenen Flüche gegen ihr eigenes Vaterland noch strafwürdiger gemacht, folglich eine schlechte Belohnung zu erwarten. Allein, eben diese Furcht trieb sie, das Aeußerste zu ihrer Rettung zu versuchen. Sie schwammen über den Fluß, und entkamen nach Cochin. Nur ein einziger wurde gefangen und aufgeknüpfet.

Die Holländer gehen nach Cochin.

Als van Goens die nöthigen Anstalten, Cranganor zu behaupten, vorgekehret hatte: so trat er mit seinem kleinen Heere den Weg nach Cochin zu Lande an, und zog neben der Insel **Vaiping** her, welche sich von der mitternächtigen Seite des Flusses Cranganor fünf Meilen weit, bis an die mittägige Seite des Stromes bey Cochin erstrecket. Zu gleicher Zeit giengen die Schiffe nach Cochin unter Segel, um diese Stadt auf der Seeseite einzuschließen. Es hat diese Stadt eine große Länge; sie liegt an dem mittägigen Ufer des eben also genannten Flusses, der sie von der Insel **Vaiping** absondert. Mit dem andern Ende reichet sie bis an die Seeküste. Die Holländer rücketen bis an die Spitze der Insel, und fanden daselbst eine portugiesische Kirche, nebst einem großen, dem Bischofe gehörigen Hause. Hier baueten sie in sehr weniger Zeit eine Schanze, die sie Oranien nenneten, und aus welcher sie mit einer Muskete bis in Cochin hinein schießen konnten. Hier errichteten sie Batterien, und fingen ohne Zeitverlust an, die Stadt zu beschießen. Van Goens legete achthundert Mann hinein, brachte seine übrigen Leute zu Schiffe, und setzete sie auf der andern Seite der Stadt wieder ans Land. Hier kam der malabarische König dieses

Lage dieser Stadt.

Malabarische König.

p) A. d. 350 und vorherg. S. *q*) A. d. 354 S.

dieses Landes an Bord, both allen möglichsten Beystand zu dieser Unternehmung an, und bath sich nur zur einzigen Gegengefälligkeit aus, man möchte sein Land verschonen. Besagter Fürst war eigentlich der rechtmäßige König. Weil aber die Portugiesen merketen, er wäre der holländischen Nation nicht abgeneigt: so spieleten sie die Regierung seiner Muhme, der verwitweten Königinn, welche ihnen äußerst zugethan war, in die Hände. Nach dem Ausschiffen erboth er sich, den Völkern als Wegweiser zu dienen, und ihnen Lebensmittel zu verschaffen. Er war wohl gewachsen, und im Umgange sehr höflich. Er trug die Haare, gleich einer Weibesperson, in Locken und Zöpfe geflochten, goldene Ringe und einige Edelgesteine in den Ohren, eben dergleichen Armbänder, an jedem Finger einen Ring, und eine goldene Kette um den Leib, welcher bis an den Gürtel nackend, unten aber mit einem Stücke weißen Cattun, das bis an die Füße hinab hing, bedecket war. Sein Alter mochte sich auf vier und dreyßig Jahre belaufen. Er sprach sehr gut portugiesisch; und so behend er am Leibe war, eben so geschickt und geschwind war auch sein Verstand.

Schouten. 1662.

Das Heer zog in drey Haufen vertheilet an dem Ufer fort, bis an die Mauern eines malabarischen Städtchens, dessen Einwohner anfänglich in Furcht geriethen, und zusammen liefen, nachgehends aber, auf ihres Königes Versicherung, den Holländern allerley Lebensmittel lieferten. Er brachte auch alle ihm zugethane Nairen dahin, daß sie auf der Holländer, als einer Nation, die sie in ihre alte Freyheit setzete, Seite traten. Nachmittage rückte man weiter, ohne sich an einige Verschanzungen zu kehren, welche der Feind, in Meynung, man werde die Landung näher bey der Stadt vornehmen, am Strande aufgeworfen hatte. Man näherte sich den Mauern, bis auf eine kleine Meile, ohne den geringsten Widerstand. Mit Anbruche der Nacht erblicketen die Holländer eine große Kirche, in freyem Felde, mitten unter einer Menge Cocosbäume, und einigen Häusern, welche der Gegend eine sehr angenehme Aussicht beylegeten. Hier beschlossen sie, zu übernachten. Die Einwohner hatten zwar die Flucht ergriffen, kamen aber auf das Zeugniß ihrer Nachbarn, daß man ihnen gut begegnet wäre, wieder zurück. Auf den Abend erschien ein alter Portugiese mit seiner Frau, und zwo erwachsenen Töchtern, und verlangete, vor den General gelassen zu werden. Diesem nun stellete er vor, er wohnete schon seit vielen Jahren an diesem Orte, und hätte nie eine Bedienung gehabt, noch einigen Antheil an den Kriegesunruhen genommen. Weil er nun bey dieser Lebensart ferner zu beharren gedächte: so ersuchete er den General, den Befehl zu ertheilen, daß weder seine Frau noch seine Töchter beleidiget, und überhaupt seinem Hause kein Ueberlast zugefüget werden möchte. Van Goens bewilligte es. Allein, den folgenden Tag fiel ihm der Mann vor die Füße, und klagte mit vielen Thränen, es wären diese Nacht einige Soldaten mit dem Gewehre in der Hand, in sein Haus gekommen, und hätten seine Töchter entehret. Die Antwort war: könnte er die Thäter anzeigen, so sollten sie ihre Unthat in seiner Gegenwart mit dem Leben büßen. Allein, weil er nicht das geringste Merkmaal von ihnen anzugeben wußte: so konnte man ihm nicht helfen; sondern er mußte ohne Genugthuung wieder nach Hause gehen. Schouten, welchem der Unfall seiner Töchter zu Herzen gieng, rückete ihm seine Unvorsichtigkeit vor, daß er sie in das Lager gebracht hätte, und zwar, saget er, „mit mancherley künstlichen Zierrathen aufgeputzet, die ihre Jugend und Schönheit noch „scheinbarlicher machten, eben, als wenn er sie dem ganzen Lager zur Schau darstellen „wollte r).

Zug der Holländer.

 Nach=

r) A. d. 362 S.

Schouten. 1662.

Sie legen sich in eine Kirche.

Nachdem die Holländer an diesem Orte die Nacht zugebracht hatten: so setzeten sie ihren Weg am Ufer weiter fort. Die Flotte richtete sich ihres Ortes nach den Bewegungen der Landmacht, und rückete in eben dem Maaße, als sie, näher an die Stadt. Hier sahen sie mit Erstaunen, wie Flamme und Rauch auf allen Seiten aus einer Kirche schlug, die nur einen Büchsenschuß weit von der Stadt lag. Weil sie aber wohl begriffen, der Feind habe sie selbst in Brand gestecket, damit sie sich nicht darinnen fest setzen, und den Platz daraus beschießen möchten: so eileten sie nach Möglichkeit hinzu, um die Feuersbrunst zu löschen. Allein, sie war bey ihrer Ankunft schon völlig ausgebrannt, nur die Mauern stunden noch, welche von Steinen, und so dick, als an einer Festung, waren. Dem ungeachtet besetzete sie Van Goens, weil sie bequem war, das Wasserholen, imgleichen das Ausschiffen der Kriegesgeräthschaften und anderer Nothdurft zu versichern. Er befahl auch der Flotte, sich diesem Orte zu nähern, und so nahe, als möglich, ans Land zu legen.

Sie lagern sich angesichts der Stadt.

Von hier zogen die Völker, des unaufhörlichen feindlichen Feuerns vom Walle ungeachtet, in eine ganz freye Ebene. Denn die Stückkugeln flogen den Holländern nur über die Köpfe weg, und machten ihnen durch ihre Sprünge zwischen den Bäumen etwas zu lachen. Sie rücketen also ungehindert, bis an die Mauer, zogen sich aber aus Vorsichtigkeit gleichwohl wieder zurück, und blieben den Portugiesen vor der Nase so lange im Grase sitzen, bis der General jedwedem seine Stelle anwies.

Goa ausgenommen, war Cochin die größte Stadt, welche die Portugiesen in Ostindien besaßen. Sie hat wenig Breite, aber ihre Länge gegen das Land hinein, beträgt eine halbe Meile Weges. Auf eben dieser Seite, und in einer kleinen Entfernung von dem guten Wasserplatze, stund der alten Königinn Pallast. Sie hatte die meisten Nairen aus dem Lande darzu beredet, daß sie auf der Portugiesen Seite traten, gleichwie sie denn wirklich an eben diesem Orte in großer Anzahl versammelt waren. Van Goens beschloß vor allen Dingen, diese Leute wegzujagen, weil sie die Stadt beständig mit frischer Mannschaft und anderm Vorrathe versorgen konnten. Demnach ließ er zwey Drittheile seines Heeres gegen sie anrücken. Allein, die Nairen wurden es bald gewahr, verschluckten vor allen Dingen eine ziemliche Menge Opium, und rücketen hierauf in Schlachtordnung, und mit grimmigen Gebärden auf die Holländer los. Dabey wurden sie durch einige Carthaunen unterstützet, die ein gewaltiges Feuer machten. Sie selbst fasseten ihre Schwerdter in beyde Hände, hieben und stachen durch einander hinein, wie die Blinden, und scheueten weder Pikenspitze, noch Kugel. Dergestalt setzeten sie manchen Holländer in das Gras, und noch weit mehrere verwundeten sie. Allein, die Holländer legeten bey so dringender Gefahr, die Hände eben so wenig in den Schooß; sie stießen und schossen eine große Menge dieser unsinnigen Kerl über den Haufen, und trieben die andern bis in den Pallast, der von der Wahlstatt nicht weit entfernet war. Hier schlossen sich die Nairen wieder, und schlugen aufs neue mit aller Macht um sich. Allein, weil sie hier nicht Raum genug hatten, ihre Schwerdter recht zu gebrauchen: so wurden sie von den eindringenden Musketierern genöthiget, die Säle zu verlassen, und zum Fenster hinaus zu springen. Dergestalt wurden die Holländer Meister vom Pallaste. Schouten versichert, das Blut wäre darinnen überall stromweise herum geschwommen, und man habe in den Zimmern und Gängen über vierhundert todte oder sterbende Nairen gezählet s). Die übrigen liefen davon, und auseinander.

Treffen der Holländer mit den Nairen.

Man

s) A. d. 366 S.

Man erbeutete im Pallaste verschiedene schwere Stücke, Pulver, Bley, Flinten, Säbel und andere Kriegesgeräthschaften. Die Ohrengehänge der Nairen, ihre Ringe und goldene Ketten überließ man dem gemeinen Manne zur Beute. Doch beobachtete das Volk bey diesem verwirreten Getümmel den gegebenen Befehl, das Landvolk nicht zu beleidigen, auf das genaueste. Ja, es traueten die Malabaren dem holländischen Kriegesvolke schon dermaßen wohl, daß sie hier und dort haufenweise stunden, und dem Gefechte zusahen, ohne den geringsten Antheil an der Nairen Niederlage zu nehmen. Zwar setzete man die alte Königinn gefangen, weil sie den Portugiesen allzuoffenbaren Vorschub that. Doch befahl der General, man sollte ihr mit aller Achtung begegnen. Der König selbst, den sie vom Throne verstoßen hatte, bath für sie. Man gab ihr bloß eine Wache zu, und war, wie Schouten bemerket, ganz unbekümmert, daß sie dieselbige durch ihre Schönheit etwa verführen möchte: denn sie war alt und im höchsten Grade häßlich; dem ungeachtet aber mit goldenen Ketten und allerley Geschmeide behangen, das ihrer schwarzen Farbe gleichsam einen Glanz gab *t*). Indem van Goens mit diesem allen beschäfftiget war: so berichtete man ihm, die Portugiesen hätten auf seine vor der Stadt zurück gelassenen Völker zwar einen Ausfall gewaget, wären aber mit Verluste zurück gejaget worden, und bestünde der ganze Schaden der Holländer bey dieser Gelegenheit in einigen Verwundeten.

Schouten. 1662.

Der Pallast wird geplündert, die Königinn gefangen.

Den folgenden Tag beschloß man, zu stürmen; denn die Zeit war kostbar. Der Regenmusson rückete herbey, und weil über dieses die Kriegesmacht durch manches Gefecht und durch die zurück gelassenen Besatzungen sehr geschwächet worden war: so durfte man die noch übrigen Völker nicht lange in Wind und Wetter liegen lassen, und vielem Ungemache unterwerfen, das sie auszustehen nicht im Stande waren. Weil man den Pallast inne hatte: so schien die Stadt an diesem Orte desto leichter anzugreifen. Van Goens bestimmete folglich die Stelle und den Tag.

Die Stadt wird bestürmet.

Diese wichtige Unternehmung wurde dem Oberstwachtmeister **Was** aufgetragen. Indem er nun seine Arbeit anfing: so machete man anderswo einen blinden Lärm. Allein, die Belagerten bekamen von dieser Anstalt einigen Wind. Sie zogen sich bey dem Hauptangriffe in solcher Anzahl zusammen, daß die Holländer, als sie im Begriffe waren, über einige alte Mauern zu steigen, um in die Vorstadt einzudringen, beynahe wie eingeschlossen waren, und nur suchen mußten, sich wieder frey zu machen. Da sie nun zu diesem Ende den Weg durch einige Häuser nahmen: so wurden selbige von den Portugiesen in Brand gestecket, und die Holländer in große Beängstigung gesetzet, wie sie dem Feuer entfliehen möchten. **Was** sah wohl, hier habe er von niemanden, als von seinem eigenen Muthe und seiner Entschließung, Hülfe zu erwarten. Er verübete Thaten, welche Schouten der Unsterblichkeit würdig schätzet. Allein, zween Büchsenschüsse machten seinem Leben ein Ende. Dem van Goens selbst wurde ein goldener Haken, damit er den Huth aufstülpete, weggeschossen, als er in Person herbeyeilete, seinen Leuten Muth zuzusprechen. **Rothaos** und die übrigen Häupter stunden nicht wenigere Gefahr aus. Doch trieben sie die Portugiesen endlich zurück, und machten sich Luft zum Abzuge.

Die Holländer werden zum Weichen gezwungen.

Dieses Gefecht kostete ihnen viele brave Leute: doch hatten sie die Ehre, daß sie, des Abzuges ungeachtet, Meister von einem Theile der Vorstadt blieben. Sie verloren auch den Muth im geringsten nicht, sondern beschlossen vielmehr, die Belagerung mit Ernste fortzusetzen. Man schiffete folglich die nöthige Geräthschaft zum Arbeiten aus.

t) A. d. 367 S.

Schouten. 1662.

Die Laufgräben wurden eröffnet, und die Batterien gehörig aufgerichtet. Allein, so stark als man die Stadt beschoß, so stark schossen die Portugiesen ohne Unterlaß dagegen heraus, und verstopfeten die Lücken, die man in ihre Mauer legete, mit einer solchen Hurtigkeit, darüber man erstaunen mußte. Van Goens wußte nicht mehr, wohin mit der großen Anzahl Verwundeten und Kranken. Er ließ also eine Kirche zu rechte machen, und sie hinein legen. Indem er damit beschäfftiget war, lief Nachricht ein, der König von Pescatti oder Porca, ein getreuer Anhänger der Portugiesen, habe sechs tausend Mann zusammen gebracht, und wolle die Holländer damit im Rücken angreifen, die Belagerten aber sollten zu gleicher Zeit einen Ausfall thun. Diese Zeitung erweckete bey den Holländern große Bestürzung, weil sie weder Tag noch Nacht eine Stunde vor dem Ueberfalle sicher waren. Die allerkränkesten bekamen in der Angst so viel Kraft, daß sie zum Gewehre griffen, und auf ihrer Hut stunden. Allein, weil der König von Porca der Stadt nicht näher als auf etliche Meilen kam, und nur auf den Ausgang lauerte: so hatte das Schrecken, das er verursachet hatte, keine andere Wirkung, als daß man sah, was die Angst bey einem Menschen auszurichten vermag.

Nachdem die Belagerung schon drey Wochen lang gewähret hatte, und in dieser ganzen Zeit kein Tag ohne einen Angriff oder Ausfall vergangen war: so dachte van Goens, die Belagerten würden nicht viel besser daran seyn, als er selbst, und setzete ihre Standhaftigkeit durch das Anerbiethen eines guten Vergleiches auf die Probe. Er schickete einen Trompeter in die Stadt, und schlug solche Bedingungen vor, die ihnen zur Ehre gereichten. Allein, der dasige Befehlshaber, Ignatio de Sarmento, gab zur Antwort: weil ihm der Platz von seinem Könige anvertrauet sey, so könne er ihn nicht übergeben, so lange er einen Blutstropfen im Leibe habe. Demnach setzete man das Feuer auf beyden Seiten mit größter Heftigkeit fort. Allein, die Holländer erfuhren bald, woher der Trotz ihrer Feinde rührete. Denn gleich am folgenden Tag kam eine Verstärkung an Mannschaft und anderer Kriegesnothdurft von Goa in die Stadt, nicht etwa heimlich, sondern am hellen lichten Tage, indem es den Belagerern unmöglich fiel, die große Menge Durchfahrten und innern Wasser alle mit einander zu verschließen. Sogleich sah man die Fahnen auf den Thürmen und Wällen gepflanzet. Man hörete die Glocken läuten, und ein Freudengeschrey durch die ganze Stadt erschallen *u*).

Die Belagerten werden verstärket.

Diese Begebenheit gereichte den Holländern nicht sonderlich zum Troste. Sie wußten, es rückete die Regenzeit herbey; die Menge der Kranken mehrete sich von Tage zu Tage. Kaum waren noch tausend und vier hundert Gesunde übrig. Sie überlegeten die Wankelmüthigkeit des Glückes, und den vorhandenen Mangel an allerley Lebensmitteln, die sie von der Küste Coromandel zu erhalten vergeblich gehoffet hatten. Nebst dem wartete der König von Porca nur auf eine günstige Gelegenheit, sie zu überfallen. Mit einem Worte, der Abzug schien von äußerster Nothwendigkeit zu seyn, und es kam voritzt nur darauf an, wie er anzustellen sey, daß die Portugiesen nichts davon merketen. Das schwere Geschütz und die Mörser schaffete man auf Flößen weg. Doch, damit waren die Matrosen schlecht zufrieden, weil sie ihre Rechnung auf eine reiche Beute gemacht hatten, und von dem Entschlusse des Kriegesrathes noch nichts wußten. Man machte ihnen also weiß, es sey auf einen Hauptsturm angesehen; und weil man nicht wissen könne, wie er etwa

Die Holländer heben die Belagerung auf.

u) A. d. 374 und vorherg. S.

wa ablaufen möchte, so wolle man alles, was dem Heere am meisten hinderlich falle, vorläufig aus dem Wege schaffen. Bey diesen Gedanken ließ man sie bis auf den Abend des 2ten May. Als man ihnen aufzubrechen befahl, dachten sie noch immer, man wollte sie zum Sturme anführen; sie bekamen es auch nicht eher zu wissen, daß sie an Bord gehen sollten, als bis man sich nach dem Ufer schwenkete. Das Einschiffen geschah in bester Ordnung. Damit nun die Portugiesen nichts davon erfuhren, so brachte van Goens einen Juden durch eine große Belohnung dahin, daß er bey der Nacht die Glocke läutete, wie die Holländer zu thun pflegeten. Ein gewisser Constabler, Namens Heinrich Boerdop, der allerley Stimmen nachmachen konnte, war so verwegen, blieb am Lande, und rief auf allen Posten, wie gewöhnlich: wer da? Runde; was für Runde? u. s. w. und kam gegen Morgen glücklich ans Ufer. Die Portugiesen merketen es erst gegen Mittag, daß die Belagerung aufgehoben sey x).

Schouten. 1662.

Sonderbare Anstalten dabey.

Der V Abschnitt.

Schoutens Rückreise über Mataram.

Urtheil von dem Verfasser. Seine Nachrichten von der Witterung in Indien. Eigenschaft der Landwinde. Seltsame Veränderung des Wetters. Weg von Japara nach Mataram. Beschreibung dieser Stadt. Ihre Größe und Gestalt. Regierung des Matarams. Beschreibung der Turniere. Der Mataram wird von Weibern bewachet. Wie sie ihn belustigen. Hochzeitgepränge auf Javan. Vermählungsceremonie.

Das folgende Jahr unternahm man eben diese Belagerung von neuem und mit größerm Glücke. Cochin hatte mit andern malabarischen Städten gleiches Schicksal, und fiel in die Gewalt der Holländer. Weil aber Schouten damals anderswo beschäfftiget war: so würde seine Erzählung, die er auf anderer Leute Glauben davon beybringt, das Gewicht nicht haben, das man ihr bey Sachen, die er mit eigenen Augen sah, bisher billig lassen mußte. Gleichwie diese letztere Ursache verschiedene Stellen seines Tagebuches sehr schätzbar machet: also ist im Gegentheile wenig darauf zu bauen, wenn er von einer Menge Oerter redet, die er nie mit Augen gesehen, und wenn er vielerley Begebenheiten erzählet, daran er nicht den geringsten Antheil nahm. Gleichfalls halten wir uns für berechtiget, seine öfteren Veränderungen des Ortes wegzulassen; absonderlich da sie nichts beybringen, was uns andere Reisebeschreibungen nicht schon weit ordentlicher und zuverläßiger vor Augen geleget hätten. Er folgete noch viele Jahre lang seiner herrschenden Neigung, die ihn ohne Unterlaß aus einem Lande in das andere trieb. Dergestalt bekam er nach und nach alle holländische Pflanzstädte zu Gesichte. Endlich, als er im Jahre 1665 wieder nach Batavia zurück kam, wurde er es überdrüßig, so lange Zeit außerhalb seines Vaterlandes zu leben. Weil nun eben damals eine Flotte von eilf reich beladenen Schiffen nach Europa segelfertig lag: so ergriff er diese Gelegenheit, und wurde in Ansehung seiner langwierigen Dienste an Bord des Admiralschiffes genommen, welches den Namen Walchern führete, für die Kammer von Seeland gehörete, und von dem Hauptmanne Bitter geführet wurde.

Urtheil von dem Verfasser.

1665.

Doch, ehe wir ihm auf seiner letzten Fahrt Gesellschaft leisten, wollen wir einige Er-

x) A. d. 376 u. vorherg. S.

Schouten. 1665.

Seine Nachrichten von der Witterung in Indien.

Erläuterungen, die Witterung in Indien betreffend, aus ihm beybringen, indem er selbst diese Anmerkungen für die gewisseste Frucht seiner vieljährigen Erfahrung ausgiebt.

Er saget: Die Weise, wie es dem Himmel beliebet hat, die Witterung, die Jahreszeiten und die Einflüsse der Elemente, nicht nur auf beyden Küsten von Malabar und Coromandel, sondern auch in ganz Ostindien überhaupt abzuwechseln, ist wunderbar, und in der That unbegreiflich. Denn man bemerket allerdings mit Erstaunen, daß Länder und Küsten, die nicht weit von einander entfernet sind, ja wohl gar zusammen stoßen, eine ganz andere Witterung genießen, nicht nur in dem Grade der Wärme und Trockene zur trockenen Jahreszeit, sondern auch was das Regenwetter und seine Wirkung währender nassen Jahreszeit betrifft.

In denen Ländern, die zur indianischen oder malabarischen Küste gehören, beginnet die Regenzeit oder der Winter gemeiniglich im April, oder zum spätesten im May, und endiget sich im Herbstmonate, oder mit Anfange des Weinmonates. Sie geht unter heftigem Regen, und oftmaligen Stürmen vorbey, und das ganze Land steht sodann größtentheils unter Wasser. Doch beginnt dieser Musson in der Gegend des Vorgebirges Comorin zeitiger, als weiter gegen Norden. Also spüret man ihn, zum Beyspiele, zu Coylang und Cochin früher, als zu Goa, und zu Goa früher, als zu Surat. Ein gleiches geschieht auf der ganzen Küste, nach dem Maaße als ein Ort weiter gegen Norden liegt, indem die Stürme von Süden dahin kommen.

Rücket diese Zeit herbey, so versorgen sich die Europäer mit Lebensmitteln auf die ganze Dauer derselbigen. Sie laden die Schiffe aus, und bringen sie gegen die Winde in Sicherheit. Man tackelt sie ab, und decket sie mit Matten zu. Diejenigen, welche eine Reise vornehmen sollen, stechen bey Zeiten in die See, ehe sie das schlimme Wetter überfällt. Von der malabarischen Küste gehen sie an die coromandelsche, imgleichen nach Bantam, oder nach Batavia, woselbst man zu eben der Zeit, wenn die Malabaren die schlimme Witterung erwarten, die gute verhoffet. Gleichfalls eilen die Schiffe, welche anders woher nach der malabarischen Küste wollen, weil ihnen die Verzögerung die größte Gefahr bringt. Die Südwestwinde treiben ein dickes Gewölke aus der See an das Gebirge, das Malabar von Coromandel trennet, und sehr weit von Süden nach Norden fortläuft. Indem nun dieses Gewölke von den Gipfeln der Berge, und von denen Winden, die von der andern Seite herkommen, aufgehalten wird: so muß es von dem gewaltsamen Drücken zuletzt platzen, und das bey sich habende Wasser fallen lassen, welches sodann stromweise über die Berge herab stürzet, und eine große Menge Sand nach der See führet. Auf der andern Seite verursachen die Sturmwinde, daß die See weit hohler, als gewöhnlich geht, und die Brandung heftig an das Ufer schlägt, wodurch gleichfalls eine Menge Sand dahin getrieben wird. Derjenige Sand nun, den die Ströme vom Gebirge abschwemmen, und derjenige, den die Wellen ans Ufer werfen, häufet sich zusammen, und machet Sandbänke, welche die Häfen verstopfen, und die Mündungen der Flüsse verschließen. Man sollte sie für Werke der Kunst, und für ausdrücklich verfertigte Dämme ansehen. Es ist in dieser Jahreszeit nicht nur gefährlich, sondern auch zum öftern unmöglich, in einen Hafen zu laufen. Befindet sich zum Unglücke ein Schiff in der See: so muß es weit von der Küste und auf offener See bleiben.

Dieses Regenwasser schwellet nicht nur die Flüsse auf, sondern es überschwemmet auch das ganze platte Land. Das größte Glück dabey ist dieses, daß die Regenwolken eine immer-

immerwährende Scheidewand zwischen der Erde und der Sonne, welche zu solcher Zeit alle Tage in den Scheitelpunct kömmt, vorstellen. Denn sie schwächen die Hitze ihrer Stralen, welche außerdem unerträglich seyn würde. Allein, man hat unterdessen sehr langweilige Zeit, absonderlich um den Neumond, da die Tage sehr trübe, und die Nächte pechschwarz sind. Die Weiber, als welche nie aus dem Hause kommen, wissen sodann von keinem andern Zeitvertreibe, als Betel und Arek zu kauen, oder zuweilen auf dem Gange oder in den Gartenhäusern frische Luft zu schöpfen, wenn anders die Witterung nicht allzuverdrießlich ist. Die Männer hingegen sind mit Einsammlung der Feldfrüchte beschäfftiget, welche in vielen Gegenden Indiens sodann zur Reife kommen. Ja, man bemerket, daß die Bäume und Pflanzen um diese Zeit am allerfrischesten und angenehmsten aussehen. Die hohen Länder, welche lange Zeit vor Dürre lächzeten, grünen sodann, und stehen voll Blüthen und Früchte. Nebstdem hat die Luft, nur ihre Feuchtigkeit ausgenommen, weiter nichts widriges an sich. Allein, man kann weder auf den Gassen noch auf den Landstraßen fortkommen. Diese Unordnung dauert einige Wochen hernach, wenn der schöne Musson bereits eingetreten ist, noch immer fort, indem die Regenbäche in denen Betten, die sie sich selbst gemacht haben, noch immer gegen das Ufer strömen, und gegen die Winde oder die Brandung, die ihren Ausfluß hemmen, mit großer Ungestümigkeit kämpfen. Das Ende der schlimmen Zeit wird fast allemal durch irgend einen schrecklichen Sturm, mit fürchterlichen Blitzen und Donnerschlägen verkündiget. Hat sie nun der angenehmen Zeit einmal Platz gemachet: so dauert die letztere bis zur Wiederkunft des Winters in einem weg. Schouten. 1665.

In vielen indianischen Landschaften wird währender Regenzeit das Land bestellt. Man säet Weizen, Reiß und anderes Getrayde, das in der trockenen Zeit reichliche Erndte bringt. Sodann blasen die Seewinde allemal den ganzen Tag über, und werden bey der Nacht vom Landwinde abgelöset, der gegen zehn Uhr Vormittages sich verliert. Hierauf folget gewöhnlicher Weise eine Windstille, dabey man unerträgliche Hitze empfindet. Aber bald darauf erhebt sich ein kleines Lüftchen aus der See, das allmählig zunimmt, und um den Mittag in einen Wind, der Menschen und Thiere genugsam abkühlen kann, sich verwandelt. Er dauert bis zu der Sonne Untergange; denn mit einfallender Nacht beginnet auch der Landwind. Dieser ist im Anfange gleichfalls schwach: in der Nacht aber bläst er mit solcher Gewalt aus Nordost, daß sodann kein Mensch über Hitze klaget. In den Monaten Jänner, Hornung und März, sind die Nächte in Malabar wirklich ungemein kalt, und werden durch den Thau noch frostiger.

Eigenschaft der Landwinde.

Aber ungeachtet diese Landwinde mit so großer Heftigkeit bis an den Morgen blasen: so spüret man sie doch in keiner großen Weite vom Lande. Ihr weitester Strich geht nur zehn bis zwölf Meilen von der Küste, oder noch näher, ja zuweilen nur so weit, als man das Land sieht. In einigen Ländern spüret man sie auf der See entweder gar nicht, oder doch kaum, absonderlich an den Küsten von Java, Ceylan, Sumatra und Celebes. Hat man sodann den Seewind gegen sich: so halten die Steuerleute so nahe, als sie können, ans Land. Die ganze Zeit über, da der schöne Musson währet, sieht man kaum jemals das geringste Gewölke am Himmel. Zwar gehen sowohl auf der malabarischen Küste, als auf Coromandel die beyden Polarsterne auf: sie steigen aber niemals hoch über die Gränzen des Gesichtskreises empor. Die Sonne geht den Einwohnern des Jahres zweymal über dem Kopfe weg; einmal, indem sie von der Linie gegen den Wendekreis des

Schouten. 1665. Krebses läuft, welches zu Ende des Aprils und im Maye geschieht, das anderemal zu Ende des Heumonates und im August, wenn sie von Norden nach Süden zurück kehret. Zwischen dieser Zeit würde die Hitze in dem heißen Erdstriche nicht auszustehen seyn, wenn nicht die Vorsehung die Wirkung der Sonnenstralen durch dickes Gewölke, das zu seiner Zeit gewaltige Regengüsse mitbringt, und durch die kühlen Land- und Seewinde mäßigte.

Auf der malabarischen Küste regnet es in derselbigen Zeit nicht immer in einem Stücke weg, sondern es wird zuweilen schönes Wetter: allein, es dauert nicht lange. Eben diese Abwechslung wird auch in der trockenen Zeit verspüret. Zuweilen wenn die Luft sehr angenehm und die Witterung ganz gemäßiget ist, erhebt sich ein plötzlicher Sturm. Doch dergleichen Zufälle sind den Indianern nicht weniger seltsam, als den Europäern angenehmes und warmes Wetter mitten in dem Winter, oder Frost und Schnee mitten im Sommer seyn möchte.

Seltsame Veränderung des Wetters. Nichts kömmt Schouten bey dieser doppelten Witterung wundersamer vor, als was er die Schranken der Vorsehung nennet. Zu eben der Zeit, da zu Surate und an der ganzen malabarischen Küste bis ans Vorgebirge Comorin, der Regen und die Stürme regieren, hat man an der Ostseite besagten Vorgebirges, und absonderlich an der ganzen Küste Coromandel, das schönste Wetter. Gleichwohl nimmt diese letztere Küste ihren Anfang auf eben der Höhe, als die malabarische, streicht auch, wie sie, von Süden nach Norden. Die Entfernung von einer zur andern beträgt kaum sechzig oder fünf und sechzig Meilen, ja gegen Süden kaum dreyßig.

Seit langer Zeit nehmen sowohl die Europäer, als Indianer, ihre Reise von Cochin und andern malabarischen Orten, nach St. Thomas zu Lande vor. Die Einwohner auf Coromandel nehmen eben diesen Weg, wenn sie nach Malabar wollen; und es ist auf beyden Seiten eine Reise von wenig Tagen. Man muß aber das hohe Gebirge Ballagate, das von Süden gegen Norden läuft, und beyden Küsten zur Scheidewand dienet, übersteigen. Hat man nun den Gipfel dieser Berge erreichet: so ist es recht erstaunlich, ja fast unglaublich, wie plötzlich man aus der Hitze in die Kälte, aus dem Sommer in den Winter, aus dem schönsten Wetter in die dicke trübe Luft geräth. An einer Seite des Vorgebirges Rasalgate, welches im arabischen Meere ist, liegen die Schiffe ruhig vor Anker, oder fahren ohne alle Gefahr, wohin sie wollen. Hingegen an der andern Seite nurbesagten Vorgebirges, bis an die entlegenste Küste des glückseligen Arabiens, untersteht sich kein Schiff, die See zu halten, weil es ohne Unterlaß Stürme zu befürchten hat. Der stürmische Musson fängt auf Coromandel mit Ausgange des Weinmonates an, das ist zu eben der Zeit, wenn in Malabar, in den Königreichen Orixa, Bengala und Arrakan der Sommer angeht. Sodann ist weder zu Paliacate, noch in irgend einem andern Orte gegen Süden, einige Sicherheit mehr für die Schiffe, wohl aber ist gegen Norden das Wetter vortheilhaft für sie. Zu Tutucorin, welches nicht weit vom Vorgebirge Comorin, und zwar ostlich, oder vielmehr südlich an selbigem liegt, genießt man das schönste Wetter, wenn man zu Coylang und in andern Gegenden dieser Küste mit Ausnahme des Eises, alle Unbequemlichkeiten des Winters empfindet. So lange der trockene Musson währet, regieren zu Negapatam und weiter gegen Norden, dermaßen war-

y) A. d. 508 u. vorherg. S. Die eigentliche Stelle der vorhergehenden Anmerkungen, scheint zwar der Artikel von der Naturgeschichte zu seyn; allein die Reisebeschreibung des Schoutens wäre allzu

warme Landwinde, daß man zu ersticken vermeynet. Im Heumonate spüret man zu Petapoli und Masulipatam eben dergleichen heiße, aber noch weit ungesundere Landwinde. Allein, mit Anbruche der Nacht erheben sich die Seewinde, und beleben Menschen und Thiere durch ihre Kühlung. Schouten. 1665.

Auf der Insel Ceylan wird der nordliche Theil im Weinmonate vom Winter angefallen; das ist Warmias, Jafnapatam und die benachbarten kleinen Inseln. Hingegen im südlichen Theile genießt man zu eben derselbigen Zeit des angenehmsten Sommers. Hat aber Jafnapatam die angenehme Witterung zu genießen: so wird Colombo, Caletur, Puntogallo, Bellingham, Matura, Donderi mit einer düstern wolkigten Luft umhüllet, und von unaufhörlichen Regengüssen überschwemmet.

Schouten dehnet seine Wahrnehmungen bis auf einen Theil der ostlich an Indien gelegenen Inseln aus, und versichert, auf Ceiram regiere im nordlichen Theile der Winter, wenn im südlichen, welches nur drey bis vier Meilen davon liegt, der Sommer herrsche *y*).

Bey Gelegenheit seiner Abreise aus dem Hafen zu Japara, wo die Holländer Zimmerholz, Reiß, Vieh, Früchte und andere Waaren für ihre Wohnplätze abholen, lehret er uns nicht nur die Namen verschiedener Plätze, die in unserer von Java gegebenen Beschreibung fehlen, sondern er giebt auch eine lesenswürdige Nachricht von dem Hofe des Matarams, davon andere Reisende wenig mehr, als den bloßen Namen gewußt haben.

Weg von Japara nach Mataram.

Pati und Dauma liegen, seinem Versichern zu Folge, nicht weit von Japara, versorgen es auch mit Getreyde und Fischen, sind aber von schlechter Wichtigkeit. Samarang liegt sieben Meilen von Japara, und ist eine sehr volkreiche Stadt. Die Einwohner beschäfftigen sich mit dem Landbaue und Fischfange, sie fällen auch in den Wäldern Holz, und zimmern es. Alle Gesandten, die man von Batavia an den Mataram schicket, nehmen diesen Weg nach Hofe. Unterwegens findet man schöne, meistens mit Reiße besäete Felder, imgleichen Wälder, Auen, Wiesen, und Thäler von unvergleichlicher Schönheit. Ferner reiset man an den Gebirgen Ongaran, Marbabu, und Milerang vorbey; ihre Gipfel stehen voll grünender Bäume, die bis an den Himmel zu reichen scheinen. Man kömmt durch die Flecken Ongaran, Chiandi, Saleriga und Silimby, welche sämmtlich von Einwohnern wimmeln. Noch viele andere aber erblicket man in der Ferne. Auch setzet man über einige Flüsse, darunter Damak der wichtigste ist. Er stürzet sich mit großem Geräusche über das Gebirge herab, darauf er entspringt *z*).

Beschreibung dieser Stadt.

Mataram, die Hauptstadt des Königes, welcher eben diesen Namen führet, gemeiniglich aber der Kaiser von Java benennet wird, liegt auf einer angenehmen und fruchtbaren Ebene mit hohen Gebirgen umringet, welche das ganze Jahr über grünen, und nicht minder fruchtbar sind, als die Ebene selbst. Schouten stellet diese Gegend als ein Meisterstück der Natur vor *a*). Die Stadt hat keine andere Befestigung, als ihre Lage. Auf der Westseite umringen sie die Gebirge Ongaran und Marbabu, und dienen ihr statt eines Walles. Gegen Norden steht der Berg Bilerang, der für den höchsten auf der Insel gehalten wird, und an vielen Orten unbesteiglich ist. Die Schiffe, welche währendem Ostmusson nahe an die Insel kommen, erblicken den Bilerang auf dreyßig Mei-

 len

allzu kurz dabey gekommen: es wird also genug seyn, wenn wir den geneigten Leser darauf verweisen.

z) A. d. 298 S.

a) Ebendas.

Schouten. 1665. len weit in der See. Indem also Mataram mit Bergen und unwegsamen Wäldern umfangen wird: so hat es um so viel weniger eine Vertheidigung nöthig, weil es in diesem Raume alle zum Unterhalte seiner Einwohner nöthige Bedürfnisse findet. Von Samarang kömmt man durch vier enge Pässe dahin, die mit eben so vielen Thoren verschlossen sind. Der erste heißt der silimbysche Paß. Er ist in einem sehr engen Thale. Man erreichet ihn durch viele Umwege, darauf man achtzehn bis zwanzig Meilen zurück legen muß. Er wird von einer zahlreichen Mannschaft bewachet, und solche alle Monate abgelöset. Inwendig in diesem Felsenpasse liegt der volkreiche Flecken Silimby. Wer durchreisen will, der muß dem wachhabenden Officier seinen Namen und seine Geschäffte melden, welches alles aufgeschrieben wird.

Eben also verfährt man auch an dem zweyten Passe, welcher Tadie heißt. Zwar sind die Thore nur von Holze, aber unvergleichlich stark und dick. An beyden Seiten der Thore bis unten ans Gebirge sind dicke Pallisaden gesetzet. Es würde wegen der dichten Dornbüsche und anderer Hindernisse ungemein schwer fallen, einen Nebenweg zu bahnen, noch schwerer aber wäre es, an solchen Orten, die man wegen ihres steilen Abschusses von allen Seiten sehen kann, unvermerkt vorbey zu wischen. Würde jemand über dieses Unternehmen ergriffen, der müßte durch einen schmerzlichen Tod auf der Stelle dafür büßen. Die übrigen beyden Pässe, durch welche man nach Mataram kömmt, heißen der von Oupack, und von Caliadir. Rings um die Stadt liegen viele schöne Dörfer, welche gleichsam die Vorstädte bedeuten. Man zählet ihrer sowohl auf der Ebene, als am Abschusse und auf dem Gipfel der Gebirge in allem dreytausend. Auch sieht man überall viele Lusthäuser, Viehhöfe und Baumgärten. Doch das allerwunderbareste ist die Menge der Einwohner.

Ihre Größe und Gestalt. Die Stadt hat vom Caliadirthore bis zum kaiserlichen Pallaste zwo Meilen in die Länge. Die Breite beträgt ungefähr eben so viel. Gegen Westen wird sie durch eine hohe und starke Mauer, von verklammerten Werkstücken eingefasset. Am Ende der Südseite steht der kaiserliche Pallast. Gegen Norden das Caliadirthor. Den übrigen Umkreis schließt das Gebirge. Schouten klaget über die schlechte Ordnung und Unreinlichkeit der Gassen. Es geht nicht mehr als eine einzige in gerader Linie von Norden gegen Süden, und auch diese machet an den vornehmsten Gegenden eine Krümmung. Zu Ende dieser Hauptgasse erblicket man den Pallast. Dieser ist wenigstens zwo Meilen lang, und in der Javaner Augen zwar ein herrliches Werk, daraus aber die Holländer wenig Wunder machen. Seine größte Herrlichkeit besteht in Gärten, Obstbäumen, Spaziergängen, dem davor liegenden schönen Platze, und einigen großen Gehölzen, die durch eine Verzäunung von einander abgesondert sind. Einige darunter dienen zur Jagd, in andern werden Nashörner, Hirsche, wilde Ochsen, Pferde, Kühe und viele andere Thiere gehalten.

Regierung des Matarams. Der damals regierende Mataram hieß Susuhunan Ingelaga. Er war ein Sohn des Sultan Muhammets, welcher den Thron vor ihm besaß. Ingelaga hatte keine geringe Schwierigkeiten zu übersteigen, ehe er zu seines Vaters Erbschaft gelangen konnte. Als er es endlich so weit brachte, daß man ihn zum Könige ausrief: so ließ er alle diejenigen, die ihm an dem Genusse seiner Gerechtsamen hinderlich gefallen waren, aus dem Wege räumen. Nachgehends führete er eine weise und gelinde Regierung, die ihm bey allen seinen Unterthanen Liebe und Hochachtung erwarb. Sein Reich bestund aus zwölf Landschaften; sieben

ben lagen an der Küste, und fünfe mitten im Lande. Das allermerkwürdigste bey seiner Regierung war seine unaufhörliche Sorgfalt, alles in Ordnung zu erhalten, und sein standhafter Entschluß, die allergeringsten Fehler der Beamten zu bestrafen. Nebst dem erwähnet Schouten noch einiger besonderen Hofgebräuche, die wir nicht vorbeygehen dürfen.

Schouten. 1665.

Beschreibung der Turniere.

Den ersten Rang giebt er den Turnieren, welche alle Montage, zuweilen auch Sonnabends auf dem großen Platze vor dem Pallaste angestellet werden. Hier erscheinen die vornehmsten Herren im Lande, an der Zahl fünf bis sechshundert, in ihrem größten Prachte, und es sind die Pferde nicht minder herrlich aufgeputzet. Diese Pracht besteht in einem weißen und feinen Stücke Cattun, das sie unterhalb des Gürtels um sich schlagen; denn der ganze übrige Leib ist nackend. Auf dem Kopfe tragen sie eine kleine weiße Mütze, die gemeiniglich nur aus einem Stückchen Cattun oder Seidenzeuge besteht, der in Gestalt eines Bundes etlichemal um den Kopf gewickelt wird. An dem Umfange des Platzes wird jedem turnierenden Ritter ein Pfahl eingeschlagen, sein Pferd daran gebunden, und von einem Bedienten Acht darauf gegeben. Rings herum stehen andere Bedienten, und spielen auf allerley Instrumenten. An dem Pallaste stehen die kaiserlichen Spielleute, und lassen sich ebenfalls hören, absonderlich wenn der Monarch zum Pallaste heraus tritt, und in Begleitung einer Leibwache von etwa hundert Mann, angeritten kömmt. Sobald er sich zeiget, wirft jedermann die Augen auf ihn, um zu sehen, ob er eine javanische Mütze oder einen Turban auf dem Haupte habe. Wenn das erste ist, so setzet jedermann die seinige auf; wo das letztere, so sieht man im Augenblicke nichts als lauter Turbane.

Sobald der König in die Schranken, welche den Platz umfangen, getreten ist, werden alle Zugänge zu selbigem geschlossen, und es ist keinem Menschen erlaubet, wegzugehen. Rings um die Schranken stehen zehn bis zwölftausend Mann im Gewehre. Der Kaiser hält seinen Einritt mit großer Ernsthaftigkeit, und tummelt sein Pferd rings um den Pfeiler, wornach jedweder Ritter seine Schwenkung ebenfalls machet. Hat er nun Lust, einen Ritt zu thun: so suchet er sich unter den vornehmsten Kämpfern einen aus, und nimmt eine Lanze zur Hand, die aber statt des Eisens oben nur mit einem Knopfe versehen ist. Der Kaiser rennet voraus, und seine Leibwache jaget neben ihm her. Derjenige nun, mit dem er turnieret, suchet ihm so nahe zu kommen, daß er ihn mit der Lanze erreichen kann, stößt aber vorbey, und zeiget nur, er hätte ihn zu treffen vermocht. Der Kaiser hingegen, nimmt den Stoß mit seiner Lanze aus, als wenn er sich wirklich davor zu fürchten hätte. Sind sie nun im Rennen bis an das Ende des Platzes gelanget: so wenden sie sich mit großer Geschicklichkeit, und wer zuvor den andern verfolgete, der wird nunmehr von jenem verfolget. Nachgehends rennen die übrigen Ritter nach der Reihe. Sie verwechseln die Pferde zum öftern, aber allemal zugleich, und fahren auf diese Weise so lange fort, bis endlich einer von beyden Kämpfern einen merklichen Vortheil über den andern erhält. Geschieht es, daß des Kaisers Gegenrenner ihm überlegen ist: so thut er deswegen durchaus nicht stolz. Er giebt es zwar mit einer guten Art zu erkennen, daß er im Vortheile sey: allein, ohne aus seiner ehrerbiethigen Stellung zu kommen, oder sich mit seinem Siege groß zu machen *b*).

b) A. d. 319 S.

Schouten. 1665.

Die ordentliche Dauer eines solchen Turnieres ist von vier Uhr Nachmittages bis zu der Sonnen Untergange. Die javanischen Herren rennen mit großer Hurtigkeit, und wissen ihre Lanzen sehr geschickt zu gebrauchen. Jedweder bemühet sich, seinen Gegner aus dem Sattel zu heben; wem nun dieses Unglück wiederfährt, der wird wacker ausgelachet. Die Mützen und Turbane sind bey dieser Uebung in großer Gefahr: denn die Ritter machen sich eine Lust daraus, sie währenden Rennens mit ihrer Lanze abzustoßen, wo sie können. Der Kaiser selbst machet sich die Freude. Die Javaner sitzen sehr gut zu Pferde. Ihre Sättel sind niedrig, und die Steigbügel kurz. Sie lenken das Pferd nicht nur mit dem Zaume, sondern auch mit einem Häckchen an einer Schnure, die sie wie einen Gürtel um den Leib binden. Demnach lenken sie das Pferd bloß mit dem Leibe, und diese Weise, darinnen sie ungemeine Geschicklichkeit besitzen, läßt ihnen beyde Hände zu Regierung ihrer Lanze frey.

Der Mataram wird von Weibern bewacht.

Schouten hat von dem, was im Pallaste selbst vorgeht, nicht minder gute Nachricht. Nach seinem Versichern, hält daselbst eine große Menge Weiber Tag und Nacht Wache. Bey der Nacht ist keinem Mannsbilde erlaubet, hinein zu gehen. Man rechnet die Anzahl dieser Weiber bis auf zehntausend. Sie haben Oberstinnen, und allerley andere Befehlshaberinnen, welche sämmtlich nur auf die Ruhe und Sicherheit des Matarams bedacht sind. Sie gehen wechselsweise aus dem Pallaste in die Stadt und kaufen alle zum Leben nöthige Bedürfnisse ein; unterdessen aber bleiben die Thore stark besetzet, und es wird weder eine Mannsperson hinein, noch eine Weibesperson herausgelassen. Die Thore, die Zimmer und Spatziergänge, werden von den Aeltesten bewachet. Die Jungen versehen die inwendigen Dienste. Einige werden in der Küche gebraucht, andere müssen für die Reinlichkeit des Pallastes sorgen, die übrigen verrichten andere Handarbeit. Sie dürfen nach der Reihe ausgehen, aber allemal unter der Aufsicht einer alten Hofmeisterinn, die ihre Aufführung außerhalb des Pallastes belauren muß. Wo der Mataram geht und steht, da hat er einige um sich. Theils sind mit Lanzen und leichtem Schießgewehre bewaffnet. Andere tragen ihm Betel nach, imgleichen Siribu, Toback, eine Matte darauf zu sitzen, Pantoffeln und andere Dinge zu seiner Bequemlichkeit. Eine von den schönsten hält ihm den Sonnenschirm über den Kopf. Eine andere wehret ihm die Fliegen vom Gesichte. Setzet er sich nieder: so schließen sie einen Kreis um ihn, und jedwede machet so viel anmuthige Gebärden, als sie kann.

Wie sie ihn belustigen.

Machet er sich lustig oder schmauset, so läßt er die besten Tänzerinnen von seiner Leibwache herbey kommen. Diese erscheinen mit aufgekräuselten und in Locken geschlagenen Haaren. Zwischen die Locken sind mit vieler Artigkeit Bluhmen gestecket, und mit Bändern fest gebunden. Die Brust bedecken sie mit einem schmalen Stücke Seidenzeuge, der unter den Armen durchgeht, und sich mit dem übrigen Gewande vereiniget, und das übrige vom Oberleibe zwischen der Brust und dem Gürtel bloß läßt. Der ganze Unterleib ist mit einer Gattung eines Unterröckchens bedecket, das drey bis viermal gefältelt auch mit goldenen und silbernen Sternen, mit Laubwerke und Bluhmen, aufgeschürzet ist. Sowohl unter als oberhalb des Ellenbogens haben sie goldene Ringe und Spangen. Ungeachtet nun diese Mägdchen schwarz sind, so gefielen sie doch dem Schouten nicht übel, absonderlich des Nachts, da die Fackeln der Anmuth ihres Putzes und ihrer Schönheit einen neuen Glanz beylegeten. Gefällt ihr Tanzen dem Mataram, so klopfet er in die Hände, lobet diejenigen, die es gut machen, und beschenket sie zuweilen mit Ringen oder andern

andern Schmucke. Zuweilen lassen die vornehmen Herren, welche gleichfalls viele Weibespersonen in ihren Diensten haben, die schönsten darunter mit des Monarchens Erlaubniß herkommen, und mit den Schloßjungfern um die Wette tanzen. Die Herren vom ersten Range tragen an diesem Hofe den Titel Pangorans und Commagras c).

Schouten. 1665.

Schouten beschreibt, wie es auf einem mohrischen Hochzeitfeste, dabey er gegenwärtig war, zugieng. Eines Tages, saget er, als wir am Lande waren, trieb mich gegen Abend die Neugierigkeit, eine Lustbarkeit, davon viel Wesens gemachet wurde, zu sehen, in die Behausung eines reichen Mohren, der sich diese Nacht verheirathen wollte. Das erste, was mir in die Augen fiel, war eine große Menge Lichter, Fackeln und Laternen, die man, um die Nachtfinsterniß desto besser zu vertreiben, hoch empor hielt, und dergestalt mit langsamen Schritten gegen das Haus anrückete. Hinten drein folgete eine große Anzahl Tänzer, Trommeln und andere Instrumente, als zum Beyspiele Dudelsäcke, Pfeifen, und messingene Becken, die nicht übel durcheinander klangen. Dieses war gleichsam das Vorspiel des Hochzeitfestes. Auf diese Lustigmacher folgeten zween weiß gekleidete mohrische Priester, und sodann die beyderseitigen Anverwandten des Brautpaares. Sie traten aber dermaßen langweilig und ernsthaft einher, daß mir alle Geduld darüber vergieng. Endlich erschien der Bräutigam, auf einem schönen persischen Pferde: er that aber ungemein ehrbar, und schlug die Augen beständig nieder. Ueber sein Haupt wurde ein prächtiger, mit großen seidenen Fransen besetzter Sonnenschirm gehalten, welcher bey dem Scheine der Fackeln in der That ein sonderbares Ansehen machte, weil man ihn beständig umdrehete. Zween Mohren hielten die Zügel seines Pferdes. Zween andere Mohren bespritzeten den Bräutigam mit Rosenwasser, und erfülleten die Luft mit dem Geruche von allerley Specereyen, die sie in baumwollenen Schnupftüchern bey sich hatten. Hinter ihm ritten einige junge Leute von seinem Alter, und schlossen den Zug.

Hochzeitgepränge auf Java.

Hintennach lief eine gewaltige Menge Leute, welche dergleichen Aufzug wohl schon hundertmal gesehen hatten, und doch wiederum begierig darnach waren. Von des Bräutigams Wohnung gieng der Zug vor der Braut Behausung vorbey, und sodann weiter durch die vornehmsten Straßen in Java. Endlich kehrete man nach der Braut ihrer Wohnung zurück. Dieser Umgang war nun schon seit vierzehn Tagen alle Abende richtig vorgenommen worden. Zu diesem, als dem letztenmale, stieg der Bräutigam mit Hülfe seiner Brautführer vom Pferde ab, und wurde von dem ganzen Haufen in ein prächtig ausgeziertes Gezelt geführet, das vor dem Hause aufgeschlagen war, und gleichsam ein Vorhaus vorstellete. Sogleich breitete man statt der Tischtücher, einige Teppiche auf die Erde hin, und legete Polster für die Gäste dazu, darauf sie sich nach Landesart, das ist, mit kreuzweise geschränkten Beinen, niederließen. Zwo pechschwarze, aber schneeweiß gekleidete Mägdchen, trugen eine Menge Gerichte in hölzernen Näpfen auf. Das erste bestund aus Betel und Arek, und sollte nur Lust zum Essen machen. Nachgehends erschienen gebratene Hühner, imgleichen allerley ander Geflügel mit Karri, das ist, mit einer gewissen Brühe, davon die Javaner viel Wesens machen, zugerichtet. Währenden Essens sprach kein Mensch das geringste Wort, wohl aber wurde so lange und so tapfer drauf los gegessen, bis alle Näpfe leer wurden. Die Mannspersonen waren der Mühe überhoben, dem Frauenzimmer vorzulegen oder andere Höflichkeit zu erzeigen; denn es speisete

c) A. d. 342 und vorherg. S.

Schouten. 1665. sete selbiges in einem andern Saale besonders, und zwar, welches zu verwundern, ohne im geringsten laut dabey zu werden. Bloß die Spielleute ließen sich hören. Zu Ende der Mahlzeit trank man frisch herum, das beste Wasser, versteht sich; der Beschluß der ganzen Gasterey erfolgete um Mitternacht und war dem Anfange ähnlich; man kauete nämlich Betel.

Vermählungsceremonie.

Hierauf wurde den Gästen zu wissen gemacht, man werde zur Vermählung schreiten. Zu diesem Ende setzeten einige schön bekleidete Leibeigene eine sechs Schuh lange, und einen Schuh hohe Bank mitten ins Gezelt, worauf der Bräutigam stieg, und auf jedweder Seite einen Brautführer neben sich hatte. Er war in den feinesten Cattun gekleidet. Oben auf dem Turban war ein Blech von Flittergolde und vorne noch eines; beyde schlugen an einander, und machten ein Geklingere. Rings um den Turban stecketen weiße Bluhmen und Rosen. An jedweder Seite hing eine lange Binde dem Bräutigam über das Gesicht bis an den Bauch herab. Wenn er sich nun bewegete, so fladderten die Binden hin und wieder, welches sehr artig ließ. Um dem Hals hatte er eine goldene Kette, an den Ohren und Fingern Ringe von eben diesem Metalle, und um den Leib einige seidene Leibbinden. Sein Alter betrug etwa sechs und dreyßig Jahre.

Hierauf hielten zween Sclaven einen Vorhang empor, der ihn und seine beyden Brautführer vom Kopfe bis auf die Füße verdeckte. Als dieses geschehen war, trat der Brautvater mit seiner Tochter auf den Armen ins Gezelt. Letztere war vermittelst vieler Binden eben also wie die Wickelkinder in ihre Windeln eingehüllet, und konnte man nicht einmal ihr Gesicht sehen: doch merkete man an der Bewegung der Binden, die ihr Gesicht bedecketen, daß sie heftig weinete. Der Vater nun stellete sich mit der Braut auf den Armen vor den Vorhang, dahinter sein Tochtermann steckete. Zween Priester kamen mit bedecktem Haupte herbey, und verrichteten ein kurzes Gebeth um glücklichen Ausgang der Sache; hernach fragten sie den Mohren, ob er die gegenwärtige Jungfer zu seinem Ehegemahle haben wollte? Seine Antwort lautete, er sey es völlig entschlossen. Aber da sie eben diese Frage an die Jungfer thaten: so gieng es dem guten Mägdchen gewaltig übel. Denn sie weinete nicht nur ärger als zuvor, sondern sie wäre bey dem heftigen Schluchzen unter den vielen Binden beynahe gar ersticket; sie fiel wirklich, oder doch beynahe, in eine Ohnmacht, und man mußte sie mit frischem Wasser wieder auflaben. Sie trank ein wenig, und bey dieser Gelegenheit erblickte man ihre Annehmlichkeiten unverdecket. Sie hatte sowohl in der Nase als in den Ohren Ringe; alle Finger stecketen voll. Der Kopf war gleichwie des Bräutigams seiner, mit Bluhmen und einem Bleche von Flittergolde gezieret. Ihr Alter betrug etwa funfzehn Jahr: aber ihre Farbe kam dem Schouten, ungeachtet alles Rühmens der Anwesenden, nur maulwurfsmäßig vor.

Sobald sie sich erholet hatte, wiederholeten die Priester ihre Frage; und für dieses mal antwortete die Braut, wiewohl sehr unbeherzt, mit Ja! Auf diese Losung erfolgete ein allgemeiner Zuruf aller Anwesenden; absonderlich thaten sich die jungen Mägdchen hervor, und sangen, dem neuen Brautpaare zu Ehren, einige nicht übelklingende Lieder als einen Glückwunsch ab. Auf einmal wurde alles stille. Man ließ den Vorhang nieder, und in diesem Augenblicke warf der Bräutigam seine Liebste mit einer weißen Bluhme. Nach dieser That wurde der Vorhang wieder empor gehalten, und der Gesang von neuem angestimmet.

d) Im II Theile a. d. 51 u. vorherg. S.

stimmet. Dieses alles geschah viermal nach einander. Hierauf kam die Reihe an die Braut, das ist, man hielt viermal inne mit Singen. Man ließ den Vorhang viermal herab, und die Braut warf den Helden dieses Auftrittes eben so oft mit einer weißen Bluhme. Nach dieser Kurzweile blieb der Vorhang länger geöffnet. Der Bräutigam zog einen Ring vom Finger, und steckete ihn seiner Braut an den ihrigen. Sie zog ebenfalls einen ab, und steckete selbigen dem Bräutigame an. Der Gesang erhub sich wieder und der Vorhang gleichfalls, aber zum letztenmale, fiel auch gleich darauf wiederum nieder. Der Bräutigam ergriff einen Kranz von weißen Bluhmen, und hing ihn seiner schwarzen Geliebten um den Hals, welche diese Artigkeit mit eigener Hand erwiederte. Voritzt schaffete man den Vorhang gar bey Seite; der Bräutigam setzete sich nieder, und nahm die Braut aus des Vaters Armen in die seinigen. In dieser Stellung reichete man ihm einen Becher voll Milch, davon sie wechselsweise viermal tranken. Jedwedes gab dem andern den Becher in die Hand, und spühlete sich nach dem Trinken allemal den Mund mit Wasser aus.

Schouten. 1665.

Als dieses geschehen war, so rennete der Bräutigam mit seiner Braut auf den Armen zum Gezelte hinaus, und stieg, ohne sie fahren zu lassen, mit Hülfe seiner Brautführer zu Pferde. Weil es nun das Ansehen haben sollte, als ob sie ihm seine Braut entführen hülfen: so ritten sie mit großer Ernsthaftigkeit, doch aber etwas hurtig, bis an des Bräutigams Wohnung, da er in aller Eile abstieg, und seine Braut hinein trug, ohne ein Wort dabey zu sprechen, oder seinen Begleitern im geringsten zu danken. Jedweder machte sich in der Stille nach Hause. Ja, man hatte bey der ganzen Lustbarkeit, nie weder einiges Jauchzen noch andere Merkmaale einer außerordentlichen Fröhlichkeit, gehöret noch gesehen. Es geschah alles in größter Ehrbarkeit und mit einem gelassenen Wesen. „Es scheint wohl, saget Schouten, daß diese Leute weder vom **Bacchus** noch von der „**Venus** etwas wissen *d*).„

Der VI Abschnitt.

Fortsetzung der Rückreise bis nach Norwegen.

Holländischer Handelssitz am Ausflusse des Ganges. Beschreibung von Ougly und Pipely. Bellesoor. Schouten besteigt den Tafelberg; kömmt auf dessen Gipfel. Sonderbarer Anblick. Schwere Rückkehr. Betrübte Zeitung. Tageslänge auf sechzig Grad. Glück der Holländer. Verlegenheit des Admirals. Es begegnen ihm zwey holländische Schiffe. Sie sollen in Bergen anlegen. Sie ankern daselbst. Gefahr, die ihnen allda drohet. Die englische Flotte nähert sich Bergen. Sie leget sich daselbst vor Anker. Schrecken der Einwohner in Bergen. Vorsicht des Admiral Bitters. Sie schicken sich zum Treffen. Das Gefecht geht an. Die Engländer ziehen ab. Verlust der Holländer. Die Engländer drohen dem Statthalter.

An einem andern Orte bringt Schouten von dem Handelssitze der Holländer am Ausflusse des Ganges eine Beschreibung bey, daraus man die Nachricht des **Luilliers** *e*) verbessern kann. Man hat auch um so viel größere Ursache seinem Worte zu glauben, weil er seinem Versichern zu Folge, **Ougly** und **Pipely** sehr genau besah. **Ougly** ist mittelmäßig groß, dehnet sich an dem Gangesstrome in die Länge aus, und verursachet einen schönen Anblick. Die Gassen sind breit, aber nicht gepflastert. Es stehen, nach dasiger Landes-

Holländischer Handelssitz am Ausflusse des Ganges.

Beschreibung von Ougly.

e) Im IX Theile gegenwärtiger Sammlung.

Schouten. 1665.

Landesart schöne Gebäude darinnen, imgleichen wohlangefüllete Packhäuser, bequeme Wohnungen, Kaufläden voll Waare, absonderlich seidene, baumwollene und andere Zeuge, die in Indien verfertiget werden. Die stärkeste Handlung ist zwar in der mohrischen Kaufleute Händen, doch dulden die Mogolen auch eine große Anzahl Heiden, Banianen und Gentiven, ob sie gleich meistentheils nur Handwerke treiben. Sie haben auf dem großen Marktplatze fünf Pagoden, weil sie in fünf Hauptsecten abgetheilet sind *f*). Jedwede Pagode steht in dem Stadtviertel, darinnen ihre Glaubensgenossen wohnen. Alle Kaufleute, Handelsbediente, oder Ausländer, müssen ihre Bude an der Pagode, dazu sie sich bekennen, aufschlagen.

Doch ist in ganz Ougly kein schöneres Gebäude, als das holländische Handelshaus. Es steht auf einem großen Platze, einen Büchsenschuß weit vom Ufer des Ganges. Man sollte es nicht sowohl für ein Waarenlager, als vielmehr für ein wichtiges Schloß ansehen. Die Mauern sind hoch, und gleich den übrigen Befestigungswerken von Werkstücken gebauet *g*). Es ist mit schwerem Geschütze gut versehen, auch mit einem Graben voll Wasser umgeben. Die Gegend um die Stadt machet einem Ausländer wegen ihrer mannigfaltigen Anmuth großes Vergnügen. Denn man erblicket angebauete Felder, schöne Häuser, große Gärten, Fischwasser, Teiche zum Baden, lustige Dörfer, und Landstraßen, welche die schönsten Spaziergänge von der Welt vorstellen.

Beschreibung von Pipely.

Pipely liegt ebenfalls auf einer ungemein schönen Ebene, am Ufer eines Flusses, der aber so wenig Tiefe hat, daß die holländischen Schiffe zwo Meilen weit von der Küste Anker werfen müssen, woselbst sie aber so lange, als die Südwinde regieren, eben so wenig Schutz haben, als auf der offenbaren See. Allein, im Wintermonate, und in den drey folgenden, wenn der Nordwind das schöne Wetter mitbringt, ist die Rhede sicher, und für die größten Schiffe bequem. Die kleinen legen sich in der Nähe des Ganges, und hinter der Insel Gale vor Anker. Bey hoher Fluth fällt zwar das Ein- und Auslaufen im Pipelyflusse möglich: man ist aber dabey in beständiger Gefahr, auf die Sandbänke außerhalb der Mündung zu laufen, und es fällt sehr schwer, sich wieder davon loszumachen. Pipely liegt vier bis fünf Meilen weit ins Land hinein, und ist etwas kleiner, als Ougly. Ungeachtet der Ort weder eine Mauer, noch einige andere Befestigung hat, so wird er doch ungemein stark bewohnet. Die vornehmsten Häuser, imgleichen die Pagoden und alle öffentliche Gebäude überhaupt, haben geräumige Plätze, bedeckte Gänge, Lust- und Baumgärten um sich. Die Häuser der Banianen und Gentiven werden gemeiniglich nur

f) Man sehe den Artikel vom Gottesdienste, in der Beschreibung von Indostan.

g) Graf gedenket keiner Befestigung.

h) Amboyna kennen wir schon aus einer weitläuftigen Beschreibung: von Dingding hingegen giebt uns kein einziger Reisender, als Schouten, Nachricht. Er saget, es wäre eine wüste Insel, die mehr als dreyßig Meilen gegen Nordwest von Malacca liege. Man findet da Berge, dicke Wälder, und schreckliche Wildnisse. An vielen Orten ist die Küste mit Felsen umgeben, die gleichsam schwebend über dem Wasser hängen, mit Dornen, Gebüsche, ja auch mit sehr großen Bäumen über und über bewachsen sind, und den Strand unwegsam machen. Wir sahen, saget er, am Ufer einen hohlen Felsen, in der Größe eines großen Hauses. Wir giengen an einer Seite hinein, und zur andern wieder heraus. Sein Inwendiges war eine weite Höhle, die von der Natur in verschiedene Kämmerchen abgetheilet worden war. Hier und dort auf der Insel rinnet Wasser von den Bergen herab, und sammelt sich in den Thälern. Hieraus entstehen Bäche und kleine Flüsse. Ihr Wasser ist ungemein hell, und von besonders angenehmen

nur von durch einander gemischetem Kühmiste und Lehmen gebauet, und mit Schilfe oder Cocosblättern gedeckt. Um sie gegen das Austreten des Ganges, welcher die Gegend weit und breit unter Wasser setzet, zu verwahren, werden sie auf einen zusammengeschütteten Leimenhaufen gebauet. Das holländische Waarenlager hatte nur kurz vorher die Gewalt der Ueberschwemmung empfunden; und Schouten sah mit Augen, wie eifrig man sich die Wiederherstellung desselbigen angelegen seyn ließ. Weil das englische Waarenhaus zu Ougly mit einem ähnlichen Schicksale bedrohet wurde: so ließen es die Factoren dieser Nation, nach einem andern Risse, wieder aufbauen. Schouten. 1665.

Bellesoor ist gleichfalls eine Stadt, fünf Meilen westlich vom Pipely Flusse. Die Engländer haben daselbst ein schönes Waarenlager, wo ihre meisten Schiffe vor Anker legen. Die dasige Rhede ist vortrefflich, indem sie durch das Vorgebirge Palmeris gegen die ungestümen Südwinde gedecket wird. Bey hellem Wetter können die Engländer, die auf dieser Rhede vor Anker liegen, und die Holländer, die auf der zu Pipely liegen, einander sehen. Schouten merket an, es steige von einer gewöhnlichen Fluth das Wasser im Ganges um drey bis vier Faden höher, und sein Flußbette bestehe aus weißlichtem zarten Thone. Er sah die Heiden zu Tausenden dahin wallfahrten; indem sie vermeynen, sein Wasser habe die Kraft, von Sünden zu reinigen. Sie waschen ihre Kleider darinnen; sie stecken die Köpfe hinein, sie begießen sich den ganzen Leib damit, und schreyen bey diesem Vornehmen zuweilen aus Leibeskräften, und mit gefaltenen Händen, O! Ganges, wasche mich, reinige mich. Ja, man bringt so gar die Kranken dahin. Erlaubet es ihr Zustand nicht, ihren ganzen Leib zu benetzen: so tauchet man nur eines von ihren Leibesgliedern in das Wasser. Wer unter währendem Eintauchen stirbt, der wird für einen Liebling des Himmels gehalten. Die Mohren sind bey weitem nicht so abergläubisch. Sie legen dem Gangeswasser keine andere Kraft bey, als daß es ungemein gesund sey. Und um dieser Ursache willen, lassen es die Vornehmen auf viele Meilen weit abholen. Schouten giebt selbst zu, es wäre vortrefflich. Doch bedünket es ihm, er habe hier und dort in Indien noch besseres, das ist, süßeres und helleres, getrunken, zum Beyspiele auf Amboyna, Dingding und anderswo *b*). Bellesoor.

Nun wollen wir uns mit der holländischen Flotte an das Vorgebirge der guten Hoffnung begeben, wo selbige nach einem heftigen Sturme, der die Schiffe viele Tage lang auseinander streuete, den 10ten des Märzmonates glücklich ankam. Im Jahre 1658 hatte den Schouten seine Neugierigkeit auf den Löwenberg geführet. Voritzt, da er wiederum Die holländische Flotte kömmt an das Vorgebirge.

mem Geschmacke. In den ödesten Gegenden dieser Insel höret man das Geräusch von einer großen Menge Klapperschlangen: sie gehen aber dem Menschen aus dem Wege.

„Ich weis nicht, fährt Schouten fort, ob mir „jemand Glauben beymessen werde, oder nicht? „Ich kann aber wohl mit Wahrheitsgrunde versi„chern, daß wir auf Dingding Austern von den „Bäumen nahmen, als wie man Obst abbricht, „und daß wir sie in Menge abnahmen. Nun ist „aber zu erwägen, daß das Ufer an dieser Insel, „und an der Küste von Perach, die nur eine halbe „Meile davon liegt, eine pure Einöde sey, wo die „Bäume der Felsen sich gegen die See herab nei„gen, von ihrem Wasser beständig angespühlet wer„den, ja ihre Aeste in den salzigen Seeschaum ein„tauchen. An ihrer dergestalt benetzeten Rinde nun, „wachsen die Austern. Ich habe viele Bäume ge„sehen, daran die Rinde von außen schon ganz ver„steinert war, und auf diese Weise fangen sie an, „sich in Muscheln zu verwandeln. Diese Austern „sind zwar klein, schmecken aber gut„. A. d. 137. 138 S.

Schouten. 1665.

um in diese Gegend kam, wollte er auch den Tafelberg besteigen, und sehen, ob er wirklich so viel seltenes an sich habe, als man ihm davon erzählete. Indem wir nun von diesem Lande bereits sehr ausführliche und genaue Nachrichten beygebracht haben: so soll diese Beobachtung des Schouten das einzige seyn, was wir aus seiner Beschreibung des Vorgebirges anführen wollen.

Schouten besteigt den Tafelberg.

Wegen der ungemeinen Höhe dieses Berges, konnte Schouten kaum jemanden zu einem so gefährlichen und mühsamen Spaziergange bereden. Endlich versprach doch der Steuermann und der Schiffszimmermann, ihn zu begleiten: sie machten sich auch den 1sten April wirklich auf den Weg. Unten am Berge fanden sie einen schmalen Fußsteig, der sie bis an die halbe Höhe führete. Auf einer Seite hatten sie eine sehr gähe Halde, mit einem darunter liegenden Thale: auf der andern einen großen Bach, der sich zwischen den Felsen hinab stürzete. Der Weg, auf welchem sie den Berg bestiegen, war ungemein beschwerlich. Denn zuweilen, wenn sie über eine schlüpferige Stelle wegsteigen wollten, glitten sie aus, und rutscheten, wer weis wie weit, wieder hinab, darnach sie mit unsäglicher Mühe von neuem wieder steigen mußten. Der Steuermann wurde für Müdigkeit des Handels bald überdrüßig, setzte sich mitten am Wege nieder, und versprach, an diesem Orte so lange zu warten, bis sie zurück kämen. Sie ließen ihm etwas von ihrem mitgenommenen Vorrathe zurück, riethen ihm auch aus Beysorge, die Stelle bey dem Herabsteigen zu verfehlen, er möchte, wenn sie innerhalb zwo Stunden nicht wieder da wären, den Rückweg nach dem nächsten Dorfe ergreifen.

Bald darnach fanden sie mitten zwischen den abschüßigen Klippen einen Hohlweg, der kaum vier Schuhe breit war. Er wurde auf eine ziemliche Strecke von einer steilen Felsenwand eingefasset, die bis an die Wolken zu steigen, und bis in den Abgrund der Erde zu reichen schien. Nachgehends aber, mußten die Holländer auf allen vieren fortsteigen, und sich an dem Gesträuche und Grase festhalten. Die Klippen stunden dermaßen enge beysammen, daß sie sich zuweilen mit Mühe durchzwingen mußten. Endlich erreichten sie eine große Kluft, ob sie gleich von ferne nur wie eine kleine Spalte aussah, und setzeten ihren Weg durch selbige fort. Es wächst daselbst viel Gras, ingleichen allerley wohlriechende Kräuter und Bluhmen. Auch giebt es einen anmuthigen Wiederhall. Sie konnten durch Hülfe desselbigen, nicht nur dem Steuermanne zurufen, sondern auch seine Antwort vernehmen, ungeachtet sie schon weit von ihm entfernet waren, und ihn nicht mehr sehen konnten. An diesem Orte setzeten sie sich eine Weile nieder, und labeten sich mit Zwiebacke, holländischem Käse, und etwas Arrak, den sie bey sich hatten. Hier fielen ihnen Felsenstücke, so groß als eine Kirche, in die Augen, die frey in die Luft stunden, ohne daß sie einen Halt zu haben schienen. Auch vernahmen sie zuweilen inwendig im Berge ein entsetzliches Geräusch. Schouten glaubete, es wären große Felsenstücke, die sich losgäben, und so lange, als ihnen nichts im Wege stehe, fortrolleten.

Sie ersteigen den Gipfel.

Endlich führete doch der Trieb einer unermüdeten Neugierigkeit beyde Wandersleute bis auf den Gipfel. Dieser war nicht über sechs bis sieben Schuhe groß, so eben als ein Tisch, und gleichsam mit einer vorspringenden Mauer umfasset, an welcher man von allen Seiten nichts als gähe Abgründe erblickete. Weil sie bey ihrer Ankunft an diesem Orte von einem heftigen Durste gequälet wurden: so sahen sie sich nach Wasser um, fanden auch in den Höhlungen der Felsen, daraus diese Tafel besteht, wirklich etwas. Schouten vermuthete, es wäre aus dem dicken Gewölke, damit der Berg öfters bis zur halben

Höhe

Höhe umhüllet wird, ausgetröpfelt, oder wie ein Thau herabgefallen. Soviel ist gewiß, daß es ihm vortrefflich gut schmeckete. Schouten. 1665.

Nachdem sich die beyden Holländer erquicket hatten: so setzeten sie sich auf den Rand der Tafel nieder, und sahen daselbst gleichsam aus der Luft in die umliegende Gegend herab. Das Ausruhen fiel ihnen in der That nöthig. Es war bereits ein Uhr Nachmittage, und sie hatten die ganze Zeit von sieben Uhr des Morgens, bis jetzt, beständig bergauf steigen müssen *i*). Der ungemein schöne und heitere Tag gönnete ihnen die Lust, eines höchstseltenen Anblickes. „Es ist nicht zu beschreiben, saget Schouten, wie klein uns die „übrigen Berge, und die ganze umliegende Gegend vorkam. Die große Tafelbay, die gegen „Norden liegenden Gebirge, ja überhaupt das ganze Land, so weit man sehen konnte, kamen uns „nicht größer vor, als was man auf einer Ebene in der Nähe um sich erblicket. Kaum „vermochte man die Schiffe zu erkennen. Die Festung schien nur ein Punct zu seyn, die „Häuser, Gärten und Aecker waren völlig verschwunden. Der einige Löwenberg hatte „zwar noch einige Größe, gleichwohl konnte man ihn in der Mitte von dem ebenen Lande „nicht mehr unterscheiden. Sonderbarer Anblick.

Wir hielten, fährt Schouten fort, unsere Mittagsmahlzeit an dem Orte, wo wir „saßen, das ist, auf der berühmtesten Tafel von der ganzen Welt, ungeachtet sie am aller„seltensten hierzu gebraucht wird. Unser Schmaus bestund in Zwiebacke, Käse, Arrak „und frischem Wasser. Das Gras war unser Tischtuch, zween Steine unsere Stühle, „und die Hände unsere Becher. Nachgehends nahmen wir unsere Stelle an der andern „Seite des Berges, und betrachteten die Seeküste bey Cabo faco, und ihre hohen Berge, „die uns aber ganz klein vorkamen. Auf der Seite gegen die Bay, war der Anblick et„was gräßliches. Keine Mauer kann so gerade seyn, als diese Seite des Berges, oder „wenn sie ja eine Beugung hat, so neiget sie sich vielmehr auswärts, und scheint an eini„gen Orten, als ob sie den Augenblick hinab stürzen wollte. Doch findet man nicht weit „vom Gipfel einige ebene Stellen, darauf Gras nebst einigem Gesträuche wächst. Es „wird von dem ungestümen Winde im geringsten nicht zu Boden gedrücket, wie zwar auf „andern nicht so hoch gelegenen Stellen geschieht, sondern es wächst vielmehr hoch und „gerade, und ist mit einer Menge wohlriechender Bluhmen vermischet, woraus wir schlos„sen, der Wind müßte hier nicht so gewaltig toben, als er weiter unten thut. Wir sa„hen zwar nichts lebendiges, als eine große Menge Vögel, doch lag hier und dort Mist „von wilden Ziegen, Gemsen und andern Thieren. Wir sahen uns überall nach den „Teichen und stehenden Wassern um, die nach dem Vorgeben einiger Reisebeschreiber voll „Fische seyn sollen, es war aber vergeblich. Wir sahen nirgend einiges Wasser, als in „den Höhlungen der Tafel: es war aber nicht das kleineste Würmchen, geschweige denn „ein Fisch darinnen.

„Um drey Uhr Nachmittage, machten wir uns auf eben dem Wege, darauf wir ge„kommen waren, wieder zurück, ohne ein anderes Denkmaal unserer Neugierigkeit, als „unsere Namen in Stein gegraben, zu hinterlassen. Wir mußten auf dem Hintern hin„ab rutschen, und uns dabey an alles, was uns vorkam, anhalten. Der Schwindel „hätte uns ankommen mögen, wenn wir in die jähe Tiefe, die wir ohne Unterlaß unter „uns hatten, hinab blickten. Unser Gefährte war nicht mehr an dem Orte, da wir ihn „verließen; denn weil ihm die Zeit zu lang geworden: so war er voraus gegangen, hatte Schwere Rückkehr.

 „aber

i) Die eigentliche Höhe dieses Berges, ist in Kolbens und Tachards Beschreibung zu finden.

Schouten. 1665. „aber doch zum Wahrzeichen sein Schnupftuch an den Baum, darunter er auf uns gewartet hatte, gebunden, welches wir auch fanden. Weil wir nun gedachten, voritzt „hätte es mit unserer Reise keine Noth mehr: so nahmen wir uns allzuviel Muße dazu. „Allein, darüber brach die Nacht ein, und wir fielen aus dem Wege, und kamen in ein „gräßliches Thal, da wir nichts als Klippen, weite Schlünde, und einen großen Bach, „der sich von der Höhe herab stürzete, antrafen.

„Wir erschracken sehr darüber, als wir uns an einem Orte sahen, da der Berg noch „kein Ende hatte, und von welchem wir doch nicht weiter hinab kommen konnten, sondern „nur rings um die Felsen herum laufen mußten. Wir giengen stark drauf zu, in Hoff„nung, irgend einen Fußsteig ausfindig zu machen. Allein, dieses Eilen half uns weiter „zu nichts, als daß wir auf einmal in ein erstaunlich großes Brennesselgebüsche fielen, das „rings herum mit einem rechten Irrgarten von Klippen, Schlünden und Höhlen umgeben „war. Gleichwohl fanden wir endlich die Stelle wieder, wo wir hinein gekommen waren. Al„lein, es war eine steile Wand, die wir unmöglich ersteigen konnten. Unterdessen wurde „es immer finsterer, und es grauete uns, an einem solchen Orte zu bleiben, da wir keinen „Augenblick vor den reißenden Thieren sicher waren. Ueber diesen Gedanken raffeten wir „alle unsere Kräfte zusammen. Wir kletterten wieder bergauf. Hier erfuhr ich an mir „selbst, was die Angst bey einem Menschen auszurichten vermöge. Endlich fanden wir „den verlohrnen Fußsteig, der Dunkelheit ungeachtet, dennoch wieder, eben als ob die „Begierde darnach unser Gesicht geschärfet hätte. Allein, da wir eine Zeitlang darauf „fortgegangen waren: so führete er uns zu einem Sumpfe, darein wir bis an die Knöchel „sunken, und uns zugleich durch das Gebüsche, das uns alle Augenblicke vor die Nase „schnellete, durcharbeiten mußten. Indem wir so durchbrachen, stund auf einmal eine „ganze Kitt großer Vögel vor uns auf. Bey dem Geräusche, das sie machten, dachte „mein Gefährte, nun habe ihn schon ein Löwe bey dem Kopfe, und that einen gräßlichen „Schrey. Wir hatten noch allerley andere Anstöße, kamen aber doch zuletzt glücklich in „den Flecken, wo der Steuermann auf uns wartete. Den folgenden Tag kamen wir mit „blutigen Beinen, zerrissenen Schuhen und Strümpfen an Bord; so hatten uns die Dor„nen zugerichtet,„ *k*).

Betrübte Zeitung. Wenig Tage nach Schoutens Rückkunft, kam ein Schiff aus Holland, und brachte die schlechte Zeitung mit, es regiere die Pest in den vereinigten Niederlanden, nebstdem wären sie mit England in einen Krieg verwickelt, und hätten schon unterschiedliche Länder eingebüßet. Aus diesem Berichte konnten alle auf der Flotte befindliche Holländer leicht ermessen, weil der Krieg in dem Meere, dadurch sie ihren Weg nehmen mußten, geführet werde, so stehe ihnen allerley Gefahr bevor. Schouten, ungeachtet er an der reichen Ladung seines Schiffes nicht den geringsten Antheil hatte, gerieth demnach, als ein Eiferer für das Wohl seines Vaterlandes, in große Sorge deswegen, und sah das Unglück zum voraus, dessen folgende Beschreibung einen höchst lesenswürdigen Theil seines Tagebuches ausmachet.

Den 22sten gieng der Admiral Bitter mit eilf reichbeladenen Schiffen unter Segel. Den 23sten des folgenden Monates war er, in einer Entfernung von mehr als sechs hundert Meilen vom Vorgebirge, über die Linie gesegelt. Uebrigens fiel auf der ganzen Fahrt bis zum sieben und vierzigsten Grade nichts merkwürdiges vor, als ein großer Sturm, der

k) A. d. 389 und vorherg. S.

der vier Schiffe von der Flotte trennete. Aber den 11ten des Heumonates erblicketen sie auf besagter Höhe drey Segel, die aber nach Ersehung der Flotte das Weite zu gewinnen suchten. Gleichwohl wurde eines davon angehalten, und der Schiffer an Bord des Admirals zu kommen genöthiget, da er sich denn für einen Franzosen bekannte. Er kam von Terranova, und hatte in Meynung, er habe eine englische Flotte vor sich, die Flucht ergriffen. Schon vor seiner Abreise aus Frankreich war der Krieg zwischen England und Holland angegangen; indem die Engländer alles, was die Staatenflagge führete, ohne Unterschied wegnahmen. Ja sie hatten nicht einmal die Kriegesankündigung abgewartet, sondern Neuholland und einen Theil von Guinea schon vorher in ihre Gewalt gebracht. Als der Schiffer abreisete: so rüsteten sich beyde Machten mit äußerstem Eifer. Seines Erachtens mußten sie alle beyde sehr fürchterliche Flotten in der See haben, auch wohl einander schon einige Schlachten von wichtiger Folge geliefert haben. Zum Beschlusse rieth er dem Admirale, wohl auf seiner Huth zu stehen, und der englischen Flotte auszuweichen. Diese Nachricht wurde zwar dem französischen Schiffer dankbarlich vergolten, setzete aber die sämmtlichen Schiffe in große Sorge. Jedermann war der Meynung, es wäre hohe Zeit, sich in Verfassung zu stellen. Man machte sich also zum Schlagen fertig, und jeder Holländer, bis auf den geringsten, war gesonnen, die kostbare Ladung der Flotte auf das theureste zu verkaufen.

Schouten. 1665.

Man setzete den Weg immer gegen Norden fort, und zwar aus Absichten, die man noch zur Zeit nicht recht laut werden ließ. Dergestalt rückete man währendem Heumonate bis auf den sechzigsten Grad, wo es um diese Zeit fast gar nicht Nacht wird. Die Sonne gieng um halb Zwölfe unter, versenkete sich aber kaum ein wenig neben dem Gesichtskreise *l*). Eine Stunde darauf war sie wieder da, und wurde es nie so dunkel, daß man um Mitternacht nicht hätte lesen können. Alle Tage sah man Land. Man hoffete zwischen Hitland und Ferro einige holländische Kriegesschiffe anzutreffen, aber vergeblich. Diesen Weg mußte man ändern, weil der widrige Wind, damit zugleich ein dicker Nebel vergesellschaftet war, nicht nur einige Schiffe von der Flotte verschlug, sondern auch verursachete, daß die übrigen die Anker schleppeten. Auf der Höhe von sechs und sechzig und einen halben Grad, beschloß man, die norwegische Küste zu suchen, und von da nach Holland zu gehen. Schouten ist hier aus eiferiger Gesinnung gegen sein werthes Vaterland, „der ungezweifelten Meynung, es habe dieser Zufall von der göttlichen Vor„sehung, welche die holländische Flotte beschützen wollte, hergerühret. Unser lieber Herr „und Gott, saget er, welcher zu Erhaltung unsers Staates von einer Zeit zur andern au„genscheinliche und herrliche Wunderwerke thut, der befahl diesesmal dem Winde, den „er in seiner Hand hat. Er schickte den Ostwind und den Nebel als seine Bothen zu uns, „gegen welche der Befehl einer hochedlen Compagnie von Indien nichts galt. Sie nö„thigten uns, von dem vorgeschriebenen Wege abzuweichen, und vernichteten dadurch alle „Anschläge der Feinde. Es kreuzeten zwischen Hitland und Ferro fünf und zwanzig „englische Kriegesschiffe auf uns. Hätte es Gott gefallen, uns diesen Weg offen zu lassen; „so hätte ihnen die reiche Beute, die sie in ihren Gedanken bereits verschlungen hatten, „nimmermehr entgehen können *m*).

Tageslänge auf sechzig Grad.

Glück der Holländer.

Auf fünf und sechzig Grade waren die Tage noch länger, als zuvor, und Bitter glaubete, er wäre nicht weit von Island. Den 1sten August erblickete man ein Schiff, und

l) Sie gieng gemeiniglich in Nordnordwest unter, und in Nordnordost wieder auf. A. d. 395 S.
m) A. d. 398 S.

Schouten. 1665. und erreichete es gegen Abend. Es war ein französischer Fischer, der von Grönland zurück kam. Nach seinem Berichte, hatte er vor zween Tagen eine holländische Galiotte angetroffen, und von dem Schiffer vernommen, er müßte, gleichwie noch viele andere Fahrzeuge, auf die indische Flotte kreuzen, um ihr Nachricht zu geben, daß der Krieg angegangen wäre; daß der Admiral Ruyter wieder aus Guinea zurück gekommen sey, und alle von den Engländern daselbst weggenommene Plätze wiederum erobert habe. Die Handlung stehe in den vereinigten Niederlanden ganz stille, und dürfe kein Kaufmannsschiff auslaufen. Nach diesem Berichte, setzete er seinen Weg um England fort, weil er selbst den Feinden der Generalstaaten nicht viel Gutes zutrauete, indem sie die französische Flagge nicht allemal schoneten.

Verlegenheit des Admirals. Ein Sturm, welcher die folgenden Tage entstund, setzete den Admiral Bitter in neue Verlegenheit. Denn er wußte nicht, was am besten gethan seyn möchte, ob er seinen Weg gerade nach Holland nehmen, oder, wenn der Wind sich legen würde, lieber die norwegische Küste gewinnen sollte? Nichts gieng ihm so nahe, als daß er in dieser See nicht ein einziges holländisches Fahrzeug, von dem er Nachricht einziehen konnte, antraf. Unterdessen sagete er endlich, er wäre gesonnen, die Flotte lieber in einem holländischen Hafen, als auf einer fremden Küste in Sicherheit zu bringen; behauptete auch diesen Vorschlag mit allem Eifer, und stellete vor, man dürfte nicht hoffen, auf andere Weise glücklich durch zu kommen, als wenn man den Vortheil von dem Winde zu Hülfe nähme, und sich zu allem äußersten Widerstande gefaßt machte. Dieser herzhafte Entschluß wurde nicht nur gebilliget, sondern erweckete auch bey dem sämmtlichen Schiffsvolke ungemeine Freude. Man steuerte demnach mit einem Nordwinde, der nicht günstiger hätte seyn können, gerade auf Holland zu.

Es begegnen ihm zwey holländis. Schiffe Nach zwo Stunden erblickete man eine holländische Galiotte. Hierüber wurde die Freude noch größer. Allein, sie wurde ziemlich vermindert, als dieses kleine Fahrzeug, nachdem es mit genauer Noth an die Flotte gekommen war, vor den ungestümen Wellen nicht einmal an Bord legen konnte. Doch gab das darauf befindliche Volk durch allerley Zeichen mit den Händen und dem ganzen Leibe zu verstehen, es wäre nicht rathsam, den Weg nach Holland fortzusetzen, ja endlich vernahm man deutlich, daß sie unter andern auch dieses riefen: Queer über! Queer über! Auf der Stelle wurde befohlen, die Schiffe also zu wenden. Vor Abends bekam man schon die norwegische Küste ins Gesicht. Den folgenden Tag war man nur noch drey Meilen von dem Lande, und man sah von solchem eine Galiotte auf die Flotte lossegeln. So wohl diese, als die gestrige kamen fast zu einer Zeit an Bord des Admirals. Sie berichteten alle beyde, es wäre nicht nur der Krieg zwischen England und Holland ausgebrochen, sondern auch eine große Schlacht vorgefallen, in welcher dem holländischen Admirale, welcher vier und achtzig Stücke und fünfhundert Mann geführet hatte, Feuer ins Pulver gekommen wäre. Davon wäre er aufgeflogen, und nur fünf Mann gerettet worden. Die Viceadmirale, imgleichen viele Hauptleute, Soldaten und Matrosen, hätten das Leben verloren; auch hätte die holländische Flotte einige Schiffe eingebüßet, und die Flucht in ihre Häfen ergreifen müssen. Die Engländer verübeten nach ihrem Siege großen Trotz. Sie hätten ihre Flotte in drey Geschwader vertheilet, und dreyßig große Kriegesschiffe nach Norden geschickt, woselbst sie der indianischen Flotte zwischen Hitland und Ferro aufpasseten. Um auch diese fette Beute desto gewisser zu haschen: so ließen sie vier und zwanzig andere Kriegesschiffe an der norwegischen

Küste kreuzen, und würde sie, ohne die heilsame Warnung der kleinen Galiote, unfehlbar mitten darunter gerathen seyn; ja wenn sie auch diesem Geschwader entgangen wäre, so hätte sie doch auf die englische Hauptmacht gestoßen, welche zwischen der Drogebank und den holländischen Häfen herum schwärmete, und alles, was aus fremden Landen dahin wolle, wegnähme.

Schouten. 1665.

Die Holländer danketen dem Himmel dafür, daß er sie gleichsam bey der Hand geleitet hatte. Sie empfingen von den Schiffern, sowohl einer als der andern Galiote, einen Befehl von der indianischen Gesellschaft, kraft dessen sie zu Bergen in Norwegen vor Anker legen sollten. Auch erfuhren sie, es wären bereits drey von den verschlagenen Schiffen ihrer Flotte glücklich daselbst angelanget. Der Wind blies aus Norden. Der Lauf wurde unverzüglich nach Bergen gerichtet. Als sie sich dem Liet näherten, welches der westliche Theil des dasigen Hafens ist: so suchten sie durch ein Gat, Jeltefurt genannt, am Norden der langen Insel einzulaufen. Weil es aber nicht angieng, indem man zuweit südlich war: so mußte man gegen Kruisfurt segeln, und es darauf ankommen lassen, ob man in denen fünf Meilen, die man südlich zurück legen mußte, den Feind antreffen würde oder nicht.

Sie sollen in Bergen anlegen.

Schouten hält für höchst wahrscheinlich, es müsse der am vorigen Tage entstandene Sturm die Engländer, welche vor dem Hafen kreuzeten, sehr weit nach Süden verschlagen haben. Es erkenneten auch die Holländer diese Begebenheit für ein neues Merkmaal des göttlichen Schutzes. Sie liefen voll Freude in das Gat Kruisfurt, und von da bis in den Bakesond, welcher eine halbe Meile weit ins Land geht, und einen kleinen Meerbusen zwischen lauter Klippen vorstellet. Weil der widrige Wind die sämmtlichen Schiffe in dieser schmalen auch mit kleinen Inseln und Klippen angefülleten Rhede die Anker zu werfen nöthigte: so lagen sie dermaßen enge beysammen, daß man von einem ins andere steigen konnte. Zu gleicher Zeit kam auch ein kleines Fahrzeug von Bergen dahin, dessen Schiffer ungemeine Höflichkeit vorgab, die holländischen Officier besuchte, und sich ihrer glücklichen Ankunft erfreuete. Er war aber ein Kundschafter, der den folgenden Tag sich wieder weg machte und den Engländern die Nachricht überbrachte, sie lägen im Bakesond, das ist, in einem Orte, da sie nicht den geringsten Widerstand leisten, und von den Engländern, wenn sie nur zeitig herbey kämen, wie in einem Netze gefangen werden könnten.

Unterdessen bekam zwar jedes Schiff seinen Lootsmann; dem ungeachtet aber blieben die Schiffe noch diese Nacht und den folgenden Tag mit Tauen an den Felsen fest gebunden. Bitter schickte eine von beyden Galiotten mit der Nachricht von seinem Daseyn nach Holland. Die Landeseinwohner brachten allerley Lebensmittel auf die Flotte, bothen sie aber um einen so hohen Preis, daß man, um das Geld zu sparen, auf den Einfall gerieth, man wolle ihnen alte indianische Kleider dagegen vertauschen. Sie waren auch vollkommen wohl damit zufrieden, indem sie größten theils halb nackend herum liefen; und die Holländer ergötzeten sich nicht wenig daran, als sie nach Verlaufe weniger Tage alle diese nordischen Bauern in gestreiften oder geblühmten Zeugen einher stutzen sahen.

Am 8ten August erhub sich ein günstiger Wind, und setzete die ganze Flotte in den Stand, durch die noch übrigen Gaten zu laufen, darunter einige nicht breiter als die gewöhnlichen holländischen Canäle sind. Sie fuhr also durch die innere Rhede, die bergische Liete genannt, und kam Nachmittage in die Stadt selbst, wo jedwedes Schiff an der Bune fest gebunden wurde. Zwey fehleten, und hatten sich seit dem letzten Sturme nicht

Sie ankern daselbst.

Schouten. 1665.

wieder bey der Admiralsflagge eingefunden. Hingegen traf man beynahe funfzig Kauffahrer aus allerley Ländern im Hafen an, die ihre Sicherheit daselbst suchten, und auf ein Geschwader, das sie nach Holland begleiten sollte, warteten *n*).

Die Einwohner zu Bergen empfingen die Holländer ungemein freundlich. Der dasige Stadthalter, Gaspel de Sisignon, sparete das Pulver zu den Willkommschüssen im geringsten nicht. Der Admiral wurde von dem gesammten Adel im Schlosse zu Gaste gebethen, und die Officier genossen in der Stadt gleiche Höflichkeit. Doch diese Ruhezeit dauerte nicht lange. Denn die Galiote, welche der Admiral vor zween Tagen nach Holland abgefertiget hatte, kam ohne Segel und Masten wieder zurück. Sie war auf der See von einem englischen Geschwader angetroffen, verfolget, und endlich genöthiget worden, ihre Sicherheit in den Gaten zu suchen. Weil sie mit solcher Gewalt gesegelt war, daß der Mast entzwey brach: so mußte sie sich von einigen kleinen Fahrzeugen bis in die Stadt schleppen lassen. Indem man nun auf mehr als einer Seite aus dem Hafen zu Bergen aus und ein laufen kann: so schickte der Admiral die zweyte Galiote in gleicher Verrichtung ohne Zeitverlust ab.

Gefahr, die ihnen daselbst drohet.

Noch an eben diesem Tage erfuhr er, es wären fünf Stunden hernach, als er den Bakesond verlassen hatte, vierzehn große englische Kriegesschiffe dahin gekommen, in Meynung, die holländische Flotte ohne viel Weitläuftigkeit nach England abzuholen. Da sie nun das leere Nest angetroffen, wären sie aus Aergerniß, daß der schöne Vogel ausgeflogen sey, in eine Wuth gerathen, darüber sich die dasigen Einwohner recht entsetzet hätten. Schouten betrachtet diesen Zufall als das dritte, und wie er meynet, handgreiflichste Wunderwerk zum Besten der Holländer. Denn übrigens dachten sie, in einem Hafen des Königs von Dännemark, mit welchem Holland in Frieden lebete, vollkommen sicher zu seyn. In dieser Zuversicht machte ihnen die Nachricht, der Feind sey bis an den Bakesond angerücket, wenig Kummer. Allein, bald darauf erhielt der Statthalter zu Bergen ein stolzes mit vielen Drohungen angefülletes Schreiben, darauf man ohne Verzug Antwort haben wollte. Der Inhalt war: „Es käme den Engländern sehr fremde „vor, und verdrösse sie nicht wenig, daß er eine mit den Schätzen des Morgenlandes be„ladene holländische Flotte in seinem Hafen aufgenommen habe, und sich unterfangen wolle, „dem Könige von Großbrittannien Schiffe zu entziehen, die vermöge des Kriegesrechtes „ihm auf alle Weise zuständig wären. Wegen dieses ungebührlichen Beginnens nun er„warte man Rede und Antwort von ihm„.

Der Statthalter gab, nach gepflogener Berathschlagung, wozu der holländische Admiral gleichfalls gezogen wurde, zur Antwort: die Engländer hätten nicht die geringste Ursache, es übel zu nehmen, daß man die dänischen Bundesgenossen im Hafen zu Bergen aufnehme, indem der König von Dännemark an der Zwistigkeit zwischen England und Holland nicht den geringsten Antheil nehme: Bergen sey eine Handelsstadt, und stehe allen Freunden Dännemarks offen, folglich den großbrittannischen Unterthanen eben sowohl, als den Holländern: bedürften die Engländer einige Lebensmittel, so stehe es ihnen eben sowohl frey, als den Holländern, sich damit zu versorgen, doch mit der Bedingung, daß nicht mehr als sechs Kriegesschiffe auf einmal in den Hafen kämen, weil er ausdrücklichen Befehl von seinem Hofe habe, nicht mehr hineinzulassen.

Die

n) Die Erzählung von dieser Begebenheit ist um so viel lesenswürdiger, weil man sie in keinem einzigen Geschichtschreiber antrifft.

Die Engländer versetzeten darauf, sie hätten die See schon lange Zeit gehalten, folglich in der That eben sowohl Erfrischungen nöthig, als die Indienfahrer; sie wären auch bloß in der Hoffnung, hier zu Bergen damit versorget zu werden, so tief in das dänische Gebiethe gekommen. Zween Tage hernach erfuhr man, sie rückten mit einer großen Anzahl Kriegesschiffe, Kitsen und Brandern herbey. Sie legeten zwo Meilen von der Stadt vor Anker. Von hier schickten sie in einer wohlbewaffneten Schaluppe, welche die großbrittannische Flagge führete, einen Herrn ab *p*), welcher unten am Schlosse ausstieg, und anfänglich dem dänischen Statthalter zumuthete, die holländische Flotte aus dem Hafen zu schaffen, nachgehends aber rund heraus sagte: wolle er den Engländern dieses nicht zu Gefallen thun, so hätten sie von ihrem Herrn Befehl, ihre Feinde anzugreifen, wo sie dieselbigen fänden. Der Bescheid des Statthalters war: er habe den Holländern nichts zu befehlen, und an statt sie aus dem Hafen zu jagen, erfordere es vielmehr seine Schuldigkeit, alle dänische Freundesschiffe, es möge sie nun ein Zufall oder ihr freyer Wille herführen, zu beschützen, und wisse er sowohl die Stadt, als den Hafen, gegen jedermann, der sich unterstehe, Gewaltthätigkeiten daselbst auszuüben, mit Nachdrucke zu vertheidigen.

Schouten. 1665.

Die englische Flotte nähert sich Bergen.

Diese Antwort hatte die Kraft, den trotzigen Engländer etwas geschmeidiger zu machen. Er bath nur, man möchte seinem Geschwader erlauben, sich für baares Geld mit Lebensmitteln zu versorgen. Sehr gern, gab der Statthalter dagegen, wofern ihr gesonnen seyd, Ruhe und Friede zu halten. Damit gieng der Engländer weg, ohne seine Gedanken weiter zu eröffnen. Die Holländer glaubeten nicht, daß so viele Kriegesschiffe, gleich ihnen, sich, so zu sagen, mitten in der Stadt vor Anker legen würden. An statt also sich dieses anfechten zu lassen, hielten sie es für eine bloße Großsprecherey ihrer Feinde. Allein, sie sahen bald darauf vierzehn große Schiffe, vier Jachten und drey Brander anrücken, welche sämmtlich die Flagge ihres Geschwaders, nämlich die rothe, wehen ließen. Der Viceadmiral, welcher sie anführete, weil der Admiral mit drey bis vier andern Schiffen vor dem Gat liegen geblieben war, ließ sie ohne Verzug bis an den Schlagbaum der Stadt buchsiren, um die Holländer dergestalt gleichsam eingesperret zu halten. Hier stelleten sie sich, ein Schiff am andern, in einen halben Mond, also, daß sie ihre Seite, die stark mit halben Carthaunen besetzt war, gegen die Holländer kehreten. In dieser Stellung machten sie gleichsam einen Wall, der den bergischen Hafen, oder vielmehr die schmale Einfahrt desselbigen verschloß. Sie führeten wenigstens funfzig bis sechzig Stücke, ja einige noch mehr, und hatten sie nebst denen, welche gewöhnlicher Weise an die Schußlöcher gehöreten, noch mehrere dahin gebracht, oder nach Schoutens Ausdrucke, auf Haufen übereinander geleget, in der Absicht, ihre Feinde auf einmal in den Grund zu schießen.

Sie leget sich daselbst vor Anker.

Weil der holländische Admiral nicht absehen konnte, was diese Anstalt bedeuten solle: so bath er bey dem Statthalter um Erlaubniß, den Angriff, damit er, wie es scheine, bedrohet sey, mit Gewalt abzutreiben, und ersuchte ihn zugleich um den Beystand, den er von einer mit seinen Herren verbündeten Stadt, mit allem Fuge zu erwarten habe. Die Antwort der Dänen lautete nach seinem Wunsche. Als das englische Geschwader zum Vorscheine kam: so hatte er seine Wimpel gleichfalls wehen, und das Gelärm der feindlichen Trompeter und Pauker auf gleiche Weise beantworten lassen. Als er wieder an Bord kam, ließ er seine Schiffe, Boegspriet gegen Hintercastell, mit dem Steuerborde auswärts, auch in eben

o) A. d. 410 S.

p) Die Holländer glaubten, es sey der Admiral Namens Tidemann selbst gewesen.

Schouten. 1665. eben der Ordnung als die Feinde, nämlich in Gestalt eines halben Mondes, mit den Tauen aneinander hängen: nur war seine Linie schwächer, als die feindliche, weil er nicht mehr als sieben oder acht Schiffe hatte, die sich wehren konnten. Ja es schien kaum möglich, daß sie große Dinge thun würden. Denn sie waren schwer beladen und läck; auf den Verdecken fehlete es am Platze zum Schlagen; und in der wenigen Zeit, die man etwa noch übrig hatte, fiel es unmöglich, Raum zu machen, und sie in bessern Stand zu setzen. Nebst dem lagen sie inwendig in der Stadt, wo der Canal am allerschmalesten war, und es am Raume zu den nöthigen Bewegungen fehlete. „Meines Erachtens, saget Schouten, fehle„te es den Engländern bey allem ihren Stolze und Hochmuth an genugsamer Verwegenheit. „Nach einmal überschrittenen Schranken hätten sie ohne viel Federlesens fortmachen sollen. „Hätten sie uns gleich bey ihrer Ankunft im Hafen angegriffen: so wäre unsere ganze Flotte „nebst allen übrigen Kauffahrern ohne den geringsten Zweifel in ihre Hände gerathen. Sie „durften nur unsere Schiffe entern und die Tauen kappen; nichts war sodann leichter, als „sie bis an die ihrige zu buchsiren. Was noch mehr, sie hatten überflüßige Zeit dazu; „unsere Schiffe stunden ihnen lange genug unbemannet vor der Nase. Denn unsere mei„sten Matrosen waren am Lande, und dermaßen betrunken, daß sie nicht wußten, was man „haben wollte, als man ihnen befahl, an Bord zu kommen und sich zu wehren„ *q*).

Schrecken der Einwohner in Bergen. Der Statthalter zu Bergen mußte, auf Ansuchen des holländischen Generals, Lärm schlagen und ausrufen lassen, es sollten alle holländische Matrosen, bey Verlust ihres Soldes und Vermeidung anderer schweren Strafe, an ihren Bord gehen. Zu gleicher Zeit wurde auch der Bürgerschaft befohlen, das Gewehr zu ergreifen Schouten ist, wie er saget, nicht im Stande, zu beschreiben, wie sehr die ehrlichen Leute sich darüber entsetzeten und ärgerten, als sie vernahmen, was die Engländer mitten in ihrer Stadt zu thun gedächten. Der Schrecken war um desto größer, weil noch nie ein einiger Feind so nahe an die Stadt gekommen war. In der ersten Angst liefen nicht wenige davon, sobald es Nacht wurde, und ließen ihre Häuser stehen, und flohen mit ihrer besten Habseligkeit ins Gebirge.

Vorsicht des Admiral Bitters. Als die Matrosen nach ihrer Ankunft am Borde sich allmählig wieder besonnen: so besuchte der Admiral ein Schiff nach dem andern; und weil er die Gemüthsbeschaffenheit seiner Landesleute wohl kannte, daß sie nämlich langsam in Eifer geriethen, aber hingegen schwer zu besänftigen sind: so stellete er ihnen Ehre, Freyheit, und Liebe zum Vaterlande vor Augen, und suchete ihren Muth durch diese allerwichtigsten Bewegungsgründe anzufeuern. Schouten bezeuget, es hätten nach Endigung seiner Rede, welche sehr eindringend gewesen, und davon er den Hauptinhalt anführet, alle auf seinem Schiffe befindlichen Holländer einmüthig mit freudiger und beherzter Stimme ausgerufen: Gut! Herr Admiral! wir wollen uns ritterlich wehren, und es soll uns, ob Gott will, am Siege nicht fehlen. Lieber wollen wir bis auf den letzten Mann fechten, als dem Feinde die reiche Ladung, darauf des Vaterlandes Wohlfahrt merklich ankömmt, überlassen, und uns in der Engländer Gewalt ergeben. Hierauf wendete sich der Admiral zu den Officieren, und band ihnen aufs schärfeste ein, die Schiffe, die sich nicht länger zu halten getraueten, in die Luft zu schicken *r*).

Als

q) A. d. 415 und 417 S.

r) A. d. 420 S.

s) Der Verfasser meldet einige von diesen Schmähungen, die ihm vermuthlich am wehesten thaten: „Ihr Lumpengesindel, was unterstehet ihr „euch? Ihr Hunde, Galgenschwengel, ihr schmieri„gen

Als er die sämmtliche Flotte besichtiget hatte: so vertheilete er die Mannschaft der zum Gefechte untüchtigen Kauffahrer, und schickete einen Theil davon auf die Indienfahrer, die übrigen aber ins Schloß, wo bereits viele Bürger, in der Absicht ihren Freunden redlich beyzustehen, versammlet waren. Die größte Gefahr hatte man bey Nachtzeit von den englischen Brandern zu besorgen. Allein, zum Glücke für die holländische Flotte waren sie unter Wind. Diese Nacht über bezeugeten sich die Engländer auf ihren Schiffen ungemein lustig. Sie jauchzeten einmal über das andere, und stießen dabey die gröbsten Schmähungen aus, die uns, saget Schouten, genugsam zu erkennen gaben, daß sie unsere Nation für den Schandfleck des menschlichen Geschlechtes, für den Auswurf des Erdbodens, und für das schlechteste Lumpenpack ansahen s).

Schouten. 1665.

Mit anbrechendem Tage begab sich ihr Viceadmiral zum dänischen Statthalter, und forderte ihn zum letzten male auf, die holländische Flotte an den König von England auszuliefern. Es versicherten viele Dänen die Holländer, er habe den Befehlshabern der Stadt die halbe Beute angebothen, wenn sie der Flotte keinen Beystand leisten würden. Allein, sie verwarfen nicht nur diesen Antrag, sondern thaten auch im Namen ihres Königes die Erklärung: sie würden durchaus nicht leiden, daß die Freyheit des Hafens verletzet würde; und wofern eine von beyden Parteyen sich unterstünde, Händel anzufangen, so würden sie der friedlich gesinneten mit aller Macht beystehen. Der Engländer brachte hierauf allerley leere Entschuldigungen vor, woraus man seinen eigentlichen Entschluß noch nicht ganz gewiß ermessen konnte.

Nach genommenem Abschiede begab er sich nicht gerades Weges auf seine Flotte, sondern ließ sich an die holländische führen, und betrachtete ein Schiff nach dem andern, gleichsam mit guter Muße. Dieser Hohn verdroß die Holländer so sehr, daß sie ihm aus drey von ihren schweresten Stücken einen Gruß zuschicketen. So bald er wieder an Bord gekommen war, machten die Engländer ihre letzten Anstalten zum Gefechte. Sie ließen ihre Wimpel wehen, sie machten die Enterbrücken und Schanzkleider zu rechte. Alles dieses geschah unter großem Freudengeschreye, Trompeten und Paukenschalle. Die Holländer stelleten sich gleichfalls an ihre angewiesenen Plätze. Eben damals wurde die Sonne, ungeachtet sie ungemein heiter aufgegangen war, mit einem dicken Gewölke verdecket; hierauf folgete ein starker Regen, der Wind aber blieb immer einerley, das ist, den Holländern günstig.

Sie schicken sich zum Gefechte.

Um sechs Uhr des Morgens gaben die Engländer die Losung mit einem Stückschusse, und feuerten darauf alle ihr Geschütz, welches sie an Backbord zusammen gebracht hatten, auf einmal ab. Diese Lage machte ein dermaßen schreckliches Gekrache, als wenn Himmel und Erde zusammen stürzen wollte. Sie mußte wenigstens von vier hundert Stücken seyn, welche sehr nahe beysammen stunden, mit großen Kugeln, mit Ketten und eisernen Stangen geladen waren, absonderlich aber mit einer solchen Menge Cartätschen, daß das Wasser davon aufbrausete, als sie vor den holländischen Schiffen hinein fuhren. Gleichwohl verursachte ihnen dieses alles wenigen Schaden. Schoutens Schiff verlor nicht mehr als zween Mann; einem wurde der ganze Oberleib weggenommen, dem andern der Kopf.

Das Gefecht geht an.

„gen Butterbüchsen: könnet ihr euch doch vor Krätze „kaum rühren! Solche halbverhungerte Kerl, sol„che volle Zapfen unterstehen sich, mit uns anzu„binden! O! wie werden sie morgen laufen! „in welche Löcher werden sie wohl kriechen, „wenn sie unser Geschütz krachen hören„. A. d. 422 S.

Schouten. 1665. Sie ließen auch den Muth nichts weniger, als sinken, wie zwar die Engländer vermeynet hatten. Im Gegentheile gaben sie ihre Lage in vollem Eifer, sich nachdrücklich zu rächen, ebenfalls. Nach diesem hitzigen Voreingange wurden die Stücke auf beyden Seiten in möglichster Geschwindigkeit frisch geladen, und man schlug sich mit solchem Grimme mit einander herum, daß Schouten zweifelt, ob je eine so schreckliche Seeschlacht geliefert worden sey. Auf einmal sahen die Holländer zu ihrem größten Erstaunen, von dänischer Seite die weiße Flagge wehen. Nun, dachten sie, ist die Karte falsch! Deswegen aber ließen sie den Muth nicht sinken, sondern thaten vielmehr ihr äußerstes, weil doch alles auf sie allein ankäme. Der Wind blieb ihnen beständig gut. Er trieb den Engländern den Rauch ins Gesicht, und umhüllete sie gleichsam mit einem dicken Nebel. Weil sie nun in dieser Düsterheit ihre Stücke nicht genau richten konnten, so giengen die meisten Schüsse entweder in die Luft, oder thaten doch niemanden einigen Schaden, als den Häusern der Stadt, darunter viele ganz zu Grunde geschossen wurden. Die Holländer hingegen hatten den Vortheil, daß sie ihre Feinde beständig sehen, und die Seite ihrer Schiffe beschießen konnten, dadurch sie ihnen, weil selbige mit Volke gleichsam vollgepfropfet waren, eine Menge Leute zu Schanden machten. Ihre Stücke schossen dreyßig, sechs und dreyßig und acht und vierzig Pfund, und räumeten unter dem Feinde entsetzlich auf. „Es war „nicht sowohl ein Seetreffen, als ein Würgen und Niedermetzeln„ *t*). Endlich merketen die Holländer, daß dem Feinde die Hitze ziemlich vergieng, und darüber wurden sie so muthig, daß sie nur wünscheten, es möchte das Gefecht länger währen, damit sie ohne der Dänen Beyhülfe einen völligen Sieg davon tragen könnten.

Unterdessen lagen die Kaufleute, die sich ins Schloß begeben hatten, dem Statthalter heftig in den Ohren; vielleicht trug auch der Eifer, daß der Stadt so übel mitgefahren wurde, das Seinige mit bey; kurz, er trat auf der Holländer Seite, und entschuldigte das Aufstecken der weißen Fahne damit, weil er sich die Hoffnung gemachet habe, es würden beyde Theile seine Vermittelung für genehm halten. **Elende Ausflucht!** saget Schouten; dagegen pflanzete er nunmehr die Blutfahne auf, und ließ sowohl vom Schlosse, als von der Schanze **Nordenes**, auf das englische Geschwader feuern. Das Gefecht hatte nun schon über eine Stunde gewähret, und das Feuer der Engländer gewaltig abgenommen. Als nun dieser unvermuthete Zufall noch dazu kam, wurde ihnen schlecht zu Muthe. Sie suchten sich voritzt nur zu retten, und zwar in großer Unordnung, kappten die Tauen, und ließen ihre Anker im Stiche. In dieser Verwirrung nahm man ihnen zwo Schaluppen, und einen Nachen weg. Schouten malet ihre Angst mit lebendigen

Die Engländer ziehen ab.

t) A. d. 427 u. vorherg. S.

u) „Gewiß ist, saget er, daß man sich keine „größere Verwirrung und Angst vorstellen kann, „als die ihrige war. Fast alle ihre Schiffe hingen gewaltig weit auf eine Seite, weil man das „sämmtliche Geschütz auf selbiger gepflanzet, und „nachgehends keine Zeit, es an seine gehörige Stelle zu bringen, gehabt hatte. Andere hingegen „hingen auf jene Seite: denn weil unser Geschütz „die gegen uns gewendete überall durchlöchert hatte, so schafften sie, um nur den Backbord über „Wasser zu halten, die Stücke geschwind an Steuerbord. Ihre Segel, Rhaaen und Tauen war „alles in einander verwickelt: und weil wir bey „diesen Umständen ohne Unterlaß auf sie losfeuerten, so müssen sie erstaunlich eingebüßet haben. „Es kann seyn, daß sie es aus Hochmuth nicht „Wort haben wollen. Aber hätte uns nur die übermäßige Ladung unserer Schiffe das Nachsetzen „erlaubt, so sollten sie fürwahr schlecht weggekommen seyn„. A. d. 429. 430 S.

gen Farben ab *u*). „Das größte Glück für so viel Schiffe, die einander selbst hinderten, „war, daß ihnen der Wind aus dem Hafen half, gleichwie er ihnen zum Fechten hinder„lich gefallen war. Sie erreichten endlich das Liet, und legeten daselbst mit mehrerer Ge„lassenheit vor Anker. Schouten. 1665.

In diesem Haupttreffen bekamen die Holländer nicht mehr, als dreyßig Todte, und siebenzig Verwundete. Sie hielten es für ein Glück, daß sie so schwach an Volke waren; denn weil nur wenig Mannschaft auf den Verdecken stund: so fuhren die Kugeln durch, ohne jemanden zu treffen. Allein, die Schiffe kamen nicht so leicht davon. An den meisten waren die Masten und Wände entzwey geschossen; andere waren heftig durchlöchert. Doch besserte man in der Geschwindigkeit alles wieder aus. Währenden Gefechtes war der Himmel beständig trübe, und mit einem dicken Nebel, woraus ein Staubregen fiel, umhüllet. Aber kaum war das Treffen vorbey, so erschien die Sonne von neuem mit eben dem Glanze, als bey ihrem Aufgange. Nicht anders, saget Schouten mit einem Dichter einfalle, „als ob dieses Gestirn die rasende Wuth, damit zwo christliche Nationen auf „einander los giengen, nicht hätte ansehen wollen *x*). Verlust der Holländer.

Den folgenden Tag schrieben die Engländer an den Statthalter von Bergen: es befremdete sie sehr, daß man ihnen dermaßen feindselig begegnet wäre, da sie doch weder die Stadt noch die Bürgerschaft im aller geringsten beleidiget hätten. Ihr Verlust beliefe sich auf ein merkliches, und daran wären nicht sowohl die Holländer, als die Dänen Schuld *y*): allein, sie wären nicht Willens, diese Beleidigung so geduldig einzustecken, sondern sie würden innerhalb wenigen Tagen mit einer weit stärkern Macht erscheinen, und die holländische Flotte den Dänen zum Trotze abholen. Der Statthalter gab ihnen dagegen kurze Antwort, des Inhalts: würden sie sich dergleichen noch einmal gelüsten lassen, so wolle man ihnen die Wege noch besser weisen, als diesesmal. Aber an statt näher an die Stadt zu rücken, suchten sie vielmehr eine weiter entlegene Stelle, um sich daselbst auszubessern. Der Admiral Bitter ließ hierauf ohne Verzug eine sehr flüchtige Galiote nach Holland unter Segel gehen, und berichtete sowohl die bereits glücklich überstandene, als noch bevorstehende Gefahr. Sowohl in der Stadt, als auf jedem Schiffe, wurde ein Dankfest gehalten, und die Holländer machten mit Beyhülfe der Bürgerschaft neue Vertheidigungsanstalten. Die Engländer bedrohen den Statthalter von Bergen.

Den 15ten August lief ein abermaliges Schreiben von den Engländern ein. Sie rühmeten darinnen ihre große Bescheidenheit, indem sie nicht thäten, was sie nach itzt erhaltener ansehnlichen Verstärkung zu thun wohl im Stande wären; und bathen zum Beschlusse um Vergünstigung, ihre Anker aufzufischen, und für ihre Kranke das benöthigte ein- Drohungen der Engländer.

x) A. d. 431 S.

y) Man erfuhr sowohl von den Gefangenen, als durch Briefe aus England, es habe der Graf von Sandwich, einer von ihren vornehmsten Officieren, nebst vier bis fünf Hauptleuten, und fünf hundert Unterofficiern, Soldaten und Matrosen das Leben dabey eingebüßet. Die Menge ihrer Verwundeten war sehr groß. Die Schiffe lagen so voll Todte, daß sie viele davon über Bord warfen, um desto mehr Platz für die Verwundeten zu machen. Die See warf viele Leichen an den Strand, und die Norweger fanden bey ihnen noch allerley zu plündern. Die übrigen wurden bey Nacht ans Land gebracht, und haufenweise in große Gruben geworfen, die man zu diesem Ende hinter den Klippen gemachet hatte. Hier fand man sie, als das Geschwader weg war, sehr schlecht mit Erde bedecket. A. d. 432. S.

Schouten. 1665.

einzukaufen. Allein, es wurde ihnen dieses wegen verübter Gewaltthätigkeit rund abgeschlagen. Als sie darauf wieder zu drohen und zu prahlen anfingen: so antwortete man ihnen nach Gebühr; und der Statthalter ließ die Anker auffischen, davon man bis vier und zwanzig bekam. Unterdessen da man besorgen mußte, sie möchten etwa mit größerer Macht wiederkommen, wurde mit allem Eifer Anstalt zu ihrer Bewillkommung gemacht. Den 20sten erfuhr man von einem schottischen Fahrzeuge, das in den Hafen kam, es wüthete die Pest in England, die Franzosen wären über den Verlust vieler von den Engländern weggenommenen Schiffe sehr erbittert, und wollten ihnen den Krieg ankündigen. Beyde Nachrichten gereichten den Holländern zu einigem Troste. Zween Tage darauf erfuhren sie wirklich, ihre Feinde hätten sich davon gemachet. Den 27sten lief Nachricht ein, die staatische Flotte unter dem Admirale Ruyter sey von der Ems ausgelaufen, wo sie wegen widrigen Windes lange Zeit hatte still liegen müssen. Hingegen habe die englische achtzig Schiffe stark, die schottischen Häfen gesucht, um sich mit Lebensmitteln und Wasser zu versehen. Indem nun wenig Tage hernach die von Bitter nach Holland abgeschickte Galiote mit der Bestätigung aller nur erwähnten günstigen Umstände, wieder zurück kam: so erachtete man die gegenwärtige Zeit für bequem, wieder unter Segel zu gehen; weil man voritzt beynahe keine andere Gefährlichkeiten, als von diesem Elemente selbst zu befürchten hatte.

Der VII Abschnitt.

Schoutens endliche Zurückkunft.

Die Holländer gehen unter Segel. Angewiesene Sammelplätze. Unglück der holländischen Flotte. Schoutens Schiff wird davon getrennet. Die Holländer sind sicher; gerathen in neue Gefahr, sind mitten unter der feindlichen Flotte. Schoutens Fahrzeug wird von andern verlassen; nimmt einen falschen Weg; ist wegen seines Zustandes verlegen; begegnet fünf englischen Kriegesschiffen; machet sich zum Schlagen fertig. Die Holländer halten sich für verloren. Warum die Engländer nicht angreifen. Schouten kömmt nach Oresond. Wie er nach Holland zurückkehret. Seine Ankunft im Texel.

Die Holländer gehen unter Segel.

Bitter rief alle seine Leute an Bord. Doch konnten nicht alle Schiffe zugleicher Zeit unter Segel gehen. Schouten seines war eines von den ersten. Zwar gedachte er ohne Zeitverlust durch das Gat Kruisfurt zu laufen: allein, weil der Wind umlief, mußte er zehn bis zwölf Meilen nordlich zwischen dem Lande fortsegeln, und in dem Gate Jeltefurth, welches der See am näheſten liegt, Anker werfen. Doch gab sich das Schiffsvolk dieser Verzögerung wegen um so leichter zufrieden, weil am folgenden Tage die sämmtlichen holländischen Schiffe gleichfalls dahin kamen. Hier mußten sie nun an der Zahl fünf und sechzig auf dieser Rhede vor Anker legen, weil ihnen das ungestüme Wetter nicht vergönnete, auszulaufen. Sie empfingen Briefe vom Admirale Ruyter, darinnen er nach Möglichkeit zu eilen befahl, weil es der Flotte schwer falle, zu Unterstützung ihrer Fahrt beständig zu kreuzen. Weil nun diese Erinnerung einige Besorglichkeit zu verrathen schien: so fiel den Holländern dabey ein, wie bekümmert die Einwohner zu Bergen wegen ihrer Abreise gewesen waren. Sie hätten zum öftern wiederholet: „Ach! ihr guten Leute,

z) A. d. 441 und vorhergeh. S.

a) A. d. 442 S.

„Leute, ihr habet wohl schlechte Ursache, lustig zu seyn. Ihr werdet ganz gewiß einen An„griff auf der See ausstehen müssen, und eure zerstreueten Schiffe werden schwerlich davon „kommen. Eine Weißagung, saget Schouten, die leider nur allzugut eintraf a).„

Schouten. 1665.

Unterdessen stach man den 4ten des Herbstmonates in die See, nachdem es dem Admirale Ruyter durch eine abgeschickte Galiote zu wissen gethan worden war. Den 6ten erblickte man seine Flotte, zu welcher sich alle Kauffahrer schlugen. Der erste Sammelplatz wurde, auf den Fall eines widrigen Zufalles, nicht weit von der Drogebank gegen Süden, der zweyte im Texel und der dritte nicht weit von Goeree angewiesen. Es war ein unvergleichlicher Anblick, absonderlich bey stiller See und heiterm Wetter, um diese Flotte, indem sie, ohne diejenigen Schiffe, welche noch dazu stoßen sollten, aus hundert und neunzig Segeln bestund. Doch, das Kostbareste sah man nicht, indem die vielen Kauffahrer, welche von den Kriegesschiffen begleitet wurden, unschätzbare Reichthümer in sich hatten b). Endlich kamen auch die übrigen, die man erwartete, vom Bakesonde und Drontheim herbey, und den 8ten des Herbstmonates erhielt man, mit unglaublichem Vergnügen, den Befehl zum Aufbruche.

Angewiesene Sammelplätze.

Schouten läßt hier seiner Wehmuth den Lauf, die ihm jedoch wegen der daraus hervorleuchtenden gottesfürchtigen Gesinnung, und großen Liebe gegen sein Vaterland Ehre bringt. „Wie unbegreiflich sind doch die Wege der Vorsehung! rufet er aus, wie nich„tig ist doch alles, was wir unternehmen. Wir hatten auf unsern vielen Reisen, fast un„zähligemal die entsetzlichsten Stürme, die größte Noth und äußerste Gefahr ausgestan„den, ohne jemals die geringste menschliche Hülfe zu wissen. Daher hatten wir unsere „Augen allein zu dem Allmächtigen erhoben. Wir hatten unsere Zuflucht zu niemanden, „als nur zu ihm allein genommen, und unser eifriges Gebeth war allezeit erhöret worden. „Er riß uns durch augenscheinliche Wunder aus dem Abgrunde des Todes und aus dem „Rachen unserer Feinde. Voritzt, da wir eine mächtige Flotte zu unserer Vertheidigung „um uns sahen, und gleichsam schon vor den Thoren unseres Vaterlandes stunden, folg„lich aller Wahrscheinlichkeit zu Folge, uns vor keinem Feinde mehr fürchten durften, ent„zog er uns seinen Schutz, und überließ uns unserer eigenen Einsicht, damit wir sehen „sollten, was er thun könnte. Im Augenblicke lagen wir unter, litten Schiffbruch „vor dem Hafen, und merketen die Schwäche des zerstoßenen Rohres, darauf wir uns „verließen c).

Die Holländer steuerten mit einem Westwinde, der sehr ungestüm zu werden anfing, gegen Süden. Weil auch der Himmel trübe war, so steckete der Admiral Ruyter seine Flagge auf, zum Zeichen, man solle alle Segel beysetzen und ihm folgen. Indem man damit beschäfftiget war, überzog sich der Himmel, ehe die Flotte ihren Lauf noch recht eingerichtet hatte, und der Wind lief mit neuer Gewalt in Nordwest um. Hierauf stecketen alle Schiffe ihre Laternen auf, als das einzige Mittel, die Zerstreuung einer solchen Menge Fahrzeuge zu verhüten. Die ganze See war mit Lichtern angefüllet, und wo man nur ins Wasser sah, da erblickte man den Wiederschein davon. Unser Schiff folgete immer den meisten Feuern, erzählet Schouten, blieb auch bis um Mitternacht mitten drunter. Aber sodann nahm der Sturm aus Nordwest dermaßen zu, daß die Schiffe alle aus einander gestreuet wurden, und wir die Feuer, darnach wir uns richteten, nach und nach

Unglück der holländischen Flotte.

b) A. d. 445 S.

c) A. d. 445 und 446 S.

Schouten. 1665.

nach alle aus dem Gesichte verloren. Da nun über dieses unser Spiegel, weil er auf der Rückreise aus Indien schon so manches ausgestanden hatte, die Wellenschläge nicht länger ausstehen konnte: so mußten wir auf die Seite legen. Wir hisseten also unsere Segel zum Theile, und ließen uns die Nacht über von den Wellen treiben, wohin sie wollten. Den folgenden Tag wurde der Sturm noch heftiger. Wir sahen etwa noch ein Dutzend Schiffe, darunter die meisten sich wie wir treiben ließen; einige andere aber vor dem Winde segelten, und den Lauf nach Holland richteten. Die Wellen bespritzten uns unaufhörlich über und über. Weil wir nun keine Tuchkleider anhatten, und erst aus den warmen Ländern zurück kamen: so dünkete uns die Kälte unerträglich zu seyn. In diesem Zustande brachten wir zweymal vier und zwanzig Stunden hin. Endlich, als der Sturm sich etwas legete, kamen wir, an der Zahl sechzehn Fahrzeuge, zusammen, darunter etwa sechs Kriegesschiffe waren. Man hielt am Borde des Viceadmirales Kriegesrath, und beschloß, den Lauf nach Holland zu richten, in Hoffnung südlich an der Drogebank noch mehrere zerstreuete Schiffe, ja vielleicht das Meiste von der Flotte anzutreffen.

Schoutens Schiff wird davon getrennet.

Damals waren wir auf der Höhe von sechzig Grad sechzehn Minuten Norderbreite. Um den Mittag ließen sich sieben Schiffe auf einen Stückschuß weit von uns sehen, und in Meynung, sie gehöreten zur großen Flotte, fuhren wir, um sie zu erwarten, bis gegen Abend nur mit halben Segeln: allein, in der Nacht machten sie sich bey Seite. Ungeachtet dieses Zufalles rückten wir dennoch geschwind genug bis über die Drogebank hinaus, fanden aber weder Kriegesflotte, noch Kauffahrer daselbst. Unsere Officier hielten für rathsam, den günstigen Wind zu gebrauchen, und gerades Weges nach dem Texel zu segeln. Die Fahrt gieng dermaßen flüchtig fort, daß sie keine fünf und zwanzig Meilen mehr von ihren Häfen zu seyn gedachten. Man glaubete, nun sey alle Gefahr vorüber, und die englische Flotte müsse unstreitig in dem Hafen zu Soltsbay liegen. In dieser guten Meynung wurde verabredet, wenn etwa Schiffe zum Vorscheine kämen, so müsse man, ihre Anzahl möge so groß seyn, als sie wolle, im geringsten nicht ausweichen; indem sie nothwendiger Weise zur holländischen Flotte gehören müßten. Man setzete demnach die Fahrt mit einer seit langer Zeit ungewöhnlichen Gelassenheit fort, und hoffete nun bald, entweder die Inseln, oder die Vlie, oder Scheveling, oder den Texel zu erblicken.

Die Holländer sind sicher.

Den 13ten des Herbstmonates entstund ein sehr dicker Nebel. Man war damals sechzehn Schiffe stark; die Officier dachten an keine Gefahr, sondern vertrieben sich die Zeit mit Trinken. Indem sie bey der Tafel saßen, brachte ihnen ein Matrose die Nachricht, man sähe eine große Menge Segel. Sie stunden in aller Eile auf, und erkannten, als der Himmel sich ein wenig aufheiterte, die holländische Flagge mit aller Deutlichkeit. Sogleich suchete man ihr näher zu kommen; gleichwohl aber wurde eine Galiote, die man bey sich hatte, abgeschicket, um genauere Nachricht von dieser Flotte einzuholen. Allein, der Nebel wurde auf einmal so dick und der Himmel so voll Wolken, daß sie in dieser Dunkelheit unmöglich etwas erkennen konnte. Nichts destoweniger rückete die ganze Flotte immer fort, bis man endlich auf einmal ein starkes Schießen vernahm, und aus der bisherigen Sorglosigkeit in eine große Bestürzung gerieth. Einige meyneten, die beyderseitigen Kriegesflotten wären einander in die Haare gerathen, andere hingegen brachten allerley andere und zum Theile lächerliche Muthmaßungen auf die Bahn. Endlich als sich die Luft durch einen starken Regen völlig ausgehellet hatte, sahen sie die ganze See voll Schiffe; es waren ihrer mehr als hundert, und kamen gerade vor dem Winde auf sie zu

Gerathen in neue Gefahr.

gesegelt. Ein Theil von dieser großen Menge schoß noch immer; es nahm auch das Feuern kein Ende, als mit dem Niedersinken eines Mastes, einiger Stengen, und des ganzen Segelwerkes von einem Schiffe, welches alles zusammen in die See fiel. Schouten. 1665.

Dieser Anblick vermehrte zwar wohl den Argwohn der Holländer, war aber gleichwohl noch nicht im Stande, ihnen die Augen völlig zu öffnen, bis ihnen endlich die Galiote nach ihrer Zurückkunft mit deutlichen Worten sagete, sie wären mitten unter der englischen Flotte, und es habe solche, um sie zu betriegen, holländische Flaggen aufgesteckt. Zu gleicher Zeit fuhren zwey kleine Fahrzeuge, die dem Feinde entgangen waren, unter dem Winde vorbey, und riefen: die Engländer wären da, sie möchten auf ihre Sicherheit bedacht seyn. Sie sahen auch selbst, daß die englische Hauptmacht zwar in einem halben Monde gestellet blieb, ihre besten Segler hingegen mit möglichster Geschwindigkeit auf sie losgehen ließ. Nun waren sie erstlich ohnedieß nicht im Stande, sich zu wehren, und über dieses benahm die große Bestürzung über einen so plötzlichen Unfall jedermann auch den allerherzhaftesten den Muth. Dennoch ergriffen sie das noch übrige einzige Mittel, nämlich die Flucht, wiewohl ziemlich spät, indem der Feind kaum noch eine kleine Meile von ihnen war.

Sie befinden sich mitten unter der feindlichen Flotte.

Schoutens Schiff war durch die vielen ausgestandenen Stürme, und durch das Gefecht bey Bergen sehr übel zugerichtet worden. Das Wasser drang auf allen Seiten hinein; es war von außen seit langer Zeit nicht gereiniget worden; Mast und Tauen konnte man kaum zur Hälfte brauchen, und es segelte an sich selbst schwer; daher blieb es auch zurück, als seine Gefährten mit vollen Segeln davon eileten. Indem strich ein kleines Fahrzeug, das mitten durch die Feinde entwischet war, nahe an seinem Borde vorbey, und der Hauptmann desselbigen rief ihnen mit ängstlicher Stimme zu: „Freunde! setzet „die Segel bey. Die ganze englische Seemacht ist hinter uns; in einer Stunde kann sie „uns erreichen. Voritzt bin ich dem Feinde entgangen, aber meine meisten Gefährten „sind ihm in die Hände gefallen. Er hat uns durch falsche Flaggen betrogen. Er hat „den Viceadmiral der Indienfahrer, den Contreadmiral, und einige andere nach einem „heftigen Gefechte vor meinen Augen weggenommen. Ihr müsset euern Lauf ändern; „sonst seyd ihr verloren.„ Mehr Nachricht konnte man von diesem Fahrzeuge wegen seines schnellen Segelns nicht erhalten: doch beschloß man, wofern es anders noch Zeit seyn werde, so wolle man gegen Abend den bisherigen Lauf verändern, übrigens aber, ungeachtet des schlechten Vertheidigungsstandes, darinnen das Schiff war, es theuer genug verkaufen, weil die Engländer mit ihren Gefangenen so übel umgiengen, daß es besser sey, zu sterben, als in ihre Hände zu gerathen *d*).

Schoutens Fahrzeug wird von andern verlassen.

Die Nacht brach ein, und zwar eine dermaßen finstere, daß man die feindliche Flotte aus dem Gesichte verlor, und den Weg in aller Freyheit gegen Nordost nehmen konnte. Der Wind kam aus Süden. Der Himmel war stark bewölket, der Mond neu, und man sah sonst nicht das geringste, als die See, welche ganz feurig zu seyn schien. Weil man vor dem rechten Flügel der Engländer vorbey mußte, so unterließ man das Pumpen, und alles, was Geräusche verursachen konnte. Man nahm auch alle Laternen ab. Zwar konnte man vielleicht auf einige feindliche Schiffe stoßen: allein, es war bey der gegenwärtigen großen Gefahr kein besseres Mittel zu ergreifen, als dem Feinde auf einem Wege,

Er nimmt einen falschen Weg.

d) A. d. 454 S.

Schouten. 1665.

Wege, den er nicht vermuthete, zu entgehen. Ungeachtet des heftigen Windes setzete man doch alle Segel bey. Das Schiff flog mit solcher Geschwindigkeit durch die Wellen, daß es überall krachte, und man alle Augenblick besorgete, die Masten würden brechen. Als man bis Mitternacht keinen Anstoß verspüret hatte: so wendete man sich, um nicht allzuweit von der holländischen Küste abzukommen, gegen Osten. Diesen Weg setzete man fort bis der Tag grauete; und weil es dem ungeachtet nicht helle werden wollte, so wendete man diese Zeit dazu an, dem Himmel für seinen gnädigen Beystand zu danken.

Er ist wegen seines Zustandes verlegen.

Als der Tag anbrach, hatte man zwar zu Folge der Schätzung etwa vierzehn Meilen ostlich zurück geleget. Aber nun war man, wie Schouten saget, mitten in der See, wie ein verirretes Schäflein mitten in einer Wüste voll hungriger Wölfe. Zwar sah man nirgend einiges Schiff; und man hatte Ursache, froh darüber zu seyn. Aber! was für eine Straße sollte man halten, um dem Feinde zu entgehen? Den Weg nach Hause zu nehmen, litten Wind und Strom nicht. Endlich fassete man die Entschließung, in diesem Gewässer zu bleiben, und so lange mit kleinen Schlägen zu laviren, bis es sich zur gewünschten Aenderung anlassen werde. Die Steuerleute glaubeten, nicht weit von dem hamburgischen Hafen, und der kleinen Insel heilge Land zu seyn, absonderlich weil sie viele Smaken und andere Fahrzeuge sahen, die vermuthlich nach der Elbe wollten, oder daraus herkamen. Nur war zu befürchten, es möchten die Bremer oder ihre Nachbarn, weil sie es mehr mit England als mit Holland hielten, ihnen die Ankunft eines holländischen Schiffes auf ihrer Küste verrathen. Die feindliche Flotte konnte nicht weit entfernet seyn. Nebst dem war man vor den Capern nicht sicher, und zum Beschlusse gieng sowohl das Wasser, als die Lebensmittel auf die Neige. Bey diesen Umständen, und da man wegen der heftigen Südwinde an die holländischen Häfen gar nicht gedenken durfte, berathschlagete man sich, ob man nicht irgend einen andern aufsuchen sollte. Hamburg und Glückstadt waren zwar wohl die nähesten: allein, es schien nicht rathsam, in die Elbe zu laufen, weil erstlich unsere Steuerleute das Wasser nicht kannten, und über dieses die Engländer allemal in großer Anzahl daselbst vorhanden sind. Eben so wenig war es rathsam, nach Bergen umzukehren, sowohl wegen der weiten Entfernung, als auch weil es ungewiß war, ob man aufgenommen werden möchte. Fleckern, Langesond und Friedrichsstadt schienen nicht sicher genug zu seyn, und die ganze jütländische Küste eben so wenig. Auf dem Wege nach Oresond hatte man die Capern, welche an der Spitze von Jütland und im baltischen Meere herumschwärmeten, zu befürchten. Gleichwohl wählete man dieses letztere, weil man sich auf keine andere Weise zu helfen wußte. Man hoffete, entweder zu Copenhagen, oder zu Cronenburg Schutz und Lebensmittel anzutreffen, und allenfalls den Capern, wenn nicht mehr als einer oder zweene auf einmal zum Vorscheine kämen, hinlänglich gewachsen zu seyn.

Schouten begegnet fünf englischen Kriegesschiffen.

Nach dieser gefasseten Entschließung, lief man ohne Verzug gerade vor dem Winde gegen Norden. Den 16ten des Herbstmonates, als man mit einem ganzen Südwinde stark fortrückete, sah man ein Schiff, das man am Segeln sogleich für einen Caper erkannte. Nun vergieng ihm zwar die Lust, sich an die Holländer zu machen, als er sah, daß sie wenig nach ihm zu fragen schienen. Allein, am folgenden Tage sahen sie fünf große Schiffe mit vollen Segeln auf sie los eilen. Indem es nun nothwendiger Weise englische Kriegesschiffe, die der Caper während der Nacht herbey gerufen, seyn mußten, und nicht abzusehen war, wie man ihnen entgehen könnte: so beschlossen die Holländer, sich an sie kommen zu lassen, und unterdessen weil man nicht weit von der jütländischen Spitze entfernet

sey,

sey, den Weg mit halben Segeln fortzusetzen, dabey aber so nahe als möglich an dem Walle hinzulaufen, damit man nicht mehr als eine Seite bloß geben dürfte. Sie brachten ihre vier und zwanzig größten Stücke an Backbord, das ist, auf die Seeseite, damit der Feind denken möchte, sie hätten auf der andern Seite noch andere vier und zwanzig Stücke von gleicher Größe. Auch ließen sie, um das Ansehen eines großen Kriegesschiffes zu gewinnen, die Fahne vom Hintercastelle und den Wimpel vom großen Maste wehen; und endlich verabredeten sie unter einander, wenn es auf das äußerste käme, das Schiff lieber in die Luft zu sprengen, als den Engländern zu überlassen, sich selbst aber in der Schaluppe und dem Beynachen ans Land zu retten.

Schouten. 1665.

Es kamen einige Fischer an Bord, und bothen ihre noch übrigen Fische zum Verkaufe an, indem ihnen die fünf Schiffe die meisten schon abgekauft hatten. Man erfuhr von ihnen, das größte Fahrzeug von besagtem Geschwader führete funfzig Stücke. Sie ihres Ortes frageten im Gegentheile, woher die Holländer kämen, und was sie in diesem Gewässer suchten? Weil es nun außer Zweifel war, daß sie nur auskundschaftens wegen gekommen waren: so gab man zur Antwort: man sey aus dem Texel ausgelaufen, und solle nach dem Sunde gehen, um einige holländische Kauffahrer nach Hause zu begleiten. Sie frageten weiter: woher der starke Pfeffergeruch komme? Man antwortete ganz freymüthig darauf: das Schiff habe nebst andern die Indienfahrer in Sicherheit bringen helfen, und bey dieser Gelegenheit aus einigen, die man erleichtern müssen, eine Parthie Gewürze an Bord genommen, davon habe es den Geruch behalten. Mit dieser Antwort giengen sie wieder zu den Engländern.

Die Holländer schätzen sich verloren.

Das Wetter war schön, und die See glatt wie ein Spiegel. Bald darauf rücketen die Feinde mit Hülfe einer schwachen Kühlung aus Westen herbey. Sie waren dermaßen wohl bewaffnet, daß die meisten Holländer bey diesem Anblicke alle Hoffnung zum Widerstande sinken ließen. Ja sie wollten in der Angst, voritzt da es noch Zeit sey, die Schaluppe losmachen, das Ufer gewinnen, und Feuer ans Pulver legen. Alles Befehlen der Officier war umsonst, dagegen steckte jedweder nur sein Geld, und was ihm sonst lieb war, zu sich; die übrigen, welche an diesem zaghaften Beginnen keinen Antheil nahmen, stunden da wie die geschnitzten Bilder, eben als ob ihnen der Feind vorher die Lage geben müsse, damit sie wüßten, was zu thun sey. Doch Schouten läßt die himmlische Macht ohne Unterlaß für die Erhaltung seines Schiffes wachen. „Mitten in dieser Gefahr, saget er, und da wir nichts anders als entweder den Tod, oder ein unmenschliches Verfahren zu erwarten hatten, befreyete uns der barmherzige Himmel, dem es nie „an Mitteln zu helfen fehlet, durch ein Wunder, dafür wir ihm immer und ewig Dank „schuldig sind *e*).„

Warum die Engländer nicht angreifen.

Die Engländer waren schon so nahe, daß sie nur die Haken anwerfen, und entern durften. Nachdem sie das holländische Schiff lange genug besehen hatten, hielten sie es für ein Kriegesschiff, das weiter nichts als Pulver und Bley zu verschenken hätte, das ihnen eine Menge Leute zu nichte machen könnte, und zuletzt von seinem eigenen Volke ohne Zweifel in die Luft gesprenget, oder in Grund gebohret werden würde, mit welchem allen der Krone England schlecht gedienet wäre. Indem nun ein gewisser vornehmer Herr auf dem Admiralsschiffe diese Vernunftschlüsse für gründlich und wohlausgesonnen hielt: so gab

e) A. d. 463 S.

Schouten. 1665.

gab ihnen jedermann Beyfall, und man wurde dagegen begierig, die Kauffahrer, denen dieses Schiff zur Bedeckung dienen sollte, aufzusuchen. Mit einem Worte, sie ließen es seinen Weg nach dem baltischen Meere dahin gehen, ohne nur einen Schuß darauf zu thun; sie hingegen nahmen den Lauf gegen Osten, und benahmen sich dergestalt das Vermögen, ihm zu schaden, freywillig.

Besagter vornehmer Herr, welchem Schouten seine Errettung zuschreibt, war mit bey dem bergischen Treffen gewesen. Voritzt gieng er an den dänischen Hof ab, und wollte wegen des Verhaltens der dänischen Officier bey besagtem Vorfalle Beschwerung führen. Aber wie beschämet wurde er nicht, als er zu seinem größten Verdrusse erfuhr, das Schiff, welches er an der Spitze von Jütland angetroffen habe, sey ein reichbeladener Indienfahrer gewesen. Die sämmtliche Mannschaft auf seinem Geschwader rückete ihm seine unzeitige Klugheit vor. Schouten findet hier zwey Wunder: kraft des erstern, wurden den Engländern die Augen gehalten, daß sie das nicht sahen, was sie vor der Nase hatten; vermöge des zweyten Wunders, wurden den erschrockenen Holländern die Beine gehalten, daß sie nicht ans Land flohen und das Schiff im Stiche ließen, gleichwie sie es zu thun Willens waren *f*).

Schouten kömmt nach Oresond.

Gegen Abend befanden sie sich an dem äußersten Ende Jütlandes, dem Flecken **Schagen**, darinnen sonst niemand als Fischer wohnen, gerade gegen über. Hier erfuhren sie, es wären sechs holländische Kriegesschiffe vorbey gefahren, und hätten ihren Weg nach dem Sunde genommen. Diese Nachricht gab ihnen neuen Trost. Sie setzeten ihre Straße fort, liefen den 18ten vor den Inseln **Lesu** und **Anhold** vorbey, und warfen gegen Abend drey Meilen von **Oresond** Anker. Am folgenden Tage erblickten sie im Angesichte des Schlosses Cronenburg fünf große Schiffe mit vollen Segeln auf sie los kommen, und erkannten sie bald darauf für holländische. Es waren selbige von der großen Flotte abgeschicket, und sollten, unter Anführung des Contreadmirals **Stachowers**, die im baltischen Meere damals befindlichen Kauffahrer nach Hause begleiten.

Sie legten mit einander bey der kleinen Stadt Helsingör vor Anker, wo sie von dem Unglücke ihres Vaterlandes umständliche Nachricht erhielten. Die Engländer hatten nicht mehr als zween Indienfahrer erobert, verfolgeten aber zween andere, davon einer nach **Soenwater**, der andere nach **Flekern**, sich gerettet hatte. Andere Kauffahrer hatten sie viele weggenommen. Auch vermissete die holländische Flotte einige Kriegesschiffe, von denen man noch nicht eigentlich wußte, wie es ihnen ergangen seyn möchte. Unterdessen wären doch die Admirale **Ruyter** und **Tromp** mit siebenzig Kriegesschiffen von neuem in die See gegangen, und es ließe dieses Vermögen der vereinigten Niederlande, nach so vielmaligem Verluste, eine für sie glückliche Veränderung hoffen. Schouten erfuhr zugleich auch, es sey der englische Abgesandte zwar über Gothenburg am dänischen Hofe angelanget, aber auch sehr misvergnügt wieder abgereiset. Denn an statt ihm die geforderte Genugthuung zu bewilligen, hatte man ihm zur Antwort gegeben: das Unternehmen der Engländer sey eine Frevelthat, darüber sich der König von Dännemark mit Recht zu beschweren habe, und dafür er selbst eine Genugthuung erwarte *g*).

Wie er nach Holland zurück kehret.

Nachdem sich die Kauffahrer alle mit einander, an der Zahl drey und zwanzig von allerley Größe bey **Oresund** versammlet hatten, giengen sie nebst Schoutens Schiffe den

f) A. d. 465 S. *g*) A. d. 470 S.

den 2ten des Weinmonates unter der Begleitung von sechs Kriegesschiffen in die See. Den 7ten bekamen sie die holländische Küste zu Gesichte, und liefen glücklich in den Texel ein. Ihre Flotte war damals in der Gegend von Goeree und hatte auf das Unternehmen der englischen Achtung. Wie groß die Verbitterung beyder Nationen gegen einander gewesen seyn müsse, das läßt sich aus der allerletzten Gefahr, damit Schoutens Schiff bedrohet wurde, abnehmen. Als selbiges an die Durchfahrt bey Goeree kam, wurde es durch den Nordostwind, und die Dunkelheit, sogleich verhindert, einzulaufen, und mußte die ganze Nacht über Schläge machen. Auf einmal schrie man ihm aus der dickesten Finsterniß zu, auf der Hut zu seyn, und scharfe Wache zu halten. Denn man hatte aus unterschiedlichen Merkmaalen wahrgenommen, daß einige feindliche Schiffe sich unter die holländischen Kauffahrer gemischet hatten, gleichwie sie denn in der Verwirrung, wirklich einen wegholeten.

Schouten. 1665.

Den 8ten des Weinmonates befand Schouten sich am Vlie: es hielten aber die Steuerleute nicht für rathsam, an diesem Orte den Anker zu werfen, weil man nicht anders als mit laviren, und großer Gefahr für ein so reichbeladenes Schiff, dahin kommen konnte. Dagegen nahmen sie den Weg nach dem Texel, weil der damalige Nordostwind hiezu am günstigsten war. Den folgenden Tag erreichte man den Halder, und blieb mit Hülfe der Fluth an der Küste. Auf den Dünen stund eine gewaltige Menge Volkes, das seine Freude über die glückliche Ankunft des Schiffes bezeugete. Den Abend ankerte man im Passe, und den folgenden Tag vor dem Schildt, von da man Sonntags den 11ten des Weinmonates im Jahre 1665 in den Texel einlief *b*).

Seine Ankunft im Texel.

Das II Capitel.

Wilhelm Dampiers Reise um die Welt.

Einleitung.

Dieser berühmte Seefahrer würde unter den Schiffahrten nach Ostindien durch Südwest einen Platz haben finden können, wenn er sich nicht durch den sonderbaren Weg unterschieden hätte, der ihn in das Südmeer gebracht, ohne daß er durch eine von denen beyden Straßen gegangen, bey deren Beschreibung man alle dahin gehörigen Berichte angeführet hat. Da man über dieses seine Absichten, was das Ziel seiner Reisen betrifft, niemals recht hat erkennen können: so gehöret er vielmehr natürlicher Weise zu der Classe der herumschweifenden Seefahrer; mit diesem besondern Vortheile, daß der ungefähre Zufall, sein beständiger Führer, ihm mehr Gelegenheit gegeben, die Inseln des Südmeeres kennen zu lernen, als man bis auf seine Zeit jemals gehabt hatte.

Einleitung.

Seine ersten Fahrten gehören zu America, wohin ihn die Begierde, sich durch die Handlung zu bereichern, im Jahre 1679 geführet hatte. Er giebt sich für einen bloßen freyen reisenden Menschen aus, welcher bey den ersten Absichten seines Ehrgeizes sich nichts weiter

b) A. d. 473 und vorhergeh. S.

Einleitung.

weiter vorsetzete, als in der Bucht von Campeche in dem mexicanischen Meerbusen Färbeholz zu hauen. Seine Hoffnung gründete sich auf einige Waaren, die er nach Jamaica gebracht hatte, um daselbst stark Getränk, Zucker, Sägen, Aexte, Hüte, Strümpfe, Schuhe und andere Waaren zu kaufen, deren Werth zu Campeche ihm bekannt war. Andere Absichten aber bewogen ihn zu wichtigern Unternehmungen. Er getrauet sich nicht, sie rühmlicher zu nennen, ob sie ihn gleich durch weit kürzere Wege zum Glücke führen sollten. Mit einem Worte, er begab sich nach und nach bey verschiedenen Freybeutern in Dienste, mit denen er durch die Erdenge von Darien ins Südmeer gieng. Seine Zurückkunft zu Lande nebst verschiedenen Begebenheiten wird in dem Verfolge dieses Werkes dienen, die Beschreibung dieses Stückes von America sehr zu erläutern.

Der I Abschnitt.

Dampier geht als ein Freybeuter von Virginien ab. Die Schiffahrt an den africanischen Küsten nach den Inseln Sebald. Weiße Meer. Rothe Krebse. Fahrt ins Südmeer. Sie treffen ein englisches Schiff an. Begebenheit eines Moskiten. Dampiers Gränzen des stillen Meeres. Die beste Fahrt in solchem. Die Freybeuter gehen nach der Insel Lobos. Ihr Anschlag auf Truxillo. Sie gehen nach den Eylanden Gallapagos. Beschreibung derselben. Anschlag auf Rio Lexa. Weg dahin. Cap Blanco. Bay Caldera. Die Freybeuter werden von einigen Indianern hintergangen. Begebenheit ihrer eilfe von ihnen. Treffliches Holz zu Lanzen. David folget Cooken. Sie nähern sich Rio Lexa; stehen von diesem Unternehmen ab. Busen Amapolla. Davids Kühnheit. Sein Vorsatz schlägt fehl. Fahrt eines französischen Schiffes aus dem Südmeere ins Nordmeer.

Dampier. 1683.

Dampier geht als ein Freybeuter von Virginien.

Da Dampiers erste Reisen gedienet hatten, ihm zu dem herumschweifenden Leben Lust zu machen: so gesellete er sich im Jahre 1683 zu dem Hauptmanne Cook, den er in Virginien angetroffen hatte, und der mit einem Theile auserlesener Freybeuter abgieng, um sich durch die magellanische Straße nach den Küsten von Chili und Peru zu begeben, in der Absicht, den Spaniern Reichthümer wegzunehmen, welche seit langer Zeit die Eifersucht der Engländer erregeten. Er stellete sich die neuen Begebenheiten nicht vor, die ihn nicht eher wieder nach Europa bringen würden, als bis er die Reise um die ganze Welt gethan hätte. Indessen schienen ihm doch die Widerwärtigkeiten, die er in den erstern Tagen seiner Schiffahrt erfuhr, und die Hindernisse von denen Winden, die ihn nach und nach an die Inseln des grünen Vorgebirges, und von da an die Küste von Sierra Leona warfen, dasjenige anzukündigen, was er auf einer Reise zu befürchten hätte, deren Ziel er nicht wußte. An dieser letztern Küste zeiget er sich mit seinen Reisegefährten fertig, von dem dasigen Flusse Scherborough abzugehen *i*).

Fahrt an den africanischen Küsten nach den Inseln Sebald.

Sie hatten bey ihrer Abreise sehr heisses Wetter, nebst gewaltigen Windstößen, die gemeiniglich aus Nordost kamen, aber nicht lange anhielten. Zuweilen ändert sich der Wind in einer Viertelstunde, und setzet sich in Süden, und das Meer wird auf einmal stille. Die Engländer machten sich dieser Windstöße zu Nutze, die drey oder viermal des Tages kamen, und fuhren mit allen ihren Segeln gegen Süden, weil sie zwischen der Zeit wenig Wind hatten. Diejenigen, die alsdann noch weheten; waren aus Süd gen Ost, oder Südsüdost, und hielten sie sehr auf, bis sie über die Linie gegangen waren. Nachdem

i) Dampiers Reisen. Amsterd. Ausg. 1701 I Th. a. d. 86 S.

k) Dampiers Reise um die Welt, a. d. 87 S.

dem sie einen Grad ostwärts vom Mittagsstriche der Insel St. Jago, eines von den Eylanden des grünen Vorgebirges, hinüber gegangen: so fiel es ihnen schwer, sich gegen Südwesten zu halten. Nachdem sie aber südwärts der Linie waren: so nahmen sie ihren Lauf gegen Südwest ein Viertheil Süd. Je weiter sie gegen Süden kamen, desto stärker ward der Wind, und wandte sich ganz nach Osten. Auf drey Grad mittägiger Breite, ward er Südost. Auf fünf Grad hatte man beständig Ostsüdost, bis auf sechs und dreyßig Grad mittägiger Breite. Dampier verwundert sich, daß man in einem so langen Raume nichts merkwürdiges antraf; ja nicht einmal einen Fisch, saget er, ausgenommen die fliegenden, welche den Reisenden ein bekanntes Schauspiel sind *k*). Dampier. 1683.

Auf dieser Höhe aber beobachtete man, daß das Meer, welches bisher grün gewesen, weiß oder blaß geworden war. Aus Furcht vor einigen Felsen, ergriff man sogleich das Senkbley. Man fand aber keinen Grund auf hundert Faden. Dampier unterfängt sich nicht, diese Naturbegebenheit zu erklären. Er rechnete an eben diesem Tage zu Mittage, daß er acht und vierzig Grad funfzig Minuten westwärts vom Lezard entfernet sey. Die Abweichung der Nadel, die den Morgen zugenommen hatte, fand sich, ihrer Höhe nach, funfzehn Grad funfzig Minuten. Es war der 18te Jenner. Weiße Meer. 1684.

Den 28sten nahm man sich vor, nach den Inseln Sebalds von Weert zu segeln, welche ein und funfzig Grad fünf und zwanzig Minuten Süderbreite, und nach Dampiers Rechnung sieben und funfzig Grad acht und zwanzig Minuten westlicher Länge vom Lezard liegen *l*). Seit einem Monate hatte er sich bemühet, den Hauptmann Cook zu bereden, an einer von diesen Inseln zu ankern, wo man vermuthlich Wasser einnehmen könnte, wobey er ihm vorstellete, wenn man solches da nicht fände, so könnte man, wenn nur mit dem vorhandenen ein wenig rathsam umgegangen würde, nach der Insel Fernandez in dem Südmeere kommen, ehe solches verzehret worden. Seine Absicht bey diesem Rathe war bloß, den Vorsatz zu hintertreiben, den man gefaßt hatte, durch die magellanische Straße zu gehen, wovon er die Gefahr mit einem nicht gar zu gehorsamen Schiffvolke voraus sah, welches er nicht für fähig hielt, die nöthigen Maaßregeln und Sorgfalt bey dieser fürchterlichen Durchfahrt anzuwenden. Die Inseln Sebald sind steinicht und unfruchtbar. An die beyden nordlichsten konnte man nicht hinan kommen. Bey der dritten aber fand man nur zwo Ankertaue weit vom Lande Grund, und entdeckete mit allem Nachsuchen nicht das geringste vom Wasser. Den Tag, da man gegen diese Inseln gesegelt, hatte man große Haufen von rothen Krebsen gesehen, die das Meer eine Meile in der Runde um das Schiff bedecketen. Die meisten waren nicht größer, als eine kleine Fingerspitze: doch hatten die kleinen so wohl, als die großen, starke Scheeren. Dieß ist der einzige Ort in der Welt, wo Dampier sie von Natur roth gesehen hat. Andere Reisende haben auf eben der Höhe gleiches angemerket. Inseln Sebald. Rothe Krebse.

Nachdem sie nun die Hoffnung verloren, zu ankern, und Wasser einzunehmen: so setzeten sie ihren Lauf nach den Meerengen fort. Der Wind aber war so stark aus Osten, daß sie ihre Oberstengen nicht brauchen, und sich dem Lande nähern konnten. Indessen entdeckete man doch den 6ten des Hornungs die Straße des le Maire, gegen welche man mit einem frischen Nornordwestwinde so gleich zufuhr. Vier Meilen in der Mündung wurde man mit einer Windstille überfallen, und fand einen so starken Strom, der das Schiff Das Schiff des Verfassers geht ins Südmeer.

l) Die Abweichung war daselbst drey und zwanzig Grad zehn Minuten.

Dampier. 1684. Schiff aus der Straße gegen Norden trieb, und es in große Gefahr setzete. „Ich weis „nicht, saget der Verfasser, ob es Ebbe oder Fluth war: aber das ist gewiß, daß die Wel„len so kurz und hoch giengen, als wenn zwo Fluthen an einander gestoßen hätten. Sie „stießen auch wirklich auf allen Seiten an uns, und zertheileten sich bald mitten unter dem „Schiffe, bald hinten, bald vorn, daß das Schiff wie eine Eyerschaale herumgedrehet ward, „daß ich die Zeit meines Lebens keine solche unbeständige und wunderliche Bewegung gese„hen habe„ *m*). Gegen acht Uhr des Abends brachte sie ein kleiner Westnordwestwind auf die Gedanken, nach Osten zu steuren, in dem Vorsatze, um das Staateneyland zu gehen; und man kam auch mit Hülfe dieses Windes, der die ganze Nacht hindurch gewehet hatte, den andern Morgen an die Ostspitze dieses Eylandes. Dampier bemerkete drey andere Inseln, oder vielmehr drey ziemlich hohe und vom Vögelmiste weiße Felsen an dieser Spitze. Nachdem man die Sonne beobachtet hatte: so nahm man seinen Lauf gen Süden, in der Absicht, sich um Hornsvorgebirge herum zu wenden, welches das südlichste Stück von dem Feuerlande war, das man den Abend zuvor aus dem Gesichte verloren hatte.

Man hält das Feuerland für bevölkert. Dampier bedaurete, daß er wegen dieses Landes keine Beobachtungen machen können, um so vielmehr, weil er von vielen Personen, welche diese Reise gethan, vernommen hatte, daß sie, nicht etwan auf den Spitzen der Berge, sondern auf der Ebene und in den Thälern Feuer und Rauch gesehen, woraus sie geschlossen, das Land müsse sehr bewohnet seyn.

Von den Sebaldsinseln, bis ins Südmeer, sah man nur einmal die Sonne; und man fand die Höhe derselben im Mittage zwey und funfzig Grad dreyßig Minuten Breite. Darauf rückete man bis auf den sechzigsten Grad fort. Dieß ist die größte mittägliche Breite, auf welche Dampier jemals gekommen ist.

Sie treffen ein englisches Schiff an. Den 14ten auf sieben und funfzig Grad zeigete ein gewaltiger Sturm den Freybeutern wohl tausendmal das Meer unter ihrem Schiffe eröffnet, und ihr Verderben schien gleichsam in dem tiefsten Abgrunde geschrieben zu seyn. Dieses daurete bis den 1sten des Märzmonates: doch verhinderte es sie nicht, drey und zwanzig Fässer Regenwasser zu sammeln. Die folgenden Tage führete sie ein Ostwind in das Südmeer. Sie fuhren mit einem Südostwinde ziemlich glücklich fort, bis auf sechs und dreyßig Grad Süderbreite, wo sie ein englisches Schiff antrafen, welches der Hauptmann Eaton führete. Sie gaben ihm Brodt und Rindfleisch für Wasser, welches er auf der Fahrt durch die Straße eingenommen hatte; und da ihn seine Absichten auch nach der Insel Fernandez führeten, so thaten sie die Reise zusammen.

Sie sahen diese Insel den 22sten März; und den andern Morgen legeten sie sich in einer Bay gen Süden, zwey Ankertaue weit vom Lande, vor Anker. Dampier war voller Ungeduld, einen Moskiten wieder zu sehen, den er im Jahre 1681 daselbst gelassen hatte *n*), als er mit Scharpen über die darische Erdenge ins Südmeer gegangen war. Wir wollen ihn solches selbst erzählen lassen. „Wir setzeten unsere Canoe so gleich ins „Meer. Der Moskite war bereits an der Küste. Als wir hinan kamen: so sprang ein „anderer Moskite, den wir bey uns hatten, zuerst ans Land, und lief zu seinem Lands„manne, den er seinen Bruder nannte. Er warf sich länge lang zu seinen Füßen, mit „dem Gesichte gegen die Erde. Der andere hob ihn auf; und nachdem er ihn umarmet „hatte,

Begebenheit eines Moskiten, der drey Jahre allein in der Insel geblieben.

m) Ebend. a. d. 90 S.

n) Die Freybeuter, bey denen er sich damals aufhielt, waren von den Spaniern verjaget worden. Moskiten nennet man eine indianische Nation

„hatte, warf er sich gleichfalls zu seinen Füßen, mit dem Gesichte gegen die Erde, und „wurde eben so aufgehoben. Wir hielten uns mit Vergnügen vom Lande zurück, um mit „Verwunderung und Zärtlichkeit eine so rührende Ceremonie anzusehen. Nach den Be„grüßungen dieser beyden Indianer, näherten wir uns, um denjenigen zu umarmen, den „wir wieder gefunden hatten, und welcher ganz entzückt war, daß er seine alten Freunde „wieder kommen sah, von denen er glaubete, daß sie ausdrücklich gekommen wären, ihn „zu suchen. Er hieß Will, so wie der andere Robin; welche Namen sie von den Eng„ländern bekommen hatten; denn da sie keine unter sich haben, so halten sie es für eine „große Gewogenheit, wenn sie einen von uns bekommen.

Dampier. 1684.

„Dieser Indianer war länger, als drey Jahre, ganz allein da gewesen; und ob ihn gleich „die Spanier, als welche wußten, daß wir ihn da gelassen, unterschiedliche mal gesuchet, „hatten sie ihn doch nie finden können. Er war im Walde auf der Ziegenjagd gewesen, „als der Hauptmann, Watling, mit seinen Leuten wieder zu Schiffe gegangen war; und „da er an das Ufer kam: so waren die Schiffe schon unter Segel. Er hatte bey sich sein „Rohr, ein Messer, ein klein Pulverhorn mit Pulver, und ein wenig Bley. Als er „dieses verschossen: so erdachte er ein Mittel, mit seinem Messer den Büchsenlauf in kleine „Stücke zu zersägen, und Harpunen, Angeln, Spießeisen, wie auch ein langes Messer „daraus zu machen. Mit seinem Flintensteine und einem Stückchen Eisen, das er von „den Engländern hatte härten lernen, machte er Feuer an, und die Stücken Eisen dabey „glüend, schlug sie hernach mit einem Steine, und gab ihnen die Form, die er wollte. „Ferner zerschnitt er sie mit dem Messer, das er wie eine Säge zugerichtet hatte, machte „auch mit Schleifen Spitzen daran, und gab ihnen die Härte, die sie nöthig hatten. „Dieses wird einem, der nicht die Verschlagenheit der Indianer kennet, wunderlich vor„kommen: aber alles dieses thun sie in ihrem Lande gar insgemein, woselbst sie ihre Fischergerä„the ohne Esse und Amboß verfertigen, ob sie gleich viel Zeit darüber zubringen.

„Andere Indianer, die den Gebrauch des Eisens nicht wissen, wie die Moskiten, „welche es von den Engländern gelernet, machen ihnen Aexte von einem sehr harten Stei„ne, damit sie auch Bäume, und insonderheit die, so Baumwolle tragen, welche gar „weich Holz haben, abhauen können, wovon sie hernach Häuser bauen, oder Canoen ma„chen. Ob sie nun gleich diese nicht so nett und glatt aushöhlen, so machen sie sie nichts „destoweniger gut genug, sich ihrer zu gebrauchen; denn was sie aus Mangel des Werk„zeuges nicht machen können, das thun sie mit Feuer, es sey Bäume abzuhauen, oder „Canoen auszuhöhlen. Vornehmlich haben und üben die wilden Indianer an dem Flusse „Blewfield solche Erfindungen aus, deren Beschreibung ich im dritten Capitel gema„chet, wie ich denn selbst ihre Canoen und steinerne Aexte gesehen habe. Sie sind ungefähr „zehn Zoll lang, viere breit, und mitten drey dicke, platt und an beyden Enden scharf. „In der Mitte machen sie rund herum eine Kerbe, so breit und tief, daß ein Mensch ei„nen Finger hinein legen könnte, und binden einen Stecken von ungefähr vier Fuß lang, „so fest als sie können, daran, welches denn statt des Handgriffes dienet. Andere In„dianer sind nicht weniger nachdenklich. Die von Patagonien machen ihre Pfeilspitzen „von scharfgemacheten, oder auch gar von ungeschliffenen Steinen, die ich gesehen, und

 „mich

tion, welche um das Vorgebirge Gratia=Dios herum, zwischen Honduras und Nicaraguas wohnet, und mit den Engländern in Jamaica sehr gut Freund ist.

Dampier. 1684. „mich darüber verwundern müssen. Lasset uns aber wieder auf unsern Moskiten von der „Insel Jean Fernando kommen. Dieser hatte nun mit denen, auf die beschriebene „Art gemachten Instrumenten, allerhand Lebensmittel, die auf der Insel zu finden, auch „Ziegen und Fische sich anschaffen können. Ehe er Angeln gemachet, saget er, hätte er „müssen vom Seekalbe essen, welches gar eine schlechte Speise ist, nach diesem aber hätte „er diese nur gefangen, um aus der Haut Riemen zu schneiden, und Angelschnüre zu „machen. Eine halbe Meile von der See hatte er eine kleine Hütte mit Ziegenfellen über„zogen, und sein Bette oder Barbam war mit Pfählen zween Fuß von der Erde erhöhet, „und eben mit solchen Häuten bedecket. Kein Kleid hatte er, weil das, welches er von „dem Hauptmanne Watling bekommen, ganz abgenützet worden, trug also um seine „Lenden nur ein schlecht Fell. Er hatte unser Schiff schon des Tages zuvor, ehe wir an„ländeten, gesehen; und weil er es gewiß für ein englisches hielt, des Morgens, ehe wir „ankerten, drey Ziegen getödtet, und mit Kraut gekochet, um uns bey der Landung da„mit zu bewirthen„ *o*).

Stille Meer. Die beyden englischen Schiffe giengen den 8ten April wieder unter Segel *p*), um in ein Meer zu schiffen, welches man, nach Dampiers Meynung nicht mehr das stille Meer, oder pacificum nennen soll. Obgleich die Erdbeschreiber es überhaupt Mare australe, Mar del Zur, das Südmeer, oder das stille Meer benennen: so scheint es ihm doch, daß dieser Name sich nicht weiter erstrecken sollte, als vom Mittage gegen Mitternacht, vom dreyßigsten bis vier Grad Süderbreite, gegen Abend aber von der americanischen Küste an unbestimmt hinaus, so viel er merken können, indem er über zwey hundert und funfzig Meilen vom Lande gewesen, und das Meer doch immer stille befunden hat. Man sieht daselbst keine Regenwolken, wiewohl der Horizont oft dunkel genug ist, daß man mit dem Quadranten die Sonne nicht beobachten kann, frühmorgens auch der Reif ganz weiß liegt, und ein dicker Nebel entsteht, der doch aber fast nicht naß machet. Es wehen auch hier nur ordentliche und gewisse Winde, ohne allen Sturm, ohne heftige Windstöße und Orcane, die man doch nordwärts der Linie auf diesem Meere so gut empfindet, als auf dem atlantischen. So stille auch indessen diese See ist, so wirft sie doch um den Neumond und Vollmond hohe, große und lange Wellen: sie sind aber so beschaffen, daß sie sich nicht in der See sondern erst am Ufer an einander zerstoßen, da es denn sehr schwer auszusteigen ist; sonst aber hat man sie nicht zu fürchten *pp*).

Die beste Fahrt der beyden englischen Schiffe auf diesem Meere, war an der Seite der Linie bis auf den vier und zwanzigsten Grad südlicher Breite, wo sie am festen Lande von America hinfuhren. Dieser ganze Strich ist sehr hoch Land; und sie hielten sich daher zwölf bis funfzehn Seemeilen weit davon, damit die Spanier, welche solches bewohnen, sie nicht sähen. Dampier beobachtet, daß die gar übergroße Höhe derer Gebirge, die man Andes, oder Sierra Nuevada des Andes nennet„ vielleicht Ursache sey, daß kein großer Fluß in dieses Meer fällt. Man sieht einige kleine, aber ihrer so wenig, daß man oft hundert und funfzig oder zwey hundert Seemeilen fahren muß, ehe man einen entdecket. Die nächsten sind dreyßig bis vierzig Seemeilen von einander und außerdem nicht tief genug, daß sie könnten befahren werden. Sie trocknen so gar zu gewissen Jahreszeiten aus. Dergleichen ist der Jolo, welcher vom Ende des Jenners bis in den Brach-

Seltenheit der Flüsse an den Küsten des Südmeeres.

o) A. d. 93 u. 94 S. Man sehe in Woods Rogers Reisebeschreibung eine andere dergleichen Geschichte.

Brachmonat sehr schnell fließt, hernach abnimmt, und zu Ende des Herbstmonates ganz verschwindet q). Dampier. 1684.

Da ein mit Bauholze beladenes Schiff, welches von Guajaquil nach Lima gieng, den Engländern auf neun Grad vierzig Minuten Süderbreite, in die Hände gefallen war: so vernahmen sie von dem Schiffsvolke, daß man an der Küste von ihrer Ankunft in diesem Meere schon Nachricht hätte, und daß der Unterkönig in Peru in alle Häfen Befehl geschickt, sich vor ihren Anfällen in Acht zu nehmen. Sie nahmen hierauf ihren Weg alsobald nach der Insel Lobos, welche nach Dampiers Beobachtung, der die Höhe derselben zu Lande mit einem Astrolabio nahm, auf sechs Grad vier und zwanzig Minuten Süderbreite liegt. Man nennet sie **Lobos zur See**, zum Unterschiede einer andern, die nicht weit davon liegt, und **Lobos am Lande** heißt, weil sie näher an der Küste ist. Die erstere, wo die beyden Schiffe mit ihrer Beute den 9ten May vor Anker legeten, besteht aus zweenen Theilen, jeder von einer Meile im Umfange, die hoch genug und durch einen kleinen Canal abgesondert sind, wo nur Barken hinein können. An der Nordseite sind verschiedene Klippen. An der Westseite gegen Morgen zu, findet man eine kleine Bucht, darinnen man vor den Winden sicher liegen und die Schiffe ausbessern kann. Die übrige Küste besteht aus lauter kleinen abhängigen Felsen; und inwendig ist die Insel theils steinicht, theils sandicht. Der Boden ist auch höchst unfruchtbar, und hat weder süßes Wasser, noch Bäume, noch die geringste Spur von etwas grünem, noch auch einige Landthiere. Hingegen finden sich viele Seevögel daselbst, vornehmlich **Boubies**, **Penguinen** und kleine schwarze Vögel, welche Löcher in den Sand machen, sich des Nachts da hinein zu verkriechen. Diese letztern sind gut zu essen. Dampier hat ihrer sonst nirgend, als zu Lobos und in der Insel Fernandez, gesehen.

Die Freybeuter gehen nach der Insel Lobos.

Ihre Beschreibung.

Die Absicht der englischen Freybeuter bey Näherung des festen Landes, wovon Lobos nur fünf Seemeilen entfernet lag, war ein Unternehmen auf eine von den besten Städten an der Küste, als Guajaquil, Zana oder Truxillo, zu versuchen. Sie beschlossen endlich, Truxillo anzugreifen, welches ihnen eine reiche Beute versprach, wiewohl ihnen die Schwierigkeiten dabey nicht unbekannt waren. Sie landeten an der größten. Guanchaquo, der nächste Hafen an diesem Orte, von welchem er nur sechs Meilen entfernet ist, war ihnen von ihren Gefangenen, als ein unbequemer Ort zum Aussteigen vorgestellet worden. Selbst die da wohnenden Fischer brauchen drey oder vier Tage, ehe sie heraus kommen können. Indessen musterte man das Schiffsvolk, welches außer den Kranken aus hundert und acht Mann bestund, die dienen konnten; und man rüstete sich, unter Segel zu gehen. Die Ankunft dreyer spanischen Fahrzeuge aber, deren sie sich mit wenigem Widerstande bemächtigten, machte, daß sie diesen Entschluß änderten. Man vernahm von den Gefangenen: die Einwohner zu Truxillo hätten bereits die Waffen ergriffen, und baueten ein Fort zu Guanchaquo. Diese Nachricht schreckete die Engländer von ihrem Vorhaben ab, daß sie sich vornahmen, mit ihren erbeuteten Schiffen Lobos zu verlassen. Der Wind war Süd ein Viertel Ost, wie er ordentlicher Weise in diesem Meere ist. Sie lichteten den 15ten die Anker, um nach Nordwest ein Viertel Nord zu gehen, in der Absicht, die Breite der Inseln Gallapagos zu gewinnen, und sich von Westen abzulenken. Denn da sie die Entfernung dieser Eylande nicht recht wußten: so konnten sie sich auch nach nichts eigentlich

Absicht der Engländer auf Truxillo.

Sie gehen nach den Inseln Gallapagos.

p) Der Hauptmann Cook zog sich auf dieser Insel eine Krankheit zu, woran er starb.
pp) A. d. 102 S. q) Ebendas. a. d. 104 S.

Dampier. 1684.

lich richten, hinanzukommen. Als sie vierzig Minuten über die Linie gekommen waren: so wandten sie sich mit einem Südwinde gegen Westen. Den letzten Tag des Mayes, bekamen sie erst die Inseln Gallapagos zu Gesichte. Gegen Abend ankerten sie an der Ostseite einer von den ostlichsten dieser Insel, eine Meile von der Küste in zehn Faden Wasser auf einem klaren und sandichten Grunde.

Beschreibung dieser Inseln.

Die Eylande, welche von den Spaniern den Namen Gallapagos erhalten haben, liegen einige unter der Linie, andere zu beyden Seiten derselben, in einer ziemlich großen Weite. Die ostlichste ist hundert und zehn Seemeilen von dem festen Lande. Man setzet sie auf hundert und ein und neunzig Grad der Länge, von da sie sich bis auf hundert und sechzig Grad gegen Westen erstrecken; und folglich würde nach Dampiers Rechnung ihre Länge vom Lezard ungefähr sechzig Grad westwärts seyn. Allein, er ist überzeuget, daß man sie nicht weit genug gegen Abend entfernet. Die Spanier, welche sie zuerst entdecket haben, geben vor, es wären ihrer viele, und sie erstrecketen sich von der Abendseite der Linie an, bis auf fünf Grad gegen Norden. Indessen sahen doch die Engländer nicht über vierzehn oder funfzehn, worunter einige sieben bis acht Meilen lang, und drey oder viere breit sind. Die meisten sind platt und gleich, aber hoch genug. Viere oder fünfe von den ostlichsten schienen unfruchtbar zu seyn, oder brachten nichts, als Dildos hervor. Dieß ist ein grüner und sehr stachlichter Strauch, welcher ungefähr zehn bis zwölf Fuß hoch wächst, aber weder Blätter noch Früchte hat. Er ist von unten an, bis oben hinauf so dick, als ein Menschenbein. Seine Stacheln stehen stralenweise, von einem Ende zum andern, sehr dicht zusammen: er ist aber zu nichts nutze, und auch nicht einmal zum Brennen. An einigen Orten sehr nahe am Meere, sieht man eine andere Art kleiner Bäume, die man Bortons genannt hat, und die besser zum Brennen sind. Dampier erinnert sich, solche in vielen Gegenden von Westindien gesehen zu haben, vornehmlich auf den sambalischen Inseln, und in der Bay Campeche: sie finden sich aber nur auf den Inseln Gallapagos im Südmeere. Zwischen den Felsen dieser Eylande trifft man mit Verwunderung Seen, oder große Gräben voll Wasser an. Einige niedrigere und gleichere schienen auch fruchtbar zu seyn, und brachten wenigstens vielerley in Europa unbekannte Bäume hervor. Das Erdreich gegen Abend ist schwarz und tief. Ihre Bäume sind auch viel größer, vornehmlich die Mammets, welche in einigen so überflüßig wachsen, daß sie ganze Wälder ausmachen, wo man lauter solche Bäume sieht. Man sieht auch daselbst ziemlich große Flüsse und Bäche mit sehr süßem Wasser. Die Spanier bezeugen, daß sie bey ihrer ersten Entdeckung viele Guanos und Erdschildkröten darauf gefunden. Es sind ihrer nicht weniger geworden. Dampier sah viel größere und fettere Guanos daselbst, als an irgend einem Orte in der Welt, und so zahm, daß ein Mensch allein innerhalb einer Stunde zwanzig mit dem Stocke todt schlagen kann. Die Erdschildkröten könnten viele Monate lang fünf bis sechshundert Mann ohne andere Lebensmittel zu unterhalten hinreichen. Sie sind außerordentlich groß, und so zart, daß kein jung Huhn besser schmecken kann. Die größten wiegen ungefähr zweyhundert Pfund, und einige sind über den Bauch drittehalb Fuß breit. Sie gleichen denen, die das süße Wasser lieben, und von den Spaniern Hecates genannt werden. Ihre Schale ist viel dicker, als der andern grünen Schildkröten ihre, in Westindien. Dampier, welcher sich hier bey den Eigenschaften der Schildkröten sehr lange aufhält, behauptet, es blieben die zu Gallapagos die meiste

Außerordentliche Menge Guanos und Schildkröten.

r) A. d. 111 u. f. S.

ste Zeit des Jahres auf dem Lande: wenn sie aber legen wollten, so giengen sie in die See und schwämmen an das feste Land von America, welches über hundert Seemeilen davon entfernet wäre r).

Dampier. 1684.

Die Luft in den Inseln Gallapagos ist wegen ihrer Lage ziemlich gemäßiget. Den ganzen Tag über wird sie durch einen kleinen Seewind, und des Nachts durch einen ziemlich kalten Wind erfrischet. Bey der Regenzeit, welche im Wintermonate einfällt, und bis zu Ende des Jenners dauret, ist das Wetter ungemein trübe, stürmisch, und mit Donner und Blitzen vermischt. Vor und nach diesen Monaten kommen zuweilen kühle Regen; die Luft aber ist in den May= Brach= Heu= und Augustmonaten beständig klar und heiter.

Eigentliche sogenannte Insel Gallapagos.

Das Eyland, welches eigentlich Gallapagos heißt, und allen andern seinen Namen giebt, lag nur zwo Seemeilen von dem, wo die Engländer geankert hatten. Sie begaben sich zween Tage nachher dahin. Sie ist ebenfalls steinicht und unfruchtbar, fünf bis sechs Meilen lang und viere breit. Man warf gegen Norden von der Insel in sechzehn Faden Wasser Anker. Es läßt sich so schwerlich an die Küste kommen, daß man sonst nirgend, als hier, sicher ankern kann. Außerdem ist die Rhede mittelmäßig; und der Grund so steil, daß, wenn der Anker einmal losläßt, er niemals wieder anfasset. Der Wind kömmt daselbst gemeiniglich vom Lande. Bey der Nacht ist er mehr westlich, aber allezeit sehr sanft. Die Nordseite der Insel hat sehr gutes Wasser, welches wie ein Bach von vielen Felsen in eine sandige Bay fällt. Man findet daselbst eine große Anzahl Schildkröten. Das Meer ist daherum sehr fischreich, und man fängt vornehmlich daselbst viele Goulus oder Vielfraße. Dampier nahm die Sonnenhöhe zu Lande mit dem Astrolabio, und fand sie acht und zwanzig Minuten nordwärts von der Linie s).

Absicht der Engländer auf Ria-Lexa.

Einer von den gefangenen Indianern meldete hier den Engländern, er wäre zu Ria Lexa gebohren, und erboth sich, sie dahin zu führen. Die Nachrichten, die er von der Lage und dem Reichthume dieses Platzes gab, erregeten ihre Habsucht leicht. Sie giengen deswegen unter Segel, jedoch mit dem Vorsatze, die Cocosinsel zu berühren, wo ihnen der große Ueberfluß dieser Früchte eine angenehme Erfrischung versprach.

Ihr lehrreicher Weg für die Schiffer.

Man segelte gegen Norden bis auf vier Grad und vierzig Minuten Breite, wo man sich West ein Viertheil nordwärts wenden wollte; denn man hoffte, den Wind Süd ein Viertheil Ost oder Südsüdost zu bekommen, wie man ihn südwärts der Linie gehabt hatte. Dampier, welchen die Lootsen willig zu Rathe zogen, weil er bereits auf diesen Meeren gefahren war, erinnerte sich, daß er ehemals die Winde solchergestalt auf eben der Breite gefunden hatte. Als man aber von Gallapagos abgieng: so hatte man anfangs einen Südwind. Ein wenig weiter gegen Norden hatte man Süd ein Viertheil West; darauf wurde er Südsüdwest, welche Veränderung man nicht erwartet hatte. Man schmeichelte sich anfänglich, er würde wieder südlich werden: allein, da man ihn nur Südwest ein Viertheil Süd gefunden hatte, so konnte man nur nach Westen ein Viertheil Nord steuren; und dieser Weg wurde bis auf fünf Grad und vierzig Minuten fortgesetzet. Nunmehr verzweifelte man, die Cocosinsel zu finden; und wenn man sie auch entdecket hätte, so war man zu weit gegen Norden, als daß man an solcher anländen konnte. Dampier hält diese umständ-

s) Ebendas. a. d. 120 S.

Dampier. 1684.

ständliche Vorstellung zum Unterrichte der Schiffer für nöthig *t*). „Diejenigen, saget er, „welche die Art der Winde in diesen Meeren aus der Erfahrung nicht gelernet, hätten mit „gutem Fuge glauben können, wir sollten gar leicht mit vollen Segeln nach Ria Lera „gekommen seyn. Wir fanden uns aber betrogen; denn als wir ein wenig näher ans Land „kamen, hatten wir den Wind gerade entgegen„ *u*).

Cap Blanco.

Die Engländer hatten sich sonst über das Wetter nicht zu beschweren bis zu Anfange des Heumonates, da sie das Cap Blanco an dem festen Lande von Mexico zu Gesichte bekamen. Es hat seinen Namen von zween weißen Felsen, die man von weitem sieht, und ein Stück desselben auszumachen scheinen. Wenn man aber näher kömmt, es sey von Osten oder Westen, so sollte man sie für zwey Schiffe mit vollen Segeln halten; noch näher aber sehen sie wie zween hohe Thürme aus, die eine halbe Meile von dem Vorgebirge entfernet sind.

Dessen Beschreibung.

Dieses Vorgebirge, welches auf neun Grad und fünf und funfzig Minuten Breite liegt, scheint eine wahrhafte Spitze zu seyn, und es gehen daran lauter jähe Felsen bis ins Meer hinein. Doch ist das Obertheil flach und eben eine Meile lang; darauf senket es sich nach und nach, und machet auf beyden Seiten einen angenehmen Abhang, der, wie Dampier saget, mit prächtigen Bäumen besetzet ist. Die Küste, welche von Nordwest bis Nordost ungefähr vier Seemeilen weit läuft, machet eine kleine Bucht, welche die Spanier Caldera nennen. An der Nordwestseite bey der Einfahrt in diese Bay findet man einen kleinen Bach mit vortrefflich gutem Wasser. Das Erdreich senket sich und machet eine Art von Sattel zwischen zween kleinen Bergen. Es ist ein überaus gutes Land, und der Boden schwarz und fett, welcher Bäume von sonderbarer Schönheit trägt. Die Gebüsche endigen sich an der Nordostseite eine Meile von dem Bache; und alsdann fangen treffliche Weiden an, die mit kleinen aber nicht so dicken Holzungen abgesetzet sind, welche die Aussicht sehr angenehm machen. Das Gras ist daselbst dick und lang, aber so gut, daß Dampier in ganz Westindien kein besseres gesehen hat. Gegen die Mitte der Bay zu ist das Land niedrig und mit Manglebäumen besetzet. Darauf wird es hoch und bergicht. Von dem Ende dieser Bay bis an den See Nicaraga an der nordlichen Küste rechnet man nicht über vierzehn oder funfzehn Seemeilen *x*).

Bay Caldera.

Sie werden von Indianern hintergangen.

Einige spanische Indianer, deren sich die Engländer bemächtigten, und die sie an Bord führeten, gestunden ihnen, sie hätten sich ihnen genähert, ihr Schiff in Augenschein zu nehmen und sie zu verkundschaften, weil ihnen der Präsident von Panama Nachricht gegeben, Spanien hätte Feinde in diesen Meeren. Sie waren von Nicoya einer kleinen Stadt von Mulatren an einem Flusse gleiches Namens, zwölf bis dreyzehn Seemeilen von dem Vorgebirge gegen Westen. Ihre Handthierung war, daß sie Schiffe baueten, weil der Ort sehr bequem ist, neue zu bauen oder die alten auszubessern. Man fragete sie nach dem Reichthume des Landes. Sie antworteten: die meisten Einwohner wären

t) Er setzet einige Beobachtungen hinzu, welche die Cocosinsel betreffen, und er für eben so nützlich hält. Sie ist nicht bewohnet, aber mit großen Cocosbäumen angefüllet. Ihr Umfang ist sieben oder acht Seemeilen. Sie ist in der Mitte hoch aber ohne Bäume, und am Meere niedrig. Ihre Lage ist fünf Grad und funfzehn Minuten nordlich. Ob sie gleich mit Felsen umgeben ist, daß man fast nicht an sie kommen kann: so hat sie doch an der Nordseite einen kleinen Hafen, wo die Schiffe einfahren und sicher ankern können; und dieser Hafen hat einen kleinen Bach mit süßem Wasser,

wären Ackersleute, und da sie weitläuftige Viehweiden hätten, so zögen sie auch viel Vieh auf: an etlichen Orten nahe am Meere wüchse roth Färbeholz, wovon sie aber doch nicht viel Vortheil hätten, weil sie es nach dem Nicaraguesee bringen müßten, der ins Nordmeer fällt: sie schicketen auch daselbst ihre Ochsen- und Kühhäute hin, wofür sie europäische Waaren eintauscheten: das Fleisch von ihrem Viehe dienete ihnen nur zur Speise ihres Gesindes, und in einem so heißen Lande wüßte man nicht viel von Käse und Butter. Sie setzeten hinzu, die Engländer würden auf einem benachbarten Gute eine große Anzahl Ochsen und Kühe antreffen.

Dampier. 1684.

Diese Nachricht war den Leuten auf beyden Schiffen sehr lieb, und sie vergaßen, daß sie solche von ihren Todfeinden erhielten. Sie hatten seit langer Zeit kein anderes Fleisch gegessen, als das von den Schildkröten zu Gallapagos. Es wurden vier und zwanzig Mann, worunter auch Dampier war, in zwoen Schaluppen mit einem spanischen Indianer ausgeschickt, der ihnen zum Wegweiser dienen wollte. Sie stiegen eine Seemeile weit von den Schiffen ans Land, und zogen ihre Schaluppe auf den Sand. Sie giengen hinter dem Indianer her, der sie bald zu einem großen Viehgarten auf einer weitläuftigen Weide brachte, ungefähr zwo englische Meilen von der Schaluppe. Weil die Nacht einbrach: so thaten einige den Vorschlag, fürs erste ihrer dreye oder viere zu schießen, und sie nach dem Schiffe zu bringen. Andere setzeten sich dawider, und hielten es für besser, die Nacht da zu bleiben, auf den Morgen aber das Vieh in den Garten zu treiben, und hernach zwanzig oder dreyßig, so viel man wollte, davon zu tödten. Dampier, welcher wünschete, wieder an Bord zu gehen, konnte nur zwölf Mann dazu bereden, welche die Hälfte von seinem Haufen ausmachten. Er fand auf der Rückkehr nach dem Ufer keinen Widerstand von den Indianern; und unterwegens sah er eine Menge Bäume von rothem Holze, welches er für das Holz hielt, das man zu Jamaica Blutholz, oder Holz von Nicaragua nennet.

Sie gehen ans Land, Vieh zu tödten.

Ein Theil des folgenden Tages verstrich, ohne daß sie etwas von den eilf Engländern erfuhren, die durchaus hatten am Lande bleiben wollen. Die Unruhe darüber nöthigte ihren Hauptmann endlich, zwanzig Mann mit Gewehre abzuschicken. Dampier, welcher sie führete, näherte sich der Bucht, wo der Indianer sie hatte aussteigen lassen. Er verwunderte sich sehr, als er die eilf Engländer auf einem kleinen Felsen, eine halbe Meile vom Lande bis an den Gürtel im Wasser sitzen sah. Sie hatten die Nacht ruhig in dem Garten zugebracht, und den Morgen waren sie hinaus gegangen, um das Vieh hinein zu treiben. Als sie nun also zerstreuet waren, so kam ein Haufen Indianer, sie anzugreifen; und hatte ihnen kaum Zeit gelassen, wieder zusammen zu kommen, um mit mehrerm Muthe nach der Bay zu gehen. Als sie aber ans Ufer kamen, so fanden sie ihre Schaluppe in vollem Feuer. Ihre Unruhe war größer, als Dampier sie vorstellen kann. Sie hatten über

Begebenheit von eilf Engländern.

Wasser, der ins Meer fällt. „Dieses, setzet Dampier hinzu, erzählen die Spanier davon, und ich „habe es auch von dem Hauptmanne Eaton gehöret, der nach mir da gewesen ist. A. d. 121 S.

u) Dampier verspricht hier andere Erklärungen in seinem Capitel von den Winden.

x) A. d. 123. S. Der Raum dazwischen ist mit Weiden angefüllet, ob es gleich auch Berge daselbst giebt.

Dampier. 1684.

über eine starke Meile zu gehen, um zu Lande ins Gesicht der Schiffe zu kommen; und das Ufer war hier mit dicken Gebüschen verwachsen, wo die Spanier leicht im Hinterhalte liegen konnten. Weil nun noch ungefähr die halbe Fluth war: so erblicketen sie ein gut Stück vom Lande eine Klippe, die sich ein wenig über dem Wasser sehen ließ. Diese sahen sie als eine gute Festung an, worinnen sie sich vertheidigen könnten, wenn sie nur Mittel fänden, dahin zu kommen. Einer von ihnen erforschete die Fuhrt. Sie giengen nach ihm insgesammt dahin; und nachdem sie sich vortheilhaft auf dem Felsen gesetzet hatten: so blieben sie daselbst bis zur Ankunft der Schaluppe, das ist, bis um sieben Uhr des Abends; da die Fluth schon anfing, wieder zu kommen und sie wegen des Wassers in größere Gefahr waren, als wegen der Spanier. Dampier bemerket, daß sie an diesem Orte acht Fuß hoch steige. Ihre Feinde, welche darauf warteten, sie mit der Fluth wegtreiben zu sehen, hatten das Buschwerk nicht verlassen, hinter welchem sie sich versteckt hielten. Ihrer drey oder viere hatten Flinten, die andern aber nur Spieße. Allein, die Spanier in diesem Lande wissen vortrefflich die Lanze zu werfen, sonderlich wenn sie im Hinterhalte liegen. Der Anblick einer Schaluppe voller Soldaten, die sich ohne die geringste Furcht näherte, machte, daß sie ihr Heil sogleich in der Flucht sucheten; und die eilf Engländer kamen wieder zu ihren Gefährten, ohne daß sie etwas anders, als Hunger ausgestanden hatten *y*).

Vortrefflich Holz zu Lanzen.

Dampier bemerket bey Gelegenheit der spanischen Lanzen, es bringe dieses Land ein vortreffliches Holz dazu hervor. Es ist gerade, hart, schwer, und so gut zu gebrauchen, daß die Freybeuter solches auf alle Art zu erlangen suchen, um Griffe zu den Rudern und Ladestöcke daraus zu machen. Die meisten haben stets drey bis viere davon im Vorrathe, deren sie sich nur bey wichtigen Gelegenheiten bedienen. Die Engländer von beyden Schiffen schnitten ihrer also auch eine große Anzahl. Dampier kennet kein anderes Land, welches eben dergleichen Holz in dem Südmeere hervor bringt.

Eduard David folget Cooken.

Nach dem Tode des Hauptmanns Cook hatte sich sein Schiffsvolk verglichen, **Eduard Daviden**, der bisher der nächste nach ihm gewesen war, zu seinem Nachfolger zu machen. Dieses neue Haupt ließ sie den 20sten des Heumonates aus der Bay **Caldera** absegeln, um nach **Ria Lexa** zu gehen. Der Wind, welcher aus Norden war, brachte die beyden Schiffe mit ihrer Beute in dreyen Tagen dahin.

Sie kommen nach Ria Lexa.

Ria Lexa, sonst auch **Rialejo** genannt, ist das merkwürdigste Land auf dieser Küste, wegen seines Feuer speyenden Berges, welchen die Spanier Volcano vejo, oder den alten Vulcan nennen. Wenn man in den Hafen will: so muß man das Cap gegen Nordost haben, und alsdann nahe an dem Berge hinfahren. Da die Seewinde Südwest sind, so muß man Acht darauf haben, daß man sich solcher bediene; denn mit den Landwinden wird man nimmermehr hinein kommen. Der **Vulcan** ist leicht zu erkennen, indem in der ganzen Gegend da herum kein so hoher noch so gestalteter Berg ist. Ueberdieß rauchet er den ganzen Tag, und wirft zuweilen in der Nacht Flammen aus. Man sieht ihn auf zwanzig Seemeilen weit; und da er nur drey Meilen vom Hafen ist, so entdecket er die Einfahrt in solchen leicht. Dieser Hafen wird von einer kleinen flachen und niedrigen Insel gebildet, die nur eine Meile lang, eine vierthel Meile breit, und ungefähr anderthalb Meilen von der Küste entfernet ist. An beyden Seiten der Insel ist ein Canal; der westliche aber ist der sicherste. Indessen ist doch an der Spitze der Insel gegen Nordwest das Wasser so niedrig, daß die

y) Ebendas. a. d. 128 u. vorherg. S.

die Schiffe sich in Acht nehmen müssen. Wenn sie vor dieser Klippe vorbey sind: so müssen sie dicht an der Insel hinfahren, um eine niedrige und sandige Spitze zu vermeiden, die sich bis mitten in die Rhede erstrecket. Auf der Ostseite ist der Canal nicht so breit, und die Ströme sind daselbst so stark, daß die Schiffe selten oder gar nicht durch kommen können. In dem Hafen könnten leicht auf zwey hundert Segel liegen. Der Ankerplatz ist nahe am Lande auf einem Grunde von klarem und hartem Sande, in sieben oder acht Faden Wasser.

Dampier. 1684.

Stadt Ria Lexa.

Die Stadt Ria Lexa ist zwo Seemeilen davon; und man kann durch zween kleine Arme oder Einfahrten, die sich dahin lenken, zu solcher kommen. Die westliche geht bis hinter die Stadt, und die andere bis an die Mauern derselben. Sie sind aber beyde sehr enge, und die Ufer mit rothen Manglebäumen bedecket, daß eben so wenig Schaluppen als Schiffe dahin fahren können. Eine halbe Meile unterhalb der Stadt haben die Spanier an dem Ufer des ostlichen Armes eine gute Schanze aufgeworfen. Der westliche Arm ist eben so gut befestiget, und es könnten zehn Mann gar leicht die Landung eines ganzen Heeres verhindern.

Die Engländer lassen ihren Anschlag auf solche fahren.

Diese Nachrichten hatten die Engländer nicht erschreckt; und da sie sich noch sieben oder acht Meilen vom Lande befanden: so wurde beschlossen, sich der Nacht zu bedienen, und mit ihren Canoen in den Hafen einzulaufen. Ein Sturm aus Nordosten aber mit Donner und Blitzen, der sie des Abends überfiel, nebst einigen Nachrichten, die sie befürchten ließen, sie möchten ihre Feinde in gar zu gutem Stande finden, hielten ihren Entschluß auf einmal zurück. Sie hatten Zeit, die Lage der Insel zu beobachten, die sich auf zwölf Grad zehn Minuten Norderbreite befindet, und eine schöne Quelle mit süßem Wasser daselbst zu besuchen: sie nahmen aber sogleich den Weg nach dem Meerbusen von Amapalla, um daselbst ihre Schiffe zu kalfatern.

Meerbusen von Amapalla.

Dieser Meerbusen geht auf acht bis zehn Seemeilen ins Land hinein. An seinem Eingange an der Mittagsseite liegt die Spitze Casivina, und der Berg St. Michael gegen Nordwest; zween gleich merkwürdige Gegenstände. Casivina liegt auf zwölf Grad und vierzig Minuten Norderbreite. Es ist eine hohe und runde Spitze, die vom Meere her wie eine Insel aussieht, weil das Land sehr niedrig ist. Der St. Michaelsberg ist sehr hoch, aber nicht allzu steil. Das Land um ihn herum gegen Südost ist niedrig und über eine Meile lang, eben, und bey diesem niedrigen Lande fängt sich der Busen an. Bey der Einfahrt findet man zwo beträchtliche Inseln, zwo Meilen von einander, wovon die mittägliche Mangera, und die andere Amapalla heißt. Mangera ist rund, und hat ungefähr zwo Seemeilen im Umfange. Sie scheint ein großes mit Felsen umgebenes Gehölze zu seyn, mit einer kleinen sandigen Bay an der Nordostseite. Das Erdreich ist schwarz, nicht tief und mit Steinen vermengt, worinnen sehr starke Bäume wachsen. Die Indianer haben mitten auf derselben eine Stadt, aus welcher man durch einen engen und steinigten Weg nach der Bay geht. Die Insel Amapalla ist viel größer: der Boden aber fast einerley. Es sind zwo Städte, darauf eine gegen Norden, die andere gegen Osten. Die letztere, die nicht über eine Meile von der See liegt, ist auf der Spitze eines Berges erbauet, und der Weg, der dahin führet, ist so beschwerlich, daß eine kleine Anzahl Menschen einem großen Haufen den Zugang zu solcher mit Steinen verwehren könnte. Mitten in der Stadt steht eine sehr feine Kirche, wobey Dampier anmerket, daß in allen indischen Städten, die unter der Spanier Herrschaft stehen, die Bilder in der Kirche auf indianische Art gekleidet sind, dahingegen in denen Städten, wo es mehr Spanier giebt,

Inseln Mangera und Amapalla.

Dampier. 1684.

sie auch spanisch gekleidet sind. Die Rhede ist gegen Osten, einem niedrigen Lande gegen über. Ein wenig weiter kann man auch in Nordost sehr nahe am Lande ankern. Diesen Ort besuchen die Spanier am meisten, und nennen ihn den Hafen von Martin Lopez. Der Busen hat noch viele andere aber niedrigere und weniger bewohnte Inseln. Er erstrecket sich einige Meilen von da, hat aber so wenig Wasser, daß es den Schiffen unmöglich ist, dahin zu kommen.

Kühnheit des Hauptmannes David.

Den 26sten des Heumonates, da sie sich dem Meerbusen von Amapalla näherten, nahm David zwey wohl besetzete Canoen, um damit nach den Inseln zu fahren, in der Hoffnung, einige Gefangene zu bekommen, und Kundschaft von ihnen einzuziehen. Er kam den Abend bey Mangera an, aber ohne noch zu wissen, an welcher Seite er die Stadt suchen sollte. Den Tag darauf wurde er eine große Anzahl Canoen in der Bay gewahr. Die Indianer hatten die beyden Schiffe schon entdecket; und auf die erhaltene Nachricht, daß Spanien in diesen Meeren Feinde hätte, hatten sie die ganze Nacht Wache gehalten. Bey Erblickung der Engländer aber flohen sie nach der Stadt, und machten Lärmen. David fand einen kleinen Weg, auf welchen er sich zu begeben, sich nicht scheuete, und der ihn bald zu den ersten Häusern führete. Seine Ankunft machte, daß sich alle Einwohner ins Gehölze zogen. Er fand nur einen spanischen Mönch in der Stadt, der nicht hatte entfliehen können, und zween junge Indianer, welche freywillig bey ihm geblieben waren. Weil er nur einige Eyländer hatte aufheben wollen: so nahm er mit seinen dreyen Gefangenen den Weg wieder nach dem Meere. Sie mußten ihn zu Piloten dienen, um ihn nach der Insel Amapalla zu bringen, wo er gegen Mittag glücklich ankam. Die Nachrichten, die er eingezogen hatte, ließen ihn eben keine ansehnliche Beute in den beyden Inseln hoffen. Diese Indianer sind arm, und leben nur von ihren Maizpflanzungen. Sie stehen unter der Bothmäßigkeit des Statthalters zu St. Michael, einer an dem Fuße des Gebirges gleiches Namens gelegenen Stadt, und bezahlen ihm einen Tribut von ihren Früchten, weil sie sonst nichts haben, woraus sie Geld machen könnten. Der Mönch war nicht allein der einzige Priester in den drey Städten auf Mangera und Amapalla, sondern auch der einzige Weiße auf allen Inseln dieses Meerbusens. Unter allen Indianern verstund nur ein einziger spanisch. Man hatte es ihn lernen lassen, damit er als Secretär der beyden vornehmsten Eylande die Register halten, und Rechnung führen konnte. Der Casica, oder das Haupt der Indianer, konnte weder spanisch lesen, noch reden.

Seine Aufführung in der Insel Amapalla.

David war dennoch entschlossen, in die Insel Amapalla zu dringen. Er ließ drey bis vier Mann zur Wache in seinem Canoe, unterdessen daß er mit seinen Führern nach der Stadt gieng. Man hat angemerket, daß der Weg dahin sehr steil ist. Die Indianer ließen sich auf der Spitze des Berges blicken; und da der Secretär, welcher sie anzuführen schien, Daviden mit seinen Leuten sich annähern sah; so fragete er ihn auf spanisch, mit einer so starken Stimme, daß man ihn am Fuße des Berges verstehen konnte: wer er wäre, und wo er herkäme? Der englische Hauptmann antwortete: sie wären Basquen, und hätten von dem Könige in Spanien Befehl, die Feinde dieser Krone zu bekriegen; er käme in diesen Busen, sein Schiff auszubessern; er suchete einen bequemen Ort und bäthe

z) A. d. 137 S.

a) Dampier glaubet, diese Gütigkeit besser zu erklären, wenn er hinzu setzet, der Secretär wäre den Spaniern nicht gut gewesen, und hätte die Einwohner überredet, die Engländer zu erwarten, von denen sie wegen ihrer Armuth nichts zu befürch-

bäthe die Indianer, ihm behülflich zu seyn. Diese Antwort schien ihnen so aufrichtig zu seyn, daß der Secretär, nach einiger Berathschlagung, die Engländer versicherte, sie wären ihm willkommen, und er hätte große Hochachtung für die Spanier, vornehmlich gegen die Basquen, von denen er viel Gutes gehöret hätte z). Darauf both er ihnen die Freyheit an, nach der Stadt zu kommen. David kletterte mit allen seinen Leuten den Berg hinan, wo er mit vielen Freundschaftsbezeugungen empfangen wurde. Der Casica und Secretär umarmeten ihn, und die andern Indianer thaten mit seinen Leuten dergleichen. Nach der Bewillkommung giengen sie zusammen nach der Kirche a). Denn das ist der Ort, saget Dampier, „wo alle öffentliche Zusammenkünfte, wie auch alle Freudenspiele „und Lustbarkeiten gehalten werden. Daher kömmt es auch, daß in allen Kirchen der „indianischen Städte allerhand Arten von Maskeraden und andern seltsamen altväterischen „Manns- und Weibeskleidern, imgleichen vielerley musikalische Instrumente, als Schallmeyen und andere zu finden sind. Die Nächte vor und nach ihren Festtagen sind zu ihren Lustbarkeiten bestimmet, welche darinnen bestehen, daß sie singen und tanzen, in den „altväterschen Kleidungen allerhand Narrenspossen treiben und seltsame Geberden machen. „Wenn der Mond scheint, so haben sie nur wenig, sonst aber sehr viele Kerzen in der Kirche„ b). Ungeachtet dieser äußerlichen Lustigkeit sind Dampiern doch alle Indianer unter der spanischen Bothmäßigkeit viel melancholischer vorgekommen, als die freyen Indianer. Selbst bey ihren Festen hat er eine innerliche Traurigkeit, und in ihren Gesängen und ihrer Musik etwas betrübtes zu finden geglaubet. Mit einem Worte, ihre Freude hat ihm gezwungen zu seyn geschienen. Er entscheidet nicht, ob dieses ihre Gemüthsart, oder eine Wirkung ihrer Sclaverey ist: doch will er fast glauben, daß sie nur zusammen kämen, ihr Unglück und den Verlust ihres Landes und ihrer Freyheit zu beweinen. Denn obgleich die, die itzt leben, nicht wissen, was die Freyheit ist, sich auch nicht erinnern, daß sie darinnen gelebet haben: so scheint es ihm doch, daß die Knechtschaft, welche die Spanier ihnen aufgebürdet, ihnen tief zu Herzen gehe; diese Empfindung auch sehr vermehret werde, wenn sie von ihrer vorigen Freyheit reden hören c).

Dampier. 1684.

Er hintergeht die Indianer.

Indianer sind bey ihren Festen traurig.

Davids Absicht, warum er sich nach der Kirche führen ließ, war, sie insgesammt darinnen zu versperren, und darauf sich mit ihnen wegen der Erfrischungen und des Beystandes, den sie ihm leisten konnten, zu vergleichen. Der Mönch, den er nicht aus dem Gesichte ließ, hatte ihm versprochen, sie auf seine Seite zu bringen, und ihm so gar Hoffnung gemacht, daß sie ihm beystehen würden, um die spanische Stadt St. Michael anzugreifen. Man kann nicht begreifen, warum die Engländer diesen Dienst lieber der Gewaltthätigkeit als den sanften und freundschaftlichen Ueberredungen haben danken wollen. Ehe aber noch alle Indianer in der Kirche waren, hatte einer von Davids Leuten die Unvorsichtigkeit, und stieß einen, daß er desto geschwinder in die Kirche gehen sollte. Hierauf nahm solcher so gleich die Flucht; und die andern folgeten seinem Beyspiele, daß sie wie eine Heerde furchtsamer Rehe davon liefen. David verwunderte sich über eine solche Veränderung, wovon er die Ursache nicht wußte, vornehmlich da er sich mit dem spanischen Mönche in der Kirche allein sah. Er konnte sich in seinem Zorne nicht halten, sondern

Unvorsichtigkeit der Engländer.

fürchten hätten; indem er ihnen gesaget, wenn solche ja jemanden etwas übels zufügen würden, so würden es nur die Spanier selbst seyn, welche ihnen als Sclaven begegneten.

b) A. d. 138 S.

c) Ebendas.

Dampier. 1684.

sondern ließ auf die Flüchtigen Feuer geben; und der Secretär wurde erschossen. Dampier beschuldiget den Hauptmann und seine Leute, daß sie durch diese Aufführung einen Anschlag fruchtlos gemacht, den er nicht deutlich anzeiget, der aber vermuhlich auf die Ausplünderung der Stadt St. Michael gieng.

Weg einiger Franzosen aus dem Südmeere ins Nordmeer.

Indessen wurde der Mönch an Bord geführet, wo die Furcht ihren Seelsorger zu verlieren, sie vermochte, dem Schiffsvolke allerhand Erfrischungen zu bringen. Sie weideten auf einigen kleinen Inseln im Meerbusen Ochsen. David hatte die Freyheit, so viele davon tödten zu lassen, als er brauchete, und er erhielt von diesen furchtsamen Indianern noch andere Dienste. Einige Franzosen, die nicht lange darnach in eben diese Inseln kamen, zogen von dem guten Naturelle der Einwohner mehr Nutzen. Sie hatten nicht nur die Freyheit, sich daselbst zu erfrischen, sondern man ließ sie auch, nachdem sie sich ohne Störung und Mistrauen lange Zeit daselbst aufgehalten hatten, ans Land gehen, um sich zu Lande nach dem Flusse zu begeben, welcher bey dem Vorgebirge Gratia-Dios ins Nordmeer fällt. Sie macheten daselbst Barken von Baumstämmen, worinnen sie glücklich ins Nordmeer kamen. Die Freybeuter kannten diese Straße seit dreyßig Jahren aus den Entdeckungen einer Partey Engländer, welche eben den Fluß bis an den Ort hinauf gefahren waren, wo die Franzosen ihre Barken machten. Sie waren daselbst ausgestiegen, um nach einer Stadt, Namens Segovia, zu marschiren: sie hatten aber mit dieser Hinauffahrt über einen Monat zugebracht; indem viele Waßerfälle in dem Flusse sind, wo sie die Canoen oftmals ans Land ziehen und tragen mußten, um hinüber zu kommen. Dampier erfuhr diese Umstände von vielen Personen, die bey diesem Zuge gewesen waren *d*).

Der II Abschnitt.

Cap St. Franciscus. Insel Plata. Spitze St. Helena. Manta. Vorsicht der spanischen Statthalter wider die Freybeuter. Hauptmann Swans Ankunft. Sie segeln nach Lobos am Lande; stecken Payta in Brand. Eine spanische Barke beobachtet sie. Ihr Anschlag auf Guajaquil. Beschreibung der Seekatze. Insel Puna. Beschreibung des Baumes Palmeto. Annäherung in Guajaquil und Ausführung ihres Vorsatzes. Furcht der Spanier. Die Freybeuter suchen abgelegene Flüsse. Cap Passao. Baumwollenbaum. Kohlbaum. Die Freybeuter laufen in den Fluß St. Jago ein. Fluß Tamaco. Insel Gallo. Gorgonia. Königliche Inseln. Arten von Austern, Clams genannt.

Bey der Abfahrt aus dem Busen von Amapalla trenneten sich die beyden englischen Schiffe; und Dampier, ein getreuer Gefährte des Hauptmanns David, segelte mit ihm nach Süden. Auf diesem Wege hatten sie alle Tage Sturmwinde, vornehmlich von denjenigen entsetzlichen Stürmen, die auf dieser Küste vom Brachmonate bis in den Wintermonat sehr gewöhnlich sind. Auf der Höhe des Vorgebirges St. Franciscus aber, das ist auf zehn Grad Norderbreite, fanden sie wieder gut Wetter. Dieses Vorgebirge ist voller großen Bäume. Wenn man von Norden kömmt: so entdecket man eine andere niedrigere Spitze, die man für das Vorgebirge selbst halten sollte: man ist aber alsdann schon vorbey, und sieht es darauf sogleich mit seinen dreyen Spitzen. Das Land ist sehr hoch und seine Gebirge scheinen schwarz.

Cap St. Franciscus.

Den

d) A. d. 140 S.

Den 20sten des Herbstmonates sah man die Insel **Plata**, welche diesen Namen von den Spaniern bekommen hat, nachdem der Ritter Drake sich eines reichen Fahrzeuges, dessen Ladung meist aus Silberwerke bestanden, bemächtiget und es hieher geführet hatte, um die Beute zu theilen. Sie ist beynahe vier Meilen lang und anderthalb breit, ziemlich hoch und mit sehr steilen Felsen umgeben, außer an der Ostseite. Oben ist sie flach und das Erdreich sandicht. Sie hat nur an einem einzigen Orte Wasser, nahe am Meere an der Ostseite. Dieses Wasser läuft so langsam von den Felsen herab, daß man es leicht in Gefäße füllen kann. Vordem hatte das Eyland viele Ziegen: es ist aber keine mehr vorhanden, und es sind auch sonst keine Landthiere da. Die einzigen Vögel, die man daselbst in großer Anzahl wahrnimmt, sind **Boubien** und die so benannten Soldaten oder Kriegesmänner. Der Ankerplatz ist ostwärts gegen die Mitte der Insel zwey Ankertaue weit von der sandigen Bay auf einem ziemlich guten Grunde in achtzehn bis neunzehn Faden Wasser. Das Meer ist daselbst sehr stille, weil eine Spitze der Insel es vor den Südwinden bedecket, die daselbst ohne Unterlaß wehen. Dampier setzet dieses Eyland auf zehn Grad zehn Minuten Süderbreite, und glaubet, es sey nur vier oder fünf Seemeilen von dem Vorgebirge St. Lorenz gegen Westsüdwest ein Vierthel West entfernet.

Dampier. 1684.

Insel Plata. Deren Beschreibung.

Den andern Morgen ließ David nach der Spitze St. Helena unter Segel gehen. Diese Spitze ist südwärts von der Insel Plata auf zween Grad funfzehn Minuten Süderbreite. Man sollte sie von fern für eine Insel halten, weil das Land darauf ganz niedrig ist. Sie strecket sich auf der Westseite weit ins Meer, und machet gegen Norden eine ziemliche große Bay. Man findet eine Meile weit im Lande ein armes indianisches Dorf, St. Helena genannt. Das Land umher ist niedrig und sandig, ohne Bäume, ohne Kräuter und ohne süßes Wasser. Die Einwohner finden solches nur in dem Flusse **Colanche** vier Seemeilen davon, zu Ende der Bay. Nicht weit von dem Dorfe in eben der Bay, und ungefähr fünf Schritte von den Gränzen des hohen Meeres sieht man aus einem kleinen Loche eine harzichte und kochende Materie herauskommen, welche die Spanier **Algatrane** nennen. Sie ist flüßig wie Theer. Wenn man sie kochet, so wird sie hart wie Pech. Sie dienet auch statt dessen, und die Indianer des Landes sammeln sie sorgfältig in Krügen. Bey hohem Wasser stößt es am meisten heraus, und alsdann bestreben sich die Indianer auch, es zu sammeln *e*). Sie sind Fischer. Die meisten gehen in Barken von Baumstämmen aufs Meer. Ihre vornehmste Nahrung ist Maiz, den sie von den Schiffen, die das **Algatrane** zu holen kommen, eintauschen. Der Ankerplatz ist vor dem Dorfe sehr gut, an der Spitze, wo sich der Wind nicht spüren läßt: das Wasser aber ist gegen Westen von eben der Spitze so tief, daß der Anker nicht anbeißen kann. Die Engländer thaten eine Landung, welche aber nicht den Erfolg hatte, den sie sich davon versprochen hatten. Sie nahmen eine Barke und einige Indianer weg, mit denen sie wieder nach Plata giengen.

Spitze St. Helena und benachbarte Land.

Harzquelle.

David richtete alle seine Hoffnung auf **Manta**, welches zwo bis drey Seemeilen vom Vorgebirge St. Lorenz gegen Westen liegt. Dieß ist ein indianisches Dorf auf einer Anhöhe sieben bis acht Seemeilen von Plata. Die Engländer wollten daselbst nur einige Gefangene machen. Denn die Beute mußte an einem Orte, der nur aus einigen elenden Gebäuden besteht, und sonst nichts merkwürdiges hat, als eine sehr schöne Kirche, die mit

Manta, dessen Beschreibung.

e) Auf der 145 S.

Dampier. 1684.

mit vielem Schnitzwerke gezieret ist, sehr mittelmäßig seyn. Ehemals hielten sich viele Spanier daselbst auf: es ist aber keiner mehr da; und ungeachtet seiner anmuthigen Lage ist das Erdreich so sandig und dürre, daß es kaum einige Sträucher hervorbringt. Indessen findet man doch zwischen dem Dorfe und Meere eine Quelle sehr schönes Wasser. Ziemlich weit im Lande sieht man einen hohen Berg in Gestalt eines Zuckerhutes, den die Spanier Monte Christo nennen. Er liegt Manta gegen Süden, und Dampier hält ihn für den besten Wegweiser auf dieser Küste. Eine halbe Meile vom Ufer müssen sich die Schiffe vor einem Felsen in Acht nehmen, der um so viel gefährlicher ist, weil er stets vom Wasser bedecket wird, und das Meer daselbst niemals eine Brandung machet. Eine Meile über diesem Felsen findet man sechs, acht oder zehn Faden Wasser auf einem harten und sandigen Grunde, wo man sicher ankern kann. Von Manta bis nach dem Vorgebirge St. Lorenz ist das Land ziemlich hoch, aber sehr eben.

Vorsicht der spanischen Statthalter wider die Freybeuter.

Die Engländer landeten mit Anbruche des Tages, und giengen so gleich nach dem Dorfe: sie wurden aber von einigen Indianern wahrgenommen, die ihre Nachbarn erregeten; und da die Einwohner mit ihren besten Sachen die Flucht genommen hatten, so fanden sie in den armseligen und verlassenen Häusern nur zwey alte Weiber, von denen sie einige Nachrichten einzogen, welches die einzige Frucht ihres Unternehmens war. Sie vernahmen von ihnen, daß die spanischen Statthalter, auf das erschollene Gerücht, es wäre ein großer Schwarm Freybeuter über das Land Darien ins Südmeer gekommen, die in Canoen herumschweifeten, aller Orten Befehl ergehen lassen, die Fahrzeuge zu verbrennen, und alle Lebensmittel fortzuschaffen. Dieserwegen hatte man auch vor einem Monate Indianer in die Insel Plata geschickt, um daselbst die Ziegen auszurotten. Die Engländer kehreten sehr ungewiß wieder dahin zurück, und hielten sich bis in den Weinmonat allda auf, ohne einen Schluß gefaßt zu haben.

Ankunft des Hauptmanns Swan.

Sie waren im Begriffe, auf gut Glück auszulaufen, als sie daselbst ein Schiff von ihrer Nation ankommen sahen, welches der Hauptmann Swan führete. Dieses Schiff gehörete verschiedenen Kaufleuten zu London, die es nur des Handelns wegen mit allerley dazu gehörigen Waaren ausgeschickt hatten. Da aber Swan bey den Spaniern und Indianern nur lauter Mistrauen angetroffen: so hatten ihn seine Leute, die eines so langen vergebenen Umherfahrens überdrüßig waren, gezwungen, einen Haufen Freybeuter aufzunehmen,

f) Sie thaten solche vier Meilen von dem Platze an der Mittagesseite. Dampier ist der einzige von unsern Reisenden, der von Pinta, einer großen Stadt, vierzig Meilen im Lande, redet, welche alle die Waaren durch Payta erhält, die zu ihr von der See kommen. Er vernahm von einigen spanischen Gefangenen, sie liege in einem Thale, welches von einem kleinen Bache gewässert würde, der in die Bay Chirapi sieben Grad Norderbreite fällt: diese Bay aber sey gefährlich und werde wenig besuchet, weil sie wenig Wasser hat. Dampier erfuhr auch, daß Payta, welches ein unfruchtbares Land ist, wo es niemals regnet, alle seine Lebensmittel auf einem kleinen Flusse süßen Wassers, aus der indianischen Stadt Colan, zwo Meilen davon gegen Nordnordost, holet. Er war so neugierig und betrachtete die Barken, deren sich die Einwohner zu Colan bedienen, in die See zu gehen; und seine Beschreibung derselben verdienet, daß man sie ganz hieher setzet. „Sie bedienen sich „Barken, die sie von unausgearbeiteten Stämmen „der Bäume, auf Art der Flößen, verfertigen. „Nachdem sie entweder zu diesem oder jenem sollen „gebraucht werden, oder des Meisters Einbildung „ist, oder die Beschaffenheit des Holzes mit sich „bringt, nach dem werden sie auch auf unterschie„dene Weise gemachet. Wenn sie zum Fischen die„nen sollen: so füget man drey oder vier Stämme „leichten Holzes an einander, deren jeder sieben „oder acht Fuß lang seyn, mit hölzernen Nägeln „zusammen

nehmen, die er bey Nicoya angetroffen hatte und die vermuthlich eben dieselben waren, von denen Davids Leute zu Manta reden gehöret hatten. Sie waren zu Lande unter der Anführung des Hauptmanns Harris, einem Neffen desjenigen Harris, der vor Panama erschossen worden, angekommen. Swan hatte ihm seine Barke gegeben; und da er stets seine Oberherrschaft behielt, so kam er mit dieser Verstärkung auf die Insel Plata, daselbst Rath zu halten. Die Freude war unter so vielen wieder vereinigten Freybeutern ungemein. David und Swan geselleten sich mit allen bey Leuten von ihrer Art gewöhnlichen Formalitäten zusammen: sie bedauerten des Hauptmanns Eaton Abreise sehr, dessen Macht mit der beyden Schiffe und der Barke ihrer ein fürchterliches Geschwader hätte ausmachen können. Das kleine Fahrzeug, welches man zu St. Helena weggenommen hatte, erhielt Befehl, so lange zu kreuzen, bis man Swans Schiff zurechte gemacht hatte, welches gar zu sehr mit Kaufmannsgütern beladen war, und daher seine neuen Gäste nicht recht einnehmen konnte. Es wurden alle seine feinen Waaren auf den obersten Schiffsboden gelegt und auf Credit verkaufet; die übrigen aber ins Meer geworfen.

Dampier. 1684.

Er gesellet sich zu Daviden.

Das Fahrzeug von St. Helena kam drey Tage nachher mit einem Schiffe von vierhundert Tonnen wieder, welches mit Bauholze beladen war. Man hatte keinen andern Nutzen davon, als daß man von dem Hauptmanne die Anstalten der Spanier erfuhr, welche zehn Fregatten ausrüsteten, die Engländer aus diesen Meeren zu verjagen. Diese Zeitung vermehrete den Verdruß, daß man den Hauptmann Eaton verloren, und machte, daß man den Entschluß fassete, eine Barke bis nach Lobos zu schicken, um ihn, es sey auf was für Bedingungen es wollte, wieder zurück zu bringen.

Sie segeln nach Lobos.

Nach diesen Verfügungen giengen die beyden Schiffe nach Lobos unter Segel, wo die Barke ihrer warten sollte. Da sie von Plata den 20sten des Weinmonates mit wenig Winde abgefahren waren: so kamen sie nur erst den 23sten an die Spitze St. Helena. Den 25sten kreuzeten sie in der Bucht von Guajaquil. Den 30sten fuhren sie um das weiße Vorgebirge; und den 2ten des Wintermonates waren sie auf der Höhe von Payta. Der Anblick dieser kleinen spanischen Stadt, deren Beschreibung unnütz seyn würde, nachdem man die in Ansons Reisen gelesen hat, reizete die Engländer, daselbst eine Landung zu thun *f*). Es fiel ihnen nicht schwer, sich Meister davon zu machen. Aus Verdrusse aber,

„zusammen geschlagen, und mit weidenen Ruthen „fest angebunden seyn muß. Die mittelsten Stämme sind etwas länger, als die auf den Seiten, „vornehmlich müssen sie vorne zu spitzig gemacht „werden, damit sie das Wasser desto besser theilen. „Waaren fortzubringen, machet man sie auf andere Art: nämlich, man füget zwanzig bis dreyßig „dicke Stämme, jeden von zwanzig, dreyßig bis „vierzig Fuß lang, auf solche Weise, und, daß es „eine solche Figur bekomme, wie erst gesagt worden, hart an einander. Ueber diese leget man „quer über andere kürzere, und bindet sie, wie die „untersten, fest zusammen, und diese doppelte Reihe machet den Grund des Flosses, giebt auch eine ziemliche Breite ab. Auf diesen Grund wird „eine Reihe anderer Hölzer gleich aufgerichtet, die „ungefähr zehn Fuß hoch sind, und der Barke die „Forme geben, worinnen auch ein oder manchmal „zween Boden sind. Diese Boden werden ebenfalls „von großen über einander gelegten Stämmen erhöhet, wie etwa ein Stoß Holz gesetzet wird, „nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht so nah, „wie am Boden des Flosses, sondern mit den Enden und an den Seiten angebunden werden: also bleibt es in der Mitte hohl, und giebt eine „Kammer ab; wiewohl dennoch hin und her in „gewisser Weite ein Balken durchgeht, um es desto besser zusammen zu halten. In dieser Höhle „oder Kammer, die von den untersten Balken ungefähr vier Fuß hoch ist, werden nahe an einan„der,

Dampier. 1684.

aber, daß sie daselbst weder Geld, noch Waaren, noch auch Lebensmittel fanden, nur eine einzige Mahlzeit zu halten, stecketen sie den Ort in Brand, als sie wieder zu Schiffe giengen.

Sie nahmen ihren Weg nach Lobos, wo sie nach vierzehn Tagen ankamen. Die Aehnlichkeit der Insel Lobos am Lande aber mit Lobos zur See hatte gemacht, daß sie die eine für die andere genommen; und sie legeten an der erstern, des Abends, gegen Nordost in vierzehn Faden Wasser vor Anker. Den Morgen entdecketen sie eine Viertheilmeile davon an der Nordseite einen großen hohlen Felsen, und einen guten Canal, der nicht weniger als sieben Faden Wasser hat. Sie trafen daselbst nur Pinguinen, Boubien und Seekälber an, deren Fleisch die beyden Hauptleute sehr lobeten, um ihren Leuten Lust zu machen, sich mit einer so schlechten Speise zu befriedigen. Dampier lobet ihre Staatskunst, weil nichts vermögender ist, als der Mangel an Lebensmitteln, die Freybeuter zum Aufstande und zur Meuterey zu bewegen. Er erkläret aber nicht, durch was für ein Wunderwerk sich so viele Räuber nach dem Geschmacke ihrer Oberhäupter gerichtet hätten. Den Tag darauf begaben sie sich nach Lobos zur See, woselbst sie ein Schreiben fanden, welches ihre Barke da gelassen hatte. Aus demselben ersahen sie, daß der Hauptmann Eaton in dieser Insel gewesen wäre, und verschiedene Spuren davon zurück gelassen hätte, man fände aber keine Nachricht, woraus man urtheilen könnte, was er für einen Weg genommen hätte. Sie verloren also mit Verdrusse alle Hoffnung, ihn wieder anzutreffen. Unterdessen daß sie auf dieser Insel Lebensmittel einnahmen, so gut sie solche daselbst finden konnten, entdecketen sie drey Seemeilen vom Ufer eine kleine Barke, die sie anfänglich für die ihrige hielten; und diese Ursache hielt sie ab, solcher die Jagd zu geben. Sie freueten sich über diesen Irrthum, als sie nachher erfuhren, daß solches eine spanische Barke wäre, welche zusehen sollen, ob sie sich zu Lobos befänden. Sie hatte Befehl, sich nicht gar zu nahe hinan zu machen, in der Meynung, die Engländer würden sich selbst bald dadurch verrathen, daß sie sogleich über sie herfielen. Da sie sich aber so verdeckt gehalten, daß man sie nicht gesehen hatte: so fiel es ihnen nunmehr leichter, bald nach der Insel Puna zu kommen, wo man sichs nicht versah, daß sie so nahe wären.

Eine spanische Barke beobachtet sie.

Ihr Anschlag auf Guajaquil.

Ihre Absicht war, Guajaquil anzugreifen, ehe sie wieder nach Plata giengen. Den 19ten segelten sie nach der Mementonsbay, welche zwischen dem Cap Blanc gegen Süden

„der, der Länge nach, andere kleine Stangen, zu „dem Boden einer andern Kammer geleget, „und über diese noch andere Stangen, zu einem „neuen Boden. In keine von diesen Kammern „kann man gehen, sondern muß nur durch die Löcher der übereinander gelegten Bäume, als aus „welchen die Wände dieses Wasserhauses bestehen, „kriechen. Die untersten Kammern sind anstatt „der Keller; dahinein leget man große Steine für „Ballast, wohl verstopfte Wasserfässer, und insgemein alles dasjenige, dem das Wasser keinen „Schaden thun kann: denn dieses Ballastes „und anderer schwerer Ladung halber, wird diese „Kammer und das ganze Schiff so sehr unter das „Wasser gezogen, daß nur etwan zween oder drey „Fuß über demselben bleiben. Die andere Kammer ist für die Matrosen, und das, was sie nöthig haben, und über dieser sind die Waaren, „welche so hoch, als man will, und gemeiniglich „acht bis zehn Fuß hoch, gepacket, und hernach, „daß sie beysammen bleiben, mit Stangen umsetzet werden. Also bleibt hinten nur ein kleiner „Raum für den, der das Steuerruder hält, welches sehr groß ist, und ein anderer vorne, wo „die Küche ist, für den Heerd. Diese Plätze werden vornehmlich frey gelassen, wenn weite Reisen, zum Beyspiele, von Lima nach Truxillo, „Guajaquil, oder Panama, an welchen letzten „Ort es fünf bis sechs hundert Meilen ist, gethan „werden sollen. In der Mitten, und zwischen „den

den und der Spitze Chandi gegen Norden ist. Fünf und zwanzig Meilen von dem weißen Vorgebirge, fast zu Ende der Bay, findet man eine kleine Insel, Namens St. Clara, die man in einiger Entfernung für einen ausgestreckten todten Leichnam halten sollte, dessen Kopf die Ostseite vorstellet. Die für den Fluß Guajaquil bestimmten Fahrzeuge gehen südwärts vorbey, um die Klippen zu vermeiden, die sich an der Nordseite befinden. Die Spanier erzählen, es hätte ehemals ein reich beladenes Schiff an der Nordseite dieser Insel Schiffbruch gelitten; und ein Theil von dessen Schätzen wäre von einem spanischen Ingenieur herausgezogen worden, der ausdrücklich mit besonderm Befehle von dem spanischen Hofe zum Auffischen der versunkenen Güter hingekommen: da der Tod aber seine Arbeit unterbrochen, so wäre das Schiff in eben dem Zustande verblieben, und den Räubereyen der Indianer ausgesetzet, die von Zeit zu Zeit etwas verstohlener Weise daraus wegnähmen, und noch mehr weg holen würden, wenn sie nicht durch die Furcht vor den Seekatzen abgehalten würden, die in großer Anzahl in dieser Bay sind.

Dampier. 1684.

Geschichte eines gescheiterten reichen Schiffes.

Dampier bemerket, die Seekatze sehe der Meergründel sehr ähnlich, nur daß sie einen breitern und dickern Kopf habe. Ihr großes weites Maul hat an beyden Seiten gewisse kleine Haare, wie die Bärte der Katzen, daher sie auch Seekatzen heißen. Sie hat drey Floßfedern, eine oben auf dem Rücken, und an jeder Seite eine. Diese Floßfedern bestehen aus spitzigen Gräten, die überaus giftig sind, wenn man damit gestochen wird. Viele Spanier, welche sich gewaget, die Schätze aus dem versunkenen Schiffe zu suchen, haben es mit ihrem Schaden erfahren; indem einige das Leben, andere den Gebrauch ihrer Gliedmaßen verloren. „Ich habe Weiße gekannt, setzet Dampier hinzu, die ihre Hän„de nicht mehr gebrauchen konnten, weil sie von diesem Fische nur etwas weniges waren „gestochen worden. Dannenhero tritt man, wenn sie gefangen worden, mit dem Fuße „darauf, bis man ihnen den Angelhaken aus dem Maule genommen; denn sonst könnte „es leicht geschehen, daß in dem Herumwälzen die Hände des Fischers unversehens verle„tzet würden. Manche von ihnen wiegen sieben bis acht Pfund: an gewissen Orten aber „sind sie nicht größer, als ein Daumen, jedoch ihre Floßfedern eben so giftig. Die an„dern Gräten hingegen sind es nicht; und ihr Fleisch ist sonst überaus süß und gesund. „Insgemein halten sie sich um den Einlauf der Flüsse ins Meer, oder an Orten, wo viel „Morast ist, auf„ *g*).

Beschreibung der Seekatze.

„den Waaren, ist ein Mastbaum, und an dem„selben ein großes Segel, wie an den Barken auf „der Temse in England. Sie können nur fahren, „wenn sie den Wind hinter sich haben, nicht aber, „wenn er zuwider ist; wie sie denn auch auf keiner „andern See brauchbar sind, als auf dieser, allwo „der Wind auf gewisse Art immer einerley ist, und „in der Zeit, die man von Lima, bis in die Bucht „von Panama zu schiffen haben muß, kaum einen „oder zween Grad umläuft. Diese See wirft „auch nicht hohe Wellen, jedennoch aber blasen „zuweilen die Nordwinde, auf welchen Fall man „die Segel fallen, und die Barke vom Winde trei„ben läßt, bis er sich ändert. Der Schiffer ein„zige Sorge ist alsdann nur, sich vom Lande ent„fernet zu halten; denn so lange dergleichen Bar„ken in der offenbaren See sind, können sie nicht „sinken. An Waaren können sie sechzig, siebenzig „und mehr Tonnen schwer laden, und besteht ih„re meiste Ladung in Wein, Oel, Mehl, Zucker, „Tücher von Quito, Seife, ausgearbeiteten Zie„genfellen, und dergleichen. Ein solch Floß wird „von drey oder vier Personen regieret; und weil „sie dieselben in dem Rückwege wider den bestän„digen Wind nicht brauchen können, so verkaufen „sie zu Panama die Barke zusammt den Waaren, und „fahren auf einem andern Schiffe, oder einer Scha„luppe wieder an ihren Ort, um allda ein anderes „Floß zu machen, und eine neue Reise anzutreten.

g) Ebendas. a. d. 161 S.

Dampier. 1684.

Meerbusen Guajaquil. Insel Puna, und deren Beschreibung.

Von der Insel St. Clara rechnet man sieben Seemeilen gegen Ostnordost, bis nach **Punta d' Arena**, welches die westlichste Spitze von der Insel **Puna** ist. Alle Schiffe, die nach dem Flusse Guajaquil gehen, legen daselbst an, und müssen allda einen Lootsmann nehmen, um sie durch die Klippen zu führen. Die Insel **Puna** ist ziemlich groß, aber niedrig und flach. Sie ist etwan zwölf Seemeilen lang von Osten gegen Westen und vier oder fünfe breit. Die Ebbe und Fluth ist allda heftig: doch läuft das Wasser durch eine so große Menge Aerme und Canäle, daß überall gefährliche Sandbänke bleiben. Die Insel hat nur eine indianische Stadt, gegen Mittag am Strande, sieben Seemeilen von der westlichen Spitze. Sie heißt auch **Puna**. Alle Einwohner sind Schiffleute und die einzigen Lootsen in diesem Meere, vornehmlich was den Fluß Guajaquil betrifft. Sie werden von den Spaniern gezwungen, fleißig Wache zu halten, wenn Schiffe zu **Punta d' Arena** ankommen, und ihr Wachtplatz ist eine andere Landspitze, die ins Meer hinein geht. Sie reuten des Morgens dahin, und des Abends wieder zurück. Von dieser Spitze, bis nach **Punta d' Arena**, sind vier Seemeilen, lauter niedriges und mit Manglebäumen bedecktes Land. Zwischen beyden Spitzen auf dem halben Wege findet man eine dritte, die, wenn Gefahr zu befürchten ist, auch mit einer Schildwacht besetzet wird: man kann aber nur in einem Canoe dahin kommen. Mitten in der Insel sind Viehweiden und Holzungen, worinnen die meisten Bäume den Reisenden unbekannt sind.

Beschreibung des Palmeto.

Was die Einwohner **Palmeto** nennen, ist eine Art von Palmbaume, so dick wie eine Esche und dreyßig Fuß hoch, dessen Stamm sehr gerade, ohne Blätter und Zweige ist, ausgenommen, an dem Wipfel, wo viele kleine Zweige, etliche eines halben Mannesarmes, die andern eines kleinen Fingers dick sind. Sie sind drey bis vier Fuß lang, ohne einigen Knoten. Jeder Zweig treibt ein Blatt, fast so breit als ein Fächer, und beym Hervorwachsen eben so zusammen geleget, als ein zugemachter Fächer, das sich aber immer weiter ausbreitet, je länger es wächst, und endlich wie ein ausgebreiteter Fächer wird. Am Ende des Stieles kommen noch mehr kleine Knospen heraus, die zu Blättern werden, aber viel kleiner und zärter sind, als die erstern. In dem leeren Platze zwischen diesen

Stadt Puna.

Bäumen, pflanzen die Indianer Maiz, Yams und Patates. Die Stadt **Puna** besteht ungefähr aus zwanzig Häusern und einer kleinen Kirche. Diese Gebäude stehen auf Pfählen zehn bis zwölf Fuß hoch von der Erde, und man steigt von außen durch eine Leiter hinein. Sie sind nur mit Palmettoblättern gedecket; die Zimmer aber sind mit guten Brettern bekleidet *h*).

Näherung des Guajaquils.

Der Ankerplatz der Insel ist vor der Stadt selbst, wo man in der Länge eines Ankertaues vom Ufer fünf Faden Wasser findet. Das Meer steigt daselbst zwölf bis funfzehn Fuß hoch. Von Puna nach Guajaquil rechnet man sieben Meilen; und muß man eine Meile fahren, ehe man an die Mündung des Flusses kömmt, welche wohl zwo Meilen breit ist. Der Strom desselben ist ziemlich enge: die beyden Seiten aber sind so niedrig und sumpfig, daß man unmöglich daselbst aussteigen kann. Vier Meilen von Guajaquil findet man eine kleine Insel, welche den Fluß in zween schöne Aerme theilet, wo die Schiffe hinauf gehen und ans Land fahren können. Der südwestlichste ist der breiteste: der andere ist zwar eben so tief, jedoch durch viele Gesträuche, die sich von beyden Ufern darüber ausbreiten, mehr eingeschlossen. Die Insel ist über eine Meile lang. Von ihrem äußersten Ende, bis an die Stadt, rechnet man auch eine Meile, und fast eben so weit

h) A. d. 162 und 163 S.

weit von einem Ufer des Flusses, bis ans andere. Die am schwersten beladenen Schiffe, können in diesem großen Raume leicht ankern. Dampier wiederholet es aber, die beste Rhede sey vor der Stadt dieser Insel. Die Stadt Guajaquil liegt der Insel gerade gegen über. Sie ist an dem Flusse an dem Fuße eines angenehmen Berges erbauet, dessen Abhang nach der Seite des Flusses zugeht, welcher die untere Stadt oftmals überschwemmet. Sie wird von zwoen Schanzen vertheidiget, wovon die eine auf der Ebene, die andere auf der Höhe liegt. Man rechnet sie unter die vornehmsten Häfen im Südmeere. Die Waaren, welche man da ausführet, sind Cacao, Leder, Unschlitt, Salsepareille, Tücher von Quito, und andere kleine Sachen.

Dampier. 1684.

Wie die Freybeuter ihre Absicht ausführen.

Weil die Freybeuter auf die Ausplünderung dieses Ortes alle ihre Bewegungen richteten: so ließen sie ihre Schiffe auf der Höhe des weißen Vorgebirges; und nachdem sie sich in ihre Barke und ihre Canoen gesetzet, so begaben sie sich den Tag darauf nach der Insel St. Clara. Von da schicketen sie in der folgenden Nacht zwey Canoen nach Punta d' Arena, unter dem Vorwande, daselbst Muscheln, Austern und Petunkeln, die daselbst überflüßig sind, zu holen; doch hatten sie Befehl, sich in einer Bucht zu verstecken, und zu warten, bis die indianische Wache von Puna angekommen wäre. Sie erschien mit anbrechendem Tage. Es war den Freybeutern nicht schwer, sie ohne Geräusch aufzuheben, und sich nach Puna zu verfügen, wo die Schildwachen und alle Einwohner ein gleiches Schicksal hatten. Bey der folgenden Fluth nahmen sie eine kleine mit Tüchern beladene Barke, welche von Guajaquil nach Lima wollte, weil sie von der Barke, die sich zu Lobos gezeiget hatte, war versichert worden, die Freybeuter hätten die Küste verlassen. Sie erfuhren von dem Patron, es sollten ihr drey andere mit Negern nachkommen. Diese Zeitung bewog sie sogleich, der Barke, die mit dem meisten Volke zu St. Clara geblieben war, zu melden, sie sollte zu Puna zu ihnen stoßen. Sie kam mit den übrigen Canoen. Man ließ sie mit einer Wacht von fünf Mann vor Puna, welche genug waren, die Gefangenen im Zaume zu halten, mit Befehl, sich nicht zu bewegen, bis auf den andern Tag um acht Uhr, weil sie sich schmeichelten, alsdann Meister von Guajaquil zu seyn. Das übrige von dieser Verrichtung, deren glücklicher Erfolg Dampiern und allen seinen Gefährten unfehlbar zu seyn geschienen, würde in eines andern Erzählung nicht von solcher Wichtigkeit seyn, als in seiner eigenen.

Sie nehmen eine Barke weg.

Erzählung ihrer Verrichtung.

„Wir hatten nicht gar zwo Meilen gerudert, als wir eine von den dreyen mit Negern „beladenen Barken antrafen und wegnahmen, dessen Schiffer uns sagete, daß die zwo „andern mit der nächsten Fluth von Guajaquil abfahren würden. Wir hieben den großen „Mast ab, und ließen sie vor Anker liegen. Weil damals die Fluth am höchsten war: „so ruderten wir auf das stärkste nach der Stadt zu, in Hoffnung, allda vor derselben Ende hinan zu kommen: wir befanden aber, daß es weiter dahin wäre, als wir gedacht „hatten, oder besser zu sagen, unsere Canoen waren allzuvoll Volk, daß wir lange nicht „so geschwind rudern konnten, als wir wünscheten. Der Tag brach an, und wir hatten „wohl noch zwo Meilen bis an die Stadt, aber kaum noch zwo Stunden hoch Wasser, „derowegen bath unser Hauptmann den indianischen Piloten, uns in etwan eine Bucht zu „führen, darinnen wir uns den Tag über verborgen halten könnten. Das geschah auch „alsobald, und fertigten wir ein Canoe an unsere Barke nach Puna ab, mit Befehl, daß „sich noch niemand regen, auch eher nicht, als bis auf den andern Morgen Feuer geben „sollte. Allein, unsern ersten Befehl zu wiederrufen, kam dieser zu spät; denn die hinter-

 „stelli-

Dampier. 1684.

„stelligen zwo Barken mit den Negern, davon wir oben erwähnet, waren des Abends „mit Ende der Fluth von der Stadt abgegangen, und hatten sich in den Fluß nahe an „der Küste vor Anker geleget. Weil wir nun auf der andern Seite waren: so hatten wir sie „verfehlet, und waren von ihnen weder gesehen noch gehöret worden, sie aber hatten, so „bald die Fluth vorbey gewesen, ihre Anker gelichtet, und den Weg nach der Seite von „Puna fortgesetzet. Als sie unsere Leute auf der Barke gerade auf sich zukommen sahen, „und gewahr wurden, daß sie beyde voll Volk waren: so dachten sie, wir wären geschla„gen, die Barken aber mit Spaniern besetzet, und ausgeschicket, unsere Schiffe wegzu„nehmen. In diesen Gedanken thaten sie drey Stückschüsse darauf, ob sie gleich noch „weiter, als eine Meile von ihnen waren; alsbald warfen die Barken Anker, die Schiffer „aber sprungen in die Schaluppen, und versuchten durch starkes Rudern, das Land zu ge„winnen: allein unsern Canoe setzete ihnen nach, und bekam sie gefangen. Diese drey „Stückschüsse setzten indessen unsere vorausgeschickte Leute in große Unordnung. Die mei„sten glaubeten, man würde sie zu Guajaquil gehöret haben, und also wäre es unnöthig, „sich in der Bucht verborgen zu halten, schlossen dannenhero, man müßte entweder auf den „Ort los gehen, oder wieder nach den Schiffen kehren. Weil aber zu Ankunft der Fluth „noch das vierte Theil fehlete: so hätten wir nicht hinauf kommen können, wenn wir gleich „noch so gern gewollt. Endlich erboth sich der Hauptmann David, ohne Verzug in der „Bucht, wo wir waren, auszusteigen, und gerades Weges nach dem Orte zu gehen, „wenn ihm nur vierzig Mann folgen wollten, gieng auch damit ohne weiteres Bedenken, „an das Land, mitten durch die Manglebäume, deren es an diesen morastigen Oertern „viel gab. Diejenigen, die seiner Gedanken waren, an der Zahl vierzig bis funfzig, fol„geten ihm nach: Hauptmann Swan aber mit den übrigen Leuten, die es für unmög„lich hielten, auf solche Weise etwas auszurichten, blieben zurück. David und sein Volk „blieben bey vier Stunden außen, nach deren Verlaufe sie ganz naß und ermüdet wieder „kamen, aber keinen Weg nach dem festen Lande hatten finden können. Sie waren so „weit gewesen, daß sie fast die Hoffnung, wieder zurück zu kommen, verloren hatten; denn „es kann nicht mehr, als ein Mensch, zwischen diesen rothen Manglebäumen mit der höch„sten Mühe sich durcharbeiten. Hierauf beschlossen wir, mit der ersten Fluth nach der „Stadt zu gehen, und im Falle sie unser schon gewahr geworden, unverrichteter Sachen „wieder zurück zu kehren. Als nun die Fluth nur angieng: so fingen wir an zu rudern, „und nahmen unsern Weg durch die enge Durchfahrt an der Nordostseite. Es sind so „viele Stöcke von Bäumen in diesem Flusse, daß es bey Nacht (welches doch eben die Zeit „ist, welche wir zu dergleichen Vorhaben anzuwenden pflegten) höchst gefährlich durchzu„fahren ist: denn der Fluß geht überaus schnell, und wäre eins von unsern Canoen, wel„ches wider einen solchen Stock anstieß, unfehlbar umgeschlagen, wenn die andern nicht „eiligst wären zu Hülfe gekommen. Wir waren kaum an das Ende der Insel gekom„men: so geschah hinter den Sträuchen hervor ein Schuß auf uns. In der Stadt, die „vor uns lag, war dazumal alles finster, bis auf ein einziges Licht: der Schuß aber war „kaum geschehen, so war sie alsobald voller Fackeln. Wir durften nun wohl keine Zeichen „mehr, daß wir entdecket wären, dennoch aber meyneten viele von unsern Leuten, weil der „folgende Tag ein Feyertag wäre, wie es sich denn also verhielt, so hätten die Spanier „Freudenfeuer angestecket, wie sie öfters den Abend vor den Festtagen zu thun pflegten. „Also ruderten wir noch etwas höher hinauf, und kamen an das feste Land. Hauptmann

„David

„David gieng auf seinem Canoe mit seinen Leuten fort, und stieg aus: Hauptmann „Swan aber und die meisten von den Seinigen, da sie sahen, daß in der Stadt Lärmen war, hielten nicht für rathsam, etwas zu unternehmen. Als ihnen aber zum öftern „vorgeworfen wurde, daß sie nur zu wenig Muth hätten, thaten sie endlich dergleichen. „Der Ort, wo die Landung geschah, war fast zwo Meilen von der Stadt, und alles so „voller Gebüsche, daß es unmöglich war, bey Nacht weiter zu gehen. Demnach hielten „wir still, und wollten des Tages erwarten. Wir hatten zween indianische Piloten bey „uns, deren einer schon einen Monat bey uns gewesen, und, weil er von einem Edelmanne zu Guajaquil übel war gehalten worden, sich an selbigen zu rächen, uns seine „Dienste angebothen hatte, den wir stets gar treu befanden; den andern hatten wir erst „drey oder vier Tage vorher gefangen bekommen, der aber auch gar gut zu seyn schien. „Dieser letztere wurde von einem von des Hauptmanns Davids Leuten geführet, welcher „sich sehr begierig stellete, nach der Stadt zu gehen, auch einer von denen war, die den „andern am heftigsten ihr schlechtes Herz vorrückten; dennoch hat eben dieser Kerl, seines „Muthes, den er so heraus strich, ungeachtet, hernach bekannt, daß er den Strick, womit der Wegweiser angebunden war, heimlich zerschnitten, und ihn nach der Stadt laufen lassen, ihm aber nachzufolgen nicht verlanget hätte. Als er nun meynete, daß er „weit genug wäre: so schrie er, der Wegweiser wäre durchgegangen, und müßte jemand den „Strick, damit er angebunden gewesen, zerschnitten haben: auf dieses machte sich zwar „alles auf, diesen Indianer zu suchen, aber ganz umsonst. Bey dieser Begebenheit, da „wir uns im Finstern und mitten im Gebüsche befanden, waren wir sehr bestürzet; und „weil wir nunmehr sahen, daß unser Vorhaben, ohne einige Hoffnung, zu Wasser geworden, „so hatte niemand mehr das Herz, von weiterm Fortgehen etwas zu gedenken. Wir blieben da, bis es anfing lichte zu werden; hernach machten wir uns durch stetes Rudern „wieder auf den Strom, von da wir die Stadt recht anschauen konnten, welche, wie schon „gedacht, ein überaus sehenswürdiges Ansehen hat. Wir blieben fast eine halbe Stunde „da, ungefähr eine Meile, oder etwas drüber von der Stadt, und schoß man weder auf „uns, noch wir auf die Stadt„ *i*).

Dampier. 1684.

Man kann aus dieser Erzählung schließen, die Furcht habe den Spaniern den Muth benommen, weil die Freybeuter, welche den Fluß nur mit der Fluth des Abends hinunter kommen konnten, ihnen Zeit ließen, nicht nur zu schießen, sondern sie auch zu Lande auf einem Gute anzugreifen, wo sie ausstiegen, um die Fluth zu erwarten, und wo sie so gar einiges Vieh schlachteten. Bey ihrer Rückkehr nach Puna, fanden sie die drey Barken der Negern vor Anker, und hatten nicht viel Mühe, sich derselben zu bemächtigen. Sie hatten tausend junge Negern auf, wovon sie nur zwölfe bis funfzehn der stärkesten behielten. Dampier überläßt sich hier seiner Einbildungskraft und giebt vor, seine Gesellschaft hätte keine schönere Gelegenheit gehabt, sich zu bereichern. Sie konnte, saget er, sich mit diesen tausend Negern zu Santa Maria, in der Erdenge von Darien setzen, und sie Gold aus den Bergwerken holen lassen. Er versichert, dieses wäre um so viel leichter angegangen; weil der Hauptmann Harris, den die Freybeuter damals bey sich hatten, zu Lande von dem Nordmeere gekommen wäre, und die Spanier aus der Stadt Santa Maria und den dasigen Bergwerken verjaget hätte. Sie hatten es noch nicht gewaget, sich daselbst wiederum zu setzen; und die

Furcht der Spanier.

i) Ebendas. a. d. 170 und vorherg. S.

Dampier. 1684.

die Indianer, welche sie tödtlich hasseten, waren dagegen eifrige Freunde der Engländer, und bereit, ihnen mit aller ihrer Macht beyzustehen. „Wir hatten, saget Dampier, den „Fluß St. Maria, wo wir unsere Schiffe ausbessern konnten. Wir konnten auch den „Eingang des Flusses solchergestalt befestigen, daß, wenn gleich die Spanier mit ihrer „ganzen Macht, die sie in Peru aufbringen konnten, gekommen wären, wir ihnen doch „das Hineinfahren zu verwehren, mächtig genug gewesen. Hätten sie auch gleich Kriegesschiffe mit sich gebracht, um uns einzuschließen: so hätten wir Lebensmittel aus einem „großen weiten Lande, und von vielen indianischen Völkerschaften bekommen können. „Unser größter Vortheil aber wäre das Nordmeer gewesen; denn auf demselben hätten „wir uns und unsere Güter fortbringen, und so gar Hülfe an Volke und Kriegesvorrathe „erhalten können. Es würden viele tausend Freybeuter aus Jamaica und vornehmlich „den französischen Inseln zu uns gestoßen seyn; kurz, es würde uns alles geholfen haben, „was nicht spanisch gewesen wäre; und wir würden itzo nicht nur von den reichsten Bergwerken in America, sondern auch von der ganzen Küste bis nach Quito Meister seyn. „Wer weis auch, ob wir nicht noch mehr hätten erobern können„ *k*). Man hat Dampiern hier nur deswegen reden lassen, damit man anmerken können, der Verfasser von Ansons Reisen sey nicht der einzige Engländer, welcher sich mit schönen Träumen zu speisen beliebet.

Glück das Dampier bedauret.

Die Freybeuter suchen unkannte Flüsse.

Nachdem die Schiffe der Freybeuter bis nach Punta d' Arena angerücket waren, sie aufzunehmen: so kehreten sie wieder nach Plata, in der Hoffnung, den Hauptmann Easton daselbst anzutreffen. Da sie ihn aber daselbst vergebens gesuchet hatten: so sannen sie darauf, einen Fluß auszukundschaften, auf welchem die Spanier keine Handlung trieben, um sich mit indianischen Canoen zu versehen, welche ihnen zu ihren Landungen nöthig waren. Den 23sten des Christmonates segelten sie nach dem Vorgebirge Passao, um welches sie den Morgen darauf hinum fuhren. Dieses Vorgebirge, welches zehn Grad acht Minuten Süderbreite ist, erstrecket sich als eine hohe und runde Spitze, die in der Mitten getheilet zu seyn scheint, in die See. Nahe am Meere ist sie kahl, weiter hin aber ist sie auf beyden Seiten mit Bäumen bedecket. Zwischen dem Vorgebirge Passao, und dem Vorgebirge St. Franciscus, ist die Küste voller kleinen Spitzen, zwischen welchen man eben so viele kleine sandige Bayen antrifft. Die Freybeuter hatten Lootsen, welche sie in spanische Flüsse führen konnten, denen aber diejenigen wenig bekannt waren, wohin die Schiffe dieser Nation niemals kommen. Sie wußten aber doch, daß sich viele zwischen Plata und Panama befinden. Ueber dieses konnte ihnen nicht unbekannt seyn, daß die Indianer, welche die ganze Küste von der Linie an, bis nach dem Meerbusen St. Michael bewohnen, nicht unter spanischer Bothmäßigkeit stehen; und daß daselbst nur bey der Insel Gallo zween Flüsse sind, wo sich die Spanier gesetzet haben, um daselbst Gold zu suchen, womit der Sand vermenget seyn soll. Bey dieser Schwierigkeit nahmen sie ihre Zuflucht zu einigen Büchern, die sie auf den weggenommenen Schiffen gefunden hatten, und die Erfahrung lehrete sie, daß sie keine bessere Führer hätten erwählen können. Sie wähleten den Fluß St. Jago, weil solcher nicht weit von Gallo entfernet ist, und die spanischen Bücher ihnen daselbst eine sichere Rhede versprachen. Zwischen dem Vorgebirge St. Franciscus und dieser Insel wurden sie vieler großen Flüsse gewahr, die sie aus dieser Ursache verachteten. Endlich kamen sie den 26sten vor dem Flusse St. Jago an, der fast

Cap Passao.

Nachricht, die sie aus spanischen Büchern erhalten.

Sie kommen an den Fluß St. Jago.

k) Ebendas. a. d. 171 S.

fast auf zween Grad nordlich von der Linie liegt. Er ist breit und schiffbar einige Meilen weit; darauf theilet er sich in zween Aerme und machet vier große Eylande. Der breiteste von diesen beyden Canälen ist der südwestliche: sie sind aber beyde sehr tief, und die Einfahrt in den schmählesten ist so voller Sand, daß die kleinsten Canoen bey der Ebbe nicht hinein kommen können. Es hat viel Wahrscheinlichkeit, daß dieser Fluß von den reichen Gebirgen in Quito kömmt. Er fließt durch eines der besten Länder in der Welt, vornehmlich zehn bis zwölf Meilen von der See. Das Erdreich, welches schwarz und tief ist, trägt Bäume von einer außerordentlichen Dicke, und von allen denen Arten, die gemeiniglich in heißen Ländern wachsen. Dampier beschreibt ihrer zween, worüber er sich verwunderte *l*).

Dampier. 1684.

Beschreibung einer Art von Baumwollenbäumen.

Den einen hält er für einen Baumwollenbaum, wovon er zweyerley Gattungen machet, einen rothen, und einen weißen. Der weiße Baumwollenbaum ist viel dicker und größer, als unsere Eichen. Der Stamm ist gerade, ohne Zacken und Aeste bis an den Gipfel, wo er, wie die Eichen, viele große Zweige treibt. Die Rinde ist glatt und graulicht; die Blätter sind dick und breit, wie an den Pflaumenbäumen. Sie sind am Rande zackicht, länglicht rund, und dunkelgrün. Achtzehn bis zwanzig Fuß hoch über der Erde ist der Stamm dieser Bäume dicker, als unten. Sie tragen eine sehr feine Wolle, die man Seidenbaumwolle nennet. Wenn sie reif ist, so sehen die Bäume aus, wie Apfelbäume in der Blüthe. Dampier meynet, sie falle im Winter- oder Christmonate ab, da denn die Erde ganz weiß davon ist. Sie ist nicht so stark, noch so lang, als diejenige, welche in den Pflanzungen auf den kleinen Baumwollenbäumchen wächst. Die Indianer brauchen sie also auch wenig. Die Blätter fallen im April ab. Unterdessen aber daß die alten abfallen, treibt der Baum neue; und innerhalb acht Tagen hat er, wie Dampier saget *m*), ein neues Kleid angezogen. Der rothe Baumwollenbaum gleicht ihm; ist aber nicht völlig so dick. Er trägt keine Wolle, und sein Holz ist etwas härter; indessen sind beyde weich, schwammicht und bequem, Canoen daraus zu machen: doch müssen sie ins Trockene gezogen und oft gepicht werden; sonst werden sie bald von Würmern und dem Wasser zernichtet. Dieß sind die dicksten Bäume, die Dampier in Westindien kennet, so wie der Kohlbaum der höchste ist. Er giebt auch die Beschreibung davon.

Kohlbaum an dem Flusse St. Jago.

Sein Stamm ist eben nicht gar zu sehr dick, aber sehr hoch und gerade. Die meisten sind hundert und zwanzig Fuß lang und einige noch länger. Er hat nur oben am Gipfel Zweige, und viele sind nicht dicker, als ein Arm. Sie sind flach, spitzig und zwölf bis dreyzehn Fuß lang. Zween Fuß vom Stamme treiben sie kleine lange und eines Daumens breite Blätter, welche auf beyden Seiten so ordentlich wachsen, daß man sie nur für ein einziges Blatt ansehen sollte, welches aus vielen kleinen besteht. Die Frucht kömmt oben auf dem Gipfel mitten zwischen den Zweigen hervor. Sie ist in viele junge Blätter eingehüllet, die sich so, wie die alten abfallen, ausbreiten. Wenn sie reif ist, so ist sie so dick, als das dünneste Theil eines Schenkels und einen Fuß lang. Die Milch ist nicht weißer. Dampier vergleicht ihre Süßigkeit mit den Nüssen, wenn man solche roh ißt: er hält sie aber für eben so gesund und angenehm, wenn sie gekocht ist. Außer dieser Frucht sieht man zwischen dem Stamme und den großen Aesten kleine Röhrchen ungefähr zween Fuß lang wachsen, an deren Spitze ein kleines hartes und rundes Korn, wie eine Kir-

l) Ebendas. a. d. 177 u. f. S.

m) A. d. 178 S.

Dampier. 1684.

Kirsche groß hängt, welche dienet, Schweine zu mästen. Daher legen die Spanier denjenigen eine Strafe auf, welche einen von diesen Bäumen in ihren Gehölzen umhauen. Der Stamm ist von oben bis unten rund um voller Ringe, immer einer einen halben Fuß weit von den andern. Die Rinde ist zart und zerbrechlich, das Holz schwarz und sehr hart, und das Mark weiß. Man steigt nicht auf den Baum, und nimmt ihm seine Frucht; weil er so gleich stirbt, wenn er sein Haupt verloren hat. Weil man aber dieses Holz stark zu Brettern brauchet: so weis man keine andere Art, den Kohl herunter zu nehmen, als daß man den Stamm umhauet. Man darf ihn nur in vier Theile spalten, so hat man vier Bretter. Dampier sieht diese Bäume für die Zierde der Wälder an, wegen ihrer grünen Zweige, die sich weit über alle andere ausbreiten.

Warum die Spanier nicht viel an diese Küste gekommen.

Die Spanier haben an dem Flusse St. Jago, und an allen denen an dieser Küste wenig Entdeckungen gemacht; vermuthlich weil sie nicht eigentlich auf dem Wege von Panama nach dem Hafen zu Lima sind. Sie nehmen ihn anfänglich nach Westen bis an die Inseln Caboya, um den Westwind anzutreffen. Von da gehen sie nach dem Vorgebirge St. Franciscus, und berühren ordentlicher Weise nur Manta, bey dem Vorgebirge St. Lorenz. Es ist wahr, sie können bey ihrer Rückkehr von Lima der Küste folgen: allein, ihre Schiffe sind alsdann zu sehr beladen, als daß sie sich mit Entdeckungen aufhalten könnten. Ueber dieses so haben die Indianer dieses Landes einen tödtlichen Haß gegen die Spanier. Sie haben wenig Wohnungen, die nicht einige Meilen von der See sind; und da die Küste mit undurchdringlichen Gehölzen besetzet ist, so kann man nicht wider ihren Willen hinein kommen. Diejenigen, die sich unterstehen würden, die Flüsse hinaufzufahren, würden den Pfeilen dieser Wilden ausgesetzet seyn, die sich gewiß auf allen Seiten in Hinterhalt legen würden, um ihren Feinden zu widerstehen. Sie haben kleine Maispflanzungen, und viele Plantanen, welches ihre vornehmste Nahrung ist n).

Die Freybeuter laufen in den Fluß hinein.

In dem Vertrauen, daß sie nicht könnten für Spanier gehalten werden, hatten die englischen Freybeuter den Vorsatz gefasset, in diesen Flüssen Canoen zu suchen. Sie fuhren den 26sten mit ihrer Schaluppe in den kleinen Arm des Flusses St. Jago hinein. Sie ruderten sechs Meilen weit, ehe sie Leute antrafen. Endlich wurden sie kleine Hütten und einige Indianer gewahr. Als solche sie auf ihre Häuser zukommen sahen: so setzeten sie geschwind ihre Weiber und Kinder in ihre Canoen und flohen schneller, als sie ihnen folgen konnten. Ihre Hütten stunden an der Ostseite des Flusses und gerade der Spitze der Insel gegen über. Die Engländer entdecketen eine Meile davon an dem anderen Ufer viele große Häuser. Die Ströme aber kamen ihnen so stark vor, daß sie sich nicht getraueten, hinüber zu setzen. Sie giengen in die Hütten, wo sie ein Schwein, Geflügel und Plantanen fanden. Das Schwein war von der Art der unserigen, und vermuthlich von denjenigen, welche die Spanier nach Westindien brachten. Denn die wilden Indianer haben keine Schweine in ihren Gehölzen. Sie haben Pecaris und Warris, welche eine Art von wilden Schweinen sind o).

Die Furcht, von einem Volke, dem sie sich nicht hatten zu erkennen geben können, und welches ihre Annäherung beunruhiget hatte, feindlich begegnet zu werden, nöthigte die Engländer, nach der Mündung zurück zu kehren. Sie fanden aber ihre Schiffe daselbst nicht mehr, welche sie zu Gallo erwarten wollten. Sie fuhren über einige Aerme von der

See

n) A. d. 180 S.

o) Ebendas. a. d. 181 S.

See an der Küste hin, um nach Tomaco, einem großen Flusse, zu kommen, welcher seinen Namen von einem indianischen Dorfe, nicht weit von der Mündung hat. Er soll aus den goldreichen Bergen in Quito entspringen. Dampier will solches eben nicht versichern: doch bezeuget er, daß dessen Ufer sehr mit Indianern bevölkert sind, und daß sich auch einige Spanier allda befinden, welche mit ihnen um Gold handeln. Ob gleich die Mündung nicht tief ist: so laufen die Barken dennoch ein. Man rechnet von dem Flusse St. Jago bis zu dem Flusse Tomaco fünf Seemeilen. Das Land ist niedrig und mit vielen Aermen von der See durchschnitten, wodurch man leicht von einem Flusse zum andern kommen kann. Die Engländer kamen um Mitternacht bey dem Dorfe Tomaco an, und hoben alle Einwohner nebst einem spanischen Ritter, Don Diego de Pinas, auf, welcher zur See von Lima gekommen war, Bauholz zu kaufen. Sein Schiff war nur mit acht oder neun Mann besetzet, deren sie sich leicht bemächtigen konnten. Sie fanden aber keine andere Reichthümer darinnen, als einen guten Vorrath von Weine, den sie mit wegnahmen. Nicht weit davon sahen sie ein Haus, worinnen ein Frauenzimmer aus Lima, wie ihnen ihr spanischer Gefangener sagete, Leute hatte, Gold einzuhandeln. Weil sie nicht eher als den Morgen hinan kommen konnten: so nahmen diejenigen, die darinnen wohneten, die Flucht; indessen fanden sie doch viele Unzen Gold in den Calebaschen, oder ausgehöhlten Kürbisschalen *p)*.

Dampier. 1684.

Plünderung der Freybeuter.

Da das Gerücht von dieser Unternehmung ihnen nicht erlaubete, sich lange in einem so bevölkerten Flusse aufzuhalten: so eileten sie mit dem spanischen Ritter, und zweyen Canoen, die sie weggenommen hatten, wieder hinaus. Auf ihrem Wege nach Gallo, welches nur drey Seemeilen von Tomaco ist, nahmen sie ein Packetboot weg, welches nach Lima segelte. Die Spanier, die es führeten, warfen das Felleisen mit den Briefen ins Meer: es wurde aber von den Engländern wieder heraus gezogen und mit nach Gallo genommen. Diese wüste Insel liegt in einer großen Bay zwischen dem zweyten und dritten Grade Norderbreite. Wasser und Holz ist daselbst überflüßig. Die Rhede ist nahe an einer kleinen sandigen Bay, wo man in sechs bis sieben Faden Wasser sicher vor Anker legen kann; die Einfahrt aber hat so wenig Tiefe, daß man nur mit der Fluth und stets mit dem Bleywurfe in der Hand hinein kommen kann.

Sie fangen spanische Briefe auf.

Insel Gallo.

Die Engländer braucheten sechs ganzer Tage, alle Briefe des spanischen Paketbootes zu lesen. Sie erfuhren daraus, daß die Flotte dieser Nation zu Porto Bello erwartet würde; und daß der Präsident zu Panama auf die Abfahrt der Silberflotte dränge, die zu Lima fertig seyn müßte. Diese schmeichelhafte Zeitung machte, daß die Freybeuter alle ihre andern Anschläge fahren ließen, und nur ihre Schiffe eiligst auszubessern und sich in den Stand zu setzen sucheten, die Silberflotte anzugreifen. Die königlichen Inseln oder die Perleninsel waren der Ort, den sie zu dieser großen Unternehmung für den besten hielten; weil es fast unmöglich zu seyn schien, daselbst der Flotte zu verfehlen, indem diese Insel auf dem Wege aller derjenigen Schiffe lag, welche von der Küste von Lima kommen. Ihre ganze Macht bestund in zweyen Schiffen und zwoen Barken nebst einem Brander, den sie zu Plata gebauet hatten. Den 5ten des Jenners lichteten sie den Anker. Den 8ten bemächtigten sie sich eines Fahrzeuges von neunzig Tonnen, welches mit Mehle beladen war und von Truxillo kam. Darauf segelten sie nach Gorgonia, einer Insel fünf und zwanzig Seemeilen von Gallo, und legeten sich daselbst den 9ten in acht und dreyßig Faden, zwey An-

Anschläge und Stärke der Freybeuter.

Insel Gorgonia.

p) Ebendas. a. d. 184 S.

Dampier. 1685.

Ankertauen weit vom Lande, an der Westseite vor Anker. Dampier setzet diese Insel, die nicht bewohnet ist, auf drey Grad Norderbreite. Sie ist wegen zweener Hügel, wie Sättel gestaltet, merkwürdig, zwo Seemeilen lang, eine breit, und ungefähr viere vom Lande entfernet. Sie ist mit verschiedenen Arten von Bäumen bedeckt, die beständig grün sind, und wird von einer Menge Bäche, die von den Bergen kommen, gewässert. Man findet daselbst eine große Anzahl kleiner schwarzen Affen, und einige indianische Caninichen, aber sonst wenig andere Landthiere. Die Spanier versichern, es regne daselbst das ganze Jahr. Dampier bemerkete, daß die Küste in der That sehr feucht war, und daß die Regen wenigstens sehr häufig daselbst fielen. Zu ihrer rechten Jahreszeit, saget er, ist es nicht anders, als wenn man das Wasser durch ein Sieb gösse. Die Fluth steigt daselbst auf sieben Fuß hoch, und läßt beständig eine Menge allerhand Muscheln auf dem Sande, wovon sich die Affen ernähren. Die Klippen sind daselbst vier oder fünf Faden tief unter Wasser mit platten und kleinen Austern bedeckt, in denen man zuweilen bis auf zwanzig oder dreyßig kleine Perlen findet. Es ist dieser Fisch weder gesund noch wohlschmeckend: die inwendige Schale aber glänzet besser, als die Perlen selbst.

Das Geschwader, welches durch das weggenommene Schiff nunmehr verstärket war, gieng den 13ten wieder unter Segel, und fuhr drey Tage darnach das Cap Corientes auf fünf Grad zehn Minuten nordlich vorbey. Der Strom war daselbst von eben der Seite sehr heftig. Eine kleine weiße Insel, die man den andern Morgen entdeckete, wurde für ein Schiff angesehen, und man kam nicht eher aus diesem Irrthume, als bis man sich ihr genähert hatte. Den 21sten sah man die Spitze Garrachine auf sieben Grad und zwanzig Minuten. Sie ist hoch, ohne Bäume und mit Felsen umgeben: jedoch weiter im

Die königlichen Inseln.

Lande entdecket man Gehölze. Die königlichen Inseln sind zwölf Seemeilen davon, und dazwischen trifft man eine kleine, niedrige, flache und unfruchtbare Insel, Namens Galera an. Das Geschwader legete bey dieser Insel vor Anker, nachdem es seine Canoen nach den königlichen Inseln geschickt hatte, um daselbst einen zu seinen Absichten bequemen Ort auszusuchen.

Ihre Beschreibung.

Diese Eylande sind sehr niedrig und voller Gebüsche gegen Nordnordwest ein Vierthel Nord, und gegen Südost ein Vierthel Süd, sieben Meilen von dem festen Lande. Man giebt ihnen vierzehn Seemeilen in der Länge. Dampier konnte nicht erfahren, woher sie die königlichen hießen. Er weis auch eben so wenig, warum man sie auf den meisten Karten die Perleninseln nennet; denn man findet daselbst nur gemeine Muscheln, ohne den geringsten Anschein von Perlen darinnen. Die nordlichste von allen diesen Inseln heißt Pachequa, eilf oder zwölf Meilen von Panama, und die südlichste ist unter dem Namen St. Paul bekannt. Dampier weis den Namen der andern nicht. Auf einigen wachsen Plantanen, Bananes und Reiß, welchen die Spanier von Panama durch die Negern bauen lassen: die meisten aber, vornehmlich die größten, sind unbebauet. In diese wüsten Inseln fliehen die weggelaufenen Negern. Das Gat, welches sie von dem festen Lande absondert, ist sieben bis acht Seemeilen breit, und so tief, daß man überall anlegen kann. Die Eylande sind ziemlich nahe bey einander; welches aber nicht verhindert, daß nicht viele enge und tiefe Gaten dazwischen wären, wo man nur mit Kähnen durchkommen kann. Auf der Südostseite, eine Seemeile von der Insel St. Paul, findet man einen sehr bequemen Ort, Schiffe auszubessern, wohin man durch einen guten tiefen Canal von der Nordseite kommen kann, in welchem die Fluth bis auf zehn Fuß hoch steigt.

Der Hafen, den die Freybeuter sich dazu ersehen, ist mit dreyen Inseln umgeben; und diejenige, wo ihre Schiffe im Trocknen lagen, ist eine kleine Insel gegen Norden, die nur eine kleine sandige Bay hat. Alles andere ist mit Klippen umgeben, wo man bey der Ebbe, Austern Clams, Muscheln und Limpites findet. Clam ist eine Art von Austern, welche sich an die Felsen so fest anhängt, daß man sie unmöglich davon losreißen kann; daher man sie denn auch an eben dem Orte, wo man sie findet, aufmachet, und das Fleisch heraus nimmt, welches sehr dick, fett und von gutem Geschmacke ist. Dampier hat dergleichen nur in den königlichen Inseln an der Spitze Garrachine, zu Pina, und an der mexicanischen Küste auf drey und zwanzig Grad Norderbreite gesehen. Die einzigen Landthiere, die man in eben diesen Inseln findet, sind Guanos, Tauben und Turteltauben.

Dampier. 1685.

Art von Austern, Calms genannt.

Der III Abschnitt.

Erläuterung von dem Ursprunge der Freybeuter in dem Südmeere. Prophezeyung von ihrer Ueberkunft durch die Erdenge von Darien. Wie sie die Freundschaft der dasigen Indianer erlangen. Insel Tabaco. Die Freybeuter werden verstärket. Sie begeben sich nach dem Meerbusen St. Michael; treffen den Hauptmann Townley und einen neuen Haufen Freybeuter an. Porto Pinas und dessen Lage. Ankunft eines neuen Haufens Freybeuter. Insel Chepilio. Vortreffliche Früchte auf solcher. Die Freybeuter entdecken die spanische Flotte. Sie entgeht ihnen. Sie begeben sich nach den Inseln Quibo. Wie sie Canoen bauen. Sie gehen nach Ria Lexa. Stadt Leon wird geplündert und abgebrannt. Ria Lexa hat eben das Schicksal. Die Freybeuter trennen sich.

Nachdem die Engländer mit den nöthigen Verbesserungen an dem Geschwader fertig waren: so lichteten sie den 14ten des Hornungs den Anker; und aus Furcht, sie möchten die Silberflotte verfehlen, entschlossen sie sich, vor Panama zu kreuzen, wovon sie nur fünf und zwanzig Meilen entfernet waren. Dampier giebt hier mehr Erläuterung, als man bisher in seinem Tagebuche hat finden können, von den vornehmsten Bewegungsgründen, welche eine so große Anzahl Freybeuter ins Südmeer gezogen. Vor der Reise, die er bereits mit dem Hauptmanne Scharp gethan, welche er als den ersten Streif von dieser Art ansieht, nach Drakens und Oxengams Fahrt, außer eines französischen Hauptmanns, la Sonde, seiner, welcher, saget er, durch des Hauptmanns Wright Nachrichten so kühn gemacht worden, daß er mit einer Parthey bis nach Cheapo gedrungen; vor dieser Reise nun, da er mit dem Hauptmanne Coxon auf dem Nordmeere war, fing er vier Meilen von Porto bello die Pakete auf, die man von Carthagena dahin schickete. Coxon hatte eine große Menge Briefe aufgebrochen, deren Inhalt ihm sehr wundersam vorgekommen. Verschiedene Kaufleute aus Neuspanien gaben ihren Correspondenten zu Panama Nachricht von einer Prophezeyung, die wegen Spaniens herum gieng. Sie enthielt: es würden in diesem Jahre die englischen Freybeuter so große Entdeckungen in Westindien machen, daß sie sich ein Thor eröffnen würden, welches sie für wohl verschlossen gehalten hätten; das ist einen Durchgang ins Südmeer. Diese Briefe waren voller Ermahnungen, wodurch ein jeder Kaufmann seinen Freunden anlag, für das gemeine Beste zu wachen, und nichts zu Bewahrung der Küsten zu verabsäumen. Coxon und seine Gefährten hatten geschlossen, das Thor, welches die Spanier beunruhigte, könnte nichts anders seyn, als der Weg über die Erdenge von Darien, mit Hülfe der indianischen Nationen, die sich kürzlich wider sie empöret, und viele Neigung gegen die Engländer gefasset hätten. Sie erinnerten sich nunmehr, wie oft die Indianer sie ersuchet hätten, durch ihr Land zu gehen,

Erläuterungen vom Ursprunge der Freybeuter in dem Südmeere.

Prophezeyung von ihrer Ueberkunft durch die Erdenge von Darien.

Dampier. 1685. hen, und die Spanier in den Südmeeren anzugreifen. Sie entschlossen sich, nach verschiedenen Unternehmungen, deren Ausführung nicht weit mehr entfernet war, ernstlich darauf zu denken. Sie siegelten die meisten Briefe wieder zu, und schicketen sie nach Porto Bello q).

Wie sie die Freundschaft der Indianer auf der Erdenge gewinnen.

Dampier führet bey dieser Erzählung die Ursachen mit an, welche den Engländern die Wohlgewogenheit der Indianer erworben hätten. Ungefähr funfzehn Jahre vorher, ehe der Hauptmann Wright auf dieser Küste gekreuzet, hatte er zwischen den samballischen Eylanden einen jungen Indianer gefangen, welcher in einem Canoe herum fuhr; und er war Willens, solchen unter dem Namen Johann Gret zu erziehen, nachdem er ihn auf englisch hatte kleiden lassen.

Geschichte des Johann Gret.

Einige Moskiten, denen der Hauptmann Verbindlichkeit schuldig war, bathen sich diesen jungen Menschen, den sie sehr lieb gewonnen hatten, aus; und nahmen ihn mit sich in ihr Land. Nachdem sie ihn ihre Sprache hatten lernen lassen, wie er denn auch Englisch gelernet hatte: so verheiratheten sie ihn mit einer Frau von ihrer Nation. Es verliefen einige Jahre bis auf die Zeit, da die spanischen Briefe von Coron aufgefangen wurden. Wright, welcher damals wieder in die samballischen Eylande gekommen war, führete von neuem einen jungen Menschen, einen Sohn eines angesehenen Indianers, daraus weg. Als er darauf wieder zu den Moskiten kam: so nahm er Johann Gret wiederum zu sich, der inzwischen die Fischerey sehr wohl gelernet hatte, und sich freuete, einen jungen Menschen aus seinem Lande bey sich zu haben. Diesen beyden Indianern fiel es ein, dem Hauptmanne ihre Dienste anzubiethen, um ihm die Freundschaft der Indianer auf der Erdenge zu verschaffen. Dieses hatten die Freybeuter schon oftmals gewünschet. Die Anzahl und Wildheit dieser Indianer aber hatten ihnen die Kühnheit benommen, es zu versuchen.

Johann Gret überredet die Wilden.

Johann Gret schlug ihm vor, er wollte ans Land gehen und den Anfang dazu machen. Man ließ ihn in einem Canoe sehr nahe an die Küste bringen, welche sogleich voller bewaffneter Indianer war. Er sprang mit einem bloßen leinenen Tuche um den Leib, nach Gewohnheit dieser Völker, ins Wasser, und das Canoe entfernete sich. Da nun die Wilden ihn auf ihre Art bekleidet sahen, und ihn ihre Sprache reden höreten: so versammelten sie sich insgesammt um ihn. Er sagete ihnen anfänglich, daß er ein Landeskind wäre; und nachdem er ihnen erzählet hatte, wie er in seiner Jugend von den Engländern wäre weggenommen worden, so setzete er hinzu, sie hätten ihn sehr gut gehalten, und die Indianer irreten, wenn sie sich vor einer Nation fürchteten, die nur der Spanier Feinde wäre. Er erzählete ihnen auch, wie gut noch itzo die Engländer einen ihrer Landesleute hielten, der vor kurzem in ihre Hände gerathen wäre. Er nannte seinen Vater; und dieser Indianer befand sich zum Glücke mit unter denen, die sich an der Küste versammelt hatten. Mit einem Worte, er rieth ihnen, mit einer für sie wohlgesinnten Nation, deren Beystand ihnen dienen könnte, die Spanier zu bezwingen, Freundschaft zu machen. Zu gleicher Zeit versicherte er den Vater des jungen Indianers, wenn er mit ihm auf das Schiff kommen wollte, welches sie bey der Goldinsel, der östlichsten unter den samballischen, vor Anker liegen sähen, so würde man ihm nicht nur seinen Sohn wieder geben, sondern ihn auch auf das freundlichste empfangen. Auf sein Wort fuhren sogleich zwanzig bis dreyßig Indianer in zweyen mit Plantanen, Bananes und Geflügelwerke beladenen Ca-

q) Ebendas. a. d. 194 u. 195 S.

r) A. d. 198 und vorherg. S. Dampier setzet allhier mit in seine Erzählung, wie das Geld zu Lima eingebracht wird, um es über Panama nach

Canoen ab. Wright, welcher sie am Borde bewirthet hatte, machte keine Schwierigkeit, sie ans Land zu begleiten. Man beschenkete einander. Der junge Indianer, welcher sehr nett auf Englisch gekleidet war, wurde seinem Vater wieder gegeben; und diese Unterredung schloß sich mit einem Vertrage, welcher den Engländern die Freyheit gab, durch ihr Land zu gehen, um sich ins Südmeer zu begeben.

Dampier. 1685.

Vertrag, den sie mit einem Freybeuter Wright machen.

Man hatte sich durch einen von den Artikeln verglichen, sie sollten, wenn sie sich entweder der Handlung wegen, oder um die Spanier zu bekriegen, dem Ufer näherten, ein Zeichen geben, woran man sie erkennen könnte. La Sonde, eben der französische Hauptmann, den man schon genannt hat, und welcher sich damals bey dem Hauptmanne Wright befand, wußte dieses Zeichen gar wohl, und bedienete sich desselben nicht lange darnach, um mit hundert und zwanzig Mann von seiner Nation durch das Land der Indianer zu gehen.

La Sonde, ein französischer Freybeuter.

Aus diesem kleinen Anfange, nämlich den aufgefangenen Briefen und dem Bündnisse mit den Indianern sind, nach Dampiers Zeugnisse, alle die nachherigen Streifereyen in dem Südmeere entstanden. Indessen schien es doch, setzet er hinzu, es sollte diese Freundschaft in der Geburt ersticken. Denn wenig Monate darauf kam ein englisches Kauffahrdeyschiff von Jamaica auf diese Küste; und Johann Gret, der unter der Zeit ein großer Mann in seinem Lande geworden war, begab sich nebst fünf bis sechs seines gleichen an Bord, in Hoffnung, Bundesgenossen und Freunde daselbst anzutreffen. Die Engländer aber, die von dem, was vorgegangen war, nichts wußten, schicketen sich an, sie der Gewohnheit nach, zu Sclaven zu machen, die damals sehr theuer waren. Als abet Gret und seine Gefährten solches merketen: so sprangen sie in die See, und wurden darinnen insgesammt erschossen. Die Indianer von ihrer Völkerschaft erfuhren diese traurige Begebenheit nicht; und sie frageten nach der Zeit die englischen Freybeuter vielmals, wo Gret und seine Freunde hingekommen wären. Man antwortete ihnen beständig, man wüßte es nicht; und sie bildeten sich ein, die Spanier hätten sie getödtet, oder zu Gefangenen gemacht *r*).

Johann Grets Tod.

Als sie vor Panama kamen: so schickete David, welcher stets die oberste Gewalt auf dem Geschwader behielt, den Don Diego de Pinas, seinen Gefangenen, in einem Canoe an den Statthalter, um mit ihm wegen Auswechselung zweener Engländer zu handeln, welche bey verschiedenen Begebenheiten in der Spanier Hände gerathen waren. Don Diego nahm solches mit Einwilligung der andern Gefangenen, welche die Engländer am Borde hatten, willig über sich. Das Geschwader aber legete sich bey den Inseln Pericon *s*) vor Anker, um des Statthalters Antwort zu erwarten; und den Morgen darauf brachte ein Edelmann die beyden Engländer, wofür man ihm vierzig Spanier gab *t*).

Den 24sten ließ David die Segel nach Tabaco, einer Insel in der Bay, sechs Seemeilen gegen Süden von Panama richten. Dampier giebt ihr ungefähr drey Meilen in die Länge, und zwo in die Breite. Sie ist erhaben und bergicht an der Nordseite, sie machet einen angenehmen Hügel, dessen Abhang sich bis ins Meer erstrecket; und die Aussicht ist an der Nordseite nicht weniger angenehm. Man sollte die ganze Insel für einen schö-

Insel Tabaco und deren Annehmlichkeiten.

nach Porto Bello zu führen: allein, dieses gehöret zu den americanischen Reisen.

s) Drey kleine steinigte Inseln oder drey Felsen, die keine Beschreibung verdienen. Ebendaselbst.

t) A. d. 201 S.

Dampier. 1685.

Mammet, eine Art von Bäumen.

schönen Baumgarten halten. Ihre vornehmsten Früchte sind Plantanen und Bananes: sie ist aber mit großen Cocosbäumen und Mammeten umgeben, welches überaus schön aussieht. Der Mammet ist ein großer, gerader Baum, ohne Knorren und Zweige bis an den Wipfel, der über siebenzig Fuß hoch ist. Sein Haupt breitet sich in viel kleine Zweige aus, die sehr nahe beysammen und durch einander gewachsen sind. Die Rinde ist dunkelgrau, dick und rauh. Die Frucht, welche beym Reifen gelb wird, ist größer, als eine Quitte, und riecht und schmecket sehr lieblich. Sie hat zween breite Kerne, deren jeder größer ist, als eine Mandel. Man bemerket von ihrer Haut, daß sie vor ihrer Reife zerbrechlich ist, nachher aber sich wie Leder abziehen läßt. Auf der Insel findet man einen schönen Bach süßes Wassers, welcher aus dem Gebirge kömmt, und sich nur ins Meer ergießt, nachdem er die Fruchtbäume gewässert hat. Der Ankerplatz ist gut, eine Meile von der Küste, in sechzehn und achtzehn Faden Wasser. Gegen Nordwest von Tabaco entdecket man zwo andere kleine Inseln, die durch ein gutes Gat von einander abgesondert sind, und wovon die erstere Tabogille heißt. Die andere, welche voller Gehölze ist, hat niemals einen Namen gehabt.

Die Freybeuter werden durch andere verstärket.

Unterdessen daß die Engländer Wasser zu Tabaco einnahmen, sahen sie eine große Menge Canoen erscheinen, die voller Menschen waren und zwischen dieser Insel und Tabogille hinfuhren. Dampier verhehlet es nicht, daß dieser Anblick sie sehr beunruhiget habe. Sie blieben vor Erstaunen und Furcht unbeweglich. Als sie indessen nicht mehr zweifeln konnten, daß die Canoen nicht auf sie zu kamen: so erholeten sie sich von ihrer Bestürzung, um die Anker zu lichten und sich selbst dieser Menge Feinde zu nähern. Es folgete aber bald Freude auf das Mistrauen, als sie solche für französische und englische Freybeuter erkannten, die aus dem Nordmeere kamen und über die Erdenge von Darien gegangen waren. Es waren zweyhundert und achtzig Mann, wovon über die Hälfte Franzosen waren, in acht und zwanzig Canoen, die von den Hauptleuten Gronet und Lequic geführet wurden. Man erfuhr von ihnen, es sollten noch hundert und achtzig Engländer nachkommen, welche auf der Erdenge unter des Hauptmanns Townley Anführung geblieben waren, um sich noch Canoen zu machen. Alle Engländer wurden so gleich an Bord der beyden Schiffe genommen. Den Franzosen überließ man das spanische Fahrzeug, welches man mit Mehle weggenommen hatte, und Gronet führete solches. Zur Dankbarkeit dafür both Gronet den beyden Hauptleuten David und Swan, einem jeden eine neue Commission oder einen Freybrief von dem französischen Statthalter zu klein Guave auf der Insel St. Domingo an. Dampier erkläret solches durch folgende Nachricht.

Sonderbare Commissionen des Statthalters zu klein Guave.

Es eigneten sich seit vielen Jahren die Statthalter zu klein Guave das Recht zu, ihren Seecapitäns Commissiones oder Freybriefsblanquette mit auf die See zu geben, mit der Erlaubniß, dieselben wiederum an andere nach ihrem Belieben auszutheilen. Diese Commissionen waren eine Art von Pässen, welche diejenigen, denen sie gegeben wurden, gleichsam zu Armateurs macheten, wodurch sie frey waren, daß die Gegenpartey sie nicht zur Strafe ziehen durfte. Sie enthielten aber doch nichts weiter, als eine Erlaubniß zum Fischen und Jagen. Allein, unter diesem Vorwande wurde durch alle Gegenden von America zu Wasser und zu Lande geraubet; und die Statthalter zu klein Guave, von denen man dieses seltsame Recht erhielt, waren gleichsam die Zuflucht aller dererjenigen geworden,

worden, welche das Unglück nöthigte, ihr Glück auf solche Art zu versuchen, wovon sie den Namen Freybeuter führen *u*).

Dampier. 1685.

Nach einigen klugen Verfügungen beschloß David, nichts zu verabsäumen, seine Absichten auf die Silberflotte gewiß zu setzen, und schlug daher vor, nach dem Meerbusen St. Michael zu gehen, und den Hauptmann Townley daselbst zu suchen, der schon in der See seyn müßte. Jedermann billigte solches; und man gieng den 2ten März unter Segel. Dieser Busen ist dreyßig Seemeilen von Panama gegen Südost. Man findet daselbst viele Flüsse. An der Südseite berühret er die Spitze Garrachine, welche in sechsten Grad vierzig Minuten Norderbreite liegt; und an der Nordseite das Vorgebirge St. Lorenz. Dampier verbessert hier einen Irrthum, den er grob nennet, ob man ihn gleich in den meisten Karten findet. Sie geben dem mittäglichen Vorgebirge keinen Namen, welches doch das beträchtlichste ist, und die eigentliche Spitze Garrachine ausmachet; dahingegen sie diesen Namen dem nordlichen Vorgebirge geben, welches nicht so merkwürdig ist, und nur St. Lorenz heißen sollte. Die vornehmsten Flüsse, die in den Busen St. Michael fallen, sind St. Maria, Sambo und Congos. Dampier war der Meynung, man sollte sich in den Congos begeben, welcher ihm der kürzeste Weg zu seyn schien, zu Lande von dem Nordmeere ins Südmeer zu kommen. Dieser Fluß kömmt gerade aus dem Lande, und fällt, nachdem er viele Bäche zu sich genommen, die sich auf beyden Seiten in ihn ergießen, gegen Norden in den Meerbusen, eine Seemeile von dem Vorgebirge St. Lorenz. Der Busen ist nicht sehr breit; seine Tiefe aber machet ihn schiffbar; und ob er gleich äußerlich voller Sand ist, so findet man dennoch daselbst einen Canal, welchem die Schiffe ohne Gefahr folgen können. Der Fluß Sambo, welcher sehr groß zu seyn scheint, in welchen aber Dampier niemals hat kommen können, fällt gegen Mittag des Busens an der Spitze Garrachine ins Meer. Ueber der Mündung dieser beyden Flüsse zieht sich der Busen ein wenig enger zusammen und bildet fünf oder sechs kleine Inseln voller großen grünen Bäume, die durch gute Canäle von einander abgesondert sind. Noch weiter wird er durch zwo Spitzen niedriges Land so enge, daß er nur eine kleine Straße eine halbe Meile breit machet, welche gleichsam zur Einfahrt in den inneren Theil dienet. Gegen Osten findet man die Mündung vieler Flüsse, wovon der vornehmste St. Maria heißt, welcher acht bis neun Meilen schiffbar ist, worauf er sich in zween Aerme theilet, die nur Canoen einnehmen können. Es ist darinnen Ebbe und Fluth ungefähr achtzehn Fuß hoch. Sechs Seemeilen von dessen Mündung hatten die Spanier vor zwanzig Jahren eine wegen der Goldbergwerke berühmte Stadt erbauet, die sie von dem Flusse St. Maria genannt hatten. Sie ließen daselbst in den guten Jahreszeiten eine große Anzahl Sclaven in den Bergwerken arbeiten: man hat aber schon angemerket, daß die wiederholeten Angriffe der Freybeuter sie gezwungen hatten, solche zu verlassen. Der Hauptmann Harris, welcher sie bey der letztern Belagerung anführete, bezeuget, er habe an diesem Orte allerhand Handwerker und eine Menge Hacken und andere eiserne Werkzeuge zur Arbeit der Sclaven angetroffen. Außer dem Golde, welches sie aus dem Sande holen, finden sie auch oftmals ganze Klumpen gleichsam von Natur zwischen den Felsen stecken. Harris hatte ein Stück aufgehoben, so groß als ein Hühnerey, welches er Dampiern wies. Seine Leute hatten noch viele größere gefunden, die man aber in Stücken schlagen

Die Freybeuter gehen nach dem Busen St. Michael.

Irrthümer der Karten.

Fluß Congos.

Fluß Sambo.

Fluß und Stadt St. Maria.

Goldbergwerke.

u) Ebendas. a. d. 206 S.

Dampier. 1685.

gen müssen, um sie zu theilen. Doch sind diese Stücken nicht ganz dicht, sondern haben Ritze und Löcher, die mit Sande und Staube angefüllet sind *x*).

Die Mündung eben desselben Flusses zeiget noch einen andern kleinen Ort, Schuchaderos genannt, der gegen Norden in einem freyen Platze liegt, wo die Hitze nicht so unerträglich ist, als zu St. Maria.

Sie treffen den Hauptmann Townley und neue Freybeuter an.

Da sich die Engländer dem Busen näherten: so sahen sie zwey Fahrzeuge herauskommen, in welchen sie mit einem angenehmen Erstaunen den Hauptmann **Townley** mit seinen Leuten erkannten. Dieser neue Haufe Freybeuter, welcher bey Nacht aus dem Flusse **Congos** gegangen war, hatte zwo spanische Barken angetroffen, die nach Panama bestimmet waren. Die eine war mit Mehle, die andere mit Weine, Brannteweine, Zucker und Oele beladen. Sie hatten sich solcher bemächtiget und dem Glücke sehr gedanket, welches ihnen auf einmal einen so reichen Fund für ihre Kähne verschaffet hatte.

Sie hatten von den Gefangenen erfahren, daß die Silberflotte bereit wäre, unter Segel zu gehen. Da sie sich aber nun nicht getraueten, solche anzugreifen, weil sie keine andere Waffen, als ihre Säbel und Flinten, hatten: so freueten sie sich sehr über das Glück, daß sie das Geschwader antrafen. Zween Tage darnach versicherte sie ein Canoe, das aus dem Flusse St. Maria kam, es kämen noch dreyhundert Engländer und Franzosen zu Lande aus dem Nordmeere. Die Erdenge von Darien war damals ein offener Weg für alle Freybeuter, welche in das Südmeer wollten *y*).

Porto Pinas und dessen Lage.

Das trockene Wetter, welches nunmehr zu Ende gieng, machte, daß man schwerlich Wasser finden konnte. Nachdem man an der Spitze Garrachine solches vergeblich gesuchet hatte: so war das Geschwader genöthiget, nach **Porto Pinas** zu segeln, welches sieben Seemeilen davon gegen Süd ein Viertheil West ist. Man hat ihm diesen Namen gegeben, weil viele Fichten daselbst wachsen. Das Land ist hoch, und nahe am Meere mit den schönsten Gehölzen von der Welt besetzet. Dampier setzet es sieben Grad Norderbreite. An der Einfahrt des Hafens sind zwo kleine Inseln oder vielmehr zween Felsen. Die spanischen Lootsleute rühmen den Pinashafen, ob er gleich den Südwestwinden ausgesetzet ist, die beständig an dieser Küste wehen: die Engländer aber fanden dessen Einfahrt gefährlich. Sie schicketen nur ihre Canoen dahin, die einen Bach süßes Wassers entdecketen, wo man aber mit vieler Beschwerlichkeit die Tonnen füllen konnte.

Bey

x) A. d. 210 u. vorhergeh. Seite.

y) A. d. 212 S.

z) Dampier hat es für eine Sache von Wichtigkeit für die Schiffahrt gehalten, zween von diesen Briefen bekannt zu machen. Eben die Ursache verbeut uns, sie zu unterdrücken. Der erste klingt so:

„Mein Herr,
„Als ich unlängst bey Sr. Excellenz war und „den Brief des Capitän Michael Sanches de „Tena lesen hörete, worinnen stund, daß man die „Seeerfahrnen versammlen sollte, ward gesaget, „daß es itzo nicht Zeit wäre, und Gallapagos aufgeworfen. Ich antwortete hierauf, daß man „sich vor dem Feinde fürchtete, und wohl folgenden „Weg nehmen könnte, worauf Se. Excellenz mir „befohlen, selbigen schriftlich aufzusetzen, welches „ich folgender Gestalt that:

„Sobald der Tag zum Absegeln gekommen ist, muß „man den Weg westsüdwestwärts nehmen, von „da nach Westen, bis man vierzig Meilen in See „ist. Hernach muß man wieder so weit nach „Nordwesten gehen, bis man unter die Linie kömmt. „Von da müssen die Schiffer nach Moro de Porco, „und an die Küste Lavelia und Nata gehen, und „Kundschaft einziehen, und nachdem selbige seyn wird,

Dampier. 1685.

Bey ihrer Rückkehr nach der Insel Tabaco brachte ihnen ein glücklicher Zufall, den sie als eine Vorbedeutung ihres Sieges ansahen, ein Packetboot in die Hände, welches von Lima abgeschickt war, den Einwohnern in Panama zu melden, daß die Silberflotte abgegangen wäre. Die Spanier schmissen ihre Briefe geschwind ins Wasser, und die meisten davon giengen verloren. Davids Geschwindigkeit aber rettete einige, welche deutlich sageten, daß die Flotte mit aller derjenigen Macht abgienge, die man in dem Königreiche Peru hätte zusammen bringen können: dem ungeachtet aber hätte sie Befehl, sich nicht mit den Freybeutern einzulassen, wenn sie nicht dazu gezwungen würde; und es hätten alle Seeerfahrne sich lange Zeit berathschlaget, was für einen Weg sie nehmen sollten, um ihnen nicht zu begegnen z). Aufgefangene Briefe.

Der zweyte von diesen Briefen setzet voraus, daß die Flotte von Malabrigo absegele, welches acht Grad mittägiger Breite ist: der andere aber nimmt an, daß sie von Lima abgehen werde, welches vier Grad weiter gegen Süden ist. Daher kömmt es, wie Dampier bemerket, daß man ihr räth, Lobos zu vermeiden, welches nicht weit aus dem ordentlichen Wege nach Panama liegt, und welches man bey denen Winden, die itzt blasen, schwerlich vermeiden kann. Man hielt aber auch diesen Befehl für nöthig, weil man wußte, daß die Engländer auf die Flotte zu Lobos lauren würden.

Nachdem sie nun, nach ihren alten Nachrichten und nach dem Berichte der Gefangenen zu Rathe gegangen waren: so verließen sie Tabaco, um wieder nach den königlichen Inseln zu gehen, als dem einzigen Posten, den die spanischen Schiffe nicht vermeiden. Sie trafen den Hauptmann Harris an, welcher zum zweytenmale nach dem Flusse St. Maria gegangen war, von da er die letztern Freybeuter holete, die man ihnen gemeldet hatte. Ihre Anzahl war aber nicht so groß, als man sie angegeben. Den 22sten des Aprils kamen sie zu Chepelio, der angenehmsten unter allen Inseln in Panama an. Sie ist nur eine Seemeile von dem festen Lande entfernet. Bey ihrer Länge, die ungefähr zwo Meilen ist, hat sie fast eben so viel Breite. Der südliche Theil ist hoch und steinicht; der nordliche aber, welcher niedrig ist, und dessen Boden eine Art von Thonerde hat, scheint ein Garten zu seyn, der mit allerley vortrefflichen Früchten bepflanzet ist. Dampier bewundert die Sapadillen, die Avogatos, die Mammets=Sapota und die Sternäpfel, daß er sich auch eine Pflicht daraus machet, sie zu beschreiben. Ankunft eines neuen Haufens Freybeuter. Insel Chepelio.

Bbb 2 Der

„wird, kann man den Weg nach Otoque, ferner „nach Tabaco und endlich nach Panama fortsetzen: „Welches ich denn für den besten Weg halte.„

Der zweyte ist folgender Gestalt abgefasset: „Der sicherste Weg, den man, wenn man von „Malabrigo absegelt, gehen muß, ist folgender: „Man muß West ein Vierthel Südwärts gehen, „damit man nicht an die Inseln Lobos komme. „Sollte es ja geschehen, daß einen die Seewinde „dahin führen, und in der Breite von Malabrigo „gleich über werfen, so muß man den Wind so „lange zu behalten trachten, als möglich, eben selbigen Weg aber fortsetzen, wo es nöthig ist, auch „wohl gar in Hafen laufen. Hernach muß man „durch Laviren, jedoch in eben dieser Breite, fortgehen, und wenn man vierzig Meilen von Lobos „kömmt, in selbiger Weite bis unter die Linie segeln; alsdann, wo der Hauptwind noch bleibt, „muß man nordnordostwärts gehen, bis auf drey „Grad Norderbreite. Wo man hier die Seewinde antrifft, muß man die Küste zu gewinnen „suchen, um solchergestalt nach Panama zu gelangen. Wofern man aber in währender Reise, „ehe man auf die Höhe des Cap St. Francisci „kömmt, die Insel ins Gesicht bekömmt, muß „man sich wieder vom Lande entfernen, daß man „nicht von dem Feinde entdecket werde.„

Dampier. 1685.

Sapadillbaum.

Der **Sapadillbaum** ist so groß, als ein gemeiner Birnbaum. Seine Frucht gleicht der Bergamottenbirn; sie ist aber zuweilen etwas länger. Wenn sie grün oder erst abgebrochen ist: so ist der Saft weiß und klebricht. Darauf wird er so hell, als das reineste Wasser, und schmecket unvergleichlich. Diese Frucht hat zween schwarze Kerne, wie Citronenkerne. Der **Avogato**, welcher auch für einen Birnbaum kann gehalten werden, hat eine schwarze und glatte Rinde, ein breites und längliches Blatt, und eine Frucht so groß, als eine Limonie. Sie wird gelbicht, wenn sie reif ist. Man ißt sie nicht eher, als zween oder drey Tage nachher, wenn sie abgebrochen ist. Inwendig ist sie grün und süß wie Butter. Man vermischet sie auch mit Zucker und Citronensafte, welches ein vortreffliches Gericht machet. Einige essen sie mit etwas Salze und geröstetem Plantan. Sie ist sehr gesund, man esse sie wie man wolle, und so nahrhaft, daß sie den größten Hunger stillen kann. Man versichert, daß sie zu den Vergnügungen der Liebe reize, und daß sie aus dieser Ursache sehr von den Spaniern gesuchet werde. Dampier bezeuget, er habe sie an mehr, als einem Orte gefunden, wo sich die Spanier niedergelassen, und es gäbe ihrer in Jamaica, so lange sie Herren von dieser Insel wären *a*).

Avogato.

Mammet-Sapota.

Der **Mammet-Sapota** ist von dem **Mammet** zu Tabaco unterschieden, den man bereits beschrieben hat. Der Baum ist weder so dick, noch so groß und die Frucht nicht so rund. Die Schaale daran ist dünn und zerbrechlich. Das Inwendige dunkelroth und der Kern rauh und breit. Sie wird für die schönste Frucht in Westindien gehalten. Dampier hat sie sonst nirgend, als in denen unter Spanien stehenden Landen gesehen. Man hat noch die dritte Art **Mammet**, die man die wilde nennet, weil ihre Frucht nichts tauget: der Baum aber ist gerade, hoch, hart und folglich der beste, woraus man Masten machen kann *b*).

Sternapfelbaum.

Der **Sternapfelbaum** würde dem wilden Quittenbaume sehr gleich kommen, wenn er nicht viel dicker wäre. Er ist buschicht, und seine Blätter sind breit, eyrund, und dunkelgrün. Die Frucht, welche wie ein großer Apfel ist, wird davon so bedeckt, daß man sie nicht leicht sehen kann. Man hält sie für sehr gut. Dampier aber, welcher niemals davon gegessen hat, rühmet sie nur nach dem Zeugnisse anderer. Indessen bedauret er doch, daß die Engländer nicht so sorgfältig wären, als die Spanier und auch dergleichen Bäume pflanzeten, oder diejenigen wenigstens unterhielten, die sie an denen Orten gepflanzet fänden, welche sie den Spaniern wegnähmen *c*).

Rhede zu Chepelio.

Die Rhede von Chepelio ist an der Nordseite und der Ankerplatz daselbst sicher, eine halbe Meile von der Küste. Dieses Eyland liegt der Mündung des Flusses Chepo gegen über, welcher aus den nordlichen Gebirgen des Landes kömmt; da er aber gegen Süden von andern Bergen gehemmet wird, so krümmet er sich lange Zeit gegen Westen, um einen Weg nach Südwesten zu finden, wo er sich sieben Meilen von Panama ins Meer ergießt. Er ist außerordentlich tief und eine viertheil Meile breit. Die Mündung aber ist vom Sande verstopfet, daß nur Barken hinein kommen können. Sechs Seemeilen vom Meere trifft man an dem linken Ufer eine kleine spanische Stadt eben dieses Namens an, deren sich die Freybeuter um so viel leichter bemeistern konnten, weil sie verlassen war. Der einzige Vortheil, den sie von diesem Unternehmen hatten, war, daß sie beobachtet hatten, das benachbarte Land sey eben und gegen Mittag vom Flusse finde man einige Meilen lauter Wald.

Fluß und Stadt Chepo.

Sie

a) A. d. 218 S.

b) Ebend. a. d. 219 S.

Sie fuhren fort an den königlichen Inseln zu kreuzen bis den 22sten des Mayes, da sie sich entschlossen, bey Pacheque, der nordlichsten von diesen Inseln, zu ankern. Den 28sten, nach einem sehr regnichten Morgen, dergleichen man in einem Lande erwarten mußte, wo die Regenzeit ordentlicher Weise mit dem May oder Brachmonate eintritt, klärete sich das Wetter gegen Mittag dergestalt auf, daß sie die ganze spanische Flotte drey Seemeilen Westnordwest von der Insel, wo sie vor Anker lagen, entdecketen.

Die Freybeuter entdecken die spanische Flotte.

Sie bestund aus vierzehn Segeln, ohne die Canoen zu rechnen, deren jeder zwölf bis vierzehn Ruder hatte. Die Kriegesschiffe waren ihrer sechse an der Zahl; der Admiral führete ein und vierzig Stücken und vierhundert und funfzig Mann; der Viceadmiral vierzig Stücken und vierhundert Mann; und der Contreadmiral sechs und dreyßig Stücken und dreyhundert und sechzig Mann. Von den drey andern hatte das erste vier und zwanzig Stücken und dreyhundert Mann, das zweyte achtzehn Stücken, und zweyhundert funfzig Mann, und das dritte acht Stücken und zweyhundert Mann. Sie hatten auch zween große Brander und sechs mit kleinem Gewehre versehene Fahrzeuge, worauf achthundert Mann waren. Die Canoen führeten zwey bis dreyhundert. Außer diesen hatten sie noch einige alte Truppen, von Porto Bello, zu Lavelia aufgenommen; und alles, was sie von Lima bekommen hatten, bestund aus dreytausend Mann. Um aber nichts in Gefahr zu setzen, hatten sie alle ihre Schätze zu Lavelia ausgeladen.

Deren Stärke.

Die Freybeuter hatten ihr Geschwader bis auf zehn Schiffe vermehret. Indessen hatten sie doch nur zwey, welche diesen Namen eigentlich verdieneten: nämlich des Hauptmann Davids seines, welches sechs und dreyßig Stücke und hundert und sechs und funfzig Mann führete; und des Hauptmann Swans seines, welches sechzehn Stücken und hundert und vierzig Mann hatte. Die andern insgesammt hatten nur kleines Geschütz und waren bloß Kaufmannsschiffe und Barken, die man durch Mühe und Fleiß ausgerüstet hatte. Townley hatte hundert und zehn Mann lauter Engländer; Gronet dreyhundert Mann lauter Franzosen; Harris hundert meistens Engländer; Branly sechs und dreyßig Engländer und Franzosen. Townleys, Swans und Davids Barken hatten jede acht Mann. Eine kleine Barke von dreyßig Tonnen, als ein Brander eingerichtet, welche alles Geräthe zu ihren Canoen nachführete, war das zehnte Fahrzeug von dieser seltsamen Flotte; und die gesammte Anzahl der Leute belief sich auf neunhundert und sechzig Mann.

Stärke der Freybeuter.

Das schlechte Ansehen ihrer Umstände aber machte sie doch nicht zaghaft. Sie hatten den Vortheil vom Winde und folglich die Wahl, ob sie treffen oder weichen wollten. Das allgemeine Geschrey war für das Treffen. Um vier Uhr Nachmittages lichteten sie die Anker, um gerade auf die spanische Flotte loszugehen, die sich dem Anscheine nach in eben dem Vorsatze beym Winde hielt. Weil aber die Nacht darüber einbrach: so feuerte man auf beyden Seiten nur einige Lagen ab. Gegen die Dämmerung gab der spanische Admiral seiner Flotte ein Zeichen, Anker zu werfen. Man sah dieses Licht eine halbe Stunde lang. Es verschwand und ließ sich bald darauf wieder sehen. Weil die Freybeuter noch immer den Wind hatten: so blieben sie unter Segel, in der Meynung, dieses Licht wäre stets auf dem Mastkorbe des Admirales. In der Folge aber sahen sie, daß solches nur eine List war. Das Licht war zum andernmale auf den Mastkorb einer Barke gestecket worden, welche die Spanier sich etwas entfernen lassen; und die Freybeuter wurden

List, welche die spanische Flotte rettet.

e) Ebendas.

Dampier. 1685.

den dadurch um so viel besser hintergangen, weil sie bey ihrer ersten Meynung blieben und sich also noch immer oberhalb dem Winde zu seyn glaubeten. Beym Anbruche des Tages aber erkannten sie, daß sie diesen Vortheil verloren hatten. Sie erstauneten gewaltig, als sie den Feind mit vollen Segeln auf sich loskommen sahen. Indessen machten sie doch unterschiedliche Wendungen, das Verlorene wieder zu gewinnen; und nachdem sie den ganzen Tag gleichsam in halber Flucht gefochten, und fast um die ganze Bay von Panama herumgekommen waren, so gelangeten sie gegen Abend wieder an das Eyland Pacheque, wo sie vor Anker legeten. „Solchergestalt nun, saget Dampier, lief es damals ab, und „damit giengen alle Anschläge, die wir seit fünf bis sechs Monaten gemacht hatten, zu „Grunde. Denn anstatt daß wir uns der spanischen Flotte, und derer Schätze, die sie „aufhatte, bemeisterten, waren wir noch dazu froh, davon zu kommen, und hatten die„ses Glück auf gewisse Weise der Zaghaftigkeit unserer Feinde zu danken, die nicht das Herz „hatten, ihres Vortheils sich recht zu bedienen *e*).„ Den 30sten des Morgens sahen sie die ganze spanische Flotte drey Meilen von ihnen vor Anker liegen; und nicht lange darnach erhob sich ein kleiner Südwind, mit welchem sie nach Panama segelte.

Die Freybeuter schätzen sich glücklich, ihr zu entgehen.

In einem Rathe, welchen die Freybeuter so gleich hielten, wurde beschlossen, nach den Inseln Quibo zu segeln, um daselbst eines von ihren Fahrzeugen zu suchen, welches sich bey dem Treffen von ihnen hatte trennen müssen. Die vornehmste dieser Inseln, welche zum Sammelplatze war ernannt worden, liegt auf sieben Grad vierzehn Minuten Norderbreite. Man mußte zwischen der Spitze Garrachine und den königlichen Inseln durchgehen; und sich von da einem hohen und runden Berge an der Küste von Lavelia, Moro de Porcos, nähern. Diese Küste von der Bay Panama strecket sich westwärts bis an die Inseln Quibo. Man findet daselbst viele Flüsse und einige kleine Häfen. Weil sie aber mit sehr dicken Gehölzen bedecket ist: so wird sie wenig bewohnet, ob gleich weiter im Lande nur große Weiden sind, wo man allerhand Vieh hält. Die eigentliche Insel Quibo oder Caboya ist ein niedriges Eyland sechs bis sieben Meilen lang und drey oder viere breit. Sie bringt mancherley große Bäume hervor, und hat gegen Osten und Nordosten vortreffliches Wasser. Man findet daselbst einige wilde Thiere und viele große schwarze Affen, deren Fleisch sehr nahrhaft ist. Gegen Südost von der Spitze der Insel muß man sich vor einer Untiefe in Acht nehmen, die fast eine halbe Meile lang ins Meer geht, und vor einer Klippe eine Seemeile gegen Norden von dieser Bank, eine Meile von der Küste, die sich nur zu Ende der Fluth zeiget. Sonst ist da herum kein gefährlicher Ort mehr, und die Schiffe können eine vierthel Meile vom Ufer auf einem guten klaren Sande in sechs, acht, zehn bis zwölf Faden Wasser ankern. Man sieht da viele andere Inseln, einige gegen Südwest, andere gegen Nord und Nordost. Die Insel Quicaro, welche gegen Südwest von Quibo liegt; ist eine ziemlich große Insel. Das Eyland Rancheria hält an der Nordseite das Gesicht durch eine Menge großer Bäume auf, Marienpalmen genannt, welche der Gleichheit des Namens ungeachtet von den andern Palmen sehr unterschieden sind, und vortreffliche Matten zu machen dienen. Dieses Holz ist wegen seiner Adern merkwürdig; denn die Zäserchen gehen nicht, wie an andern Bäumen in die Länge, sondern schlingen sich rund um den Baum. Canales und Cantarras sind zwo andere kleine Inseln gegen Nordost von Rancheria, die durch Canäle abgesondert sind, wo

Sie segeln nach den Inseln Quibo.

Insel Quicaro.

Rancheria.

Marienpalmen.

d) Ebend. a. d. 224 u. vorhergeh. S.

wo man sicher ankern kann, und viel Bäume und Wasser findet. Von der See aus sollte man nicht glauben, daß sie von dem festen Lande abgesondert wären. Ob sie gleich insgesammt jede ihren besondern Namen hat: so begreift man sie doch fast immer unter dem allgemeinen Namen Quibo, welche die größte und merkwürdigste darunter ist. Swan gab einigen die Namen der englischen Kaufleute, denen sein Schiff zugehörete.

Dampier. 1685.

Nachdem sich alle Freybeuter in diesen Eylanden versammelt hatten: so hielten sie einen neuen Rath, was zu thun wäre, um ihr Glück zu machen. Nachdem sie gesehen, daß ihnen ihre Absichten zu Wasser so oftmals fehlgeschlagen: so wollten sie versuchen, ob sie nicht zu Lande glücklicher wären. Leon, die Hauptstadt auf der mexicanischen Küste, both ihnen einen für ihren Muth anständigen Raub dar: allein, der Weg zu Lande war weit. Ueber dieses fehlete es ihnen an Canoen, das Volk auszusetzen. Der Rath ließ sie also ihre erste Sorgfalt darauf wenden, sich solche zu verschaffen, wozu ihnen die großen Bäume in Quibo dieneten; und Dampier nimmt daher Gelegenheit, zu melden, mit was für Kunst die Freybeuter dem Mangel an allerhand Werkzeugen abhelfen.

Wie die Freybeuter Canoen machen.

Ein jedes Schiff, saget er, arbeitete für sich: man mußte aber einander helfen, die Canoen ins Wasser zu bringen; weil man einige wohl eine Meile von dem Meere machete. Man hauet einen dicken und langen Baum um, den man auf der obersten Seite gleich machet; hernach drehet man ihn um, und giebt der andern Seite die Gestalt, wie sie ein Schiffsboden haben soll. Darauf drehet man ihn wieder um zum Aushöhlen; deswegen man drey Löcher machet, als eins vorn, eins in der Mitten, und eins hinten, damit man die rechte Dicke bis auf den Grund messen könne, indem man es sonst leicht zu dünne machen könnte. Man machet es aber insgemein unten drey und oben anderthalb Zoll dick, und an beyden Enden spitzig. David machte ihrer zwey, jedes sechs und dreyßig Fuß lang, und fünf bis sechs breit *e*). Diese Arbeit nahm nur einen Monat Zeit hin; und das Geschwader war fertig, den 20sten des Heumonates abzugehen.

Es nahm den Weg nach Ria-Lexa, welches der Hafen zu Leon ist. Nachdem es zwischen Quibo und Rancheria durchgegangen war: so folgete es einer niedrigen, mit Gehölzen bedeckten und wenig bewohnten Küste, um bey dem Meerbusen von Nicoya, von Dolce und der Insel Canco vorbey zu gehen. Da die Winde sehr veränderlich waren: so hatte man täglich einen oder zween Stürme; und des Abends und die Nacht durch einen Landwind von Nordnordost. Den 8ten August in eilf Grad zwanzig Minuten, nach Dampiers Beobachtung, entdecketen die Lootsen ein hohes Gebirge, wie einen Zuckerhut, und welches sie wegen des Rauches, den sie da heraus kommen sahen, für den Volcan Vejo hielten. Sie konnten nicht daran zweifeln, nachdem sie das Vorgebirge gegen Norden hatten. Dieser Weg führet nach dem Hafen Ria Lexa. Sie fuhren diesen Berg vorbey, und die Canoen waren insgesammt ausgesetzet, um den andern Morgen daselbst zu landen.

Volcan Vejo.

Wir ließen, saget Dampier, unsere Schiffe acht Seemeilen von der Küste; und nachdem ich mich mit fünf hundert und zwanzig von unsern Leuten auf ein und dreyßig Canoen gesetzet hatte, so ruderten wir nach dem Hafen zu. Ein grausamer Sturm mit Donner, Blitzen und Regen, brachte uns in die äußerste Gefahr. Nachdem wir uns nun die Nacht über und den folgenden halben Tag geborgen hatten: so näherten wir uns dem Hafen. Unser Lootsmann kannte ihn gar wohl, uns bis an die Einfahrt zu bringen. Weil aber die Nacht einbrach: so hatte er nicht das Herz, weiter zu gehen; weil er nur eine

Die Freybeuter gehen nach Ria Lexa.

e) A. d. 230 S.

Dampier. 1685.

ne kleine Bucht ist, und es noch andere giebt, die ihm gleichen. Den andern Morgen mit Anbruche des Tages, fuhren wir in die Bucht ein, die ungemein enge, und auf beyden Seiten so niedrig ist, daß die Fluth über beyde Ufer steigt. Sie sind voller rothen Manglen, so, daß man nicht durchkommen kann. Hinter diesen Manglen haben die Spanier eine Schanze, um sich den Landungen zu widersetzen. Einige Indianer, die darinnen lagen, wurden durch das Geräusch unserer Ruder erreget und flohen nach Leon. Wir eileten, ans Land zu kommen, in der Hoffnung, sie einzuholen. Man schickete auch vierhundert und siebenzig Mann ab, gerade nach der Stadt zu marschiren; und ich erhielt Befehl, mit neun und funfzig Mann zurück zu bleiben, die Canoen zu bewachen.

Die Stadt Leon

Leon liegt zwanzig kleine Meilen ins Land hinein. Man geht durch einen ganz gleichen und ebenen Weg dahin, über viele große Wiesen und durch hochstämmige Gehölze. Fünf Meilen vom Ufer ist eine Zuckersiederey, und drey Meilen weiter eine andere. Zwo Meilen hinter solcher, geht man über einen schönen Fluß, der nicht tief ist. Außer diesem Flusse, findet man kein Wasser, bis auf zwo Meilen von Leon. Der Weg aber ist gerade, angenehm und sandig. Die Stadt liegt in einer Ebene, nicht weit von dem feuerspeyenden Berge, den man in der See sieht. Obgleich die Häuser daselbst nicht hoch sind: so sind sie doch geräumig, gut und fest gebauet, und meistentheils mit Gärten umgeben. Die Mauern sind von Steinen, und die Dächer von Ziegeln. Leon ist nicht eben wegen seiner Handlung berühmt, und ist eben nicht in dem Rufe, daß es reich an Gelde sey. Sein Reichthum besteht in Wiesewachs, in Vieh und Erzeugung des Zuckerrohres *f*).

wird erobert und geplündert.

Um acht Uhr des Morgens giengen die Freybeuter aus ihren Canoen. Townley machte mit achtzig auserlesener Mann den Vortrab. Swan marschirete darauf an der Spitze von hundert Mann, denen David mit hundert und siebenzig Mann folgete. Knight machte den Nachzug. Vier Meilen von der Stadt trafen sie eine Schaar Reuter an, welche bey ihrer Annäherung den Rücken kehrete. Als Townley bis an die Stadt hinangerückt war, ohne daß sich jemand gezeiget, ihm den Weg streitig zu machen: so hatte er die Kühnheit, mit seinen achtzig Mann hinein zu gehen; und wurde in einer breiten Straße von hundert und siebenzig Reutern tapfer angegriffen. Allein, nachdem zween oder dreye von ihren Befehlshabern niedergeschossen waren: so nahmen die übrigen die Flucht. Ihr Fußvolk, welches sich auf dem Waffenplatze gestellet hatte, und an der Zahl etwa fünfhundert Mann ausmachete, zog sich, da es sie fliehen sah, ebenfalls zurück. Die Stadt blieb also in der Gewalt der Freybeuter, welche hinter einander hinein zogen *g*).

Dampier geht mit Fleiß über die Umstände der Plünderung hinweg, um die Aufmerksamkeit auf einen Engländer, Namens Swar, zu ziehen, welcher von den Spaniern ermordet worden. Es war, saget er, ein braver alter Mann, welcher anfänglich in dem irrländischen Kriege gedienet, und sich nachher nach Jamaica begeben hatte, seit dem aber beständig unter den Freybeutern geblieben war. Er hatte nicht bey der Bewachung der Canoen bleiben wollen. Weil er aber aus Schwachheit seiner Füße den andern nicht folgen konnte: so hatte er das Unglück, in der Spanier Hände zu gerathen. Anstatt daß er hätte um Quartier und sein Leben bitten sollen, schoß er mit seiner Flinte unter sie, und behielt noch ein geladenes Pistol; daher sie ihn, ungeachtet seiner grauen Haare, von weitem todt schossen. Ein anderer Engländer, Namens Smith, welcher auch Müdigkeit halber zurück geblieben war, fand mehr Gütigkeit bey denen, die ihn gefangen

f) A. d. 233 S.

fangen nahmen; und seine Gefangenschaft dienete nicht wenig, seine Gefährten vor der Gefahr zu verwahren, die ihnen würde gedrohet haben, wenn man ihre kleine Anzahl gewußt hätte. Der Statthalter hatte über tausend Mann in Waffen. Smith aber, welcher vor ihn gebracht und gefragt wurde, wie stark die Freybeuter wären, antwortete dreust: es befänden sich ihrer tausend in der Stadt und fünfhundert bey den Canoen. Diese Aussage machte die spanischen Soldaten vollends verzagt. Der Statthalter steckete eine Fahne zum Stillestande aus, und erboth sich, für die Stadt lieber eine Brandschatzung zu geben, als sie abbrennen zu lassen. Man verlangete drey hundert tausend Stück von Achten nebst einem gewissen Vorrathe von Lebensmitteln, und Smiths Freyheit. Allein, aus seiner Langsamkeit urtheilete man, er gedächte, nur Zeit zu gewinnen, um seine Macht zu verstärken. Da die Freybeuter wegen ihrer Canoen etwas zu befürchten anfingen, von denen sie sehr weit entfernet waren: so steckten sie die Stadt in Brand, und zogen mit ihrer Beute ab. Smith wurde ihnen aber doch für eine vornehme Frau zurück geschickt und gegen sie ausgetauschet. Sie kamen den Abend wieder zu ihren Canoen; und nachdem sie sich den andern Morgen eingeschiffet hatten, so begaben sie sich wieder nach dem Hafen Ria Lexa, wo ihre großen Schiffe an eben dem Tage Anker warfen.

Dampier. 1685.

Ria Lexa hat eben das Schicksal.

Der Arm des Meeres, welcher nach Ria Lexa führet, fängt im Nordwest des Hafens an, und strecket sich gegen Norden. Man rechnet ungefähr zwo Meilen von einer Insel, die an der Einfahrt des Hafens liegt, bis an diese Stadt. Der Canal dahin ist zwey Drittheile ungefähr sehr breit. Darauf aber kömmt man in eine enge und tiefe Bucht, die an beyden Seiten mit rothen Manglen besetzet ist, deren Zweige sich fast von einem Ufer bis ans andere ausbreiten. Tausend Schritte von der Einfahrt wendet sich die Bucht gegen Westen; und an dieser Bucht haben die Spanier eine Schanze, die der Insel gegen über liegt. Sie hatten hundert Soldaten hineingelegt, um sich der Landung zu widersetzen. Zwanzig Ruthen unterwärts waren queer über den Fluß Pfähle von großen Bäumen geschlagen, welche ihn sperreten; also daß zehn Mann, setzet Dampier hinzu, ihrer fünfhundert oder gar tausend das Ankommen hätten verbiethen können. Allein, zween Flintenschüsse jageten die Besatzung der Schanze in die Flucht; und die Freybeuter braucheten nur eine halbe Stunde, die Pfähle wegzuhauen. Sie stiegen daselbst ans Land und marschireten so gleich nach Ria Lexa, welches nur eine halbe Meile davon entfernet ist. Der Ort liegt in einer Ebene, am Ufer eines kleinen Flusses. Es ist eine ziemlich große Stadt, deren Häuser sehr schön, aber durch Höfe und Gärten von einander abgesondert sind. Der Boden ist ein starker, gelblichter Thon, welcher nebst den vielen stillen Wässern und Morästen die Flucht schwer und ungesund machet. Man findet aber dennoch daselbst viel Pech und Harz, Hanf, woraus man Tauwerk machet, Zuckersiedereyen und Landhäuser, wo man eine große Anzahl Thiere ernähret, nebst vielerley Arten von Früchten. Die Freybeuter giengen in die Stadt, ohne daß sich jemand widersetzen wollte. Sie fanden die Häuser leer. Weil aber die Einwohner nicht alle ihre Lebensmittel und ihren andern Vorrath hatten wegbringen können: so war noch viel Mehl, Pech, Harz und Tauwerk da, welches an Bord geschickt wurde. Die Viehstallungen und Zuckersiedereyen wurden eben so wenig verschonet. Nachdem sie nun acht Tage mit der Plünderung zugebracht hatten: „so legeten, erzählet Dampier ganz ruhig, einige von unsern **Feuerbränden** Feuer an. Ich „weis

g) A. d. 235 S.

Dampier. 1685. „weis nicht, setzet er hinzu, wer ihnen Befehl dazu gegeben: indessen ließen wir die Stadt „brennen, und begaben uns wieder in unsere Canoen *h*).

Trennung der Freybeuter. Man glaubet, allhier zu erkennen, daß sie mit ihrer Beute zufrieden gewesen; weil sie ohne die geringste Streitigkeit oder Kaltsinnigkeit Gelegenheit nahmen, sich zu trennen, bloß weil einige begierig waren, an die Küsten nach Peru zurück zu kehren, und andere, weiter nach Westen zu gehen. Dampier, welcher bisher bey dem Hauptmanne David gewesen war, gieng auf Swans Schiff; und da er beständig die Neugierigkeit eines Reisenden mit den Verrichtungen eines Freybeuters verknüpfet, so versichert er, daß er sich bey dieser Veränderung nichts anders vorgesetzet habe, als sich einige Kenntnisse von den nordlichen Theilen von Mexico zu erwerben. Er wußte, saget er, daß der Hauptmann Swan Willens wäre, sich so weit er könnte, nach Norden zu begeben, hernach aber nach Ostindien zu gehen. Townley wollte mit seinen beyden Barken diese Reise zugleich mit thun: die andern aber folgeten dem Hauptmanne David. Sie nahmen insgesammt von Leon und Ria-Lexa bösartige Fieber mit weg, welche die Spanier lange Zeit wegen der Plünderung und Abbrennung ihrer beyden Städte rächeten *i*).

Der IV Abschnitt.

Dampier geht mit Swan ab. Volcan von Guatimala. Schönheit einer mexicanischen Küste. Hafen Gatulco. Felsen Buffadore. Fluß Capalita. Die Vanille. Port Angels. Die Freybeuter gerathen in Gefahr. Felsen Algatros. Townleys kühner Anschlag. Lage des Hafens Acapulco. Hafen Chequetan. Stadt Thelupan. Stadt Colima. Hafen Sallagua. Stadt Oarrha. Inseln Chametly. Schönes Thal Valderas. Die Freybeuter gerathen daselbst in einen Hinterhalt. Besondere Frucht Pinguin. Seekälber sind nordwärts der Linie selten. Stadt Massaclan. Sonderbarer Zustand der Freybeuter. Sie begeben sich nach St. Pecaque. Ein Theil derselben wird erschlagen. Sie machen neue Anschläge.

Dampier geht mit Swan ab. Swan zählete dreyhundert und vierzig Mann auf seinem Schiffe, und in denen drey Barken, die sich entschlossen hatten, ihm zu folgen. Den 3ten des Herbstmonates, giengen sie unter Segel, um nach Westen zu laufen, indem sie sich von der Küste entferneten. Nachdem sie solche den 14ten, aber in zwölf Grad funfzig Minuten, wieder zu Gesichte bekamen: so entdecketen sie auch so gleich den Volcan von Guatimala, einen hohen Berg mit zwoen Spitzen, die wie zween Zuckerhüte aussehen, und aus denen oftmals Feuer und Rauch fährt. Guatimala, wovon er den Namen hat, ist eine wegen ihres vielen Indigo, Anatte, Cochenille und Silvester berühmte Stadt, die solche vier kostbare Farben jährlich häufig nach Europa schicket. Sie liegt an dem Fuße des Berges, acht Seemeilen von dem Südmeere, und nach der Spanier Rechnung vierzig bis funfzig von dem am Nordmeere in der Bay Honduras gelegenen Meerbusen Marique. Als Dampier den Volcan zum erstenmale ungefähr fünf und zwanzig Meilen von ihm entdeckete: so sah er nur Rauch und keine Flamme. Das am Meere gelegene Land ist zwar ziemlich hoch: es scheint aber in Vergleichung mit den andern Theilen des Landes niedrig zu seyn. Das Meer war acht oder zehn Meilen von der Küste voller Baumstämme, welche Dampier schwimmendes Holz nennet, und er sonst nirgend in so großer Menge gesehen hat. Sie waren mit Bimstein untermenget, der vermuthlich aus den brennenden Bergen kam, und durch die gewaltigen Regen in dieser Gegend in die See geschwemmet worden *k*).

Volcan von Guatimala.

In

h) A. d. 239 S.

i) A. d. 239 u. f. S.

In vierzehn Grad dreyßig Minuten Norderbreite, da sie mit einem guten Nordwinde an der Westküste hinfuhren, näherten sie sich einer ungemein hohen Küste, die von Osten herkam, und sich weiter ins Land hinein erstreckete, als das Gesicht reichen konnte. Nachdem sie solcher zehn Seemeilen lang gefolget waren: so endigte sie sich an der Westseite mit einem sehr annehmlichen Hügel, und das Land, welches darauf folget, ist recht wundersam schön. Es sind treffliche Viehweiden mit reizenden Gehölzen untermischet, welche von hohen Bergen vor den Ueberschwemmungen des Meeres bedecket werden. Die Wellen sind an dieser Küste sehr hoch und schlagen mit solcher Gewalt an die Küste, daß die Caneen nicht hinan kommen können. Townley, welcher einige Tage zuvor mit einigen hundert Mann aus gestiegen war, in der Hoffnung, eine Stadt, Namens Tecoantepeque zu finden, wo nach den spanischen Büchern ein großer Fluß seyn soll, kam wieder an Bord voller Verdruß, daß er ihn nicht hatte finden können. Nach seiner Zurückkunft fuhr man an der Westküste hin, noch zwanzig Seemeilen, bis nach Tangola, einer kleinen ziemlich hohen Insel, die mit Wasser und Holze wohl versehen ist, und wo sichs gut ankern läßt. Man fuhr noch eine Meile weiter an der Küste, und entdeckete einen Hafen auf funfzehn Grad dreyßig Minuten. Er hieß Gatulco. Dampier hält ihn für einen von den besten in Mexico. Eine Meile davon an der Ostseite findet man eine kleine Insel sehr nahe am Lande, und die Einfahrt kennet man an einem großen hohlen Felsen, wo das Meer mit Geräusche hinein dringt, welches man sehr weit hören kann. Jede Welle, welche in diese Art von Höle hinein schlägt, treibt das Wasser oben durch ein kleines Loch wieder hinaus, welches denn fast läßt, als wenn ein Wallfisch das Wasser ausbläst. Die Spanier haben diesen Felsen Buffadore genannt. Der Hafen ist ungefähr drey Meilen tief und eine Meile breit. An der Westseite ist die beste Rhede für kleine Schiffe, weil sie da sehr bedeckt liegen, und an den andern Orten den Südwestwinden sehr ausgesetzet seyn würden, die oftmals wehen. Der Grund ist durchgehends gut, von sechs Faden, bis auf sechzehn. Am Ende des Hafens findet man einen schönen Fluß mit süßem Wasser, und eine kleine Capelle zwischen den Bäumen, zweyhundert Schritte von der See, das einzige Ueberbleibsel von einer Stadt, oder einem Dorfe, welches der Ritter Drake zerstöret hat. Das Land ist mit großen Bäumen geschmückt, die so schön, und so voller Blüthen sind, daß Dampier diesen annehmlichen Anblick über alles setzet, was er jemals von dergleichen gesehen hat. Townley gieng mit einer Partey aus, um in dem Lande Häuser oder Einwohner zu suchen. Er marschirete an der Ostseite, bis an den Fluß Capalita, der nicht über eine Meile von Gatulco entfernet ist. Ob er gleich sehr schnell ist: so schwammen doch zween seiner Leute hinüber, und fingen drey Indianer, die sie an Bord brachten. Man konnte aber aus ihren Zeichen nicht verstehen, ob die Spanier eine Wohnung in der Nähe hätten. Indessen fassete doch Townley den Entschluß, mit hundert und vierzig Mann wieder ans Land zu gehen, und sich von einem dieser dummen Indianer auf ihre erste Wohnung führen zu lassen. Dampier wollte sich auch mit in die Gefahr dieser verwegenen Unternehmung begeben. Sie giengen vierzehn englische Meilen, ehe sie ein Dorf ansichtig wurden, wo eben nichts vermögend war, sie ihre Kühnheit gereuen zu lassen. Die Einwohner waren einfältige Leute, die auf die ersten Freundschaftszeichen wieder Muth fasseten. Sie konnten etwas spanisch; und man vernahm von ihnen, dieß ganze Land stehe unter spanischer Bothmäßigkeit: sie setzeten aber hinzu, man sähe wenig Spanier

Dampier. 1685.

Schönheit einer mexicanischen Küste.

Hafen Gatulco.

Felsen Buffadore, welcher Wasser ausprützet.

Fluß Capalita.

k) A. d. 246 S.

Dampier. 1685.

Indianisch Dorf, wo Dampier die Vanille sieht.

nier in ihrer Gegend. Dampier bemerkete, daß sie eine große Menge Vanille *l*) an der Sonne trocknen ließen; obgleich ihr Land von dem Meere, bis an das Dorf nur ein schwarzes mit Sand und Steinen vermischtes Erdreich und voller großen Bäume ist.

Bey der Ausfahrt aus dem Hafen Guatulco, den 12ten des Weinmonates, bemerkete Dampier, daß ungefähr zwanzig bis dreyßig Seemeilen weit, das Land gegen Westen, und ein wenig gegen Süden geht. Man mußte so nahe an der Küste bleiben, als möglich, weil die Seewinde beständig zuwider waren, und man gegen Osten durch einen Strom aufgehalten wurde, der sie nöthigte, zu Sacrificio, einer kleinen Insel, eine halbe Meile lang, und eine Seemeile von Gatulco vor Anker zu legen. Im Westen der Insel schien eine schöne Bucht zu seyn, die aber voller Klippen war; daher die beste Rhede zwischen der Insel und dem festen Lande, in fünf bis sechs Faden Wasser ist. Nachdem sie den Anker gelichtet hatten, fuhren sie noch immer an der Küste fort, wo das Meer sehr hoch geht, und viele sandichte Bayen machet. Von vier Canoen, welche abgeschickt waren, Port Angels aufzusuchen, kamen zwey den 22sten wieder an Bord, ohne daß sie es hatten finden können; und die beyden andern, welche vom Winde weggeführet worden, kamen erst nach einigen Tagen wieder zum Vorscheine.

Insel Sacrificio.

Port Angels.

Indessen war man doch dazumal Port Angels gleich gegen über, welches die Lootsen glücklich erkannten. Es ist eine große offene Bay, mit zweenen oder dreyen Felsen gegen Westen; und ist der Ankergrund überall sicher, in dreyßig, zwanzig und zwölf Faden Wasser: bis auf zwölf Faden ist man allen Seewinden ausgesetzet. Die Fluth geht daselbst gen Nordost, und steigt fünf Fuß hoch; und das Meer geht allda stets so hoch, daß man nur gegen Westen hinter den Felsen ans Land steigen kann. Dampier verwundert sich, daß die Spanier die Güte dieses Hafens mit dem zu Gatulco vergleichen, welcher fast eine geschlossene Rhede ist. Man kann ihn nicht leicht an der Abschilderung, die sie davon machen, erkennen, und daher kam der Irrthum der beyden Canoen: man unterscheidet ihn aber leicht an seinen eigenen Merkmaalen und durch seine Breite, welche funfzehn Grad nordlich ist. Die Küste, welche ihn begränzet, ist erhaben; das Erdreich an einigen Orten roth und sandig, mit Gehölzen und Viehweiden untermengt, und an seinen großen Bäumen kenntlich. Die Freybeuter fanden daselbst süßes Wasser und eine Menge Vieh.

Den 27sten, nachdem sie wieder unter Segel gegangen, ankerten sie bey einer kleinen Insel, wovon die Spanier in ihren Seebüchern nichts sagen. Sie liegt wenigstens eine Meile vom festen Lande, und sechs Seemeilen gegen Westen, von Port Angels. Den Mor-

l) Er nennet es Vinello, und sieht es in seiner Beschreibung stets als einen kleinen Weinstock an. „Dieses Vinello, saget er, ist eine kleine Schote, „voller kleiner schwarzer Körner, ungefähr vier oder „fünf Daumen lang, und so dick, als die Stiele „an den Tabacksblättern, welchen es, wenn es „trocken ist, ganz ähnlich sieht; und haben es un-„sere Freybeuter im Anfange, wenn sie was be-„kommen, weggeworfen, und sich gewundert, daß „die Spanier Tabackstiele aufheben. Diese Scho-„te wächst auf einem Stamme, der wie ein kleiner „Weinstock aussieht, und an den nächstanstehenden „Bäumen sich anhängt, und um dieselben umwin-„det. Es kömmt erstlich eine gelbe Bluhme her-„vor, und wird aus derselben hernach die Schote, „die anfangs grün, wenn sie aber reif geworden, gelb „ist. Alsdenn nehmen sie die Indianer, die ihr „pflegen, ab, trocknen sie an der Sonne, wornach „sie süße, und der Farbe nach, dunkelgrau werden, „und verkaufen sie den Spaniern nicht allzutheuer. „Sie drucken sie auch oft zwischen den Fingern, „aber nicht daß sie platt werden, und weis ich nicht, „ob die Indianer noch was anders damit thun, „die Spanier aber habe ich gesehen, sie mit Oele „glatt machen.

„Dergleichen Weinstöcke habe ich zu Bocca-Toro viel gefunden, und versuchet, sie fortzupflanzen, „es aber nie zuwege bringen können, woraus ich „schließe,

Morgen trafen sie bey Erblickung einer mit kleinen Bergen und Thälern angefüllten Küste, die beyden Canoen wieder an, die sie für verloren gehalten hatten. Diese beyden Fahrzeuge waren weit hinauf gegangen, um Port Angels zu finden: bey ihrer Rückkehr aber in einen großen Fluß eingelaufen, wo sie von hundert und funfzig Spaniern überfallen worden: sie hatten sich aber gerettet, und nur einen verwundeten bekommen. Von da waren sie auf sechzehn Grad vierzig Minuten Norderbreite in einen See mit salzigem Wasser gegangen, wo sie eine Menge getrocknete Fische angetroffen, wovon sie ein Theil mit an Bord brachten. Die Einfahrt in diesen See ist nicht zehn Ruthen breit. Sie hat auf jeder Seite ziemlich hohe Felsen, hinter welchen sich viele Personen vortheilhaft verstecken können, um den Zugang zu vertheidigen. Swan, welcher es bedauerte, daß die beyden Canoen nicht alle Fische einladen können, ließ eins mit zwölf Mann dahin gehen, die übrigen zu holen. Allein, die Spanier, welche gesehen, daß ein Theil von ihrem Vorrathe weggekommen, hatten sich hinter den Felsen versammelt. Sie ließen das Canoe bis an das äußerste Ende des Canals kommen, welcher eine vierthel Meile lang ist, worauf sie auf einmal Feuer gaben, und viele von ihren Feinden verwundeten. Bey der erstern Bestürzung getraueten sich die Freybeuter nicht, eben den Weg wieder zurück zu nehmen, sondern ruderten bis in die Mitte des Sees, wo sie schußfrey waren. Daselbst sahen sie sich nach einer breitern Ausfahrt um, als wo sie hinein gekommen waren: weil sie aber keine wahrnahmen: so blieben sie zween Tage und drey Nächte in diesem Zustande. Das Schiff und die drey Barken lagen drey Seemeilen von ihnen vor Anker; und Swan war über das Ausbleiben seines Canoes gar nicht beunruhiget, sondern bildete sich ein, die zwölf Freybeuter hätten einige wichtige Entdeckung gemacht, die sie nützlicher beschäfftigte, als die Fischerey. Indessen bewogen doch viele Flintenschüsse, die man von dem See her hörete, Townley mit seiner Barke anzurücken. Er merkete gar bald, in was für Noth seine Gefährten wären; und da er nahe bey den Felsen ans Land stieg, so jagete er die Spanier aus diesem Hinterhalte fort. Ohne diesen Beystand hätten die zwölf Freybeuter mitten in dem See Hungers sterben müssen, oder wären von ihren Feinden erschlagen worden *m*).

Dampier. 1685.

Gefahr, der sich die Freybeuter aussetzen.

Swan fuhr mit dem Landwinde und dem Strome an der Westküste fort. Den 2ten des Wintermonates gieng man bey einem Felsen vorbey, den die Spanier Algatros nennen. Das benachbarte Land ist mit Gehölzen bedeckt, und in der Ferne bergicht. Am

Felsen Algatros.

 Ufer

„schließe, daß die Indianer was geheimes dazu gebrauchen, das ich nicht weis, auch noch niemanden, der mir es hätte sagen können, angetroffen habe. Einer, Namens Cree, der sich viel zu erfahren bemühete, war nicht glücklicher, als ich: er war die Zeit seines Lebens unter den Freybeutern gewesen, redete vollkommen gut spanisch, war auch sieben Jahre bey den Spaniern zu Porto-Bello und Carthagena gefangen gewesen, und hatte sich sehr um diesen Bau des Vinello bekümmert, aber diesem allen ungeachtet, dennoch niemanden, der es recht verstanden, finden können. Wenn man das Geheimniß davon erfahren hätte, wären unser viel alle Jahre in den heißen Monaten nach Bocca-toro gegangen, und hätten da was abgeholet, indem es allda, nebst dem gedachten Vinello, auch viele Schildkröten giebt. Herr Cree hat mir es hier zu Bocca-toro zum ersten gewiesen; und trifft man diese Schoten auch in der Bucht von Campeche, nicht weit von einer Stadt, Caibuca genannt, an. In Indien bey den spanischen Würzhändlern, da sie zu bekommen sind, gilt das Stück gemeiniglich drey Stüber, und wird die Chocolade damit anzumachen, sehr gebraucht. Einige mischen es auch unter den Taback, daß derselbige einen guten annehmlichen Geruch davon bekommen soll„. Ebend. a. d. 251 S.

m) A. d. 251 und vorherg. S.

Dampier. 1685.

Ufer sieht man sieben bis achte wegen ihrer Weiße sehr kenntliche Felsen, die fünf bis sechs Meilen westwärts von Algatros entfernet sind. Vier oder fünf Meilen vom Ufer, gegen Süd ein Viertheil West von diesen Felsen erhebt sich eine gefährliche Sandbank fast gleich mit dem Wasser. Zwo Seemeilen gegen Westen von diesen Felsen, findet man einen ziemlich großen Fluß, der bey seiner Mündung eine kleine Insel machet, und dessen Canal an der Ostseite durch Sand verstopfet ist: der an der Westseite aber kann Canoen einlassen. Die Spanier haben an seinen Ufern eine Schanze, welche den Ort, wo man Wasser holet, bestreicht, die Freybeuter aber nicht abhielt, daselbst zu landen, obgleich nicht weniger, als zweyhundert Mann, zu ihrer Besatzung darinnen lagen. Dampier gesteht aufrichtig, die Spanier hätten ungeachtet der Stärke ihrer Verschanzungen und ihrer weit größern Anzahl, die Flucht nur deswegen so leicht genommen, weil es ihnen an kleinem Feuergewehre gefehlet, womit die Freybeuter sehr gut versehen waren. In der Schanze fand man eine große Menge Salz, welches daselbst zum Einsalzen derer Fische aufgehoben ward, die man in dem See fing. Es sind solche fast nur allein eine Art von Hechten, welche die Engländer Snook nennen, und weder ein Flußfisch noch ein Seefisch ist. Er ist ungefähr einen Fuß lang, rund und so dick als das Unterste von einem Beine; hat einen langen Kopf und weißlichte Schuppen. Es giebt deren in allen gesalzenen Seen dieser Gegenden ungemein viel. Dampier aber weis nicht, wie die Spanier sie fangen. Die Freybeuter fanden auf dieser Küste niemals weder Netze, noch Angel, noch Leinen, noch auch eine Barke oder ein Canoe.

Townleys kühner Anschlag.

Sie giengen zwo bis drey Meilen ins Land, ohne mehr als ein Haus anzutreffen, wo einige Mulatren, die sie gefangen nahmen, ihnen berichteten, es wäre neulich ein Schiff von Lima in dem Hafen von Acapulco angekommen. Townley, der nur auf Gelegenheit sann, ein gutes Schiff zu bekommen, hielt dieses gewiß für seines, wenn er nur seine Leute bereden könnte, mit ihm in diesen Hafen zu fahren. Er that ihnen sogleich den Vorschlag. Es wurde solcher von allen Leuten angenommen, ungeachtet der Widersetzung des Hauptmanns Swan, welcher die Gefahr dabey lebhaft vorstellete. Da aber Townleys Meynung die Oberhand behalten hatte: so gieng man wieder unter Segel, um bis Acapulco an der Westküste fortzufahren. Den 7ten entdeckete man davon die Höhe, in einer Weite von etwa zwölf Seemeilen, vornehmlich ein rundes Gebirge zwischen zweyen andern, wovon das westlichste, welches sehr dick und außerordentlich hoch ist, in zwo Spitzen, von der Gestalt zwoer Zitzen, ausgeht. Der nach Osten gelegene Berg ist viel höher und spitziger, als der mittelste. Von dem letzten dieser dreyen Berge verlängert sich das Land, und geht abhängig nach der See zu, wo es sich mit einer hohen und runden Spitze endiget. Gegen Abend nahm Townley hundert und vierzig Mann in zwölf Canoen, um das vorhabende Unternehmen zu versuchen.

Lage des Hafens Acapulco.

Der Hafen von Acapulco ist gleich breit und bequem. An der Mündung trifft man eine kleine niedrige Insel an, die sich anderthalb Meilen von Ost gen Westen erstrecket, und nicht über eine halbe Meile breit ist. Der Canal auf jeder Seite ist gut, wenn man den Vortheil des Windes hat. Man fährt mit einem Seewinde ein, und mit einem Landwinde aus; und diese beyden Winde sind wechselsweise günstig, der eine des Tages und der andere des Nachts. Der westliche Canal ist der engste: er ist aber so tief, daß man nicht

n) Ebendas. a. d. 263 S.

o) Er glaubet, man habe ihn deswegen so genannt, weil er Schuppen und Floßfedern hat, und folg-

nicht darinnen ankern kann. Durch ihn gehen die Schiffe von Manilla; da hingegen die von Lima den südwestlichen Canal nehmen. Der Hafen strecket sich ungefähr drey Meilen gegen Norden; darauf zieht er sich sehr zusammen, krümmet sich gegen Westen und dauert noch eine Meile. Die Stadt ist gegen Nordwest an dem Eingange dieser engen Fahrt. Sie wird gegen das Ufer durch ein mit vielen Stücken besetzetes Blockhaus vertheidiget. An dem gegenseitigen Ufer auf der Ostseite hat man ein Fort gebauet, worinnen nicht weniger als vierzig große Stücken sind. Die Schiffe gehen gemeiniglich in die Vertiefung des Hafens zwischen dem Geschütze aus dem Fort und dem Blockhause.

Dampier. 1685.

Townley will allda ein Schiff wegnehmen.

Townley wurde anfänglich von einem gewaltigen Sturme angegriffen, welcher seine Unternehmung durch den Schiffbruch aller seiner Canoen hätte verkürzen können. Indessen hatte er doch das Glück, die zweyte Nacht in einen guten Hafen, Namens Port Marquis, eine Meile gegen Osten von dem Hafen Acapulco einzulaufen. Daselbst brachten seine Leute den ganzen Tag zu, ihre Kleider, ihr Gewehr, und ihr Pulver zu trocknen. In der folgenden Nacht naheten sie sich dem Ziele ihrer Hoffnung. Aus Furcht, sie möchten gehöret werden, bedieneten sie sich nicht ihrer Ruder, sondern bewegeten nur die Schaufeln, ohne sie aus dem Wasser zu ziehen, als ob sie eine Manate fischen wollten, und kamen also sehr nahe an die Stadt, wo sie das Schiff zwischen dem Blockhause und dem Fort, auf hundert Ruthen von jedem liegen fanden. Nachdem sie es genugsam betrachtet hatten, um die Gefahr ihres Unternehmens zu erkennen: so hielten sie es für ganz unmöglich. Darauf kehreten sie mit eben so vieler Vorsicht wieder zurück, als sie gekommen waren. Sie waren kaum so weit weg, daß man sie aus dem Fort nicht mehr treffen konnte, so stiegen sie aus Verdruß, eine vergebene Fahrt gethan zu haben, ans Land, und fielen auf eine Compagnie Spanier, die seit dem vorigen Tage an diesem Orte stunden. Sie thaten ihnen aber keinen andern Schaden, als daß sie solche durch das Geräusch erschrecketen. Der bald darauf anbrechende Tag gab ihnen Zeit, am Eingange des Hafens alle Bewegungen zu beobachten, die um die Stadt und das Fort herum geschahen. Darauf kamen sie abgemattet, hungerig und verzweifelt über ihre Begebenheit wieder an Bord *n*).

Westküste dieses Hafens.

Den 12ten segelten sie, um weiter nach Westen zu kommen, mit einem Landwinde fort, der an dieser Küste gemeiniglich Nordost ist, da hingegen die Seewinde Südwest sind. Sie giengen bey einer sandigen Bay vorbey, die über zwanzig Seemeilen lang ist. Das Meer schlägt mit so vieler Gewalt daran, daß es den Canoen unmöglich fällt, hinan zu kommen. Indessen ist der Ankergrund eine oder zwo Meilen von der Küste dennoch gut. Sie trägt verschiedene Arten von Bäumen, sonderlich Palmen, welche viele kleine Gehölze von einem Ende der Bay bis ans andere ausmachen. Das Innere des Landes ist voller kleinen unfruchtbaren Berge, zwischen welchen man eben so viel kleine angenehm grüne Thäler entdecket. Der Berg Petaplan läßt sich gegen Westen der Bay auf siebenzehn Grad und dreyßig Minuten Norderbreite erkennen. Es ist eine runde Spitze, die ins Meer geht, und die man von weitem für eine Insel halten sollte. Die Freybeuter stiegen jenseits des Berges vielmals ans Land. Unter den mancherley Fischen, die sie allda fingen, rühmet Dampier den Judenfisch *o*), welcher dem Stockfische sehr ähnlich kömmt, nur mit dem Unterschiede, daß er viel größer ist. Er wiegt drey, vier, bis auf fünfhundert

folglich nach dem mosaischen Gesetze rein ist. Die Juden essen ihn auch ohne Bedenken. Ebendas. a. d. 264 S.

Dampier. 1685. dert Pfund. Sein Fleisch ist ordentlich sehr fett, aber von vortrefflichem Geschmacke. Er hat einen breiten Kopf, sehr große Schuppen und hält sich gemeiniglich zwischen den Felsen auf.

Hafen Chequetan. Der Hafen zu Chequetan, wo die Freybeuter zwo Meilen gegen Westen von eben dem Berge anlegeten, hat einen sehr bequemen Ort zum Kalfatern der Schiffe bey einem kleinen Flusse mit süßem Wasser. Drey Meilen weiter an einem Orte, Estapa, fanden sie ziemlich nahe am Meere, Wiesen voller Ochsen und Kühe, wovon sie eine große Anzahl tödteten. Ihr Glück führete ihnen an diesem Orte einige Fuhrleute zu, welche vierzig Säcke Mehl, Chocolade und viele Landwaaren auf Mauleseln nach Acapulco führeten. Die Maulesel dieneten ihnen, eine ziemliche reiche Beute an Bord zu bringen.

Sie giengen wieder unter Segel. Die Landwinde sind an diesem Orte der Küste Nord und die Seewinde Westsüdwest. Gegen Westen von denen Bergen, die man in großer Anzahl sieht, entdecket man viele angenehme und fruchtbare Thäler. Den 25sten auf achtzehn Grad acht Minuten Norderbreite sah Dampier einen, der höher war, als alle andere, und dessen Gipfel sich in zwo Spitzen theilete. Die spanischen Bücher setzen

Stadt Thelupan. nicht weit davon eine Stadt, die sie Thelupan nennen: es war aber den Freybeutern unmöglich, den Weg dahin zu finden. Swan und Townley stiegen mit zweyhundert Mann ans Land, um eine andere, Namens Colima zu suchen. Sie waren aber in deren Entdeckung nicht glücklicher. Dampier war bey ihnen. „Es ist, saget er, in den umliegenden Orten an diesem Meere so wenig Handlung, daß wir keinen Führer finden konnten, „der uns an bewohnte Oerter brächte. An dieser ganzen Küste ist Acapulco die einzige „Stadt, zu der man zur See kommen kann. Wir fuhren zwanzig Seemeilen längst dem „Ufer hin, und fanden es überall sehr unbequem zum Aussteigen. Man entdecket da kei-

Thal Maguella. „ne Spur von Einwohnern. Wir erstauneten, daß wir ein schönes Thal, Namens Maguella, verlassen fanden. Auf diesem ganzen Wege sahen wir nur einen einzigen Reu„ter an dem Orte, wo wir ans Land stiegen. Dieß war vermuthlich eine Wache, die „man ausgestellet hatte, uns zu beobachten. Wir folgeten der Spur dieses Reuters auf „dem Sande der Bay leicht nach: in dem Gehölze aber verloren wir sie, und konnten mit „allem unsern Nachsuchen die Häuser oder die Stadt nicht finden, wo der Reuter her ge„kommen war. Den 28sten kehreten wir eben so verdrießlich als ermüdet, wieder „an Bord *p*).

Vulcan und Stadt Colima. Indessen entdecketen doch die Freybeuter aus ihren Schiffen den Volcan von Colima. Es ist ein sehr hoher Berg auf achtzehn Grad und sechs und dreyßig Minuten nordlich, der nicht über fünf oder sechs Meilen von der See zu liegen scheint. Er hat zwo kleine Spitzen, aus deren jede man ohne Aufhören Flammen oder Rauch herausgehen sieht. Die Stadt Colima, wovon er den Namen hat, kann nicht weit davon seyn. Die Spanier rühmen deren Größe und Reichthum, und reden von dem Thale, in welchem sie liegt, als von dem angenehmsten und fruchtbarsten Stücke von Mexico. Dampier giebt ihm zehn Seemeilen in die Breite, nahe am Meere, wo es eine kleine Bay machet: doch konnte er nicht urtheilen, wie weit solches ins Land gehe. „Man versichert, saget er, es sey vol„ler wohlgebaueten Gärten und fruchtbaren Felder, welche Waizen und allerhand Getrey„de tragen. Die Küste, welche niedrig und sandig ist, scheint einen zum Anlanden ein-

„zu-

p) A. d. 267 S.

„zuladen: die Wellen aber sind daselbst so heftig, daß es unmöglich ist, hinan zu kom„men. Man sieht daselbst gegen Osten viel Holzung, wohl auf zwo Seemeilen weit; „nach welchen man einen ziemlich tiefen Fluß findet, wo die Barre zum Unglücke so hoch „ist, daß sie den kleinsten Canoen den Eingang verschließt„. Die Freybeuter bedauerten es herzlich, daß sie in diesem lieblichen Thale keine andere Entdeckungen machen könnten *q*). Dampier. 1685.

Den 1sten des Christmonates giengen sie bey einem Hafen, Namens Sallagua, auf achtzehn Grad und zwey und funfzig Minuten Breite vorbey. Er ist ein Stück von einer ziemlich tiefen Bay, die durch zween spitzige Felsen getheilet wird, wo man in aller Sicherheit auf zehn bis zwölf Faden ankern kann. Ein Bach süßes Wasser fällt allda ins Meer. Die Freybeuter entdecketen daselbst ein großes Haus, und eine Menge Spanier zu Pferde und zu Fuße, welche sie durch ein sehr kriegerisches Ansehen heraus zu fordern schienen. Swan und Townley setzeten zweyhundert Mann ans Land, welche sie alsbald in die Flucht trieben. Diese Mannschaft gieng ungefähr vier Seemeilen weit einer Heerstraße nach, die in das Innere des Landes zu führen schien. Da man aber fand, daß solche durch Gehölze und Felsen gieng, welche einen Hinterhalt verstecken konnten: so hielten es die Klügsten für dienlich, wieder umzukehren. Zween Mulatren, die man zu Gefangenen gemacht hatte, sageten, sie gienge nach der großen Stadt Oarrha, welche vier Tagereisen weit wäre, und wo die spanischen Völker hergekommen wären: es sey in der Nähe kein wichtigerer Ort, und das Land arm und wüste. Sie setzeten noch hinzu, diese Truppen wären zusammen gezogen worden, um dem Schiffe von den Philippinen beyzustehen, welches man alle Tage erwartete, und welches an diesem Orte die Reisenden ans Land setzen sollte, die von Manilla nach Mexico giengen. Das Beyspiel des berühmten englischen Armateurs, Cavendish, in dessen Hände dieses Schiff ehemals, auf der Höhe des Vorgebirges St. Lucas, gefallen war, bewog die Freybeuter, eine so schöne Unternehmung zu versuchen. Sie giengen sogleich unter Segel, um bey dem Cap Coriente zu kreuzen.

Hafen Sallagua.

Stadt Oarrha.

Die Begierde, sich zu bereichern, machte, daß sie die Krankheiten nicht achteten, welche unter sie einrissen. Es waren Fieber, aus denen die Wassersucht entstund. Viele sturben daran; und Dampier schleppete sich lange Zeit damit. Die Wassersucht ist eine allgemeine Krankheit an dieser Küste. Die Landeseingebohrnen wissen kein besseres Mittel dawider, als den Stein von einer Art von Crocodilen, welche die Engländer Alligator genannt haben. Er hat deren an jedem Beine viere, dicht bey einander, und in dem Fleische gleichsam eingefasset. Man brennet einen zu Pulver, und nimmt ihn mit Wasser ein. Ob nun aber gleich Dampier und seine Gefährten dieses Mittel wohl wußten, welches sie in einem mexicanischen Kalender gelesen hatten *r*): so konnten sie doch nicht hoffen, leichtlich Alligatoren zu finden; und die Furcht, sie möchten das Schiff von den Philippinen verfehlen, machte, daß sie zwischen Salaque und Cap Coriente vor vielen Flüssen vorbey giengen, die ihnen vielleicht einige hätten geben können. Bey Annäherung des Caps schien ihnen das Land ziemlich hoch, aber mit weißen Felsen besetzet zu seyn. Inwendig ist es voller unfruchtbarer und unangenehmer Berge. Eine Kette von andern Bergen läuft mit der Küste fort, und endiget sich in Westen durch einen schönen Abhang; in Osten aber behält es seine Höhe, und schließt sich mit

Wassersucht gemein an dieser Küste; Hülfsmittel dafür.

q) A. d. 269 S.

r) A. d. 277 S.

Dampier. 1685.

mit einer steilen Höhe, die sich in drey kleine Spitzen theilet, die fast wie eine Krone aussehen; daher sie die Spanier auch Coronada nennen.

Lage des Vorgebirges Coriente.

Den 11ten erblickten die Freybeuter das Vorgebirge Coriente in Nordnordwest. Die Höhe desselbigen ist zwar nur mäßig, auch sein Gipfel platt und eben; hingegen wird es durch viele steile und bis in die See vorschießende Klippen kenntlich gemacht. Dampier setzet es auf zwanzig Grad, und ein und zwanzig Minuten Norderbreite. Seine Länge vom Pick auf Teneriffa beträgt drey und zwanzig Grad und ein und funfzig Minuten: allein, er zählet sie dem Striche seines Weges zu Folge westlich, und nach dieser Rechnung findet er für die Entfernung besagten Vorgebirges vom Vorgebirge Lezard hundert und ein und zwanzig Grad und ein und vierzig Minuten, welches an der Zeit einen Unterschied von acht Stunden und beynahe sechs Minuten beträgt s).

Die Absicht war, an diesem Orte auf das Schiff aus den philippinischen Inseln zu lauern, weil selbiges seinen Weg allemal so nahe an diesem Vorgebirge vorbey nimmt, daß es dasselbige ins Gesicht bekömmt. Allein, als die vier kleinen Fahrzeuge wegen ihrer Stellen und Entfernungen von einander einig waren: so mußte man für süßes Wasser sorgen. Da nun auf der Küste keines anzutreffen war: so ließ man vier Nachen mit sechs und vierzig Mann daselbst zurück, und gieng nach den Inseln Chametly unter Segel. Sie liegen sechzehn bis achtzehn Seemeilen westlich von Coriente, sind meistens klein, niedrig, voll Waldungen und mit Klippen umfasset. Man zählet ihrer fünfe, welche in Gestalt eines halben Mondes neben einander liegen. Ihre Entfernung von der Küste beträgt kaum eine englische Meile. In diesem Zwischenraume findet man eine gute gegen alle Winde gesicherte Rhede. Es wohnet niemand darauf, als Fischer, welche ihren Fang nach Purification, einer großen vierzehn Meilen tief im Lande gelegenen Stadt, zu Kaufe bringen.

Chametly Eylande.

Den 20sten kamen die Freybeuter an die Chametly Eylande, und zwar von der Südostseite, wo es auf fünf Faden Wasser und Sandgrund, eine gute Ankerstelle giebt. Hier fanden sie zwar Holz und Wasser, sahen aber keine andere Spur von Einwohnern, als einige alte Hütten. Hieraus schlossen sie, die Fischer müßten nur um die Fastenzeit dahin kommen, nicht aber das ganze Jahr über da bleiben. Unterdessen machte sich doch Townley auf einige erhaltene Kundschaft mit sechzig Mann auf den Weg, in der Absicht, ein sieben bis acht Meilen weit entfernetes indianisches Dorf aufzusuchen. Indem dieses vorgieng: so rückten die vier bey dem Vorgebirge zurückgelassenen Nachen weiter gegen Westen, bis an das Thal Valderas oder Valdiris. Es liegt solches hinten an einer tiefen Bay zwischen Coriente und der Penticaspitze, welche beyde Orte zehn Meilen von einander entfernet sind. Das Thal selbst ist drey Meilen breit. Die Bay ist sandig und zu einer Landung bequem, über dieses fällt ein schöner Fluß hinein, den kleine Fahrzeuge ohne Mühe befahren können. Doch gewinnet sein Wasser zu Ende der trockenen Jahreszeit, welche den Hornung, Märzen und einen Theil des Aprils in sich begreift, einen Salzgeschmack, um welcher Ursache willen dieser Wasserplatz wenig besuchet wird. Das Thal wird von einem kleinen grünen Berge begränzet, dessen Abschuß an der Seeseite viel Anmuth zeiget. Es giebt da fruchtbare Auen mit abwechselndem Gehölze, darinnen Guaven, Pomeranzen und Limonien in so großer Menge wachsen, als ob die Natur Willens gewesen sey, aus diesem Orte einen Garten zu machen. Die Auen wimmeln von Rind-

s) A. d. 222 S.

Rindviehe. Man sieht auch einige Pferde: Wohnungen aber konnten die Freybeuter nirgend erblicken *t*). Dampier. 1685.

An diesem anmuthsvollen Orte stiegen ihrer sieben und dreyßig, mit einem ihrer Hoffnung gemäßen Eifer ans Land: aber kaum waren sie drey kleine Meilen weit gekommen, so verfielen sie in einen Hinterhalt von hundert und funfzig Spaniern. Zum Glücke war ein Gehölze in der Nähe, wo ihnen die Reuterey nichts anhaben konnte. Aus solchem schossen sie siebenzehn von ihren Pferden herunter, und vertrieben auf diese Weise den übrigen die Hitze. Sie, ihres Ortes, verloren vier Mann, kamen aber, als der Feind Reißaus genommen hatte, ohne weitere Hinderniß an Bord. Bey diesen Umständen kam Townley, mit einer Menge Lebensmittel, die er den Indianern weggenommen hatte, zurück; das sämmtliche Volk that sich einige Tage lang etwas davon zu gute, und vergaß darüber das Unglück, darein ihre eigene Vermessenheit sie gestürzet hatte.

Die Freybeuter fallen in einen Hinterhalt.

Unterdessen, da nach langem Kreuzen an dieser Küste, gar kein manillisches Schiff erscheinen wollte, so muthmaßeten sie, es müsse ihnen unter der Zeit, da sie Wasser und Lebensmittel geholet, unvermerkt entgangen seyn. Diese Gedanken verursachten, daß sie die Zeit, welche über der Unternehmung auf Acapulco verstrichen war, gewaltig bedauerten. Indem nun dieses Bedauern eben so viel war, als die Schuld des mislungenen Anschlages auf den Townley schieben: so kam es dahin, daß er sich von Swan trennete, und nach der peruanischen Küste umkehrete. Bey dieser Uneinigkeit, da einer hier der andere dort hinaus wollte, blieb Dampier, welcher nicht sowohl Beute machen, als etwas lernen und erfahren wollte, ohne Bedenken bey demjenigen, welcher am weitesten nach Nordwest zu gehen Lust hatte. „Wir nahmen also unsern Lauf, saget er, Townley gegen Osten, „und wir gegen Westen, in dem festen Vorsatze, so weit zu gehen, als wir spanische „Pflanzstädte antreffen würden„ *u*).

Den 7ten des Jenners verließ Swan das angenehme Thal Valderas, und segelte Pentica, welches die westliche Spitze desselbigen ist, unter zwanzig Grad und funfzig Minuten Norderbreite vorbey. Besagte Spitze ist rund, hoch, und steinig. Eine Meile weiter gegen Westen findet man zwo kleine eben also genannte Inseln, welche mit weißen spitzigen Klippen umgeben sind. Zur Linken dieser Inseln ist die Fahrt am sichersten. Jenseits der Spitze läuft die Küste etwa achtzehn Meilen weit gegen Norden, und hat unterschiedliche sandige Bayen. Den 14ten erblickte man auf ein und zwanzig Grad und funfzehn Minuten Norderbreite eine kleine weiße Klippe, welche einem Schiffe mit aufgespanneten Segeln nicht unähnlich sieht. Sie wird von dem festen Lande durch eine tiefe etwa drey Meilen breite Meerenge abgesondert, in welcher man auch sogar bey der Klippe selbst, zwölf bis vierzehn Faden Wasser findet. Will man aber nahe ans Land halten, so muß man das Senkbley beständig in der Hand haben. Von diesem Eyländchen streicht die Küste weiter gegen Norden, und machet eine schöne Bucht: allein, die heftigen Wellen erlauben nicht, in selbiger zu landen. Swan legete alle Abende vor Anker, und des Morgens gieng er mit einem kühlen Landwinde wieder unter Segel. Den 20sten warf er drey englische Meilen weit von einigen Inseln auf der Ostseite Anker. Sie heißen selbige zwar ebenfalls Chametly, sind aber von den bereits beschriebenen ganz unterschieden. Ihre Lage ist unter drey und zwanzig Grad eilf Minuten Norderbreite, nicht weit vom Mittage des Wen-

1686.

t) A. d. 274 S.

u) A. d. 277 S.

Dampier. 1686.

Wendekreises, und etwa drey Meilen vom festen Lande. Sie sind sehr hoch. Auf einigen wächst allerley Gesträuche: allein, die meisten sind sandig und unfruchtbar.

Pinguinen, sonderbare Frucht.

Dampier bemerkete in den beyden nordlichsten einige Sandbayen, woselbst eine gewisse wegen ihrer Gestalt, Benennung und anmuthigen säuerlichen Geschmackes merkwürdige Frucht wächst. Er sah zweyerley Gattungen davon, eine gelbe und eine rothe. Die gelbe wächst auf einem grünen, Armsdicken und über einen Schuh hohen Stengel. Die Blätter sind einen halben Schuh lang, einen Zoll breit, und mit sehr spitzigen Dornen besetzet. Oben aus dem Stengel wachsen zwo bis drey Fruchttrauben, und an jedweder hängen etwa sechzehn bis zwanzig Früchte. Jedwede Frucht ist so groß, als ein Ey, rund und an Farbe gelb. Die Schelfe ist ziemlich dick, und das Fleisch mit kleinen schwarzen Kernen untermischt. Man nennet sie Pinguin. Die rothe Gattung hat eben diesen Namen, aber die Farbe einer alten vertrockneten Zwiebel, und die Gestalt eines Kegels. Sie wächst auf keinem Stengel, sondern gleich aus der Wurzel. Eine einzige Wurzel treibt wohl sechzig bis siebenzig Früchte dicht an einander heraus, und läßt es, als ob sie aus der Erde wüchsen. Rings um sie stehen Blätter, welche anderthalb oder zween Schuhe lang, und mit eben dergleichen Dornen, als das Laub der gelben Pinguinen besetzet sind. Beyderley Früchte gleichen einander ziemlich am Geschmacke. Auch sind sie beyderseits ungemein gesund, und dem Magen niemals schädlich; doch verursachet ihr allzuhäufiger Genuß einige Hitze, nebst einem Kitzeln am Mastdarme *x*).

Seekälber.

An dem Strande dieser Inseln giebt es Seekälber; und bemerket Dampier hierbey, daß er sie voritzt in diesem Gewässer nordlich über der Linie zum erstenmale sah *y*).

Swan bestieg mit hundert Mann seine Nachen, um den nordwärts gelegenen Fluß Cullacan aufzusuchen. Es mag selbiger mit dem Pastlaflusse, den einige Landbeschreiber um den vier und zwanzigsten Grad Norderbreite in die Landschaft Cullacan setzen, vermuthlich einerley seyn. Einige Gefangene sagten ihm, es hätten die Spanier ostlich an selbigem eine schöne mit fetten Weideländern umgebene Stadt, von welcher sie in ihren Nachen an das californische Ufer auf die Perlfischerey führen. Dampier erfuhr nachgehends von einem Spanier, welcher diese Fischerey selbst getrieben hatte, man fände in der That viele Perlaustern daselbst: allein die in der Gegend der Perlbank wohnenden Indianer wären Todfeinde der Spanier. Swan blieb wohl vier Tage aus, und rückete über dreyßig Meilen weit, ohne den geringsten Fluß anzutreffen. Er fand, daß diese Küste sehr niedrig war, sandige Bayen und ein so ungestümes Meer hatte, daß man daselbst unmöglich ans Land kommen kann. Auf der Rückfahrt begegnete ihm sein Schiff, das ihm auf seiner Fahrt an der cullacanschen Küste gefolget war. Sie begegneten einander unter drey und zwanzig Grad und dreyßig Minuten Breite. Von hier gieng er nach Osten zurück. Weiter gegen Norden kam Dampier an dieser Küste nicht *z*).

Rio de Sal.

Sechs bis sieben Meilen nordnordwestlich von den zweyten Chametly Inseln, findet man eine enge Oeffnung, welche in einen zwölf Meilen weit gegen Osten liegenden, und in gleicher Richtung mit dem Lande laufenden See führet. Die Spanier benennen ihn Rio de Sal, weil er wirklich salziges Wasser hat. Den Schaluppen fällt es leicht, hinein zu kommen; so ist auch das Landen bequem. Westlich am See fanden die Freybeuter Mais und eine Menge Vieh. Sie wageten sich etwa fünf Meilen weit ins Land; zwar

x) A. d. 279 S. *y*) A. d. 280 S. *z*) Ebendas.

zwar wollte ihnen ein Haufen Spanier und Indianer den Weg verwehren: man jagete sie aber ohne langen Widerstand aus einander. Ein Gefangener zeigte ihnen den Weg nach Massaclan, einer indianischen Stadt, aus welcher alle Einwohner weggelaufen waren. Hier blieben sie über Nacht, und nahmen hernach alle Lebensmittel, die sie fortzuschleppen vermochten, ungestöret mit sich weg. Dampier. 1686. Massaclan.

Den 2ten des Hornungs stieg Swan mit achtzig Mann am Flusse del Rosario ans Land. Nachgehends rückete er gegen die Stadt gleiches Namens, welche neun wälsche Meilen von der See liegt, und von niemanden, als Indianern, bewohnet wird. Einige Gefangene, die er an diesem Orte bekam, versicherten, es gäbe zwo Meilen von diesem Orte Goldbergwerke: allein, er hatte wenig Lust dahin zu gehen, sondern kehrete lieber mit einigen in der Stadt eroberten Scheffeln Mais an Bord zurück, indem selbige seinen Leuten voritzt nöthiger waren, als alle Goldbergwerke in der Welt. Dampier machet hiebey folgende Anmerkung. „Erwäget man, saget er, unsere damaligen Umstände, indem wir nämlich „dieser Gegend ganz unkundig waren, weder Lootsleute hatten, uns in die Flüsse zu führen, „noch andere Lebensmittel, als die uns der Zufall bescheerete: so wird man sich wundern „müssen, daß wir mit solcher Standhaftigkeit dermaßen lange daselbst aushielten. Zwar „waren uns unsere Seekarten in sofern nützlich, weil sie uns die Gegend zeigten, wo „Flüsse seyn müßten: allein, da es uns dabey an Wegweisern nach den bewohnten Gegenden fehlte, so verliefen allemal etliche Tage, ehe wir eine zum Aussteigen bequeme Stelle „fanden; und wenn wir sie hatten, so wußten wir nicht, ob die Städte rechts oder links lagen, oder welchen Weg wir nehmen sollten, es sey denn, daß uns zuweilen ein Zufall „auf irgend einen brachte. Zwar wußten uns die Gefangenen, die wir am Borde hatten, „alle Wohnplätze herzunennen, aber zu finden wußten sie dieselben von der Seeseite eben so „wenig, als wir; und gleichwohl durften wir nicht allzulange von unsern Nachen wegbleiben *a*).„ Der Fluß del Rosario liegt auf zwey und zwanzig Grad ein und funfzig Minuten Norderbreite. In Nordost gen Nord sieht man weiter im Lande drinnen, einen Berg in der Gestalt eines Zuckerhutes, und westlich von solchem, noch einen langgestalteten, den die Spanier Cabo de Cavallo nennen. Fluß und Stadt del Rosario.

Den 8ten wagte Swan einen vergeblichen Streif nach dem Flusse Oleta, welcher ostlich von dem del Rosario liegt. Allein, den folgenden Tag fand er den h. Jacobsfluß, welcher gleichfalls gegen Osten ist, und es kamen alle seine Fahrzeuge bey der Mündung desselbigen auf sieben Faden Wasser und guten Grund vor Anker. Auf der Küste sahen sie drey Meilen gegen Westnordwest einen weißen Felsen Maxentelbo genannt, und inwendig im Lande gegen Südost den hohen Berg Zelisco, der in der Mitte gleich einem Sattel eingebogen ist. Der Jacobsfluß, welcher unter die hauptsächlichsten auf dieser Küste gehöret, liegt auf zwey und zwanzig Grad, funfzehn Minuten. Sein Wasser bleibt am Riffe auch nach abgelaufener Fluth noch zehn Fuß tief. Seine Mündung ist nicht viel schmähler, als eine halbe englische Meile; oberhalb derselbigen hat der Fluß wegen einiger andern, die sich mit ihm vereinigen, eine noch größere Breite. Zwar ist sein Wasser etwas salzicht: allein, wofern man nur ein Paar Schuhe tief graben will, so findet man, auch sogar unweit der Mündung selbst süßes Wasser. Die Freybeuter brachten zween Tage mit Suchen in den Bayen und Flüssen zu. Endlich bekamen sie einen Indianer beym Leibe, Fluß Olera und S. Jacob.

a) A. d. 283 S.

Dampier. 1686.

Leibe, der ihnen sagte, die Spanier hätten vier Meilen von hier eine Stadt Sainte Pecaque genannt, dahin er sie führen wollte. Swan nahm hierauf hundert und vierzig Mann zu sich, und fuhr damit den Fluß fünf Meilen weit aufwärts. Es war selbiger an diesem Orte nicht breiter, als funfzig Schuh, das Land aber der beyderseitigen hohen Ufer ungeachtet, ganz platt und eben. Swan ließ fünf und zwanzig Mann zu Bewahrung der Fahrzeuge zurück, mit den übrigen gieng er auf die Stadt los, erreichte sie auch innerhalb vier Stunden. Die Straße, auf welcher ihn sein indianischer Wegweiser führete, gieng theils durch Wälder, theils durch die schönsten Auen, darauf große Heerden Pferde und Rindvieh weideten. In die Stadt selbst kam er ohne die geringste Hinderniß, weil bey seiner Ankunft alle Einwohner davon liefen.

Stadt S. Pecaque.

Beschreibung dieser Stadt.

Sie liegt auf einer Ebene und an einem Walde; ungeachtet sie nicht groß ist, so rühmet doch Dampier, wie ordentlich sie angeleget sey. Die Einwohner sind meistens Spanier, und legen sich hauptsächlich auf den Ackerbau; doch giebt es auch einige Fuhrleute darunter, die von den compostellischen Kaufleuten bey den Bergwerken gebrauchet werden. Sie führen nämlich die Erze nach Compostell, da man sie fein machet, imgleichen bringen sie den Leibeigenen, die im Bergwerke arbeiten, ihren zugemessenen Antheil Mais, welcher in ihrer Stadt überflüßig vorhanden, und bloß zu diesem Gebrauche bestimmet ist. Gleichfalls findet man Zucker, Salz, und eingesalzene Fische daselbst *b*).

Die Freybeuter leiden Verlust.

Swan brachte voll Freude über den glücklichen Fund, in aller Eile viele Pferde von ihren unweit der Stadt gelegenen Weiden zusammen, theilete seine Leute in zween Haufen, und schickte einen um den andern mit dem besten Vorrathe nach den Fahrzeugen ab. Diese Anordnung wäre allerdings hinlänglich gewesen, sowohl ihm in der Stadt, als denen, welche die Lebensmittel fortschaffeten, genugsame Sicherheit zu verschaffen, wofern sie nur gehörig beobachtet worden wäre. Allein, nachdem die erste Reise glücklich abgelaufen war: so wurden seine Leute unachtsam und sahen sich unterwegens nicht genugsam vor. Die Spanier überfielen demnach den zweyten Zug, welcher aus vier und funfzig Mann, und eben so viel Pferden bestund, und hieben die Leute alle miteinander, bis auf den letzten Mann nieder *c*). Swan merkete an den ledigen Pferden, die nach der Stadt zurück gerennet kamen,

b) A. d. 285 S.

c) A. d. 287 S.

d) A. d. 288 S.

e) Dampier leget diesen Namen dem Purpurmeere bey.

f) Die Einsicht des Dampiers und sein Urtheil von denen Entdeckungen, die man in dieser Gegend zu machen verhoffete, verdienen um so vielmehr alle Achtung, weil sie vielleicht den Grund in sich halten, warum nachgehends Johann de Fuca, Martin d'Aguilar, und der Admiral Fonte eine zuvor unbekannte Straße entdecken konnten. Er saget: „Meines Erachtens ist die Länge der Reise „Schuld daran, daß man in dieser Gegend nichts „neues entdecket. Unterdessen ist es gar wohl „möglich, auf einem kürzern als dem von uns ge„nommenen Wege, ich will sagen durch Nordwest, „dahin zu gelangen. Zwar weis ich wohl, daß „man diese Durchfahrt etlichemal vergeblich gesu„chet hat. Aber alle unsere Landesleute, welche „diese Unternehmung wagten, suchten den Durch„gang auf der Westseite, und zwar zu allererst in „der Davids- oder Hudsonsbay. Allein, ich mei„nes Ortes wollte, wenn mir diese Entdeckung „aufgetragen würde, vor allen Dingen in die Süd„see einlaufen, nachgehends immer an der califor„nischen Küste fortsegeln, und in dieser Gegend ei„ne Durchfahrt in die Westsee aufsuchen. Denn „da andere den Sommer mit Nachsuchen in „einem näher gelegenen und bekanntern Lan„de zubrachten, hernach aber, wenn sie damit „fertig waren, von der rauhen Witterung genöthi„get

men, gar bald was vorgegangen seyn müsse. Er machte sich also nebst seinen noch übrigen Leuten auf die Rückreise, und fand unterwegens die Todten auf der Wahlstadt liegen, „aber ganz ausgezogen, und dermaßen zerfetzet, daß er kaum einen einzigen zu erkennen „vermochte.„ Die Spanier hielten sich außer dem Schusse, und hatten das Herz nicht, ihn anzugreifen, woraus zu schließen war, die vorigen müßten in einen Hinterhalt verfallen seyn. „Dampier verlor bey dieser Gelegenheit seinen Herzensfreund, Ringrosse, den Verfasser „desjenigen Theiles von der Geschichte der Bucaniers, davon er die Ehre dem Hauptmanne „Sharp zuschreibt. Er hatte wenig Lust zu dem Zuge nach St. Pecaque bezeuget: allein, „man mußte es entweder wagen, oder Hungers sterben *d*).„

Dampier. 1686.

Diese große Einbuße vertrieb den Freybeutern die Lust, an diesem Flusse noch mehr Abentheuer zu wagen, gleichwie sie außerdem zu thun vermocht hätten. Swan brachte in Vorschlag, sie wollten am Vorgebirge St. Lucas auf Californien ihre Schiffe kalfatern, indem sie daselbst den doppelten Vortheil hätten, erstlich, daß sie vor ihren Feinden in Sicherheit wären, zweytens, daß sie mit den Indianern ein Verständniß aufrichten, und in dem sogenannten See irgend eine neue Entdeckung machen *e*), ja vielleicht die Reichthümer von Neumexico weggnehmen könnten. Es ist diese See den Spaniern nicht sonderlich bekannt, wenigstens sollte man es doch aus ihren Karten und Lootsbüchern schließen, als welche in diesem Stücke gar nicht mit einander übereinstimmen. Einige machen aus California eine Insel, andere hängen es mit dem festen Lande zusammen: allein, sie bemerken weder die Höhe der Fluth in diesem See, noch seine Tiefe, vielweniger die an seinen Ufern befindlichen Häfen, Flüsse und Buchten. Wie es scheint, so kennen sie das auf der Seite gegen Asien gelegene westliche Theil dieser Gegend, vom Lucas Vorgebirge bis auf den vierzigsten Grad Norderbreite, besser; denn ihre Berichte davon sind weit genauer und einstimmiger *f*).

Ihre neuen Anschläge.

Der

„get wurden, alles liegen und stehen zu lassen, und „aus Beysorge der Winter möchte sie überfallen, „nach Hause zu eilen, so wollte ich im Gegentheile den Anfang an der Küste des Südmeeres machen, auf welche Weise ich des Umkehrens überhoben wäre. Ich würde vielmehr, wenn mein „Vornehmen gut abliefe, allerley vorhin unbekanntes entdecken, und aller Besorglichkeit, die mit „Reisen aus einem bekannten Lande in ein unbekanntes verknüpfet ist, überhoben seyn. Denn so „viel ich urtheilen kann, so liegt eben hierinnen die „Ursache, warum die bisherigen Versuche nicht gelungen sind, und warum man die angefangene „Unternehmung, wenn sie das beste Ansehen gewann, allemal wieder fahren lassen mußte.

„Eben also wollte ich es auch anstellen, wenn ich „eine Durchfahrt in Nordost entdecken sollte. Ich „würde den Winter in der Gegend um Japon, „Corea, oder in Nordost von China zubringen, sodann hätte ich den Frühling und Sommer zum „Vortheile, und könnte den Anfang der Untersuchung mit der tatarischen Küste machen. Gelänge „sie mir, so käme ich in bekannte Länder, und hätte noch Zeit genug, bis nach Archangel oder in irgend einen andern Hafen zu gelangen. Zwar „fällt, nach des Hauptmann Woods Vorgeben, „die Durchfahrt in Nordost wegen des Eises nicht „möglich. Allein, wie oft hat man nicht Unternehmungen für unmöglich gehalten und fahren lassen, nachgehends aber, vermittelst besserer Anstalten, sie glücklich ausgeführet? Ebendas. A. d. 289 „u. 290 S.

Dampier. 1686.

Der V Abschnitt.

Man läßt den Anschlag auf Californien fahren. Marieninseln. Warum Swan nach Ostindien gehen will. Die Freybeuter wollen ihm folgen. Ihre Fahrt vom Cap Coriente. Verlegenheit der Freybeuter. Beystand, den ihnen die Spanier leisten. Sie gehen nach Mindanao. Schwierigkeiten, die Stadt zu finden. Schöne Bay. Mündung des Flusses. Ausschweifung von einer Niederlassung in einer Insel. Ob sich die Freybeuter dazu schicketen. Was Swan zu Mindanao vornimmt. Die Engländer merken, daß man sie betrügen will. Die Würmer durchfressen ihr Schiff. Empörung der Freybeuter wider Swan. Sie erwählen Reed zum Hauptmanne. Aenderung in der Zeit, und wie nöthig es sey, sie zu bemerken.

Man läßt den Anschlag auf Californien fahren.

Als jedermann Swans Meynung beygepflichtet war: so gieng man den 21sten nach Californien unter Segel, und hielt, des veränderlichen Windes ungeachtet, die See bis auf den 6ten März; denn um diese Zeit wurde der Wind dermaßen ungestüm, daß an statt des Fortrückens man, nach einem trüben und regnichten Wetter, zu jedermanns Erstaunen wieder unter dem fünf und zwanzigsten Grade fünf Minuten Norderbreite war. „Hätten wir, saget Dampier, keine andere Ursache gehabt, nach Californien zu gehen, als neue „Entdeckungen zu machen: so hätten wir sechzig bis achtzig Meilen weit von der Küste „bleiben müssen; dergestalt hätten wir die Landwinde vermieden, und uns den wahrhafti„gen ostlichen Passatwind zu Nutze machen können *g*).„ Weil nun nicht weiter fortzukommen war: so gieng man weiter gegen Osten und die Marieninseln zurück, und legete den 7ten ostlich an der mittelsten, auf sandigen Grund und acht Faden Wasser, vor Anker. Die Marien sind drey wüste Inseln unter ein und zwanzig Grad vierzig Minuten Norderbreite, liegen vierzig Meilen westsüdwestlich vom Lucas Vorgebirge, in Californien, und zwanzig vom Vorgebirge Coriente. Sie erstrecken sich vierzehn Meilen weit gegen Nordwest und Südost. Ihr Boden ist dürre, steinigt, voll Stauden und Gebüsche, wiewohl man hier und dort auch viele große Cedern findet. Ihre Küste ist sandig und allenthalben mit einer grünen stachlichten Pflanze, die am Laube dem Pinguin und an der Wurzel dem Sempervivum gleicht, bewachsen. Die Indianer auf California dörren diese Wurzeln im Ofen, und leben hauptsächlich davon. Die Freybeuter machten ebenfalls einen Versuch damit, er gerieth aber nicht nach Wunsche. Dampier kochte sie in Wasser, und befand sie am Geschmacke dem Bardanum ähnlich. Nebst dem giebt es auf den drey Inseln eine Menge Guanos und Racons, das ist, eine Gattung großer Ratten, ferner indianische Caninchen, Tauben, und Turteltauben von ungemeiner Größe. Fische liefert die See nicht minder in großer Menge. Dieses war der zweyte Ort an dieser Küste, da Dampier Seekälber sah, und dieser Umstand bestätigte ihn in seiner bereits gefasseten Meynung, daß man nämlich diese Thiere selten anderswo, als in sehr fischreichen Gegenden antreffe. Swan legete der mittelsten Insel den Namen Prinz Georgens Eyland bey *h*).

Marieninseln.

Prinz Georgen Eyland.

Warum Swan nach Ostindien gehen will.

Allgemach wurde selbiger des elenden Lebens, davon man nicht den geringsten Nutzen hatte, überdrüßig. Er hatte sich lange Zeit mit guter Hoffnung getröstet: denn erstlich war das Land, dessen Küste er besegelte, bekanntermaßen sehr reich, und zu vermuthen, es würde nicht ohne Häfen seyn; demnach hatte er geglaubet, es müßte die Schiffahrt und Handlung darinnen blühen, ja es müßte Veracruz und Acapulco in Mexico eben das seyn, was

g) A. d. 291 S.

h) A. d. 292 S.

was Panama und Portobello in Ansehung Peru sind, das ist, Niederlagen für alle aus beyden Meeren dahin kommende Kaufmannswaaren. Nun war diese Meynung zwar an sich selbst allerdings gegründet; nur betrog er sich in diesem Umstande, daß er meynete, man treibe diese Handlung zur See, da man sie doch beynahe sonst nirgend als zu Lande, und meistentheils mit Hülfe der Maulesel treibt. Er beschloß also, sein Nachforschen nicht weiter zu treiben; und als einstens die sämmtlichen Freybeuter bey ihrem Verweilen auf den Marieninseln von ihrer ausgestandenen vielen Mühseligkeit redeten, so schlug er ihnen die Reise nach Ostindien vor. Er für seine Person war gar nicht Willens, Beute daselbst zu machen. Er hatte sich öfter als einmal gegen Dampiern verlauten lassen, er würde die erste beste Gelegenheit zur Rückreise nach England ergreifen: allein, weil er aus Beysorge, sein Ansehen zu verlieren, gegen seine Leute hievon nichts erwähnen durfte, so gab er vor, sie wollten bey Manilla kreuzen, und die zu Sainte Pecaque erlittene Einbuße an den dasigen Spaniern rächen. Dieser Deckmantel, darunter er seine wahre Absicht verbarg, machte, daß sein Vorschlag einmüthig beliebet wurde.

Dampier. 1686.

Unterdessen überfiel doch die allermeisten ein Grausen, da sie die Verwegenheit dieser Unternehmung, und die ungeheure Entfernung der Marien Eylande von der Insel Guaham erwogen; denn dieses war der erste Ort, da man vor Anker legen konnte, von welchem man aber gleichwohl zum Voraus nicht versichert war, ob man auch Lebensmittel daselbst bekommen werde? Die Unverständigen dachten gar, man wolle eine neue Welt aufsuchen, dahin kein Mensch den Weg zu finden vermöge. Nebst dem hatte man für keine sechzig Tage mehr Lebensmittel. Der ganze am Bord befindliche Vorrath an Mais betrug etwa achtzig Scheffel, davon aber die Ratten alle Tage das Ihrige abholeten. Auch waren eingesalzene Fische da, wiewohl nicht sonderlich viel; und das war alles. Swan antwortete auf diese Einwürfe: es habe **Thomas Candish**, und der Ritter **Drake** eben diesen Weg innerhalb funfzig Tagen zurückgeleget: weil nun seine Schiffe bessere Segler wären, als die damaligen, so glaubete er, sie würden kaum sechs Wochen dazu brauchen, absonderlich bey der jetzigen Jahreszeit, da man den allerbesten Wind im ganzen Jahre habe. Es reiseten, fuhr er fort, die Spanier allemal um diese Zeit von Acapulco ab, und daß sie sechzig Tage dazu nöthig hätten, das rührete von der Größe und Schwere ihrer Schiffe her; nebst dem da es ihnen nicht an Lebensmitteln fehlete, thäten sie lieber desto gemacher, als daß sie ihre gewöhnliche Vorsichtigkeit bey Seite setzen sollten, ja, wenn sie sich der Insel Guaham näherten, würfen sie eine ganze Woche lang alle Nacht den Anker aus, um wegen Nähe des Landes keine Wagniß zu begehen. Dampier bemerket hiebey, seine Cameraden hätten bey ihrer Annäherung an die Insel Guaham fleißig an dieses Beyspiel gedenken sollen: allein, Freybeuter wären nie im Stande, so viel Vorsichtigkeit zu gebrauchen, die Noth möchte so groß seyn, als sie wollte *i*).

Einwurf dagegen und dessen Beantwortung.

Doch der wichtigste unter allen Ueberredungsgründen, die Swan vorbringen konnte, war die Hoffnung, auf der Höhe von Manilla zu kreuzen. Man dachte folglich an weiter nichts, als abermals nach dem Thale Valderas und dem Vorgebirge Coriente zu segeln, und daselbst einen guten Vorrath frisches Wasser und gesalzene Fische mitzunehmen. Den 31sten März, als ein glücklicher Fischfang die noch übrigen Schwierigkeiten vollends gehoben hatte, ließ man die gesammte Macht durch die Musterung gehen. Sie bestund, die Leibeigenen

Die Freybeuter wollen ihm folgen.

i) A. d. 296 S.

Dampier. 1686.

Leibeigenen nicht mit gerechnet, aus hundert und funfzig Mann; hundert auf dem Schiffe, und funfzig in der Barke. Swan machte sich die günstigen Umstände zu Nutze, nnd gieng unter Segel. Ein kühler Landwind half den Schiffen auf die hohe See. Den folgenden Tag trieb sie ein Seewind wohl über dreyßig Meilen weit vom Vorgebirge und brachte sie in den rechten Passatwind, das ist, in einem Ostnordost ohne alle Vermischung, welcher bis auf vierzig Meilen weit von der Insel Guaham ohne Unterlaß fortdauerte.

Ihre Fahrt vom Cap Coriente.

Man war zweyhundert und funfzig Meilen weit vom Lande. Bey so günstigem Winde spannete man alle Segel auf, und das helle Wetter erlaubete über dieses, einige gute Beobachtungen an der Sonne zu machen. Als man den Anker lichtete, so hatte man den Lauf gegen den dreyzehnten Grad der Breite, unter welchem Guaham ungefähr liegt, genommen. Nachgehends hatte man westlich gesteuert, doch ohne aus dieser Breite zu weichen. Das Volk erstaunete über die langwierige Reise; denn wiewohl nicht zu vermuthen war, daß sich der Wind ändern würde, so wollten ihnen doch die knappen Antheile, die sie bekamen, nicht sonderlich behagen. Man gab ihnen für jeden Tag nicht mehr, als acht Löffel voll gekochten Mais. Das Murren nahm beständig zu. Gleichwohl bekannten die klügsten unter ihnen, es sey diese gezwungene Fasten ihrer Gesundheit ungemein zuträglich. Dampier hatte noch immer an seiner Wassersucht zu kauen, ungeachtet ihm der Gebrauch eines sehr heftigen Mittels auf den Marieninseln einige Linderung dagegen verschafft hatte. Man hatte ihn nämlich bis an den Kopf in den Sand eingegraben, da er dann erstaunlich schwitzete. Ungeachtet aber dieses Schwitzen die Hauptwurzel des Uebels ausrottete: so schaffte es doch Dampiern seine verlorenen Kräfte nicht wieder, sondern er bekam sie erst, als er gleich den übrigen wenig zu essen hatte, und alle vier und zwanzig Stunden nur dreymal trinken durfte. Einige brachten es in der Enthaltung so weit, daß sie kaum in neun bis zehn Tagen einmal tranken. Ja, es war einer unter ihnen, der erst nach siebenzehn Tagen trank, und deswegen dennoch keinen ungewöhnlichen Durst empfand. Unterdessen ließ doch dieser Mann, wie Dampier mit Verwunderung bemerket, alle Tage etwas Wasser von sich *k*).

Gleichwohl kam ihm dieses noch weit wunderbarer vor, daß sie auf der ganzen Reise weder einen einzigen Fisch noch irgend einen Vogel sahen, als einige Boubien, die man viertausend neunhundert und fünf und siebenzig Meilen weit vom Vorgebirge Coriente erblickte.

k) A. d. 298 S.

l) Die englischen Seebücher setzen für die Entfernung der Insel Guaham von Coriente zwischen neunzig, und hundert Grade, welches nicht völlig zweytausend Meilen beträgt. Die Spanier hingegen, rechnen zwischen zweytausend und fünfhundert, und zweytausend und vierhundert Meilen.

m) A. d. 299 S.

n) A. d. 300 S. Es ist bey Beschreibung der marianischen Inseln (XI Th. a. d. 388 S. gegenwärtiger Sammlung) einer siebenfach gespaltenen Tafel, darinnen Dampier den täglichen Lauf verzeichnet habe, und welche zur Landbeschreibung und Schiffahrt auf alle Weise unentbehrlich sey, erwähnet worden. Diese nun wollen wir an dem gegenwärtigen als dem rechten Orte beybringen, die erste Spalte zeiget die Monatstage; die zweyte den täglichen Strich, das ist, den Punct auf dem Compasse, auf den man hielt. In der dritten findet man die Länge des Laufes, das ist, den Weg, welchen das Schiff täglich von einem Mittage zum andern zurück legte, in wälschen oder Landmessermeilen, sechzig auf einen Grad gerechnet. Allein, da

blickete. Man vermuthete, sie kämen von gewissen unweit davon gelegenen Klippen her, die man zwar nicht sah, doch aber in der Seekarte bemerket fand. Als man der Engländer Schätzung *l*) zu Folge, tausend und neunhundert Meilen zurückgeleget hatte, mußte Swan alle seine Geschicklichkeit zu Hülfe nehmen, um das Murren zu stillen. Er gab zu, es möchte die Rechnung der Spanier vermuthlich richtig seyn; unterdessen da der Wind beständig gut bliebe, müsse die lange und beschwerliche Fahrt ohne Zweifel bald zu Ende laufen. Wenige Tage darauf regnete es wirklich, wiewohl nicht stark; es überlief auch der Himmel an der Westseite mit Wolken, zu einem beynahe untrüglichen Merkzeichen von der Nähe des Landes. In solchen Gegenden, da der Passatwind beständig bläst, fahren zwar die Wolken schnell über die See in der Luft dahin: ist man aber nicht weit mehr vom Lande entfernet, so scheinen sie am Ende des Gesichtskreises unbeweglich zu schweben. Dampier hatte dieses schon sehr oft bemerket, absonderlich nahe bey hohen Ländern, woselbst, wie er saget, die Wolken keine merkliche Bewegung haben *m*).

Dampier. 1686.

Den 20sten May kam die Barke, welche drey Meilen vor dem Schiffe voraus lief, an eine steinige Sandbank, an deren Klippen man eine Menge Fische wahrnahm. Dieses abermalige Merkmaal von der Nähe des Landes, war zwar hinlänglich, die Gemüther aufzumuntern. Allein, weil man sich damals unter zwölf Grad fünf und funfzig Minuten befand, die Spanier hingegen Guaham auf dreyzehn Grad setzen: so wurde man zweifelhaft, ob man auch auf dem rechten Wege nach Westen begriffen sey, indem die spanischen Karten gar keine Sandbänke in die Gegend dieser Insel setzen. Bey dieser quälenden Ungewißheit, ließ Swan nordwärts steuern: allein, gegen Abend sah man Guaham auf acht Meilen weit vor sich, und den folgenden Tag kam man glücklich daselbst vor Anker. Dampier machet eine lebhafte Beschreibung von der überstandenen Angst. Kaum reichte der Vorrath noch auf drey Tage. Auf dem Schiffe war verabredet worden, alle diejenigen, welche zu dieser Reise Lust bezeuget hatten, nach und nach aufzufressen, und den Anfang dazu mit dem Hauptmanne, als ihrem Urheber, zu machen. Nach ihm wäre die Reihe gleich an Dampier gekommen. „Daher kam es, saget er im Scherze, daß mir Swan nach „ausgeworfenem Anker mit diesen Worten um den Hals fiel: ach! mein lieber Dampier, „an euch hätten sie wenig Gutes zu fressen gefunden! Er hatte wohl Recht; denn ich war „eben so mager und abgefallen, als der Hauptmann dick und fett *n*).

Verlegenheit der Freybeuter.

 Da

da man nicht allemal den ganzen Tag auf einem einzigen Striche blieb, so zeiget die vierte und fünfte, wie viel Meilen man täglich gegen Süden, und wie viel man gegen Westen machte. Dieser letztere Wind war währender Reise der gewöhnlichste. Den 17ten April war man der Breite von Guaham ziemlich nahe, und weil man damals dieser Parallele folgete, so gebrauchte man Nord und Süd nur in so fern, als man aus dem geraden Wege weichen wollte. Nur besagtes Ausweichen ist in der fünften Spalte mit N. und S. angezeiget. O. bedeutet, daß man gerade nach Osten lief. Die sechste Spalte bemerket die Breite für jeden Tag, und zwar R. diejenige, die man vermittelst der Schätzung, Ob. hingegen, diejenige, die man durch angestellte Beobachtungen fand. Die siebente und letzte Spalte ist für die Winde. Eine achte Spalte, für die Abweichung der Magnetnadel hat Dampier nicht beygefüget, weil er in diesem Stücke nicht mehr als eine einzige Beobachtung gemachet hatte. Bey der Abreise vom Vorgebirge Corientes, betrug sie vier Grad acht und zwanzig Minuten ostlich. Man sehe seine Gedanken von der Breite des Südmeeres, in der Beschreibung der marianischen Eylande.

Lauf=

Dampier. 1686.

Beystand, den ihnen die Spanier leisten.

Da wir im eilften Bande des gegenwärtigen Werkes eine ausführliche Beschreibung der Insel Guaham und der übrigen marianischen Eylande, und zwar meistentheils aus Dampiers Nachrichten beygebracht haben: so finden wir voritzt derselbigen weiter nichts beyzufügen. Die Freybeuter wurden von dem Befehlshaber und der Besatzung der spanischen Festung auf Guaham ganz wohl empfangen. Man both ihnen allen Beystand, den sie nur verlangen konnten, freywillig an, bey welchen Umständen ihnen nicht einmal beyfiel, Gewalt zu gebrauchen. Ja, damit sie das benöthigte in desto größerem Ueberflusse finden könnten, rieth man ihnen so gar, nach Mindanao, einer von den philippinischen Inseln, welche an keinem Dinge Mangel habe, zu gehen; und man setzete, um alle Bedenklichkeit zu heben, noch hinzu, es wäre selbige voritzt mit den Spaniern im Kriege begriffen, und folglich werde ihre Gegenwart den Einwohnern desto angenehmer fallen. Swan, welcher in seinem Herzen allem Freybeuten gute Nacht gegeben hatte, ergriff diesen Vorschlag desto williger, weil ihn der Weg nach Ostindien ohnedieß da vorbey führete, und er über dieses bey herannahendem Westmusson keinen bessern Zufluchtsort hoffen konnte, als Mindanao.

Sie gehen nach Mindanao.

Den 2ten des Brachmonates gieng er mit einem ziemlich heftigen Ostwinde, welcher einige Tage anhielt, unter Segel. Nachgehends drehete sich der Wind zwar in Westen, wurde aber bald wieder ostlich, und zuweilen südostlich. Man befand auf der ganzen Reise

Lauftafel.

Tage.	Strich.	Weite.	S.	O.	Breite.	Wind.
März. 31	SWS. 5. W.	27	17	20	20 11	W. N-W.
April. 1	S.W. S.W.	106	68	81	N. 19 3	N-W N-N-W.
2	S. W. 1 W.	142	98	101	N. 17 25	N-W.
3	W. 5 S.	102	19	100	Ob. 17 6	N.
4	W. 12 S.	140	29	136	Ob. 16 36	N. N-N.
5	W. 20 S.	160	54	150	Ob. 15 43	N.
6	W. 10 S.	108	18	106	Ob. 15 25	N-O.
7	W. 15 S.	89	23	86	Ob. 15 2	N-O. O-N-O.
8	W. 2 S.	64	5	63	N. 14 57	O-N-O.
9	W. 4 S.	94	6	93	Ob. 14 51	O-N-O.
10	W. 5 S.	138	12	137	Ob. 14 39	O-N-O.
11	W. 5 S.	124	10	123	Ob. 14 29	O. N. O.
12	W. 5 S.	170	14	169	N. 14 15	O. N. O.
13	W. 5 S.	170	14	169	N. 14 1	O. N. O.
14	W. 5 S.	180	15	177	N. 13 46	O. N. O.
15	W. 6 S.	174	18	172	N. 13 18	O. N. O.
16	W. 6 S.	182	19	180	N. 13 9	O. N. O.
17	W. 6 S.	216	22	214	N. 12 47	O. N. O.
18	W.	192		192	N. 12 47	O. 4 N.
19	W.	10		180	N. 12 47	O.
20	W.	177		170	N. 12 47	O. N. O.
21	W.	171		171	N. 12 47	O. N. O.
22	W.	18		180	N. 12 47	O. 4 N.
23	N. W.	170	11 N.	168	N. 12 47	O. 4 N.
	Ob. W. 4 N.				Ob. 12 58	
24	N. W.	146		46	N. 12 58	O. 4 N.
25	W.	146		146	N. 12 58	O. 4 N.
26	W. 3 N.	185	9 N.	184	Ob. 13 7	O. 4 N.

Tage

Reise von Guaham bis an die philippinischen Inseln, die gemeinen Karten ziemlich richtig. Den 21sten erblickte man die Johannesinsel, welche nebst Mindanao unter allen besagten Inseln am weitesten gegen Mittag liegt. Dampier giebt ihr von Nordnordwest gegen Südsüdost acht und dreyßig Meilen zur Länge, und zur größten Breite vier und zwanzig. Diese beyden Inseln waren damals die einzigen, welche die Herrschaft der Spanier nicht erkenneten. Das Johannes Eyland liegt zwischen dem siebenten und achten Grade Norderbreite, und nicht weiter als vier Meilen von Mindanao.

Dampier. 1686.

Den 22sten kamen die Freybeuter bis auf eine Meile weit ostlich an Mindanao, und weil der Wind von Südosten blies, liefen sie bis auf sieben Grad vierzig Minuten Breite nordlich an der Ostseite hin, und warfen hernach den Anker in einer kleinen Bucht, etwa eine wälsche Meile weit vom Strande, auf unreinem und steinigtem Grunde. Einige von ihren Lootsbüchern sezeten die Stadt und Insel Mindanao auf diese Höhe. Hieraus nun folgete zwar wenigstens dieses, daß hier die Mitte der Insel sey; ob aber die Stadt gegen Osten, oder Westen liege, das war ihnen unbewußt. Nachdem sie die Nacht und die Hälfte des folgenden Tages in dieser Bucht zugebracht hatten: so kamen einige Inselneinwohner zum Vorscheine, und gaben durch Deuten so viel zu verstehen, die Stadt liege im westlichen Theile der Insel. Weil es nun Swan nicht dahin bringen konnte, daß sie ihm den Weg gezeiget hätten: so lichtete er die Anker, und lief gegen Südost. Endlich

Schwierigkeiten, die Stadt Mindanao zu finden.

Tage.		Strich.	Weite.	S.	O.	Breite.	Wind.
April.	27	W.	140		140	Ob. 13 7	O. 4 N.
	28	W.	167		167	Ob. 13 7	O. 4 N.
	29	W. 2 N.	172	5	171	Ob. 13 12	O.
	30	W.	173		173	Ob. 13 12	O. N. O.
May.	1	W.	196		96	N. 13 12	O. 4 N.
	2	W.	160		160	Ob. 13 13	O. 4 N.
	3	W.	154		154	N. 13 12	O. N. O.
	4	N. W.	153	5 S.	152	N. 13 12	O. N. O.
		Ob. W. 2 S.				Ob. 13 7	
	5	W. 2 N.	180	7 N.	179	Ob. 13 14	O. N. O.
	6	W. 3 N.	172	9 N.	171	Ob. 13 22	O. N. O.
	7	W.	160		160	Ob. 13 22	O. N. O.
	8	W. 3 S.	149	7 S.	148	Ob. 13 15	O. 4 N.
	9	W. 4 S.	134	9 S.	133	Ob. 13 6	O. N. O.
	10	W.	128		128	N. 13 6	O. N. O.
	11	W. 5 S.	112	9	111	Ob. 12 57	O. N. O.
	12	W.	128		128	N. 12 57	O. N. O.
	13	W.	129		129	N. 12 57	O. N. O.
	14	W.	128		128	N. 12 57	O. N O.
	15	W. 4 N.	118	8 N.	117	Ob. 13 5	O. N. O.
	16	W. 6 S.	114	11 S.	113	Ob. 12 54	O. N. O.
	17	W. 3 S.	109	5 S.	108	Ob. 12 49	O. N. O.
	18	W.	120		120	N. 12 49	O. N. O.
	19	W.	137		137	N. 12 49	O. N. O.
	20	W.	134		134	N. 12 50	O.
	21	N. W. 7 W.	13	8 N.	10	N. 12 59	O. N. O.

Ganze Summe des westlichen Striches siebentausend dreyhundert und drey und zwanzig wälsche Meilen, welche in allem für die Länge der Insel Guaham, hundert fünf und zwanzig Grad, eilf Minuten, und für ihre Breite, dreyzehn Grad, zwanzig Minuten, betragen. Dampier an ob. Orte a. d. 301 u. f. S.

Dampier. 1686.

lich erreichete er das Ende des Landes, und erblickete nur ungefähr drey Meilen davon, zwo andere, obgleich kleine Inseln. Weil er nun in einer ihm unbekannten Durchfahrt allerley Schwierigkeiten zu finden besorgete: so ergriff er die Entschließung, ostlich um besagte Inseln zu steuren. Die Meangiseylande waren die ersten, die er wahrnahm; er bemerkete aber sonst nichts, als ihre Lage, welche sechzehn Meilen gegen Südost von Mindanao ist.

Schöne Bay.

Den 4ten des Heumonates lief er in eine tiefe Bay, im Nordwesten der ersten beyden Eylande. Die Ankerstelle war da auf funfzehn Faden Wasser vortrefflich. Besagte Bay hat an ihrer Mündung nicht mehr als zwo wälsche Meilen in die Breite, weiter hinein aber, drey, ihre Länge aber beträgt gegen Nordnordwest sieben. Drey Meilen weit von ihrer Mündung, auf der Ostseite, findet man schöne Sandbayen, da man auf vier, fünf bis sechs Faden sicher vor Anker liegt. Auf eben dieser Seite ist das Land zwar gebirgig, und waldicht, wird aber dennoch von Bächen bewässert; ja es giebt so gar einen Fluß von solcher Tiefe daselbst, daß er mit Nachen zu befahren ist. An der Westseite der Mündung giebt es gewaltig große mit hohem Grase bewachsene Auen, darinnen die wilden Thiere ihren Aufenthalt nehmen. Zwar bergen sie sich gegen die Hitze des Tages in dem benachbarten Gehölze: allein, des Morgens und Abends sieht man sie heerdenweise im freyen Felde herum laufen, und zwar desto ungescheueter, weil es an dieser Seite der Bay keine andere Einwohner hat. An der Ostseite hingegen, unten am Gebirge, findet man Pflanzereyen in großer Menge. Swan schickte einige Mannschaft dahin, die mit ihrem bloßen Anblicke alle dasige Indianer wegjagete. Bey diesen Umständen fiel es ihm nicht möglich, von der Lage der Orte, die er zu wissen wünschete, das allergeringste zu erfahren, ungeachtet ihn der widrige Wind ganzer zwölf Tage in dieser Bay aufhielt. Endlich, nachdem er um die südostliche Ecke der Insel gelaufen war, und an der Südküste hinfuhr: so traf er einige Fischer an, die ihm auf seine Fragen durch Deuten Antwort gaben. Dergestalt kam er den 18ten des Heumonates an den Fluß Mindanao. Dampier setzet die Mündung desselbigen auf fünf Grade zwey und zwanzig Minuten Norderbreite, und hundert und drey und zwanzig Grad zwölf Minuten Länge, vom Vorgebirge Lezard in England *o*).

Mündung des Flusses.

Man warf den Anker zwo englische Meilen weit von der Küste, und drey bis viere von einem kleinen südlich unter dem Schiffe gelegenen Inselchen. Swan ließ sogleich neun Stückschüsse thun, worauf man von der Küste mit dreyen antwortete. Kaum war das Geknalle vorbey: so erschienen zween vornehme Indianer, in einem zehnruderichten Nachen. Sie frageten auf spanisch: woher das Schiff komme? Man beantwortete die Frage in eben dieser Sprache. Allein, ungeachtet ihnen der Name Engländer ganz wohl gefiel: so war es ihnen doch nicht sonderlich angenehm, als sie höreten, der Hauptmann hätte die Absicht nicht, sich auf der Insel niederzulassen. Es war ihnen die Ankunft dieses Schiffes schon seit langer Zeit bekannt, und ihr Hof hatte gehofft, es käme, um ein Waarenlager auf Mindanao anzurichten. Denn es hatte vor einigen Monaten ein englischer Kaufmann, Namens Goodlud an ihrer Küste Anker geworfen, und ihnen weis gemachet, es würde bald ein englischer Bothschafter mit Handlungsvorschlägen ankommen *p*).

Dam-

o) Ebendas. a. d. 394 und vorhergeh. S.

Dampier machet hier eine sehr lesenswürdige Ausschweifung. Er saget: „Meines Erachtens wäre es recht gut für uns gewesen, wenn wir das Anerbiethen angenommen, und „dem Verlangen der Einwohner zu Folge, unsern Sitz auf der Insel aufgeschlagen hätten. „Denn nicht nur wir für unsere Person, hätten hiervon mehr Vortheil, als von fernerem „Herumschwärmen gehabt, sondern vermuthlich hätte England selbst von einer ordentlichen Handlung sowohl mit dieser, als mit vielen andern benachbarten und sehr gewürzreichen Inseln großen Gewinn ziehen können. Die vorhin genannten Meangis Eylande „liegen zwanzig Meilen weit von Mindanao. Sie sind zwar klein, aber nach der Einwohner Vorgeben reich am Golde, und waren damals den Holländern noch nicht bekannt. Nebstdem wäre demjenigen, welcher einmal auf Mindanao recht fest säße, die „Gemeinschaft mit den philippinischen Inseln etwas leichtes. Denn nur besagtes Eyland „hat nicht nur überhaupt die allerbequemste Lage zur Handlung mit diesem Theile des Morgenlandes, und ist an sich selbst schon gleichsam der Mittelpunct des Gold- und Gewürzhandels aller benachbarten Inseln, sondern es ist auch hierbey noch absonderlich zu erwägen, daß die Reise nach dieser Insel ihrer gewaltigen Entfernung ungeachtet, bey weitem nicht mit so vieler Gefahr und Beschwerlichkeit, als man sich insgemein vorstellet, „verbunden sey. Wenn ich dahin reisen sollte, so würde ich die Sache folgendermaßen anstellen; ich würde zu Ende des Augustes aus England absegeln, das Feuerland umschiffen, Neuholland aufsuchen, und mich so lange, als es Mindanao näher zu kommen nöthig wäre, an die Küste besagten Landes halten, nachgehends aber gerade darauf zu fahren. Auf diese Weise käme ich nicht nur keinem einzigen holländischen Handelssitze nahe, „sondern ich fände auch, sobald ich dem Feuerlande vorbey wäre, einen frischen und beständigen Ostwind. Nimmt man im Gegentheile den Weg über das Vorgebirge der „guten Hoffnung: so muß man beynahe gleich nach dem Eintritte in die ostindische See, „entweder durch die malackische, oder durch eine andere ostlich von Java gelegene Straße „laufen, wo man allemal, man mag sich wenden, auf welche Seite der Linie man will, „nichts gewissers, als widrige Winde findet. Dieses alles nun beträgt eine Reise von „acht Monaten, dahingegen ich die meinige in sechs, oder auf das höchste in sieben zu endigen gedächte. Die Rückreise wollte ich eben also anstellen, als die Spanier die ihrige „von Manilla nach Mexico, nur mit dem Unterschiede, daß ich, so lange die veränderlichen Winde blasen, nicht gleich ihnen nach dem Nordpole, sondern so lange, bis ich einen „bequemen Wind um das Feuerland zu kommen anträfe, immer gegen Süden laufen „wollte. Es fehlet nicht an Ländern, da man unterwegens stille liegen und ausruhen kann. „Also könnte man zum Beyspiele, im Hinwege an beyden Seiten des Pata-Landes, oder „noch lieber an den Gallopagos-Inseln, da man Lebensmittel im Ueberflusse antrifft, vor „Anker legen. Auf dem Rückwege könnte man vermuthlich an irgend einer andern Gegend von Neuholland anlegen, und zugleich ohne etwas vom Wege zu verlieren, neue „Entdeckungen machen. Soll ich meine Meynung frey heraus sagen, so glaube ich, der „ungeheuere Landstrich, welcher das Südmeer umschränket, wäre den Engländern nur „deswegen bisher noch unbekannt, weil man diese bequeme Straße bisher nicht geachtet „hat. Wer dieses Meer durchschiffet, der richtet sein Absehen gemeiniglich auf Mexico, „oder Peru, und bleibt folglich weit genug vom Südlande. Diese meine Meynung kann ich „mit demjenigen, was mir nach meiner Rückkunft nach Europa der Hauptmann David „erzäh-

Dampier. 1686.

Ausschweifung von einem Vorschlage zu einer Niederlassung auf einer Insel.

p) A. d. 394 S.

Dampier. 1686.

„erzählet hat, bestätigen. Denn dieser sagete mir, er wäre nach unserer Trennung nach „den Gallopagosinseln, und von da, um den Wind zu gewinnen, und das Feuerland „aufzusuchen, gegen Süden geschiffet, da habe er nun auf sieben und zwanzig Grad Sü„derbreite, auf einmal eine kleine sandige Insel, ganz nahe bey sich, und westlich an sel„biger einen langen und ziemlich hohen Strich Landes, der nach Nordwest fortlief, erblicket. „Dieses war ohne Zweifel eine von den Küsten der Südländer *q*).

Ob sich die Freybeuter dazu schickten.

„Doch wir wollen den Vortheil unseres Vaterlandes bey Seite setzen, und annehmen, „wir hätten von Hause zu Errichtung unseres Wohnsitzes auf Mindanao nicht die gering„ste Hülfe zu hoffen gehabt: so wären wir doch zu Ausführung dieses Unternehmens viel„leicht geschickter gewesen, als wenn wir in einer solchen Absicht ausdrücklich aus Europa „hergekommen wären. Denn es dürfte wohl schwerlich ein Handwerk zu finden seyn, das „nicht einige unter uns verstunden. Wir hatten unter uns Brettschneider, Zimmerleute, „Tischler, Maurer, Schuster, Schneider, u. s. w. Zwar fehlete uns ein Schmied, „der im Großen arbeiten konnte: doch den hätten wir zu Mindanao antreffen können. Ei„sen, Bley und allerley Werkzeug nebst Pulver und Bley hatten wir im Ueberflusse, im„gleichen eine gute Anzahl kleines Gewehr. Wäre es nöthig gewesen, eine Schanze auf„zuwerfen, so konnten wir, ohne unser Schiff allzusehr zu schwächen, acht bis zehn Stücke „auf selbigem missen. Hierzu kam noch, daß wir einen gewaltigen Vortheil über dergleichen „Oberaufsehr, als man gemeiniglich aus England nach Indien abschicket, hatten, indem „es diesen Leuten an Erfahrung fehlet, und sie ihre Geschäffte viel zu genau suchen, viel „zu kaltsinnig und weitläuftig abhandeln, als daß sie große Dinge thun könnten; zuge„schweigen, daß die Veränderung der Luft und der Speisen ihr Leben in große Gefahr se„tzet, dahingegen wir die allergrößeste Hitze vertragen konnten, der Beschwerlichkeit schon „gewohnt, verwegen, beherzt im Unternehmen, und nicht so leicht abzuschrecken waren. „Mit einem Worte, unsere meisten Leuten waren des Herumschwärmens überdrüßig, und „sehneten sich allgemach nach der Ruhe, folglich wären sie sehr gern an einem Orte, da „einige Bequemlichkeit für sie zu hoffen war, geblieben. Wir hatten ein gutes Schiff, „und so viel Mannschaft, daß einige unsern neuen Sitz einrichten, die übrigen aber den „Eigenthümern desselbigen die Nachricht von unserm Entschlusse nebst dem Werthe ihrer „Güter bringen konnten. Swan hatte fünf tausend Pfund an Golde, die er für seine „auf der Insel Plata verkaufeten Waaren bekam, sorgfältig aufgehoben. Hätte er einen „Theil davon an Gewürz geleget: so wären die Kaufleute, die ihr Vertrauen auf ihn ge„setzt hatten, sehr vergnügt damit gewesen, wenigstens doch diesen Vortheil daraus zu „ziehen„ *r*).

Was Swan zu Mindanao vernimmt.

Doch wir wollen wiederum auf Dampier zurück kommen. Zwar ließen sich die beyden mindanaischen Herren nicht bereden, an Bord zu kommen: dem ungeachtet aber versprachen sie dem Hauptmanne, die nöthigen Lebensmittel zu schaffen, riethen ihm auch zum Merkmaale ihrer aufrichtigen Gesinnung, er möchte sein Schiff gegen den Westwind, welcher in weniger Zeit mit größtem Ungestüme zu blasen anfangen würde, an einer bequemern Stelle in Sicherheit bringen. Dieser gute Rath gereichte den Freybeutern zu ungemeinem Vortheile. Nachdem beyde Herren weg waren: so erfuhren sie erst, einer wäre der Feldherr über die eyländische Kriegesmacht, Namens, **Raja Lau**, und der andere ein Sohn

q) Vermuthlich bewogen diese Gründe den Verfasser zu der Reise nach den Südländern, davon wir die Beschreibung schon beygebracht haben.

Sohn des Sultans gewesen. Gleich darauf kam ein Kriegesbedienter an Bord, und maß das Schiff. Die Mindanayer haben diese Gewohnheit von den Chinesen angenommen, welche gleichfalls alle Schiffe, die eine Ladung einnehmen wollen, auf alle Weise abmessen, damit sie genau wissen, wie viel man hinein zu bringen vermöge. Weil Swan wohl einsah, es würde ihn die Jahreszeit zu einigem Aufenthalte an diesem Orte nöthigen: so ließ er nicht nur die Befehle des Sultans ungehindert vollziehen, sondern ließ ihm auch etliche Ellen Scharlach, goldene und silberne Borten, einen türkischen Säbel, und ein Paar Pistolen zum Geschenke überreichen. More, ein Engländer von guter Herkunft, wurde zu dieser Verrichtung ausersehen. Er ließ sich erst zu dem Raja Lau führen; unterdessen bekam der Sultan von seinem Vorhaben Nachricht, und machte Anstalt, ihn wohl zu empfangen. Gegen Abend kamen einige von seinen Befehlshabern, um das Geschenk abzuholen. More wurde mit vielen Fackeln nach dem Pallaste geführet, da er den Sultan nebst etwa zehn vornehmen Herren auf kostbaren Teppichen sitzend fand. Die Unterredung geschah durch Hülfe eines Dollmetschers in spanischer Sprache. Sie machte den Sultan so begierig, den Hauptmann zu sprechen, daß er ihn gleich den folgenden Tag ans Land zu kommen nöthigte, und ohne große Weitläuftigkeit in seinem Zimmer empfing. Nachdem die ersten Höflichkeiten beyderseits abgeleget waren: so ließ er zwey englische Schreiben herbey bringen, und ersuchte den Hauptmann, sie zu lesen, vermuthlich in der Meynung, es würden ihm selbige von denen Vortheilen, welche die Insel den Engländern verschaffen könnte, einen erhabenen Begriff beybringen. Das erste hatten einige londoner Kaufleute an den Sultan geschrieben, und ihn darinnen um Ertheilung gewisser Freyheiten, und um Erlaubniß, auf Mindanao eine Schanze zu bauen, ersucht. Das andere hatte der Hauptmann Goodlud an alle Engländer, die das Schicksal nach Mindanao führen würde, zurück gelassen. Es enthielt eine Nachricht von dem Handlungsfuße, das ist von dem bedungenen Preise, dafür man die inländischen und die europäischen Waaren gegen einander anschlagen wollte. Der auf das mindanaische Gold gesetzte Werth, war für eine englische Unze, vierzehn, und für eine mindanaysche Unze achtzehn Piaster, an solchem Gelde, das in ganz Indien gäng und gäbe sey. Auf den Preis der Waaren kann Dampier sich nicht mehr besinnen. Ungeachtet dieses anscheinenden guten Wechselverständnisses, hatte gleichwohl Goodlud unten in den Brief gesetzet: „Trauet diesen Kerlen nicht, es „sind allzumal Spitzbuben: aber lasset euch nichts merken„. Die Freybeuter erfuhren zwar auch, es wären dem Goodlud wirklich einige Waaren gemauset worden, und habe er ohne Genugthuung abreisen müssen; nichts destoweniger ließen sie alles Mistrauen, dazu sie des Goodluds Schreiben gebracht hatte, wieder sinken, als ihnen Raja Lau einen von den Dieben in Ketten und Banden übergab, und den Swan ersuchete, ihn nach Belieben zu strafen. Man hatte ihn erst seit Kurzem erwischet, ungeachtet er ins Gebirge geflohen war. Swan wollte ihm durchaus keine Strafe auflegen: allein, Raja Lau hielt nicht für rathsam, ihn ungestraft gehen zu lassen. Er ließ ihn den folgenden Tag mit Aufgange der Sonne ganz nackend, mit dem Gesichte gerade gegen die Sonne gewendet, und in einer Stellung, da er weder Hand noch Fuß rühren konnte, an einen Pfahl binden. Nachmittage wendete man ihn gegen Abend, damit er die Sonne immer im Gesichte behielt. Diese Marter war ohne Zweifel grausam genug, weil der Missethäter nebst der unleidlichen Sonnenhitze auch die quälenden Fliegenstiche ausstehen mußte. Sie währete bis auf den

Dampier. 1686.

Englische Briefe zu Mindanao.

Harte Strafe eines Diebes.

r) A. d. 399 und vorherg. S.

Dampier. 1686. den Abend, und es wäre sonder Zweifel ein unmenschlicher Tod darauf erfolget, wenn Swan den Raja durch vieles Bitten nicht begütiget hätte.

Die Engländer merken, daß man sie betriegen will.

Ungeachtet dieses schweren Gerechtigkeitseifers, und dem aufrichtigen freundschaftsvollen Bezeugen der Einwohner zu Mindanao, merketen die Freybeuter dennoch bald, daß man sie hinter das Licht führen wollte. Raja Lau hatte ihnen die große Gefahr, welcher ihr Schiff an der Mündung des Flusses unterworfen sey, dermaßen nachdrücklich vorgestellet, daß sie es endlich näher an die Stadt hinauf bringen ließen. Weil nun der Fluß ziemlich schmal war, und über dieses bey der stärksten Fluth kaum zehn bis zwölf Schuhe tief Wasser hatte: so mußte man es erleichtern, und ausladen. Raja Lau kaufte eine ziemliche Menge Bley und Eisen, leistete auch die Bezahlung dafür, an Reiß, mit aller Treue. Hierauf erschien das schlimme Wetter, davor er gewarnet hatte. Mit Ausgange des Heumonates fingen die Regengüsse und Stürme an, sich einzustellen, und dauerten bis zu Ende des Augustes. Der Fluß schwall erstaunlich auf, und schwemmete eine Menge Bäume herbey, welche die Freybeuter, aller Mühe ungeachtet, dennoch nicht allemal von ihrem Schiffe abzuwenden vermochten. Die Stadt Mindanao, die sich wohl eine englische Meile weit am Flusse herab erstrecket, schien mitten in einem See zu liegen, und es konnte niemand auf andere Weise, als in einem Kahne, zu seinem Nachbar kommen. Allein, diese gemeinschaftliche Verdrüßlichkeit war dasjenige im geringsten nicht, was den Engländern die Augen öffnete; sie glaubeten im Gegentheile, die Gefahr sey an diesem Orte weit geringer, als in irgend einer Bucht, oder Hafen, auf der ganzen Insel: sie suchten sich also wegen eines Uebels, das die Einwohner nicht minder ausstehen mußten, als sie, alle Tage bey ihren Pagallys zu trösten s). Allein, als die Witterung besser wurde, und sie ihr Schiff auszubessern gedachten: so war es, zu ihrer größten Bestürzung, mehr als halb von den Würmern angefressen. Die Nachen waren so löchericht, als Honigseim. Die Barke, welche nur einen einfachen Boden hatte, war überall durchlöchert, und nicht mehr zu gebrauchen t): das Schiff hingegen, war zu allem Glücke gefüttert, und in den Winkel zwischen den Haupt- und Futterdielen waren keine Würmer gekommen. Voritzt merketen sie, daß es der General nicht aufrichtig mit ihnen meyne. Als er an Bord kam, und sah, daß sie in voller Arbeit waren, die Futterdielen loszubrechen, daß aber unter solchen, noch ein anderer völlig guter und unbeschädigter Boden vorhanden sey: so schüttelte er den Kopf, und schien darüber sehr misvergnügt zu seyn. Er wiederholete öfter als einmal, dieses Schiff wäre das erste mit einem doppelten Boden, das er sein Tage gesehen hätte. Swan erfuhr, es wäre an eben diesem Orte ein holländisches Schiff in weniger als zween Monaten Zeit, von den Würmern durchfressen worden, und hierauf hätte der General das darauf befindliche schwere Geschütz sich selbst zugeeignet. Ohne Zweifel hoffete er, die Freybeuter auf gleiche Weise um das ihrige zu bringen: allein, es schlug ihm fehl. Sie machten

Die Würmer durchfressen ihr Schiff.

s) A. d. 411 und vorherg. S.

t) Man wußte damals schon, an mehr als einer Küste, absonderlich in den brasilischen Häfen, von dieser Pest der Schiffahrt zu sagen.

u) Dampier erzählet, das Schiffsvolk hätte über dieses noch sechzehn Mann zu Mindanao, meistentheils durch Gift eingebüßet, weil sie mit dem dasigen Weibesvolke allzuvertraulich Bekanntschaft gepflogen. Die Mindanayer wissen mit dem Vergiften ungemein gut umzugehen. Sie haben geschwindes und langsames Gift. Es sturben verschiedene Engländer erst einige Monate nach ihrer Abreise daran. Ungeachtet sie zur selbigen Zeit nicht das geringste an sich gespüret hatten. A. d. 423

ten die durchfressenen Dielen mit gesammter Hand los, ersetzeten die Stelle derselbigen mit guten, und brachten noch vor Anfange des Christmonates ihr Schiff in vollkommenen Stand. Dampier. 1686.

Dampier beschreibt die Gefräßigkeit dieser Würmer mit Erstaunen. Er hatte sie sonst nirgend, als zu Mindanao, erfahren. Die Einwohner, saget er, wissen sehr wohl, was dieses schädliche Ungeziefer thun kann. So oft sie aus der See nach Hause kommen, holen sie ihre Fahrzeuge an das Land, brennen den Boden aus, und lassen sie nicht eher ins Wasser, bis sie vollkommen wohl ausgebessert worden sind. Wie man für gewiß saget, so sterben diejenigen Würmer, die ein Schiff im Seewasser durchfressen, sobald es in süßes Wasser kömmt, und umgekehret, die Flußwürmer sterben im Seewasser. Hingegen vermehren sich beyde Gattungen in solchem Wasser, das nur einigermaßen salzig schmecket, auf ganz erstaunliche Weise. Einige meynen, sie wüchsen in den Dielen: allein, Dampier glaubet, die See bringe sie hervor. Er hatte sie in der Bay von Panama, ingleichen von Campeche, und anderswo zu Millionen auf der See herum schwimmen sehen. Swan und David hatten sie nicht weniger beobachtet, und eben deswegen ließen sie ihre Schiffe so oft betheeren. Allein, dergleichen große und gefräßige hatten sie noch nirgend angetroffen, als zu Mindanao. Der Verfasser bemerket auch, man fände sie niemals weit in der See, sondern allezeit nur in Bayen, Buchten, Mündungen der Flüsse, und mit einem Worte, nahe am Lande.

Empörung der Freybeuter gegen Swan.

Diese Probe von dem falschen Gemüthe des Generals, wozu noch einige andere Ursachen zum Misvergnügen kamen, verursachete, daß Swan vollends alle Lust zu einem beständigen Sitze auf dieser Insel verlor. Zu allem Unglücke hatte er selbst, durch ein stolzes Wesen, und zur Unzeit gebrauchte Strenge, einen Theil seiner Leute gegen sich erbittert, und gedachte voritzt an nichts weniger, als was gegen ihn geschmiedet wurde. Zufälligerweise bekam ein junger von Bristol gebürtiger Mensch, Namens Johann Reed, auf den seine Cameraden, wegen seines Verstandes und seiner Einsicht im Seewesen, große Stücke hielten, des Hauptmanns, seit der Abreise von America bis nach Guaham geführtes Tagebuch in die Hände, darinnen der meisten Freybeuter nicht in sonderlichen Ehren gedacht wurde. Diesen Fund gebrauchte er dazu, die Gemüther aufzubringen, und nachdem er die meisten gewonnen hatte, sich selbst zum Hauptmanne aufwerfen zu lassen.

Wählen Reed zum Hauptmanne. Wie es Swan ergangen.

Swan erfuhr das tolle Unternehmen, als er eben am Lande war, und die letzte Anstalt zur Abreise vorkehren wollte: allein, es war zu spät, und nicht mehr möglich, die Widerspänstigen zu Paaren zu treiben. Er hatte sechs und dreyßig Mann bey sich, welche gleiches Schicksal mit ihm ausstehen, das ist, zurück bleiben mußten. Dampier und der Schiffsbarbier, waren vor Ausbruche des Aufruhrs an Bord gegangen, und mußten nachgehends mit Gewalt da bleiben. Der neue Hauptmann gieng den 14ten Jenner bey hellem lichten Tage unter Segel, und fuhr in aller Eile davon, ohne sich zu bekümmern, wie es den Zurückgelassenen vielleicht ergehen möchte *u*). 1687.

 An

423 S. Was Swans Schicksal betrifft, welches Dampier erst nach einiger Zeit erfuhr: so verdienet es allerdings, beygebracht zu werden, wenigstens doch in einer Anmerkung. Er tröstete sich lange Zeit mit der Hoffnung, es werde irgend ein Schiff von seiner Nation nach Mindanao kommen, und um dieser Ursache willen, wollte er dem Beyspiele verschiedener von seinen Gefährten nicht folgen. Denn diese giengen auf holländischen Barken nach Ternate, und von Ternate nach Batavia, wo die Holländer ihnen ihre Tagebücher wegnahmen. Einige andere sturben auf Mindanao. Endlich entschloß er sich dennoch, mit einem holländischen Schiffe, welches damals auf der Rhede lag, nach

Dampier. 1687.

An diesem Orte erwähnet Dampier eines Unterschiedes, der ihm bey seinem Aufenthalte zu Mindanao das erstemal in die Augen fiel, und zu einigen Anmerkungen Gelegenheit gab. Nachdem er so weit gegen Westen, und zwar allemal mit der Sonne fortgereiset war: so fand er, daß der Unterschied der Zeit vierzehn Stunden, die er gewonnene Stunden nennet, austrug. Es trifft dieses, wie er saget, ziemlich genau ein, indem zwischen dem Mittagskreise von England, wenn er durch das Vorgebirge Lezard gezogen wird, und zwischen Mindanao ungefähr zwey hundert und zehn Grade Unterschied sind. Alle Europäer, welche ihren Weg nach Morgen über das Vorgebirge der guten Hoffnung, das ist von der andern Seite, und gegen den Lauf der Sonne nehmen, zählen einen Tag mehr, gleichwie denn die Mindanayer selbst auf diese Weise rechnen. Denn sie nennen denjenigen Tag, wenn ihre Sultane die Moschee besuchen, Freytag, da er doch in Europa erst der Donnerstag ist. Gleichwohl zählen die Spanier auf Guaham die Tage eben also, wie wir, und Dampier saget, es geschehe deswegen, weil sie durch Westen aus Spanien dahin gekommen wären; doch ist ihm unbekannt, wie man die Tage zu Manilla und in den übrigen philippinischen Inseln, wo Spanier wohnen, zähle *x*).

Aenderung in der Zeit; wie nöthig sie zu bemerken falle

Der VI Abschnitt.

Der neue Hauptmann verläßt Mindanao. Große Fledermäuse. Gefährliche Klippe. Reed geht nach Pulo Condor. Beschreibung dieser Insel. Theerbaum. Traubenbaum. Wilder Muscatenbaum. Bequemlichkeit dieser Insel zu einem Handelsplatze. Gestalt der Einwohner. Insel Ubi; Prata; St. Johann. Erschrecklicher Sturm. Die Freybeuter gehen nach den Piscadoren; an unbewohnte Inseln; denen sie Namen geben. Gestalt und Kleidung ihrer Einwohner. Wunderliche Städte. Geschicklichkeit der Einwohner. Ihre Speisen. Getränk Bachi genannt. Ihr Gewehr; Religion und Regierungsform. Beyspiel von ihrer Gerechtigkeit. Ein Sturm treibt die Freybeuter in die See. Ihre Muthlosigkeit. Beschreibung einer Wasserhose. Button. Callasusung. Timor. Die Freybeuter gehen nach Neuholland. Anmerkung über dessen Lage. Beschaffenheit des Landes und der Einwohner.

Der neue Hauptmann verläßt Mindanao.

Sobald der neue Hauptmann auf der hohen See war: so machte er sein Vorhaben auf der Höhe von Manilla zu kreuzen kund. Man nahm den Weg nach Westen, und segelte vier bis fünf Meilen vom Lande, an der Südküste von Mindanao, hin. Den folgenden Tag war man vor Chambongo *y*), einer Stadt auf besagter Insel, welche von dem Flusse, da man ausgelaufen war, dreyßig Meilen weit lag. Vorzeiten hatten die Spanier sich an diesem Hafen fest gesetzet. Er biethet eine gute Ankerstelle dar; es hat auch das Land Ueberfluß an Vieh: allein, zwey bis drey Meilen weit vom Lande, giebt es zwo

nach Europa zu reisen. Allein, als er in einem Nachen an Bord fahren wollte: so stürzeten einige Inseleinwohner den Nachen um, und erwürgeten ihn im Wasser. Man legete diese Mordthat dem mindanayischen Generale zur Last, weil er so gleich all sein Geld zu sich nahm. Andere glaubeten, es wäre nur aus Rache geschehen, und hätte sich Swan dieses Unglück durch seinen Jähzorn und ausgestoßene Drohungen gegen die ganze Insel, die er des Betruges Schuld gab, über den Hals gezogen. A. d. 500 S.

x) Er setzet noch hinzu, die Seeleute müßten unumgänglicher Weise auf den Unterschied der Zeit Achtung geben, wenn anders die von ihnen angegebene Breite richtig seyn soll. Denn da alle Tafeln für die Abweichung der Sonne auf den Mittagskreis desjenigen Ortes, da man sie verfertiget hat, berechnet werden: so fehlen sie im März und Herbstmonate an denjenigen Orten der Welt, welche unter dem gerade gegen überstehenden Mittagskreise liegen,

zwo gefährliche Sandbänke. Den 14ten lief man zwischen einige kleine Inseln durch, da die Fluth sehr unbeständig ist. Den 22sten fuhr man um die westlichste Spitze von Mindanao, und lief sodann gegen Norden, bis man einige andere zu den philippinischen gehörige Inseln entdeckete. Den 3ten des Hornungs ließ Reed, weil er einige Aenderungen am Schiffe vornehmen, und es flüchtiger zum Segeln machen wollte, den Anker in einer guten Bay fallen. Es lag solche unter neun Grad fünf und funfzig Minuten in Westen, einer acht bis zehn Meilen langen Insel, davon weder die Seekarten, noch die Lootsbücher etwas erwähnten. Sie liegt der Insel Zebu im Westen z). Unterdessen nun, als die Zimmerleute mit der Arbeit beschäfftiget waren, besichtigte Dampier die Gegend an der Bay.

Dampier. 1687.

Dampiers Beobachtung von den Rattangs.

An einigen Orten fand er gewisse Rohre, von der Gattung, die man Rattangs nennet, und die in Europa allenthalben häufig gebrauchet werden; nur aber waren die dasigen von einer besonderen Art. Er beschreibt sie folgender Gestalt. Ihre Knoten sind zum allerhöchsten nicht über zween Schuhe zehn Zolle, gemeiniglich aber nur zween Schuh weit von einander. Entweder breiten sich diese Rohre aus, wie ein Weinstock, oder sie schlingen sich um die Bäume, bis oben an den Gipfel. Ihre Länge beträgt funfzehn bis zwanzig Faden; fünf bis sechs Schuh von der Wurzel auf, haben sie eine ungemeine Dicke. Sie sind mit einer dicken haarichten, und an Farbe braunen Rinde überzogen: allein, man darf sie nur durch die Hand ziehen, so streifet sich die Rinde ab, und läßt das Rohr bloß, welches alsdenn blaßgrün aussieht, nach dem Austrocknen aber, braun wird. Dampier hieb einiges ab, und befand sie ungemein stark und schwer a).

Große Fledermäuse.

In der Bay liegt eine kleine mit Holze bewachsene Insel, von etwa einer wälschen Meile im Umkreise. In selbiger hält sich eine unglaubliche Menge Fledermäuse auf. Sie sind so groß, als eine Ente, und ihre Flügel so lang, daß sie kein Mann bey weitem ausspannen kann. Dampier machet jedweden Flügel sieben bis acht Schuh lang, welches für einen Leib, der die Größe einer Ente nicht übertrifft, allerdings unglaublich schien, wenn er nicht seinem Versichern zu Folge einen solchen häßlichen Vogel in der Nähe betrachtet hätte. Das Wesen besagter Flügel ist mit der Beschaffenheit der gemeinen Fledermausflügel einerley, sieht braun, oder mausfarbicht aus. Die Haut ist nach der Länge von einem Ende zum andern mit Rippen durchzogen, die sich etlichemal zusammen legen können. An den Gelenken und am Ende stehen spitzige Klauen, in Gestalt der Haken, damit der Vogel sich allenthalben anhängen kann. Kaum gieng die Sonne unter: so stiegen diese Thiere auf, nicht anders, als ein Bienenschwarm, und nahmen ihren Flug aus der kleinen nach der großen Insel. Sie stiegen so hoch in die Luft, daß man sie aus dem Gesichte verlor; des folgenden Tages sah man sie zwischen dem Taggrauen und der Sonnen Aufgange, sich wieder herab senken, und in ihre Insel begeben.

liegen, ungefähr um zwölf Minuten, und zu andern Zeiten des Jahres, fehlen sie nach Beschaffenheit der Sonnen Abweichung weniger oder mehr. Reisete man so weit, als Dampier: so würde der Unterschied noch größer werden, und sehr merkliche Irrungen verursachen. Unterdessen geben die Seeleute, auch die geschickten, auf ihren Reisen der Unumgänglichkeit ungeachtet, beynahe gar nicht Achtung darauf, und zwar bloß deswegen, weil sie die Ursache besagter Unumgänglichkeit nicht genugsam erwägen. Unsere Leute, saget er, machten es eben also; denn nachdem sie hundert und zehn Grade zurück geleget hatten: so begonnten sie den Unterschied der Abweichung zu verringern, da sie doch dieselbige, gleichwie wir auf der ganzen Reise gethan hatten, vermehren sollten. A. d. 426 S.

y) Vermuthlich Sambangan.

z) Ist ohne Zweifel die Negerinsel. Siehe die Karte von den philippinischen Inseln.

a) A. d. 429 S.

Dampier. 1687.

Gefährliche Klippe.

Außen vor der Bay, zwo wälsche Meilen weit von der Fledermausinsel auf der Westseite, trifft man einen, und zwar um so vielmehr gefährlichen Felsen an, weil die Wellen sich nicht daran brechen, ausgenommen vielleicht bey schlimmem Wetter, und wenn er entblößet da steht. Reed segelte von hier gegen Westen, und legete nach und nach an unterschiedlichen Inseln vor Anker. Allein, als ihm einige kleine mit Reiße oder Waaren beladene Fahrzeuge in die Hände fielen, und er von selbigen erfuhr, es lägen voritzt wirklich dreyßig bis vierzig große Schiffe im manillischen Hafen: so änderte er sein Vorhaben, an der Insel Luzon zu kreuzen, und beschloß dagegen, die noch übrige Jahreszeit zu Pulo Condor, einer von den kleinen Inseln an der cambonschen Küste zuzubringen. Denn zu Folge der Seekarte, die er in einem für ihn unbekannten Meere statt eines Wegweisers brauchte, dünkete es ihm, es sey dieser Zufluchtsort weit genug entlegen, folglich auch sicher, wenigstens doch kein Handelsplatz, da er, wie etwa zu Manilla, von einer überlegenen Macht angegriffen werden könnte.

Reed geht nach Pulo Condor.

Als er auf vierzehn Grad Norderbreite war: so befahl er, Südsüdost gegen Pulo Condor zu steuern. Dieser Weg führete ihn nahe an die Sandbänke Poncel, und andere nicht minder gefährliche Klippen, absonderlich an drey kleine Inseln oder vielmehr Sandhaufen, welche beynahe wassergleich liegen. Den 13ten des Märzmonates bekam er endlich Pulo Condor zu Gesichte, und warf den Anker des folgenden Tages im Norden der Insel, eine englische Meile von der Küste, vor einer Sandbay auf einem vortrefflichen Grunde von klarem Sande. Hierauf ließ er im Hafen eine bequeme Stelle, sein Schiff zu kalfatern, aussuchen, und lief hernach, ohne die Einwohner der Insel weiter darum zu begrüßen, hinein. Dampier, welcher zur Landbeschreibung und Naturwissenschaft mehr aufgelegt war, als zum Seerauben, beschloß, sein Verweilen auf dieser Insel zu besserer Kenntniß derselbigen anzuwenden, indem zwar die meisten Reisenden sie für ungemein nützlich bey der Schiffahrt ausgeben, gleichwohl aber nicht sagen, worinnen denn eigentlich dieser Nutzen bestehe.

Beschreibung der Insel Pulo Condor.

Pulo Condor ist nicht nur die vornehmste, sondern auch die einzige bewohnte unter allen cambonschen Inseln. Man setzet sie überhaupt alle mit einander auf acht Grad und vierzig Minuten Norderbreite, und etwa zwanzig Meilen weit Südsüdost von der Mündung des Cambonaflusses. Sie liegen zwar dermaßen nahe beysammen, daß man sie von ferne nur für eine einzige Insel ansieht. Doch unterscheidet man schon in der Nähe von vierzehn bis funfzehn Meilen, die zwo höchsten und größten, darunter die wichtigste eigentlich den Namen Condor führet. Ihre Länge beträgt von Ost gegen Westen etwa vier bis fünf Meilen, ihre größte Breite hingegen nicht mehr als drey wälsche Meilen. Die zwente Insel erstrecket sich von Norden nach Süden, hat ungefähr drey wälsche Meilen zur Länge, und eine halbe zur Breite. Sie liegt dermaßen bequem an der Westseite der größern, daß der Zwischenraum einen sehr bequemen und wenigstens eine englische Meile breiten Hafen ausmachet, in welchem man von der Nordseite einläuft. An der Südseite stoßen beyde Inseln fast gänzlich zusammen, indem nur eine sehr schmale Oeffnung für Barken und Nachen übrig bleibt. Auf der mitternächtigen Seite giebt es keine andere Inseln mehr, wohl aber an der mittägigen, und ganz nahe an der großen Insel, ungefähr ein halbes Dutzend.

Pulo Condor hat schwarzen, und überhaupt zu reden, tiefen Boden. Nur die Berge sind steinig. Bäume wachsen absonderlich in der östlichen Gegend. Dampier bemer-

merkete einen, den er sonst nirgend gesehen hatte, der auch, so viel die Dicke betraf, auf dieser Insel seines Gleichen nicht fand. Sein Stamm hat drey bis vier Schuhe im Durchschnitte. Zapfet man ihm den Saft ab, und läßt ihn aufwallen, so wird ein vortreffliches Theer daraus. Läßt man ihn stärker kochen, so wird er so hart als Pech. Man braucht ihn auf beyderley Art ohne Unterschied. Will man den Saft abzapfen, so durchbohret man den Baum wasserrecht bis an den Kern, und hauet ihn nachgehends queer an, bis man auf das gebohrte Loch hinab kömmt. In diesem, welches sodann einen halben Zirkel vorstellet, machet man eine Hölung, die ein paar Kannen fassen kann, und worein der Saft aus dem angehauenen Theile des Baumes herab tropfet. Den also aufgefangenen Saft schöpfet man alle Tage aus. Dergestalt tropfet der Baum einige Monate lang, höret nachgehends auf, und erholet sich wieder. Dampier. 1687. Theerbaum.

Die Früchte, damit Condor von Natur gesegnet ist, sind der Mango, die Traube, und die wilde Muscatennuß. Sie wachsen alle mit einander sehr häufig im Walde. Der Mangobaum hat die Größe eines Apfelbaums. Es ist aber diese Frucht von dem Mango, der auf Sumatra, Ceylan und anderswo wächst, unterschieden, nicht größer als ein kleiner Pfirsing, länglicht und am Ende spitzig. Nach erlangter Reife hat sie eine gelbe Farbe, viel Saft, einen angenehmen Geruch und vortrefflichen Geschmack. Man schneidet sie entzwey, und leget sie gleich andern Mangos nebst etwas Knoblauch entweder in Salz oder in Eßig. Als die Freybeuter nach Condor kamen: so waren diese Früchte eben reif. Sie gaben einen so lieblichen Geruch von sich, daß man sie mitten im Walde und ziemlich weit ausspühren konnte, wenn man sie gleich nicht sah; nur mußte man unterhalb Windes seyn. Dampiern ist, außer Condor, kein einziger Ort in ganz Indien bekannt, da die wilden Mangos eben so gut wären, als diejenigen, daran der Gärtner allen möglichen Fleiß gewendet hat *b*). Mango von Condor.

Die Traube wächst Büschelweise, wie der Jack, der Durion und die Cocos. Sie wächst auch gleich ihnen unmittelbar aus dem Stamme des Baumes, welcher gerade, höchstens einen Schuh im Durchschnitte dick, und wenig beästet ist. Es giebt zweyerley Gattungen, rothe und weiße. Die Fruchtbüschel haben an Gestalt und Farbe viel Aehnlichkeit mit einer Weintraube, und tragen vermuthlich aus eben dieser Ursache den Namen, gleichwie sie ihn denn auch wegen ihres sehr angenehmen Weingeschmackes verdienen. Dampier hat diese Frucht sonst nirgend, als auf Pulo Condor, gesehen *c*). Traubenbaum.

Der wilde Muscatenbaum ist von der Größe einer Haselnußstaude, nur mit dem Unterschiede, daß seine Aeste dichter beysammen stehen, und sich nicht so weit ausbreiten. Seine Frucht wächst an den Zweigen, wie die Haselnüsse. Sie liegt in einer zarten Hülse, oder vielmehr in einer Art von Blüthe, welche hinwiederum von besagter Hülse eingehüllet wird. Zwar ist diese wilde Muscate nicht so dick und lang, als die gute, g i-chet ihr aber übrigens dermaßen genau, daß Dampier sie dafür ansah. Allein, sie hat weder den Geschmack noch den Geruch derselbigen. Das allerwunderbarste ist dieses, daß unter so vielen dicht beysammen liegenden Inseln, sonst keine einzige, als nur die größte, oder eigentlich also genannte Condorinsel, den Theer- Trauben- Mango- und wilden Muscatenbaum aufzuweisen hat *d*). Wilder Muscatenbaum.

Es sind diese Inseln voll Papageyen, Holz- und gemeine Tauben, auch Feldhühner, die

b) A. der 440 S. *c*) A. d. 441 S. *d*) Ebendas.

Dampier. 1687.

die ein weißes zartes Fleisch haben. Muschelwerk und grüne Schildkröten giebt es im Ueberflusse. Nebstdem werden sie von Bächen gewässert, die das Jahr über zehn Monate lang Wasser haben, mit Ende des Märzens aber vertrocknen. Den ganzen April über, findet man zwar sonst nirgend Wasser, als in einigen Teichen: allein, es fällt nicht schwer, Brunnen zu graben. Im May regnet es, und die Bäche fangen wieder an zu laufen.

Bequemlichkeit dieser Insel zu einem Handelssitze.

Ueber alle bisher erwähnte Vortheile haben diese Inseln auch eine vortreffliche Lage, nämlich an der Straße nach China, Japon, Manilla, Tonquin, Cochinchina, und mit einem Worte nach allen Ländern, die an der äußersten Ostküste des indianischen festen Landes liegen, man mag nun den Weg durch die malacanische oder durch die sundische Straße nehmen. Dampier wundert sich, warum keine einzige Nation einen Handelssitz darauf anlege, indem er vermittelst einiger Festungswerke sehr leicht gegen alle Anfälle gesichert werden könnte. Eben so leicht fiele es, den Hafen zu befestigen, und es könnte dieser Ort einen sehr wichtigen Handelsplatz abgeben. Die Einwohner der großen Insel, als welche nur allein bevölkert ist, stammen aus Cochinchina her. Sie sind zwar klein, aber wohl gebildet und brauner, als die Mindanayen. Sie haben ein langes Gesicht, schwarze Haare und Augen, eine mittelmäßige Nase, dünne Lippen, sehr weiße Zähne und einen kleinen Mund. Ihre Verrichtung besteht meistentheils im Abzapfen des Theerbaumes. Den Saft verwahren sie in hölzernen Gefäßen und führen ihn nach Cochinchina. Einige fangen Schildkröten, kochen das Fett zu Thrane, und treiben Handel damit. Die Gewohnheit, ausländische Schiffe in ihrem Hafen zu sehen, hat ihnen ein leutseliges Wesen im Umgange beygebracht. Ihre Höflichkeit geht so weit, daß sie ihre Weiber und Töchter an Bord führen, und einem jeden, der sich auf die zur See ausgestandenen Beschwerlichkeiten gern ergötzen möchte, zu seinem Dienste anbiethen. Ihr Gottesdienst ist heidnisch. Dampier sah in dem mittägigen Theile der Insel in einem Dorfe einen kleinen Tempel, darinnen auf einer Seite ein steinernes Elephantenbild von etwa fünf Schuhe hoch, auf der andern ein Pferd von gleicher Materie stund. Beyde wendeten den Kopf gegen Mittag e).

Gestalt der Einwohner.

Insel Ubi.

Nachdem das Schiff ausgebessert war: so kreuzete Reed einige Wochen lang auf diesem Gewässer herum, und kam bis an die siamsche Bay, woselbst er an der Insel Ubi, welche gerade westlich am Eingange derselbigen und vierzig Meilen von Pulo Condor liegt, den Anker warf. Sie hat ungefähr sieben bis acht Meilen im Umkreise, und an ihrem nordlichen Bezirke Wasser. In der Bay selbst fanden die Freybeuter noch einige andere Inseln: es waren aber bloße Fischerhütten darauf. Unterdessen nahmen sie doch auf diesem Streife einige mit Reiß beladene indianische Fahrzeuge, imgleichen ein großes Schiff, das von Palimbam kam, und Pfeffer führete, weg. Mit dieser Beute kehreten sie nach Pulo Condor zurück. Indem nun Dampier nebst dem Schiffsbarbier leicht erachteten, man werde sich hier nicht lange verweilen: so suchten sie diese Gelegenheit gut anzuwenden, und wollten sich voritzt, weil es zu ihrem größten Leidwesen zu Mindanao nicht angegangen war, von diesem tollen Haufen heimlich wegschleichen. Allein, Reed gab allzugenau auf sie Achtung, und ließ den Schiffsbarbier, als er schon am Lande war, mit Gewalt wieder an Bord führen.

Den

e) A. d. 445 u. vorherg. S.

f) A. d. 457 S.

g) A. d. 461 S.

h) Weil wir nicht einen einzigen dieser Küste kundigen Mann am Borde hatten: so waren die Seekarten unser einziger Trost. Diese nun meldeten uns zwar, wo dieser oder jener Ort, oder In-

Den 4ten des Brachmonates gieng man abermals nach Manilla unter Segel. Denn die drey Monate über, die man ausgeruhet hatte, waren allerley wichtige Anschläge gefasset worden, und ein gewisser portugiesischer Metise, der viele Sprachen redete, und auf dem Pfefferschiffe gefangen worden war, schien sehr geschickt zu seyn, die Ausführung derselbigen zu erleichtern. Allein, der Wind wurde so widrig, daß man nach langwierigem Bemühen endlich alle Hoffnung, Manilla zu erreichen, sinken ließ. Demnach mußte man neue Anschläge aussinnen. Der erste war, man wollte die Insel Prata besuchen, davon man nicht weit entfernet war. Besagte Insel ist klein, und wegen der ringsherum liegenden Klippen höchst gefährlich. Sie liegt auf dem Wege von Manilla nach Canton auf zwanzig Grad vierzig Minuten Breite. Die Chineser fürchten diese beschriebene Unglücksinsel ärger, als vor Zeiten die Spanier die Bermudischen. Denn sie haben eine Menge reichbeladene Manillenfahrer auf ihrer Rückfahrt daselbst eingebüßet, ja der portugiesische Metise versicherte den Reed, die cantonschen Handelsleute hätten aus Beysorge eines gleichen Schicksales nicht einmal das Herz, die versunkenen wichtigen Schätze, davon ein großer Theil zwischen den Klippen liege, auffischen zu lassen. Dieses nun war die Absicht der Freybeuter, und das, wovor andere Leute sich fürchteten, vermochte sie von ihrem Vorhaben im geringsten nicht abzuschrecken. Sie kämpfeten fünf bis sechs Tage lang auf das hartnäckigste mit dem Winde. Endlich wurde ihnen der Südost zu stark, und jagte sie wider ihren Willen an die chinesische Küste.

Dampier. 1687.

Insel Prata.

Den 25sten erblickten sie das Land, und kamen noch an eben diesem Tage in Nordost der kleinen Johannesinsel vor Anker. Es liegt diese Insel an der Südküste von Canton auf zwey und zwanzig Grad und dreyßig Minuten Norderbreite. Sie ist ziemlich hoch, aber eben, voll Wälder, Reiß und Vieh. Die Einwohner sind Chinesen, und Dampier bringt zwar bey dieser Gelegenheit einige wiewohl nicht allzugenaue Anmerkungen von der Gemüthsbeschaffenheit und der Lebensart dieser Nation bey *f*), gesteht aber zugleich, er habe in der kurzen Zeit, da er sich darnach erkundigen können, dieses Land, dessen Beschreibung ein ganzes Buch erfordere, nicht völlig kennen lernen *g*). Als Reed sich mit Vorrathe versorget hatte: so gieng er den 4ten des Heumonates unter Segel.

Insel St. Johann.

War je eine Gefahr im Stande, seine Leute zu erschrecken: so war es diejenige, als ihnen alle Elemente zween ganze Tage lang den Untergang droheten. Sie besorgeten wohl tausendmal durch Wind, Feuer und Wasser in den Abgrund versenkt zu werden. Der Neumond war damals nicht weit. Als endlich dieser Sturm, der schrecklichste, welchen Dampier in seinem ganzen Leben ausgestanden hatte, glücklich vorüber gieng: so waren die Freybeuter bloß darauf bedacht, wie sie vor einfallendem Vollmonde, der ihnen nichts bessers drohete, in Sicherheit kommen möchten. Sie zogen ihre Karten zu Rathe *h*), was für ein Weg nach den Piscadoresinseln, die unter drey und zwanzig Grad Norderbreite liegen, zu nehmen sey? Es sind dieses einige zwar große, aber schlecht bevölkerte Inseln, zwischen Formosa und China, und liegen beynahe gerade unter dem Wendekreise des Krebses. Sie geben eben dergleichen Anblick von sich als die Dünen bey Dorsetshire und Wiltshire in England. Es giebt Wasser und viele Ziegen da. Zwischen den beyden ostlichsten ist ein

Schrecklicher Sturm.

Die Freybeuter gehen nach den Piscadoresinseln.

Insel liege, allein sie sagten uns nicht, ob ein Hafen, eine Bucht oder Rhede daselbst anzutreffen, noch wie selbige beschaffen seyn? Eben so wenig gaben sie uns von der dasigen Landesart, Handlung und natürlichem Vorrathe Nachricht, sondern wir mußten alles dieses selbst erforschen. A. d. 468 S.

Dampier. 1687. ein guter Hafen. In dem westlichen Bezirke der am weitesten gegen Abend gelegenen, haben die Chinesen eine Stadt nebst einem Schlosse, das den Hafen bestreicht, und beständig mit drey bis vierhundert Mann besetzet ist. Reed näherte sich diesen Inseln: allein, weil er sonst nirgend eine bequeme Ankerstelle fand, als im Hafen, so lief er unbedachtsamer Weise hinein, erstaunete aber gewaltig, als er eine große Menge Schiffe, theils unter Segel, theils bey einer großen Stadt vor Anker liegend erblickte. Seine Absicht war freylich gewesen, sich verborgen zu halten: unterdessen aber da er nun nicht wieder zurück konnte, bewaffnete er sich mit Verwegenheit. Der Nachen mußte nach der Stadt fahren, und für ein englisches Kaufschiff, das auf seinem Wege nach China vom Sturme überfallen worden, um Lebensmittel und Erlaubniß, den Vollmond hier abzuwarten, Ansuchung thun. Man empfing zwar den abgeschickten Officier ganz höflich, versprach ihm auch den benöthigten Beystand, übrigens aber entschuldigte sich der chinesische Statthalter mit seinen Landesverordnungen, die ihm allen Umgang mit Ausländern untersageten, und rieth ihm, entweder nach der Insel Aimoi, wo den Engländern alle Häfen offen stünden, oder nach Macao zu gehen, und sich dergestalt Canton zu nähern. Unterdessen schickte er doch ohne Verzug ein Geschenk von Lebensmitteln an Bord, dagegen ihm Reed ein gezogenes englisches Rohr, nebst einer goldenen Kette übersendete. Die Freybeuter hielten es für ein großes Glück, daß niemand den geringsten Verdacht auf sie warf. Ein ziemlich günstiger Südwestwind brachte sie sogleich auf die Entschließung, gewisse andere zwischen Formosa und den philippinischen gelegene Inseln, die in ihrer Karte mit keinen Namen, sondern nur, um ihre Zahl anzudeuten, mit einer 5 bemerket waren, aufzusuchen. Denn sie dachten, eine Insel, die auf der Seekarte keinen Namen habe, müsse nothwendiger Weise unbewohnet seyn, und hier könnten sie zu ihrer Unternehmung auf Luzon in aller Stille Anstalt machen.

Gehen an unbenahmte Inseln.

Unterwegens blieben sie an der Südwestküste von Formosa, und behielten sie zur linken Hand. Dampier setzet den mittägigen Theil dieser Insel auf ein und zwanzig Grad und zwanzig Minuten, ihren nordlichen aber auf fünf und zwanzig Grad zehn Minuten. Ihre Länge rechnet er von dem hundert zwey und vierzigsten Grade fünf Minuten, bis an den hundert drey und vierzigsten Grad zehn Minuten ostlich vom Pik auf Tenerifa *i*).

Den 6ten des Augustmonates erreichten sie die gesuchten fünf Inseln. Allein, da sie nur

i) A. d. 474 S.

k) A. d. 475. S.

l) Wir wollen in gleicher Absicht einen Auszug davon beybringen. Ich habe allemal bemerket, saget er, daß an solchen Orten, wo die Küste aus steilen Felsen besteht, die See eine gewaltige Tiefe habe, und man sehr selten daselbst Anker werfen könne. Hingegen mag das inwendige Land so hoch seyn, als es immer will, so ist doch der Grund an der Küste, folglich auch die Ankerstelle gut, wenn nur der Strand einen Abschuß gegen die See hat. Je flächer der Abschuß der Küste, und je steiler er ist, in desto geringerer und größerer Tiefe findet man Ankergrund. So viel ich weis, giebt es keine einzige Küste in der ganzen Welt, die überall gleich hoch wäre, sondern jedwede hat höhere und flachere Stellen. Eben diese Höhen und Flächen verursachen, daß die Küsten und Meerärme nicht allenthalben einerley Beschaffenheit, sondern Buchten, Häfen, u. d. g. da man sicher vor Anker liegt, haben. Denn so wie die Oberfläche des Landes beschaffen ist, eben also ist ordentlicher Weise auch der Boden der See beschaffen. Dergestalt hat manche Küste, die an der See von steilen Felsen begränzet wird, einen guten Hafen, wenn es nur zwischen besagten Felsen einen räumlichen Abschuß giebt. Ist aber der Abschuß eines Berges oder Felsens auf dem Lande, von dem nächsten Berge nicht weit genug entfernet, oder es ist sein Abschuß, es sey nun auf der See oder Landseite, allzusteil, und gleich-

nur einen Ankertau weit vom ostlichen Ufer der nordlichsten auf funfzehn Faden Tiefe beygelegt hatten, sahen sie zu ihrer größten Bestürzung, wie ungemein volkreich sie war. Drey große Städte zeigeten sich sogleich nur eine Meile weit vom Strande; nachgehends sahen sie noch die vierte, und größte unter allen, hinter einem kleinen von der See nicht weit entferneten Berge. Dampier. 1687.

Dampier nahm die Höhe dieser Inseln. Nach seinem Berichte liegen sie auf zwanzig Grad und zwanzig Minuten Norderbreite, ihre Länge hingegen war in seiner Karte auf vier und zwanzig Grad und funfzig Minuten angesetzet. Weil es ihnen nun an Namen fehlete: so hielten die Freybeuter sich für berechtiget, ihnen welche zu geben. Einige unter dem Haufen befindliche Holländer verlangeten, man solle die größte, das ist die westlichste, dem Könige von England Wilhelm II zu Ehren, die Oranieninsel benennen. Ihre Länge beträgt sieben bis acht, die Breite zwo Meilen, und die Lage ist zwischen Nord und Süd. Vier oder fünf Meilen weit von dieser gegen Osten liegen zwo kleinere, darunter benennete Dampier die nordlichste, das ist diejenige, wo man vor Anker lag, Graftonseyland, und er bemerket bey dieser Gelegenheit, daß seine Frau mit der Herzoginn dieses Namens in Verwandtschaft stund. Die Länge dieser Insel ist etwa vier, die Breite anderthalb Meilen, die Lage zwischen Nord und Süd. Die andere bekam von den Matrosen die Benennung Monmouthsinsel. Sie liegt nicht über eine Meile weit südlich von Graftonseyland, hat eine Länge von drey Meilen; die Breite beträgt nur eine, und die Lage ist wie bey den vorigen. Zwischen der Monmouthsinsel, und dem mittägigen Ende des Graftonseyland, liegen noch zwo andere, aber kleine und runde, alle beyde gegen Osten. Die ostlichste hieß man nach einem gewissen Getränke, das daselbst stark im Schwange geht, Bashee oder Baschieyland. Die letzte und kleineste mußte Ziegeneyland heißen, weil es viele solche Thiere darauf giebt. Im Norden aller dieser Inseln, erblicket man zween sehr hohe Felsen. und geben solchen Namen.

Zu verwundern ist, daß Oranieneyland, als das größte unter allen, nicht bewohnet wird. Ungeachtet es bey seiner Höhe sehr flach, ja ganz eben ist, so besteht doch die Küste aus lauter steilen Felsen, welche den Freybeutern das Landen nicht erlaubeten. Dampier *l*) machet bey dieser Gelegenheit den Seefahrern zum Besten einige diesen Umstand betreffende Anmerkungen.

gleichsam schnur gerade, gleichwie an der Küste von Chili und Peru, so hat die See an solchen Orten eine große Tiefe und wenige Häfen. Nur besagte Küste ist viel zu steil, als daß man Anker daselbst werfen könnte; hingegen weis ich auch keine, die so wenig Rheden hätte. Die Küste von Gallicien, Portugall, Norwegen, Neuland u. s. w. sind zwar der Küste von Peru und der hohen Inseln im Archipelago ähnlich, gleichwohl aber mit guten Häfen besser versehen. Ueberall wo es im Lande keine flache Gegenden giebt, da giebt es auch am Ende besagter Gegenden gute Bayen, gesetzt nämlich, wenn sich dieselbigen bis an die See erstrecken, gleichwie an der Carracosküste, und anderswo geschieht. Die Inseln Juan Fernandez, Helena und andere, sind hohe Länder, mit einer tiefen Küste. Bey den Staatsinseln nicht weit vom Feuerlande, ist an das Ankerwerfen nicht einmal zu gedenken, weil die ans Meer stoßenden Felsen ganz steil sind. Gleichwohl möchten für Barken und kleine Fahrzeuge, irgend einige kleine Häfen daselbst vorhanden seyn.

Gleichwie nun hohe und steile Küsten die Beschwerlichkeit bringen, daß man selten Anker da werfen kann, also haben sie auch den Vortheil, daß man sie von weitem sieht, und sich ihnen ohne alle Gefahr nähern kann. Eben um dieser Ursache willen nennet man sie kecke Küsten, oder deutlicher zu sprechen, erhabene: niedriges Land hingegen sieht man erst in der Nähe, und weil man immer in Sorge stehen

Dampier. 1687.

Was sie her=vor bringen.

Monmuth und Grafton sind zwey sehr bergigte Inseln. Die beyden kleinen sind flach und eben. Die Bachiinsel ist weiter nichts, als ein steiler Berg, hingegen das Ziegeneyland ist ganz flach. Der Boden dieser sämmtlichen Inseln ist überhaupt zu reden roth: doch aber haben einige Thäler schwarzen und fruchtbaren Boden. Bäume giebt es zwar in großer Menge, aber wenig große. Das Gras wächst sehr hoch, und findet man bloß auf dem Abschusse der Berge niedriges. Die Landesfrüchte sind Plantanen, Bananas, Morges, Ananas und Zuckerrohr. Doch die gewöhnliche Speise der Einwohner besteht statt des Brodtes aus Pataten und Yames. Baumwolle wächst auch da, aber auf sehr niedrigen Sträuchen. Andere vierfüßige Thiere, als Pferde und Schweine giebt es in diesen fünf Inseln nicht. Auch sieht man wenig andere Vögel als Papagayen. Hühner und Hahnen machen alles Hausgeflügel aus.

Gestalt und Kleidung der Einwohner.

Monmuth und Grafton sind stark bewohnet, aber die Bachiinsel hat nicht mehr, als eine einzige Stadt. Die Inseleinwohner sind kurz und untersetzt. Ueberhaupt zu reden, haben sie ein rundes Gesicht, niedrige Stirne, lange Augbrahmen, haselnußfarbige Augen, mittelmäßigen Mund, dünne Lippen, weiße Zähne, schwarze dicke Haare, die sie kurz abschneiden, und an beyden Reihen nicht weiter, als bis an die Ohren herab hängen lassen. Weder Manns= noch Weibespersonen bedecken den Kopf. Die erstern gürten gemeiniglich nur ein kurzes Schürzchen um sich, doch bedecken auch einige den ganzen Leib mit Plantanenblättern, denen sie die Gestalt eines Leibrockes beylegen. Die Weibespersonen machen sich aus der dasigen Baumwolle Röcke von grobem Cattune, die etwas weniges über die Knie herab reichen. Die ganze Nation trägt Ohrringe von einem gewissen gelben Metalle, das aus ihrem Gebirge kömmt. Dampier will zwar nicht behaupten, daß es Gold sey, doch scheint ihm solches wegen der Schwere und Farbe desselbigen, an welcher es unserm Kronengolde beykömmt, nicht unglaublich zu seyn. Er hätte welches gekauft: allein er konnte kein Eisen, darauf die Einwohner gewaltig erpichet sind, dagegen vertauschen. Denn obgleich eine große Menge von diesem Metalle am Borde war, so hatte er doch keinen Antheil daran, sondern es gehörete, wie er saget, englischen Kaufleuten, die es Swanen anvertrauet hatten. Zwar giengen die übrigen Freybeuter mit anderer Leute Gütern sonst nicht so gewissenhaft um: allein, es schien ihnen ganz unwahrscheinlich zu seyn, daß Gold so blaß aussehen könnte. Reed war der einzige unter ihnen, der einige solche Ringe gegen Eisen eintauschte, wiewohl gar nicht in der Hoffnung, etwas daran zu gewinnen, sondern bloß um seiner Neugierigkeit ein Genüge zu thun. Wurden diese Ringe fleißig geputzet, so bekamen sie einen sehr schönen Glanz, mit der Zeit aber liefen sie an.

hen muß unvermuthet darauf zu laufen, so untersteht man sich zuweilen nicht, nahe an sie zu kommen: und wie viele Sandbänke giebt es über dieses nicht an niedrigen Ländern, welche von großen Strömen, die sich da in die See ergießen, zusammen geschwemmet worden.

Gleichwohl bleibt es überhaupt richtig, daß man in der Nähe eines niedrigen Landes am sichersten vor Anker liegt; die Beyspiele beweisen es. Südlich an der Campechebay, wo das Land meistentheils niedrig ist, kann man, so weit als die Küste reichet, überall Anker werfen. Die Hondurasbay, und die darauf folgende, an den Küsten von Portobello und Carthagena, bis an die Höhe von St. Martha, ja noch weiter, bis an die Carracosküste, welche hoch ist, biethet gute Ankerplätze dar, gleichwie auch an eben dieser Küste die Gegenden um Surinam, welche niedrig sind, und die darauf folgenden bis an die Guaganaküste. Noch ist die Bay von Panama also beschaffen, wo man dem Unterrichte der Lootsbücher zu Folge, weder bey Tage noch bey Nacht ohne Senkbley fahren solle. In eben diesen Meeren ist die Küste, von dem hohen Lande bey Gua-

Dampier. 1687.

an. Sodann überzog man sie mit einem Teige von rother Erde, ließ sie im Feuer ausglühen und löschte sie nachgehends in frischem Wasser ab, wornach man, sobald der Teig weggenommen wurde, den vorigen Glanz von neuem an ihnen erblickte *m*). Dampier konnte nicht erfahren, wie dieses Metall beschaffen sey, wenn es aus dem Bergwerke komme, noch wie die Einwohner ihre Finger- und Ohrringe verfertigen.

Wunderliche Städte.

Ihre Häuser sind ungemein niedrig, auch so klein als möglich; denn auf einer Seite steht der Feuerheerd, auf der andern eine Pritsche, darauf zu liegen. Damit hat das Haus ein Ende. Die Leute wohnen in Dörfchen, die oben auf den Gipfel oder auf den Abschuß der allersteinigsten Berge gebauet sind. Da stehen nun einige Reihen Häuser, immer eine höher als die andere, oder hängen vielmehr nicht anders als Schwalbennester über den gähen Tiefen. Es ist in der That nicht möglich, aus einer Reihe in die nächste zu gehen, sondern man muß vermittelst einer hölzernen Leiter auf- und absteigen. Doch ist der Platz, darauf jedwede Reihe steht, so breit, daß eine, wiewohl sehr schmale Gasse, übrig bleibt. Es geht solche vor den Thüren, und zwar zwischen den Häusern und dem Fuße der zweyten Reihe vorbey. An den Platz, worauf diese Reihe steht, reichen die Gibel der darauf folgenden niedrigen Häuser; die Leiter, darauf man von einer Gasse in die andere steigt, hat ihren Platz ungefähr in der Mitte, und zwar an einem ausdrücklich dazu ausgesuchten sehr engen Orte. Indem nun die beyden Enden einer jedweden Gasse ebenfalls an Abgründe stoßen, so ist man nach aufgezogener Leiter vor allen Anfällen sicher. Von oben hat man eben so wenig etwas zu besorgen, indem diese niemals erhörten Städte auf keine andere Berge, als solche, die entweder auf der andern Seite gegen die See hängen, oder sonst allenthalben unzugänglich sind, gebauet werden. Nichts destoweniger haben die Einwohner alle diese steilen Felsenwände bloß der Natur zu danken: denn es hat dieser Felsen eine dermaßen große Härte, daß man ihm mit keinem bisher bekannten Werkzeuge etwas anzuhaben vermag, man sieht auch nirgend das allergeringste Merkmaal, daß die Kunst etwas dabey gethan hätte. Die Inseln Monmuth und Grafton haben viele solche Berge, folglich auch viele Dörfer. Das Bachieyland hat nur einen einzigen, der mit dem Rücken an die See stößt. Aller Wahrscheinlichkeit zu Folge, rühret diese neue Art sich gegen alle Ueberfälle in Sicherheit zu stellen, von der Furcht vor den Seeräubern her. Eben deswegen bleibt nach Dampiers Meynung Oranieneyland, ungeachtet es unter den fünfen das größte ist, und an Fruchtbarkeit keinem andern etwas nachgiebt, noch immer unbewohnet; es ist nämlich allenthalben flach und eben, und hat keine Abgründe, dahin man Dörfer oder Städte bauen könnte *n*).

Guatimala in **Mexico** bis an **Californien**, größtentheils niedrig, daher kann man auch sicher daselbst vor Anker legen. In Asien ist die chinesische Küste, die Bay von **Siam** und **Bengalen**, die ganze Küste **Coromandel**, die bey **Malaga**, und die benachbarte Küste von **Sumatra** auf eben derselbigen Seite meistentheils niedrig, und zum Ankern dienlich. Hingegen ist sie an der Westseite von Sumatra steil und keck. Eben also sind auch die meisten ostlich von Sumatra liegenden Eylande beschaffen, als zum Beyspiele **Borneo**, **Celebes**, **Gilolo** und viele andere von geringerer Wichtigkeit, welche sämmtlich gute Rheeden nebst vielen Sandbänken haben. Hingegen die Inseln im indianischen Weltmeere, absonderlich ihre Westseite, sind hohe und steile Länder, absonderlich die westlichen Gegenden, nicht nur von **Sumatra**, sondern auch von **Java**, **Timor**, u. s. w. Mit einem Worte, hohes Land hat gemeiniglich tiefes Wasser. Hingegen sind auch niedrige Länder und seichte Seen, wiederum meistentheils beysammen. A. d. 479 u. vorherg. S.

m) A. d. 480. S.

n) A. d. 482 u. vorherg. S.

Dampier. 1687.

Geschicklichkeit der Einwohner.

Der Witz der Einwohner leuchtet aus der Gestalt ihrer Fahrzeuge nicht weniger hervor. Sie haben kleine und denen zu Deal in England gewöhnlichen, nicht unähnliche Schaluppen, welche mit hölzernen Bolzen und mit Nägeln zusammen verbunden sind. Die größten, welche eben dieselbe Gestalt haben, fassen vierzig bis funfzig Mann, und ihre Bänke sind doppelt, das ist, es sitzen auf jeder Bank zween Kerl, und rudern, jedweder auf seiner Seite. Sie wissen nicht nur, wozu das Eisen gut ist, sondern sie können es auch verarbeiten. Ihre Blasbälge sind eben also beschaffen, wie auf der Insel Mindanao *o*). Dampier hält für ausgemacht, sie befuhren mit ihren großen Barken die Nordseite von Luzon und holeten daselbst Eisen und Büffelsleder, indem sie alles dieses nothwendiger Weise anderswo bekommen müßten. Dem oben erwähnten Metalle, daraus sie ihre Ringe machen, legen sie den Namen **Bullawan** bey, welches eben derjenige ist, den bey den Mindanayern das Gold bekömmt. Ihre Sprache kömmt dem Klange nach, weder mit dem Chinesischen noch mit dem Malayischen überein; hingegen muß sie mit der Sprache auf den philippinischen Inseln größere Verwandtschaft haben, weil die darauf wohnenden Indianer alle mit einander, das Gold auf einerley Weise benennen *p*).

Ihre Speise.

Aus eigener Bewegung schlachten sie niemals weder ein Schwein, noch eine Ziege. Sahen sie aber ein solches Thier von den Freybeutern schlachten, so rafften sie die Haut und das Eingeweide sorgfältig zusammen, brieten es auf Kohlen, oder kochten es nebst einem Mischmasche von Kräutern und Fischen in Wasser, und ließen es sich wohl schmecken. Zuweilen finden sich die Heuschrecken schwarmweise ein, und fressen Laub und Gras weg: diese fangen sie mit allerley Netzen, und braten sie in irrdenen Gefäßen. Dampier aß welche, und befand sie recht wohlgeschmackt. Die Flügel und Beine, saget er, fallen am Feuer von selbst ab. Der Kopf und das Fleisch verlieren ihre braune Farbe, die sie von Natur haben, und werden roth. Der Rumpf ist gleichsam ausgestopfet, und sehr mürbe, aber der Kopf knirschet bey dem Zerbeißen *q*).

Getränke Baschi genannt.

Die Inseleinwohner trinken zwar gemeiniglich nur Wasser, gleichwohl kochen sie auch aus ihrem Zuckerrohre mit Zusatze eines gewissen schwarzen Saamens, der gleichfalls auf ihrer Insel wächst, ein starkes Getränk. Hat dieses einige Tage lang gegohren, und sich nachgehends gesetzet: so ist es nach Dampiers Urtheile so stark, gesund und angenehm, als das beste englische Bier. Sie nennen es Baschi. Weil es den Freybeutern sowohl schmeckte, und sie sich zum öftern ohne Verspürung der geringsten Ungelegenheit darinnen berauschten: so machten sie eine allgemeine Benennung für alle fünf Inseln daraus. Zu Folge ihrer öfteren Erfahrung wird man von diesem Getränke zwar lustig, aber niemals toll oder grimmig. Es behaget den Inseleinwohnern selbst, sie trinken nach Herzenslust davon, und bleiben dem ungeachtet die friedfertigsten und artigsten Leute, welche Dampier auf allen seinen Reisen jemals antraf. Er merkete nie den geringsten Zorn noch Verdruß an ihnen. Gegen einander selbst sind sie höflich, gegen Ausländer dienstfertig und gutthätig *r*). Sie halten sich selbst und ihre Häuser ungemein reinlich, nebst dem zeigen sie nicht den geringsten Eigennutz, und verlangen niemals etwas. Zwar die Weiber zeigten bisweilen ihre Kinder, und gaben dadurch zu verstehen, sie hätten, um selbige darein zu wickeln, ein Stückchen Cattun nöthig; hingegen gaben die Männer alles her, was

o) Man sehe die Beschreibung der philippinischen Eylande im XI Theile gegenwärtiger Sammlung.

p) A. d. 85 S.

q) A. d. 484 S.

was sie hatten. Besuchte man sie, und es fehlete an Baschi zu Bewirthung der Gäste, so holeten sie in aller Eile ein Paar Krüge voll bey dem Nachbar, und gaben einige Stückchen von ihrem Golde dafür. Geld haben sie nicht, sondern sie sammlen nur Stückchen von besagtem Metalle, und tauschen ihre Bedürfnisse dagegen ein; indem ihnen aber sowohl die Wage als andere Maaßen fehlen, so geben sie es nach dem Augenmaaße und zwar in sehr kleinen Theilen weg. Zwey bis drey Körnchen galten eine Humpe Baschi von zehn bis zwölf Kannen *s*).

Dampier. 1687.

Ihr Gewehr.

Ihr Gewehr besteht aus hölzernen Spießen, die nicht einmal alle mit Eisen vorgespitzet sind. Statt der Rüstung tragen sie ein Stück Büffelsleder in der Gestalt eines Collets, doch ohne Aermel, und an beyden Seiten zugenähet. Sie streifen es über den Kopf, und stecken die Aerme durch die deswegen vorhandene Oeffnungen. Ein solches Pamzerhemde reichet bis an die Knie.

Sie haben keine Religion.

Dampier konnte keinen Gottesdienst bey ihnen wahrnehmen. Götzen hatten sie nicht. Eben so wenig merket man, daß sie einigen Unterschied zwischen den Tagen machen, noch auch daß sie Oberhäupter hätten, oder einer dem andern, es sey nun wenig oder viel, Gehorsam leistete. Jedweder ist so viel, als der andere, Herr von seiner Person und von seinem Hause, nur die Kinder ausgenommen, als welche, so lange sie unverheirathet sind, ihren Aeltern Gehorsam erzeigen. Ihre Baufelder liegen in den Thälern, und weit von den Wohnungen entfernet. Jedweder besitzt ein Stückchen Land zu eigen, bauet es und bekömmt so viel davon, daß er nicht nöthig hat, seinen Nachbar um etwas anzusprechen. Keiner hat mehr denn eine Frau, und diese hilft ihm die Haussorge tragen. Der Vater geht mit den Söhnen aufs Fischen aus. Die Mutter gräbt mit den Töchtern die Pataten- und Yamesfelder um, und trägt alle Tage so viel auf dem Kopfe nach Hause, als ihr Haus zu seinem Unterhalte bedarf.

Beyspiel ihrer Gerechtigkeit.

Ob nun gleich keiner dem andern etwas zu befehlen hat: so müssen sie doch, wie Dampier dafür hält, einige Grundgesetze beobachten, oder man muß annehmen, es werde jedwedes Dorf, wenigstens so viel das gemeine Beste betrifft, von der versammelten Gemeine regieret. Denn er wohnte einstens einer Hinrichtung bey, welche nothwendiger Weise von einer Obrigkeit veranstaltet seyn mußte. Das Volk lief eines Tages schwarmweise zusammen. Als er sich umsah, was es bedeuten möchte, sah er einen jungen Menschen wohl verwacht herbeyführen. Dabey war auch eine Frau, die ungemein kläglich that, und ihm die Ohrringe abnahm. Unterdessen machte man ein tiefes Loch in die Erde, und legte den jungen Menschen hinein. Er seines Orts ließ mit sich machen, was man wollte, ja er schien sehr wenig darnach zu fragen. Zum Beschlusse warf man die ausgegrabene Erde auf ihn, darunter er, wie Dampier nicht zweifelt, sogleich ersticken mußte *t*).

Sowohl dem Reed als seinem sämmtlichen Volke, gefiel es auf den Baschieylanden ungemein wohl; denn erstlich schmeckete ihnen das dasige Getränke gut; zum andern brachte ihnen auch dieses nicht wenig Vergnügen, daß sie die ersten Seefahrer waren, welche selbigen den Namen beygeleget, und sie vollkommen kennen gelernet hatten. Demnach beschlossen sie, den Ostmusson hier abzuwarten. Im Anfange hatten sie den Anker bey der Grafftonsinsel an einem lustigen Bache ausgeworfen: nachgehends fuhren sie an der ostlichen

r) A. d. 487 S.
s) A. d. 488 S.
t) A. d. 486 S.

Dampier. 1687.

chen Seite derselben hin, und rückten weiter gegen Süden. Ferner liefen sie zwischen eben diesem und dem Monmuthseylande durch, wo die Fluth sehr heftig war. Sie strich zwischen diesen Inseln überall Südsüdost, und Nordnordwest. Von hier befuhren sie die westliche Küste des Monmutheylandes zwo Meilen weit; und als da keine gute Ankerstelle anzutreffen war, sucheten sie die Baschiinsel auf und warfen den Anker in Nordosten derselben, an einer sandigen Bucht, auf sieben Faden Tiefe, klaren und harten Sandgrund. Der Canal zwischen beyden Eylanden ist ziemlich breit, gemeiniglich zwischen zwölf und sechzehn Faden tief, und zum Ankerwerfen überall bequem. Auf dieser Rheede brachten sie sechs Wochen sehr vergnügt hin. Einige schafften trefflichen Vorrath herbey, andere besserten das Schiff aus. Allein, den 26sten des Herbstmonates überfiel sie ein entsetzlicher Nordnordwestwind, gegen welchen sie ihre damalige Lage nicht schützen konnte. Sie schleppeten erstlich eine Zeitlang die Anker, doch zu allem Glücke ohne auf eine Klippe oder Sandbank zu laufen, und wurden zuletzt weit hinaus auf die hohe See verschlagen. Die folgenden beyden Tage wurde der Sturm beständig wütender, und stellete ihnen den Tod wohl tausendmal in der gräßlichsten Gestalt vor Augen. Endlich hellete sich das Wetter wiederum auf, und sie kamen den 1sten des Weinmonates an die Stelle, davon sie der Sturm verjaget hatte, zurück. Einige von ihren Leuten hatten sich damals am Lande befunden, und alle Hoffnung ihre Cameraden wieder zu sehen, bereits verloren; diese genossen von den Landeseinwohnern alle ersinnliche Liebe, und ein solches Bezeigen, welches die gute Meynung von ihrer Gemüthsart um ein großes vermehrete. Man lag ihnen an, sie möchten die Haare nach dasiger Landesart verschneiden, und jedweder ein Mägdchen zu seiner Frau aussuchen. Statt des Heirathgutes sollte ihnen ein Stück Landes eingeräumet, und eine Axt nebst anderen zum Landbaue nöthigem Geräthe mitgegeben werden.

Ein Sturm treibt die Freybeuter in die See.

Muthlosigkeit der Freybeuter.

Dieser Sturm benahm den Freybeutern allen Muth, ja so gar die Lust, vor Manilla zu kreuzen. Sie waren so voll Schrecken, daß sie noch im Hafen selbst, ohne Verzug nach Hause zu gehen wünscheten, eben wie sie währender Gefahr wohl hundertmal gethan hatten. Allein, Reed und Teat, welcher nach ihm der vornehmsten war, thaten den Vorschlag, sie wollten vorläufig nach dem Vorgebirge Comorin gehen, und daselbst sich weiter heraus lassen. Dieses wurde beliebet; denn weil man vermuthete, sie wären Willens, im rothen Meere zu kreuzen, so ließ sich jedermann ihre Gedanken gefallen. Der Ostmusson war nicht weit mehr entfernet, und der beste Weg war durch die malackische Straße zu laufen: allein, der Hauptmann stellete dagegen vor, es mache die große Menge Inseln und Sandbänke, die man auf diesem Wege antreffe, denselben für Leute, die des dasigen Gewässers nicht kundig wären, allzugefährlich. Man beschloß also, an der Ostseite der philippinischen Eylande vorbey, und südwärts nach den Moluckischen zu segeln, und auf der Höhe der Insel Timor, in das indische Meer einzulaufen. Freylich war dieser Weg etwas langweilig, und dabey nicht ohne Gefahr: allein, aller Wahrscheinlichkeit zu Folge, war man gegen die Hauptgefahr, nämlich englische oder holländische Schiffe anzutreffen, in Si-

Lauf, den sie nehmen.

u) A. d. 494 S.

x) Siehe oben im XI Theile.

y) A. d. 504 S.

z) Er hatte bisher noch keine anderswo als in den westlichen Meeren gesehen. Die Wasserhose, oder wie er sie nennet Cataracte, ist nach seinem Vorgeben, ein Stück von einer Wolke, das etwa eine Ruthe lang herab hängt, und aus dem finstersten Orte der Wolke herzukommen scheint. Es hängt gemeiniglich schrägs; zuweilen krümmet es sich

Sicherheit. „Ich meines Ortes, saget Dampier, war mit ihrem Schlusse wohl zufrie„den; denn je weiter ich reisete, desto mehr konnte ich sehen und erfahren, welches jeder„zeit meine Hauptabsicht war. Zugeschweigen, daß ich hoffen konnte, es werde sich auf die„ser Fahrt mehr als eine Gelegenheit zeigen, aus ihren Händen zu entwischen *u*).„ Dampier. 1687.

Sie giengen den 3ten des Weinmonates von den Baschieylanden unter Segel, ließen nach Süden und an der Ostseite der philippinischen Inseln vorbey. Hier bekamen sie Mindanao zu Gesichte, und Dampier bemühete sich, wiewohl vergeblich, die Gemüther für den Hauptmann Swan zu gewinnen. Ueber dieß ließ Reed es wohl bleiben, an dieser Insel Anker zu werfen, weil er, wie unser Verfasser saget, der Unbeständigkeit seiner Leute nicht trauete. Dagegen richtete er den Lauf mit einem Nordwestwinde nach der Insel Celebes. Was Dampier daselbst anmerkete, das haben wir in der Beschreibung besagter Insel bereits beygebracht *x*). Er gedenket einer Reihe großer und kleiner Inseln auch vieler Sandbänke, die unter einen Grad zwanzig Minuten Süderbreite, fünf bis sechs Meilen von Celebes liegen sollen, auf seiner Karte aber nicht verzeichnet waren. Reed warf den Anker in einer sandigen Bay unter ein Grad funfzig Minuten ohne andere Absicht, als seine Nachen alle Tage auf den Schildkrötenfang auszuschicken, indem es diese Thiere hier in großer Menge giebt. Allein, Dampier bemerket, sie wären an diesem Orte eben sowohl, als in allen ostindischen Inseln überhaupt, ungemein scheu. Die Ursache davon, ist meines Erachtens, weil die Inseleinwohner diese Fischerey stark treiben. Denn, saget er, sie sind in Westindien an solchen Orten, da ihnen stark nachgestellet wird, eben so scheu. Dem ungeachtet gesteht er doch, sie äußerten in Neuholland diese Eigenschaft eben sowohl an sich, ungeachtet sie vor den dasigen Einwohnern gute Ruhe hätten. Zur Ebbezeit lasen die Freybeuter allerley Muschelwerk auf, darunter Dampier absonderlich ungeheure große Kammmuscheln wahrnahm, indem sieben bis acht Personen an einer einzigen satt zu essen hatten *y*). Ferner bemerket er, daß einer von dem Volke, welcher seit langer Zeit einen offenen Schaden am Beine hatte, einen besonderen Weinstock fand; es hatte selbiger schöne grüne Blätter, und schlang sich um die benachbarten Bäume. Der Mann hackte die Blätter klein, kochte sie mit Schweinfette zu einer Salbe, und heilete sich in kurzer Zeit damit. Er hatte die Kunst auf dem darischen schmalen Landstriche gelernet, und seitdem sich allenthalben nach dieser Pflanze umgesehen, solche aber sonst nirgend als hier gefunden. Alle Freybeuter versorgeten sich mit dieser Salbe, und sie bekam allen denen, welche alte Schäden hatten, vortrefflich wohl.

Unter drey Graden Süderbreite, und zehn Meilen weit von der Insel Celebes, traf man abermals Sandbänke an, welche die Seefahrer in Verlegenheit bringen. Gegen Abend wurde man durch einige nach und nach erscheinende Wasserhosen in abermaliges Schrecken gesetzet. Dampier beschreibt sie genauer, als kein anderer Seefahrer, auch so gar die Jesuiten nicht, deren Nachricht wir in ihrer siamschen Reisebeschreibung beygebracht haben *z*). Unterdessen hält er sie doch nicht für gefährlich, sie mögen so gräßlich aussehen Beschreibung einer Wasserhose.

sich in der Mitte wie ein Bogen, oder es machet vielmehr einen Winkel, wie etwa ein Arm, wenn er ein wenig gebogen wird. Niemals habe ich eine Wasserhose gerade herabhängen sehen. Das untere Ende scheint nicht dicker, als ein Arm; hingegen oben an der Wolke ist sie dicker. Wenn die Oberfläche des Wassers zu arbeiten anfängt, so schäumet das Wasser in einem etwa hundert Schritte großen Umfange, und beweget sich anfänglich ganz sachte, nachgehends aber geschwinder, im Kreise herum.

Dampier. 1687. hen, als sie wollen. „Denn, saget er, ungeachtet ich sie oft genug gesehen habe, ja gar mit„ten darunter gewesen bin, so verursachten sie doch nie ein größeres Uebel als das blo„ße Schrecken.„

Den 5ten des Christmonates kam man bey sehr schönem Wetter an die Nordwestseite der Insel Button. Hier giebt es dermaßen viele Schildkröten, daß man der allgemeinen Begierde aller Seefahrer nach diesen Leckerbissen ein Genüge thun mußte. Allein, weil sie ungemein scheu waren, so mußte man die Nacht abwarten, und sie nach der in Westindien gewöhnlichen Weise mit dem Wurfpfeile schießen. So oft sie den Kopf aus dem Wasser stecken und Athem holen, welches alle acht bis zehn Minuten geschieht, schnarchen sie dergestalt, daß man sie auf dreyßig bis vierzig Ruthen weit höret. Auf dieses Zeichen nun, eilen die Fischer herbey, und können ihnen leichter als bey Tage auf den Leib kommen, weil die Schildkröte schärfer sieht, als höret; dahingegen die Seekuh (Manate) schärfer höret, als sieht.

Zwo Meilen weiter gegen Süden, entdecketen die Freybeuter einen guten Hafen unter vier Grad vier und funfzig Minuten Süderbreite. Die Insel Button erstrecket sich etwa fünf und zwanzig Meilen weit von Südwest gegen Nordwest in die Länge. Die Breite beträgt etwa zehn. Das Land ist zwar hoch, aber eben, und voll Wälder. Eine Meile weit vom Ankerplatze steht eine große Stadt Callasusung genannt, oben auf einem kleinen Berge, und ist mit einer guten steinernen Mauer eingefasset. Die Einwohner glichen an Leibesgestalt, Gesichtsfarbe und Kleidung den Mindanayern ziemlich viel, erbothen sich auch zu allem möglichen Beystande. Allein, Reed sah bald, daß weder der Hafen sicher, noch die Jahreszeit bequem sey. Als es darauf ankam, den Anker zu lichten: so steckete er dermaßen fest im Felsen, daß man genöthiget war, das Tau zu kappen, und ihn im Stiche zu lassen. Der Wind war Nordost; mit diesem lief man gegen Südost, nach vier bis fünf kleinen Inseln, die unter fünf Grad vierzig Minuten Süderbreite, und fünf bis sechs Meilen von dem Hafen zu Callasusung liegen. Die Fluth ist daselbst stark, und streicht gegen Süden. Eine Meile weit von besagten Inseln auf der Südwestseite giebt es eine Menge Sandbänke, die in der Karte nicht angezeiget sind. Zwar sind an der Ostseite nicht weniger viele vorhanden: allein, es geht doch an, zwischen ihnen durchzukommen. Die Freybeuter giengen nach Timor unter Segel, und fuhren den 20sten vor der Insel Omba vorbey. Sie ist etwa vierzehn Meilen lang, fünf bis sechs breit, und liegt unter acht Grad zwanzig Minuten ungefähr sechs Meilen gegen Nordost von Timor. Den 23sten segelten sie sehr nahe bey der Insel, Pentare, sieben oder acht Meilen westlich von der Insel Omba vorbey. Weil die Fluth im Süden des Canals unweit zwoer andern kleinen Inseln, zwischen welchen sie die Durchfahrt versuchten, ungemein reißend ist: so wäre ihr Schiff unfehlbar gescheitert, wenn sie sich nicht mit Rudern davon

Insel Button.

Stadt Callasusung.

herum. Hierauf steigt es etwa hundert Schritte im Umkreise empor, und stellet gleichsam eine Säule vor. Es wird aber diese Säule mit zunehmender Höhe immer dünner, bis sie endlich an den kleinen Theil der Wasserhose gelanget; von da erstrecket sie sich bis an das untere Ende derselben, welches vermuthlich der Canal ist, von welchem das empor steigende Wasser in die Wolke gebracht wird. Dieses letztere hält Dampier für ungezweifelt, weil die Wolke sogleich größer und schwärzer wird. Auch sieht man, daß sie gleich darauf in Bewegung geräth, ungeachtet vorher nicht die geringste Bewegung an ihr zu spüren war. Die Wasserhose rücket mit fort, und zieht unter Weges Wasser. Eben diese Bewegung verursachet den Wind. Sie dauert ungefähr eine halbe Stunde,

meh

davon geholfen hätten. Den 26sten erblickten sie in Ostsüdost, die Nordwestspitze der Insel Timor. *Dampier. 1687.*

Sie wußten, daß sowohl die Holländer als Portugiesen Einrichtungen auf dieser großen Insel hatten; und weil ihnen die dasige Landesbeschaffenheit und Früchte unbekannt waren, so wollten sie es um ungewisser Hoffnung willen nicht wagen, auf die Schiffe dieser Nationen, dafür sie sich scheueten, und die sie auf alle Weise zu vermeiden trachteten, zu stoßen. Reed ließ also gegen Süden steuern, in der Absicht, an Neuholland welches zu den Südländern gehöret, Anker zu werfen. Denn der Wind hatte sich geändert, und erlaubte ihm nicht den Weg, den er zu gehen willens war, auf andere Weise fortzusetzen, oder man hätte wieder zurück gehen müssen, und bey jetziger Jahreszeit war es nicht rathsam, sich zwischen die südlich an der Linie gelegene Inseln zu wagen. *Insel Timor.*

Bis den 31sten segelten sie beständig südwärts; aber unter dreyzehn Grad zwanzig Minuten Breite wendeten sie das Schiff auf einmal gegen Norden, und zwar aus Beysorge, auf eine gewisse Sandbank, die ihre Karte auf dreyzehn Grad funfzig Minuten in Südsüdwest von dem ostlichen Theile der Insel Timor angab, zu laufen. Mit anbrechendem Tage sahen sie diese Sandbank wirklich vor sich. Es ist ein kleiner Sandriff, der an sich selbst zwar kaum über dem Wasser steht, aber von Klippen, die acht bis zehn Schuh hoch darüber empor ragen, umringet wird. Seine Gestalt ist dreyeckigt, und die Länge jedweder Seite beträgt wenigstens anderthalb Meilen. Wäre der Tag nicht angebrochen, so wären sie recht in der Mitte darauf gelaufen: allein, voritzt wichen sie glücklich aus, dem sie bis an die östliche Spitze der Felsen nordlich hielten, sodann aber mit vollen Segeln wieder südlich liefen. Auf den Karten ist diese Bank in einer Entfernung von nur etwa sechzehn bis zwanzig Meilen von Neuholland angemerket: allein, Dampier hatte sicherlich wenigstens sechzig Meilen gerade gegen Süden zurück geleget, ehe er diese Höhe erreichte, und glaubete fest, es sey in dieser ganzen Gegend kein einziger Ort von Neuholland, der nicht vierzig Meilen weiter gegen Süden liege, als die Karten ihn setzen. Wäre Neuholland auf der Karte recht verzeichnet, saget er, so müßte sein Schiff nothwendiger Weise vierzig Meilen weit von seiner Straße gegen Westen abgeführet worden seyn. Allein, es lief wider alle Wahrscheinlichkeit, daß dieses und noch dazu mit so außerordentlicher Gewalt geschehen seyn sollte, und zwar um so vielmehr, weil der Wind beständig West geblieben war. Zwar ändern sich die Ströme nicht mit dem Musson zugleich, sondern sie behalten ihre alte Richtung wohl noch einen ganzen Monat lang: allein, der Musson hatte sich damals schon vor zween Monaten geändert. Mit einem Worte, Dampier glaubet vielmehr, die Landbeschreiber hätten die Lage von Neuholland unrecht angesetzet, als daß ihn die Ströme betrogen hätten. Hiezu kömmt noch, saget er, daß sie ihn vielmehr zuvor, ehe er an die Sandbank kam, als nachgehends, da er vorbey war, betrogen haben müssen. Seine Muthmaßung dünket ihm desto wahrscheinlicher

Die Freybeuter gehen nach Neuholland.

Anmerkung über die Lage von Neuholland.

mehr oder weniger, bis die Wolke sich voll Wasser gesogen hat. Sodann platzet sie, und es stürzet alles Wasser, das unten, oder in dem herabhängenden Theile der Wolke vorhanden war, in die See herunter, erreget durch seinen Fall ein heftiges Geräusche und setzet die Wellen in Bewegung. Es ist etwas fürchterliches, eine zerplatzende Wasserhose über sich zu sehen. Zwar suchet man ihr nach Möglichkeit auszuweichen: allein, es kann aus Mangel des Windes nicht allemal geschehen. Denn gemeiniglich bläst, so lange die Hose arbeitet, nicht der geringste Wind, ausgenommen auf der Stelle, wo sie entsteht. Um dieser Ursache willen suchet man, wenn sie angezogen kömmt und man nicht ausweichen kann, sie mit Stückschüssen zu trennen: doch hat Dampier nie gehöret, daß es gelungen wäre. A. d. 506 u. 507 S.

Dampier. 1688.

cher zu seyn, weil er wahrnahm, daß die Fluth an den neuholländischen Küsten beständig einerley Strich behielt; die Fluth strich gegen Nordnordost, und die Ebbe gegen Südsüdwest *a*).

Den 4ten Jänner erreichten die Freybeuter Neuholland unter sechzehn Grad funfzig Minuten, und hatten ihren Lauf seit der Sandbank beständig gegen Süden genommen. Zwar fanden sie an diesem Orte keine gute Ankerstelle, weil die Küste gegen den Nordwestwind offen stund, nachdem sie aber ungefähr zwölf Meilen weit an der Ostseite hingelaufen waren: so entdeckten sie eine lange, mit vielen Inseln durchschnittene Bay. Den 5ten kamen sie in selbiger zwo englische Meilen vom Strande auf gutem Sande und neun und zwanzig Faden Wasser vor Anker. Ungeachtet man noch nicht weis *), saget Dampier, ob Neuholland eine Insel oder ein festes Land sey, so bin ich doch versichert, daß es weder an Asia und Africa, noch an America stoße. Die Gegend, wo wir uns befanden, war niedrig und eben, nur die Landspitzen ausgenommen, welche steinig waren.

Beschaffenheit des Landes,

Der Boden des Landes ist dürre, sandig, und hat kein ander Wasser, als was man durch Graben findet. Zwar wachsen allerley Bäume darauf: sie werden aber nicht sonderlich groß, und man sieht wenig Waldungen. Drachenbäume findet man am häufigsten. Sie haben eine weiße Rinde, und schwarzes Laub. Ihr Gummi tropfet aus den Augen, und da, wo die Rinde berstet, heraus. Dampier hielt dieses Gummi gegen das am Borde befindliche Drachenblut, und befand es demselben sowohl an Farbe als am Geschmacke vollkommen ähnlich. Alle übrige Bäume sind den Europäern gänzlich unbekannt, es war auch kein einziger darunter, der Frucht getragen hätte.

Eben so wenig erblickte man irgend eine Gattung von Thieren, ja nicht einmal die geringste Spur davon, ausgenommen, das Gefährte von einem vierfüßigen, welches ein Hund gewesen zu seyn schien. Auf den Bäumen sah man einige kleine Landvögel in der Größe der Amseln. Wasservögel sind noch seltener. Die See hat wenig Fische, man wolle denn die Seekühe und Schildkröten unter die Fische rechnen; denn davon gab es in der Bay eine ziemliche Menge: allein, sie waren ungemein scheu, ungeachtet sie vor den Einwohnern, die weder Fahrzeuge noch Eisen haben, vermuthlich gute Ruhe genießen.

und der Einwohner.

Es sind diese Leute die elendesten von der ganzen Welt. Die Cafern und Hottentotten sind in Vergleichung mit ihnen reiche Schlemmer; denn sie haben gleichwohl Häuser, Kleider von Fellen, Schafe, Geflügel und Straußeneyer. Zwischen den Einwohnern dieser Gegend von Neuholland, und zwischen einem Viehe, ist die menschliche Gestalt ausgenommen, ein schlechter Unterschied. Sie sind groß, gerade und schlank, haben lange und behende Gliedmaßen, dicke Köpfe, runde Stirnen und dicke Augbrahmen. Sie blinzeln beständig, um die Augen gegen die Mücken, die ihnen ohne Unterlaß vor Augen, Mund und Nase herum schwärmen, zu verwahren. Weil sie nun von Jugend auf dazu gewöhnet sind: so öffnen sie die Augenlieder nie so weit, als andere Leute. Nebst dem haben sie große Nasen, dicke Lippen, und weite Mäuler. Dampier weis nicht, ob sie sich mit Vorsatze zween obere Vorderzähne ausschlagen oder nicht? aber so viel ist gewiß, daß besagte Zähne den Männern sowohl als den Weibern fehlen. Sie haben keinen Bart, und sehen ungemein häßlich vom Gesichte aus. Ihre Haare sind schwarz, kraus und kurz wie

a) A. d. 518 und 519 S.

*) Man sehe oben die Nachricht von diesem Lande. Sie ist vermöge der einmal gemachten Einichtung

wie die Negerhaare. Mit einem Worte sie gleichen am Gesichte und ganzem Leibe, welcher gleichfalls kohlschwarz aussieht, mehr den guineischen Negern als den Indianern. Dampier. 1688.

Nach geworfenem Anker, schickte Reed einen Nachen ans Land, um mit diesen Wilden, die am Ufer stunden, Bekanntschaft zu machen. Allein, sobald sie den Nachen in der Nähe sahen, liefen sie alle davon. Man bemühete sich zwar drey ganzer Tage lang, ihre Wohnplätze aufzusuchen: allein, weil man weder die geringste Spur von selbigen, noch auch Wasser und Lebensmittel antreffen konnte, so beschloß man, die benachbarten Inseln zu untersuchen. Anfänglich thaten die dasigen Einwohner eben so wild. Gleichwohl erwischte man einige, und machte sie so zahm, daß sie die Speisen, die man, ihnen vorlegete, kosteten. Ihr Beyspiel machte die übrigen beherzter. Ihre Häuser sind bloß aus Zweigen zusammengeflochten. Sie leben bloß von Fischen, die sie vermittelst kleiner von zusammengelegten Steinen gemachter Verdämmungen fangen, indem bey der Ebbe allemal einige Schnecken, Kamm- und Spitzmuscheln hinter den Steinen liegen bleiben, die sie dann aufsuchen. Der Boden trägt nicht das geringste, davon sie sich nähren könnten. Reed ließ Brunnen graben, und dachte, die Wilden sollten ihm mit Wassertragen behülflich seyn: allein, weil sie des Tragens nicht gewohnet waren, so sanken sie unter der geringsten Last zu Boden, und wollten nachgehends nicht wieder angreifen.

Der VII Abschnitt.

Inseln gegen Westen von Sumatra. Inseln voller Cocos. Nicabar. Deren Einwohner. Wie Dampier sich in Freyheit setzet. Dampier kömmt in Gefahr. Verwegenes Unternehmen des Dampiers. Ring um die Sonne ein Zeichen des Sturmes. Dampier ist in entsetzlichen Umständen. Der Nachen erreichet Sumatra. Dampier verliert fast alle seine Gefährten. Seine Rückreise nach Europa. Geschichte des Prinzen Jeoly.

Ein so unfruchtbares Land, und so ungesellige Einwohner brachten die Freybeuter gar bald auf Abschiedsgedanken. Den 12ten März giengen sie, in der Absicht die Cocosinsel aufzusuchen, nordwärts unter Segel; denn daselbst konnten sie sich doch wenigstens mit einer Cocosnuß laben. Allein, da sie auf zwölf Grad zwölf Minuten Norderbreite, das ist, zu Folge ihrer Karte auf die Breite dieser Insel kamen, nöthigte sie ein Südwestwind, dem sie zu widerstehen nicht vermochten, von diesem Wege zu weichen, und die westlich an Sumatra liegenden Eylande aufzusuchen. Dampier war über diese Veränderung, die ihm einige Gelegenheit davon zu kommen hoffen ließ, von Herzen froh. Auf zehn Grad dreyßig Minuten Norderbreite, und nach Dampiers Rechnung auf zwölf Grad sechs Minuten westlicher Länge von Neuholland, fanden sie eine Insel, die auf ihrer Karte nicht stund. Diese war mit Holze und Wasser aufs beste versehen: allein, der Grund erlaubete nicht da vor Anker zu legen. Doch schickten sie die Nachen ans Land, welche mit einer großen Menge Vögel, als zum Beyspiele Boubien und Soldaten, zurück kamen. Gleichfalls brachten sie eine Gattung gewisser Landkrebse mit, die sich in dürrem Sande aufhalten, und gleich den Caninchen unter die Erde graben. Der Ritter Drake giebt eine Beschreibung von diesen Thieren, ob er sie zwar auf andern Inseln fand. Es ist ein sehr gesundes und vortreffliches Essen darum; diejenigen, welche die Freybeuter an diesem Orte

Inseln gegen Westen von Sumatra.

 an-

richtung vor die gegenwärtige gekommen, ungeachtet die Ordnung der Zeit ein anderes erfordert hätte.

Dampier. 1688.

antrafen, hatten eben diese Eigenschaft, waren aber so dick, als ein Schenkel. Ihre Schalen sind dunkelbraun, und werden vom Sieden roth b).

Inseln voller Cocos.

Weiter fiel auf ihrer Fahrt nichts merkwürdiges vor, bis sie den 7ten August die Insel Sumatra im Norden, wiewohl nur von weitem erblicketen. Den 13ten warfen sie Anker bey einer kleinen Insel, die traurige genannt, unter vier Grad Süderbreite, und etwa funfzehn Meilen weit westlich von Sumatra gelegen. Sowohl auf dieser, als auf vielen darauf folgenden Inseln, die alle mit einander ungefähr einerley Größe zu haben scheinen, giebt es Cocosnüsse im Ueberflusse. Den 19sten lief man die südwestliche Spitze der Nassauinsel vorbey. Es ist dieses Eyland zwar groß genug, aber unbewohnt, und liegt unter drey Grad und zwanzig Minuten Süderbreite. Auf dieser Höhe nahm Reed eine achemsche mit Oele beladene und mit vier Mann besetzte Barke weg. Das Fahrzeug bohrete er in Grund, die vier Achemer aber behielt er am Borde. Bey diesem strengen Verfahren hatte er keine andere Absicht, als seinen Leuten nicht nur die Gelegenheit, sondern auch die Lust zum Weggehen zu benehmen; denn er dachte, wenn er den Indianern feindselig begegnete, so würde sich keine einzige am Borde befindliche Person unter sie wagen. Nebstdem hatte er sein Vorhaben, im rothen Meere zu kreuzen, endlich einmal entdecket: es war aber selbiges nicht von allen Freybeutern mit gleichem Beyfalle aufgenommen worden. Dampier drang darauf, er sollte an dem ersten besten Handelssitze seiner Nation Anker werfen, machte sich aber dadurch dergestalt verhaßt, daß man ihn an irgend einem wüsten Orte ans Land zu setzen drohete. Diejenigen hingegen, welche die Reise nach dem rothen Meere beliebten, schlugen vor, nach den Inseln Nicobar zu gehen, indem dieser Ort nicht nur zu der voritzt nöthigen Ausbesserung des Schiffes bequem, sondern auch wegen seiner Entlegenheit von allen europäischen Handelssitzen im Stande wäre, die Misvergnügten im Zaume zu halten. So gleich wurde der Lauf nach diesen Eylanden gerichtet. Eigentlich zwar führet nur das mittägliche, welches vierzig Meilen weit gegen Nordwest von der Insel Sumatra liegt, den Namen Nicobar. Es belegen aber die Seeleute noch eine große Anzahl anderer benachbarten Inseln, welche den Andemans Eylanden im Mittage liegen, ebenfalls damit c).

Inseln Nicobar.

Den 5ten May erblickete man diejenige Insel, welche eigentlich den Namen Nicobar führet, und man warf den Anker an ihrer nordwestlichen Seite in einer kleinen Bay auf acht Faden Wasser. Besagte Insel liegt unter sieben Grad dreyßig Minuten Norderbreite. Ihre Länge beträgt etwa zwölf, und die Breite vier Meilen. Die Südseite ist nicht nur an sich selbst erhoben, sondern auch mit steilen Felsen begränzet, der übrige Boden aber niedrig und flach. Er wird von vielen Quellbächen bewässert, und trägt eine Menge vortrefflicher Bäume, welche gleichsam die ganze Insel zu einem Walde machen. Doch die größte Schönheit legen ihr die Cocosbäume, die rings um die Buchten wachsen, bey; denn da diese Buchten in großer Anzahl vorhanden, und bloß durch schmale steinichte Landspitzen von einander abgesondert sind, so verursachet die ganze Küste einen höchst anmuthigen Anblick. Hinter den Cocosbäumen, das ist tiefer im Lande, findet man überall einen gewissen Baum, den Dampier in ganz Indien sonst nirgend antraf, seine Eigenschaften aber ungemein rühmet. Die Einwohner nennen ihn Malory. Er ist so dick und hoch, als unsere Apfelbäume, hat eine schwärzliche Rinde und breites Laub. Seine Frucht vergleicht Dampier, was die Größe betrifft, mit einem Dreyerbrodte: sie ist aber an

c) A. d. 534 S.

an Gestalt einer Birne ähnlich, hat eine harte, platte, hellgrüne Schelfe, und ein apfelähnliches Fleisch, ausgenommen, daß es voll Fasern in der Dicke eines starken Nähzwirnes ist. Man läßt diese Frucht in großen irdenen Töpfen, darein wohl fünf und zwanzig bis dreyßig Kannen gehen, mit Wasser kochen, und decket die Töpfe fleißig zu, damit kein Dampf weggehe. Ist die Frucht weich, so schälet man sie, sondert mit einem hölzernen Messer das Fleisch von den Fäden ab, und machet Klumpen oder Kuchen in Größe eines holländischen Käses daraus. Sie bleiben sechs bis sieben Tage gut, und die Einwohner leben hauptsächlich davon; denn es ist ein so gesundes und wohlgeschmacktes Essen, daß sie weder Yams, Pataten, Plantanen, noch Reiß achten, und von dem letztern nur wenig bauen. Aus eben dieser Ursache halten sie wenig Vieh und Geflügel. Die Cocosbäume brauchen sie hauptsächlich nur dazu, daß sie einen gewissen Saft, den sie Toddy nennen, und ungemein lieben, daraus zapfen *d*). Dampier. 1688.

Die Landeseingebohrnen sind lang und wohl gebildet von Gestalt, haben ein langes Gesicht, schwarze Haare, mittelmäßige Nase, angenehmen Mund; mit einem Worte, sie sind von Gesichte eben so gut gestaltet, als vom Wuchse. Dieses heißt ihnen eine vollkommene Schönheit beylegen, und es benimmt selbiger nicht einmal die Kupferfarbe, die sie haben, etwas. Die Weiber ziehen sich die Augenbrahmen aus. Ihre ganze Kleidung besteht aus einem kurzen Röckchen, das von der Hüfte, bis an die Knie reichet. Die Mannspersonen gehen nackend, doch binden sie einen langen schmalen Streifen Leinwand um den Leib, ziehen ihn zwischen den Beinen durch, und stecken ihn hinten in den Gürtel. Ihre Sprache ist von allen Sprachen, welche Dampier jemals reden hörete, gänzlich unterschieden, doch mischen sie einige portugiesische und malayische Worte mit darunter, die sie vermuthlich von den Schiffleuten, die ihre Insel besuchen, gelernet haben. Man sieht bey ihnen weder Tempel, noch Götzen, noch sonst etwas, daraus man einen Gottesdienst muthmaßen könnte. Doch hörete Dampier nachgehends zu Tunkin von einem Priester, sie wären dem Christenthume nicht abgeneigt; wir haben auch in einem andern Theile des gegenwärtigen Werkes gesehen, daß die Jesuiten einen Versuch thaten, das Licht des Evangelii bey ihnen anzuzünden. Abschilderung ihrer Einwohner.

Ihre Wohnplätze liegen unweit vom Strande, an den Bayen. Jedwede Bay hat vier bis fünfhundert kleine, niedrige, viereckichte Häuser, die auf Pfählen stehen. Ihre Höhe bis ans Dach, beträgt acht Schuh; eben so hoch ist auch das Dach selbst, und hat die Gestalt einer Kuppel, indem es aus dünnen gekrümmeten Latten gebauet, und mit Palmblättern gedeckt ist. Sie pflanzen keine andere Gewächse, als Cocosbäume und Melonen, die nahe an der See wachsen. Weiter hinein liegt das Land ganz ungebauet. Dampier bemerkete, daß die Fußsteige nicht weiter giengen, als die Obstbäume, und daß kein einziger in den Wald führete. Zu vermuthen ist, es gehe auf allen benachbarten Inseln einerley Lebensart im Schwange *e*). Ihre Wohnungen.

Allein, er hatte damals ein ganz anderes Anliegen auf dem Herzen, und mußte auf ganz andere Dinge Acht geben, und hier wird es nöthig seyn, die Erzählung der Verdrüßlichkeiten, damit er zu kämpfen hatte, ihm selbst zu überlassen. „Nunmehr bedünkte „es mich, hohe Zeit zu seyn, meinen Abschied zu nehmen, und wofern ich anders die Erlaub„niß dazu erhalten könnte, auf dieser Insel zu bleiben; denn heimlich wegzugehen, das „schien ganz unmöglich zu seyn; auf der andern Seite konnte ich nicht absehen, warum man „mir Wie Dampier sich in Freyheit setzet.

d) A. d. 536 und 538 S.

e) A. d. 539 S.

Dampier. 1688. „mir den Abschied verweigern wollte, indem ich auf dieser Insel im geringsten nicht schäd„lich fallen konnte, gesetzt auch, ich hätte die Absicht, den Freybeutern Verdruß zu ma„chen, wirklich gehabt. Nebst der günstigen Beschaffenheit der gegenwärtigen Umstände, „hatte ich noch eine andere Ursache, warum ich hier bleiben wollte. Ich hoffete nämlich „mit dem Ambrahandel etwas ansehnliches zu gewinnen, und bey diesen Inselneiwohnern „ein reicher Mann zu werden. Ihre Sprache getrauete ich mir in kurzer Zeit zu lernen. „Hätte ich mich nun übrigens noch dazu gewöhnet, mit ihnen in ihren Nachen zu rudern, „absonderlich aber auf eben dergleichen Weise, als sie, zu leben: so hätte ich gesehen, wie „sie des Ambra habhaft werden, wie viel sie bekommen, und zu welcher Jahreszeit der „meiste zu finden sey. Hätte ich dieses gewußt, so wäre mir die Abreise nicht schwer ge„fallen. Denn ich hätte mich entweder auf das erste beste europäische Schiff, das an die „Insel gekommen wäre, gesetzet, oder ich hätte einen jungen Indianer dazu beredet, daß „er mich in seinem Nachen nach der achemschen Rhede geführet hätte. Hier hätte ich mich „mit solchen Waaren, darauf die Inseleinwohner am begierigsten sind, versorget, und „auf der Rückreise Ambra dagegen eingetauschet.

„Bis hieher hatte ich kein Verlangen bezeuget, ans Land zu gehen. Als man sich aber „fertig machte, den Anker zu lichten: so bath ich den Hauptmann, er möchte mich an den „Strand setzen lassen. Weil ihm nun mein vielfältiges Klagen längst verdrüßlich gefallen „war, und er mich seines Erachtens an keinem Orte lassen konnte, der weniger besuchet „würde, als dieser: so bewilligte er mein Suchen sehr gern. Hätte er aber gewußt, daß „ich hier nicht lang verbleiben würde: so hätte er es wohl schwerlich bewilliget, noch sich in „Gefahr gesetzet, daß ich den Engländern und Holländern seine Geschichte erzählen könnte. „Ich raffete aus Beysorge, seine Entschließung möchte ihn wieder reuen, meinen Kuffer „und mein Bette in aller Eile zusammen, und suchte jemanden, der mich ans Land „brächte. Der Kahn, darauf ich mich setzete, brachte mich in einer kleinen Sandbay, dar„an etliche Häuser stunden, ans Land. Als ich da war, so kam ein Indianer; und weil „er nicht wußte, aus welcher Absicht ich hergekommen war: so erboth er sich, er wollte „mich in seinem Nachen an Bord schaffen. Als ich es abschlug, winkete er mir, in sein „Haus einzutreten. Ich trug also meinen Kuffer und meine Kleider hinein. Kaum war „ich eine Stunde da gewesen: so erschien der Schiffslieutenant, mit einigen bewaffneten „Leuten, und kündigte mir an, ich müßte mitgehen. Meine Antwort lautete, ich wäre „dazu willig und bereit. Sie hätten nicht nöthig gehabt, so viele Leute abzuschicken; denn „ungeachtet es mir etwas leichtes gewesen wäre, mich im Walde zu verstecken: so wollte „ich doch nicht, weil sie in diesem Falle, um die Einwohner gegen mich zu erbittern, eini„ge von ihnen geprügelt, oder wohl gar todt geschlagen hätten. Als ich an Bord kam: „so fand ich alles in größter Hitze. Dem Schiffsbarbier, Namens Coppinger, und noch „zween andern, hatte mein Beyspiel Muth gemachet, und verlangeten sie Erlaubniß, bey „mir zu bleiben. Diese drey Personen waren jederzeit mit eben dem Entschlusse, als ich, „umgegangen. Die beyden letztern, Namens Hall und Ambrose, fanden wenig Schwie„rigkeit: allein, den Barbier wollte weder Reed, noch der gesammte Haufen überhaupt „missen. Zwar sprang er mit einer Flinte in den Nachen, und vermaß sich, er wollte „den ersten den besten, der ihn aufhalten würde, niederschießen: allein, der Quartiermeister „sprang in der Hitze nach ihm hinein, nahm ihm mit Hülfe einiger andern das Gewehr „weg, und brachte ihn wieder in das Schiff.

„Hall,

„Hall, Ambros und ich waren glücklicher; man erlaubete uns von neuem, ans „Land zu gehen. Einer von unsern Ruderern stahl aus Mitleiden eine Axt, und gab „sie uns, als ein vortreffliches Werkzeug unter Indianern, heimlich mit. Wir stiegen „demnach aus. Ich führete meine Gefährten in des Indianers, der mich zuvor schon „aufgenommen hatte, Wohnung. Kaum waren wir da, so brachte der Nachen auch noch „die vier Achemer, die wir ehemals gefangen bekamen, nebst dem portugiesischen Metisen, den „wir von Pulo Condor mitgenommen hatten. Denn weil Reed gesonnen war, die Meere, „wo ihm der Portugiese als Dollmetscher dienete, zu verlassen, und nebst dem, da „wir über vierzig Meilen weit von Sumatra entfernet waren, nicht glaubete, daß uns die „Achemer in ihr Vaterland führen könnten: so wollte er sie alle zusammen nicht länger „füttern. Es war auch diese Fahrt in der That ein höchst verwegenes Unternehmen, und „im geringsten nicht das erste, was uns etwa einfiel. Erstlich bedachten wir, daß wir „voritzt stark genug wären, uns allenfalls gegen die Insulaner zu wehren, wenn sie uns „etwas zu Leide thun wollten. Ich meines Orts hätte mich im geringsten nicht gefürch„tet, wenn ich auch ganz allein da gewesen wäre. Ja vielleicht hätte ich sodann weit ru„higer gelebt, weil ich um so viel gewisser gewesen wäre, daß niemand Ursache über mich „zu klagen hätte. Ich meines Orts glaube fest, es sey kein einziges Volk so wild, daß es „einen Ausländer, den der Zufall in seine Hände führet, ums Leben bringen sollte, er zie„he sich denn dieses Unglück durch ausgeübte Gewaltthätigkeit selber zu. Ja gesetzt auch, „es wäre die Wildheit einiger Völker wirklich so groß, so fällt es doch gar leicht, sie auf „friedliche Gedanken zu bringen, wofern man nur ihre erste Wuth abtreibt, und sie zu „einer Unterredung bringt, absonderlich durch Vorzeigen irgend einer Kleinigkeit, die sie „noch nie gesehen haben, und die jedweder Europäer, der in der Welt gewesen ist, auf „der Stelle erdenken kann. Dergleichen ist mit einem Stücke Stahl aus einem Kiesel„steine Feuer zu schlagen. Ich habe auf allen meinen Reisen nie einigen Menschenfresser „angetroffen. Auch habe ich nie gehöret, daß es ein Volk in der Welt gäbe, das gar „nichts zu essen hätte, es wären nun Fische, oder vierfüßige Thiere, oder zum wenigsten „doch Früchte, Korn, Wurzeln, oder andere Gewächse, welche die Erde von selbst, oder „mit Hülfe der Pflegung hervor bringt. So gar die Einwohner in Neuholland haben, „bey aller ihrer Armuth gleichwohl Fische zu essen, und würden niemanden in der Absicht, „ihn hernach aufzufressen, ums Leben bringen. Zwar weis ich nicht, was für unmensch„liche Gebräuche vor Zeiten hier, oder dort im Schwange gegangen seyn mögen, noch „ob es wahr sey, daß einige Völker ihre Kriegesgefangenen auffraßen, oder ihren Göt„tern aufopferten. Dieses aber weis ich wohl aus eigener Erfahrung, daß eben die Völ„ker, davon man uns einen solchen Begriff gemachet hat, heutiges Tages einen ganz „wackern Umgang mit den Europäern pflegen. Ueben sie ja in einem solchen Kriege, den „sie für rechtmäßig halten, noch einige Grausamkeit aus, so geht dieselbige doch, wie wir von „ihren Gefangenen vernehmen, nicht so weit, daß sie einer einzelnen Person, die in ihre „Hände fällt, Leid zufügen sollten„ *f*).

Dampier. 1688.

Unterdessen war es dem Dampier dennoch lieb, daß er nicht ganz allein war, abson- derlich als er überlegete, daß er nebst seinen Gefährten im Stande wäre, ein Fahrzeug zu regieren, und nach Sumatra über zu gehen. Sie fasseten auch wirklich die Entschließung, einen

Dampier kömmt in Gefahr.

f) A. d. 542 und vorherg. S.

Dampier. 1688.

einen Nachen zu kaufen, und sahen am folgenden Tage, den 6ten May, ohne die geringste Betrübniß zu, wie das Schiff unter Segel gieng. Zwar im Anfange schien ihr Wirth über ihre starke Anzahl einigermaßen bestürzt zu seyn, gleichwohl that er ihnen etwas im Toddy zu gute, verkaufete ihnen auch einen Kahn für eine Axt. Weil aber die Nachbarn kein so gutes Vertrauen gegen sie bezeugeten: so beschlossen sie, ihre Kuffer und Kleider in den Kahn zu tragen, die mittägige Seite der Insel aufzusuchen, und daselbst den Wechsel des Mussons, der nicht weit mehr entfernet seyn konnte, abzuwarten. Die Beschaffenheit der Küste nöthigte sie, die raume See zu gewinnen. Aber kaum waren sie vom Lande abgefahren: so warf ein Windstoß ihr kleines Fahrzeug über und über. Sie retteten sich aber mit Schwimmen, und zogen ihren Kahn, ihre Kuffer und Kleider hinter ihnen her ans Land. Dampier war zum höchsten erfreuet, daß er sein Tagebuch und einige von ihm selbst entworfene Karten gegen das Wasser wohl verwahret hatte. Alles übrige wurde zwar naß: allein, weil sie die Kuffer so gleich öffneten, und alles an der Sonne trockneten, so war der Schaden von keiner Wichtigkeit, und die Lust, noch einmal auf die hohe See zu laufen, vergieng ihnen deswegen im geringsten nicht.

Unterdessen gewonnen einige Inselneinwohner Zeit, sich in ihren Kähnen zu versammeln. Diese Leute macheten allerley drohende Gebärden gegen die acht Ausländer, als ob sie gesonnen wären, ihnen das Aussteigen zu verwehren. Einer von den drey Engländern suchete sie zwar durch einen Schreckschuß vom Leibe zu halten; dem ungeachtet aber folgeten sie immer von weitem nach bis in die Bay, da der Kahn landete, ob sie gleich dem Schießgewehre nicht allzunahe kamen, sondern nur ihre Spieße von ferne schwungen. Hall hoffete, sie zu begütigen, sprang also ganz allein ans Land, seine Cameraden aber hielten sich zum Feuergeben fertig, wofern ihm einiges Leid wiederfahren sollte. Hall nun gieng mit bloßem Degen in der Hand, zwar getrost, aber sittsam, auf sie los. Sie ihres Orts ließen ihn kommen, ohne sich zu rühren. Als er sie aber grüßete, und ihnen unter allerley freundschaftlichen Gebärden die Hand both, schienen sie ungemein vergnügt darüber zu seyn. Der Frieden wurde demnach geschlossen, und zwar um so viel aufrichtiger, weil sie nicht weniger Vortheil davon hatten, als diejenigen, von denen sie einige Gewaltthätigkeit besorgeten. Denn nunmehr konnten sie ohne alle Furcht in ihrer Bay fischen. Sie brachten auch ohne Verzug Melory und andere Eßwaaren herbey. Dampier meldet noch, „er hätte einige Schweine um einen sehr wohlfeilen Preis erhandeln können, er hätte aber „seine guten Freunde die Achemer, welche Mahometaner waren, nicht ärgern wollen„ *g*).

Verwägenes Unternehmen des Dampiers.

Die folgenden Tage über versahen sie sich mit einem guten Vorrathe an Melory und Wasser. Statt der Tonnen fülleten sie zwölf Cocosschaalen, und drey Bambus damit. Die Engländer waren, aller Gefahr bey diesem höchstverwegenen Unternehmen ungeachtet, dennoch fest entschlossen, nach dem achemschen Hafen zu fahren. Obgleich der Wind noch von Osten blies: so fingen doch die Wolken schon an, gegen Osten zu ziehen, welches ein unfehlbares Zeichen war, daß der Westmusson seinen Anfang bald nehmen wollte; endlich als die Wolken bereits eine merkliche Bewegung von Westen gegen Osten erlanget hatten, und daraus abzunehmen war, der Wind müsse auf der See bereits westlich seyn: so beschlossen die drey Engländer, welchen die übrigen beystimmeten, den 15ten des Maymonates, Nachmittages um vier Uhr, das gegenwärtige helle und warme Wetter nicht vorbey zu lassen, weil sie ihre Reise, so lange selbiges dauerte, und ehe der neue Musson sich festsetzete,

g) A. d. 548 S.

hete, zu endigen hoffeten. Denn sie wußten wohl, es würde bey dem Eintritte besagten Mussons auf einige schöne Tage ein heftiger Sturmwind folgen *b*). Doch es gebühret dem Dampier die Ehre, ein so gefährliches Wagstücke selbst zu erzählen. Dampier. 1683.

Unser Nachen, saget er, war an beyden Enden spitzig, ungefähr so lang, als ein londonschens Fahrzeug, doch aber tiefer, schmaler und dabey so dünne, daß ihn, wenn er leer war, vier Mann ins Wasser schieben, oder auch ans Land holen konnten. Wir hatten einen guten Mast, und ein Segel von Matten, imgleichen starke und feste Flügelstücke, die an jedweder Seite des Nachens recht dauerhaft angesetzet, und im Stande waren, ihn so lange, als sie an ihrem Orte stunden, zu halten. Diese Erfindung hatten wir unsern Achemern zu danken. Hall und ich sahen die große Gefahr, darein wir uns wageten, am deutlichsten ein; daher hatten auch die übrigen ein dermaßen großes Vertrauen auf uns, daß sie in alles willigten, was wir vorschlugen. Eigentlich von der Sache zu reden, so war keiner besser ausgerüstet, als ich. Ehe ich vom Schiffe weggieng, hatte ich unsere indianische Karte; denn wir hatten nicht mehr als eine nachzusehen, und aus selbiger die Höhe und Entfernung der Küste von Malacka, Sumatra, Pegu und Siam, in mein Taschenbuch abgezeichnet. Auch hatte ich einen Taschencompaß mitgenommen, damit ich bey meinen Unternehmungen einen Wegweiser hätte.

Wir segelten gegen Süden, und verließen uns darauf, wenn wir nur erstlich die Insel hinter uns hätten, so würden wir den Wind, der uns nöthig fiel, wohl antreffen; denn das Land zieht den Wind an sich, und man findet auf der See gar oft einen ganz andern. Wir setzeten uns wechselsweise an unsere vier Ruder. Auch lösete Hall und ich einander am Steuerruder ab, weil unsere Cameraden nichts davon verstunden. Nach unserer Meynung hatten wir den ersten Abend und die folgende Nacht zwölf Meilen gegen Südsüdost zurück gelegt. Aber des Morgens sahen wir die Insel, daher wir kamen, wieder in Nordnordwest. Ich schloß hieraus, wir müßten um einen Strich zu weit gegen Osten gehalten haben, und steuerte deswegen nach Süd zu Ost. Um vier Uhr Nachmittages bekamen wir ein Lüftchen aus Westsüdwest, das bis um neun Uhr anhielt, und damit wir ohne zu rudern nach Südsüdwest fortstrichen. Ich war eben damals am Steuer; die Brandung ließ mich nicht zweifeln, es müßte ein reißender Strom nicht weit von uns seyn. Die See machte ein solches Geräusch, daß man es wohl auf eine halbe englische Meile weit hätte hören können. Um neun Uhr war sie zwar stille, aber eine Stunde hernach erwachte der Wind wieder, und blies die ganze Nacht ziemlich stark.

Den 17ten früh sahen wir uns begierig nach Sumatra um, weil wir keine zwanzig Meilen mehr davon zu seyn erachteten; in der That gaben uns auch sämmtliche Umstände genugsame Ursache, zu glauben, wir hätten seit unserer Abreise vier und zwanzig zurück geleget. Allein, als wir uns halb blind gesehen hatten, so erblicketen wir die Insel Nicobar in Westnordwest, und waren nicht über acht Meilen weit davon. Wir mußten also nothwendiger Weise die Nacht über einen starken Strom gegen uns gehabt haben. Doch tröstete uns der frische Wind. Zu Mittage nahmen wir die Höhe. Meine Breite war sechs Grad fünf und funfzig Minuten nordlich. Hall fand sieben Grade.

Den 18ten verhinderte ein Gewölke, damit die Sonne zu Mittage bedecket wurde, das Beobachten der Höhe. Wir nahmen damals eine schlechte Vorbedeutung wahr, nämlich, einen Ring um die Sonne, der sie an Größe wohl fünf bis sechsmal übertraf. Es ver- Ring um die Sonne, ein Zeichen des Sturmes.

b) A. d. 552 S.

Dampier. 1688.

verkündiget diese Erscheinung ordentlicher Weise entweder Sturm, oder starkes Regenwetter; hat der Ring eine Lücke, so kommen von derselbigen Seite gemeiniglich die allerheftigsten Stürme. Ich gestehe es, daß ich bey Erblickung des Ringes von ganzem Herzen am Lande zu seyn wünschete: doch stellete ich mich, um meine Gefährten gleichfalls aufzumuntern, nach Möglichkeit beherzt, und schlug vor, wenn der Wind zu heftig würde, so wollten wir nicht halsstarriger Weise gegen ihn kämpfen, sondern dem Laufe des Windes und der See folgen; denn das ganze Unglück, das er uns zufügen könnte, bestünde darinnen, daß wir etwa funfzig bis sechzig Meilen weit aus dem Wege, und an die Küste von Queda verschlagen würden: dieses Königreich aber triebe starke Handlung. Man rollte nach meinem Angeben den untern Theil des Segels um den daran festgemacheten Stab, und die Rhaa wurde auf drey Schuh neben den Nachen gebracht. Dergestalt fuhren wir zwar mit einem sehr kleinen Segel, es war aber für den Wind gleichwohl noch zu groß, indem es sich gewaltig beugen mußte, ungeachtet es von den Seitenflügeln gehalten wurde. Die Flügelstangen, die aus den Seiten heraus giengen, bogen sich dergestalt, daß wir alle Augenblicke besorgeten, nun würden sie brechen, wornach wir ohne alle Hülfe verloren gewesen wären. Nebstdem hatte die See, welche zusehendes aufschwall, unsern Nachen mit Wasser angefüllet. Unterdessen versuchten wir doch eine Zeitlang, gegen den Wind zu halten. Als er aber je länger, desto gewaltsamer wurde: so mußten wir endlich Wind und See Herr seyn lassen. Dieser Zustand dauerte den übrigen Nachmittag, bis gegen Mitternacht. Die Wellen giengen immer höher, und brachen sich zum öftern, doch ohne uns zu schaden. Denn weil unser Nachen an beyden Enden sehr spitzig zulief, so fing das Steuerende die daran schlagende Welle auf, und zertheilete sie. Doch kam freylich allemal viel Wasser in den Nachen, und mußten wir ohne Unterlaß ausschöpfen. Hier sahen meine Gefährten, wie gut mein Rath, die Straße zu ändern, gewesen war. Denn im widrigen Falle wären die Wellen von der Seite an unsern Nachen gekommen, und sodann hätte ihn jedwede mit Wasser angefüllet, und uns in Gefahr des Sinkens gebracht. Ungeachtet die Seitenflügel auf das beste befestiget waren, so hätten sie doch eine dermaßen ungestüme See auszuhalten nicht vermocht.

Dampier ist in entsetzlichen Umständen.

Der Abend des 18ten war entsetzlich. Der Himmel überzog sich mit einem düstern Gewölke, und es wurde ganz finster. Der Wind tobete gewaltig, und die See nicht weniger. Sie brausete rings um uns, und wir konnten in der Dunkelheit nichts erkennen, als den Schaum der Wellen. Die folgende Nacht umhüllete alles mit der dickesten Finsterniß. Jeder Augenblick konnte uns in einen unsichtbaren Abgrund versenken. Man überlege, wie uns dabey zu Muthe seyn konnte! Ich meines Orts hatte schon manche Gefahr ausgestanden, aber mit der gegenwärtigen war unter ihnen allen mit einander keine einzige zu vergleichen. Denn zum wenigsten hatte ich doch niemals Zeit genug gehabt, sie recht zu betrachten, und auf das, was sie entsetzliches an sich hatten, Acht zu geben. Voritzt aber sah ich auf allen Seiten nichts, als den Tod, ohne die geringste Hoffnung, ihm zu entgehen, um mich. Meine Herzhaftigkeit, die mich noch nie verlassen hatte, fing voritzt bey nahe an, gänzlich zu verschwinden. Ich überdachte mein bisher geführtes Leben, und zitterte, wenn mir eins und das andere beyfiel, das mir zwar vorhin schon leid gewesen war, nun aber angst und bange machete. Zwar hatte ich die Lebensart, darein ich gerathen war, längst bereuet, doch mußte mein dermaliger Entschluß

i) A. d. 557 und vorherg. S. k) A. d. 557 S.

schluß ihr auf ewig abzusagen, ohne Zweifel, weit aufrichtiger seyn, weil er die Kraft hatte, mein Gemüth gänzlich zu beruhigen. Mit einem Worte, ich bekam das Vermögen wieder, unterdessen da die andern das häufig eindringende Wasser ausschöpfeten, das Meinige am Steuer zu thun. Weiter konnten wir uns voritzt nicht helfen, sondern mußten erwarten, wie es Gott mit uns schicken würde *i*). Dampier. 1688.

Um zehn Uhr überfiel uns Donner, Blitz und Regen von neuem. Den Regen empfingen wir sogleich, als eine Gnade des Himmels, indem unser Wasservorrath sehr auf die Neige gieng; und als wir bald darauf wahrnahmen, daß er das Toben des Windes verminderte, und daß die Wellen niedriger zu laufen anfingen, so danketen wir dem Himmel desto inbrünstiger dafür. Hierauf sah ich mit einem Stückchen brennender Lunte, das man ausdrücklich dazu aufgesparet hatte, nach meinem Compasse; denn bisher, da wir dem Winde folgen mußten, konnte er uns wenig helfen. Unser Weg war noch immer ostlich. Indem nun die Hindernisse nicht mehr so stark waren: so hielt ich den Nachen für stark genug, daß man in Hoffnung Sumatra zu gewinnen, auf Süden halten könnte. Um zwey Uhr nöthigte uns ein abermaliger Sturm, das Segel von neuem aufzurollen, und uns dem Winde zu überlassen. Der beständig anhaltende Regen hatte uns alle Glieder erstarret. Denn alles süße Wasser, ohne Ausnahme, ist kälter, als das Seewasser. In den kältesten Gegenden ist die See warm, und in den heißesten ist der Regen kalt und ungesund *k*). Wir brachten die übrige Nacht sehr elend hin, und wußten noch dazu nicht einmal, wohin uns Wind und Wellen trieben. Endlich brach der Tag zwar an: allein, der Gesichtskreis war dermaßen bewölket, daß der allererste Lichtstral in einer Höhe von dreyßig bis vierzig Graden erschien. Ein schrecklicher Anblick für Leute, die aus der Erfahrung wissen, daß eine hohe Morgenröthe starken, gleichwie hingegen die niedrige, schwachen Wind mitbringe *l*). Folge von einer greulichen Nacht.

Dergestalt ließen wir uns Wind und Strom bis um acht Uhr des Morgens beständig nach Osten fort treiben. Auf einmal begonnte einer von unsern Achemern aus vollem Halse zu rufen: Puloway. Es ist dieses der Name einer in Südwest von Sumatra gelegenen Insel. Wir sahen wirklich Land auf dieser Seite. Als wir aber unser äußerstes gethan hatten, es noch vor einbrechender Nacht zu erreichen: so sahen wir gegen Abend, der Achemer habe sich geirret, und einen gewissen hohen Berg auf Sumatra, den die Engländer den Goldberg nennen, für eine Insel angesehen. Weil der Wind sich legete: so nahmen wir die Ruder zur Hand, und ließen sie die ganze Nacht über nicht ruhen. Mit anbrechendem Tage sahen wir das niedrige Land mit aller Deutlichkeit, und waren nicht über acht Meilen weit davon. Gegen Abend erreichten wir die Mündung des Flusses Passange Jonca, welche vier und dreyßig Meilen ostlich von Achem, und sechs Meilen von der Diamantspitze, einer niedrigen rautenförmigen Landzunge, entlegen ist. Der Nachen erreichet Sumatra.

Unsere Achemer kannten die Gegend vollkommen wohl. Sie führeten uns in ein Fischerdörfchen, das mit dem Flusse einerley Namen hatte, und die nicht weit von seiner Mündung lag. Die Abmattung von unserer gefährlichen Reise, die heftige Hitze, die wir bey der Abfahrt von Nicobar ausstunden, und der darauf folgende zweytägige kalte Regen, am allermeisten aber der große Schrecken, und die unaufhörliche Angst zog uns alle mit einander ein heftiges Fieber zu, nebst einer solchen Mattigkeit, daß keiner dem andern die geringste Hülfe zu leisten vermochte. Es fiel uns unmöglich, unsern Nachen Dampier verliert fast alle seine Gefährten.

l) Ebendas.

Dampier. 1688.

chen bis ans Dorf zu holen; doch brachten unsere Achemer bey den Einwohnern so viel zu wege, daß sie uns beystunden *m*).

Dampier rühmet die große Höflichkeit, welche ihm die benachbarten Edelleute erzeigeten, als selbige den wahren Verlauf der ganzen Begebenheit von den vier Achemern erfahren hatten. Er seines Orts machete sich nach etlichtägigem Ausruhen keine Hoffnung, seine Gesundheit anderswo, als zu Achem, wo die Engländer ein Kaufhaus hatten, völlig zu erhalten. Seine Reise lief zwar erwünscht ab, indem ihn so wohl der Land- als Seewind, einer nach dem andern begünstigte: allein, er verlor innerhalb wenig Tagen, den größten Theil seiner Gefährten. Ambros und der Portugiese starben am Fieber. Die vier Achemer hatten vermuthlich ein gleiches Schicksal, weil einer nach dem andern unsichtbar wurde. Hall und Dampier kamen mit einer langwierigen Unpäßlichkeit davon.

Seine Rückreise nach Europa.

Auf seinen übrigen Reisen kommen keine andere, als allgemeine, oder nur allzuoft wiederholte Begebenheiten vor *n*). Doch hat seine Rückreise nach Europa etwas besonderes. Er hatte bey dem engländischen Handelssitze zu Benculi für eine ansehnliche Besoldung Constablerdienste angenommen. Weil er aber eines Zustandes, dabey er weder ein größeres Glück zu machen, noch etwas zu sehen hoffen durfte, endlich überdrüßig wurde: so gieng er heimlich weg, und an Bord eines Schiffes, das nach Europa zurück reisete. Er kam über das Vorgebirge der guten Hoffnung nach England, und erreichete die Dünen den 16ten des Herbstmonates 1691 *o*).

Geschichte des Prinzen Jeoly.

Alle seine Reisen hatten ihm, wie man genugsam beobachtet haben wird, wenig Reichthum zu wege gebracht, ungeachtet er sie bloß in dieser Absicht unternahm. Dagegen setzeten ihn seine erworbene Erfahrung und Einsicht zu Hause in solche Achtung, daß man ihm die Anführung eines Schiffes anvertrauete, und ihn damit auf eine Unternehmung, die aber in einen andern Artikel der gegenwärtigen Sammlung gehöret, ausschickte. Voritzt, das ist, bey seiner Ankunft zu London, im Jahre 1691, bestund sein ganzes Vermögen, in einem indianischen Prinzen, Namens Jeoly, den er als etwas besonderes um Geld sehen zu lassen, und große Summen damit zu gewinnen verhoffete. Das Eigenthum dieser Person hatte er nach und nach erhalten, nämlich die Hälfte an selbigem, gleich anfänglich in Indien, die andere Hälfte wurde ihm unter gewissen Bedingungen nachgehends erst überlassen. Allein, bey seiner Ankunft trieb ihn die Noth, daß er den Prinzen um ein sehr mäßiges Geld verkaufen mußte; dahingegen die Käufer unglaublich viel mit ihm gewonnen. Denn damit die Engländer desto begieriger würden, ihn zu sehen, gaben sie eine Nachricht von seiner Person heraus. Diese Nachricht wurde in allerley Sprachen übersetzet, und enthielt nicht nur die Begebenheiten des Prinzen Jeoly selbst, sondern auch seiner Schwester, die man für die schönste Person von der Welt ausgab, welche den Sultan von Mindanao, nachdem sie in seine Leibeigenschaft gerathen sey, auf das heftigste in sich verliebt gemacht habe. Ferner behauptete die besagte Nachricht, der bloße Anblick des Prinzen habe die Kraft, alle giftige Thiere zu verjagen, und war er vor dem Hause, darinnen man ihn sehen ließ, nebst vielen Schlangen, die vor ihm zu fliehen schienen, auf einer Tafel abgemalet. Weil Dampier durch den getroffenen Kauf genöthiget wurde, hierzu still zu schweigen: so konnte er den Betrug damals nicht entdecken. Als er aber

m) A. d. 560 und vorherg. S.

n) Dergleichen sind einige Handlungsreisen nach verschiedenen Gegenden Ostindiens, die er in seinem dritten Theile als einen Anhang zu seiner Reise

aber nachgehends seine Reisen in Druck heraus gab: so hielt er sich für schuldig, die Welt aus dem Irrthume zu reißen. Dampier. 1688.

Zu allererst beschreibt er des Prinzen Person. „Jeoly, saget er, war auf der „Brust, zwischen den Schultern, vorne auf den Schenkeln, imgleichen rings um die Ar„me und Waden mit allerley Figuren, in Gestalt großer Ringe und Armbande bemalet. „Zwar kann ich diese Figuren eigentlich mit gar nichts vergleichen, sie waren aber doch un„gemein artig, und es erschien an den vielen Linienzügen, Laubwerke und Vierecken, wel„che mit einander abwechselten, eine bewundernswürdige Kunst und Ebenmaße. So viel „ich von ihm erfahren konnte, verfährt man dabey eben also, als wenn jemanden ein Je„rusalemskreuz auf den Arm gemachet wird; das ist, man durchsticht die Haut, und bestreicht „sie mit einer ätzenden Salbe. Anstatt aber, daß man bey einem Jerusalemskreuze Schieß„pulver gebrauchet, gebrauchen die Einwohner der Insel Meangis, von welcher Jeoly „gebürtig war, ein gewisses zu Pulver gestoßenes Gummi, das bey den Engländern Dam„mer heißt, und an vielen Orten Indiens für Pech gebrauchet wird. Wie er mir sagete, „so sind die meisten Manns- und Weibespersonen in seinem Lande dergestalt bemalet, tra„gen goldene Ringe in den Ohren, um die Aerme und Beine aber Ketten von eben diesem „Metalle„.

Der Prinz Jeoly war demnach auf einer von den Meangisinseln, welche nicht weit von Mindanao liegen, gebohren, und wie er sagete, ein Sohn des Raja von besagter Insel, welcher fünf Weiber und acht Kinder hatte. Eines Tages wollte er mit seinem Vater, seiner Mutter, seinem Bruder, und einigen ihrer Unterthanen von einer Insel nach der andern überfahren: es warf sie aber ein ungestümer Wind auf die Küste von Mindanao, hier wurden sie Gefangene einiger Fischer. Man nahm ihnen vorläufig ihre goldenen Zierrathen ab, und verkaufete sie nachgehends zu Leibeigenen. Dampier hatte zwar die goldenen Zierrathen nicht gesehen, wohl aber in ihren Ohren große Löcher, darinnen Ringe gewesen seyn konnten. Jeoly wurde nebst seiner Mutter an einen Mindanayer, Namens Michel, verkaufet, welcher das Englische ziemlich gut verstund, und dem Raja Lau als Dolmetscher dienete. Michel prügelte seinen Leibeigenen zum öftern, weil er nicht arbeiten wollte: allein, weder Drohen, noch Versprechen, ja die Schläge selbst, vermochten ihn nicht zur Arbeit zu bringen. Als er fünf bis sechs Jahre bey diesem strengen Herrn zugebracht hatte: so verkaufte ihn selbiger nebst seiner Mutter für sechzig Piaster, an einen englischen Aufseher, Namens Mordy, von welchem er vermittelst eines anderweitigen Vergleiches zu Madras in Dampiers Hände kam.

Weil er es nun bey diesem leutseligen Manne weit besser hatte: so gieng er gern mit ihm nach Benculi. Dampier ließ ihn außen vor der englischen Schanze in einem Häuschen wohnen, ohne ihm eine Beschäfftigung zu geben. Doch so wohl er, als seine Mutter, machten sich freywillig etwas zu thun: sie ihres Ortes verfertigte Kleider, nach dasiger Landesart, oder besserte sie aus, er hingegen machte Kasten, oder Verschläge, dazu er sich von seinem Herrn Bretter und Nägel geben ließ. Ob er sie gleich nun sehr schlecht machete, so bildete er sich doch eben so viel darauf ein, als auf das künstlichste Meisterstück. Einige Zeit darnach, wurden sie alle beyde krank, und alles von Dampier angewendeten Fleißes

se um die Welt erzählet. Das hauptsächlichste, was er beybringt, ist in der Beschreibung enthalten, die wir von Sumatra, Java, und andern Landschaften dahin er kam, bereits gegeben haben.

o) A. d. 616 und vorherg. S.

Dampier. 1688.

Fleißes ungeachtet, starb die Mutter. Jeoly war hierüber beynahe untröstlich, und Dampier besorgete, ihn gar zu verlieren. Man mußte ihm die Leiche wegnehmen, weil er immer dabey saß, und unaufhörlich weinete. Man wickelte sie in ein Stück Cattun ein, welches Ehre genug war; doch dem Jeoly schien es zu wenig, er that auch noch alle seine Kleider nebst zwey Stücken indianischen Cattun dazu, die ihm Mordy gegeben hatte, und sagete dabey, alles, was er habe, gehöre seiner Mutter, sie sollte auch alles, was er hätte, mitnehmen. Dampier ließ ihn aus Beysorge, er möchte kränker werden, machen was er wollte, und sorgete nur für seine Gesundheit. Ueberall, wo er auf seiner Rückreise landete, da liefen alle Leute zusammen, um den Jeoly zu sehen, und bewunderten ihn; hieraus machte er sich auf einen großen Gewinn zu London Hoffnung. Kaum war er in die Themse eingelaufen: so mußte er ihn ans Land schicken, weil ihn gewisse Personen von sehr hohem Stande zu sehen verlangeten. „Weil ich nun Geld nöthig hatte, „saget er, so war ich genöthiget, ihn anfänglich nur zum Theile zu verkaufen, und all-„mählich verkaufte ich ihn ganz. Man führete ihn im Lande herum, und zeigete ihn den „Leuten für Geld. Nachgehends erfuhr ich, er wäre zu Oxford an den Kinderpocken ge-„storben *p*).

Der VIII Abschnitt.

Anhang zu der Landbeschreibung von Tunkin.

Bay Tunkin. Flüsse Rokbo und Domea. Einfahrt zwischen die Barre. Kennzeichen des Flusses Domea. Stadt gleiches Namens. Hean eine große Stadt. Zustand von Cachao. Eintheilung von Tunkin.

Wir dürfen die Nachrichten, welche Dampier von dem Königreiche Tunkin giebt, durchaus nicht weglassen. Sie können einen Zusatz vorstellen, welcher die Kenntniß besagten Landes allerdings vermehret, und zwar um so viel mehr, weil Baron in seiner Beschreibung nur einen allgemeinen Abriß des besagten Königreiches gegeben hat *q*). Als Dampier wieder zu Kräften gekommen war: so schiffete er in Gesellschaft des Hauptmanns, Wallons, eines englischen Kaufmannes, welcher in allerley Handlungsgeschäfften nach Cachao *r*) reisen mußte, aus dem achemschen Hafen ab. Sie kamen glücklich in die Bay von Tunkin. Die Einfahrt derselbigen ist auf der Westseite, und hat gegen Südost die Landspitze Champa unter zwölf Grad Norderbreite, und gegen Osten die Insel Aynan, auf etwa neunzehn Grad. Es scheint zwar diese Einfahrt durch große Sandbänke, die pracalschen Bänke genannt, ganz verschlossen zu seyn, man findet aber dennoch an beyden Seiten einen großen Canal da die Schiffe aus- und einfahren können.

Bay von Tunkin.

Die größte Breite der tunkinischen Bay beträgt wenigstens dreyßig Meilen. Man kann überall, so groß als sie ist, das Senkbley und den Anker auswerfen. Ihre Tiefe beträgt da, wo sie am größten ist, das ist ungefähr in der Mitte nicht mehr als sechs und vierzig Faden. An diesem Orte ist der Schlamm schwarz und pfefferfärbig: aber auf der Westseite findet man Thongrund mit röthlichem Sande vermischet. Hinten an der Bay am tunkinischen Ufer giebt es verschiedene kleine Inseln, darunter zwo vor andern

p) A. d. 614. 675 u. f. S.

q) Im IX Theile gegenwärtiger Sammlung.

Dampier. 1688.

andern merkwürdig sind, nicht zwar wegen ihrer Größe, sondern weil sie den beyden Hauptflüssen des Landes, oder vielmehr den beyden Aermen des Hauptflusses zum Baack dienen. Einer von den besagten Aermen heißt bey den Einwohnern **Rokbo** und stürzet sich in Nordwesten der Bay unter zwanzig Grad sechs Minuten Norderbreite in die See. Dampier selbst befuhr ihn nicht: man sagete ihm aber für gewiß, er habe an seiner Mündung nicht über zwölf Schuhe Wasser, ziemlich weichen Thongrund, und falle deswegen bloß kleinen Schiffen bequem. Die Siamer und Chinesen pflegen ihn gemeiniglich zu besuchen.

Flüsse Rokbo und Domea.

Der zweyte Arm ist weit breiter und tiefer. Dampier nennet ihn **Domea** s), nach dem Namen der ersten Stadt, die an seinem Ufer liegt. Er fällt im Nordost, zwanzig Meilen gegen Nordost vom Rokbo, unter zwanzig Grad fünf und vierzig Minuten, in die See. Zwischen beyden Aermen giebt es eine große Menge Sandbänke und Untiefen, die sich über zwo Meilen weit an der Küste erstrecken. Vor dem Domea selbst liegt ein Riff von ungefähr zwo englischen Meilen groß: es bleibt aber die Durchfahrt dennoch über eine halbe englische Meile weit, und hat auf beyden Seiten Sandbänke. Nach Aussage der Lootsmänner, welche dieses Flusses kundig sind, behält er nicht das ganze Jahr über einerley Tiefe, sondern zu gewisser Zeit beträgt selbige bey der stärkesten Fluth kaum sechzehn Schuh; dahingegen sie zu anderer Zeit auf fünf bis sechs und zwanzig steigt. Die hohen Fluthen ereignen sich im Winter- und Christmonate und Jenner, nämlich, wenn der Nordmusson regieret. Dagegen fallen die niedrigsten in die Monate des Südmussons, das ist in den May, Brach- und Heumonat. Die Durchfahrt am Riffe hat harten Sandgrund, welches sie ungemein gefährlich machet. Nebst dem rühren die Fluthen den Sand auf, und verändern die Durchfahrt, welches sie noch gefährlicher machet. Ausländische Schiffe haben einen Lootsmann zum Wegweiser nöthig; ja bey niedriger Fluth untersteht sich nicht einmal einer, sie zu führen, sondern er wartet die hohe Fluth ab. Das Kennzeichen dieses Flusses ist ein hoher Berg, der **Elephant** genannt, gegen welchen man nordnordwestlich steuern muß. Nachgehends segelt man gerade gegen das Ufer, und findet allmählig immer weniger Wasser, bis auf sechs Faden, und sodann ist man noch zwo bis drey englische Meilen weit vom Riffe, imgleichen von einer kleinen Insel, die man so weit als möglich in Nordnordwesten lassen muß, entfernet. Hier kann man unterdessen Anker werfen, und die Ankunft der Lootsmänner abwarten. Es lassen sich hierzu Fischer gebrauchen, welche in einem an der Mündung des Flusses gelegenen Dorfe, Namens Batcha, wohnen. Dieses Dorf liegt so bequem, daß sie die ankommenden Schiffe sehen, oder doch die Stückschüsse vernehmen können, welche die Europäer bey ihrer Ankunft gemeiniglich zu thun pflegen.

Einfahrt zwischen die Barre.

Kennzeichen des Flusses Domea.

Das englische Schiff fand vierzehn und einen halben Faden Wasser am Riffe. Als sie vorbey waren: so bemerkete Dampier, daß der Fluß enger wurde. Die erste Stadt, welche schon erwähntermaßen **Damea** heißt, liegt etwa sechs Meilen weit von der Mündung, und den Ankommenden zur rechten Hand, auch dermaßen nahe am Ufer, daß die Fluth zuweilen bis an die Stadtmauer schlägt. Der Ort besteht aus etwa hundert Häusern. Hier liegen die holländischen Kaufleute vor Anker, die Engländer hingegen fahren

Stadt gleiches Namens.

r) Andere schreiben Cacho, noch andere Chequo.

s) Sein rechter Name ist Songkoy.

Dampier. 1688.

fahren gemeiniglich noch drey englische Meilen höher aufwärts, weil die Fluth daselbst schwächer ist. Zu Domea nimmt sie um neun Schuhe ab und zu. Weil die Handlung in der Hauptstadt des Königreichs, Cachao, welche etwa achtzig englische Meilen von Damea liegt, getrieben wird: so verrichteten Dampier und Weldon diese Reise auf einer dasigen Schaluppe. Den vierten Tag erreichten sie Hean, eine sehr ansehnliche Stadt von wenigstens zweytausend Häusern. Ein wenig unterhalb selbiger sahen sie den Ort, wo der Strom sich in zween Aerme vertheilet, auf welche Weise zwischen dem Theilungspuncte und der See eine dreyeckige Insel entsteht. Die Franzosen hatten damals einen Handelssitz zu Hean, und war der Pallast ihres Bischofes das schönste Gebäude in der ganzen Stadt *t*). Ungeachtet nun kein europäisches Schiff bis an diese Stadt zu kommen vermag: so laufen doch die siamschen und chinesischen Junken auf dem Rokboflusse ohne Mühe bis dahin, und sah Dampier verschiedene da vor Anker liegen. Von Hean brachte er zween ganzer Tage zu, ehe er nach Cachao kam, weil die Fluth dem Fahrzeuge nicht mehr forthalf.

Hean eine große Stadt.

Zustand von Cachao.

Als er nun nach Cachao, der Hauptstadt in Tonquin, kam: so sah er mit Verwunderung, daß sie weder Mauer, Wall, noch Graben hatte. Gleichwohl ist sie ungemein volkreich, und zählet man über zwanzigtausend Häuser darinnen. Sie liegt dem Flusse gegen Abend, auf einer kleinen Ebene. Die Häuser bestehen nur aus Stroh und Leimen, doch dem Beyspiele der europäischen Kaufhäuser zu Folge, waren seit kurzem einige von Ziegelsteinen aufgeführet worden. Die Hauptstraßen sind sehr breit, aber meistentheils schlecht gepflastert, und zur Regenzeit ungemein kothig. Der königliche Pallast hat ein prächtiges Ansehen, ungeachtet er nur aus Holze besteht. Man schreibt der Ringmauer desselben einen Umkreis von drey Meilen zu. Es ist selbige ungefähr sechs Schuh hoch, und beynahe eben so dick. Jedermann kann darauf spatzieren gehen, und steigt man bey dem Thore auf einer Treppe hinauf. Das englische Kaufhaus hat eine angenehme Lage in dem Nordertheile der Stadt, am Strome; das holländische liegt im Südertheile. In des Barons Nachricht *u*) fehlen nicht nur diese wenigen Umstände, sondern auch die Namen der tonquinischen Landschaften. Dampier bekennet, er habe das, was er davon anführet, von einigen englischen Kaufleuten, welche schon seit langer Zeit zu Cachao wohneten, erfahren.

Eintheilung von Tonquin.

Das Königreich wird in acht große Landschaften eingetheilet. Viere darunter tragen keine andere Namen, als die Ost-West-Nord- und Südlandschaft. Die fünfte liegt in der Mitte, und heißt, gleich der Hauptstadt, Cachao oder Cacho, die drey übrigen werden Tenam, Tenchoa und Ngeam benennet.

Die Landschaft Tenam liegt am weitesten gegen Morgen. Sie hat China in Südost,

t) Dampier sprach bey seiner Zurückkunft mit ihm. Es waren damals zehn europäische Missionarien, und zween französische Bischöfe im tunkinschen Lande. Einer hieß Bischof von Ascalon, der andere von Auran. Es war dieses eben um dieselbige Zeit, als das Christenthum unter dem Schutze des berufenen Staatsrathes Constantin, im Siamschen in großer Hochachtung stund. Allein, zu Cachao gieng es diesen Heidenbekehrern noch nicht dergestalt nach Wunsche. Man berief sie zwar zuweilen nach Hofe, aber bloß wenn etwa eine Uhr oder sonst ein mathematisches Werkzeug auszubessern war. Denn sie hatten diese Künste in der Absicht, sie zum Vortheile der Religion anzuwenden, aus dem Grunde gelernet. Dampier rühmet die Höflichkeit, damit sie ihm begegneten. Sie fragten ihn, ob er Schießpulver machen könnte? Es fiel ihm eine Anweisung dazu bey, die er ehmals

in

ost, die Insel Aynan und die See, theils in Süden, theils in Südwesten, und die Ostlandschaft in Nordwest. Ihre Größe ist mäßig, und trägt sie hauptsächlich Reiß. Dampier. 1688.

Die Ostlandschaft reicht von der Tenam schon bis an die nordliche. Gegen Osten stößt sie an China, gegen Abend an einen Theil der Südlandschaft und der cachaischen; gegen Mittag ans Meer. Es ist ein sehr großes, und dabey niedriges Land, voll Inseln, absonderlich in seinem südöstlichen Theile, welcher bey Tenam an das Meer stößt. Die Hauptstadt davon und der Sitz des Statthalters heißt Hoan. Diese Landschaft bringt Reiß und Vieh im Ueberflusse hervor, übrigens legen sich die Einwohner der Seegegend stark auf die Fischerey.

Die südliche Landschaft ist die vorhin erwähnte dreyeckige Insel, welche gegen Osten der von Dampiern also genannte Domeastrom, auf der Westseite der Rokbo, oder vielmehr die beyden Aerme desjenigen Stromes, den Baron Songkog nennet, begränzen. Das Land liegt ungemein niedrig, und hat Ueberfluß an Reiß und Viehe.

Tenchoa liegt westlich am Rokbo, hat die Westlandschaft gegen Mitternacht, die Insel Aynan gegen Westen, und das Meer gegen Mittag. Ihr Reichthum besteht gleichfalls in Viehe und Reiße.

Ngeam liegt an der Abendseite von Tenchoa, stößt gegen Mittag und Abend an Cochinchina, gegen Mitternacht aber an die Westlandschaft. Sie hat einen weiten Umfang, und besitzt nicht nur die sämmtlichen Vortheile der übrigen Landschaften, sondern auch noch diesen eigenen, daß sie durch eine gute Anzahl Völker gegen die Anfälle und Streifereyen der Cochinchinesen in Sicherheit gesetzet wird.

Die Westlandschaft hat gegen Mittag Ngeam, das Königreich Laos gegen Westen, die Landschaft Cachao gegen Osten, und die Nordlandschaft gegen Mitternacht. Sie ist groß, höchst angenehm, reich an Holz und Weide, verführet auch viel Lack und Seide.

Die Nordlandschaft ist ungemein weitläuftig, und machet den mitternächtigen Theil des ganzen Königreiches aus. Sie hat das Königreich Laos gegen Westen; China gegen Osten und Norden, das Königreich Baws oder Baos x) gegen Nordwest, gegen Süden aber Cachao, die West- und Ostlandschaft. Wegen ihres weitläuftigen Bezirkes ist ihr Boden nicht überall von einerley Beschaffenheit. Größtentheils ist er mit hohen Gebirgen angefüllet, da man Gold, Marmor und viele Elephanten antrifft. Die übrigen Gegenden liefern viel Lack, Seide und allerley Kaufmannswaaren.

Die Landschaft Cachao machet den Mittelpunct des ganzen Königreiches aus, und liegt zwischen der Ost-West-Nord- und Südlandschaft. Dampier, welcher Zeit genug sie zu besehen hatte, lobet ihre Fruchtbarkeit und Anmuth. Es fehlet ihr zwar auch nicht an Holze, doch treibt sie ihren Handel hauptsächlich mit Reiße, Lacke und Seide y).

in Sturmeys Kunstbuche gelesen hatte: man solle nämlich Schwefel, Salpeter und Kohlen, jedwedes gleich schwer nehmen, es zu Mehle stoßen und wohl durch einander mischen. Hierauf machte ich, saget er, ein Sieb von einem Stücke Pergamente, indem ich es mit einem heißen dünnen Eisen überall durchlöcherte, damit ich das Pulver körnen könnte. In dem Siebe rollete ich, um das Pulver durch die Löcher zu zwingen, zwo kleine Kugeln herum, auf welche Weise es sich recht hübsch körnete. Wir ließen es trocknen, und versuchten es, befanden es auch nach Wunsche. Zu Bencull machte ich einstens auf eben diese Weise einige Fässer voll zerschmolzenes Schießpulver wiederum brauchbar. III Th. a. d. 108 und 109 S.

u) Im X Bande dies. Samml.

x) Oder Baota.

y) Ebendas. a. d. 23 und vorherg. S.

Dampier. 1689.

Der IX Abschnitt.

Erläuterung, Pulo Dinding und Benculi betreffend.

Holländischer Sitz zu Pulo Dinding. Schanze der Insel. Holländer haben den Tutaneghandel allein. Englischer Handelssitz zu Benculi. Wie sie die Holländer daselbst vertreiben. Beschreibung der Festung. Einwohner. Dampiers Vorwürfe gegen die holländische Compagnie.

Holländischer Sitz zu Pulo Dinding.

Als **Weldon** nach geendigter tunquinischer Reise wieder nach Sumatra zurück gieng: so nahm Dampier nach und nach auf verschiedenen Schiffen seiner Landesleute Dienste, auf welche Weise er sowohl **Malaka** als andere berühmte Städte zu besehen, Gelegenheit hatte. Wir unseres Ortes wählen aus der großen Menge seiner Anmerkungen nur diejenigen, welche gewisse Orte, davon man bey andern Reisebeschreibern schlechte Nachricht findet, betreffen. Als er, zum Beyspiele, an die malakische Küste vorbey fuhr: so nöthigte ein Wirbelwind sein Schiff, auf der Rheede eines holländischen Eylandes, davon keine einzige ostindische Reisebeschreibung etwas meldet, vor Anker zu legen. Es führet den Namen **Pulo Dinding**, und liegt nicht weit vom festen Lande. Ihr Land ist hoch, und wird durch viele Bäche bewässert. Es wachsen allerley fruchtbare Bäume darauf, darunter die meisten eine solche Größe erlangen, daß man sie zu allerley gebrauchen kann. Ja einige darunter sind so gar zu Masten und Rhaaen tauglich. Die Rheede ist vortrefflich. Sie hat ihre Stelle auf der Ostseite zwischen der Insel und dem festen Lande. Man fährt mit einem Seelüftchen hinein, und mit einem Landwinde heraus z).

Schanze der Insel.

Die Holländer, als die einzigen Bewohner dieses Eylandes, haben an der Ostseite eine Schanze darauf angeleget, und zwar an einer kleinen Bucht, darinnen die Schiffe ankern können. Zwar hat selbe keine Bollwerke, doch aber ziemlich dicke, und dreyßig Schuh hohe Mauern. Dampier sah zwölf bis funfzehn Stücke auf einer guten Bettung stehen, die man in einer Höhe von etwa sechzehn Schuhen in der Mauer angelegt hatte. Es geht kein anderer Weg hinein, als eine Reihe Stufen, welche ihren Anfang schon in einer ziemlichen Entfernung von der Schanze nehmen, und an das Thor, wo die besagte Stückbettung ist, führen. Der Befehlshaber schläft mit etwa zwanzig oder dreyßig Soldaten des Nachts darinnen. Hierinnen besteht der ganze Schutz der holländischen Einwohner, welche die Insel anbauen. Etwa fünfhundert Schritte weit von der Schanze, und an eben dieser Bucht, steht ein niedriges ziemlich wohl gezimmertes Haus, von etwa drey Gemächern, darinnen sich der Befehlshaber bey Tage aufhält.

Holländer haben den Tutaneghandel allein.

Auf dem nur etwa vier englische Meilen davon entferneten festen Lande zeiget sich eine schöne mit hohen Bäumen bewachsene Gegend, und der Schanzbucht gleich gegen über fällt ein Fluß, in welchen kleine Fahrzeuge einlaufen können, in die See. Das benachbarte Land bringt eine gewisse Gattung von Zinn in großer Menge hervor. Es trägt selbiges den Namen Tutaneg, und ist zwar gröber, als das unserige, wird aber an verschiedenen Orten Indiens stark gebrauchet. Vorzeiten verhandelten es die malayschen Einwohner dieser Küste an die Ausländer: allein, voritzt haben die Holländer diesen Handel völlig an sich gezogen, und nur deswegen, damit ihre Kaufleute den Vortheil davon ganz allein ziehen können, sich auf der Insel niedergelassen. Weil auch die Entfernung der

Schanze

z) A. d. 187 S.

Schanze vom festen Lande ihnen nicht erlaubt, auf alles, was in der Nachbarschaft vorgeht, ein wachsames Auge zu haben: so halten sie nicht nur im Canale einen so genannten Küstenbewahrer, sondern auch noch ein kleineres bewaffnetes Schiff, das die Mündung des Flusses und die benachbarten Bayen ohne Unterlaß durchsuchet. Besagtes Tutaneg also, welches in der bengalischen Bay theuer verkauft wird, kömmt an dem gegenwärtigen Orte in keine andere, als in ihre Hände, und tauschen sie allerley andere Waaren dagegen. Sie haben zwar in Queda, welches weiter gegen Norden liegt, und dieses Metall gleichfalls in Menge hervorbringt, einen ähnlichen Versuch gewagt: allein, er gelang ihnen nicht. Hingegen hat ihre Verfassung auf der Insel Dinding sie zu willkührlichen Herren der Handlung mit den Malayern auf dieser Küste gemacht *a*).

Dampier. 1689.

Englischer Handelssitz zu Benculi.

Im Jahre 1690 reisete Dampier von Madras nach Benculi, einem englischen Handelssitze, davon die englischen Reisebeschreibungen mit genauer Noth nur den Namen angeben. Es liegt dieser Ort an der Westküste der Insel Sumatra, um den vierten Grad Süderbreite, und ist den Seefahrern an einem hohen Berge, den man in einer großen Entfernung vom Lande schon sieht, kenntlich. Zwo bis drey Meilen südlich von Benculi liegt die Landspitze Sillibar, welche über die ganze Küste heraus raget, und eine kleine Bay machet. Nebst diesem doppelten Merkmaale erwähnet Dampier auch noch dieses, daß man das englische Schloß schon drey Meilen weit vom Ufer sehe, daß es an der See liege, und seiner Schönheit wegen Aufmerksamkeit verdiene. An der Nordseite besagten Schlosses fließt ein Flüßchen vorbey, an dessen Mündung ein großes Lagerhaus steht. Nicht weit davon, und auf eben dieser Seite des Flusses findet man ein indianisches Dorf, dessen sämmtliche Häuser wegen des morastigen und tiefen Bodens auf Pfähle gebauet sind.

Wie sie die Holländer daselbst vertreiben.

Nichts als der Pfefferhandel hatte die englischen Kaufleute auf diese Küste gelockt. Als sie ihn zu Bantam verloren hatten: so suchten sie, ihn an irgend einem andern Orte wiederum lebendig zu machen; es war auch die Hoffnung dazu um so viel stärker, weil sie wohl wußten, daß bey weitem nicht aller Pfeffer, der nach Europa geschafft wird, auf Java wächst, sondern meistentheils von Achem und andern auf Sumatra liegenden Orten komme. Nebst dem erzählte man Dampiern, es habe der glückliche Fortgang ihres Unternehmens nicht sowohl von ihrer eigenen Bemühung, als von dem Verlangen einiger achemschen Rajas hergerühret; denn diese letzteren hätten nach Madras geschickt, und sie bitten lassen, sich bey Zeiten, und ehe die Holländer einen Versuch thäten, auf ihrer Insel niederzulassen. Doch, saget er, dem sey wie ihm wolle, so hatten gleichwohl die Engländer das Glück, daß sie zuerst dahin kamen. Allein, es war hohe Zeit. Denn ehe sie noch einen Fuß an das Land setzen konnten: so erschien eine holländische Flotte an der Küste. Nichts destoweniger stiegen sie im Angesichte ihrer Nebenbuhler aus, pflanzeten in aller Eile einige Stücke ans Ufer, und schrecketen sie durch diese anscheinende Herzhaftigkeit ab. Dampier setzet diese Begebenheit ins Jahr 1685. Nachgehends versäumeten die Engländer zwar nicht den geringsten Augenblick, sich festzusetzen. Sie brachten aber, ungeachtet der großen darauf gewandten Kosten, dennoch weiter nichts zu wege, als eine angenehme Wohnung; ein regelmäßiges Werk aber aufzuführen, fiel ihnen nicht möglich. Die Festung sollte fünf Bollwerke bekommen: allein, es blieb bey vieren, und diese waren so schlecht angelegt, daß Dampier dem dasigen Befehlshaber rieth, er sollte sie schlechterdings nieder=

a) A. d. 180 u. f. S.

Dampier. 1689. niederreißen und anders aufbauen lassen. Doch es blieb bey einigen Ausbesserungen, welche den Platz in eben der Unvermögenheit einem Feinde Widerstand zu thun ließen, als er vorher gewesen war.

Die dasige Witterung hat schlechte Anmuth. Man hat alle Jahre nichts gewisseres, als heftige Regengüsse und gewaltige Hitze zu erwarten. Erhebt sich der Wind, so wird es ungemein kalt. Die Landwinde streichen über einige Moräste, und führen aus dieser Ursache allemal einen unleidlichen Geruch mit sich. Kurz zu sagen, es ist ein ungesunder Ort, in welchem die Engländer in kurzer Zeit sterben, und beständig ein sieches Leben führen. Gleichwohl giebt es an der Südseite der Festung eine schöne Ebene, welche gegen Nordwest an die See, und gegen Südost an einen großen Wald stößt.

Einwohner. Die dasigen Landeseinwohner sind eben so braun, als die Achemer, aber geschlanker von Gliedmaßen, und ämsiger. Einige darunter können Handthierungen, und treiben sie in der englischen Festung. Die übrigen befleißigen sich auf den Landbau. Zum Unglücke war damals, wie Dampier bemerket, die Regierung in der Festung ziemlich schlecht bestellt. Die dasigen Compagniebeamten lebeten mit ihren Nachbaren in einem sehr schlechten Verständnisse; und hielten zween Rajas, ohne weitere Ursache, als weil sie dem Befehlshaber nicht Pfeffer genug geliefert hatten, in Ketten und Banden. Diese Unbilligkeit hatte einige andere Rajas dergestalt erbittert, daß sie mit einer großen Anzahl ihrer Unterthanen vor die Festung kamen, und sie bestürmeten. Unterdessen konnte sie ihrer schlechten Beschaffenheit ungeachtet, einem so elenden Kriegesheere, als dieses war, ohne Mühe widerstehen. Denn ob es gleich den Einwohnern dieser Insel an Herzhaftigkeit im geringsten nicht fehlet: so haben sie doch kein ander Gewehr, als Säbel, Dolche und Lanzen, damit sie gegen grobes Geschütz unmöglich lange aushalten können. Tauschen sie gleich ingeheim einige Flinten an sich: so wissen sie doch damit nicht umzugehen. Kurz vorher, ehe Dampier dahin kam, hatten sie die Engländer mit List zu überfallen gesucht, und zu diesem Ende einen Hahnenkampf angestellet, in Meynung, es werde sie die Neugierigkeit aus der Festung locken. Als niemand zum Vorscheine kam: so wageten sie einen unvermutheten Anfall auf das Schloß, wurden aber mit einigen Stückschüssen bald aus einander gejagt *b*).

Dampiers Vorwürfe gegen die holländische Compagnie. Dampier gieng noch vor Ausgange dieses Jahres auf verschiedene andere Reisen, die ihm öfter, als einmal Gelegenheit geben, die holländische Handelsgesellschaft der Gewaltthätigkeit zu beschuldigen. Sie geht, wie er saget, mit nichts anderem um, als wie sie den Pfefferhandel völlig in ihre Hände bekommen möge, gleichwie sie den Zimmet- und Muscatenhandel bereits in ihrer Gewalt hat. Wo sie keine Handelssitze errichten kann, da schicket sie Küstenbewahrer hin, die sich vor die Mündungen der Flüsse legen, den Ausländern den Zugang verwehren, und die kleinen Fürsten in der Furcht und im Gehorsame erhalten. Zwar giebt sie vor, es geschehe alles dieses aus großer Liebe gegen die Indianer: allein, die meisten wissen schon, was davon zu halten sey, ungeachtet sie, ihre Meynung öffentlich zu sagen, das Herz nicht haben. Eben dieser Ursache muß man es, wie Dampier meynet, zuschreiben, daß die Malayer diese Küsten mit Rauben und Plündern unsicher machen. Sie sind von Natur zum Stehlen gar nicht geneigt, sondern sie werden aus bloßer Aergerniß,

b) A. d. 200 und vorherg. S.

Aergerniß, daß die Holländer die Handlungsfreyheit stöhren, Seeräuber; denn sie hoffen entweder das, was sie auf ehrliche Weise nicht erwerben können, auf diese Weise zu gewinnen, oder sie suchen sich an einer bey ihnen verhasseten Macht, gegen die sie sonst nichts auszurichten vermögen, so weit als es angeht, zu rächen, und leisten zu diesem Ende den Seeräubern Hülfe und Beystand *c*). Dampier. 1689.

Das III Capitel.

Beschreibung der malabarischen Küste.

Der I Abschnitt.

Einwohner, Sitten und Religion.

Einleitung. Größe der malabarischen Küste. Einwohner Gestalt und Kleidung. Lange Ohren. Unterschied zwischen den Muhammedanern und Heiden. Die Muhammedaner sind auch Seeräuber. Ihre Grausamkeit gegen die Gefangenen. Eintheilung der Heiden in Stämme. Puliaren unehrliche Kerl. Edelleute oder Nairen. Ihr Sold. Hairathen. Diebstahl wird härter gestrafet, als Todschlag. Königlicher Stamm. Reichsstatthalter. Stolz der Könige, und der Großen. Ordnung der Geburt. Eine Frau darf viele Männer haben. Erbschaftsordnung. Wenn man die Töchter verheirathet. Schlechtes Leben der Malabaren. Ihre Pagoden. Religion des Landes. Ehrerbiethung gegen die Götter und Großen. Feste und Ceremonien. Geschicklichkeit der Malabaren in Kriegesübungen. Uebungen auf der Ritterschule. Wie man die Streitigkeiten ausmachet. Ihre Kriege.

Da so viele in dem ersten Theile gegenwärtiger Sammlung enthaltene Reisen die malabarische Küste als den hauptsächlichsten Schauplatz der Begebenheiten vorgestellet haben: so muß man sich allerdinges verwundern, warum es den englischen Verfassern nicht beliebig fiel, die Nachrichten von der Einwohner Gemüthsbeschaffenheit und Lebensart zu sammeln und in einen Auszug zu bringen. Es hat dieses Land ungemein viel besonderes aufzuweisen, und um den nur erwähnten Mangel zu ersetzen, dürfen wir dasjenige, was Schouten und einige andere Reisende davon beygebracht haben, durchaus nicht weglassen. Beschreibung von Malabar. Einleitung.

Es ist bereits zum öftern angemerkt worden, daß gemeiniglich der ganze Landstrich zwischen Surate und dem Vorgebirge Comorin den Namen der malabarischen Küste trage. Allein, genauer zu reden, beginnt diese Küste erst an dem delyschen Gebirge, welches unter dem zwölften Grade Norderbreite liegt. Denn bloß innerhalb dieses Bezirkes legen sich die Landeseinwohner selbst den Namen **Malabaren** oder **Malavaren** bey, und sodann beträgt die Länge dieser Küste nicht mehr als ungefähr zweyhundert französische Meilen. Sie ist unter verschiedene freye Könige vertheilet, davon der **Samorin** oder König von **Calecut** das größte Ansehen besitzt. Die übrigen Königreiche und ihre Hauptstädte sind in dem gegenwärtigen Werke schon dermaßen oft erwähnet worden, daß es eine sehr unnöthige Mühe Größe der malabarischen Küste.

c) Der Verfasser wirft den Holländern dieses absonderlich vor, so viel die Küste von **Queda** und **Malacca** betrifft.

Beschreibung von Malabar.

Mühe wäre, sie nochmals herzusetzen. Nur erfordert es unsere Absicht, hierbey zu bemerken, daß es in diesem weitläuftigen Lande wenige Städte, sondern größtentheils nur Dörfer von allerley Größe gebe, daß aber die Einwohner, ungeachtet sie unter verschiedene Herren von ganz widrigen Absichten gehören, dennoch einerley Gesetze und Gebräuche beobachten *d*).

Einwohner. Ihre Gestalt und Kleidung.

Die ursprünglichen Landeseinwohner sind schwarz, oder doch sehr braun, aber meistentheils wohl gewachsen. Sie halten viel auf ihre Haare, lassen sie auch gemeiniglich sehr lang wachsen. Man hält sie für nichts weniger, als dumm: allein, sie bekümmern sich wenig um die Aufklärung ihres Verstandes, noch um Künste und Wissenschaften. Mannes- und Weibespersonen tragen beynahe einerley Kleidung. Sie umschürzen sich beyderseits mit einem Stücke Cattun, das vom Gürtel bis auf die Knie hinab hängt, der übrige Leib, imgleichen der Kopf und die Füße, sind unbedeckt. Doch binden einige die Haare mit einem seidenen Schnupftuche auf, flechten sie aber zuvor in Zöpfe.

Anderswo tragen die reichen Indianer, absonderlich das Frauenzimmer, seidene Kleider, imgleichen geblühmte Gold- und Silberstoffe. Allein, in Malabar trägt niemand kostbare Zeuge, als die Weiber der allerniedrigsten Geschlechter oder Stämme, dahingegen die Reichen und Vornehmen sich bloß in feineste Baumwolle kleiden. Doch tragen sie kostbare goldene Leibgürtel, und Armbänder von Silber oder Büffelsklauen: allein, goldene Armbänder sind ohne ausdrückliche Erlaubniß des Landesherren keinem Frauenzimmer zu tragen erlaubt. Dagegen sind die Ringe und Ohrgehänge sowohl bey Männern als Weibern im Gebrauche; die letztern wiegen zuweilen wohl ein Vierthelpfund, und dehnen ihre von Natur schon ziemlich lange Ohren ganz erstaunlich aus, welches aber in ihren Gedanken eine sonderbare Schönheit vorstellet. Man durchbohret sie den Kindern sehr frühzeitig, und drehet ein Stückchen von einem zusammen gerollten und dürren Palmblatte in das Loch. Indem nun das Blatt gleich einer gespannten Feder sich unaufhörlich zu entwickeln suchet: so wird das Loch unvermerkt immer weiter ausgedehnet, und das Ohrläpchen immer größer. Es hängt gar oft bis über die Schultern hinab, und könnte man wohl mit einer geballten Faust durch das Loch fahren.

Lange Ohren.

Die heidnischen Malabaren scheeren sich den ganzen Bart weg: doch lassen einige, wiewohl die wenigsten, einen Knebel stehen. Ihre Häuser bauen sie von Leimen, und decken sie mit Cocosblättern. Das Land steht allenthalben so voll Häuser, daß es nur ein einziges Dorf zu seyn scheint. Jedwedes Haus hat seinen Hof um sich, und in selbigem einen Schöpfbrunnen, absonderlich wenn kein fließendes Wasser in der Nähe zu finden ist. Kein Malabar darf sich mit seines Nachbars Wasser waschen, noch davon trinken, er sey dann von seinem Stamme.

Unterschied zwischen den Muhammedanern und Heiden.

Es giebt zweyerley Malabaren, nämlich Muhammedaner und Heiden. Die erstern sind in großer Menge vorhanden, und stammen nach ihrem Berichte aus Arabien her, indem ihre Voraltern sich auf dieser Küste niederließen. Diese nun haben hier zu Lande die ganze Handlung in ihrer Hand; denn die Heiden, absonderlich die Nairen, welche den Adel ausmachen, halten nicht nur diese Lebensart für allzu schlecht, sondern sie unternehmen auch niemals eine langwierige Seereise. Daher sind die mahometanischen Malabaren gemeiniglich reiche Leute. Man hält sie für tückische falsche Kerl. Sie wohnen in

d) Dellons Reisen I Theil a. d. 173 S.

in großen Flecken besonders, leiden auch niemanden, der ihrem Glauben nicht zugethan ist, darinnen. Diese Flecken nennet man Bazaren, oder Marktplätze, weil lauter Handelsleute darinnen wohnen. Die ansehnlichsten sind wegen besserer Bequemlichkeit der Handelschaft und der ausländischen Kaufleute, entweder an die See, oder an einen Fluß gebauet. Unterdessen sind diese Geizhälse mit dem ordentlichen Wege nach Reichthume nicht zufrieden. Die meisten sind zugleich auch Seeräuber, und schwärmen mit Galioten und Galeeren, die sie Paras nennen, auf der See herum. Dieses Handwerk treiben sie nicht nur an der ganzen indianischen und gegenüberliegenden Küste, sondern auch im persischen und arabischen Meerbusen, und nehmen alles, was ihnen vorkömmt, ohne Unterschied weg. Mit ihren Gefangenen gehen sie unmenschlich um. Ungeachtet ihre Fahrzeuge gemeiniglich mit fünf bis sechs hundert Mann besetzet sind: so trauen sie sich dennoch gar selten an ein europäisches Schiff, sie müßten es denn für schwach bemannet, oder für klein genug ansehen. List besitzen sie mehr, als Tapferkeit; der geringste Widerstand jaget sie davon. Gewinnen sie hingegen die Oberhand: so sind auf dem ganzen Erdboden keine unbändigere und wildere Thiere, als sie: gleichwie sie denn überhaupt auf der See weder Freund noch Feind kennen. Doch, so bald sie nach Hause kommen, werden sie wieder zahm, und genießt man in ihren Flecken alle Sicherheit. Die Könige, unter deren Schutze sie leben, sehen zwar wohl zu ihrer Seeschwärmerey durch die Finger, ja sie lassen sich wohl gar etwas von der Beute abgeben: allein, zu Lande bestrafen sie die allergeringsten Diebstähle mit eben der Schärfe an ihnen, als an ihren ärmsten Unterthanen. Man kennet sie theils am Barte, weil sie ihn wachsen lassen, theils an den Haaren, die sie abschneiden, am allergewissesten aber an der Kleidung, weil sie Weste und Turban tragen, dahingegen die Heiden halb nackend laufen.

Beschreibung von Malabar

Die Muhammedaner sind auch Seeräuber.

Bekommen sie Malabaren auf der See gefangen, es mögen selbige Heiden, oder Muhammedaner seyn: so dürfen sie ihnen zwar alles, was sie haben, auch so gar die Kleider, wegnehmen, Leibeigene aber dürfen sie aus ihnen nicht machen, wenn es gleich Heiden aus einem andern Landesbezirke sind. Allein, die Christen haben sie nach Hause zu führen, in Fessel zu schlagen, und mit übermäßiger Arbeit, die niemand ausstehen kann, zu quälen Macht, es wäre denn, daß sich jemand ihrer annähme, und sie loskaufe. Wenn ein Seeräuber seine Galeere zum erstenmale ins Wasser läßt: so säbelt er einige christliche Leibeigene darauf nieder, besprenget das Schiff mit ihrem Blute, und hoffet sodann, im Seerauben ein desto größeres Glück zu haben. Hat er voritzt niemand zum Hinrichten bey der Hand: so verschiebt er dieses teufelische Opfer bis auf eine nächste Gelegenheit. Der erste beste Christ, den er in seine Gewalt bekömmt, er mag seyn von welcher Nation er will, muß herhalten; und gleichwie die Portugiesen unter allen Europäern die ersten sind, die sich in Indien fest setzeten: also hat auch niemand die Grausamkeit der malabarischen Mahometaner öfter empfunden, als sie. Um dieser Ursache willen rüsten die Unterkönige zu Goa alle Jahre eine gewisse Anzahl Galioten aus, und suchen diese allgemeinen Friedensstörer aller Orten auf. Diejenigen, die sie erwischen können, werden nach Goa gebracht, und auf die Galeeren geschmiedet, oder sonst zu harter Arbeit gebrauchet. Allein, die malabarischen Seeräuber machen sich aus dem Unglücke ihrer von den Portugiesen gefangenen Landesleute eben so wenig, als aus dem Elende ihrer leibeigenen Christen.

Ihre Grausamkeit gegen die Gefangenen.

Besagte mahometanische Malabaren müssen alle und jede Landesgesetze, wofern sie nur den hauptsächlichen Grundsätzen ihres Glaubens nicht zuwider sind, beobachten. Sie

Beschreibung von Malabar.

dürfen ihren Gottesdienst an keinem andern Orte, als in ihren Bazaren, ausüben. Die Anzahl ihrer Moscheen ist weder groß, noch haben sie ein prächtiges Ansehen. Mit einem Worte, sie bekümmern sich mehr um unerlaubte Mittel, reich zu werden, als um Ausübung der Pflichten, welche ihnen ihre Glaubenslehre, oder die Menschlichkeit vorschreibt.

Eintheilung der Heiden in Stämme.

Die Nation, überhaupt genommen, besteht aus den heidnischen Einwohnern, nicht nur, weil sie aus dem Lande selbst herstammen, sondern auch, weil ihre Menge die Anzahl der Mahometaner bey weitem übersteigt. Man theilet sie in unterschiedliche Stämme. Zu dem ersten und vornehmsten gehören die Fürsten; zum zweyten die Namburis, oder Hohenpriester; zum dritten die Braminen; zum vierten die Nahern, oder Nairen, welches die dasigen Edelleute sind. Der Stamm der Tiven, oder der fünfte, begreift alle diejenigen in sich, die mit dem Landbaue, Tary einsammeln, und Brandweinbrennen zu thun haben. Zuweilen gehen sie bewaffnet: allein, sie müssen vom Landesherrn entweder ausdrücklichen Befehl, oder doch Erlaubniß dazu haben. Die Mainaten, der sechste Stamm, haben keine andere Verrichtungen, als waschen und Cattun bleichen, indem solcher da zu Lande in erstaunlicher Menge verfertiget wird. Die Cheten, oder Weber, machen ebenfalls einen besondern Stamm; und auf gleiche Weise ist es, nach Dellons Versichern, beynahe mit allen Handwerken beschaffen. Der Mucuas Stamm ist der allerstärkeste. Sie treiben bloß die Fischerey, dürfen auch sonst nirgend, als am Seestrande, wohnen, und bauen deswegen alle ihre Dörfer dahin. Man hält sie für unwürdig, mit Gewehre umzugehen. Fehlet es ja an Kriegesleuten: so gebrauchet man sie dazu, daß sie das Geräthe tragen. Der allergeringste und verächtlichste Stamm in ganz Malabaren sind die Puliaren. Sie werden von jedermann für einen Schandfleck des menschlichen Geschlechtes, für nicht werth, daß sie die Erde trage, angesehen. Sie haben keine beständige Wohnung, sondern sie ziehen von einem Orte zum andern herum, und bringen die Nacht unter irgend einem Baume, in Hölen, oder Hütten von Palmästen zu. Ihre Verrichtung besteht in Hüten des Viehes, und der Feldfrüchte. Wer sie bis auf zwanzig Schritte an sich läßt, oder in einer kleinern Entfernung mit ihnen redet, der wird unrein, und muß sich unumgänglicher Weise von dem zugezogenen Schandflecke reinigen. Geht er aber mit ihnen um, so wird er unehrlich.

Puliare unehrliche Kerl.

Die Fürsten, die Nambouris, Braminen und Nairen, können mit einander umgehen; es darf auch einer den andern anrühren: allein, mit Personen von einem niedrigen Stamme, dürfen sie keines von beyden unternehmen, oder sie beflecken sich, und müssen eine Reinigung vornehmen. Verheirathet sich eine Weibesperson in einen geringern Stamm als der ihrige ist: so hat sie ihre Ehre auf ewig verloren; wohl aber darf sie in ein vornehmeres Geschlecht heirathen. Doch betrifft dieser Gebrauch hauptsächlich nur die Puliaren. Begegnet einer von den vornehmsten vier Stämmen einem solchen elenden Menschen: so heißt er ihm schon von ferne, und so weit als er ihn sehen kann, aus dem Wege gehen, welches selbiger auch unverzüglich thun muß; will er nicht, so darf ihn der andere todtschießen, ohne daß ein Hahn darnach krähet, wofern es nur in keinem befreyeten, das ist, einer Pagode zuständigen, Bezirke geschieht. Ja man hält einen solchen Menschen des Lebens für dermaßen unwürdig, daß ein Nair, wenn er sein Gewehr versuchen will, auf den ersten den besten Puliar ohne Unterschied des Alters, oder Geschlechts, Feuer giebt, ohne daß ihn jemand deswegen zur Rede setze, noch bestrafe. Eben deswegen nun, weil man sie ungestraft todtschlagen darf, können sie sich nicht sonderlich vermehren,

ren, ja sie wären schon längst mit Strumpfe und Stiele vertilget, wofern man sie nicht zum Feldhüten nöthig hätte, folglich nothwendiger Weise einige von ihnen übrig lassen müßte. Sie dürfen weder Zeuge noch Cattun tragen; demnach decken sie ihre Blöße mit Bast, oder in einander geflochtenem Laube. Uebrigens sind sie abscheuliche Unfläter; sie fressen Aas und was ihnen vorkömmt; auch so gar verreckte Ochsen und Kühe, welches bey der großen Hochachtung, darinnen diese Thiere hier zu Lande stehen, den Abscheu gegen sie nicht wenig vermehret. Daher dürfen sie auch die Tempel eben so wenig betreten, als den Pallast eines Großen. Die Priester nehmen kein anderes Opfer, als Gold und Silber, von ihnen an; dieses muß noch dazu ganz von ferne auf die Erde geleget, nicht eher als bis sie weg sind, aufgenommen, und ehe es vor die Götter kömmt, abgewaschen werden, gleichwie sich denn derjenige, der es abholet, gleichfalls reinigen muß. Haben sie bey irgend einem Großen eine Bitte vorzubringen: so muß es von fern geschehen, und die Antwort erfolget gleichfalls von weitem. Zuweilen verurtheilet man sie unter Bedrohung der Todesstrafe, zu einer großen Geldbuße, ungeachtet sie nicht das allergeringste gesündiget haben: sie erlegen auch, um nur das Leben zu erhalten, das geforderte, bis auf den letzten Pfennig. Wie es aber damit zugehe, daß dergleichen elende Leute, die von aller menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen sind, weder Haus noch Hof haben, noch einige einträgliche Handthierung treiben, dennoch im Stande sind, eine starke Auflage zu bezahlen, davon geben die Reisebeschreibungen folgende Erläuterung. Alle Malabaren überhaupt pflegen alles, was sie an Gold und Silber zusammen scharren können, in die Erde zu vergraben, und diesen Schatz täglich zu vermehren, ohne jemals das geringste davon wegzunehmen. Ja, sie sterben größtentheils ohne ihren Erben etwas davon zu offenbaren, weil sie meynen, es werde ihnen dieser Schatz künftig, wenn sie mit einem andern Leibe in der Welt erscheinen, wohl zu statten kommen. Weil nun die **Puliaren** nichts zu thun haben: so legen sie sich auf das Ausspühren dieser vergrabenen Schätze, sind auch darinnen so glücklich, daß man sie für Hexenmeister hält. Mit diesem Gelde nun stillen sie den unersättlichen Geiz ihrer Landesherren, die ihnen alle Augenblicke mit dem Tode drohen. Beschreibung von Malabar.

Die **Nairen** oder malabarischen Edelleute verdienen wegen ihrer Geschicklichkeit und ihres leutseligen Wesens eben so viel Achtung, als wegen ihrer Herkunft. Es ist sonst niemand, als nur sie allein, berechtiget, Gewehr zu tragen; gleichwie denn auch ihr Stamm in jedwedem Lande der zahlreichste ist. Weil sie sich die Handelschaft für schimpflich achten: so haben sie zwar meistentheils kein großes Vermögen, leben aber dem ungeachtet im besten Ansehen. Eben ihrer Armuth wegen lassen sie sich bey der Leibwache vornehmer Herren, Könige, Fürsten und Statthalter über Landschaften und Städte gebrauchen. Ja sie begeben sich wohl zu andern ihres Gleichen, die aber reich und vermöglich sind, und dienen selbigen zum Schutze, werden auch um dergleichen Herkunft willen, sehr höflich gehalten, ungeachtet sie ihres Ortes, die Ehrerbiethigkeit zu beobachten, schuldig sind. Edelleute oder Nairen.

Reist ein Fremder durch das Land, oder verbleibt eine Zeitlang darinnen: so muß er zwar einige Nairen zu seiner Beschützung annehmen. Unterdessen da die Gesetze keine Zahl vorschreiben: so pfleget sich in diesem Stücke jedweder nach seinem Beutel, oder nach dem Staate, den er treiben will, zu richten. Uebrigens erfordert es die unumgängliche Nothwendigkeit, bey einer Reise durch Malabar einige Nairen, als Geleitsleute, mitzunehmen. Thut man es nicht, so beleidiget man diesen Stamm, welcher meistens davon lebet, und das geringste, was einem dafür wiederfahren kann, ist, daß man ausge- Dienst, den sie den Fremden erweisen.

Beschreibung von Malabar.

plündert und abgeprügelt wird. Ja mancher wird gar tod geschlagen; und weil man es jedwedem Ausländer zum Voraus saget, so wird weder des Ausplünderns, noch des Todschlagens wegen, die geringste Nachfrage gehalten, sondern man schiebt die Schuld auf die Nachläßigkeit, oder Knickerey des Verunglückten; absonderlich da die Nairen bey demjenigen, der sie freywillig annimmt, mit äußerster Treue halten. Sie vermiethen sich so weit, als ihres Landesherrn Gebieth reicht. An der Gränze schaffen sie selbst dem Reisenden andere, und aus dem Lande, das man betritt, gebürtige Nairen zur Begleitung, und übergeben ihn dem Schutze derselbigen. Wird man unterwegens angegriffen: so bleiben sie eher alle mit einander auf dem Platze, ehe sie ihren Schutzbefohlnen im Stiche ließen. Sie misbrauchen das in sie gesetzte Vertrauen nie. Hat es gleich zuweilen einige Verräther unter ihnen gegeben: so wurden sie doch dermaßen entsetzlich dafür gestraft, daß man diese Beyspiele gleichsam als nie geschehen betrachten kann. Denn der Schuldige wird im geringsten nicht von der Obrigkeit bestrafet, sondern es richten ihn, um den Schandfleck von dem Geschlechte abzuwischen, seine nächsten Anverwandte hin, und zerfleischen ihn mit eigener Hand auf eine so schreckliche Weise, daß das bloße Erzählen Grausen verursachet.

Ihre Treue, sie zu vertheidigen.

Die Räuber haben gegen die Nairenkinder Ehrerbiethung.

Dellon saget, wenn ein Ausländer durch Malabar reisen wollte: so wäre er in Gesellschaft eines Nairenkindes weit sicherer, als unter dem Geleite der beschriehensten Kämpfer aus besagtem Stamme; denn es überfielen die dasigen Straßenräuber keine andere, als bewaffnete Reisenden, da sie hingegen für Kinder und wehrlose Personen alle Hochachtung trügen *e*). Ein dergleichen junger Nair, welchem sein zartes Alter noch kein Gewehr zu führen erlaubet, trägt nur eine kleine hölzerne Keule, eines halben Schuhes lang, in der Hand. Ungeachtet nun kein Mensch daran zweifelt, daß man in Gesellschaft eines solchen Kindes weit sicherer reise, als unter einem Geleite von zwanzig bewehrten Nairen: so ist es doch, wie Dellon saget, billig zu verwundern, daß jedermann das Vergnügen, ein zahlreiches Gefolge um sich zu haben, der Gewißheit, gegen alle Beleidigungen sicher zu seyn, bloß um der damit verknüpften unansehnlichen Gesellschaft willen vorziehe *f*).

Ihr Sold.

Man giebt einem Nairen für seine Begleitung des Tages vier Taren. Im Felde bekömmt er achte. Es ist dieses eine kleine Silbermünze, die ungefähr zween Pfennige gilt, und davon sechzehn einen **Fanon**, das ist ein kleines Goldstückchen von zween Groschen

e) A. d. 256 S.

f) Ebendas.

g) Als ich mich zu **Tilscery** aufhielt, saget er, so scheiterte ein portugiesisches Schiff in dem Hafen zu **Cananor**. Die Güter wurden noch gerettet, aber das Fahrzeug gieng zu Grunde. Weil nun der Hauptmann, so lange bis neue Verhaltungsbefehle aus Goa einliefen, im Lande bleiben mußte: so kam er zuweilen nach **Tilscery**, welches nur drey Meilen von **Cananor** liegt, und besuchte uns. Einstens nun, da er bey uns war, gab man ihm Nachricht, man hätte in einem etwa vier Meilen weit davon gelegenen Flecken ein junges Braminen Mägdchen, mit einem **Tiven** Purschen überraschet, und man würde sie verkaufen. Er begab sich hierauf ohne Verzug in den Flecken; und weil ihm das Mägdchen wohl gefiel, so behandelte und kaufete er es, kam auch so gleich mit ihm nach Tilscery zurück, weil es keinen andern als diesen Weg nach Cananor giebt. Er blieb einige Tage bey uns, und wir thaten ihnen allen beyden gütlich, um den Verdruß, den er wegen des verlornen Schiffes, und sie wegen verlorner Freyheit empfand, nach Möglichkeit zu versüßen. Wir ließen die junge Indianerinn durch unsern Dollmetscher um ihre Geschichte befragen, die sie uns auch in aller Einfalt erzählete. In der Kindheit verlor sie ihre Mutter, und wurde hierauf von ihrem Oheime, der sie ungemein liebete, erzogen. Alle Tage gieng sie mit andern Mägdchen von ihrem Alter

schen am Werthe, ausmachen. Andere Geldsorten pflegt kein malabarischer König zu prägen, doch lassen sie alle ausländische Gold- und Silbermünzen in ihrem Lande gelten.

Beschreibung von Malabar.

Ihre Heirathen.

Keine Nation suchet es mit dem Heirathen so genau, als diese. Wir haben bereits erwähnet, es stünde einem jedweden frey, sich entweder aus seinem eigenen Stamme, oder aus dem unmittelbar darauf folgenden eine Liebste oder Frau zu wählen. Läßt er sich aber mit einem Frauenzimmer aus einem höhern Stamme in ein Verständniß ein, und die Sache wird offenbar: so werden beyde Missethäter entweder zu Leibeigenen verkauft, oder mit dem Tode gestraft. Ist die Frau oder Jungfer aus dem Namburisstamme, der Liebhaber hingegen aus dem Braminengeschlechte: so verkaufet man sie nur. Ist aber die Mannsperson aus einem niedrigen Stamme, so muß er sterben, das Frauenzimmer hingegen fällt dem Landesherrn heim, der sie an einen Ausländer, Christen oder Muhammedaner verkaufen kann. Weil nun die Weibespersonen aus den vier obersten Stämmen gemeiniglich die schönsten und artigsten sind: so fehlet es nie an Kaufleuten, wenn eine von ihnen auf solche Weise gestraft wird, und bringt ein sehr glaubwürdiger Reisender ein Beyspiel, das er selbst angesehen, davon bey *g*).

Grausames Recht wegen einer strafbaren Frauensperson.

Nur besagter Schriftsteller erwähnet auch noch folgenden sehr seltsamen Umstand, es haben nämlich die Mannspersonen von der Missethäterinn Stamme, drey Tage lang das Recht, in dem Orte, wo der Frevel vorgegangen, alle Personen von des Verführers Stamme, die ihnen vorkommen, ohne Ansehen des Alters und Geschlechtes, umzubringen *h*). Die Nairen üben dieses unmenschliche Recht gegen die Tiven und Cheten aus; diese wiederum gegen die Mucuas, und die Mucuas gegen das verächtliche Geschlecht der Puliaren. Damit aber gleichwohl nicht allzuviel Blut vergossen werde: so verschiebt man die Hinrichtung der Missethäter gemeiniglich bis auf den achten Tag, und das Würgen ist bloß an selbigem erlaubt. Unterdessen hat jedermann nicht nur die Freyheit, sondern auch Zeit genug dazu, aus seinem Dorfe wegzulaufen. Furchtsame Seelen stellen sich wohl erst den andern oder dritten Tag nach verlaufener Zeit wieder ein.

Diebstahl wird härter gestraft, als Todschlag.

Aus diesem allen folget, es werde bey den Malabaren aus einem Todschlage wenig Wesens gemacht. Denn zu geschweigen, daß man die Puliaren ungestraft ermorden darf, so geschieht es überhaupt selten, daß derjenige, welcher jemanden aus den vornehmern Stäm-

Alter und Stamme auf die Feldarbeit. Bey dieser Gelegenheit sah sie ein junger Tive, verliebte sich in sie, und sie dagegen in ihn. Er gieng ihr überall nach, und laurete alle Gelegenheiten ab, wo er sie sehen oder sprechen konnte, mit einem Worte, sie wurde ihm so gut, daß sie öfters mit ihm sprach, und sich endlich überreden ließ, ihn heimlich in ihres Oheims Wohnung kommen zu lassen. Allein, welch seltenes Unglück! Der Herr Oheim erwischete sie gleich das erstemal auf frischer That. Ihrem Liebhaber kostete es sein Leben, sie aber wurde dem Fürsten überliefert, der sie einige Tage in seinem Pallaste behielt, nachgehends aber, weil sie sich ganz verzweiflend gebärdete, die Entschließung fassete, sie an den ersten den besten Christen zu verkaufen. Während der Rede mußte sie vor Weinen und Aechzen öfter als einmal inne halten, woraus wir wohl abnehmen konnten, sie müßte recht heftig verliebt gewesen seyn. Sie bejammerte das Unglück ihres Liebhabers weit mehr, als den Verlust ihrer eigenen Freyheit, und die Verstoßung von ihrer Anverwandtschaft. Wir bedauerten sie sehr. Der portugiesische Hauptmann fühlete noch etwas mehreres, als ein bloßes Mitleiden gegen sie. Es war ihm immer angst, es möchte sich irgend ein Franzose in sie verlieben. Er reisete mit ihr nach Cananor ab, ließ sie im Christenthume unterrichten und taufen, und habe ich sie nachgehends oft gesehen. Dellon I Theil, a. d. 261 u. f. S.

h) Ebendas. a. d. 264 S.

Beschreibung von Malabar.

men erwürget, mit dem Leben dafür bezahlen müßte, es wäre denn die That mit besonders schweren Umständen verknüpfet, und sodann wird die Bestrafung nicht sowohl durch einen gerichtlichen Ausspruch bestimmt, sondern es kömmt gemeiniglich darauf an, mit was für einer Rache die Verwandtschaft zufrieden seyn wolle. Allein, mit dem Diebstahle hat es eine ganz andere Beschaffenheit. Man trägt da zu Lande schon vor dem bloßen Namen Abscheu. Ein Dieb machet sich ehrlos. Man verfährt in diesem Stücke mit äußerster Strenge, ja es hat schon mancher, bloß um etlicher Pfefferkörner willen, den Hals hergeben müssen. Es giebt in Malabar keine Gefängnisse für Missethäter; man schlägt sie in Fessel, und bewachet sie so lange, bis der Landesherr, als der oberste Richter, so wohl in bürgerlichen, als peinlichen Sachen, das Urtheil spricht. Ist die Anklage nicht völlig erwiesen, und die Anzahl der Zeugen nicht hinlänglich: so läßt man den Verdächtigen folgender gestalt zum Reinigungseide. Man führet ihn vor den Fürsten, und machet auf dessen Befehl ein Axteisen glühend; hernach leget man dem Beklagten ein Bananasblatt auf die Hand, und das glühende Eisen darauf. Dieses nun muß bis zum Verglühen, das ist ungefähr drey Minuten lang, darauf liegen bleiben. Sodann wirft er es von sich, und reicht die Hand den königlichen Wäschern hin, welche mit demjenigen Reißwasser, das bey den Indianern Cange heißt, ein Tuch benetzen, und die Hand damit umwinden. Das Tuch wird mit Bändern angebunden, und die Knoten mit des Fürsten Siegel bedrücket. In diesem Zustande bleibt die Hand acht Tage lang; sodann nimmt man in jedermanns Gegenwart das Tuch weg. Ist die Hand unverletzt, und nicht der geringste Brand daran zu sehen: so wird er für unschuldig erkläret; ist sie aber vom Feuer im allergeringsten beschädiget: so spricht der Fürst das Todesurtheil über ihn aus, läßt es auch ohne Aufschub vollziehen, indem hier nicht die mindeste Verzögerung Platz findet. Man führet den Missethäter aus dem Bezirke des Pallastes hinaus, und die Nahern von der Leibwache reißen sich darum, wer Scharfrichters Stelle vertreten solle, indem sie sich eine Ehre daraus machen, des Fürsten Befehl zu vollstrecken. Ist die Uebelthat so groß, daß sie den Schuldigen aus seinem Stamme stößt: so richten ihn seine eigenen Anverwandten hin, um den Schimpf, darein er das ganze Geschlecht gestürzet hat, mit seinem Blute abzuwaschen. Die gemeine Todesstrafe besteht darinnen, daß man die Missethäter mit der Lanze ersticht, oder mit dem Säbel in Stücke hauet, und die Vierthel an Bäume aufhängt i).

Ceremonien beym Eide.

Todesurtheil und dessen Vollstreckung.

Königlicher Stamm.

In jedwedem malabarischen Königreiche giebt es einige fürstliche Geschlechter, welche zusammen den königlichen Stamm, der allen übrigen vorgeht, ausmachen. Nach des Königes Tode folget ihm allemal der älteste Fürst in der Regierung, er sey übrigens aus welchem Zweige des Stammes er wolle; demnach entsteht nie einiger Streit wegen der Regierung, noch sieht man jemals junge Regenten. Dem ungeachtet versorget sich jedweder gleich nach der Krönung mit einem Reichsstatthalter, auf den er sich, was die Regierungssorge betrifft, verlassen könne, und ein solcher hat den nächsten Rang nach dem Könige. Nun wird zwar dieses Amt allemal an die meistbiethenden verlassen: es kann aber doch der König unter denen, die das stärkste Geboth legen, denjenigen, der ihm am besten gefällt, wählen. Diesem Statthalter gebühret die Aussertigung aller Briefe, Pässe und Befehle des Hofes. Hat er des Königes Zutrauen gewonnen: so überläßt ihm dieser die völlige Verwaltung de Reichsgeschäffte, verschließt sich in irgend einen Pallast, und denket an nichts, als wie er ein vergnügtes und ruhiges Leben führen wolle. Hierzu nun trägt der

Reichsstatthalter.

i) A. d. 267 S.

Statthalter alles mögliche bey, und läßt dieses seine vornehmste Sorge seyn; hingegen ist er in der That Herr im Lande, er nimmt die Einkünfte in Empfang, theilet die Aemter aus, und begnadiget nach Belieben, ja er machet Krieg und Frieden, wie er will. Zwar sollte er von Rechtswegen mit seinem Herrn von der Sache sprechen: allein, darauf kömmt es so eigentlich nicht an, absonderlich, wenn die wenige Neigung des Königes zu Geschäfften, als die gewöhnliche Frucht einer müßigen Lebensart, mit seinem zunehmenden Alter beständig schwächer wird. Beschreibung von Malabar.

Unterdessen mag er so alt und unvermögend werden, als er immer will, so ist doch nie einiger Statthalter so unverschämt, daß er sich unterstünde, in dessen Gegenwart nieder zu setzen, oder nur einen einzigen Mann von seiner eigenen Leibwache mit in den Pallast zu nehmen, oder mit ihm zu reden, ohne beyde Hände zusammen zu legen, und vor den Mund zu halten, welches bey den Malabaren ein Zeichen der tiefsten Ehrfurcht ist. Vergienge er sich gegen eines oder das andere Stück dieser Obliegenheit: so würde er nicht nur sein Amt, sondern auch den größten Theil seiner Güter verlieren; indem der König allezeit die Macht hat, seine Reichsstatthalter wiederum abzusetzen, ohne daß er ihnen deswegen ihr ausgezahltes Geld zurück geben dürfte. Doch dergleichen Beyspiele einer abgenöthigten Schärfe sind fast gar nicht anzutreffen. Es geschieht in den Morgenländern gar selten, daß ein Unterthan nicht nur seine Pflicht, sondern auch die seinem Herrn schuldige Ehrerbiethung aus den Augen setzet.

Einem Könige zu Cananor wird der Titel Colitri gegeben, und es führet ihn jedweder, gleichwie jedweder König von Calecut den Namen Samorin. Begiebt sich ein solcher Monarch aus seinem Pallaste: so besteigt er einen Elephanten, oder ein Palankin. Nie erscheint einer öffentlich, ohne eine goldene Krone, in Gestalt einer spitzigen Nachtmütze, und fünfhundert Ducaten schwer, auf dem Haupte zu haben. Diese Krone überreichet ihm allemal der Reichsstatthalter. Sie wird von niemanden, als nur ihm getragen, und nach seinem Tode in den Schatz der königlichen Pagode beygeleget. Sein Nachfolger trägt eine neue von gleichem Gewichte, die ihm derjenige, den er zum Reichsstatthalter ernennet, verehren muß. Stolz der malabarischen Könige.

Alle malabarische Könige haben beständig eine große Anzahl Nairen zur Leibwache, imgleichen viele Trompeter, Pauker und andere Spielleute um sich k). Weit vor der Leibwache gehen einige Officier, und rufen aus vollem Halse: der König kömmt! damit diejenigen, denen es vor ihm zu erscheinen nicht gebühret, Zeit haben, aus dem Wege zu gehen. Gleichfalls hat jedweder Fürst, wenn er dem Könige nicht folget, sondern vor sich aus seinem Pallaste geht, eine starke Leibwache, viele Spielleute, und einige voraustretende Officier um sich, welche die Personen der geringern Stämme aus dem Wege schaffen. Eben dieses Vorrecht genießen auch die Prinzeßinnen. Ist der Reichsstatthalter kein gebohrner Fürst: so kann er zwar eine Leibwache von Nahern, aber weder Trompeter noch Officier zum Wegschaffen des Pöbels um sich haben. Stolz der Großen.

Ungeachtet nun die Fürsten in der weltlichen Rangordnung so weit über alle übrige Stämme erhaben sind: so gehen sie doch, was die geistliche betrifft, den Namburis und Braminen nach; und stehen diese beyden Stämme bey den Malabaren in nicht geringerer Achtung, als bey allen heidnischen Indianern überhaupt. Um die ganze Sache in ihr Licht zu stellen: so müssen wir bemerken, daß, vermöge einer unverletzlichen Gewohnheit, die Kin- Ordnung der Geburt von einem Stamme auf den andern.

k) Man sehe die Kupferstiche im ersten Theile dieser Sammlung

Beschreibung von Malabar.

Kinder von ihrer Väter Erbschaft ausgeschlossen sind, darum, weil sie ihren Adel nicht vom Vater, sondern nur von der Mutter bekommen, auch zu dem Stamme derselbigen gerechnet werden. Die Prinzeßinnen verheirathet man gemeiniglich an Namburis, oder Braminen; alle aus einer solchen Ehe erzeugte Kinder sind Prinzen, und der Reichsfolge fähig. Allein, da es nicht allemal so viel Prinzeßinnen giebt, als Namburis und Braminen: so können sie aus ihrem eigenen Stamme Weiber nehmen. Sodann gehören die Kinder zu ihrer Mutter Stamm. Die Prinzen heirathen keine Prinzeßinnen, sondern Nairentöchter; daher sind auch ihre Kinder keine Prinzen, sondern Nahern. Diese letztern wählen ihre Frauen gemeiniglich aus ihrem eigenen als dem zahlreichsten Stamme, und sodann sind ihre Kinder auch Nahern. Allein, da es ihnen frey steht, auch aus einem unmittelbar auf den ihrigen folgenden Stamm eine Frau zu wählen, zum Beyspiele, aus dem Stamme der Mainaten und Cheten: so fallen die Kinder in einem solchen Falle in der Mutter Stand, und sind keine Edelleute. Mit einem Worte, jedwede Mannsperson, von welchem Stamme sie sey, hat die Freyheit, entweder in ihren eigenen, oder in den unmittelbar darauf folgenden Stamm zu heirathen; dem Frauenzimmer hingegen, sind die Misheirathen durchaus nicht erlaubt, sondern es kostet ihnen die Uebertretung dieses Gesetzes, entweder das Leben oder die Freyheit.

Eine Frau darf viele Männer haben.

Die Prinzen, die Namburis, Braminen und Nairen, haben insgemein jedweder seine Frau, und können zwar wohl durch Geschenke und Freundlichkeit sie zu bewegen trachten, daß sie mit einem einigen Manne zufrieden seyn möge, zwingen aber können sie sie nicht, sondern es steht ihr frey, sich noch mehrere Männer anzuschaffen, wofern sie nur alle mit einander, entweder aus ihrem eigenen, oder aus einem höhern Stamme sind. Vermöge eines uralten Rechtes dürfen die malabarischen Weiber so viele Männer haben, als sie wollen. Vielleicht geschieht es bloß den Mahometanern zum Widerspiele, als welchen es erlaubet ist, so viele Weiber zu nehmen, als sie zu ernähren sich getrauen. Gleichwohl verursachet diese Vielmännnerey nicht die geringste Uneinigkeit. Sind die Männer aus einem gewehrmäßigen Stamme: so läßt derjenige, welcher seinen Besuch bey ihrer gemeinschaftlichen Frau abstattet, sein Gewehr haußen vor der Hausthüre. Bey Erblickung dieses Merkmaales bleiben die andern weg. Ist ihnen das Gewehr tragen nicht erlaubt: so lassen sie ein anderes Merkmaal an der Thüre, das ihnen eben so wohl eine ungestörte Unterredung verschaffet.

Uebrigens dauert die Treue, als das einzige bey diesen Vermählungen gewöhnliche Heirathsgut, bey den Malabaren nicht länger, als beyde Vermählte einander gut bleiben. Erkaltet die Liebe, oder es entsteht irgend eine andere Ursache zur Kaltsinnigkeit: so scheiden sie sich in aller Gelassenheit, ohne Zank und Streit von einander. Das Ehepfand besteht gemeiniglich in einem Stücke weißen Cattun, das der Mann seiner Frauen verehret, und von ihr getragen wird. Eine Mannsperson hat eben die Freyheit, von der Frau Abschied zu nehmen, als es ihr frey steht, ihren Mann abzudanken, oder noch einen dazu anzunehmen. Gleichwohl sieht man, dieser wunderlichen Gerechtsamkeit ungeachtet, nicht wenig glückliche Ehen in Malabar. Eine Liebe, die bis in den Tod währet, oder doch aus keiner andern, als genugsam erheblichen Ursache geendiget wird, ist in diesem Lande gar nichts seltenes.

Erbschaftsordnung.

Obgleich die Weiber zum öftern mehr als einen Mann nehmen: so nimmt doch ein Mann selten mehr, als eine Frau. Ein armes Mägdchen suchet sich damit zu helfen, daß sie

sie eine große Anzahl Mannspersonen an sich hängt, damit jedweder etwas zu ihrem Unterhalte beytragen möge. Ohne Zweifel beruhet das Gesetz, welches alle Kinder zu der Mutter Stamm verweist, auf keinem andern Grunde, als auf diesem Rechte der Weiber: denn zu welchem Stamme sollte man sie sonst rechnen, da sie ihre Väter mit keiner Gewißheit kennen. Vermuthlich geschieht es aus eben dieser Ursache, daß die Erbschaften auf der Schwester Kinder, das ist, auf die weibliche Seite fallen, weil es in so fern seine Richtigkeit damit hat, daß sie ins Geschlecht gehören. Die muhammedanischen Malabaren befinden diese Ordnung für dermaßen sicher, alle Fremde von ihrer Erbschaft auszuschließen, daß sie den Gebrauch, ihre Güter auf die Kunkelseite zu vererben, heilig beobachten, ungeachtet sie den Türken an Eifersucht um kein Haar breit weichen, noch ihre Weiber mit weniger Sorgfalt einsperren.

Beschreibung von Malabar.

Man verheirathet die Töchter sehr jung. Selten wartet eine bis ins zwölfte Jahr; ja, es kömmt manche mit zehn Jahren schon ins Wochenbette. Sie sind meistens klein, indem der frühzeitige Ehestand vielleicht das Wachsthum verhindert. Allein, dagegen sind sie reinlich, und überhaupt von angenehmer Gestalt. Kraft des Gesetzes, das ihnen mehr als einen Mann zu haben erlaubt, sind sie von der unmenschlichen Gewohnheit vieler indianischen Länder, da sich die Frau mit ihrem verstorbenen Manne lebendig verbrennen muß, auf die bequemste Weise von der Welt befreyet.

Wenn man die Töchter verheirathet.

Die reichen Malabaren, auch so gar die Könige und Fürsten, verlangen gar nicht, mit einer großen Menge goldener und silberner Gefäße zu prangen, ungeachtet dieser Gebrauch anderswo in Indien stark im Schwange geht. Ihnen sind bloße Binsenkörbe und irdene oder küpferne Schüsseln schon gut genug, der übrige Hausrath besteht in Teppichen, oder Matten. Anstatt der Lichter und Wachskerzen, brennen sie Cocosöl in Lampen. Bey der Abendmahlzeit kehren sie dem Lichte den Rücken zu. Eingeheizet wird in ihren Häusern nie, weil die Kälte nie so groß wird, daß man sich wärmen müßte. Die Oefen oder Camine, darinnen das Essen gekochet wird, stehen außen vor dem Hause. Ihre hauptsächlichste Speise besteht in Reiß, den sie statt des Getreydes bauen. Nebstdem genießen sie Milch und Gemüse: allein, köstlich schmecken ihre Speisen nicht. Das Bette besteht aus einer Bretterbühne, gleich einer Soldatenpritsche; über diese breiten die Reichen schöne Teppiche her, die Armen eine schlechte Matte. Aber das Hauptküssen besteht so wohl bey diesen, als jenen, aus einem Holzklotze.

Schlechtes Leben.

Hingegen sind ihre Pagoden, oder Tempel, von erstaunlichem Prachte. Die meisten sind mit Kupfer, ja einige mit Silberbleche überzogen. Vor der Thüre derselbigen findet man allemal einen Teich, dessen Größe mit der Herrlichkeit des Tempels übereinstimmt, und darinnen sich jedweder, der sein Gebeth verrichten, oder ein Opfer bringen will, zuvor reinigen muß. Zu den berühmtesten unter diesen Tempeln gehören weitläuftige Bezirke, die ihnen von der Freygebigkeit der Fürsten zugeflossen sind, und für dermaßen heilig geachtet werden, daß derjenige, welcher innerhalb desselbigen Blut vergießt, nimmermehr begnadiget wird. Er mag von Herkunft und Stande seyn wer er will: so muß er sterben, oder wofern er Gelegenheit findet, sich mit der Flucht zu retten, so muß sein nächster Anverwandter den Kopf für ihn hergeben. Nebst den unbeweglichen Gütern opfert man den Göttern auch, und zwar ohne Unterlaß, Butter, Reiß, Früchte, Confect, Gold, Silber und Edelgesteine. Von dieser Mildthätigkeit ernähren sich nicht nur die Braminen, sondern sie theilen auch, wenn der Tempel reiche Stiftungen hat, alle

Ihre Pagoden.

Beschreibung von Malabar.

alle Tage eine Menge Reiß und andere Lebensmittel unter die benachbarten Armen, und fremden Reisenden aus, ohne dabey auf ihre Religion zu sehen. Dieser einige Unterschied wird dabey beobachtet, daß ein armer Heide aus einem vornehmen Stamme, in die Pagode hinein gehen, und die Nacht daselbst zubringen darf, dahingegen die Armen der niedrigen Stämme, und überhaupt jedermann, der kein Heide ist, das Allmosen, außerhalb des Tempels empfängt, ihn selbst aber nie betreten darf. Doch beherberget man dergleichen Leute in einem anderen ausdrücklich dazu bestimmten Gebäude.

Religion des Landes.

Zwischen dem Gottesdienste der heidnischen Malabaren und der Banianen ist zwar kein Unterschied, als nur in einigen Gebräuchen, doch haben jene weit mehr Götzenbilder. In den Tempeln steht eine gewaltige Menge, die gar mit keiner in der Welt befindlichen Sache eine Aehnlichkeit, sondern ihr Wesen bloß dem Gutdünken des Künstlers zu danken haben. Sie stellen auch die Bilder einiger Thiere hinein, und verehren sie mit nicht geringerer Ehrerbiethigkeit, doch bethen sie hauptsächlich Sonne und Mond an. Ihre Freudensbezeugungen zur Zeit des Neumondens, und ihre Beängstigung bey einer vorfallenden Finsterniß, sind ihnen mit allen Morgenländern, ja beynahe mit allen Heiden in der ganzen Welt gemein. Doch erschrecken sie weit heftiger, wenn die Sonne verfinstert wird, als wenn dieser Zufall den Mond betrifft; weil sie dafür halten, es falle ihnen das erwärmende Licht der Sonne am nothwendigsten. Daher hören sie nicht auf, zu heulen und zu bethen, bis dieses Gestirn seinen gewöhnlichen Glanz wiederum erlanget.

Ehrerbiethung gegen die Götter und Großen.

Sie begrüßen ihre Götter und ihre Könige mit einerley Gebärden und Gebräuchen. Ja sie treiben die Ehrerbiethung gegen ihren Landesherrn so weit, daß sie sich niemals an einem Orte, dahin er etwa sehen könnte, niedersetzen, die Entfernung mag so groß seyn, als sie will. Eben diese Schuldigkeit beobachten auch die jungen Nairen gegen die ältesten unter ihrem Stamme, ohne darauf zu sehen, ob sie arm, oder wohl gar ihre Feinde sind.

Feste und Ceremonien.

Weil ihre Calender kein gewisses Maaß haben, und die Zeit bey ihnen nach dem Mondenlaufe eingetheilet wird: so begehen sie ihre Feste an keinem gewissen Tage, sondern es beruhet diese Zeit bloß auf der Braminen Gutdünken, welche sich ihres Ortes durch ein sehr strenges Fasten dazu vorbereiten. An dem gesetzten Tage läuft alles Volk aus der Nachbarschaft schwarmweise nach der Pagode, um die Götter zu begleiten, die man auf prächtig angeschirrten Elephanten in dem zur Pagode gehörigen Bezirke spatzieren reiten läßt. Neben ihnen her treten viele Nairen mit langbestielten Fliegenwedeln, und wehren damit sowohl den Götzenbildern, als den Priestern, die Fliegen. Die Luft ertönet von dem verwirrten Klange einer großen Anzahl mancherley Instrumente, und von dem Jauchzen des Volkes. Einer von den vornehmsten Braminen rennet mit einem zweyschneidigen Schwerdte, an dessen Griffe viel Schellen hängen, vor dem Zuge her, gebärdet sich wie ein unsinniger Mensch, und giebt sich zuweilen einen Hieb über den Kopf oder in den Leib. Das Blut rinnet häufig aus den Wunden. Nebst diesen blutigen Gebräuchen, haben die Malabaren noch andere, welche aber der Schamhaftigkeit so sehr zuwider laufen, daß ehrbare Reisende nichts davon erwähnen wollen. Die Fürsten, die Nambouris, Braminen und Nairen werden nach ihrem Tode verbrennet; hingegen die Todten der niedrigen Stämme begräbt man *l*).

Alle

l) Alles, was zum Hauptwerke ihres Gottesdienstes gehöret, ist im Artikel von Indostan, zu lesen.

Beschreibung von Malabar.

Geschicklichkeit der Malabaren in Kriegesübungen.

Alle Malabaren, welche kraft der Gesetze Gewehr führen dürfen, wissen es mit großer Geschicklichkeit zu gebrauchen. Kaum kann ein Kind gehen, so giebt man ihm schon einen Bogen und dazu schickliche Pfeile in die Hand, damit es die Vögel bekrieget. Im zehnten oder zwölften Jahre schicket man es auf eine Ritterschule, welche auf des Landesherrn Kosten unterhalten wird, und da dem Lehrlinge weder Kost noch Unterweisung etwas kostet. Jedweder verfertiget das Gewehr, das er führet, mit eigener Hand. Dem ungeachtet sind ihre Kugelbüchsen sehr leicht. Jedweder hat seine Kugelforme. Sie legen das Gewehr bey dem Losschießen an den Backen, ohne daß bey dieser Weise jemals ein Unglück vorgienge. Selten verfehlen sie ihr Ziel. Sie gebrauchen auch Lanzen und Säbel. Allein, ihre Geschicklichkeit im Bogenschießen hat schwerlich ihres Gleichen. Dellon sah sehr oft, daß sie zween Pfeile nach einander abdrückten, und den ersten mit dem letztern spalteten. Die ordentliche Länge ihrer Bogen beträgt sechs Schuh, die Pfeile sind drey Schuh lang. Das Eisen hat drey Zoll in die Breite, und acht in die Länge. Sie stecken sie in keinen Köcher, wie die Mogolen, welche weit kleinere Pfeile haben, sondern halten etwa ein halb Dutzend in der Hand. Nebst dem Bogen, der Lanze und Kugelbüchse, haben sie an der linken Seite noch ein kurzes einen halben Schuh breites und anderthalb Schuh langes Hackemesser an einem Haken hängen, doch ohne Scheide. Dieses letztere Gewehr gebrauchen sie bloß im Handgemenge, wenn es der Raum nicht mehr zuläßt, andere Waffen zu ergreifen. Diejenigen, welche einen Säbel führen, tragen ihn entblößt in einer Hand, und in der andern den Schild. Ihr sämmtliches Gewehr halten sie wider die Gewohnheit anderer Indianer ungemein sauber.

Uebungen auf der Ritterschule.

Die jungen Edelleute müssen, so lange sie auf der Ritterschule sind, zum öftern in Gegenwart des Königes und der Großen ihre Kriegesübungen machen. Es werden einige Richter erwählet, und die geschicktesten Schüler von ihren Lehrmeistern ausdrücklich dazu ausgesuchet, daß sie in geschlossenen Schranken eine gewisse Zeit lang mit einander kämpfen müssen. Allein, meistentheils kömmt es zum Ernste, und die Kurzweile läuft gemeiniglich auf ein Blutvergießen hinaus, dabey einige junge Kämpfer auf dem Platze bleiben.

Wie man die Streitigkeiten ausmachet.

Ungeachtet die Nairen von Natur herzhaft sind, auch das bloße Gewehr beständig in der Hand tragen: so machen sie doch ihre eigenen Zwistigkeiten sehr selten damit aus. Das Ende davon ist gemeiniglich ein heftiges Schimpfen. Kömmt es ja zur Thätlichkeit: so legen sie ihr Gewehr ab, und balgen sich mit trockenen Fauststößen herum. Entsteht zwischen zween sehr reichen und vermöglichen Nahern irgend eine wichtige Uneinigkeit, dabey die Ehre des beyderseitigen Hauses in Gefahr läuft: so wählet jedweder einen oder mehr von seinen Unterthanen aus einem niedrigern Stamme. Diese Leute werden einige Wochen lang reichlich verpfleget, und im Fechten unterwiesen. Wenn sie nun hinlänglich unterrichtet sind: so bestimmet man Ort und Zeit zum Austrage der Sache. Der König erscheint in eigener Person, nebst dem ganzen Hofe, imgleichen beyde Uneinige nebst ihren Vorfechtern. Diese letztern schreiten hierauf zum Kampfe, wobey sie kein ander Gewehr, als kurze zweyschneidige Hauer gebrauchen dürfen. Gemeiniglich währet das Gefecht so lange, bis die sämmtlichen Kämpfer des einen Theiles auf dem Platze bleiben. Der siegende Theil behält Recht. Beyde Nahern vertragen sich hierauf mit einander, ohne das ihrentwegen vergossene Blut weiter zu achten, weil sie in der hochmüthigen Einbildung stehen, ihr eigenes sey dermaßen edel und kostbar, daß es in keinem andern, als in ihres Königes oder den Reichsangelegenheiten vergossen werden dürfe. Gemeiniglich gehen die be-

Beschreibung von Malabar.

dauernswürdigen Werkzeuge von ihrer Herren Rache beyderseits zu Grunde, indem die Ueberwinder selten anders, als mit tödtlichen Verwundungen aus dem verzweifelten Kampfe kommen, folglich den Ueberwundenen bald darauf in die andere Welt nachfolgen.

Ueberhaupt zu reden, sind die Malabaren ungemein gelassen. Sie erzörnen sich selten. Rächen sie sich, so geschieht es allemal auf ehrliche Weise. Das Vergiften verabscheuen sie auf das äußerste, ja sie wissen kaum, was man dazu gebrauchen könne, ungeachtet diese verfluchte Gewohnheit in anderen Gegenden Indiens sehr stark im Schwange geht.

Kriege der Malabaren.

Im Kriege wissen sie wenig von Ordnung. Sie fechten nicht in Gliedern; eben so wenig beobachten sie geschlossene Züge, noch sonst einige Kriegeszucht. In dieser Gegend suchet kein König dadurch mächtiger zu werden, daß er dem Nachbarn das Seinige wegnimmt. Fallen sie dem Feinde ins Land, so suchen sie nur durch Plündern und Verheeren ihr Müthchen zu kühlen. Wird der Friede geschlossen, so giebt jedweder dem andern das eroberte, nur die Beute ausgenommen, wieder zurück *m*).

Der II Abschnitt.

Luft, Bäume, Pflanzen und Thiere.

Luft und Erdreich. Einziger Ort, wo Cardamomen wachsen. Zimmet. Beschreibung des Cocosbaumes. Tary oder Sury. Cocosfrucht. Eigenschaften des Cocosbaumes. Einige Malabar eigene Bäume. Sonderbare Pflanzen. Merkwürdige Thiere. Dreyerley Tiger. Adive oder Jakar. Ziebethkatze. Schlangen. Sie werden geehret; sind von ungeheurer Größe; einige, die Katzenarbeit verrichten. Urtheil von Malabars Schönheit. Ordnung der Länder an dieser Küste.

Luft und Erdreich.

Diese ganze Küste hat sehr gesunde Luft. Wildprät von allerley Gattung giebt es da im Ueberflusse. Die See liefert vortreffliche Fische in größter Menge. Es sind in ganz Asien wenige Länder, darinnen alles, was zum menschlichen Unterhalte gehöret, wohlfeiler und überflüßiger zu finden wäre. Die Mannigfaltigkeit der edelsten Früchte und Pflanzen ist recht wundersam. Doch wird der malabarische Pfeffer, ungeachtet er in diesem Lande häufiger, als in einigen benachbarten, wächst, nicht für so gut als der letztere gehalten.

Einziger Ort wo Cardamomen wachsen.

Cardamomen giebt es sonst nirgends, als im Königreiche Cananor, und zwar auf einem sechs bis sieben Meilen von der See gelegenen Berge. Weil nun dieses Gewürze sonst nirgend wächst, und überdem nicht so viel Mühe erfordert, als der Pfeffer, so ziehen die Eigenthümer gewaltig viel Geld dafür. Man darf es weder säen noch das Land bearbeiten, sondern man brennet nur das Gras weg, das während der Regenzeit häufig wächst, und von der darauf folgenden Sonnenhitze ganz verdorret. Die Asche dieses Grases giebt dem Boden die Kraft, daß er Cardamomen trägt. Sie werden in alle indianische Königreiche, imgleichen nach Persien, Arabien, ins türkische Gebieth, ja bis nach Europa verführet, woselbst man ihn zwar meistens nur zur Arzeney gebrauchet: allein, die meisten asiatischen Völker halten keine Speise für wohl zugerichtet, wenn keine Cardamomen dazu gebraucht würden. Wegen ihrer Seltenheit sind sie ziemlich theuer, und kosten gemeiniglich drey bis viermal mehr, als der beste Pfeffer.

Zwar

m) Gautier, Schouten, Dellon, Pyrard, Baldus u. s. w.

Zwar giebt es in Malabar auch Zimmet: allein, er kömmt dem ceylanischen so wenig bey, daß man ihn gemeiniglich nur zum Farben gebrauchet. Andere Bäume, die man in ganz Indien überall findet, übergehen wir mit Stillschweigen. Unterdessen da die Cocosbäume sonst nirgend in dermaßen großer Menge wachsen, noch so gut genutzet werden, als hier, so giebt uns dieser Umstand Gelegenheit, eine genaue Beschreibung von diesem Meisterstücke der Natur beyzubringen.

Beschreibung von Malabar.

Zimmet.

Die Malabaren benennen sowohl den Cocosbaum, als seine Frucht, mit dem Namen Tenga. Seine ordentliche Höhe beträgt dreyßig bis vierzig Schuh; er ist mittelmäßig dick, wächst sehr gerade, und hat keine Aeste, sondern es wachsen nur etwa ein Dutzend Blätter oben am Wipfel aus dem Stamme. Besagte Blätter sind anderthalb Schuh breit, und wohl zehen lang. Sie sind, gleich den Blättern des Dattelbaumes, gespalten. Man läßt sie trocknen, flicht sie in einander und decket die Häuser damit, da sie denn dem Wetter viele Jahre lang widerstehen. Aus den zartesten Fasern werden ungemein schöne Matten verfertiget, und durch ganz Indien verführet. Die groben Rippen gebrauchet man zu Kehrbesen. Der mitten durchgehende Blattstiel, welcher die Dicke eines Beines hat, dienet statt des Brennholzes. Ein Cocosbaum hat fast das ganze Jahr über einmal so viel Blätter, als das andere, weil immer wieder frische nachwachsen.

Beschreibung des Cocosbaumes.

Der Stamm hat ein schwammiges und in eine unendliche Menge Fasern vertheiltes Holz, und kann um dieser Ursache willen bloß, wenn er alt und dichter geworden ist, zum Häuser- und Schiffbaue gebrauchet werden. Die Wurzeln sind in großer Anzahl, und ungemein zart Ungeachtet sie gar nicht tief in den Boden eindringen: so widersteht doch der Baum dem stärkesten Sturme, ohne Zweifel deswegen, weil er keine Aeste hat, folglich vom Winde nicht so stark gefasset werden kann. Oben am Wipfel, mitten unter den Blättern, steht ein Herz oder dicker Knospen, der an Gestalt und Geschmacke dem Bluhmenkohle ziemlich gleicht, doch aber etwas angenehmeres an sich hat. An einem einzigen solchen Cocosherze können sich sechs Personen satt essen. Nichts destoweniger speiset man es nur selten, weil der Baum absteht, sobald man es wegnimmt. Wer also seine Lust damit büßen will, der läßt allemal den Stamm niederhauen. Zwischen diesem kohlähnlichen Herze und den Blättern, schlagen noch einige andere Augen in der Dicke eines Armes aus. In diese machet man am Ende einen Schnitt, da denn ein weißer süßer, und höchst angenehmer Saft heraus tropfet, und in einem an das Auge angehängten Gefäße aufgefangen wird. Die Tiven, als welcher Stamm hauptsächlich dem Landbaue obliegt, besteigen ihre Cocosbäume alle Morgen und Abende. Am Gipfel haben sie ein Gefäß hängen, darein sie dasjenige, was über Nacht oder seit den Morgen ausgetropfet ist, zusammen gießen. Man nennet diesen Saft in Malabar eben sowohl, als im indostanischen Tary oder Sury. Er ist der einzige, damit man sich auf dieser ganzen Küste ordentlicher Weise versorget. Zwar schmecket er nicht so angenehm, als Wein, berauschet aber eben so stark, und Dellon, welcher nebst einem scharfen natürlichen Verstande auch eine gute Kenntniß der Arzeneykunst besaß, hält ihn für gesünder n). Frisch ist er beynahe allzusüße: nach einigen Stunden fällt er schon mehr auf die Zunge, und schmecket angenehmer. Seine gehörige Vollkommenheit hat er zwischen Abend und Morgen; denn nachgehends beginnet er zu säuern, und wird nach Verlaufe vier und zwanzig Stunden zu leib-

Tary oder Sury.

n) Am angef. Orte a. d. 177 S.

Beschreibung von Malabar. leibhaftigem Essige. Zieht man ihn ab, wenn er seine völlige Stärke noch hat: so wird ein ziemlich guter Branntewein daraus, ja nach dreymaligem Ueberziehen, ein recht starker. Läßt man den frischen Tary mit einem wenig ungelöschten Kalche in einer Pfanne aufwallen, so gewinnt er eine Honigdicke. Bey längerm Kochen wird er zwar so fest, auch beynahe eben so weiß, als Zucker, doch aber nicht so annehmlich, als der aus dem Rohre gepressete. Von dergleichen Zucker machet der gemeine Mann sein Confect. Die Portugiesen benennen ihn Jagre, von dem malabarischen Namen Jagara.

Cocosfrucht. Ein Cocosbaum, aus dessen Augen man vermittelst eines Schnittes Tary abzapfet, trägt keine Frucht, weil selbige von diesem Safte ihre Nahrung hat. Aber diejenigen Bäume, die man zum Fruchttragen spahret, treiben aus jedem Auge eine Traube, von zehn, zwölf oder aufs höchste funfzehn Cocosnüssen. Die oberste Schale einer Nuß ist anfänglich von außen grün, und sehr zart. Inwendig ist ein heller angenehmer, gesunder und kühlender Saft, der bey sehr großen Nüssen zuweilen über ein Nößel beträgt. Die Schale, die ihn unmittelbar umschließt, hat, so lange sie noch weich ist, einen sehr guten und dem Artschockenkäse nicht unähnlichen Geschmack: allein, je näher die Nuß ihrer Zeitigung kömmt, desto weniger findet man von diesem Safte, sondern an seine Stelle ist ein weißes, weiches und süßes Wesen, das wie Sahne schmecket. Die halbzeitigen Cocosnüsse heißen bey den Malabaren, **Elexir**, und bey den Portugiesen **Lagneh**. Sind sie völlig reif: so haben sie gar wenig Wasser in sich; auch verliert es, so wie es allmählig eintrocknet, seine Annehmlichkeit immer mehr und mehr. Aus diesem Safte entsteht der Kern der Nuß, welcher zuletzt eben so derb und dicht wird, als der Kern einer Haselnuß, wie er ihm denn auch an Weiße und Geschmacke gleicht. Die indianischen Köche pressen den Saft heraus, und vermischen ihre Brühen, wenn sie recht gut schmecken sollen, damit. Außerdem wird auch in den Mühlen ein Oel daraus gepresset, und zwar das einzige, das in ganz Indien gebraucht wird. Frisch gleicht es an Güte dem süßen Mandelöle: allein, mit der Zeit gewinnt es eben den Geschmack, als Nußöl, wornach es aber bloß zur Malerey gebrauchet wird.

Cocosschaalen. Der Baum treibt alle Jahre dreymal frische Augen, trägt auch eben so oft Früchte. Eine Cocosnuß hat ungefähr die Größe, als ein Menschenkopf; und da sie bey dem geringsten Winde abfällt, so ist es nicht rathsam, unter einem solchen Baume zu sitzen, wiewohl man, da er keine Aeste hat, folglich keine Beschirmung gegen die Sonnenhitze gewähret, ohne dieß selten Lust dazu bekömmt. Die oberste Schale der Nuß ist ungemein glatt und beständig grün, ob gleich diese Farbe mit der Zeit ein wenig ins gelblichte fällt, absonderlich wenn die Frucht schon längstens abgefallen ist. Das übrige von dieser Schale, was unter nur besagter glatten Schelfe liegt, ist drey Finger dick, und wird zu Fäden gezogen, daraus man allerley Seile, ja sogar die stärkesten Schiffstauen verfertiget. Die zweyte Schale ist gewaltig hart, und Zolldicke. Unter dieser liegt der Kern, daraus man Oel presset. Aus ihr selbst verfertiget man Schalen, Löffel, Pulverhörner, und allerley andere Kleinigkeiten, das übrige wird zu Kohlen für die Handwerksleute verbrannt. Mit dem Breye von den ausgepreßten Kernen futtert man die Schweine und das Geflügel, ja, es nähren sich, wenn theure Zeit einfällt, viele arme Leute davon.

Eigenschaften des Cocosbaumes. Nach Dellons Urtheile, lobet man den Cocosbaum im geringsten nicht zu sehr, wenn man ihn für das nützlichste und wunderbareste unter allem, was der Erdboden trägt, ausgeben will. Aus seinem Stamme bauet man bequeme Wohnungen, mit seinen Blättern

decket

decket man sie; sein Holz und seine Schalen liefern das Hausgeräthe: ja man zimmert eine völlige Barke mit Mast und Rhaaen daraus. Die Tauen und Segel dazu machet man aus den weichesten Holzfasern, ja es dienen eben diese Fasern auch zu allerley Zeugen. Ist ein Fahrzeug dergestalt aus einigen Theilen dieses Baumes gezimmert und ausgerüstet worden: so kann es mit lauter Waaren, die seine übrigen Theile liefern, nämlich mit Nüssen, mit Oele, Wein, Essig, Branntewein, Honig, Zucker, Zeugen und Kohlen, befrachtet werden.

Beschreibung von Malabar.

Wir verlangen an diesem Orte nicht die Benennung und Beschaffenheit aller in Malabar befindlichen Gewächse zu beschreiben, indem es in dem bekannten Werke Hortus malabaricus längst geschehen ist. Schouten und Dellon machen viel Wesens von einer gewissen Baumgattung, die in Malabar weit häufiger, als anders wo in ganz Indien, wächst *). Der Baum erreichet die Höhe unserer größten Wallnußbäume, das Laub hingegen hat mit dem Laube der Lorbeerbäume viel Aehnlichkeit. Die Blüthe riecht ungemein lieblich. Aus dem Stamme tropfet ein Harz, damit man die Schiffe verpicht. Doch das allerseltenste bey einem so hochstämmigen Baume ist dieses, daß seine Aeste gleich des Paletuviers seinen, erstlich aufwärts schießen, nachgehends aber sich gegen die Erde senken, und, sobald sie den Boden berühren, im Augenblicke Wurzel schlagen. Mit der Zeit werden sie so dick, daß man sie von dem Mutterstamme nicht mehr unterscheiden kann. Nur besagter Reisebeschreiber versichert, wenn man die Aeste so fortwachsen ließe, und nicht bey Zeiten einen Theil davon weghiebe, so würde ein einziger Baum zuletzt ein ganzes Land ausfüllen, und zu einem dicken Walde machen.

Einige Malabar eigene Bäume.

Die malabarische Küste zeuget allerley Gemüse; absonderlich eine gewisse Gattung Bohnen, welche vier Zoll breit sind und in anderthalb Schuh langen Schoten liegen. Zwar schmecken sie nicht so gut, als unsere; hingegen wachsen sie sehr geschwind. Die Pflanze selbst hat große Blätter, und schicket sich gut zu bedeckten Lustgängen, darunter man im Schatten sitzt. Gleichfalls wird in diesem Lande noch eine andere seltene der Pimpernell ähnliche Pflanze sehr sorgfältig gezogen. Die Blüthe gleicht, was die Gestalt betrifft, der Blüthe des doppelten Jesmins nicht uneben, nur ist sie nicht weiß, sondern hochroth. Weil sie keinen Geruch von sich giebt: so zieht man sie bloß um des schönen Ansehens willen. Es wächst diese Pflanze so geschwind, und breitet sich so weit aus, daß man in kurzer Zeit eine Mannshohe Hecke daraus ziehen kann, welche, wenn sie dicht genug ist, unter die schönsten Verzierungen eines Gartens gehöret. Von Ferne sollte man die Blüthe für lauter Rubinen, oder glühende Feuerfunken ansehen; so wundersam erhöhet die grüne Farbe des Laubes ihren Glanz. Sie öffnet sich mit Aufgange der Sonne, behält ihre Schönheit den ganzen Tag über, und fällt mit Untergange dieses Gestirnes ab. Ihre Stelle wird durch frische Blüthen ersetzet, die ihre Pracht den folgenden Tag zur Bewunderung darlegen. Dergestalt blühet diese Pflanze das ganze Jahr über, ohne Aufhören fort. Noch hat sie diese besondere Eigenschaft, daß man sie nicht öfter als einmal säen darf; denn ihr Samen fällt, wenn er reif ist, von selbst ab, wurzelt und vermehret sich. Die Gärtner haben folglich keine andere Mühe damit, als die Pflanze bey anhaltender Dürre zu begießen.

Sonderbare Pflanzen.

Ungeachtet

*) Dellon, a. d. 197 S. Schouten hin und wieder, absond. a. d. 438 u. f. S.

Beschreibung von Malabar.

Ungeachtet aber der Boden alle erwünschte Eigenschaft zur Gärtnerey besitzt: so sind doch die Malabaren bey weitem keine so große Liebhaber von Gärten und Bluhmen, als die Unterthanen des Mogols. Nebst dem pfleget auch das Frauenzimmer auf dieser Küste ihren Leib nicht, gleich anderen Indianerinnen, mit Essenzen und wohlriechendem Oele zu besalben, sondern es ist mit dem Cocosöle zufrieden.

Merkwürdige Thiere.

Ob es gleich noch mancherley andere merkwürdige Thiere auf dieser Küste giebt: so reizen doch absonderlich die Papagayen wegen ihrer erstaunlichen Menge und vielerley Gattungen einen Reisenden zu großer Bewunderung. Dellon versichert, er habe gar oft in einem einzigen Zuge des Netzes über zweyhundert fangen sehen *p*). Es giebt auch Pfauen in sehr großer Menge: sie sind aber weit schwerer zu fangen. Allein, gleichwie eben dadurch die Jagd nur desto lustiger wird, also werden die Liebhaber durch die Nutzbarkeit der Federn noch mehr dazu aufgemuntert. Denn man trägt in ganz Asien Sonnenschirme, Windfächer und Fliegenwedel davon. Reiche Leute lassen goldene oder silberne Stiele daran machen, ja solche wohl gar mit Edelgesteinen besetzen. Nach Dellons Berichte ist die unglaubliche Menge Nachteulen, davon die ganze Küste wimmelt, unmöglich zu beschreiben *q*). Sie sind über dieses noch einmal so groß, als in Europa. Den Tag über sitzen sie auf den Bäumen; ja, man sieht nicht selten auf einmal etliche tausend beysammen. In Malabar fallen zwar keine Elephanten, es werden aber anders woher viele dahin gebracht, und von den Königen in großer Anzahl gehalten. Wollen sie die widerspenstigen Unterthanen bestrafen: so schicken sie nur ihre Elephanten in dieselbige Gegend. Diese Thiere thun alles, was man ihnen befiehlt; sie reißen die Häuser nieder, zerbrechen die Bäume, verwüsten die Gärten, zertreten die Feldfrüchte, und zwingen dergestalt die allerverstocktesten Köpfe zum Gehorsame.

Dreyerley Tiger.

Man findet in keiner morgenländischen Gegend mehr Tiger, als in Malabar. Es giebt dreyerley Gattungen, wiewohl der Unterschied mehr in der Größe, als in der Gestalt besteht. Die kleinste Art kömmt in diesem Stücke unsern größten Katzen bey. Dellon fütterte einen etliche Monate lang im französischen Kaufhause zu Tilscery, er wollte aber nichts fressen, als rohes Fleisch. Ungeachtet er an einer starken Kette hing, so kam er doch zweymal los. Das erstemal fing man ihn zwar wieder, es trug aber sein Herr bey dieser Gelegenheit eine ziemliche Wunde an der Hand davon. Das zweytemal gieng er durch, blieb aber doch eine ziemliche Zeit unweit des Kaufhauses, und holete das Geflügel weg. Als er noch an der Kette hing, so streuete er den Reiß, den man ihm vorsetzete, guten Theils so weit um sich, als er nur konnte, und that hernach, als ob er schliefe, um die Hühner und Enten herbey zu locken. Wenn sie nun kamen, sprang er unversehens unter sie hinein, und biß einige todt.

Die zweyte Tigerart ist die gemeineste, und selten größer, als ein Schaf. Sie stiftet unsägliches Unheil im Lande, indem sie Menschen und Vieh ohne Unterschied anfällt, und ihnen das Blut aussauget. Man zieht recht ordentlich gegen sie, wie etwa gegen einen Feind, zu Felde. Ja, es haben die Könige, um ihren Unterthanen desto größere Lust zu dieser gefährlichen Jagd zu machen, gewisse Belohnungen darauf gesetzt. Wer einen Tiger im ordentlichen Kampfe erleget, ohne ander Gewehr, als Schwerdt und Pfeil, zu gebrauchen,

p) Ebendas. a. d. 200 S.

q) Vermuthlich ist hier ein Irrthum in der Benennung vorgefallen, und sollen es vermuthlich Fledermäuse seyn, wenigstens scheint es doch aus Ver-

brauchen, der bekömmt ein goldenes Armband, welches da zu Lande ein eben so großes Ehrenzeichen ist, als bey uns ein Ritterorden. Wer aber das Thier mit einer Flinte todschießt, oder mehr Leute zu Hülfe nimmt, dem giebt man nur ein Stück Geld.

Beschreibung von Malabar.

Die dritte Tigerart heißt bey den Portugiesen die königliche. Ein solches Thier ist nicht viel kleiner, als ein französisches Pferd, und dabey eben so blutdürstig, als die kleinere Gattung, folglich weit gefährlicher. Zum Glücke giebt es ihrer nicht so viele. Dellon entsetzete sich, als man ihm die Haut eines solchen fürchterlichen Ungeheuers zeigte, und versichert, man hätte ein Bette von sechs Schuhen ins Gevierte damit überdecken können. Nordlich über Goa findet man sie häufiger. Wer einem Tiger aufstößt, und eine Flinte oder ein Pistol bey sich hat, der thut, wie die Erfahrung gelehret hat, am allerbesten, wenn er sein Gewehr in die Luft losschießt, es sey dann, daß er sich getraue, das Thier unfehlbar niederzulegen. Denn es erschrickt vom Knalle, und geht durch; dahingegen wird es von einer bloßen Verwundung nur desto wütender. Vor dem Feuer sollen sie sich, wie man saget, ebenfalls scheuen.

Adive oder Jakar.

Noch ist das Land mit einem Thiere, das die Indianer Jakar oder Jakal, die Portugiesen aber Adive nennen, gequälet. Es gleicht an Gestalt einem Hunde, hat aber einen Fuchsschwanz und Wolfsrachen. Die Adiven scheuen das Licht, und kommen sonst selten als nur bey Nachtzeit aus ihren Schlupflöchern. Gemeiniglich halten sie sich haufenweise zusammen. Ihr Geheule klingt sehr kläglich. Von fern sollte man meynen, man höre einen Haufen großer und kleiner Kinder durch einander weinen. Sie holen das Geflügel weg, sind auch den Hunden sehr aufsäßig, weil sie ihre Ankunft durch ihr Gebelle verrathen. An Kinder machen sie sich ebenfalls: allein, wer einen Prügel bey sich hat, der hat von ihnen nichts zu befürchten, ungeachtet sie von Natur dermaßen wild sind, daß sie sich niemals zähmen lassen, man mag sie so jung fangen, als man will. Sie wagen sich zuweilen wohl gar in die Häuser, die sie offen und ohne Widerstand finden, holen die Kinder aus der Wiege weg, oder reißen sie der bestürzten Mütter vom Arme. Die Malabaren halten es alle mit einander, vermöge uralter Beobachtungen, für unstreitig, daß zwischen dem Tiger und Adive von Natur ein gutes Verständniß herrsche. Geht der Tiger auf den Raub aus, so läßt er einen Adive vor sich her treten, und durch sein Winseln die Hunde oder Kinder aus den Häusern locken. Man ermisset aber leicht, ob der Adive einen Tiger bey sich habe oder nicht? Denn im ersten Falle höret man nicht mehr, als einen einzigen heulen; dahingegen die Malabaren, wenn sie das Geheule vieler Adiven zugleich vernehmen, nicht glauben, daß ein Tiger dabey sey, folglich ihre Anstalten nach der Größe der Gefahr einrichten. Dellon erzählet, er habe zuweilen den Adiven nachgespüret, und wenn er eines von ihren Schlupflöchern entdecket, eine kleine Oeffnung hinein gemacht, Stroh hinein geschoben, und es angezündet, da sie denn vom Rauche ersticken müssen. „Ich „habe, saget er, nicht selten in einem einzigen solchen Baue wohl dreyßig erstickte Adi„ven gefunden, und es hätten wohl zwanzig Personen darinnen Platz gehabt, so räumlich „war er r).

Dessen Verständniß mit dem Tiger.

Die wilden Büffel sind in Malabar weit häufiger vorhanden, als in irgend einer Gegend der ganzen Welt. Die Einwohner machen ihres Ortes zwar wenig Wesens davon, essen

Vergleichung des Dellons mit andern Reiseschreibungen zu folgen.

r) Ebendas. a. d. 224 S.

Beschreibung von Malabar.

essen sie auch nicht, erlauben aber doch den Ausländern sie zu fangen, oder zu tödten. Aus ihrem Leder machet man Schuhe, Stiefel, Schilde, Schläuche und eine Gattung Eimer, die man inwendig mit Weiden ausflicht, und zum Verwahren oder Versenden weicher oder flüßiger Dinge gebrauchet.

Zibethkatze.

Die malabarische Zibethkatze ist ein kleines, einer Katze ähnliches Thier, hat aber eine spitzige Schnauze, mauet nicht, hat auch keine so gefährliche Klauen. So wohl Männchen als Weibchen haben unter dem Schwanze eine besondere Oeffnung, daraus diejenige fette Materie, welche bey den Europäern Zibeth heißt, genommen wird. Im Königreiche Calecut treibt man sehr starken Handel damit. Affen giebt es in erstaunlicher Anzahl, und von unzählig vielerley Gattungen in Malabar. Man hält sie für heilig, richtet ihnen zu Ehren Bildsäulen und Tempel auf, und mögen sie Unheil stiften, so viel sie wollen, so verliert derjenige den Kopf, der sich in dem Gebiethe eines heidnischen Königes untersteht, einen zu tödten. Dellon erwähnet unterschiedlicher Feste, die man ihnen zu Ehren mit großem Gepränge feyert r).

Schlangen.

Besagter Reisende wollte, nach seinem Berichte, das, was er von den malabarischen Schlangen gehöret und gelesen hatte, nicht glauben, bis er es endlich zu seinem größten Erstaunen mit eigenen Augen sah. Es giebt vielerley Arten, welche sämmtlich an Größe, an Farbe, an Gestalt, und insonderheit an Bosheit von einander unterschieden sind. Einige sind grün, nicht dicker, als ein Finger, aber fünf bis sechs Schuhe lang, und um so viel gefährlicher, weil sie im Gebüsche liegen, da man sie unter dem grünen Laube nicht so leicht wahrnimmt. Sie weichen auch nicht von der Stelle, es sey dann, daß man gewaltig lärme; im Gegentheile schießen sie den Vorbeygehenden auf den Leib, und zwar meistentheils nach den Augen, der Nase, oder den Ohren. Zwar ist ihr Biß an sich selber nicht giftig, er wird es aber durch ein heftiges Gift, das sie in die Wunde fließen lassen, und daran der Mensch binnen einer Stunde sterben muß. Da man sie nur allzu oft antrifft: so läßt man auf schmalen Fußsteigen einen Leibeigenen vor sich hergehen, der rechts und links auf das Gebüsche klopfen und sie verjagen muß. Einstens wollte ein indianischer Malabar, welchen Dellon zuweilen als seinen Dollmetscher brauchete, aus dem Flecken **Balliepatan**, nach der eben also genannten Pagode gehen, und hatte einen Nairen vor sich her treten. Eh er es sich versah: so schoß ein solches giftiges Ungeziefer auf seinen Wegweiser los, zu einem Nasloche hinein, und zum andern heraus, und hing dergestalt an beyden Seiten aus der Nase herab. Der Naire fiel in Ohnmacht zu Boden, und starb in sehr weniger Zeit. Eine gewisse andere Schlangengattung trägt bey den Indianern den Namen, **Nalle Pambu**, oder gute Schlange; die Portugiesen haben sie **Cobra Capel** benennet, weil sie eine breite und einem Hute nicht unähnliche Haut auf dem Kopfe hat. Ihr Leib spielet mit den schönsten Farben, und es ist das Ansehen dieses Thieres eben so angenehm, als sein Biß gefährlich. Gleichwohl stirbt niemand davon, wofern er nur dienliche Gegenmittel gebrauchet. Die schönste Zierde der Pagoden besteht in allerley Vorstellungen dieser gefährlichen Thiere. Man bethet sie an, und bringt ihnen Opfer. Findet ein Malabar eine Schlange in seinem Hause: so ersuchet er sie, ob ihr nicht belieben möchte, sich anders wohin zu begeben? Will das Bitten nichts helfen: so suchet er sie mit Milch, oder einer andern Speise heraus zu locken. Bleibt sie dem ungeachtet

Sie werden geehret.

Ebendas. a. d. 228 S. r) A. d. 235 S.

achtet auf ihrem Kopfe, so rufet man Braminen herbey, die ihr in einer zierlichen Rede die Bewegungsgründe, warum sie billig anders verfahren sollte, zu vernehmen geben: sie stellen ihr zum Beyspiele vor, was für ein braver Mann dieser Malabar sey, und wie sehr er ihres gleichens Schlangen jederzeit geehret und hochgehalten habe. Bey des Dellons Aufenthalte zu Cananor, wurde ein Geheimschreiber des dasigen Fürsten Statthalters, von einer solchen Hutschlange, die so dick als ein Arm, und wohl acht Schuhe lang war, gebissen. Der Mann gebrauchte im Anfange nicht sogleich etwas dagegen, sondern seine Gefährten führeten ihn nur in die Stadt zurück, und die Schlange wurde in einem wohl zugedeckten Gefäße gleichfalls dahin gebracht. Weil nun dem Fürsten dieser widrige Zufall sehr zu Herzen gieng: so ließ er so gleich die Braminen rufen. Diese führeten dem Thiere zu Gemüthe, wie viel dem Lande an dem Leben eines so wohl verdienten Mannes gelegen sey, droheten auch zuletzt, wenn er stürbe, so würde man sie auf seinem Scheiterhaufen lebendig verbrennen. Doch die Schlange kehrete sich an nichts, sondern der Gift stieß dem Kranken endlich das Herz ab. Der Fürst bedauerte ihn zwar ungemein: gleichwohl da er überlegete, der Verstorbene möchte vielleicht irgend ein heimliches Verbrechen begangen, und dadurch den Zorn der Götter auf sich geladen haben, so befahl er, das Gefäß mit der Schlange aus dem Pallaste zu tragen, sie in Freyheit zu setzen, und wegen der bisherigen Gefangenschaft um Vergebung zu bitten, welches denn auch unter vielen sehr tiefen Ehrenbezeugungen wirklich geschah.

Beschreibung von Malabar.

Sehr viele Malabaren üben ungemein wunderliche Liebeswerke aus; denn sie setzen Milch und andere Speisen auf die Heerstraßen, oder ins Gebüsche, damit diese heiligen Thiere nicht Hungers sterben. Einige Reisende entschuldigen diese Verblendung damit, daß die Malabaren vor Alters vermuthlich dadurch zu verhindern gesucht hätten, daß die Schlangen, weil sie im freyen Felde und im Walde zu fressen fänden, nicht in ihre Häuser kommen, und daselbst etwas aufsuchen möchten *t*).

Unterdessen wird das unter den malabarischen Heiden geltende Verboth, keine Schlange zu tödten, so wohl von den Christen, als Muhammedanern sehr schlecht beobachtet. Nebstdem schlägt jedweder Ausländer, der eine Zeitlang im Lande bleibt, von diesem häßlichen Ungeziefer todt, so viel er immer kann, wodurch den natürlichen Landeseinwohnern in der That ein nicht geringer Dienst geschieht. Wer nicht alle Tage das ganze Haus von unten bis oben durchsuchen wollte, der wäre niemals, ja auch im Bette nicht, vor einem tödtlichen Bisse sicher. Noch findet man eine besondere Schlangengattung, welche funfzehn bis zwanzig Schuhe lang, und so dick ist, daß sie einen Mann verschlingen kann. Gleichwohl sind sie nicht so gefährlich, als andere, weil man sie ihrer ungeheuern Größe wegen, schon von weitem sieht, folglich desto leichter ausweichen kann. Man findet sie gar selten anderswo, als in wüsten Gegenden. Dellon sah mehr als eine, wiewohl nur todt. Sie waren bey starken Ueberschwemmungen ersoffen, und vom Wasser auf das freye Feld, oder ans Ufer geführet worden. Von ferne hätte man sie für Zimmerblöcke ansehen sollen; doch eine gewisse Begebenheit, die sein eigenes Zeugniß außer Zweifel setzet, lehret uns diese Ungeheuer deutlicher kennen, und bestätiget die Nachricht anderer Reisebeschreiber von der Gefräßigkeit einiger indianischer Schlangen *u*).

Einige von ungeheuerer Größe.

 Schou-

u) „Während der Reißernte giengen einige „zum Christenthume bekehrte Heiden auf die Feld- „arbeit,

Beschreibung von Malabar.

Schouten nennet diese verschlingenden Lindwürme, **Polpogs.** „Ihr Kopf, saget „er, sieht gräßlich aus, und gleicht beynahe einem wilden Schweinsrüssel. Wenn sie was „großes erblicken, das sie gern verschlingen möchten: so reißen sie den Rachen bis an den „Hals auf. Sie sind erstaunlich heißhungerig; denn sie erwürgen gemeiniglich darüber, „wenn sie einen Menschen oder ein Thier verschlucken. Sonst sind sie, wie man saget, „gar nicht giftig. So viel ist gewiß, daß unsere Soldaten, welche damals Mangel lit- „ten, je zuweilen eine fanden, die an einem verschlungenen Kalbe, oder einem andern all- „zugroßen Bissen erwürget war. Diese schnitten sie auf, nahmen das verschlungene Thier „heraus, kocheten und aßen es, ohne daß einem unter ihnen das geringste begegnet wäre *x*).

Schlangen, welche Katzenarbeit verrichten.

Eben dieser Verfasser gedenket noch einer andern Gattung von Schlangen, welche bey den Holländern die **Mausfänger** heißen, weil sie wirklich, wie die Katzen, Mäuse und Ratten fressen, auch unter dem Dache sich aufhalten. Dem Menschen thun sie nicht das geringste Leid, im Gegentheile kriechen sie den Leuten, wenn sie schlafen, über den Leib, ja über das Gesicht weg, ohne sie im geringsten zu beleidigen. Sie kriechen alle Zimmer durch, eben als ob sie Haussuchung thäten, und legen sich zuweilen in das allerschönste Bette. Man nimmt selten Brennholz auf die Schiffe, ohne zugleich einige solche Thiere mitzunehmen, damit sie das Ungeziefer, das sich gemeiniglich unter dem Holze verbirgt, wegfangen *y*).

Urtheil von Malabars Schönheit.

Dieser Beschreibung von Malabar wollen wir noch das Urtheil eines Reisenden, welcher das Land allenthalben durchstrich, beyfügen. Er hält es ohne Zweifel für das schönste von ganz Indien diesseits des Ganges. Zwar, saget er, fehlet es Asien gar nicht an Seeküsten von angenehmer Aussicht, allein, der malabarischen kömmt, nach seinem Ermessen, keine einzige bey. Man erblicket da, von der See aus, viele schöne Städte, als zum Beyspiele, **Cananor, Calecut, Cranganor, Cochin, Porca, Caliculang, Coylang** u. s. w. Man erblicket die schönsten Spaziergänge, oder vielmehr Wälder von Cocos- Palm- und andern Bäumen. Ja, die Cocosbäume, welche Jahr aus Jahr ein grünen und Früchte tragen, breiten sich bis an das Ufer aus, und lassen während der Fluth ihre Wurzeln von der Brandung immerhin benetzen, ohne daß ihre Nüsse von dem gesalzenen Wasser im mindesten verändert würden. Doch die Wälder sind nicht das einzige, was diese Küste auszieret. Sie hat die schönsten Reißfelder, Auen, Weideländer, große Flüsse, starke Bäche, und angenehme Quellen des reinsten Wassers aufzuweisen. Von Calecut und der daran stoßenden Südküste kann man bis nach Coylang auf Binnenwassern reisen. Nun kann zwar, weil sie nicht tief genug sind, kein großes Schiff darauf fortkommen; hingegen entstehen allerley Teiche, Fischwasser und andere, zu mancher- ley

„arbeit, und ließen ein unpäßliches Kind ganz al- „lein zu Hause. Als sie weg waren; so gieng das „Kind hinaus, legete sich unweit der Hausthüre „auf einige Palmblätter, und schlief bis auf den „Abend. So fanden es auch die Aeltern, als „sie von der Arbeit nach Hause kamen, wollten es „aber nicht aufwecken, bis das Essen fertig wäre, „dazu sie sich ohne Verzug anschicketen. Bald dar- „auf höreten sie es schreyen, als ob es ersticken „wollte, schrieben es aber bloß der Unpäßlichkeit „desselbigen zu; doch da das Schreyen nicht auf- „hören wollte; so gieng jemand hinaus, und sah, daß „eine solche ungeheuere Schlange im Begriffe war, „es zu verschlingen. Bey diesem großen Jammer „wußten die Aeltern nicht einmal, was zu Erret- „tung ihres Kindes anzufangen seyn möchte Denn „machte man die Schlange zornig: so war zu be- „sorgen, sie möchte es entzwey beißen, oder vol- „lends verschlingen. Endlich wurde für das rath- „samste erachtet, sie in der Mitte entzwey zu hau- „en. Nun bewerkstelligte zwar der geschickteste „und beherzteste unter den Anwesenden dieses mit „einem

ley Gebrauche dienliche Wassersammlungen daraus. Auch hält sich eine erstaunliche Menge Fische in ihnen auf. Die Bäume grünen in diesem Lande das ganze Jahr, und der Erdboden behält seinen Schmuck nicht weniger, weil da weder Hagel, Schnee, noch Frost den Bluhmen und dem Grase etwas schadet. Beschreibung von Malabar.

Die Königreiche Cananor und Calecut waren unter allen indianischen Landschaften die ersten, welche den Portugiesen bekannt wurden. Das Land Cananor, dahin die meisten Erdbeschreiber den Anfang der malabarischen Küste setzen, liegt etwa funfzehn Meilen von Mangalor, nordlich über Cananor. An dem Bergeraflusse beginnt Calecut, der Sitz der Samorinen, und erstrecket sich bis an das Cranganorische. Seine Länge beträgt dreyßig bis vierzig französische Meilen, die Breite etwa zwanzig. Cranganor liegt zwischen Calecut und Cochin. Seine Größe ist zwar so sonderlich nicht: allein, seitdem die Holländer in dem Besitze der Hauptstadt sind, haben sie dieselbe gegen alle Anfälle in Sicherheit gesetzt. Das Königreich Cochin nimmt seinen Anfang am Cranganorflusse, und erstrecket sich fünf bis sechs Meilen weit von seiner Hauptstadt gleiches Namens gegen Süden. Es gehöret noch die Insel Vaipin dazu. Gegen Süden von Cochin liegt das Königreich Percatti, oder Porca, und weiter ins Land hinein zwey andere Königreiche von geringer Erheblichkeit. Porca endiget sich an der Südseite des Königreiches Caliculang, und dieses wiederum an der Südseite des Coylangschen. Coylang erstrecket sich gegen Süden, bis an das Vorgebirge Comorin, welches die äußerste mittägige Spitze von Indien diesseits des Ganges ist. Das coylangsche Land hat kaum funfzehn französische Meilen in die Länge. Die Holländer haben die Hauptstadt desselbigen, sowohl als Cochin und Cranganor von den Portugiesen erobert, und alle drey mit gleicher Sorgfalt befestiget. Bey dieser Gelegenheit bewundert unser Verfasser das Glück der Holländer in Ostindien. Denn, saget er, es ist eben so viel, als ob die Portugiesen ein ganzes Jahrhundert lang, alle ihre Mühe bloß ihrentwegen angewendet, und eine Menge schöner Städte bloß aus der Ursache gebauet hätten, damit die Holländer nachgehends sie in Besitz nehmen, und ihre Macht darauf sicher gründen könnten. Das hohe Gebirge Belgate, das man hin und wieder bis an die Küsten einiger Länder sieht, dienet zu einer Scheidewand zwischen Malabar und Coromandel, indem die eine von diesen Küsten gegen Süden, die andere gegen Norden liegt z). Ordnung der Länder an dieser Küste.

„einem einzigen Säbelhiebe nach Wunsche. Allein, weil das Ungeheuer, ungeachtet es in zween „Theile abgesondert war, dennoch nicht im Augenblicke verreckete: so zerknirschete es den zarten „Leib des Kindes, und vergiftete es dermaßen, „daß es gleich darauf verschied.

„Einstens, erzählet Dellon weiter, höreten wir „nach dem Abendessen einen Adive heulen, und „zwar nicht weit von unserm Hause, und so heftig, daß alles Bellen unserer Hunde nicht im „Stande war, ihn zu verjagen. Wir schickten also in Meynung, es sey ein Tieger dabey, unsere „Leute mit ihrem Gewehre hinaus. Statt des „Tiegers fanden sie eine Schlange, mit einem „Adive, den sie vermuthlich schlafend angetroffen „hatte, im Rachen. Diese schlugen sie todt, und „den Adive dazu. Sie war nicht über zehn „Schuhe lang„. A. d. 241 S.

x) A. d. 483 S.

y) A. d. 484 S.

z) Schouten I Theil, a. d. 451 und vorherg. Seite.

Das IV Capitel.

Reisen des Gemelli Careri.

Einleitung.

Ehe wir uns mit den Unternehmungen dieses berühmten Reisenden weiter einlassen: so müssen wir vorläufig bemerken, daß beynahe sonst niemand, als nur er allein, seine eigene Erfahrung für hinlänglich erachtet hat, allen denen, welche etwa Lust zu einer Reise um die Welt bekommen möchten, mit einem ordentlichen Unterrichte an die Hand zu gehen. Wir sind weit entfernt, ihm dieses übel zu nehmen; indem es nach unserer Meynung von der gegenwärtigen Sammlung vielmehr ein Fehler wäre, wenn sie nicht zuweilen die Regeln und die Beyspiele mit einander verknüpfete. Da nun der Ruhm des Gemelli Careri allerdings ein gutes Vertrauen auf seine Vorschläge erwecken muß: so tragen wir kein Bedenken, ihnen bey dem Auszuge aus seine Reisebeschreibung eben die Stelle, die sie in seinem Werke selbst haben, einzuräumen, um sie denselbigen, als eine Einleitung vorzusetzen.

Der I Abschnitt.

Nachrichten und verschiedene Wege zu der Reise um die Welt.

Nachrichten für die, welche solche Reise thun wollen. Erster Weg; zweyter; dritter; vierter. Nutzen von dieser Reise. Wie man sie ohne zu handeln thun kann. Ein groß Stück kann man zu Lande reisen. Reise über Westen; nach den Philippinen, nach China. Nutzen auf der Rückreise.

Gemelli Careri 1695.

Nachrichten für die, welche solche Reise thun.

Gemelli nimmt als einen Grundsatz an, es könnte niemand, auch der allerreichste nicht, die Welt umreisen, ohne unterwegens einige Handelschaft zu treiben. Denn, saget er, wollte ein solcher Reisender sich mit einer großen Menge Geldes versorgen, so wäre er in unaufhörlicher Gefahr, Geld und Leben zugleich einzubüßen. Nähme er Wechselbriefe mit: so könnte es, wegen der großen Entfernung der Orte, sehr leicht geschehen, daß er den Freund entweder nicht mehr am Leben, oder doch außer Stande zu bezahlen fände. Aller dieser Besorglichkeiten nun ist derjenige, welcher sein Geld an Waaren leget, gänzlich überhoben. Ja, was noch mehr ist, er verschaffet sich zugleich ein sehr natürliches Mittel, mit allen Nationen Umgang zu pflegen, indem keine einzige so ungeschliffen ist, daß sie einen Ausländer, welcher sie mit allerley Bequemlichkeiten des Lebens versorget, nicht gern sehen sollte. Nur darf ein Reisender die Gewinnsucht niemals dergestalt überhand nehmen lassen, daß er des Hauptendzweckes seiner Bemühung, nämlich der Begierde etwas zu sehen und zu lernen, darüber vergäße.

Verschiedene Wege. Erster Weg.

Es gehen oft Schiffe genug aus Europa nach Ostindien ab, auf welche man sich begeben kann. Nur steht bey dieser Reise, wo nicht das Leben, doch wenigstens die Gesundheit in großer Gefahr; denn die schrecklichen Stürme und verdrüßlichen Windstillen beäng-

a) Pariser Ausgabe von 1727 bey Ganeau, 6 Theile in 12.

beängstigen das Gemüth unaufhörlich; seines Ortes genießt der Leib nichts, als verdorbene Speisen und stinkendes Wasser; indem solches bey der Fahrt über das Vorgebirge der guten Hoffnung, da man zweymal über die Linie kömmt, nicht zu vermeiden fällt. Sonst kostet diese Fahrt etwa hundert Piaster, oder auch nach Beschaffenheit des Platzes, den man auf dem Schiffe inne hat, zweyhundert. Der Rückweg nach Europa kann über Ormus, oder eine andere Stadt am persischen Seebusen und so weiter, mit der persischen Caravane nach Aleppo, oder Smirna genommen werden. Will man aber die Welt umreisen: so muß man von Indien nach China, von da in die philippinischen Inseln, aus diesen nach America, und endlich nach Spanien gehen. Die beste Waare für Ostindien, und die am allerleichtesten fortzubringen ist, wäre Schnupftoback, sowohl sevillischer, als brasilischer: allein, da es bey hoher Strafe verbothen ist, diesen Taback auf portugiesische Schiffe zu bringen: so räth der Verfasser denen, welche besagte Straße nehmen wollen, sich mit Piastern zu versorgen, worauf im Einkaufe morgenländischer Waaren etwas zu gewinnen ist. Gemelli Careri 1695.

Der zweyte Weg geht über Livorno, oder Malta. Man schiffet von da nach Alexandria, und sodann weiter den Nil aufwärts nach Cairo. Hier kann man sich auf eines von beyden muhammedanischen Fahrzeugen, welche jährlich aus dem rothen Meere nach Mecca abgehen, verdingen. In dieser berühmten Stadt fehlet es nie an Gelegenheit, nach Ostindien abzugehen, ja man findet sie daselbst öfterer, als im persischen Meerbusen. Der zweyte Weg.

Die dritte und bey den Europäern gewöhnlichste Straße ist von Livorno nach Alexandretta, oder Aleppo. Bis dahin kömmt man für zehn Piaster. Von Aleppo stehen fünf Straßen nach Ispahan offen. Die erste geht durch Diarbeck und Tavris; die andere durch Mesopotamien, über Mousul und Amadan; die dritte über Bagdad und Bengavar; die vierte durch die mittägige Gegend der kleinen Wüste, über Anna Bagdad und Bassora; die fünfte durch die große Wüste. Doch die letztere wird das Jahr über nicht öfter, als einmal bereiset, nämlich, wenn die Kaufleute aus dem türkischen Gebiethe und Aegypten sich mit Kameelen versehen. Sie reisen nicht eher ab, als nach der Regenzeit, das ist, im Christmonate, weil man sonst in dieser dürren Wüsteney nicht den geringsten Tropfen Wasser findet. Unterdessen wird unter besagten fünf Straßen eine, wie die andere, durch starke Räuberhaufen, welche die zahlreichste Reisegesellschaft nicht scheuen, unsicher gemacht. Nebstdem muß man ganze Monate darauf warten, bis eine solche Gesellschaft zusammen kömmt. Dritter Weg.

Die vierte und sicherste Straße geht durch Deutschland und Ungarn, über Constantinopel. Man fährt hernach über das schwarze Meer, und setzet den Weg durch Kleinasien zu Lande fort. Careri misräth über Smyrna zu gehen, es sey dann, daß man sich in den Schutz einer zahlreichen Kaufgesellschaft begeben könne, indem es in dieser Gegend von Räubern recht wimmelt. Vierter Weg.

Wer auf seiner Reise durch Türkey und Persien einen ansehnlichen Aufwechsel gewinnen will, der muß venetianische Zechinen, deutsche Goldgülden und Piaster mit nehmen. Wechselbriefe sind bis ins türkische Gebiethe zu gebrauchen. Was die Waaren betrifft: so sind die vortheilhaftesten: Halsbänder von runden und recht hochrothen Corallen, englisches und holländisches Tuch, venedische leichte Zeuge; grüner, blauer und rother Neapolitaner Sammet und Rasch; olivenförmige Crystallen, die zu Venedig verfertiget, von Morgenländern um die Aerme und Beine gebunden, und sehr theuer bezahlt werden; venedi- Nutzen von dieser Reise.

Gemelli Careri 1695.

nedischer Theriack, welcher im ganzen Morgenlande gleichfalls hochgeschätzet wird; absonderlich zu Ispahan, da man den köstlichen persischen Balsam, Mumienbalsam genannt, dagegen eintauschet. An diesem Tausche könnte man bey den Verschnittenen am Hofe erstaunlich gewinnen; denn da dieser Balsam unter ihrer Aufsicht für den König eingesammelt wird, so behalten sie allemal den besten für sich selbst.

Großer Nutzen von einem kleinen Capitale.

Will man aber mit wenigem Gelde und leichter Mühe viel gewinnen: so kaufet man zu Malta versteinte Schlangenaugen und Zungen; diese findet man in demjenigen Theile der Insel, dahin der alten Sage zu Folge, der heil. Paulus das giftige Geschmeiß, davon sie ehedem wimmelte, zusammen bannete, und auf einmal vertilgete. Ein solches Steinigen, das im Ganzen nur einen halben Kaisergroschen kostet, wird in Persien und Indien für zween Thaler bezahlt. In China gelten sie noch mehr; weil die Leute daselbst in der festen Meynung stehen, wer eine solche Schlangenzunge in einem Fingerringe trage, doch so, daß der Stein die bloße Haut berühre, dem könnte die allergiftigste Schlange nicht schaden. Smaragden sind ebenfalls gut anzubringen, weil die Muhammedaner ihre Farbe lieben; gemeine Taschenuhren werden nicht weniger aufgesucht.

Wie man die Reise ohne Handlung thun kann.

Doch der beste Rath für einen, welcher ohne Handelschaft zu treiben, die Morgenländer durchreisen will, ist, die Wundarztneykunst wenigstens einigermaßen zu erlernen. Wer sie nur mittelmäßig versteht, oder zum Beyspiele nur die allgemeinen Wahrzeichen der Krankheiten kennet, eine Ader öffnen, und aus den allergemeinsten Kräutern einige Arzeneyen bereiten kann, der genießt in der ganzen Türkey, Persien und Ostindien, alle Liebe und Hochachtung. Nur muß man ein schönes Kästchen mit allerley Arzeneyen bey sich haben, und in keiner Stadt länger bleiben, als bis die Leute erfahren, man sey da gewesen. Die Unwissenheit der Morgenländer, und ihr ungemeines Vertrauen auf die Geschicklichkeit der europäischen Aerzte, sind zwo reiche Goldquellen für einen Reisenden. Wer sich auf Augenkrankheiten versteht, der machet sein Glück in Persien, weil sie daselbst sehr gemein sind.

Wer Persien und Indien besehen will, dem räth Careri, in der Türkey bloß die kleinsten Corallen, auch nicht mehr als zu Bestreitung der Reisekosten nöthig ist, zu verkaufen; weil man sie auf der weitern Reise viel höher ausbringt. Die Zölle verringern den Gewinn um etwas sehr weniges. In des Großsultans Gebiethe sind sie sehr leidlich. Wer es darauf waget, den Zoll zu betriegen, der kömmt auf den Fall, wenn er darüber angetroffen wird, damit los, daß er doppelten Zoll erlegen muß: allein, die Waare nimmt man ihm nicht. In Persien bezahlet man gar keinen Zoll; sondern es fordert nur die Gränz-

b) Der Endzweck gegenwärtiger Einleitung fordert uns einen auf die Erfahrung gegründeten weitläuftigern Bericht hiervon ab. Die Waaren müssen seyn glatte und geblühmte, himmelblaue, hellgrüne, pfirsichblühtfarbene, meergrüne oder perlfarbige Atlasse; eben dergleichen farbichte Gold- und Silberstoffe, Atlaßbänder mit Bluhmen von allerley Farben, imgleichen andere geringere; doppelhäriger Sammet; schwarze Sammetdecken; seidene Strümpfe, doch keine hochfärbige; glänzende Strümpfe von gezwirnter Seide und beliebiger Farbe, absonderlich perl- und rosmarinblüthfärbige, aber keine schwarze; zugeschnittene, aber noch nicht zusammengenähete Frauenzimmerkleider, von solcher Gattung, als man in Spanien Guardapier nennet, und von eben der Farbe, als die Atlasse, absonderlich meergrün und himmelblau; venedische Spiegelgläser, absonderlich viertehalb Spannen hohe von schicklicher Breite, zu Spiegeln und Kutschen; seidene Bettdecken mit Baumwolle ausgestopft, von allerley Gemächte. Sie müssen mit Fransen besetzet seyn, und mit Seidenzeug von einer

Gränzwache ein Trankgeld, das bloß nach dem äußerlichen Ansehen der Kisten, und ohne sie zu öffnen, eingerichtet wird.

Gemelli Careri 1695.

Wer die Welt größtentheils zu Lande umreisen will, der kann seinen Weg durch Deutschland, Pohlen, Rußland und die große Tatarey nach China nehmen. Nur läßt der rußische Hof selten Ausländer durch sein Gebieth. Eine solche Reise erfordert zwey Jahre Zeit, und ist wegen vieler gräßlichen Wüsteneyen, und unwegsamer Wälder, mit erstaunlicher Beschwerlichkeit verknüpft. Nebstdem muß die Reisegesellschaft, wofern sie gegen die Anfälle der Tatarn in Sicherheit seyn will, ungemein zahlreich seyn.

Ein groß Stück kann man zu Lande reisen.

Es geht auch an, westlich um die Welt zu reisen. Man geht zu Cadix nach Veracruz, oder Portobello zu Schiffe. Trüfft man weder die Flotille, noch die Galionen segelfertig an, wie sie denn wirklich nicht alle Jahre abgehen: so fällt es leicht, auf einem nach America abgehenden Advisschiffe Platz zu finden; oder man segelt auf einem Kauffahrer in die canarischen Inseln, und von da, nach der Havana, oder nach Veracruz. Man muß spanische Pistolen, oder Piaster bey sich haben, oder zu Cadix Wechselbriefe mitnehmen. Wer sein Geld anlegen, die Reisekosten gewinnen, und reich werden will, dem steht es frey, allerley Waaren und Geschmuck mitzunehmen *b*). Wer sein Gut treuer Hand anvertrauet, der darf die Rechnung sicher auf dreyfachen Gewinn machen *c*). Um nachgehends die Reise nach den philippinischen Inseln und in das große chinesische Reich fortzusetzen, tritt man auf das Schiff, welches alle Jahre von Manilla nach Mexico abgeht, und gemeiniglich den 25sten März von Acapulco abfährt. Diese Reise erfordert Piasters, und die besten sind die mexicanischen, weil sie in China eins vom Hundert besser sind, als die aus Peru. Europäische Waaren werden da wenig gesucht. Careri schreibt es nicht so wohl der Geschicklichkeit der Chinesen, als vielmehr ihrem gesegneten Lande zu. Doch lieben sie französische und holländische Kupferstiche, so wohl schwarze, als ausgemalte; imgleichen Brillen, Fern- und Vergrößerungsgläser, Pocale und andere crystallene Gefäße.

Reise über Westen

nach den Philippinen.

Die Fahrt von Mexico nach den philippinischen Inseln ist dermaßen gemächlich, daß sie ohne einiges Bedenken von vielem, auch dem allerzartesten Frauenzimmer unternommen wird. Man hat ohne Unterlaß günstigen Wind, ja er bläst sehr selten mit Ungestüme. Man bezahlet für die Fahrt zwey, drey, bis vierhundert Piaster, nachdem nämlich der Platz für die Waaren und das Bette beschaffen ist. Wer aber von dem spanischen Statthalter ein Patent als Hauptmann unter den Völkern, welche alle Jahre in die philippinischen Inseln abgeschickt werden, auszuwirken vermag, der ist aller Unkosten gänzlich überhoben *d*).

Nach-

ner andern Farbe gefüttert seyn; rohe und dreyfach gezwirnte Seide zu Strümpfen; weiße, imgleichen schwarzseidene Spitzen; feine und mittelmäßige franz und holländische Leinwand; allerley Brabanter Spitzen. Von Geschmucke ist das beste: Halsschnüre von runden, hochrothen, und wenigstens einer Erbsen großen Corallen; das Christkindchen und der heil. Johannes, gleichfalls in der Kindheit, von schön gebeiztem Holze. Hieran gewinnt man erstaunlich. Silberne Tabacksdosen, mit einer Feder, mit Corallen eingelegt. Kinderklappern von Corallen; Crucifixe von Crystall und schwarzen Corallen, u. s. w.

c) Nämlich drey für eins.

d) Dieses geht nun nicht mehr an, wofern anders der Verordnung Philipps des V nachgelebet wird, welche alle auf dem manillischen Schiffe in Diensten gestandene Hauptleute und andere Officier bey ihrer Ankunft auf den philippinischen Inseln abzudanken, oder auf halben Sold zu setzen verbiethet. Dem Statthalter zu Mexico geht am allermeisten darunter ab; denn er willfahrete niemanden, der nicht wacker in die Büchse blies; und dafür erholete sich dieser an seiner Besoldung.

Gemelli Careri 1695.

nach China.

Nachgehends fällt es leicht, für ein weniges, entweder auf einer chinesischen Junke, oder auf einem spanischen Schiffe, das in Tokken, oder Canton Handlung treibt, von Manilla nach China zu kommen. Die ganze Reise ist in einem Monate geschehen. Wer von China nach Bengalen, Goa, Surate, oder Coromandel verlanget, der kann nach Belieben auf ein französisches, englisches, oder mohrisches Schiff treten, indem alle diese Nationen, ihrer Handelsgeschäffte wegen, ohne Unterlaß hin und herfahren. Bey allen diesen Reisen ist etwas zu gewinnen, wofern man sich in China mit Goldstangen, oder Seiden- und Goldstoffen versorget. Wer gerades Weges nach Siam, Bengalen, Madras, und der Küste Coromandel verlanget, der findet allemal spanische, oder mohrische Schiffe. Man gewinnt daselbst unfehlbar dreyßig bis vierzig am Hundert, am Goldstaube, der zu Manilla, zu Malacca und im Königreiche Achem eingekaufet wird; versorget man sich dagegen mit weißem und gemalten Cattune aus Bengalen, oder Coromandel: so gewinnt man in America, oder Europa drey gegen eins dafür.

Nutzen auf der Rückreise.

Bey der Durchreise durch Goa, und das mogolsche Land, kann, wer es versteht, golkondische Diamanten, Rubine und andere Edelgesteine, welche zu Lande leicht fortzubringen sind, einkaufen; imgleichen zu Bender, Congo, und im persischen Seebusen, Perlen. Von da kann er nach Bassora, und sodann durch die große Wüste über Aleppo, nach Alexandretta gehen, und wieder nach Malta, oder Livorno kommen. Wollte jemand noch mehrere Länder besehen, der könnte vom persischen Seebusen zu Lande nach Ispahan, und von da mit der Caravane über Bagdad, nach Aleppo reisen; es wäre denn, daß er über Tavris, Erivan und durch Armenien nach Trapezunt am schwarzen Meere, von Trapezunt aber nach Constantinopel gehen wollte.

Noch kann die Reise um die Welt durch die magellanische und le mairische Straße verrichtet werden, gleichwie diese berühmten Seefahrer und Erfinder besagten Weges am allerersten, und nach ihnen viele englische und holländische Freybeuter, deren Berichte der gegenwärtigen Sammlung einverleibet sind, gethan haben. Allein, erstlich sieht man nichts, als Himmel und Wasser, und überdieses hat man erstaunliche Gefährlichkeiten zu bekämpfen.

Der II Abschnitt.

Verschiedene Reisen, wodurch Careri nach China geht.

Abreise von Bender-Abassi. Beschreibung der Stadt Daman. Carazzo, Art von Pest. Insel Salsette. Reise des Gemelli nach dem Tempel bey Canarin. Wunderbare Beschreibung desselben. Eingang in den Tempel. Ein anderer Tempel. Allerley andere Denkmaale. Beschreibung der Insel Salsette. Trauriges Ende des portugiesischen Admirales. Stadt Chaul. Zustand von Goa. Careri besichtiget des Mogols Lager. Ponda und der dasige Tempel. Zahl der mogolschen Völker. Gemelli kömmt vor den Kaiser. Seine Beobachtung in dem kaiserlichen Quartiere. Gestalt des Mogols Aurengzeb. Sikandar, abgesetzter König von Visapur. Rückreise des Careri nach Goa. Nachricht des P. Vintimiglia von der Insel Borneo. Hafen Banjar Massin. Was Borneo hervor bringt. Sonderbare Thiere. Gottesdienst der Beaujous.

Abreise von Bender Abassi

Wir wollen mit Careri von Bander abassi e) abreisen, und den 11ten Jenner im Jahre 1695 zu Daman, einer portugiesischen Stadt an der indianischen Küste, ankommen.

e) Wir übergehen die vorhergehenden Reisen des Verfassers, weil sie der Einrichtung dieses Werkes zu Folge, unter die Landreisen gehören. Nur bemerken wir voritzt, daß Careri aus Neapel gebürtig,

men. Er setzet sie auf den zwanzigsten Grad der Breite, ungeachtet ihr die meisten Reisebeschreiber ein und zwanzig Grad und etliche Minuten beylegen. Sie liegt, saget er, an dem linken Ufer des eben also benannten Flusses, und ist der geringen Anzahl ihrer Einwohner ungeachtet, dennoch sehr schön. Sie ist auf italienische Art gebauet, wird nach der Länge von drey und nach der Breite von vier geraden Gassen durchschnitten. Meistentheils ist bey jedwedem Hause ein räumlicher Garten. Die Luft ist da vortrefflich. Des Morgens genießt man eine angenehme Kühlung, die man zu Goa, welches weiter gegen Süden liegt, nicht empfindet, ungeachtet auf dieser ganzen Küste sowohl der Frühling, als der Sommer zu einerley Zeit eintritt. Die Stadt hat zwar vier gute nach der neuen Art gebauete Bollwerke, aber wenig schweres Geschütz. Ihre Gestalt ist nicht regelmäßig; der Umkreis beträgt etwa zwo wälsche Meilen. Statt des Grabens wird sie an der Morgen- und Mittagseite nur von einem vier Schuhe hohen Aufwurfe gedeckt. An den übrigen beyden Seiten der Mauer fließt ein Arm des Flusses vorbey. Sie hat zwey Thore, und darunter eines mit einer Zugbrücke.

Gemelli Careri 1695.

Beschreibung der Stadt Daman.

In Daman liegt eine starke Besatzung. Der König von Portugall setzet einen Statthalter und einige Beamten, die auf seine Einkünfte Achtung geben, dahin. Die Einwohner bestehen zum Theile aus indianischen Portugiesen, die von einem weißen Vater und einer schwarzen Mutter herkommen, zum Theile aus einer großen Anzahl Heiden und Mohren, die aber ihren Gottesdienst nicht öffentlich ausüben dürfen. Die Jesuiten, Franciscaner und Augustiner haben sehr schöne Klöster in der Stadt. Jenseits des Flusses sieht man die Ueberbleibsel der ehemaligen Stadt Daman. Sie bestehen aus einem verwirrten Gemenge elender Hütten, darinnen voritzt allerley mohrische und heidnische Handwerksleute wohnen. Zwischen beyden Städten liegt zwar ein Hafen: es können aber nicht einmal die Barken, geschweige denn die großen Schiffe anders, als mit hoher Fluth einlaufen. Währender Ebbe ist der Strom so reißend, daß das Einlaufen platterdinges, auch so gar mit Hülfe der Ruder unmöglich fällt. Der Eingang in den Hafen wird auf der Seite von Altdaman durch eine mit drey Bollwerken, und vielem Geschütze versehene Schanze, vertheidiget. Gegen Norden liegt ein kleiner von schwarzen Christen bewohnter Flecken, und weiter davon ein heidnisches Dorf.

Als Careri zu Daman verweilete: so kam ihm die Lust an, Surat, welches nur siebenzig wälsche Meilen davon liegt, zu besehen. Hierauf gieng er nach Basaim, das achtzig dergleichen Meilen von Daman liegt, unter Segel, und fuhr den folgenden Tag vor der Feste Trapur vorbey, die ziemlich viele Einwohner und zwey Klöster hat. Zehn Meilen weit von Trapur besitzen die Portugiesen noch eine andere Festung, Namens Aseri. Diese hält man für unüberwindlich, nicht nur wegen ihrer Lage auf einem Berge, da ihr kein Feind mit dem Geschütze beykommen kann, sondern auch wegen des beschwerlichen Zuganges, welcher schief in den Felsen eingehauen worden ist. Die Vertheidigungsanstalten der Besatzung bestehen meistentheils in einem großen Vorrathe von Steinen, damit sie, wie man festiglich glaubet, im Stande seyn solle, ein ganzes Heer abzutreiben, und zu diesem Ende nur die Steine herabrollen dürfe *f)*. Hierauf fuhr Careri vor der Stadt und Festung Magu vorbey. Auf diese folgen noch einige andere bewohnte Orte, und sodann die Kuhinsel, welche

Feste Trapur und Aseri.

bürtig, und von angesehenen Aeltern war; daß er sich auf die Rechtsgelehrsamkeit geleget hatte, und daß er mit allem Rechte unter die verständigsten und geschicktesten Reisebeschreiber gehöret. Sein Buch ist zweymal französisch heraus gekommen.

f) Careri III Th. a. d. 41 S.

Gemelli Careri 1695.

welche etwa drey französische Meilen im Umkreise hat. Die folgende Nacht warf sein Schiff an dem Gate zwischen der Insel Salsette und dem festen Lande von Bazaim Anker. Diese Stadt besitzen die Portugiesen schon seit mehr als zweyhundert Jahren, und hat sie wenigstens drey wälsche Meilen im Umkreise. Zu Folge des ersten Entwurfes sollte sie acht Bollwerke bekommen, es wurden aber die wenigsten ausgebauet. An der Nordseite steht nur der bloße Wallgang da, an der Südseite ist die Befestigung noch schlechter, weil an diesem Orte kein Feind so leicht zu befürchten ist. Damals war Bazaim sehr von Einwohnern entblößt, weil vor etlichen Jahren die Pest stark daselbst gewütet hatte. Sonst waren die Straßen gerade, breit, auch mit vielen schönen Häusern besetzt. Der Hafen ist an der Ostseite, zwischen der Insel und dem festen Lande. Es ist in dieser Stadt ein Obergerichtshof, dahin von allen Gerichtshöfen der nordlichen Küste appelliret werden kann. Auch hat der General der portugiesischen Landmacht seinen Sitz daselbst, und nennet man ihn, weil alle Kriegesbeamten auf besagter Küste unter ihm stehen, den Nordgeneral *g*). Man sieht auf funfzehn wälsche Meilen weit rings um Bazaim nichts als Lusthäuser und anmuthige Gärten, darinnen man Zuckerrohr und andere vortreffliche Früchte im Ueberflusse bauet. Sie fallen den Einwohnern ungemein nützlich, nicht nur um der Hitze, welche in dieser Gegend kaum erträglich ist, sondern auch um dem **Carazzo** auszuweichen. Es ist dieses eine pestähnliche Seuche, welche diese Gegend zum öftern anstecket, und innerhalb wenig Stunden ganze Städte verheeren kann. Ungeachtet das Gericht zu Bazaim auf dieser ganzen Küste das oberste vorstellet: so ist es doch hier um einen Rechtsgelehrten etwas so seltenes, daß die dasigen Mönche, auf Vernehmen, Careri verstehe dieses Handwerk, ihm ein Mägdchen mit zwanzigtausend Piasters vorschlugen, wofern er dagegen den Klöstern und dem Adel ihre Processe führen wollte. Nebst dem trug dieses Amt an sich selbst ein ansehnliches ein. Allein, er hätte, wie er saget, die Hoffnung sein Vaterland dereinst wieder zu sehen, nicht für hunderttausend Piasters hingegeben *h*).

Bazaim und deren Lage.

Carazzo Art von Pest.

Insel Salsette.

Um die bey Bazaim gelegene Insel **Salsette** hätte er sich wenig bekümmert: allein, er hatte seit seiner Ankunft in Indien so viel Rühmens von dem canarinschen Tempel machen hören, daß er sich schon zum Voraus einen hohen Begriff davon machte. Indem nun die Besichtigung dieses alten Denkmaals besagten Begriff um ein merkliches vermehrete: so wollen wir ihn seine Bewunderung und die Umstände seiner Reise selbst vortragen lassen.

Diese Pagode, saget er, oder dieser Tempel gehöret unter die größten Seltenheiten von ganz Asien. Man hält ihn für ein Werk des großen Alexanders, weil man die daran gewendete erstaunliche Arbeit von sonst niemanden, als ihm, vermuthen kann. Nur wundert es mich, wie er bisher allen Europäern, absonderlich aber einem solchen Liebhaber ungemeiner Seltenheiten, als **Pietro della Valle** war, unbekannt bleiben konnte? Denn daß **Tavernier** sich um die Merkwürdigkeiten von Asien wenig bekümmerte, das ist um so viel leichter zu begreifen, weil er mit Edelgesteinen handelte, und seine Reisen nur nach dieser Absicht einrichtete.

Reise des Gemelli nach dem Tempel bey Canarin.

Ich war Willens, nach Tana zu gehen, und mich von diesem Orte nach dem Tempel führen zu lassen. Es riethen mir aber einige gute Freunde, ich solle lieber den Weg über Deins,

g) A. d. 43 S.

h) A. d. 50 S.

Deins, als den bequemesten unter beyden ergreifen. Ich fuhr also, ihrem Gutachten zu Folge, in einer Barke nach dem Dorfe Gormandel, das auf den Abschuß eines Berges dieser Insel, und zwar auf beyden Seiten desselbigen gebauet ist. Von hier gieng ich immer an dem Canale fort, und kam in das Dorf Deins, welches etwa sechs wälsche Meilen weit von Bazaim liegt. Weil nun der Verwalter der Nonnen von St. Monica zu Goa, denen dieses Dorf gehöret, mir keine bessere Bequemlichkeit verschaffen konnte: so mußte ich mit einem elenden Pferde zufrieden seyn, und auf solchem in Begleitung eines einzigen Heidens die Reise über einen Berg voll Affen, Löwen, Tiger, und giftige Thiere antreten. Unterwegens kam ich in ein Dorf, da ich mich zu erlaben gedachte, aber sonst nichts als ein wenig in Wasser aufgequollenen Reiß bekommen konnte. Das ganze Dorf bestund aus vier elenden Hütten, mitten im Walde. Unterwegens wurde ich vieler seltsamen Vögel gewahr. Einige waren am ganzen Leibe grün, und so groß, als Kramsvögel, andere waren größer, und pechschwarz, mit einem erstaunlich langen Schwanze; noch andere roth und grün, in Größe der Turteltauben: mit einem Worte, ich sah sehr viele in Europa unbekannte Vögelgattungen. Als ich in dieser Wildniß acht wälsche Meilen zurück geleget hatte: so kam ich an einen großen Felsen, da ich mein Pferd stehen lassen, und mit meinem Wegweiser zu Fuße bergauf steigen mußte. In diesen Felsen, und zwar auf der Ostseite, ist der große Tempel ausgehauen *i*). Gemelli Careri 1695.

Careri giebt eine Beschreibung davon. Erstlich kam er an zween große, zwanzig Spannen hohe Pfeiler. Das erste Drittheil ihrer Höhe ist viereckicht, das zweyte achteckicht, und das dritte ganz rund. Ihr Durchschnitt beträgt sechs, ihre beyderseitige Entfernung funfzehn Spannen. Sie stehen acht Schuhe weit vom Felsen, und tragen einen Stein von vier und vierzig Spannen in die Länge, acht in die Breite, und viere in die Dicke. Durch diesen Eingang kömmt man in ein großes Gemach, das vierzig Spannen lang, und in den lebendigen Felsen eingehauen ist. Am Ende des Gemaches sind drey Thüren, die mittlere hat funfzehn Spannen in die Höhe und acht in die Breite, die beyden andern aber haben nur vier Spannen ins Gevierte. Sie führen in einen niedrigern Ort. Ueber besagten Thüren ist eine große vier Spannen breite Schwelle aus eben demselbigen Steine; dreyßig Spannen über dieser Schwelle sieht man noch andere durch den Felsen gehauene Thüren. In eben dieser Höhe zeigen sich drey kleine Kämmerchen oder Höhlen, jedwede von etwa sechs Spannen groß, in welche man durch drey Thüren kömmt, darunter die mittelste die meiste Größe hat. Wozu sie etwa mögen gedienet haben, das ist schwer zu errathen. Wunderbare Beschreibung des Tempels.

Als Careri sich etwa zehn Schritte weit gegen die rechte Hand wendete: so sah er ein anderes Gemach; es war an beyden Seiten offen, vier und zwanzig Spannen lang und funfzehn breit, und hatte eine Kuppel von zehn Spannen im Durchschnitte und funfzehn in die Höhe, mit einem viereckichten Gesimse. Das erste Bild, das er darinnen sah, war halb erhaben in den Stein gehauen. Es hält etwas in der Hand, das er nicht zu erkennen vermochte, und hat eine des venetianischen Herzogs seiner, ähnliche Mütze auf dem Kopfe. Als Careri näher hinzutrat, erblickte er bey diesem Bilde noch zwey andere in einer demüthigen Stellung, mit Zuckerhut ähnlichen Mützen auf dem Haupte. Noch höher oben, das ist, über ihrem Haupte, sah er zwey kleine, ebenfalls in den Felsen gehauene

i) A. d. 57 und vorherg. S.

Gemelli Careri 1695.

hauene Bilder, von solcher Gestalt als man die fliegenden Engel malet, und weiter unten zwey andere, die einen Stab auf den Händen halten. Neben solchen stehen zwey Kinder mit gefaltenen Händen, als ob sie betheten, und tragen etwas einem Stocke ähnliches auf der Schulter. Nicht weit von diesem Orte findet man noch ein anderes Gemach mit einer Kuppel aus einem einzigen Steine, und von eben der Gestalt als die vorige, nur ist die Spitze oben zerbrochen. Hätte Carreri die mindeste Oeffnung, darinnen eine Leiche oder ihre Asche Platz hätte, wahrgenommen: so wäre er auf die Gedanken gerathen, es möchten besagte Höhlen etwa die Grabmaale einiger alten Heiden gewesen seyn: allein, nach genauer Untersuchung wurde er überzeuget, daß die Steine nirgend hohl waren. An den Wänden des zweyten Gemaches sah er vier große halberhabene Figuren, die in ihrer linken Hand ein Gewand halten. Zu ihren Füßen auf und über dem Kopfe, haben sie eben solche Mützen und eben dergleichen kleine Figuren, als die vorigen. An dieses Gemach stößt ein anderes mit drey kleinen sitzenden, sechs sehr großen, und drey mittelmäßigen Bildern; sie sind alle neun stehend vorgestellet, und aus dem lebendigen Felsen gehauen. Das mittelste hat einen Baum voll Früchte in der Hand. An der anderen Seite sieht man sechzehn, sämmtlich sitzende Bilder, mit eben dergleichen Mützen, und kreuzweise über die Brust geschlagenen Händen. Vor einem von den sechzehn stehen zwo kleine Figuren, zwo andere aber über ihm.

Nicht weit von diesem letztern Gemache, und zwar an der Mitternachtseite findet man ein anderes würfelähnliches acht Spannen großes, mit einem aus eben dem Steine gehauenen Bettgestelle. An der Wand sitzt ein Bild nach morgenländischer Weise mit kreuzweise untergeschlagenen Beinen, und auf der Brust liegenden gefaltenen Händen. Ein anderes steht, hält einen Zweig mit Früchten in der Hand, und über seinem Kopfe sind zwey geflügelte Kinder. Ist man vor diesem Gemache vorbey: so sieht man an eben dieser Facade, die sich über sechzig Spannen weit in den Felsen hinein erstrecket, noch zwey Bilder, welche gleich dem vorigen sitzen, die Hände auf die Brust legen, und Mützen auf dem Kopfe haben. Zwey andere stehen, und scheinen nur zur Aufwartung da zu seyn.

Eingang in den Tempel.

Doch, alle diese Gemächer und Bilder stellen nur den Eingang zu dem berühmten canarinischen Tempel vor. Man tritt in selbigen durch eine vierzig Spannen große Oeffnung, die in eine achtzig Spannen lange Wand von eben diesem Steine eingehauen ist. Rechter Hand am Eingange, findet man ein rundes Gemach von mehr als ein und funfzig Spannen im Umkreise. Rings herum sieht man viele theils sitzende theils stehende Bilder, unter welchen nur ein einziges die übrigen an Größe übertrifft. Besagtes Gemach hat eine Kuppel, in welche viele erhabene, wiewohl ganz unverständliche Schriftzeichen eingehauen sind. Auf jeder Seite des Eintrittes in den ersten Tempelhof, welcher funfzig Spannen ins Gevierte hat, steht eine Säule. Jedwede hat nebst ihrem Capitale sechzig Spannen in die Höhe, ihr Durchschnitt aber beträgt sechs. Die zur rechten Hand zeiget zween Löwen mit einem Schilde neben ihnen; die zur Linken zeiget zwey Bilder. Ist man vor beyden Säulen vorbey: so findet man zur Linken am Eingange in ein anderes Gemach zwey große stehende Bilder, die einander ansehen. Noch weiter, und auf eben dieser Seite, sind zwey andere Bilder von erstaunlicher Größe, auf der rechten Seite ist nur ein einziges. Sie stehen alle drey, und haben viele kleine Bilder neben sich. Das daran stoßende Gemach hat zwar vier und zwanzig Spannen ins Gevierte,

sonst aber ist nichts merkwürdiges darinnen. Auf der rechten Seite, wo sonst keine andere Figur ist, als die Löwen, sieht man zwey große Gefäße, auf Gestellen von schicklicher Größe. Gemelli Careri 1695.

Von hier kömmt man durch drey Thüren in einen andern Ort. Jedwede Thüre ist dreyßig Spannen hoch und breit, die mittlere aber ohne Schwelle, dahingegen die übrigen beyden fünf Spannen hoch über den Boden erhaben sind. Das Gemach selbst hat fünf Fenster, dadurch das Tagelicht in den Tempel fällt. Zwischen den Fenstern stehen vier aus dem Felsen selbst gehauene zwölf Spannen hohe Säulen. Rechter Hand am Eingange erblicket man einige dem Careri unbekannte Buchstaben, welche gleich dem übrigen Gebäude von der Zeit einigermaßen beschädiget sind. An den Wänden sind einige kleine und zwey riesenmäßige Bilder. Die letztern halten die rechte Hand offen, in der linken aber ein Gewand. Ihre Mützen sind den vorigen gleich; nebst dem haben sie Ohrgehänge nach indianischer Weise.

Bey dem Eintritte in den Tempel selbst, dessen Thüre funfzehn Spannen hoch, und acht breit ist, findet man zur rechten Hand vier stehende Bilder; darunter eines eine Weibesperson mit einer Bluhme in der Hand vorstellet, und zwölf kleinere, theils sitzende theils stehende Bilder. Sie legen zwar sämmtlich die Hände kreuzweise über die Brust, halten aber doch etwas in selbigen. Zur Linken sieht man vier andere Bilder, und darunter zwey weibliche mit großen Ringen an den Füßen, in eben der Stellung, als die vorigen. Neben ihnen sind sechzehn kleine theils sitzende theils stehende. Die Thüre selbst, zeiget zwey große Bilder, und diesen gegen über noch zwey dergleichen mit drey kleinen, welche letztern stehen. Ueber der Oberschwelle der Thüre ist ein vierzig Spannen breites Fenster, das ist, es hat eben die Breite, als der Tempel selbst, in der Mitte aber einen Stein, der den Architrab vorstellet, und inwendig auf zwo achteckigten Säulen ruhet. Innerhalb des Tempels auf der linken Seite, erblicket man wieder eine Schrift, mit eben so unbekannten Buchstaben, als die vorige hat. Was er darinnen sieht.

Der Tempel stellet ein Gewölbe vor. Seine Breite beträgt bereits erwähntermaßen vierzig Spannen, die Länge aber hundert. Am Ende läuft er rund zu. Er wird von vier und dreyßig Säulen, darunter die beyden achteckigen am Eingange nicht mit begriffen sind, gleichsam in drey Theile abgetheilt. Siebenzehn Säulen haben Capitäle und Elephanten oben darauf: an den übrigen ist nichts merkwürdiges, als ihre achteckigte Gestalt. Der Raum zwischen den Säulen und dem Felsen, das ist, die Breite der beyden Seitenabtheilungen des Tempels, beträgt sechs Spannen. Gestalt desselben.

Alles bisher beschriebene ist aus dem lebendigen Felsen selbst gehauen, und nicht die geringste andere Materie zu den Bildern gebraucht worden, gleichwie man auch nicht das allergeringste Stück davon wegnehmen kann, sondern es ist alles und jedes aus dem ganzen gehauen. Auf dem Fußboden des Tempels liegen viele gehauene Steine, welche vielleicht zu Stufen in ein anderes Gebäude dieneten. Als Careri aus diesem geheimnißvollen Orte heraus trat, führete ihn eine in den Felsen gehauene Treppe von funfzehn Stufen aufwärts, zu zwo Cisternen voll gutes Regenwasser. Hierauf stieg er noch dreyßig Stufen höher, und fand ein Gemach von sechzehn Spannen ins Gevierte, an diesem noch eines von gleicher Größe, und endlich das dritte von zwölf Spannen. Das erstere hatte ein in den Felsen gehauenes Fenster, imgleichen ein kleines Wasserbehältniß zwischen zwo Säulen. Andere Geheimnißörter.

Nicht

Gemelli Careri 1695.

Nicht weit von diesen Gemächern zeigete ihm sein Wegweiser noch einen Tempel. Vor solchem war ein schöner ebener und gleichsam mit einer Brustwehre umfangener Platz. In der Mitte dieses Platzes steht ein Wasserbehältniß; auf der Brustwehre kann man sitzen. Unter das erste Gewölbe kömmt man durch fünf in den Felsen gehauene Thüren, zwischen welchen vier achteckichte Pfeiler stehen. Alle diese Thüren, nur die mittelste ausgenommen, sind zwo Spannen hoch über den Fußboden erhaben. An beyden Seiten des Gewölbes, welches eben so lang ist, als der Tempel selbst, sieht man viele Bilder. Die auf der linken Seite sitzen, die auf der rechten stehen. Auch zeiget die ganze Facade eine Menge solcher, theils stehender, theils sitzender Bilder.

Ein anderer Tempel.

Von hier tritt man durch drey Thüren in den Tempel. Die mittelste ist zwölf Spannen hoch, und sechse breit. Die Höhe und Breite der Seitenthüren beträgt zwo Spannen weniger. Der inwendige Raum des Tempels beträgt sechzig Spannen ins Gevierte: allein, die Höhe hat ein sehr schlechtes Verhältniß dazu, weil sie nicht mehr als zwölf Spannen ausmachet. An beyden Seiten, gleichwie auch am inwendigen Theile des Einganges, sieht man über vierhundert große und kleine, theils stehende, theils sitzende Figuren. Unter den sitzenden sind auf der rechten Seite zwo, die an Größe alle andere weit übertreffen; desgleichen auch eine mitten an der hintersten Tempelwand, welche vermuthlich den Hauptgötzen vorstellet, und noch eine auf der linken Seite, welche gleichfalls steht. Sie sind aber sämmtlich in sehr schlechtem Zustande, und durch die Länge der Zeit übel zugerichtet. An jedweder Seite des Tempels ist ein Nebengemach; jedwedes hat vierzehn Spannen ins Gevierte, und inwendig eine kleine zwo Spannen hohe Mauer.

Steigt man an der Nordseite zehn Stuffen hoch: so findet man ein großes Felsengemach, das noch ein kleineres in sich hat. Zur rechten ist wiederum eins mit einem dergleichen kleinen, und seinen Mäuerchen. Das große hat zwanzig Spannen in die Länge, zehne in die Breite, das kleine aber zehn ins Gevierte. Alle diese Gemächer haben ihre kleinen Wasserbehälter. Weiter zur rechten Hand findet man noch ein solches Gemach von gleicher Größe, mit zwo davor stehenden Säulen, zwey kleinen Gemächern und drey Wasserkasten; einen zur rechten und zween zur linken. Endlich so kömmt man noch in ein anderes an das vorige stoßende Gemach, das wiederum ein kleines mit seinem Wasserkasten in sich schließt. Careri vermeynet, es möchten diese verborgenen Gemächer den Tempelpriestern zur Wohnung gedienet, und solche ein büßendes und einsames Leben darinnen geführet haben.

Allerley andere Denkmaale.

Steigt man von diesem Orte eine in Felsen gehauene Treppe von funfzehn Stuffen herab: so gelanget man auf einen dreyßig Spannen ins Gevierte großen Platz, an welchen ein kleiner Tempel stößt. Man geht in solchen durch drey Thüren; der Raum zwischen ihnen ist also ausgehauen, daß er Pfeiler vorstellet. Zur linken Hand findet man vier Bilder, zwey sitzende und zwey stehende. Zur rechten zeiget sich ein kleines offenes Gemach, nebst einem andern Tempel, vor welchem ein Wasserkasten steht. In den Tempel tritt man durch eine zehn Spannen hohe und sechs breite Thüre, und kömmt durch einen Saal von vierzig Spannen ins Gevierte, der auf seiner rechten Seite eine kleine zwölf Spannen große und sehr finstere Kammer hat. Die sämmtlichen Gemächer dieses Tem-

k) Ebendas. a. d. 70 und vorherg. S.

l) Er wiederholet, daß man dieses wundernswürdige Werk dem großen Alexander zuschreibe, welcher, wie er saget, eben dieser Glaubenslehre zuge-

Tempels sind etwas dunkel. In der Mitte hat er eine Kugel funfzehn Schuh hoch. Von hier steigt man abermals funfzig Stuffen hinab, und findet sodann einen ebenen und in den Felsen, welcher an diesem Orte keine große Härte hat, gehauenen Platz, imgleichen achteckichte, zwölf Schuh hohe Pfeiler, welche neun Abtheilungen machen, durch welche man allemal fünf Stuffen tief, in ein Felsengemach hinab steigt. Zur linken auf besagtem Platze sitzt ein großes Götzenbild, mit unbedecktem Haupte; zwey andere große Bilder stehen, und haben viele kleine neben sich. Nachgehends tritt man in den erwähnten Tempel durch drey Thüren; sie sind zwölf Spannen hoch und sechse breit, mit zwey Fenstern oben drüber. Der Tempel selber ist hundert Spannen lang, funfzig breit, aber welches schlecht angegeben ist, nicht mehr als zehne hoch. Rings herum geht ein Gewölbe, in Gestalt eines Kreuzganges, und ruhet auf zehn viereckigten Pfeilern. Aus selbigen kömmt man in vier Gemächer, welche nebst den sieben, die vorne und an der linken Seite des Tempels befindlich sind, in allem eilfe ausmachen, und nach Careri Meynung zu Wohnungen für die Priester bestimmt waren. An der hintersten Seite des Tempels ist eine Bilderblinde von zehn Schuhe ins Gevierte, darinnen ein großes Götzenbild sitzt. Zu seiner Rechten stehen zwey andere, zu seiner Linken sitzt noch eins, das wiederum zwey stehende größere, nebst vielen kleinen neben sich hat.

Gemelli Careri 1695.

Gerade gegen über steigt man zehn Stuffen aufwärts, und kömmt in ein kleines mit zwo Säulen unterstütztes Gemach. Aus solchem tritt man, durch eine kleine vier Spannen breite und zehn hohe Thüre, in ein anderes Gemach, dessen Weite funfzehn Spannen ins Gevierte beträgt; aus diesem in ein kleineres zwölf Spannen weites, wo ein großes Bild mit kreuzweise über die Brust geschlagenen Aermen sitzt. Man steigt nunmehr zwanzig Stuffen hinab, gelanget auf einen ebenen Platz, und kömmt aus solchem vier Stuffen aufwärts in ein Gewölbe mit vier zwölf Spannen hohen Pfeilern, zwischen welchen man in drey kleine Gemächer tritt. Noch zwanzig Stuffen tiefer findet man andere Gemächer mit ihren kleinen Wasserkasten *k*).

Careri gerieth bey Besichtigung dieses Ortes in großes Bewundern und Erstaunen *l*), untersteht sich aber doch nicht, seinen Muthmaßungen nachzuhängen. Nicht weit von dem Dorfe Canarin, davon dieser Tempel, oder vielmehr diese Menge Tempel den Namen hat, zeigete man ihm noch einen andern Felsen von hundert Schritten im Umkreise, der in seinem Inwendigen gleichfalls eine Menge Gemächer und Wasserkasten verbirgt. An der Ostseite sah er vor dem Hauptgemache ein großes Götzenbild mit geschränkten Beinen sitzen.

Beschreibung der Insel Salsette.

Die Insel Salsette, welche diese wundersamen Ueberbleibsel des Alterthumes in sich schließt, hat zwanzig wälsche Meilen in die Länge, funfzehn in die Breite, und siebenzig im Umkreise. Weil sie ziemlich niedrig ist: so hat man durch unterschiedliche Gräben die See hinein geleitet. Unterdessen fehlet es ihr weder an Gebirgen noch an Waldungen. Ihr Boden trägt Zuckerrohre, Reiß und die allermeisten indianischen Früchte im Ueberflusse. Sie wird von der kleinen englischen Insel Bombay nur durch einen schmalen Canal, den man bey niedriger Ebbe trockenes Fußes durchwaten kann, abgesondert. Weil nun die Engländer sich auf ihrer Insel befestigten: so dürfen die Portugiesen Salsette eben so wenig

zugethan gewesen sey. Auch ist ihm unbewußt, was etwa die Portugiesen davon urtheilen, als welche diesen Ort sehr wohl kennen, indem ihn die Unterkönige von Goa zum öftern besichtigen. Doch glaubet er nicht, daß sie etwas gewisses davon angeben können. A. d. 64 u. 70 S.

Gemelli Careri 1695.

nig im wehrlosen Stande lassen. Sie errichteten folglich die Schanzen Bandora und Versava, und in der Gegend um Tana, noch fünf kleinere. Die Einwohner der Insel sind ein Mischmasch von Heiden, Mohren und Christen, leben aber wegen des unbarmherzigen Druckes ihrer Obern sämmtlich in größter Armuth. Denn man nimmt ihnen nicht nur den ganzen Ertrag der Ländereyen, sondern auch ihren eigenen Erwerb und Verdienst weg. Sie sind wegen der guten Leinwand, die sie machen, berühmt, indem selbige den Portugiesen ihre schönste weiße Wäsche, die sie in ganz Indien haben, liefert. Die ganze Kleidung dieser armen Leute besteht in einem Stücke Leinwand, das sie um den Leib winden, und in einem kurzen Leibchen, das nicht einmal den Nabel bedeckt. Es stehen zwar drey Klöster auf der Insel *m*). Doch gehöret die beste Gegend den Jesuiten, nämlich, beynahe die ganze Spitze gegen Osten und am bazaimschen Canale *n*).

Trauriges Ende des portugiesischen Admirales.

Ehe Careri von Bazaim abreisete: so erfuhr er das traurige Ende des Admirals von der portugiesischen Seemacht, Antonio Machado de Brito, eines Mannes, der über die mascatischen Araber eine große Anzahl Siege erfochten, und dadurch großen Ruhm erworben hatte. Dem Careri gieng dieses Unglück sehr zu Herzen, weil er nicht nur im Jahre 1689 mit diesem Herrn von Madrid nach Genua gereiset war, und bey dieser Gelegenheit große Gütigkeit von ihm genossen hatte, sondern auch voritzt in Indien große Hoffnung auf seinen Schutz setzete. Um dieser Ursache willen, bittet er um Erlaubniß, seiner Dankbarkeit und Wehmuth in wenig Worten ein Genüge zu leisten. Machado, saget er, war ein Schrecken der Araber und Mohren. Es bedauerte ihn jedermann; ja, es mußten ihn seine eigenen Feinde bewundern, ungeachtet sie ihn meuchelmörderischer Weise ums Leben gebracht hatten *o*).

Stadt Chaul.

Careri reisete von Bazaim ab, und warf den Anker vier Tage hernach vor einer andern portugiesischen Stadt, Namens Chaul. Es liegt selbige sechs wälsche Meilen weit von der See, auf einer Ebene, und am Ufer eines Flusses, den die Fluth in Stand setzet, alle, auch die größten Schiffe, bis in den Hafen zu bringen. Sie wird durch verschiedene

m) Dominicaner, Augustiner und Capuziner.

n) A. d. 76 S.

o) Diese Begebenheit verdienet, daß wir sie hier erzählen, weil man sie sonst nirgend, als in des Careri Buche findet. Brito hatte sich durch einige freye Reden bey dem Adel zu Goa, absonderlich aber bey dem reichen und vornehmen Hause Melos verhaßt gemacht. Seine Feinde nun, an der Zahl funfzig, wurden mit einander einig, sie wollten ihn aus dem Wege schaffen, verabredeten auch Zeit, Ort und Weise des Meuchelmordes. Zu diesem Ende, machten sie in den Häusern des Petervierthels, ja im Pfarrhause selbst, eine große Menge verborgene Schießlöcher. Der Admiral wurde zwar gewarnet: weil er aber nicht glauben konnte, daß Edelleute im Stande seyn sollten, Spitzbubenstreiche auszuüben: so wagte er sich, in Begleitung eines einzigen Leibeigenen, in seinem Palankin aus. Es geschah hierauf aus einem Fenster ein Büchsenschuß nach ihm, der ihn aber nur streifte. Er sprang so fort aus dem Palankin heraus, nahm den Taback, den er zwischen den Fingern hatte, und fragete mit beherzter Stimme, wem es gelten sollte? Dir; gab ihm Tristan von Melo, indem er auf die Gasse trat, zur Antwort, und feuerte zugleich einen großen Stutzer auf ihn ab. Doch weil sich der Admiral bückte: so gieng der Schuß über ihn weg; er hingegen zog vom Leder, und weil die ersten fünf Stöße, die er dem Melo beybrachte, wegen des Panzerhembdes, das er anhatte, nicht eingiengen: so versetzete er ihm einen Hieb über den Kopf, und noch einen über das Gesicht, davon er zu Boden fiel. Er nahm ihn darauf bey den Haaren, setzete ihm den Fuß auf die Kehle, und that, als ob er ihm das Eisen durch den Leib jagen wollte. Allein, als Tristan um sein Leben bath: so schenkete er es ihm großmüthiger Weise. Indem dieses vorgieng; lief Tristans Sohn nebst noch einem

ne Befestigungswerke beschützet, gleichwie die Einfahrt in den Hafen durch das auf einem Berge gelegene Schloß Morro bestrichen wird. Doch erstrecket sich das zur Stadt gehörige Gebieth nur auf sechs wälsche Meilen. Zweyhundert und funfzig dergleichen Meilen zählet man zwischen dieser Stadt und Goa, und diesen ganzen Strich beherrschete damals der berufene Sevagi, dessen Begebenheiten und Thaten in einem andern Theile des gegenwärtigen Werkes zu lesen sind. Weil das Schiff, auf welchem Careri fuhr, zu Bazaim eine portugiesische Flotte angetroffen, und sich mit selbiger vereiniget hatte: so erreichte es, in dieser Gesellschaft, den Hafen zu Goa, ohne einigen Anstoß. Gemelli Careri 1695.

Der Zustand dieser großen und prächtigen Stadt, war damals ungefähr eben also beschaffen, wie wir ihn in der leztern Beschreibung des portugiesischen Verfalles vorgestellet haben, und bringt Careri nichts davon bey, was nicht andere Reisende schon vor ihm angemerket hätten. Nachdem er nun seiner Neugierigkeit einige Wochen lang ein Genüge gethan hatte: so überfiel ihn die Lust, des großen Mogols Lager, welches damals bey Galgala stund, zu besichtigen. Seine guten Freunde stelleten ihm nachdrücklich vor, mit was für Beschwerlichkeit und Mühe diese Reise durch ein mit Heiden und Muhammedanern, ja was noch mehr, mit den rauhesten Gebirgen angefülletes Land verknüpfet wäre, und wie leicht er sein Leben dabey verlieren könnte. Doch alle diese Vorstellungen waren vergeblich: er nahm einen Canarin mit sich, welcher die Lebensmittel, nebst einigem unterwegens nöthigen Geräthe fortbringen mußte, imgleichen einen Indianer aus Golkonda, welcher viele Sprachen verstund, und seinen Dollmetscher abgab. Zustand von Goa.

Hierauf ließ er sich auf die andere Seite des Canales in das visapursche Gebieth, welches damals von dem großen Mogol besessen wurde, übersetzen. Es hatte sich noch ein Armenier und ein Mohr zu ihm geschlagen: allein, weil sie nicht sogleich wußten, wie sie ihr Geräth fortbringen sollten, so mußte man lange Zeit in einer ödestehenden Hütte verweilen. Endlich nöthigten die drey Reisenden einige Heiden, ihnen diesen Dienst bis an das Dorf Arcolna zu erzeigen. Hier brachten sie unter einigen Cocosbäumen eine sehr unruhige Nacht zu, indem die Heiden das Siminga Fest, das ist, den Neumond feyerten, Besichtiget des Mogols Lager.

nem Mulater zum Hause hinaus; sie feuerten jedweder einen Stutzer auf den Admiral ab, und jagten ihm viele Kugeln in den Leib. Gleichwohl fiel er nicht, sondern er wehrete sich noch. Damit kam ein Leibeigener von hinten herbey, und stieß ihn mit der Hassagay in die Seite. Doch, der Bösewicht mußte ungesäumt dafür büßen; denn der Admiral hieb ihm den Bauch von einander, woran er die folgende Nacht verreckte. Indem nun Machado merkete, daß ihm allmählich die Kräfte entgiengen: so stieg er in seinen Palankin. Zu gleicher Zeit lief ein Priester, welcher mit unter die Meuchelmörder gehörete, mit einem Stutzer in der Hand herbey, in der Absicht, ihm vollends den Rest zu geben, fragete aber, als er ihn zum Abscheiden fertig fand, ob er nicht bey ihm beichten wollte? Machado bedauerte großmüthiger Weise, daß er sein Anerbiethen nicht gebrauchen könnte, nahm darauf einen Dominicaner, der ihm gleichen Beystand zu leisten herzu eilete, bey der Hand, drückte sie ihm, unter den Worten: das Blut Jesu Christi sey mir heilsam! und verschied. Man fand dreyßig Kugeln bey ihm. Jedermann bewunderte seine Herzhaftigkeit, und war der Meynung, er müßte mehr Lebensgeister, als ein Mensch gemeiniglich pfleget, gehabt haben, weil er, so vieler Wunden ungeachtet, dennoch kaum ersterben können. Die Seesoldaten, welche des folgenden Tages unter Segel gehen sollten, und deswegen meistentheils schon eingeschiffet waren, liefen zwar, um den Tod ihres Oberhauptes zu rächen, herbey; es befahl ihnen aber ein gewisser Officier im Namen des Königes, ruhig zu seyn und Tristan von Melo gewann auf diese Weise Zeit, daß er sich von zween Schwarzen in des Erzbischofs Pallast, als in eine allen Gerichtsbeamten unzugängliche Freystädte tragen lassen konnte. Ebend. a. d. 82 und vorherg. S.

Gemelli Careri 1695.

erten, und mit ihrem Getrommel, Jauchzen und Getöse, sie alle Augenblicke aus dem Schlafe störeten. Den folgenden Tag mußten sie den Prügel zu Hülfe nehmen, weil weder gute Worte, noch Geld bey den Heiden etwas helfen wollten. Allein, da sie ihre tüchtigen Stöße weg hatten: so trugen sie wie die Esel p).

Ponda und der dasige Tempel.

Wir wollen dem Careri die Ehre lassen, das Folgende selbst zu erzählen. Die Hitze war dermaßen groß, daß man alle Augenblicke ruhen, und mit Melonen, oder andern Früchten des Landes sich laben mußte. Den ersten Tag legeten wir zwölf wälsche Meilen bis an die Stadt Ponda zurück. Hier wurden wir begierig, den dasigen berühmten Tempel zu besehen. Man kömmt über eine bedeckte Brücke an den Hof, und steigt auf zwo Treppen hinauf. Zur rechten Hand zeiget sich ein achteckigtes Gebäude, um welches sieben Reihen kleine Säulen, mit ihren Capitälen stehen, und mit Bögen zusammengehängt sind. Einer von diesen Bögen dienet statt des Thores. Zur Linken sieht man ein dem vorigen ähnliches, aber noch nicht völlig fertiges Gebäude. Rings um die Straße stehen Kaufmannsläden, darinnen man beständig feil hat. Unten an diesem Marktplatze, erblicket man den Tempel. Erstlich tritt man in eine Vorhalle, oder etwas ihr ähnliches. Dieses Vorgemach ist mehr lang, als breit; das Dach ruhet auf sechs Säulen, und rings herum stehen Bänke, auf welchen man ausruhen kann. Aus dieser Halle tritt man in einen andern etwas kleinern Saal, und findet sodann auf der rechten Hand den eigentlichen Tempel, welcher jedoch in der That nichts anders ist, als ein schön ausgemaltes Gemach, voll Bilder mit einer Mütze auf dem Kopfe. Das vornehmste hat vier Hände. Zwo halten einen Stab, die dritte hält einen Spiegel, die vierte ist an die Seite gestützet. Neben diesem Bilde sind viel Frauenbilder, die fünf Gefäße eines über den andern auf dem Kopfe haben. Die übrigen Bilder stellen eine Menge Ungeheuer vor, als zum Beyspiele, geflügelte Pferde, imgleichen Hähne, Pfauen und andere Thiere, denen allerley, was die Natur ihnen nicht gegeben hat, beygefüget ist. Der Tempel endiget sich mit einer kleinen runden finstern Kammer, unten an einem kleinen Thurme. In selbiger ist ein langer mit Bildhauerarbeit gezierter, und gleich einem Grabmaale bedeckter Stein. Hinter dem Tempel steht einer von den Bäumen, welche von den Banianen verehret werden. Unter dem Baume ist ein mit steinernen Stuffen eingefaßter Teich, darinnen die Heiden sich reinigen.

Schloß Mardanghor.

Ponda selbst besteht aus elenden Hütten: allein, das Schloß, Mardanghor genannt, kann einem Feinde widerstehen, und ist allemal mit vierhundert Mann besetzet. Hier sahen wir das Trauerspiel, wie eine lebendige Frau mit ihrem verstorbenen Manne verbrannt wurde. Weil wir nicht hoffen durften, auf unserm Wege künftig ein anderes Fuhrwerk als Ochsen anzutreffen: so kaufete ich zu Ponda für sechs Rupien ein Pferd.

Chianpon.

Wir legeten bis an das Dorf Chianpon, dabey ein Schloß steht, acht wälsche Meilen zurück. Von hier zogen wir durch eitel Wald, bis an einen Canal, darüber wir in einem Kahne fuhren, und in das Gebieth eines heidnischen Fürsten, Namens Sonda Kirami Karagia, Herrn über einige im Gebirge liegende Städte, kamen. Nach zurückgelegten neun Cossen, welche ungefähr achtzehn wälsche Meilen betragen, blieben wir in dem Dorfe Kakore, unter dem Gewölbe des dasigen Tempels über Nacht. Wir sahen in selbigem unter einer kleinen Kuppel, ein küpfernes Gefäß, auf einem steinernen Fuße, an welchen eine gleichfalls küpferne Mannslarve angenagelt war. Wir hielten alles dieses für ein Grabmaal eines aus dem Lande gebürtigen Helden. Den folgenden Tag reiseten wir durch

q) A. d. 152 S.

durch sehr dicke Wälder. Hier kamen die Affen haufenweise zum Vorscheine, hüpfeten von einem Baume auf den andern, und hielten ihre Jungen so fest, daß sie aller nach ihnen geworfenen Steine ungeachtet, nie eins fallen ließen. Die Einwohner dieser Gegend, welche sämmtlich Heiden sind, verehren sie gleichsam als heilig, und erlauben niemanden, sie zu tödten. Dieses machet sie dermaßen frech, daß sie nicht nur in die Dörfer, sondern auch in die Häuser kommen, nicht anders, als ob sie hinein gehöreten. Nach einer Reise von acht Cossen, erreichten wir das Gebirge Bagalatte, da wir für die Erlaubniß, weiter zu gehen, der Wache und den Zollbedienten in die Büchse blasen mußten. Wir setzeten darauf unsern Weg noch andere acht Meilen durch die Wälder fort, und erreichten endlich den Gipfel des Berges, da uns die Wache abermal Geld abnöthigte. Weil in dieser Wildniß an eine Herberge nicht einmal zu gedenken war: so mußten wir im Walde über Nacht bleiben. Den folgenden Tag reiseten wir durch ein noch dickeres Gebüsche, wo ich zum ersten male eine Gattung wilder Hühner mit schwärzlichen Federn und Kamme sah. Wegen ihrer großen Menge hätte ich sie für Haushühner angesehen: allein, man sagte mir, wir wären von allen menschlichen Wohnungen noch ziemlich weit entfernt. Nach zurückgelegten vierzehn Cossen, kamen wir ins Dorf Bombnali, wo die Wache kein Geld von uns verlangete. Den folgenden Tag reiseten wir erstlich acht Cossen weit, durch ein ziemlich anmuthiges Gehölze, bis an das wegen seiner Jahrmärkte und des Zolles berühmte Dorf Chiamkan; von hier giengen wir noch acht Cossen weiter, nach Sambrane, und blieben daselbst über Nacht. Hier hielt der Fürst Kirani Karagia Hof. Sein Schloß hatte keine andere Befestigung, als eine ungefähr acht Schuhe hohe Mauer: allein, wir bekamen ganz andere Gedanken von ihm, als man uns sagete, dieses einzige Dorf trage ihm wegen seiner Jahrmärkte alle Jahr ungefähr funfzehn hundert tausend Thaler ein.

Gemelli Careri 1695.

Viele Affen.

Gebirge Bagalatte.

Bombnali.

Chiamkan.

Sambrane.

Zwey Cossen jenseits Sambrane, kamen wir wieder auf des Mogols Grund und Boden. Ich war im Begriffe, unweit des Schlosses der Stadt Alcal auszuruhen, als man mir sagete, der Weg, den ich vor mir hätte, wimmelte von Straßenräubern. Hier nun wäre guter Rath theuer gewesen, wenn nicht zu allem Glücke ein Zug von dreyhundert mit Lebensmitteln für das Lager zu Galgale beladenen Ochsen daher gekommen wäre. Ich brachte es bey den Officiern dahin, daß sie mich in Schutz nahmen. Indem sie aber Ruhestunde hielten: so gieng ich unterdessen in einen benachbarten Tempel. Hier sah ich einen Götzen mit einem Menschenleibe, Affenkopfe, und ungemein langem Schwanze, der bis über den Kopf hervorragte, und an dessen Ende eine Schelle hing. Eine Hand stützte er an die Seite, die andere war aufgehoben und zum Schlagen bereit. Wenn niemand um mich war: so zerschlug ich alle Götzenbilder, die mir vorkamen *q*).

Stadt und Schloß Alcal.

Den folgenden Tag reisete ich mit dem Zuge fort, und erreichten wir nach zurückgelegten sechs Cossen das Dorf Kankre; noch ander fünf Cossen führeten uns nach Etqui, einer Stadt, die zwar aus schlechten Hütten besteht, aber auf einem vortrefflichen Boden liegt. Die folgende Tagereise bestund aus fünf Cossen, bis an das kleine Dorf Onor, wir zogen aber vorher durch einen Flecken, Namens Tikli. Den folgenden Tag machten wir abermals fünf Cossen, in einer sehr lustigen Gegend, bis nach Mandapur, wo die Befehlshaber des Zuges Rasttag hielten. Der Ort ist eine Stadt mit einer ziemlich niedrigen Mauer, aber von Werkstücken und Kalche erbauetem Schlosse. Nachmittage zogen wir zwey Cossen weit, bis nach Bereche, wo wir über Nacht blieben.

Flecken Tikli.

q) A. d. 172 S.

Gemelli Careri 1695.

Kodelki.

Den folgenden Tag kamen wir nach zurückgelegten drey Cossen durch ein großes Dorf, Namens Kodelki, da ich mit Verwunderung zeitige Weintrauben fand. Drey andere Cossen brachten uns nach Edoar, der besten unter allen Städten, die ich auf dieser Reise antraf. Innerhalb der ersten Mauer liegt ein Schloß, nebst einem Marktplatze: in der zweyten noch ein Schloß, und rings um selbiges eine große Menge Häuser, welche die Stadt ausmachen. Sie wird von allen Kaufleuten aus der südlichen Gegend besuchet. Nach Tische zogen wir fünf Cossen weit, bis an den Flecken Muddol, welcher am Ufer eines Flusses liegt.

Matur.

Das mogolsche Lager zu Galgala.

Nun hatten wir bis Galgala nur noch sieben Cossen übrig. Diese legten wir den folgenden Tag zurück, kamen auf halbem Wege durch einen ummauerten Flecken, Namens Matur, und setzeten unweit des Lagers durch den Fluß Richina. Im Lager fand ich eine Menge christlicher Soldaten, die mir Herberge anbothen. Man hatte ihnen erlaubt, eine Capelle von Erde aufzubauen, und zween canarinsche Priester zu halten, die ihnen alle Tage Messe lasen. Ihr Hauptmann, Franz Borgia, ein Venetianer von Herkunft, aber aus Dehli im Indostanischen gebürtig, führete mich in sein Gezelt. Hier ließ er zween Muhammedaner, die sich besoffen hatten, vor meinen Augen grausam abprügeln. Ich wunderte mich sehr, daß er bey einem mogolschen Heere so viel Macht haben sollte: allein, ich erstaunete vollends, da beyde Muhammedaner nach ausgestandener Züchtigung sich für die gnädige Strafe bedanketen.

Zahl der mogolschen Völker.

Borgia sagete mir, dieses kaiserliche Heer bestünde aus sechzig tausend Reutern, und hundert tausend Fußgängern. Fünf tausend Kameele und drey tausend Elephanten trügen das Geräthe. Die Menge der Marketender und Krämer wäre unzählig; überhaupt begriffe das ganze Lager mehr als fünf mal hundert tausend Menschen in sich. Den Umkreis desselbigen schätzete er auf dreyßig wälsche Meilen. Bloß die Gezelte des Großmogols, nebst den Zelten seiner Weiber und vornehmsten Hofbedienten, fülleten mehr als drey dergleichen Meilen aus. Dieser Bezirk hatte drey Thore. Eins führete ins Frauenzimmerquartier, die beyden übrigen waren für den Monarchen und seine Hofstaat.

Gemelli kömt vor den Mogol.

Zween Tage hernach verhalf mir ein christlicher Kriegesbedienter, nebst einem Verschnittenen, der sein guter Freund war, zu dem Glücke, daß ich geheimes Gehör bey dem Großmogol erhielt. Erstlich führeten sie mich in den ersten Hof des kaiserlichen Hauptquartieres, da ich unter einem Gezelte viele Trommeln, achtschuhige Trompeten, nebst einer Menge anderer Spiele, die man zu gewissen Zeiten des Tages erschallen läßt, erblickete. Man zeigete mir auch eine goldene Kugel an einer Kette, zwischen zwo vergoldeten Händen. Dieses ist das kaiserliche Panier, das währenden Zuges von einem Elephanten getragen wird. Aus diesem Hofe trat ich in den zweyten, und mußte die Kostbarkeit der Gezelte bewundern, indem sie mit goldenen und seidenen Zeugen ausgezieret waren. Der Verschnittene führete mich hinein. Der Monarch von Indostan saß auf kostbaren Teppichen, und lehnete sich an Polster von Goldstücke. Nach abgelegter Ehrerbiethung auf mogolsche Weise, trat ich nebst dem Christen, welcher meinen Dollmetscher abgab, näher zu ihm. Er fragete mich nach und nach, aus welchem europäischen Königreiche ich wäre? Wenn ich abgereiset wäre? Was für einen Weg ich genommen hätte? Was ich in seinem Lager suchete? und ob ich in seine Dienste treten wollte? Ich gab auf alle diese Fragen nach der Ordnung zur Antwort; mein Vaterland wäre Neapel; ich wäre vor zwey Jahren ausgereiset, und hätte unterdessen Aegypten, Türkey und Persien besehen; in sein Lager

wäre

wäre ich bloß in der Absicht gekommen, den größten Monarchen von ganz Asien und die prächtige Hofhaltung desselbigen zu sehen; es wäre ein Glück für mich gewesen, in seine Dienste zu treten, es riefen mich aber höchstwichtige Ursachen nach Hause, so bald ich das chinesische Reich gesehen haben würde. Er fragete nach allerley Umständen des ungarischen Krieges, worauf ich so viel antwortete, als ich in Persien davon erfahren hatte, und darauf, weil die öffentliche Gehörstunde da war, mit einer Gnadenversicherung erlassen wurde. Hierauf kam ich wieder in den zweyten Hof, das ist in einen großen Bezirk, der mit einer ungefähr zehn Spannen hohen Mauer von gemalter Leinwand umfaßt war. Auf der Seite, wo die kaiserlichen Gemächer an den Hof stießen, stund das Verhörzelt und ruhete auf zween Mastbäumen. Aeußerlich bestund es nur aus gemeiner rother Leinwand, inwendig aber war es mit einer feinen ausgefüttert, und hatte kleine Vorhänge von Taffent. In diesem Gezelte sah ich eine viereckichte vier Spannen hohe und mit den kostbarsten Teppichen belegte Bühne. Rings herum gieng ein silbernes zwo Spannen hohes Geländer. Sechs Spannen weit davon war noch eine andere, obgleich nur Spannen hohe Bühne zu sehen. An ihren vier Ecken hatte man vier silberne Lanzen, die bis an den Himmel des Gezeltes reichten, eingesteckt. Auf dieser letztern Bühne war der Thron. Meines Erachtens war er nur von vergoldetem Holze, übrigens drey Spannen hoch, und viereckicht. Man bestieg ihn auf einigen silbernen Stuffen. Oben darauf lagen drey Polster, zwey um die Aerme und das dritte um den Rücken daran zu lehnen. Der Kaiser kam zu Fuße dahin, und stützete sich auf einen Stab, der oben wie eine Gabel gestaltet war. Vor ihm her traten eine große Menge **Omrahs** und andere Hofbediente. Seine **Cabaye** war weiß, und nach Art der Muhammedaner unter dem rechten Arme aufgeschürzet, dahingegen die Heiden sie unter dem linken festbinden. Sein **Tchira**, oder Turbant, war von eben dergleichen Zeuge, und mit Goldstoffe eingefaßt, worauf ein sehr großer Smaragd mitten unter vier kleinern funkelte. In der Leibbinde, welche von Seide war, steckete auf der rechten Seite ein indianischer Dolch. Die Beine waren bloß, und die Schuhe nach mohrischer Art gemacht. Zween Officier wehreten ihm die Fliegen mit weißen Pferdschweifen. Noch ein anderer hielt ihm einen grünen Sonnenschirm über das Haupt.

Gemelli Careri 1695.

Seine Beobachtung in dem kaiserl. Quartiere.

Aurengzeb war klein von Person. Er hatte eine große Nase, und ein schwächliches Ansehen, gieng auch etwas gebückt, welches aber von den achtzig Jahren, die ihm auf dem Halse lagen, herrührete. Der Bart war weiß und rund, und schien von der Olivenfarbe seines Gesichtes einen desto größern Glanz zu bekommen *r*).

Gestalt des Mogols Aurengzeb.

Sobald er sich gesetzet hatte: so überreichte man ihm Schild und Säbel, welches beydes er zur Linken neben sich auf den Thron legete. Nachgehends gab er durch einen Wink mit der Hand zu verstehen, er wäre zum Anhören bereit. Zween Geheimschreiber nahmen alle Bittschriften, die man ihm zureichte, an, übergaben dem Kaiser eine nach der andern, und trugen ihm zugleich den Inhalt derselbigen vor. Er hingegen schrieb den Bescheid darauf, und zwar, welches mich bey seinem hohen Alter ungemein wunderte, ohne Brille, ja es schien, als ob er diese Verrichtung mit Lust vornähme.

Hierauf ließ man die Elephanten vor dem Throne durch die Musterung gehen. Die **Cornakias**, oder Elephantenmeister, zogen erstlich die Schabracke weg, damit der Monarch das Kreuz dieser Thiere sehen, und urtheilen könnte, ob sie von den **Omrahs**, denen es anbefohlen war, gehörig gefüttert würden. Nachgehends lenketen sie den Elephan-

r) A. d. 186 S.

Gemelli Careri 1695.

phanten gegen den Thron, und schlugen ihn dreymal auf den Kopf, damit er dem Kaiser bey jedem Schlage seine Ehrerbiethung bezeugen mußte. Sie bestund darinnen, daß er den Rüssel aufhub und wieder sinken ließ. Indem dieses vorgieng: so kamen die Prinzen aus dem kaiserlichen Hause, und setzeten sich auf die Stuffen des Thrones, vorher aber begrüßeten sie den Monarchen zweymal, indem sie jedesmal den Kopf, die Erde und die Brust mit der Hand berühreten. Wer nicht von kaiserlichem Geblüte ist, muß es dreymal thun. Zur rechten Seite des Zeltes stunden hundert Büchsenschützen im Gewehre, imgleichen viele Trabanten. Sie waren, was die Farbe betrifft, nicht übereingekleidet. Auf der Schulter trugen sie einen Stab, mit einem großen silbernen Knopfe. Die Thürhüter hatten gleichfalls Stäbe in der Hand, und wiesen damit diejenigen, welche nicht hineingehöreten, zurück. Zur linken stunden neun Officier, in Cabayen von rothem mit Golde gestickten Sammet. Die Aermel waren weit, die Kragen spitzig, und hingen über den Rücken herab. Diese Officier nun führeten Spieße mit den kaiserlichen Fahnen. In der mittelsten war eine Sonne zu sehen, neben solcher war auf jedweder Seite eine mit zwo vergoldeten Händen: zwo andere bestunden aus zween rothgefärbten Roßschweifen. Die vier übrigen hatten vermuthlich ein geheimes Wahrzeichen; denn sie waren verdeckt. Außerhalb des Hofes stunden viele Compagnien zu Pferde und zu Fuße im Gewehre; zwischen sie waren viele Elephanten, mit großen Panieren vertheilet. Das Spiel wurde so lange, als das Verhör währete, gerühret. Als es zu Ende war: so gieng der Kaiser wiederum hin, wo er hergekommen war. Die Prinzen begaben sich theils in prächtigen Palankinen, theils auf kostbaren Pferden hinweg. Das Pferdezeug war von Gold, und mit Edelsteinen besetzt. Die Omrahs hatten sich währenden Verhörs niemals niedergesetzet, giengen auch zu Fuße aus dem Hofe, und setzeten sich vor der Thüre in ihre Palankine, oder auf die Elephanten. Der Kutual, welcher bey dem Heere das Amt eines Generalgewaltigers zu vertreten schien, begab sich zu Pferde hinweg. Vor ihm her trat ein Mohr und blies auf einer acht Schuh langen Trompete, von grünem Kupfer, welche eben also klang, wie ein Kühhirtenhorn s).

Nach diesem Berichte, welcher mit den Erzählungen unserer berühmtesten Reisenden, und ihren Beschreibungen von Indostan ganz gut übereinstimmt, geräth Careri auf die Geschichte dieses Reiches, und auf die merkwürdige Weise, wie Aurengzeb sich auf den Thron schwang. Allein, da er die Mogolen nur auf einer nach Surate unternommenen sehr kurzen Reise, und dann voritzt im Lager zu Galgala kennen lernete: so ist es sehr wahrscheinlich, er habe alles, was er von ihrer Lebensart und Landesbeschaffenheit erwähnet, theils dem Tavernier, den er zuweilen anführet, theils andern Reisebeschreibungen, die jedweder selbst lesen kann, abgeborget. Von weit größerm Werthe ist dasjenige, was er als ein Augenzeuge versichert.

Sikandar, abgesetzter König von Visapur.

Ich hatte, saget er, einen von Agra gebürtigen christlichen Hauptmann gebethen, er möchte mir Gelegenheit verschaffen, den König von Visapur zu sehen. Dieser erboth sich den 22sten des Märzmonates, mich ins kaiserliche Hauptquartier zu führen, da ich meiner Neubegierde ein Genüge thun könnte. Ich stieg also nebst ihm zu Pferde. Wir warteten an dem Eingange des Hofes so lange, bis der König kam, und dem Mogol seine Aufwartung machete. Ungefähr um neun Uhr, erschien dieser unglückliche Fürst, der sich

s) Ebendas. a. d. 189 u. vorherg. S. Wir erzählen nur diejenigen Umstände, davon andere Nachrichten,

sich Sikandar nennete, dem Ansehen nach, etwa dreyßig Jahre alt war, hatte eine gewöhnliche Größe, olivenfarbiges Gesicht, aber ungemein lebhafte Augen. Sein Unglück dauerte schon seit dem 1685 Jahre, da er bloß deswegen, weil er den Sevagi durch sein Land gelassen hatte, um Reich und Freyheit kam, ungeachtet es in seinem Vermögen nicht gestanden hatte, besagten Durchzug zu verwehren. Eigentlich war diese Beschuldigung nur eine von Zaune gebrochene Ursache. Die Mogolen hatten schon lange auf einen Vorwand, das Königreich Visapur anzugreifen, gelauert, und verfuhren sie bey dieser Gelegenheit eben also, wie nachgehends mit Golkonda; sie überzogen nämlich das Land unter einem kahlen Vorwande, mit Kriege, und machten es zu ihrem Eigenthume. Sikandar selbst fiel in ihre Hände, und bekam vom Aurengzeb alle Jahre eine Million Rupien, damit er seinem Stande doch einigermaßen gemäß leben konnte.

Gemelli Careri 1695.

Die Jahreszeit war nunmehr schon so weit verstrichen, daß Careri in Sorge gerieth, ob er noch eine Gelegenheit, nach China zu reisen, antreffen würde. Allein, als er im Begriffe war, den Rückweg nach Goa anzutreten: so konnte er weder seinen Dollmetscher noch seinen Leibeigenen mehr zu Gesichte bekommen, sondern sie waren ohne die geringste Ursache davon gelaufen. Als er sie nicht auftreiben konnte: so fassete er die Entschließung, sich ganz allein auf einen Weg voll Räuber und Feinde des christlichen Namens zu wagen. Zwar hoffete er, noch diesen Abend in Edoar, entweder die bardische Reisegesellschaft, oder doch irgend einen zu Goa angesessenen Portugiesen anzutreffen: allein, zu seinem großen Leidwesen schlug die Hoffnung fehl. Indem er nun auf seiner Rückreise durch einige andere Orte kam, als auf dem Hinwege: so verdienet sie allerdings, daß wir sie mit seinen eigenen Worten erzählen. Er reisete von **Edoar** ab, Montages den 28sten des Märzmonates.

Ich kam, saget er, zu Mittage in das Dorf **Rodelki**, und suchte, weil mich sehr hungerte, mein Anliegen dem ersten dem besten Heiden, der mir begegnete, durch Deuten begreiflich zu machen. Allein, der Schalk buch mir statt Brodtes von Weizenmehle **Nanchin**, welches ein schwarzes Korn ist, das nicht nur Schwindel im Kopfe verursachet, sondern über dieses auch sehr übel schmecket. Gleichwohl würgete ich, so lange es noch warm war, etwas davon hinab, aber so bald es kalt wurde, konnte ich es unmöglich zu Halse bringen, ungeachtet ich seit der Abreise von Galgala nicht das geringste gegessen hatte. Auf den Abend kam ich zu einem Götzentempel, und brachte die Nacht darinnen zu. Am Dienstage früh, führete mein Glücksstern die onorsche Reisegesellschaft herbey, mit welcher ich bis auf den Abend fortzog. Als mich aber eine natürliche Nothwendigkeit vom Pferde zu steigen zwang: so kam mir der Zug in der Dunkelheit aus dem Gesichte, und konnte ich alles Suchens ungeachtet, nicht auf die Spur kommen. Dergestalt war ich nun unter freyem Himmel ganz allein, ohne Lebensmittel, ohne Obdach, und ohne Sicherheit gegen Räuber. Ich wußte mir nicht besser zu helfen, als daß ich mein Pferd an den ersten den besten Baum band, und ins Gebüsche kroch. Mit anbrechendem Tage fand ich den frischen Hufschlag ohne Mühe, eilete der Gesellschaft nach, kam auch wirklich nach kurzer Zeit nach **Beligon**. Allein, sie war lange vor Sonnenaufgange wieder aufgebrochen; folglich mußte sie schon wer weis wie weit fortgerücket seyn. **Beligon** ist eine sehr volkreiche Stadt, indem der Handel ungemein daselbst blühet, dem ungeachtet sind die Häuser nur von Strohe und Leimen gebauet. Aber das Schloß ist von Werkstücken aufgeführet, mit einem breiten Graben-

Rückreise des Careri nach Goa.

richten, die wir auszugsweise bereits beygebracht haben, nichts gedenken.

Gemelli Careri 1695.

ben voll Wasser umgeben, und mit einer starken Besatzung versehen. Weil ich niemanden bedeuten konnte: so brachte ich den ganzen Tag in großer Bekümmerniß an diesem Orte zu. Endlich errieth ein Mohr, was ich zu sagen nicht vermochte, und führete mich nach Chiapur, welches nur eine wälsche Meile von Beligon liegt, und wo ich eine auf dem Wege nach Bandes begriffene Reisegesellschaft antraf. Die darunter befindlichen Canarinen waren portugiesische Unterthanen. Sie nahmen mich sehr leutselig auf; und weil sie die Ursache meiner Entkräftung sogleich merketen, so bewirtheten sie mich unverzüglich mit Reiße und Hühnern, Brodt aber bekam ich nicht, weil sie keines zu essen pflegen. Hierauf mußte ich unverweilet mit ihnen aufbrechen. Ungeachtet nun ein unter ihnen befindlicher junger Mensch sich die Mühe gab, mich auf dem Pferde zu halten: so fiel mir dennoch diese Tagereise ungemein sauer. Die Nacht über blieben wir in einem Walde unweit dem Dorfe Gambiot, das dem Say oder Raja gleiches Namens gehöret. Der Großmogol überläßt diesen Herren das Eigenthum dieser unfruchtbaren Länder ohne weitere Bedingung, als daß sie ihm jährlich etwas dafür entrichten.

Freytages den 1sten April kamen wir nach einer Reise von etlichen Stunden an das Zollhaus, woselbst die Wache dermaßen ungestüm mit uns verfuhr, daß wir sie für Spitzbuben ansahen, denen Macht und Gewalt ungestraft zu plündern gegeben ist. Des Abends hatten wir keine andere Herberge, als einen kahlen wüsten Berg, wo ich mir nicht das geringste Labsal verschaffen konnte. Den folgenden Tag zogen wir über einen großen steilen Berg, welcher zum balagatischen Gebirge gehöret, und reisten den ganzen Tag in dem neueroberten Lande des Sevagi fort. Wir sahen seine Leute hier und dort im Gebüsche mit dem Bauche auf der Erde liegen. Endlich kamen sie alle zusammen, besichtigten die Caravane, und fragten mich, da sie sahen, ich sey ein Europäer, durch allerley wunderliche Gebärden, ob ich mit Stücken oder Büchsen schießen könnte? Ich gab ihnen ebenfalls durch deuten zu verstehen, die Künste, die ich könnte, wären ihnen nicht das geringste nütze. Sie ließen mich darauf, allem Ansehen nach aus Ehrerbiethung gegen die Regierung zu Goa, im Friede ziehen. Als wir einige wälsche Meilen weiter gereiset waren: so fanden wir keine andere Lagerstelle, als eine ungemein große Ebene, und den Rand eines Teiches, an welchem wir die Nacht mit sehr schlechter Gemächlichkeit zubrachten. Sonntags, am heiligen Ostertage erreichten wir nach etlichen Stunden das letzte Zollhaus des großen Mogols. Hier wurde ich angehalten, und mir die verächtliche Erklärung gethan, ich müsse für meine Person den gewöhnlichen Pferdezoll erlegen. Doch geschah mir weiter kein Leid, weil die Canarinen sagten, man würde sich in einem solchen Falle zu Goa, welches nicht weit von diesem Zollhause liegt, meiner annehmen.

Von hier hatte ich nicht weit nach Tivi; und von diesem Orte kam ich nach der Festung St. Michel, endlich aber, als ich über den Canal gesetzet hatte, glücklich nach Goa. Es war auch hohe Zeit, indem ich schon besorgete, ich würde unterwegens liegen bleiben müssen. Meine guten Freunde verwiesen es mir, daß ich ihrem guten Rathe nicht gefolgt hatte, worauf ich mit Seufzen über meinen Unverstand zur Antwort gab: Heu! patior telis vulnera facta meis *t*).

Nachdem Careri seiner Gesundheit gepfleget hatte: so trat er auf das Schiff, der Rosenkranz genannt, das unter dem Hauptmanne Jerome Vasconcellos, nach China segelfertig

t) A. d. 319 und vorhergeh. S.

gelfertig lag. Er bemerket hieben, wie angesehen die Jesuiten in Indien wären. Denn als einige von ihnen, in der Absicht eben diese Reise zu verrichten, sich eingeschiffet hatten: so legete der Unterkönig einen Besuch bey ihnen ab u). Gemelli Careri 1695.

Diese Fahrt verschaffte dem Careri den Anblick einer großen Anzahl Küsten, davon er weiter nichts, als die Namen wußte, gleichwohl aber weitläuftige Nachrichten, die aus seinem eigenen Reichthume unmöglich herrühren können, davon beybringt. Wir sind also berechtiget, dasjenige, was er anderswo erborget haben mag, mit Stillschweigen zu übergehen. Gleichwohl nehmen wir hiervon doch die Beschreibung der Insel Borneo aus, weil besagtes Eyland so wenig bekannt ist, daß man Ursache hat, alles, was dieselbige betrifft, sorgfältig zu sammeln. Der Pater Anton Vintimiglia, ein Theatiner von Palermo, und der erste, welcher das Licht des Evangelii mitten in diesem großen Lande anzündete, hatte dem Könige von Portugall seine Unternehmung in einem Schreiben eröffnet, und zugleich um Gehülfen zu dieser wichtigen Arbeit gebethen. Careri war so glücklich, daß ihm die Urschrift in die Hände kam. Sie ist mit Ausnahme des Auszuges, den er davon giebt, sonst nie ans Licht getreten, und er seines Ortes zweifelt nicht daran, es würden die Nachrichten dieses tugendhaften Mannes eben so erbaulich, als lesenswürdig seyn.

Nachricht des Pater Vintimiglia von der Insel Borneo.

Die Kaufleute von Macao besuchten den Hafen zu Banjar-Massin auf der Insel Borneo schon seit langer Zeit, als der König des dasigen Bezirkes dem Hauptmanne Manuel de Aranjo Garces zu verstehen gab: er sähe es gern, wenn die Portugiesen ein Kaufhaus in seinem Hafen anlegeten, und wollte er nicht nur allen Vorschub dazu leisten, sondern auch zu Ausübung des christlichen Gottesdienstes eine Kirche aufbauen. Nun machte zwar die Regierung zu Macao von diesem Anerbiethen wenig Wesens, weil sie aus langwieriger Erfahrung nur allzugut wußte, daß man dem Wankelmuthe der Muhammedaner wenig trauen dürfte: doch hielt es der dasige Statthalter Andre Coelho für seine Schuldigkeit, dem Unterkönige von Indien, Don Rodrigo d'Acosta, Bericht davon zu erstatten. Weil man nun zu Goa die Sache mit ganz anderen Augen ansah: so ertheilete Don Rodrigo ohne Verzug die nöthigen Befehle zu Errichtung des verlangeten Kaufhauses auf Borneo. Die Ausführung dieses schönen Unternehmens wurde einem reichen Kaufmanne von Macao, welcher eben damals zu Goa anwesend war, Namens Joseph Peinheiro, aufgetragen, und der Pater Vintimiglia, ein Theatiner in besagter Stadt, übernahm die Besorgung der geistlichen Geschäffte. Den 2ten des Hornungs im Jahre 1688 kamen sie nach Banjar-Massin. Kurz vorher war unter dem erdichteten Vorwande einiger vorgefallener Schlägereyen, davon die Muhammedaner selbst die Urheber waren, ein schreckliches Gemetzel auf einigen siamschen und portugiesischen Schiffen vorgefallen. Doch der Eifer des Missionarii ließ sich durch diese Nachricht keinesweges abschrecken. Denn ungeachtet ihm die damaligen Umstände zu Errichtung eines Waarenlagers nicht sonderlich bequem zu seyn schienen: so wendete er doch die ganze Zeit, welche die Handelsleute seines Schiffes zu ihrem Pfefferkrame nöthig hatten, dazu an, daß er durch freundliches Bezeugen und kleine Geschenke die Gunst der Beajous, das ist, der von ihm also genannten Heiden in dasiger Stadt gewinnen möchte. Doch die Muhammedaner ärgerten sich über diese Vertraulichkeit dermaßen, daß sie, um eines Ausländers desto geschwinder los zu werden, dem sie wenig Gutes zutraueten, mit Ungestüme auf die Abreise des

u) A. d. 330 S.

Gemelli Careri 1695.

Schiffes drangen. Hier nun muß man freylich annehmen, der König, auf dessen Schutz die Portugiesen Rechnung gemacht hatten, sey entweder schon todt, oder sonst außer Stande gewesen, sein gegebenes Versprechen zu halten. Ungeachtet dieser verdrießlichen Umstände, wollte dennoch der Pater Vintimiglia durchaus haben, man solle sich weiter um ihn nicht bekümmern, sondern ihn an irgend einem unbewohnten Orte der Insel zurück lassen, weil er daselbst mit den Beajous, die ihn lieb gewonnen hatten, einen heimlichen Umgang zu pflegen verhoffte. Doch der Hauptmann, und sämmtliche auf dem Schiffe befindliche Portugiesen, stelleten ihm die unzähligen Beyspiele von der Muhammedaner Treulosigkeit vor Augen, und nöthigten ihn, unter dem Versprechen, sie wollten ihn das künftige Jahr wiederum hieher bringen, gleichsam mit Gewalt, zur Abreise *x*).

Sie kehreten nach Macao zurück, und der fromme Missionarius, welcher sein Herz zu Banjar-Massin gelassen hatte, beschäfftigte sich die ganze Zeit über sonst mit nichts, als mit Anschlägen, wie er sich einen Weg in das Land, dahin sein Eifer ihn unabläßig trieb, eröffnen möchte. Endlich dünkete es ihm, das sicherste zu seyn, wenn er einige Leibeigene Beajous, die von den Mohren an einige Portugiesen verkauft worden waren, loskaufte, ihnen die Freyheit schenkete, und sie durch diese Wohlthat zu seinen Anhängern machte. Mit dieser Gesellschaft nun gieng er, als die günstige Jahreszeit einfiel, unter Segel. Der Himmel, welcher seine Anschläge begünstigte, schickte es, daß bey seiner Ankunft auf der Insel, die Beajous mit den Mohren Krieg führeten. Dieser Umstand brachte ihn auf den Einfall, daß er eine Barke miethete, und ohne sich an den Hafen Banjar-Massin, wo die muhammedanische Religion herrschete, zu kehren, den Fluß aufwärts fuhr. Er nahm sonst niemand mit sich, als die losgekauften Beajous, mit denen er unterwegens verabredete, was zu Ausführung seines Vorhabens dienlich war. Diese seine Geleitsleute lockten in kurzer Zeit eine Menge Beajous herbey; sie besuchten ihn in seiner Barke; ja, ihre Fürsten selbst, welche ihren Sitz tief im Lande hatten, waren begierig, ihn zu sehen. Die beyden vornehmsten führeten die Titel Damon und Tomangum. Der Befehlshaber des portugiesischen Schiffes, Don Louis Coetinho, trug kein Bedenken, sich nebst dem Pater in die Hände dieser heidnischen Fürsten zu liefern. Sie fuhren den Fluß mit einander aufwärts bis in die Mitte der Insel. Don Louis verweilete vierzig Tage daselbst, und sah den Fortgang des Evangelii mit eigenen Augen an. Nach seiner Abreise widmete der Pater Vintimiglia dieser neuerrichteten Kirche seine ganze Lebenszeit, und taufte innerhalb einem halben Jahre tausend und achthundert Beajous. Ja, Don Louis fand das folgende Jahr die Kinder dermaßen wohl unterrichtet, als ob sie mitten in einem christlichen Lande gebohren und erzogen wären.

Beschreibung des Pater Vintimiglia von Borneo.

Die Insel Borneo wird, zu Folge der Beschreibung, welche der Pater Vintimiglia dem Könige von Portugall davon gab, in ihrer Mitte von der Linie durchschnitten und hat wenigstens tausend fünfhundert und funfzig Meilen im Umkreise *y*). An der Küste ist sie bloß von Mohren bewohnt, und in verschiedene Königreiche vertheilet. Allein, das inwendige Land haben die alten Einwohner noch immer im Besitze. Ungeachtet nun der Weg nach Indien schon seit zweyhundert Jahren bekannt war: so war doch die Predigt des Evangelii noch nie bis zu diesem Volke gekommen, weil man es für allzudumm, und für unfähig hielt, Gründe einzusehen oder einer Vorstellung Platz zu geben.

Die

x) A. d. 337 S.

y) Sind wälsche Meilen.

Die mächtigsten Könige unter den Mohren sind die zu Buyer, oder Banjar-Massin, und Succadana. Die Beajous stehen eigentlich gar unter keinem Könige, sondern nur unter kleinen Fürsten oder Oberhäuptern. Doch zahlen die zunächst an dem Königreiche Banjar liegenden, demselbigen Könige jährlich ein gewisses. Die Insel hat viele, wiewohl den Europäern schlecht bekannte, viel weniger von ihnen besuchte Häfen. Der zu Banjar-Massin war der einzige, dahin die Portugiesen um des Spacereyhandels willen, ihre Schiffe ordentlich abschickten. Er wird von einem drey wälsche Meilen breiten Flusse gebildet, und findet man an der Mündung desselbigen vierzehn Faden Tiefe. Schiffet man diesen Fluß vier Tage lang aufwärts: so findet man drey kleine Inseln, darunter die größte eine Länge von zwo Meilen hat. Die Portugiesen bemüheten sich schon seit langer Zeit um die Erlaubniß, ein Waarenhaus auf selbiger zu erbauen. Zwar erhielten sie, eben zu der Zeit, als der Pater Vintimiglia seinen Eifer bey den Beajous ausließ, diese Erlaubniß in der That: allein, es nahmen ihre Veranstaltungen ein betrübtes Ende. Man hatte nämlich alle Bedingungen, welche der König von Banjar vorschrieb, eingehen müssen: die vornehmste darunter war, es sollten die Kaufleute von Macao beständig einen Satz von vierzigtausend Piasters am Werthe daselbst stehen lassen. Als nun eines Tages vier portugiesische Schiffe ankamen: so fanden sich die Mohren unter dem gewöhnlichen Vorwande der Handlung in großer Anzahl darauf ein. Man war ihrentwegen allzusicher; unterdessen da man mit ihnen als mit Freunden umgieng, kamen sie bewaffnet auf drey von den vier Schiffen, und verübeten mit ihren vergifteten Dolchen, ein schreckliches Würgen unter den Officiern und Matrosen. Kaum konnten einige entwischen, und das vierte Schiff warnen. Der Befehlshaber desselbigen, Manuel Araujo de Garces, kam den Bösewichtern, die ihm eben also mitzuspielen gedachten, zuvor, hieb die hitzigsten, die er unvorsichtiger Weise schon an Bord hatte kommen lassen, nieder, schaffte sich die übrigen mit dem groben Geschütze vom Halse, und ergriff den Rückweg nach Macao. Allein, er konnte weder das Waarenlager von der Plünderung, noch den dasigen Oberkaufmann und seine Nachgeordnete vom Tode erretten, sondern sie wurden jämmerlich erwürget. Dieses Trauerspiel vertrieb den Portugiesen die Lust zur Handlung nach Borneo auf immer.

Gemelli Careri 1695.

Hafen Banjar-Massin.

Fünf und dreyßig Jahre zuvor, war es den Holländern in eben diesem Hafen nicht besser gegangen. Sie hatten sich um des Pfefferhandels willen daselbst niedergelassen. Allein, die Mohren schossen den Oberkaufmann mit einem vergifteten Bolzen, aus einem Blasrohre, damit sie ungemein genau zu treffen wissen, tod. Als nun sein Nachfolger diese Bosheit bestraft wissen wollte, so gab man ihm zur Antwort, der Mörder habe sich nebst seiner ganzen Freundschaft in ein Landhaus gerettet, man wollte ihn aber gern ausliefern, wenn nur die Holländer das ihrige zu Bezwingung dieses aufrührischen Geschlechtes gleichfalls beytragen wollten. Die Rachbegierde lockte ihn in die Falle; er gieng mit diesen Bösewichtern, wohin sie ihn führeten. Sie lieferten ihn nicht nur in seiner Feinde Gewalt, sondern halfen auch selbst, ihm und allen zum Waarenlager gehörigen Holländern die Gurgel abschneiden. Zwey Schiffe von dieser Nation, welche damals auf dem Flusse lagen, retteten sich mit der Flucht z).

z) Man hatte den Holländern lange vorher erlaubt, sich zu Succadana, einem andern auf dieser Insel befindlichen Hafen, niederzulassen. In dem IV Theile der Sammlung ihrer Reisen a. d. 180 Seite

Gemelli Careri 1695.

Das Schreiben des Pater Vintimiglia an den König, enthielte über dieses auch eine Nachricht von der Beschaffenheit des Landes, und der Gemüthsart der Einwohner. Alle und jede Gegenden der Insel Borneo sind ungemein fruchtbar an Reiß, den man für den besten in ganz Indien hält. Andere Früchte sind nicht weniger im Ueberflusse vorhanden. Caßia und Wachs sind daselbst eben so gemein, als weißer und schwarzer Pfeffer, den die Inseleinwohner Vatian nennen, und der in Arzeneyen ungemeine Dienste erzeigen solle. Auch liefert sie viel Lack, und andere vortreffliche Farben; Gewürzkräuter, Wurzeln von schwarzem Holze, absonderlich aber, Adler- und Sandelholz. Nebst dem giebt es erstaunlich große Wälder, welche aus allerley zum Schiffbaue dienlichen Bäumen bestehen, über dieses auch Pech und Harz in großer Menge liefern.

Was Borneo hervorbringt.

Um die Erze bekümmern sich zwar die Einwohner, weil sie das Schmelzen nicht verstehen, sehr wenig. Doch sammeln sie den Goldstaub, der in einigen Flüssen angetroffen wird. Auch haben sie eine Menge solcher Vogelnester, daraus man in China und in anderen Orten des Morgenlandes ungemein köstliche Leckerbissen machet, und sie zu Vermehrung der Zeugungskraft für bequem hält. Die Weise, sie zu suchen, besteht darinnen, daß man in einem Schiffchen an den Felsen, wo die Vögel nisten, vorbeyfährt, und die Nester mit einer langen Stange so geschickt herabstößt, daß sie ins Fahrzeug fallen. Die wollüstigen Indianer kaufen in nur gemeldeter Absicht auch die Flossen oder Hayen, und bezahlen sie sehr theuer, essen aber nur die dünnen Sehnen, damit sie durchflochten sind.

Sonderbare Thiere.

An Mannigfaltigkeit und Schönheit der Vögel hat Borneo einen Vorzug über alle andere Inseln. Unter den vierfüßigen Thieren hat sie einige von ganz sonderbarer Gestalt aufzuweisen. Eines davon gleicht dem Menschen nicht nur an Leibesgestalt, sondern auch in Absicht auf allerley äußerliche Handlungen, absonderlich solche, die von Affecten herrühren. Die Landeseinwohner nennen dieses Thier Orang-Outang, die Portugiesen aber geben ihm eben den Namen als den alten Landeseinwohnern selbst, nämlich Beajou, weil sie

180 Seite liest man, daß sie schon im Jahre 1609 von diesem Hafen aus, ein Waarenlager zu Banjar-Maßin anzurichten bemühet waren. Ja, es geben ihre damaligen Anschläge einiges Licht von der Beschaffenheit dieser ziemlich unbekannten Gegenden. Denn der Verfasser nur angeführter Nachricht saget: Der Befehlshaber zu Landa, Quiai Arca, lehrete mich den Lauf des Stromes kennen, und zeigte mir, wie weit er aufwärts zu befahren sey. Ferner sagte er mir, man könne bis nach Teie, welches am Laweflusse liegt, gehen, daselbst finde man noch einen anderen wiewohl kleinen Fluß, welcher seinen Lauf nach Landa nehme. Meines Erachtens könnte man durch einige Geschenke die Succadaner dahin vermögen, daß sie uns nach Teie zu gehen erlaubeten. Nurgedachter Quiai Arca, erwähnte gegen mich eines gewissen nordlich von Sambas gelegenen und unter die Herrschaft des Königes von Borneo gehörigen Ortes, Sabong genannt; von solchen könne man, wie er ferner sagte, in einem einzigen Tage und zu Lande, entweder nach Landa, oder nach Manpana, welches südlich unter Sambas liegt, kommen. In der Gegend um Sambas giebt es viel, wiewohl nicht sonderlich feines Gold, imgleichen Bezoarsteine, die man aber zur Prüfung ins Wasser werfen muß, indem viel Betrug bey diesem Handel vorgeht. Die Piaster werden da sehr gesuchet. Bey Sambas ist ein Fluß, von welchem, wie man saget, ein Arm sich in den Landafluß ergießt. Sowohl der Reiß, als die Schweine sind zu Sambas wohlfeiler, als zu Succadana. Könnten wir uns zu Sambas setzen, so dürften wir wenig nach Banjar-Maßin fragen, weil die Chinesen alle Jahre einmal

sie die letztern für nicht viel vernünftiger halten a). Es giebt auf Borneo rothe Affengattungen, imgleichen schwarz und weiß gefleckte, die man Oncas nennet, und für die schönsten achtet. Sie haben einen schwarzen Strich, der auf dem Wirbel anfängt, bis ans Knie hinabgeht, und ihnen ein schönes Halsband machet. Von diesen Affen bekömmt man die allerbesten Bezoarsteine. Die Jäger befleißigen sich, sie mit dem Pfeile also zu treffen, daß sie nicht auf der Stelle sterben. In der Zeit nun, da sie der Wunde wegen siech und krank sind, wächst der Stein in ihrem Eingeweide. Nach einiger Zeit schießt man sie todt und nimmt den Stein heraus b). Noch giebt es auf dieser Insel eine andere seltsame Thiergattung, mit einem Bieber ähnlichen Balge.

Gemelli Careri 1695.

Affen Bezoar.

Der Gottesdienst und die Lebensart der Beajous ist zwar voll Aberglauben. Gleichwohl bethen sie keine Götzen an, sondern sie bringen einem einzigen Gotte, welcher das Gute belohnet und das Böse bestrafet, Opfer von wohlriechendem Holze. Sie glauben ein künftiges Leben, weil sie wissen, es gebe für die Frommen ein Paradies, und für die Bösen eine Hölle. Keiner heirathet mehr, als eine einzige Frau, wiewohl mehr aus einer hergebrachten Gewohnheit, als vermöge eines ausdrücklichen Gesetzes. Die Untreue im Ehestande halten sie für ein höchst schweres Verbrechen, bestrafen sie auch, ohne bey Mannspersonen eine Ausnahme zu machen, mit dem Tode. Um dieser Ursache willen führen sich beyderley Geschlechte ungemein ehrbar auf, absonderlich die Mägdchen, welche ihre Männer nicht eher als am Hochzeittage zu Gesichte bekommen.

Gottesdienst der Beajous.

Betrug und Diebstahl ist den Beajous höchst verhaßt. Gegen Wohlthaten sind sie sehr erkenntlich. Sie leben in schönster Einigkeit unter einander, hat einer von seinem Felde so viel eingeerndtet, als er für seine Haushaltung bedarf: so überläßt er das übrige seinem Nachbar. Ihre Ergetzungen haben etwas edles an sich. Sie suchen sich hauptsächlich im Jagen hervor zu thun, und bey solcher Gelegenheit einige spitzige Hörner zu erobern, denen sie hernach einen schönen Glanz geben, und sie am Gürtel tragen. Die Bauern machen Leinwand von einer gewissen Baumrinde, welche durch Beklopfen und Abschwemmen,

einmal mit einem Pelo dahin kommen, und schon alles verdorben haben. Denn sie holen alles ab, was da ist, und liefern meist alles, was man daselbst nöthig hat, indem sie wohlfeiler geben, als uns zu thun möglich fällt. . . Geräth uns der Anschlag mit dem Handelssitze zu Sambas, so möchte wohl zu Erkaufung großer Partien Diamanten nicht Gold genug vorhanden seyn. Hingegen kann man, wie ich gehöret habe, von Sey und Calantan Goldstaub bekommen. Der König zu Sambas suchet, um den Diamanthandel an sich zu ziehen, auf alle Weise ein gutes Verständniß mit den Einwohnern zu Landa aufzurichten. Die Landschaften Calcar, Scribas und Melanuge, haben Gold, Perlen und Bezoar in Menge, und bin ich um dieser Ursache willen gesonnen, eine Reise dahin zu thun. Denn der Diamanthandel, in welchem unsere Hauptabsicht besteht, erfordert Gold. . . Zur Reise nach Landa ist kein bequemerer Fluß, als Moiralanda, auf welchem die Junken dahin gehen. Zwar hat er an der Mündung zur Ebbezeit nicht über zween Schuhe Wasser. Hingegen ist er weiter oben sechs bis sieben Schuhe tief, behält auch diese Tiefe bis nach Landa, wenigstens fehlen doch nicht über acht Meilen daran, und sodann vollendet man die Reise auf Pirogen. Der Fluß Manpana ist eng, seicht, und wegen der Wilden gefährlich zu befahren. Der Sambasfluß ist tiefer. A. d. 193 und vorhergeh. S.

a) Careri sah einen, der vor Fette nicht gehen konnte, sondern auf dem Hindern forthutschen mußte. So oft er die Stelle veränderte, nahm er seine Matte mit sich, darauf er schlief. A. d. 394 S.

b) A. d. 395 S.

Gemelli Careri 1695.

men, eben so weich wird, als Baumwolle. Weil aber diese Bäume bloß in dem Bezirke der Muhammedaner wachsen: so stehen sie beym Abholen der Rinde in Gefahr, den grausamen Mohren in die Hände zu fallen. Einige gehen, nur den Gürtel ausgenommen, übrigens ganz nackend. Andere tragen ein kurzes Wammes von nur erwähntem und auf allerley Weise gefärbtem Zeuge. Gegen die Sonne und den Regen setzen sie einen Hut von Palmblättern auf. Die Ränder hängen herab, sonst gleicht er an Gestalt einem Zuckerhute. Ihr Gewehr besteht in gewissen den mohrischen Cangiaren nicht unähnlichen Dolchen, und in acht Schuh langen Blasröhren, daraus sie kleine Bolzen mit einer eisernen und nicht selten vergifteten Spitze schießen. Doch gegen die Vögel gebrauchen sie nur Leimkugeln. Ueberhaupt sind die Beajous braun, wohl gewachsen, und von Natur stark.

An der Seeküste wohnen die Mohren, und suchen die Beajous in einer beständigen Unterdrückung zu erhalten. Diese nun sind leichtsinnige, stolze, treulose und überhaupt zum Stehlen geneigte Leute. Nebst dem sonst gewöhnlichen Gewehre der Indianer haben sie auch einige Feuerröhre, gebrauchen sie aber bloß auf der See. Der größte Theil unter ihnen bedecket sonst nichts, als die Mitte des Leibes. Die Vornehmen binden ein Schürzchen um den Leib, und ein Schnupftuch um den Kopf. Regnet es, so tragen sie gleichfalls Laubhüte. Ihre Wohnplätze liegen meistentheils an Flüssen, und bestehen gleich der Beajous ihren nur aus hölzernen Häusern, die man zur Sicherheit gegen die Ueberschwemmungen auf fünf Pfähle bauet. Die allerärmesten nehmen ihren Aufenthalt im Flusse selbst, und zwar in Nachen, welche eben nicht sehr groß seyn dürfen, wenn sie das Hausgeräthe nebst dem übrigen Reichthume ihrer Bewohner fassen sollen. Der König von Banjar-Massin selbst behalf sich in einer elenden Hütte, die weit von der See auf einer Ebene stund, es ist auch seine Macht, seitdem sich viele Zweige des königlichen Hauses darein getheilet haben, überhaupt sehr mäßig *c*).

Tod des Pater Vintimiglia.

Zum Beschlusse bath der Pater Vintimiglia den König von Portugall nicht nur um frische Mannschaft von Heidenbekehrern, sondern auch um Erlaubniß, einige Fürsten der Beajous mit dem Titel Don zu beehren, damit die Begierde nach Ehre, als welche ihnen ungemein am Herzen liege, sie zu Beförderung des Christenthumes anreizen möchte. Allein, eben damals nahete das Ende seiner Bemühungen herbey. Man erfuhr zu Goa, er sey im Jahre 1691 gestorben; bald darauf wurde diese Nachricht durch den Anblick seines Kirchengeräthes, und seiner Bücher bestätiget; denn die Beajous schickten solche an die zu Banjar-Massin anwesenden Europäer zurück *d*).

Der

c) A. d. 398 und vorhergeh. S.

d) A. d. 401 S.

Gemelli Careri 1695.

Der III Abschnitt.

Ankunft des Careri in China und seine Reisen in diesem Lande.

Guter Rath des Careri für die nach China Reisenden. Seine Reise nach Pekin von Nankin. Oerter seiner Reise. Wie ihn die Jesuiten in Pekin empfangen. Der Pater Grimaldi führet ihn nach Hofe. Er kömmt vor den Kaiser. Zustand der Jesuiten in China. Ihr beschwerliches Leben. Ihr Eifer. Careris Urtheil von den Missionen in China. Lob des Pater Grimaldi. Er giebt dem Careri einen Reisepaß. Dessen Rückkehr nach Nankinfu. Jesuiten daselbst. Jesuiten zu Cancheofu. Chinesisch Baumöl. Pracht einer chinesischen Frau vom Stande. Größe und Reichthum der Stadt Fachian. Careris Beobachtungen zu Canton. Zustand des Castells zu Macao. Erstaunliches Abentheuer. Wie schwer es falle, von Canton wegzukommen. Weg von Canton nach den Philippinen. Careri kömmt nach Manilla. Er reiset von den Philippinen nach Mexico. Verschiedene Inseln unterwegens. Gefahr bey dem Embocadero. Seltsame Abweichung der Nadel. Fische Cacheteras. Erzählungen von Salomons Inseln. Ehemalige Gefahr bey dieser Reise. Wie es Careri ergieng. Solches wird mit der Noth entschuldiget. Wahrzeichengericht. Fisch Lobillo. Seltsame Seepflanze. Catharineninsel. Insel Canisas. Nachricht von dem Lucasvorgebirge. Beschluß der Reise. Wie viel Meilen solche betragen.

Weil die Nachrichten des Careri von Siam, Camboja, Cochinchina und Tunquin nichts in sich halten, was er mit eigenen Augen hätte sehen können: so hat er sie, wie nicht anders zu vermuthen, aus älteren Reisebeschreibungen entlehnet. Ja, er scheint es selbst zu gestehen, und dem Leser, indem er ihn mit sich in das weitläuftige chinesische Reich führet, Erzählungen von ganz anderer Beschaffenheit zu versprechen. Sein Schiff kam den 4ten August in dem Hafen zu Macao vor Anker. Doch, ehe er seine Wahrnehmungen erzählet, unterrichtet er einen Reisenden, der in China wohl aufgenommen werden will, was für Waaren er mit sich dahin bringen solle. „Man muß, saget er, nichts mitnehmen, als geschliffene Gläser, zum Beyspiele Brillen und Ferngläser, imgleichen Sackuhren, und absonderlich Kupferstiche, sie mögen übrigens ausgemalet oder schwarz seyn; „denn diese sind bey den Chinesen in großer Achtung, weil sie nicht begreifen, auf was „für Weise man dergleichen Licht und Schatten aufs Papier bringen, und kleine Sachen „dermaßen genau vorstellen könne. Andere Waaren muß man in dieses Land, das an keinem Dinge Mangel hat, nicht bringen. Wer die chinesischen Landeswaaren, als zum „Beyspiele unverarbeitete Seide, oder seidene Zeuge vortheilhaft einkaufen will, der „muß mit Piastern versehen seyn. Es giebt da um einen sehr billigen Preis allerley mit „Golde geblühmte Brocade. Allein, die Bluhmen werden nicht, wie in Europa mit „Seide eingewirket, sondern sie bestehen aus ungemein zart geschnittenem vergoldeten Papiere, und verursachen der ungemein künstlichen Arbeit wegen, jedweden, der sie zum erstenmale sieht, ein wahres Erstaunen. Noch ist mit einer gewissen Schminke, die insgemein Blanc d'Espagne heißt und aus Borneo kömmt, großer Gewinn zu machen. „Sie wird bis nach Japon verführet, und von dem dasigen Frauenzimmer ungemein „theuer bezahlt, indem es sich bis an die Waden damit besalbet. An Goldstangen, die in „China fein gemacht worden, gewinnet man in Spanien vierzig vom Hundert. Es haben „diese Stangen nicht einerley Preis. Die kleinesten gelten dreyhundert, die größten tausend Thaler. Eben so wenig muß man die Handlung mit anderen Metallen, das ist, „mit Kupfer, Tutaneg und Calin verabsäumen. Letzteres hat die Reinigkeit des Silbers, „und

Guter Rath Careri für die nach China reisenden.

Gemelli Careri 1695.

„und einen Glanz, wie fein Zinn. In Europa hat man es zuweilen für Silber angesehen. „In Indien vermünzen es die Portugiesen, sie machen auch Küchengeschirr, Armbänder, „Ringe und andern Schmuck daraus. Wer Queckſilber aus China nach Neuspanien bringt, „der gewinnt drey gegen eins, weil es daselbst zum Feinmachen des Goldes und Silbers „schlechterdings nöthig fällt. Auch ist am Muscus, am Zibethe, und feinem Zucker et- „was schönes zu gewinnen. Das Porcellan, es sey von welcher Gattung es wolle, im- „gleichen die Windfächer, Kästchen, Schreibtische und alle lackirte Arbeit überhaupt, brin- „gen in Europa überall einen sichern Vortheil. Es giebt dergleichen Arbeit, die mit Hel- „fenbeine und kostbaren Steinen, ja zuweilen gar mit goldenen Nägeln ausgezieret ist. „Doch wird sie in Japan noch künstlicher verfertiget„ *e*).

Anmerkung über Careri Charakter.

Unsere Absicht leidet es nicht, eine bereits erschöpfte Materie zum zweytenmale abzuhandeln, noch des Careri Gedanken *f*) von der Einrichtung des chinesischen Reiches, und von allerley andern Beobachtungen, die er mit einer großen Menge Reisenden gemein hat, anzuführen. Da man aber seiner Aufrichtigkeit ihr gehöriges Lob allemal sprechen muß: so oft man Gelegenheit hat, seine Erzählungen gegen andere glaubwürdige und an ihrem Orte von uns angeführte Berichte zu halten: so verdienet er wegen solcher Umstände, die man sonst nirgendwo, als bey ihm allein findet, sondern bloß auf sein Wort glauben muß, allerdings ein gutes Zutrauen. Hieher gehören unter andern seine zu Lande unternommenen Reisen von Nankin nach Pekin, und von Pekin nach Nankiansu: es sind selbige um so viel merkwürdiger, weil alle übrige Reisende die nur erwähnten Orte jederzeit zu Wasser besuchten, folglich der Weg, welchen er dahin wählete, seiner Seltenheit wegen einen Vorzug hat. Wir melden also von seinem Aufenthalte zu Canton nur so viel, „daß eben da- „mals die berufene und an einem andern Orte *g*) von uns beschriebene Zwistigkeit unter „den dasigen Mißionarien herrschete, und daß man ihn anfänglich für einen Kundschafter „des römischen Hofes ansah. Die Reise nach Nankin trat er in dem Postschiffe an, das der Unterkönig zu Canton alle drey Tage nach Hofe abschicket, und dem Kaiser von allem, was in seiner Landschaft vorgeht, Bericht erstattet. „Aber eben deswegen, saget er, weil „ich nach Hofe gehen wollte: so warfen die Mißionarien desto größern Verdacht auf mich, „und hielten es für ausgemacht, der Pabst habe mich zu Erkundigung ihrer Streitigkeiten „abgeschickt. Ich meines Ortes glaube, es habe diese Einbildung viel dazu beygetragen, „daß sie meine Reise nicht zu hindern begehreten; denn die portugiesischen Mönche woll- „ten keinem Europäer erlauben, ohne ihre Einwilligung nach Hofe zu reisen. Zum Weg- „weiser gaben sie mir einen ziemlich bejahrten chinesischen Christen mit, dem ich für seine „Dienste monatlich ein Tael bezahlete *h*).

Er wird für einen Kundschafter des Pabstes gehalten.

Seine Reise nach Pekin von Nankin.

Wir müssen also mit Careri nach Nankin reisen, und sehen, wie er an diesem Orte die Entschließung ergreift, den Weg nach Pekin bis auf eine halbe Tagreise von besagter Stadt zu Lande zu nehmen. Zwar ist die Reise zu Lande beschwerlicher, als die zu Wasser: allein,

e) Careri IV Theil, a. d. 5 S.

f) Er ist in der Beschreibung dieses Reiches zum öftern angeführet worden.

g) Man sehe die Nachrichten des Mazzabarba im VII Theile gegenwärtiger Sammlung.

h) Careri IV Theil, a. d. 43 S. Er zog chinesische Kleider an. Um seiner Absicht ein Genüge zu thun, wollen wir einige Mißionarien, gegen welche er ein dankbares Angedenken hegete, hier anführen, der Pater Superior bey den Jesuiten, Turcotti empfing ihn sehr höflich. Dieser wackere Mann, saget Careri, war aus Meyland gebürtig, und reisete auf des spanischen Hofes Kosten von Mexico nach Manilla. Von da wurde

allein, weil man bey der letztern einen gewaltigen Umschweif nehmen muß: so wollte Careri lieber dem Beyspiele der Einwohner zu Nankin folgen, und die erstere wählen. Er durfte nur über den Fluß **Kian**, dem er zwo wälsche Meilen zur Breite giebt, setzen: so war er in **Pukeu**, einer am linken Ufer desselbigen gelegenen Stadt, da er um einen billigen Preis, Pferde für sich miethen ließ. Die Mauer besagter Stadt hat zehn wälsche Meilen im Umkreise, schließt aber einige Hügel, Berge und unbewohnte Plätze mit ein. Die Stadt hat wenig Häuser, weil die Leute lieber in den Vorstädten wohnen, welche denn ungemein volkreich und groß sind. Gemelli Careri 1695.

Careri machte sich also Sonntags den 15ten des Weinmonates in Begleitung eines chinesischen Christen auf den Weg. Es hatte selbiger in Hoffnung, die Mandarinenwürde zu erhalten, die gelehrten Ehrentitel angenommen; nur fehlete es ihm an Gelde, ohne welches man in China keine Aemter vergiebt. Sie reiseten den ganzen Tag durch eine starkbewohnte Gegend, obgleich die Wohnplätze nicht groß waren, bis an das Dorf **Tansikan**, woselbst sie übernachteten. Auf diesem ganzen Wege begegneten ihnen Reisende in großer Menge, theils zu Pferde, theils zu Esel, imgleichen unzählig viele Schiebkarren: jedweder wurde zwar nur von zween Männern gezogen, war aber mit drey bis vier Ballen beladen, damit kaum ein Paar Maulesel in die Länge fortzukommen vermocht hätten. Als sie den folgenden Tag ihren Weg weiter fortsetzeten: so machten sie mit zween tatarischen Soldaten, die ihnen auf der Straße begegneten, Gesellschaft. Das erste Dorf, das sie antrafen, hieß **Suykeu**, und war mit einer Mauer von etlichen wälschen Meilen groß umfaßt. Nachgehends zogen sie über einen Berg, auf dessen Gipfel ein Bonzenkloster steht. Nach zurückgelegten funfzehn wälschen Meilen, speiseten sie des Mittages in dem Dorfe **Takiauren**, und erreichten nach funfzehn andern Meilen das Dorf **Tachiampu**. Oerter seiner Reise. Tansikan. Suykeu. Tachiampu.

Den 17ten hielten sie die Mittagsmahlzeit zu **Kalempu**, und schliefen zu **Xuanipu**. Diese Tagereise betrug gleichfalls dreyßig wälsche Meilen. Man wird in den Gasthöfen für ein weniges bewirthet, doch zahlet man für das starke Getränke besonders. Careri konnte die chinesischen Gerichte, die in halbgargekochtem Gemüse bestehen, nicht wohl vertragen, er kaufte sich lieber für ein Paar Dreyer ein fettes Huhn, und ließ es durch seine beyden Bedienten zurichten, dem Wirthe aber bezahlete er sein Gemüse, als wenn er es aufgegessen hätte. Den 18ten speisete er zu Mittage in einer großen mit einer Mauer umgebenen Stadt, Namens **Linxuayxien**. Sie liegt an einem schiffreichen Flusse, welcher in dasiger Gegend einige Seen machet. Man geht auf einer Schiffbrücke darüber, und findet jenseits einen ansehnlichen Flecken. Diese Tagreise betrug bis an das Dorf **Ynangian** zwey und dreyßig wälsche Meilen. Den folgenden Tag zog man einige Meilen über ein ebenes Land weg, und speisete zu Mittage in **Cucheu**, einer Stadt, die ihren Reichthum und ihre vielen Einwohner der Handlung auf dem dasigen Flusse zu danken hat. Absonderlich giebt es da eine Menge zum Beizen abgerichtete Falken, die man durch das ganze Reich Xuanipu. Linxuayxien.

er als Mißionar nach **Ternate** geschickt, aber von den Holländern gefangen, und nach Batavia geführet; hier erlaubete man ihm, sich nach Macao in den Schutz der Krone Portugall zu begeben. Nachgehends wurde er bey der Mißion zu **Canton** gebraucht. Es war aber die dasige Kirche und das Haus der Jesuiten sehr arm. Eben so freundlich empfingen den Careri auch der französische Mißionar Gosse, imgleichen die spanischen Mönche von der Observanz, welche ihre Mißion in der Stadt Canton, und in der dazu gehörigen Vorstadt verrichteten. Sie hatten zwo schön ausgezierte Kirchen daselbst, welche auf Kosten des Königes von Spanien unterhalten wurden.

Gemelli Careri 1695.

Reich verführet. Den Abend blieb man nach einer Tagereise von fünf und dreyßig Meilen zu Xuneian.

Nansucheu.

Den 20sten reisete man etwa zwanzig wälsche Meilen über eine fleißig angebauete Ebene, und speisete zu Mittage zu Nansucheu, einer Stadt, welche drey wälsche Meilen im Umkreise hat; allein, ungeachtet sie an dem vorigen Flusse liegt, dennoch unbewohnet ist. Dagegen liegt eine sehr volkreiche Vorstadt dabey. Careri und der chinesische Doctor mußten hier über Nacht bleiben, indem einer von den tatarischen Soldaten einen sehr tollen Kopf hatte, und die Mauleseltreiber grausam prügelte. Den 21sten verursachten einige andere Folgen der nur besagten Ursache, daß sie spät aufbrachen, und nich weiter als fünf und zwanzig wälsche Meilen, bis an das Dorf Senfun kamen. Den 22sten legeten sie vor Anbruche des Tags funfzehn zurück, und speiseten zu Tauchiany; noch funfzehn andere Meilen legeten sie bis an die Nachtherberge zu Suchen, als der letzten auf dieser Seite zur Landschaft Nankin gehörigen Stadt zurück. Sie ist groß, und liegt an einem Flusse, welchen Careri Xuanxo, oder den gelben nennet, darum, weil er beständig trübes und leimichtes Wasser hat. Die Vorstädte sind weit größer und volkreicher, als die Stadt selbst. Man setzet hier über den Strom. Als Careri aus dem Fahrzeuge stieg: so traf er zu seinem großen Vergnügen den Pater Sisaro an, einen Meyländer von Geburt, welcher zum Bischofe von Nankin ernennet war, und nun, um die Weihe zu empfangen, nach Macao reisete. Den 23sten brach Careri vier Stunden vor Tage auf, gieng bald darauf vermittelst einer steinernen Brücke über einen großen Fluß, und reisete zwanzig wälsche Meilen bis nach Nuzan. Nachmittage gieng er bey Ukiankyai über den Strom. In dieser Gegend können die Einwohner die Kälte ungemein gut vertragen. Dem Careri hingegen fiel sie sehr empfindlich, und um dieser Ursache willen das frühe Ausreisen trefflich unbequem. Diesen Tag reisete man fünf und dreyßig Meilen, bis nach Chiachotien, wo in den Gasthöfen beständig heißes Wasser im Vorrathe ist, damit man bey Ankunft eines Reisenden sogleich Bohnen oder ander Gemüse kochen kann. Reiß wächst in dieser Landschaft nicht. Weil es den Careri, seines Pelzrockes und seiner Pelzstiefeln ungeachtet, dennoch fror: so schreibt er es bloß der rauhen Landesart zu, daß kein Reiß da wachsen will. Die Einwohner ersetzen diesen Mangel durch allerley andere Getreydegattungen, woraus sie nachgehends Brodt backen, aber eine Menge Zwiebeln darunter mischen. Sie backen es aber nur mit Dampfe, indem sie einige Stäbchen über einen Kessel voll kochendes Wasser, den Teig aber oben drauf legen. Dergestalt bleibt er halb roh, und drücket den Magen wie ein Stein. Auch essen sie, statt des Reißes, einen zart zerschnittenen und abgesottenen Teig, oder geschnittene Nudeln. Unter ihre besten Gerichte gehöret eine gewisse Bohnensuppe, Tanfu genannt; sie tunken ihr Fleisch in diese elende Brühe. Sie wird aus kleinen weißen zu einem Breye gestoßenen Bohnen verfertiget.

Nuzan.

Chiachotien.

Speise der Einwohner.

Kiayxoy.

Zuxien.

Den 24sten kam Careri nebst seinem chinesischen Doctor bey guter Zeit nach Kiayxoy, und speisete zu Zuxien, einem mit Mauern umgebenen Städtchen. In der Vorstadt steht ein großes viereckichtes Gebäude voll Pagoden und Bonzen. Die Götzenbilder sind seltsam gestaltet. Es ist ein schöner mit großen Bäumen besetzter Garten dabey, darinnen man spazieren gehen darf. Ueber Nacht blieb man nach zurückgelegten dreyßig wälschen Meilen zu Tutansien. Den folgenden Tag zog man bey guter Zeit durch die zur Landschaft Xanton gehörige Stadt Jenkiefu. Sie liegt auf einer Ebene, und ihre Mauer machet ein Viereck von vier wälschen Meilen. Zu Mittage fütterte man im Dorfe Cauxio,

Tauchiany.

Tutansien.

und

und übernachtete nach einer Tagereise von dreyßig Meilen in der Vorstadt zu **Wenkiankien.** Es ist diese Stadt in Betrachtung ihrer Größe, welche drey wälsche Meilen ins Gevierte beträgt, schlecht bewohnt, indem die vielen Gärten und Baufelder den meisten Platz wegnehmen. Gemelli Careri 1695.

Den folgenden Tag ruhete man, nach Endigung einiger Meilen in der Vorstadt zu **Tunpinkien**, und zog hernach durch die Stadt, welche anderthalb wälsche Meilen in die Länge, und eine in die Breite beträgt. Die ganze Tagereise bis an das Dörfchen **Rieuxien**, betrug dreyßig. Den 27sten zog man mit grauendem Tage durch eine meist verödete Stadt **Tungokia.** Man mußte, weil die Brücke ganz verfallen war, in einem elenden Fahrzeuge über den Tongofluß setzen, und zu **Tuncheny** speisen. Das Nachtlager war nach geendigten vier und dreyßig Meilen zu **Chipinkien.** Weil diese Gegend keine Berge hat, darauf die Chinesen ihre Todten begraben könnten: so bepflanzen sie auf der Ebene einen viereckichten Platz mit Cypressen, oder andern Bäumen, und beerdigen ihre Todten darinnen. Jedweder Gasthof hat einen Wächter, der ohne Unterlaß zween Stäbe an einander schlägt, vor welchem verdrüßlichen Gelärme ein Reisender nicht schlafen kann. Wenkiankien. Tunpinkien. Chipinkien.

Den 28sten speisete man zu **Sintien**, zog hernach durch **Kautancheu**, eine schlecht bewohnte Stadt und erreichte des Abends nach einer Tagreise von dreyßig Meilen **Jauchiaen.** Den folgenden Tag zog man bey guter Zeit durch **Ghinxiana**, um den Mittag durch **Kuchipo**, nachgehends durch **Takto**, eine starkbewohnte Stadt von drey wälschen Meilen im Umkreise; ihre Vorstädte sind noch volkreicher, als sie selbst. Hier setzete man über einen Fluß, kam damit in die Landschaft **Pekin**, und schlief zu **Liu-Chimiau.** Diese Tagreise betrug vier und dreyßig Meilen. Dienstags den 1sten des Wintermonates erreichte man bey guter Zeit **Rincheu**, speisete zu **Lu-Chimiau**, und zog hernach durch **Fuchenkie**, woselbst so wohl die Ringmauer, als die Häuser, von bloßem Leimen aufgebauet sind. Das Ende dieser Tagreise von drey und dreyßig Meilen, war zu **Fukiang.** Den 2ten zog man in aller Frühe über den Fluß, daran die Stadt **Chienchiena** liegt, nachgehends durch die Stadt, welche wenig Einwohner hat; bald darauf erreichte man einen andern Fluß, welcher der Stadt **Tangaxia** statt eines Grabens dienet. Durch nur besagte Stadt zog man ebenfalls, speisete zu **Chiankelin**, und übernachtete zu **Xokienfu.** Der Umkreis dieser Stadt beträgt zwar vier Meilen, es stehen aber nur noch zwo Gassen mit ganzen Häusern darinnen. In dem übrigen Raume findet man verfallene Gebäude, oder Baufelder. Gleich vor der Stadt kam dem Careri ein heidnischer Umgang zu Gesichte. Er bestund aus vielen Manns- und Weibespersonen mit Fahnen in der Hand, darauf Schlangen, Panther und andere Ungeheuer gemalt waren. Zween junge Knaben schlugen eine kupferne Pauke, zween andere bliesen gewisse Trompeten, aber eitel Trauerlieder. Einige andere trugen ein ungeheueres auf einem Armstuhle sitzendes Bild. Hierauf folgete ein großer von vielen Kerln getragener Sarg, voll kleiner irdener Götzenbilder; einige saßen, einige stunden, alle mit einander aber sahen abscheulich aus, absonderlich die in der Mitte sitzenden zwo Hauptmisgeburten. Voraus gieng ein Meistersänger, und schlug mit einem Papiere den Tact, nach welchem der sämmtliche Zug seinen Gesang einrichtete. Alle Bauern, sie mochten nun von ungefähr, oder aus Neugierigkeit dazu kommen, fielen auf die Knie nieder, und bezeugeten große Ehrerbiethung, hingegen vornehme und angesehene Personen lachten nur über das abergläubische Wesen, und bedauerten die Blindheit des gemeinen Mannes. Careri kam nebst seinem Reisegefährten nach zurückgelegten dreyßig Meilen, diesen Abend nach **Rechilipu.** Kautancheu. Chimiau. Tangaxia. Chinesischer Umgang. Rechilipu.

Gemelli Careri 1695.

Den 3ten des Wintermonates speiseten sie zu Jinkieuxien; zogen nachgehends durch Mauchio, eine mittelmäßige, mitten in Seen und Morästen liegende Stadt. Durch diese sumpfigte Gegend machten sie acht Meilen, bis an die Vorstadt von Xiuxien. Die Stadt selbst hat nur zwo Meilen im Umkreise und ist schlecht bewohnt. Hier wurde Careri zum erstenmale gewahr, daß die Kopftracht der Weibespersonen anders beschaffen war, als in andern Landschaften. Sie flechten die Haare in Zöpfe, winden sie hinten um den Kopf, und stürzen eine kleine schwarzseidene Mütze darüber, die mit einer Haarnadel festgemachet wird. Die reichsten schlagen die Haare oben auf dem Wirbel in einen Knoten, und setzen eine mit Gold gestickte seidene Haube darüber, die mit einem drey Finger breiten Goldbande an dem Kopfe festgebunden wird. Hier sieht man auch Bauren, die zween Körbe an einer Stange auf der Achsel tragen, den Mist auf der Landstraße sammeln, und ihre Felder damit düngen. Noch andere scharren das abgefallene Laub und alle Strohhälmchen mit einem Rechen zusammen, um sich hernach dabey zu wärmen, indem das Holz in dieser Gegend sehr theuer ist. Diese Tagreise betrug zwey und dreyßig Meilen.

Xiuxien.

Putz der dasigen Weiber.

Den 4ten zogen beyde Reisende am Flusse Xiunxien, bis nach Pecuxo fort, und erreichten des Abends nach einer Tagreise von dreyßig Meilen die Vorstadt von Sankixien. Den 5ten zogen sie durch Chiocheu, eine ziemlich weitläuftige, und nebst ihren Vorstädten stark bewohnte Stadt. Sie fütterten zu Liolixoa, kamen von hier auf Lean-xien-cie, und übernachteten nach einer Tagreise von zwey und dreyßig Meilen zu Chian-Singhien. Es war selbige ungemein beschwerlich, weil man sich ohne Unterlaß durch eine große Menge Kameele, Wagen und andere Thiere, die nach Pekin wollten, oder daher kamen, gleichsam durchdrängen mußte. Alle wälsche Meile weit steht an dieser Straße eine Hauptwache, oder eigentlich zu reden eine Leimenhütte, darinnen einige Soldaten zur Sicherheit der Reisenden des Nachts Wache halten. Sonntags, den 6ten des Wintermonates, mußte Careri zwanzig wälsche Meilen weit an einem steilen Gebirge fortziehen, darnach er glücklich in Pekin einzog; mit der ganzen Reise von Canton bis dahin, hatte er zween Monate und zehn Tage zugebracht. Die Chinesen rechnen, wie er saget, von Canton bis Pekin in allen fünf tausend und vierhundert Lys, jedwedes von zweyhundert und sechzig Schritten. Drey tausend zweyhundert und funfzig hatte er zu Wasser, nämlich von Canton bis nach Nankin gemacht, zwey tausend ein hundert und funfzig aber, zu Lande *i*).

Sankixien.

Chian Singhien.

Careri kömmt nach Pekin.

Er stieg bey den Jesuiten ab, die ihr Haus damals in der tatarischen Stadt hatten. Der Pater Viceprovincial und Präsident des mathematischen Collegii, Pater Philipp Grimaldi, empfing ihn zwar mit vieler Höflichkeit, sagete ihm aber rund heraus, er könnte ihn ohne Erlaubniß des Kaisers, welchem alle nach Pekin kommende Ausländer gemeldet werden müßten, nicht beherbergen, und müßten die Jesuiten die kaiserlichen Befehle um so genauer beobachten, weil sie seit ein Paar Jahren zween kaiserliche Edelknaben im Hause hätten, welche zwar von dem Pater Pereira die europäische Musik lerneten, dabey aber Kundschafter wären, die alles, was vorgienge, nach Hofe trügen. Sowohl Grimaldi, als alle übrige Missionarien verwunderten sich sehr darüber, daß er, ohne vom Kaiser berufen zu seyn, nach Pekin käme. Seine Antwort war, er hätte sich die Freyheit genommen, die Höfe des Großtürken, des Königes von Persien und des Großmogols zu besehen,

Wie ihn die Jesuiten empfingen.

i) A. d. 120 und vorherg. S.

k) Man sehe die Beschreibung von China im VI Theile dieser Samm-

besehen, welche eben so große Herren wären, und eben so sehr auf ihre Ehre hielten, als der Kaiser von China. Sehr wohl! versetzete der P. Grimaldi: allein, in diesem Reiche geht eine ganz andere Staatskunst im Schwange. Nach einem langen Wortwechsel mit den sämmtlichen Herren Mißionarien, nahm Careri Abschied, und versicherte sie noch zu guter letzt, er verlangete weder die Festungen, noch sonst etwas, das die Chinesen zu einem Argwohne verleiten möchte, zu sehen.

Gemelli Careri 1695.

Da ihm nun die Jesuiten gleich die erste Bitte abschlugen: so schien es, als ob er für das Künftige wenige Gefälligkeit von ihnen erwarten dürfte. Unterdessen verschaffete ihm sein Dollmetscher eine Herberge in der Chinesen Stadt, da er sich einige Tage lang mit nichts anderm beschäfftigte, als von der Lage, Gestalt und Größe dieser Stadt einen allgemeinen Begriff zu bekommen. Aber ehe er sichs versah: so erschien ein Bedienter des Pater Grimaldi von der Gattung, welche bey den Chinesen Millavige heißt, und vermeldete ihm, sein Herr verlangete ihn zu sprechen. Sogleich machte er sich voll Freuden auf den Weg nach dem portugiesischen Collegio.

Der P. Grimaldi führet ihn nach Hofe.

Es sind dem gegenwärtigen Werke bereits solche Beschreibungen des kaiserlichen Pallastes zu Pekin einverleibet, daß wir die Verwunderung, darein Careri bey dem Anblicke dieses Schauplatzes der Pracht und Herrlichkeit gerieth, füglich übergehen können. Ganz anders ist es mit seinem Gehöre bey dem chinesischen Kaiser beschaffen; denn weil ihm einige Schuld geben wollten *k*), er hätte sich dieser Ehre mit Unrechte berühmet: so kann die von ihm gegebene Erzählung dieser Begebenheit, an dem gegenwärtigen Orte nicht für unnütz angesehen werden.

Als ich, saget er, zum Pater Grimaldi kam: so war er mit einem kostbaren Zobelpelze, den ihm der Kaiser selbst verehret hatte, bekleidet. Er sagte, voritzt ereignete sich eine günstige Gelegenheit, mich in den Pallast zu führen, weil er im Begriffe wäre, dem Kaiser einen von ihm selbst in chinesischer, ost- und westtatarischer Sprache verfertigten Calender auf das Jahr 1696 zu überreichen. Ich dankete ihm, sowohl wegen seines gütigen Angedenkens, als insonderheit auch für den Calender, damit er mich beschenkete. Darauf stieg ich zu Pferde, und ritt hinter ihm her. Nachdem wir durch den ersten Zwinger waren, in welchem das Haus der französischen Jesuiten steht: so kamen wir, ohne daß uns die Wache zur Rede stellete, durch ein großes Thor, in den innern Bezirk des Pallastes, und giengen zwischen einigen Reihen sehr gut bekleideter Soldaten, über einen weitläuftigen Hof. Hierauf stiegen wir auf einer weißen marmorsteinernen Treppe von zwanzig Stuffen in einen an der Seite des Gebäudes befindlichen Vorsaal; nachgehends stiegen wir durch eine an eben dieser Seite befindliche Thüre wieder hinab, indem die Mittelthüre nebst ihrer Treppe, welche weit größer, prächtiger und besser ausgezieret ist, bloß für des Kaisers eigene Person gehöret. Uebrigens war dieser Saal dermaßen groß, daß die Mauer allein zu seiner Unterstützung nicht hinreichte, sondern noch viele hölzerne, gleich der Decke gemalte und vergoldete Säulen dazu erfordert wurden. Der Hof, in welchen wir aus dem Saale hinab stiegen, war mit einem sehr schönen Gebäude umfaßt, das vorne drey, und an jedweder Seite zwey Thore hatte. Hier stiegen wir in einen andern dem vorigen ziemlich ähnlichen Saal, und kamen hierauf noch in den dritten und vierten

Hof

Sammlung. Es ist aller Einwürfe ungeachtet, im geringsten nicht glaublich, daß er bey Lebzeiten derer, die ihn Lügen strafen konnten, dergleichen Erdichtungen öffentlich im Drucke heraus gegeben hätte.

Gemelli Careri 1695.

Hof und Saal, welcher letztere alle übrige an Pracht des Gebäudes und der Auszierungen übertraf.

Gewogenheit die er von dem P. erhält.

Weil der Pater Grimaldi den Calender in Begleitung vieler Mandarinen in einer mit Seide bedeckten Schachtel daher trug: so schickte ihm der Kaiser einen Hofbedienten, an welchen er dieses Geschenk abgeben mußte, in den dritten Vorhof entgegen, und ich meines Ortes dachte, es würde dabey verbleiben. Allein, als der Pater Grimaldi die Mandarinen, welche sein Gefolge vorstelleten, beurlaubet hatte: so sagete er zu mir, die gegenwärtige Gelegenheit schien ihm bequem zu seyn, mich vor den Kaiser zu bringen, wofern ich anders an diesem Orte, so lange bis es Zeit seyn würde, verziehen wollte. Unterdessen ertheilete er mir den nöthigen Unterricht, wie ich mich zu bezeugen hätte. Ungefähr eine Stunde hernach, erschien ein Hofbedienter, und vermeldete, wir könnten weiter gehen. Wir giengen also durch vier ungemein lange, und mit Gemächern von allerley Bauart ausgezierte Höfe. Besagte Gemächer übertrafen an Pracht den letztern Durchgangssaal des vierten Hofes. So waren auch die folgenden Thore, dadurch wir aus einem Hofe in den andern traten, außerordentlich hoch, groß und weit, gleichwohl aber nach einem schönen Verhältnisse und von weißem Marmor gebauet. Durch einen unter besagten Höfen lief ein Bach, worüber man vermittelst verschiedener kleiner Brücken von weißem Marmor gehen konnte. Ueberhaupt besteht die Schönheit dieses Pallastes in der Menge seiner Gebäude, Höfe und Gärten, welche ihrer Einrichtung und Bauart wegen, in der That Bewunderung verdienen.

Kömmt vor den Kaiser.

Mitten in einem großen Hofe stund der kaiserliche Thron. Er war viereckicht und hatte fünf an Größe immer abnehmende Aufsätze, um jeden gieng ein Geländer von ungemein schönem weißem Marmor. Auf dem fünften Aufsatze sah man ein großes, auf allen Seiten offenes und von vielen Säulen unterstütztes Gezelt; dieses war der Thron. Der Kaiser saß nach tatarischer Art auf einem drey Schuh hohen, und mit einem Teppiche, der sich über den ganzen Boden ausbreitete, bedeckten Sopha. Neben ihm sah man Bücher, Dinte, und einen chinesischen Pinsel zum Schreiben. Seine Kleidung war von goldgelber Seide, und eine Menge Drachen, absonderlich aber an der Brust zween vor andern große darein gestickt. An beyden Seiten des Thrones stunden viele Verschnittene in schönster Ordnung; sie waren zwar kostbar gekleidet, aber nicht bewaffnet, und stunden mit an einander geschlossenen Beinen, und herab hangenden Aermen da.

Wie es dabey zugieng.

Sobald wir an das Thor dieses Hofes kamen: liefen wir ziemlich geschwind, bis an das Ende des Saales, welcher dem Throne gegenüber war, und blieben hernach ein Weilchen mit herabhangenden Aermen da stehen. Nachgehends bogen wir die Knie, legeten die Hände über den Kopf zusammen, und neigeten ihn dreymal bis auf die Erde. Wir stunden sodann wieder auf, und wiederholten unsere Ehrerbiethung noch zweymal auf eben diese Weise. Als dieses geschehen war: so meldete man uns, wir sollten näher kommen, und vor dem Kaiser niederknien. Der Monarch wendete sich zu dem Pater Grimaldi und ließ mich durch ihn fragen, was in Europa Neues vorgienge? Ich antwortete, so viel ich wußte. Hierauf fragete er, ob ich etwa ein Arzt, oder Wundarzt wäre? Meine Antwort lautete, ich hätte mich weder auf eine noch auf die andere von diesen Künsten geleget. Darauf wollte er wissen, ob ich etwas in der Mathematik gethan hätte? Ich gestund, ich hätte zwar in meiner Jugend etwas davon erlernet, wüßte aber voritzt nicht das geringste mehr. Der Pater Grimaldi hatte mich zum Voraus gewarnet, ich würde unfehlbar am Hofe

Hofe bleiben müssen, wenn ich mir in einer von besagten Wissenschaften einige Geschicklichkeit zuschriebe. Endlich wurden wir beurlaubet, und giengen ohne Weitläuftigkeit weg. Es war dieser Monarch, welcher den Namen Camhi, oder der friedfertige führete, nicht älter, als drey und vierzig Jahre, regierete aber dem ungeachtet bereits fünf und dreyßig. Er hatte eine wohlgemachte Leibesgestalt, ein angenehmes Gesicht, nicht nur lebhafte, sondern auch größere Augen, als man sie in China gemeiniglich zu finden pflegt; nebstdem eine unten etwas dicke Habichtnase. Man sah ihm zwar an, daß er die Kinderpocken gehabt hatte, doch benahmen die Narben der natürlichen Schönheit seines Gesichtes nicht das mindeste *l*).

Gemelli Careri 1695.

Das freundschaftliche Bezeugen des P. Grimaldi hatte bey Careri eine solche Hochachtung und innige Ehrerbiethung gegen die Jesuiten erwecket, daß er diese Gesinnung bey aller Gelegenheit, da es sich immer schicken will, an den Tag leget. Was er von ihrer Einrichtung und von ihrem Eifer erzählet, das findet man bey keinem einzigen Reisenden.

Zustand der Jesuiten in China.

Sie hatten, saget er, drey Kirchen in Pekin. Eine stund im ersten Zwinger des Pallastes, und gehörete für die französischen Patres: dieser waren ohne den Superior, Pater Fontenay, nicht mehr als drey, nämlich Gerbillon, Bouvet und Visdelou, nebst einem Deutschen, Namens Kilian Stumpf. Sie verstunden alle zusammen die Mathematik sehr wohl, und hatten erst vor etwa neun Jahren, ungeachtet es die portugiesischen Jesuiten zu hindern suchten, Erlaubniß, sich in Pekin niederzulassen erhalten. Sie hatten die Liebe und Achtung des Kaisers dermaßen gewonnen, daß er sie sogar in seinen Pallast aufnahm, und eben damals bequeme Wohnungen für sie erbauen ließ. Die zweyte Kirche stund in dem ostlichen Theile der tatarischen Stadt, welcher den Namen Tautang führet. Hier war der seit kurzem zum Bischofe von Pekin ernannte Pater Sisaro, und unter ihm zween andere Jesuiten, nämlich der Pater Thomas von Namur, und der Pater Soarez. Bey der dritten, als der ältesten und schönsten Kirche, befand sich der Superior und Viceprovinzial, Pater Grimaldi, nebst den Patribus Pereira, Rodriguez und Osserio Sie lag in dem westlichen Theile der tatarischen Stadt, welcher den Namen Sitang trägt. Der Kaiser gab, zu Unterhaltung dieses Hauses, etwas gewisses an Reiß, Oel, Zucker, Gewürze, Salz, Erbsen und andern Lebensmitteln, und betrug das Antheil eines jedweden Mißionar am Werthe etwa hundert und fünf und zwanzig Piaster. Hiezu kam noch der Ertrag von einigen Kramläden, auf welche Weise sie, ohne einiges Beystandes aus Portugall benöthiget zu seyn, sehr bequem leben konnten. Die Franzosen hingegen lebeten der Jahrgelder, die sie aus Frankreich bekamen, ungeachtet, sehr schlecht, weil an dem pekinischen Hofe alles ungemein theuer ist. Zwar fragete sie der Kaiser zum öftern, ob ihnen nichts abgienge? Allein, sie gaben allezeit mit Sittsamkeit darauf zur Antwort, es fehlete ihnen nichts. Careri bemerket hiebey, wenn der Kaiser in eines von den dreyen Collegiis komme: so müßten die Jesuiten allezeit ihre Hausbedienten herausschaffen, und um zu zeigen, daß nichts verdächtiges darinnen sey, alle Schränke offen lassen.

Ihr beschwerliches Leben.

Diese Patres führen, wie sie mir, saget Careri, erzähleten, ein höchstbeschwerliches Leben. Die Patres Grimaldi, Gerbillon und de Fontenay mußten täglich in aller Früh

l) A. d. 140 und vorherg. S. Wir überlassen dem geneigten Leser die Vergleichung dieses Berichtes mit dem am vorhinerwähnten Orte dagegen gemachten Einwürfen.

Gemelli Careri 1695.

Früh vor dem kaiserlichen Gemache aufwarten, es sey nun um den Kaiser zu unterrichten, oder um zu vernehmen, ob er nichts zu befehlen habe. Hier mußten sie für ihre Person den ganzen Vormittag bleiben. Die übrigen Patres mußten mathematische Instrumente verfertigen, Uhren ausbessern, ja zuweilen höchstbeschwerliche Reisen unternehmen. Der Pater Grimaldi schätzete die Galeerensclaven gegen sich für glückliche Leute; denn, saget er, man gönnet ihnen doch wenigstens einige Stunden Ruhe. Wie billige Ursache er zu klagen hatte, das ist aus folgendem Beyspiele abzunehmen. Er fiel einstens, da er aus dem Pallaste nach Hause reuten wollte, vom Maulesel, und wurde, weil er den Fuß nicht aus dem Steigbügel losmachen konnte, von dem scheuen Thiere über zweyhundert Schritte weit geschleift, beynahe hätte er das eine Auge dabey eingebüßet. Doch wurde er von einem Wundarzte, den ihm der Kaiser aus besonderer Gnade zuschickte, glücklich geheilet *m*).

Ihr Eifer.

Diese eifrigen Mißionarien bedieneten ihren Beschützer mit einer so unermüdeten Geflissenheit, daß ihnen im Winter Eiszapfen an den Bart froren. Ihre einzige Vergeltung dafür war der Andachtseifer der chinesischen Christen, auf deren ewiges Heil alle ihre Bemühungen abzieleten. Sie hielten an den Stadtthoren zu Pekin einige Exorcisten, und bezahleten sie dafür, daß sie den verlassenen Kindern, die von ihren Aeltern vor die Thore gelegt wurden, und meistentheils elendiglich verschmachteten, die Taufe gaben. Im vorhergehenden Jahre, hatte man bey dreytausend getaufet, und die völlige Zahl aller derer, welche das Jahr über weggeleget wurden, belief sich wenigstens auf vierzig tausend. Doch hatte die Stadtobrigkeit zu Pekin seit kurzem ein Hospital zu ihrer Auferziehung gestiftet.

Careris Urtheil von den Mißionen in China.

Damals belief sich die Menge aller in China befindlichen Christen ungefähr auf zweymalhundert tausend, und es genossen die Mißionarien sämmtlicher im Reiche befindlichen Orden, einige Beyhülfe von ihnen. Careri glaubet sicherlich, sie wären allerseits den Jesuiten zu Pekin nicht wenig Dank schuldig, weil selbige den bösen Anschlägen der Christenfeinde ohne Unterlaß Widerstand leisteten. „Es ist, saget er, sonst kein Orden im „Stande, alle die übrigen vor der Verjagung zu beschützen, als dieser; denn weil die Chi„nesen den Europäern bloß ihres eigenen Nutzens wegen geneigt sind: so muß derjenige, „welcher ihre Gunst gewinnen will, gleich den Jesuiten in allen bewandert seyn; er muß „können den Calender in dreyen Sprachen ausfertigen, die Bewegung der Planeten und „vornehmsten Sterne hinein setzen, die Finsternissen beobachten, Uhren ausbessern, ma„thematische Instrumente verfertigen, gebrannte Wasser machen, mit einem Worte, er „muß alles wissen, was angenehm und nützlich fällt. Eben durch Hülfe der Künste und „Wissenschaften erhielt sich die Mißion bey ihrem Wesen. Sie wurde nicht nur allein „durch Jesuiten, sondern auch durch französische weltliche Priester, durch sechzehn Franci„scaner, zehn Dominicaner, und fünf Augustiner, sämmtlich Spanier, und welchen der „König von Spanien ihre Unterhaltung reichte, getrieben. Die französischen Priester le„beten in Gemeinschaft, von ihrer in Frankreich befindlichen Stiftung, davon die Ein„künfte unter die Mißionen in China, Cochinchina, Siam und Tunkin vertheilet wurden. „Am allerschlechtesten waren die portugiesischen Priester daran; denn es waren ihrer im gan„zen Reiche vierzig vorhanden, hatten aber keine andere Einkünfte, als ein Vermächtniß „des Bischofs zu Münster, wozu noch einiger geringer Zuschuß aus Portugall kam. Al„lein, beydes war zu ihrem Unterhalte nicht hinlänglich, und was die Neubekehrten etwa „thaten, das reichte nicht weit, indem niemand weniger, als die Mandarinen und reichen

„Leute

m) Ebendas. a. d. 199 und vorherg. S.

„Leute an der strengen Lehre des Evangelii Lust fanden. Nichts desto weniger behaupte„ten sie ihr Jus Patronatus über China auf das genaueste; denn die Portugiesen gaben „nicht zu, daß die Missionarien ausländischer Nationen einen andern Weg nach China „als über Lissabon nehmen durften, ja es gieng dieser Eigensinn so weit, daß dergleichen „Missionarien dem Könige von Portugall den Eid der Treue leisten mußten, da er doch „weder eine genugsame Anzahl evangelischer Arbeiter aus seinem Lande in diesen Weinberg „schicken, noch sie daselbst unterhalten konnte. Hätte nicht der König von Spanien die „Kosten dieser Mission über sich genommen: so würden es die Portugiesen weder weit ge„bracht, noch lange Zeit dabey ausgedauert haben.„ Gemelli Careri 1695.

Careri erfuhr mit Verwunderung, daß die chinesischen Missionarien bereits mehr als fünfhundert Bücher vom christlichen Glauben in der Landessprache im Drucke herausgegeben, ja die heilige Schrift und die Werke des heiligen Thomas darein übersetzt, und zu Pekin einen zahlreichen Vorrath chinesischer und europäischer Bücher gesammlet hatten. Er sah bey ihnen eine Weltkarte mit chinesischen Buchstaben, über deren sonderbare Beschaffenheit er sich verwundern mußte; denn sie war viereckigt, weil die Chinesen in der Meynung stehen, die Welt habe dergleichen Gestalt *n*). Allein, er meldet nicht, ob besagte Karte ein Gemächte der Chinesen war, oder ob die Missionarien in diesem Stücke sich nach der vorgefasseten Meynung eines Volkes, dem sie gewaltig nachgeben mußten gerichtet hatten. Chinesische Schriften der Missionarien.

Das übrige, was Careri beybringt, finden wir uns zu übergehen genöthiget, sowohl weil unser fest gefaßter Vorsatz, alle Wiederholungen zu vermeiden, solches erfordert, als auch, weil es allen Glauben übersteigt, daß Careri bey seinem etlichwöchigen Aufenthalte in Pekin, zu einer solchen Menge Wahrnehmungen, als sein Buch enthält, Zeit und Gelegenheit gehabt haben sollte, sondern er hat sie ohne Zweifel aus älteren Reisebeschreibungen entlehnet. Die heftige Kälte brachte ihn auf einmal zu dem Entschlusse, aus dieser Hauptstadt abzureisen. Aus eben der Ursache, um welcher willen er seine Reise von Nankin aus, zu Lande angestellet hatte, vernahm er mit Vergnügen, es gebe noch einen kürzern Weg nach Canton, wenn man nämlich bis nach Nankiafu zu Lande gehe; indem sodann nur etwa der dritte Theil der ganzen Reise auf dem Wasser gemacht werden dürfe. Nebst dem fiel diese Abwechslung seiner Neugierigkeit angenehm, und gab ihm die Hoffnung, neue Anmerkungen in sein Tagebuch einzutragen. In der That ist auch diese Reise nach Nankiafu in Absicht auf die Kenntniß von diesem Theile des chinesischen Reiches, ein sehr wichtiges Stück, indem unsere bisherigen Reisebeschreiber allemal bey dem gewöhnlichen Wege der Canäle blieben, folglich von der Gegend, die er durchreisen mußte, wenig zu sagen wußten. Er bath den Pater Grimaldi, ihm drey Maulesel zu verschaffen, weil man ihm gesagt hatte, daß auf diese Weise, am allerbequemesten fortzukommen sey. Er durfte dafür nicht mehr als etwa achtehalb Piaster Miethgeld bezahlen, welches ihm für eine Reise, die vier und dreyßig Tage dauern sollte, etwas sehr mäßiges zu seyn schien. Anmerkung über Careri Werk.

Die viele vom Pater Grimaldi empfangene Gütigkeit presset ihm, wie er saget, ein billiges Lob dieses Mannes ab. Besagter Missionarius lebte schon seit dreyßig Jahren in China. Weil er in großen Gnaden bey dem Kaiser stund, so hatte er ihn bereits Lobspruch des Pater Grimaldi.

n) Ebendas. a. d. 202 und vorhergeh. S.

Gemelli Careri 1695.

viermal in die Tatarey begleiten müssen. Nebst dem hatte er viele andere Reisen gethan, und dabey nicht wenig ausgestanden. Einstens gerieth er in die Leibeigenschaft der Malayer; ein andermal litt er in der Straße Governador Schiffbruch. Ferner hatte er sich in einer Stadt, welche Sevagi belagerte, folglich in größter Gefahr entweder das Leben oder die Freyheit einzubüßen, befunden. Niemand wäre besser als er im Stande gewesen, eine vortreffliche Beschreibung der asiatischen Reiche absonderlich des chinesischen und der dazu gehörigen Tatarey herauszugeben, um so mehr weil er die Sprachen dieser Länder aus dem Grunde verstund. Careri lag ihm sehr an, er möchte der Welt diesen Dienst erweisen. „Allein, er gab zur „Antwort: weil er bey seiner letztern Reise nach Europa, so viele grundfalsche Berichte „von China gelesen habe, so wolle er seines Ortes von diesem Reiche nichts in Druck her„ausgeben, weil er sonst eine Menge Schriftsteller, absonderlich die Holländer, Lügen stra„fen müßte. Denn diese hätten eine Beschreibung ihrer berufenen Gesandschaft, dabey „er, so viel das Gehör beym Kaiser betraf, das Dollmetscheramt verwaltet habe, drucken „lassen, es wären aber, wenn man die Beschreibungen der Städte ausnehme, mehr Un„wahrheiten als Zeilen darinnen. Die Ursache dieser Unrichtigkeit sey, weil sie aus den „südlichen Landschaften solche Leute, welche weder jemals bey Hofe gewesen, noch Portugie„sisch verstunden, als Dollmetscher mitgebracht, folglich keine andere als falsche oder un„recht verstandene Nachrichten von ihnen eingezogen, und also auf ein Gerathewohl geschrie„ben hätten o).„

Kaiserlicher Gürtel des Pater Grimaldi.

Unter die wichtigsten Gunstbezeugungen, welche Careri von diesem großen Missionario erhielt, rechnet er auch diese, daß selbiger ihm einen von Kaiser zum Geschenke erhaltenen Gnadengürtel sehen ließ. Er war gelb, und mit einer ungemein schönen Scheide von Fischhaut versehen. Dem geneigten Leser wird noch erinnerlich seyn, was für Ehrerbiethung die Chinesen, sowohl Vornehme als Gemeine gegen ein solches Geschenk tragen, und daß jedweder ohne Ansehen der Geburt oder des Standes bey Erblickung desselbigen verpflichtet ist, so lange auf den Knien zu liegen, und mit der Stirne die Erde zu berühren, bis derjenige, welcher den Gürtel trägt, ihn entweder verdecket, oder weggeht. Careri erfuhr aus des Grimaldi eigenem Munde, auf was für Weise selbiger diesen Gürtel bey einer gewissen Gelegenheit zum Besten der Religion gebraucht hatte. Ein gewisser Mandarin verlangete einstens von dem Pater Jacob Torin aus Valentia, einem Missionario aus dem Franciscanerorden, eine Taschenuhr: als er sie nun nicht bekam, so ließ er, um sich zu rächen, in der Stadt, wo besagter Pater seine Kirche hatte, eine Schrift anschlagen, „darinnen er jedermann vor der christlichen Lehre warnete, indem sie ganz falsch „sey, und statt des rechten Weges zur ewigen Seligkeit, einen Irrweg zeige. Hierüber „wurden die christlichen Chinesen sehr bestürzt, der Missionarius aber gerieth in eine spa„nische Hitze, und zerriß die Schrift vor jedermanns Augen.„ Weil nun die Mandarinen in China gewaltige Ehrerbiethung genießen: so gewann die Sache ein gefährliches Ansehen für den Pater Torin und mußte er, nach Canton entfliehen. Wenig Tage hernach kam zufälliger

o) A. d. 461 S. Man sehe die Vorrede zum XI Theile dieser Samml.

p) A. d. 464 S.

q) Der Pater Osorio verschaffte ihm eine ziemliche Menge Muscus um einen sehr leidlichen Preis. Was er davon meldet, das scheint sehr sonderbar zu seyn. Denn er saget: „Der chinesi„sche Muscus ist unter allen übrigen der allerbeste. „Will man seine Stärke beurtheilen, so darf man „ihn nur ein klein Weilchen vor die Nase halten; „indem er sie sogleich zum Bluten bringt. = = = „Das

zufälliger Weise der Pater Grimaldi in diese Stadt, und genoß daselbst die Ehrenbezeugungen, welche alle Große des Reiches den Günstlingen des Kaisers zu erzeigen schuldig sind. Diese Gelegenheit nun schien ihm sehr bequem, die Religion und ihre Diener an dem Mandarin zu rächen. „Denn als dieser ihm seine Aufwartung abstattete, empfing „er ihn mit dem Gürtelbande in der Hand, und hielt ihm eine scharfe Strafpredigt wegen „seiner Gewaltthätigkeit, wegen seines verächtlichen Bezeugens gegen des Paters Mitbrü„der, und wegen seiner Vermessenheit, auf die Lehre des Evangelii zu schimpfen, da doch „der Kaiser selbst die Christen in Ehren halte, und ihnen so gar das allergrößte Gnaden„merkmaal im ganzen Reiche angedeihen lasse. Der gute Mandarin war in schrecklicher „Angst, und schlug mit dem Kopfe so oft auf den Boden, daß die übrigen bey dem Lust„spiele gegenwärtigen Missionarien den Pater Grimaldi selbst bathen, er möchte es dabey „bewenden lassen. Damit hieß er den Mandarin aufstehen, und seinen Mitbrüdern ein „andermal besser begegnen, sonst sollte der Hof von seinem Frevel Nachricht erhalten, und „eine demselbigen gemäße Bestrafung darauf erfolgen *p*).„

Gemelli Careri 1695.

Wozu er sich dessen bedienet.

Careri bekam von dem Pater Grimaldi einen Reisepaß, welcher von dem großen Ansehen, darinnen dieser Missionarius im ganzen Reiche stund, ein hinlängliches Zeugniß ablegete. Denn der Inhalt des Passes besagte: weil der Herr Careri einige Bücher, daran dem Kaiser gelegen sey, an Ort und Stelle überbringen müsse, so sollte kein Mensch sich unterstehen, ihm den geringsten Verdruß zu machen, sondern im Gegentheile, jedermann ihm alle Gefälligkeit erziegen. Der Pater Grimaldi gab ihm auch wirklich seinen für das künftige Jahr schon zum Voraus verfertigten Calender, und noch einige andere tartarische Bücher mit *q*).

Er giebt dem Careri einen Reisepaß.

Seine Abreise aus Pekin geschah Dienstages den 22sten des Wintermonates. Wir wollen ihm selbst die Erzählung seiner Straße und seiner Wahrnehmungen überlassen. Ich zog, saget er, durch den Flecken **Lupuxau**, welcher zwar nicht über zween Büchsenschüsse lang, auch nur eben so breit ist, dennoch aber Thore mit Eisen beschlagen und erstaunlich dicke Mauern hat. Nicht weit davon geht man über eine schöne, einer halben wälschen Meile langen Brücke, worauf alle zween Schritte ein kleiner steinerner Löwe steht. Wir machten diesen Tag siebenzig Lys, und übernachteten zu **Lean xien xie**. In dieser Stadt fand ich einen tatarischen Herrn, der einen Edelknaben und einen Bedienten bey sich hatte, imgleichen viele andere Personen, welche eben diese Straße zu nehmen gedachten. Wir beschlossen sämmtlich, in Gesellschaft zu reisen.

Careri Rückreise zu Lande nach Nankianfu.

Lean xien xie.

Den 23sten sah ich unweit der Stadt Tantien ein schönes Bonzenkloster, das den Namen Xien-ghen-son trägt, und nebst einigen Tempeln innerhalb eines mit hohen Mauern umgebenen Bezirkes steht. Ich gieng aus Neugierigkeit hinein, und erblickte in dem ersten Tempel ein großes vergoldetes Götzenbild nach morgenländischer Weise, nebst vielen kleinern, jedwedes stund in einer eigenen Blinde in der Tempelwand. Im zweyten sah ich drey Weibespersonen, eine davon ritt auf einem Löwen, die zwo übrigen auf zween Drachen.

Tantien.

Tempel Xien-ghen-son.

„Das Thier, von welchem man diese Muscusgat„tung bekömmt, hat die Größe einer Katze. Wenn „es getödtet worden, zerknirschet man es, doch ohne „den Balg abzustreifen, und läßt es faulen. Nach„gehends machet man kleine Beutel aus dem Bal„ge, und füllet sie mit dem zerquetschten Fleische. „Die Chinesen handeln stark damit, verfälschen es „aber oft gemeiniglich.„ A. d. 466 S. Careri ist der einzige Reisebeschreiber, welcher von dieser seltsamen Muscusgattung und von dieser eben so seltsamen Weise es zu verfertigen, etwas erwähnet.

Gemelli Careri 1695.

Drachen. Im dritten stund ein Ungeheuer. Es hatte über die gewöhnliche Anzahl Hände und Füße, auf jedweder Seite noch zwanzig andere Hände, und zween in die Luft erhobene Füße, nebst dem auch funfzig Köpfe, einem über den andern. Die Menge der Höfe und Gebäude war groß, auch waren viele Spaziergänge von sehr schönen Bäumen da. Wir speiseten des Mittages zu Lixoa, und blieben nach einer Tagereise von hundert und dreyzehn Lys zu San kon xien.

Bonzischer Leichenzug.

Als wir den 24sten in dem Flecken Pekuxiu eine Ruhestunde hielten, sah ich einen bonzischen Leichenzug an der Ringmauer vorbeygehen. Die Bonzen giengen Paar und Paar, mit Meßgewanden auf den Schultern; einige spieleten auf gewissen dieser Secte eigenen Instrumenten, andere trugen Sonnenschirme mit langen seidenen Fahnen gezieret. Nachgehends zogen wir durch Xiu xien, eine wüste Stadt, mit einer sehr großen und volkreichen Vorstadt, da uns die schöne Bequemlichkeit Lust zum übernachten machte, ungeachtet wir nicht weiter als achtzig Lys gereist waren. Den folgenden Tag locketen uns die vortrefflichen Fische, die man daselbst fängt, nach Chiopeconu, einem nicht weit von Xiu xien gelegenen Flecken. Unterdessen da man uns das Frühstück zurecht machte, erblickete ich bey der Brücke eine berühmte Aufschrift, darinnen eine gewisse beschriebene Begebenheit erzählt wird. Hierauf zogen wir durch Ginkiem xien, welcher Ort nichts merkwürdiges hat, als den Umfang ihrer beynahe zwo wälsche Meilen großen Ringmauer, nebst einem Graben voll Wasser. Diese Tagereise betrug hundert und zwanzig Lys, wornach wir des Abends zu Rechilipu blieben. Den 26sten legten wir bis nach Fukian y abermals hundert und zwanzig zurück. Indem nun die Straße, darauf wir bisher reisten, eben diejenige war, darauf ich von Nankin kam, so habe ich nur die Orte, da wir zu Mittage und Abend einkehreten, nebst der Anzahl der Lys bemerket r).

Xiu xien.

Fukian y.

Manxo.

Den 27sten speiseten wir zu Manxo, und übernachteten nach einer Tagereise von hundert und dreyßig Lys zu Liu-chi-miau. Die Kälte war ungemein scharf; und weil wir auf dieser Straße weder Holz noch Kohlen antraffen, so mußten wir uns auf den Abend bloß bey einem Feuer von Heu und Strohe wärmen. Den 28sten speiseten wir zu Cuchipi, und kamen des Abends nach Gau-chien. Die Tagereise betrug hundert und zwanzig Lys, und die folgende bis an die Vorstadt von Chipin-xien, betrug hundert und zehn. Den 30sten legten wir hundert und zwanzig zurück, speiseten zu Tucen-y, und übernachteten zu Rien-xien.

Chipin xien.

Donnerstages den 1sten des Christmonates zogen wir durch Xangua biena, und kamen des Abends nach einem Zuge von hundert und zehn Lys nach Chiago cheu. Das ebene Land, dadurch wir bisher beständig gereist waren, schien ungemein gut angebauet, und beobachtete ich, daß, um desto tiefer in die Erde zu kommen, die Pflugschaaren der dasigen Bauern mit einer runden eisernen Schiene beschlagen waren. Den 2ten ruheten wir in der Vorstadt von Votian Chian xien, und übernachteten nach geendigten hundert und zehn Lys zu Cauxio. Den 3ten speiseten wir zu Genki fu, einer volkreichen Handelsstadt, welche Mauer und Graben in einen guten Vertheidigungsstand setzeten. Die umliegende Gegend ist so voll Fasanen, daß wir vier Stücke für neun Groschen kauften. Wir machten diesesmal nicht mehr als sechzig Lys, und kamen bey guter Zeit nach Tur tan tien.

Chiago cheu.

Cauxio.

Als

r) Es scheint so gar, als ob der ganze Unterschied, der sich in der Folge äußert, bloß von einigen

Als wir den 4ten durch Zuxien und die dasige Vorstadt zogen: so trieb mich die Neugierigkeit in einen schönen Tempel. Erstlich kömmt man in einen viereckigten, eines Büchsenschusses großen Platz, welchen ungemein hohe Cypressenbäume auszieren. Aus diesem tritt man in einen dem besagten Platze ganz ähnlichen, das ist, ummauerten und mit Cypressen besetzten Hof. Zu Ende desselbigen sieht man drey Thore, welche in eben so viele, mit Mauern gleichfalls umschlossene Höfe führen. Auf das Mittelthor folgen inwendig drey andere Thüren. Gleich dabey steht das Grabmaal eines chinesischen Herrn nebst einer Aufschrift. Es ruhet alles zusammen auf einem sehr großen Crocodille. Die übrigen beyden Höfe haben nicht mehr, als ein einziges Thor. Der mittelste Hof hat viele mit Cypressen besetzte Gänge, welche nach dem Tempel führen. Dieser ist ein schönes Gebäude. Man erblicket darinnen zwey große Götzenbilder, eines in der Hauptblinde, das andere gleich neben selbiger. Sie sitzen alle beyde, und betrachten das, was sie in der Hand halten, und das vermuthlich eine geheime Bedeutung hat. An ihrem Kopfe hängt ein im Alterthume gebräuchlicher königlicher Kopfschmuck herab, den viele kleine Kugeln von allerley Farben auszieren. Nahe bey diesem Tempel steht noch ein anderer kleinerer. Das darinnen befindliche Götzenbild stellet eine sitzende Frauensperson vor. Auf ihrem Kopfe sind fünf geschnitzte Vögel mit langen Schwänzen und ausgebreiteten Flügeln, als ob sie davon fliegen wollten. Gemelli Careri 1695. Tempel zu Zuxien.

Der auf der linken Seite neben dem mittelsten stehende Hof zeiget ein sitzendes Götzenbild, mit einem solchen langen Barte, als unsere Maler dem Saturn geben. Hinter ihm ist eine Frau, mit drey Vögeln auf dem Kopfe. Bey der Thüre, und zwar inwendig, stehen viele andere misgestaltete und wohlbewaffnete Bilder, als ob sie den Eingang bewacheten. In dem Hofe zur rechten Hand stehen zween Tempel, und zween bedeckete Gänge. Rings herum sind Cypressen gesetzt, und viele Grabschriften aufgerichtet.

Von Zuxien kamen wir durch Uya, da wir die schöne Vorstadt bewundern mußten, und speisten zu King xoy teh. Den Beschluß der heutigen Tagereise von hundert und zwanzig Lys, machten wir zu Chia xo tien. Chia xo tien.

Den 5ten speiseten wir zu Chia ku chiau; und kamen bis nach Nivi y, welches hundert und zwanzig Lys beträgt. Diese ganze Gegend war so voll Hasen, daß einer nicht mehr als zehn Pfenninge gilt. Den 6ten nahmen wir unsere Mittagsmahlzeit zu Lugala ein, welcher Ort eine sehr schöne Brücke über den Fluß hat. Nachmittage setzten wir in einer Fähre über den Sucheu, den sein reißender Strom gefährlich machet. Des Abends erreichten wir nach einer Tagereise von hundert und zehn Lys, die Stadt Sanpu. Man könnte auf dieser ganzen Straße recht gut leben, wenn nur die reisenden Chinesen Lust hätten, etwas mehr aufzuwenden, als den auf eine Mahlzeit gesetzten ordentlichen Preis. Weil ihnen aber das Geldausgeben höchst zuwider ist: so verschlingen sie lieber ihr Gemüse, nebst einem Stückchen schlechten Schweinfleisch, oder einem Huhne, das zum öftern nicht das geringste mehr tauget. Will ein Ausländer mit dieser Kost nicht zufrieden seyn, so muß er die Thiere, die er essen will, frisch abschlachten lassen, und weit theurer bezahlen. Chia ku chiau. Sanpu.

Den 7ten verhinderte ein starker Regen die Gesellschaft, sich zeitig auf den Weg zu machen. Sie kam nicht weiter, als vierzig Lys, nämlich bis nach Faucian. Den folgenden Tag legte sie achtzig Lys zurück, speisete zu Cuchen, und schlief zu Leanchen.

Den

gen Queerstraßen, welche die Tagereisen nicht selten abkürzeten, herrühre. Denn man findet öfter als einmal, eben dieselbigen Namen wieder.

Gemelli Careri 1695.

Den 8ten verließ man die nankinsche Landstraße, in welche man eingelenkt hatte; man setzte in einer Fähre über den Xuayrofluß, speisete ziemlich spät zu Chian chin goy und übernachtete nach einer Reise von neunzig Lys zu Fünian fu. Diese Stadt hat zwar keine Ringmauer, aber ungemein schöne Marktplätze, und ist sehr groß. Auch stehen die dasigen Gerichtshöfe in großem Ansehen. An den Thoren sah man eine große Anzahl Gefangene, mit einer Kette an den Füßen, und einer hundert Pfund schweren Halsschelle. Hier machte die Gesellschaft den 9ten einen Rasttag. Careri ließ sich unterdessen in einer Sänfte nach Xuanchen, einer nicht weit davon gelegenen Stadt tragen. Ihre Nordseite wird durch den Gipfel der umliegenden Gebirge eingeschlossen, und auf selbiger wird sie auch nur bewohnt: denn das übrige wird zwar von einer schönen Mauer eingefasset, es sind aber keine Häuser, sondern bloße Baufelder darinnen.

Fünian fu.

Xuanchen.

Den 10ten speisete man zu Hin kie kien; man machte diesen Tag neunzig Lys in einem Gebirglande, das hin und wieder Ebenen hatte, und blieb des Abends zu Tingan xyen. Die Ringmauer dieser Stadt hat nicht über eine wälsche Meile im Umkreise, und in ihrer ganzen Länge nicht mehr als eine einzige Gasse, die man für recht bewohnet halten könnte. Denn 11ten fütterte man des Mittages zu Chiau chiau yen, und schlief zu Patein. Hier beginnen die Herbergen schlecht zu werden. Careri mußte mit dem tatarischen Herrn in einer Kammer schlafen. Dieses nun wäre zwar an sich selbst eine Sache von geringer Erheblichkeit, sie verschaffete aber dem Careri Gelegenheit, eine sehr seltsame Gewohnheit dieser Nation zu bemerken. „Denn als der Tatar sich zu Bette geleget hatte, so mußte ihm sein Edelknabe auf dem Bauche trommeln, damit er desto geschwinder einschlafen möchte. Drey Stunden vor Tage gieng diese Musik von neuem an, vermuthlich weil ihn der Mangel des Schlafes dazu nöthigte s).„ Die Tagereise war hundert Lys stark gewesen.

Tingan xyen.

Seltsame Gewohnheit der Tataren.

Den 12ten zog man durch Tianpu, und futterte nachgehends zu Leau xien. Ein Mandarin, welcher an dieser Straße vorbey reisete, gab dem Careri Gelegenheit, den großen Pracht dieser chinesischen Herren, welcher seines Erachtens den Staat der europäischen Unterkönige weit übertrifft, zu bewundern. „Vor ihm her zog eine große Anzahl Wägen, unter einer Soldatenwache. Darauf folgeten viele Officier in Sänften. Die Edelknaben, und vornehmsten Hausbedienten, saßen zu Pferde. Endlich erschien der Mandarin selbst, in einer Sänfte, die von acht Kerlen getragen wurde. Rings herum gieng eine starke Leibwache, mit vielen kleinen, und einer sehr großen Fahne. Den Beschluß machten seine Bedienten und übrigen Soldaten, an der Zahl mehr als tausend t).„ Des Abends erreichte man nach zurückgelegten hundert Lys die Stadt Luchi-fu, deren Länge kaum das Drittheil einer wälschen Meile beträgt; sie hat aber große und sehr volkreiche Vorstädte. Den 13ten kam Careri durch ein ebenes und wohlangebauetes Land nach Parog, und nach geendigten hundert Lys des Abends nach Tanchen. Es ist dieser Ort zwar groß und eine reiche Handelsstadt, hat aber weder Ringmauer noch andere Vertheidigung. Mitten durch läuft ein Fluß, über den man setzete, und über Nacht in der Vorstadt blieb. Den 14ten erreichte man bey guter Zeit Luchi chin xien, eine Stadt, daran nichts merkwürdiges ist, als ihre Mauer. Das Mittagsmahl genoß man zu Nanzian, und kam hernach über einige Berge in eine starkbewohnte Ebene. Auf besagten

Pracht der chinesischen Großen auf Reisen.

Tanchen.

Chinesische Trüffeln.

s) A. d. 476 S.

t) Ebendas.

sagtem Gebirge wächst eine Art von Trüffeln, welche bey den Chinesen den Namen Matti trägt. Es sind diese Trüffeln klein, wie Steckrüben gestaltet, und schmecken wie unsere Castanien. Nach hundert Lys erreichte man des Abends Tacuon. Gemelli Careri 1695.

Sonnabends den 15ten zog man abermals über Berge und Ebenen, und speisete zu Tun chin xien, einer an sich selbst großen und volkreichen Stadt, die aber noch viel weitläuftigere Vorstädte hat. Careri bewunderte die Geschicklichkeit der Chinesen, damit sie gewisse Pflanzen im Winter zum Wachsen bringen. Sie stecken nämlich solche nebst einem wenig Erde in Rüben, die an einem Faden hängen, und begießen sie alle Tage mit laulichem Wasser. Das Gesäme kam, wie er selbst sah, auf diese Weise recht gut fort. Nach geendigten hundert Lys, blieb die Gesellschaft diesen Abend zu Tauche ny. Chinesische Sorgfalt das Wachsen im Winter zu befördern.

Die folgende Tagereise geschah durch Cypressenwälder, und neben einem Gebirge, das man auf der rechten Hand behielt. Zu Salucheu speisete man, zog hernach über eine viele Meilen lange Ebene, voll Lusthäuser, schöner Gärten und Bauerhöfe, und übernachtete zu Zenzyanxyen, einer Stadt mit einer niedrigen, und an manchem Orte verfallenen Ringmauer. Die heutige Tagereise betrug nicht mehr, als neunzig Lys. Den 16ten reiste man Vormittage durch eine eben so schöne Gegend, nach Scu chi y, und Nachmittage durch Tayn xuo xyen, eine zwo wälsche Meilen lange, und dabey reiche Handelsstadt, welches letztere sie ihrer Lage an einem Flusse zu danken hat. Nach einer Tagereise von hundert Lys, blieb man zu Fuxian y, dem letzten zu der Landschaft Nankin, in welcher man seit Sucheu gereist war, gehörigem Orte. Den 17ten zog man durch eine Ecke der Landschaft Huquam, und zwar über eine wohlangebauete an einem Gebirge gelegene Ebene. Man speisete zu Tin san y; und die Tagereise, welche hundert Lys betrug, nahm in einer Vorstadt von Xuan may xien, einer ummauerten Stadt von drey wälschen Meilen im Umkreise, ein Ende. Den 18ten wendete man sich vom Gebirge weg und speisete zu Koanloanga, einer offenen aber starken Handelsstadt, an einem kleinen Flusse. Des Abends blieb man nach einer Tagereise von fünf und neunzig Lys zu Siau chi cheu. Es liegt diese Stadt am Ufer des Kians, welcher die Landschaft Huquam von Kiansi scheidet. Sie ist zwar klein, auch ohne Ringmauer, hingegen sehr volkreich, und treibt starke Handlung. Zenzyanxien. Xuan may xien.

Den 19ten mußte man die Maulesel nebst dem Geräthe zu Schiffe über den Kian setzen, welcher eine Breite von wenigstens zwo wälschen Meilen hat. An dem jenseitigen Ufer stund die große Stadt Kiu kia fu. Ihre Ringmauer hat zwar einen Umfang von acht wälschen Meilen, es sind aber mehr Baufelder als Gassen darinnen. Die Vorstadt ist drey wälsche Meilen lang, und eben so reich, als mit Volke angefüllet. Sie wird durch einen Teich, daraus ein Bach entspringt, von der Stadt abgesondert. Nach geendigten sechzig Lys, speisete man zu Tajueng, einer im Gebirge gelegenen Stadt. Niemand ist im Stande, sich vorzustellen, was für eine Menge vortrefflicher Fische in den Flüssen und Teichen dieser Landschaft gefangen werde. Ein Reisender wird es an den guten Mahlzeiten, die er überall findet, wohl gewahr. Der Stör gehöret unter die allergemeinesten Gerichte. Den 20sten war die Reise etwas verdrießlich, weil man durch das Gebirge ziehen mußte, und nicht mehr als neunzig Lys machen konnte. Man speisete zu Uchienen, man kam durch Tengan xien, eine kleine und beynahe gänzlich verödete Stadt, und erreichte des Abends die Vorstadt Ynanpu. Den 21sten fand man lauter angebauete Ebenen und angenehme Hügel, bis an Sin kien xien; eine wälsche Meile weit davon setzte man Stadt Kiu kia fu. Viele vortreffliche Fische.

Gemelli Careri 1695. über einen Fluß, und speisete zu Saniaru. Hier mußte man in einer Fähre über den vorigen Fluß setzen, doch durfte man nichts dafür bezahlen, weil die Fährleute von der umliegenden Gegend zum gemeinen Besten besoldet werden. Diese Tagereise bestund aus hundert Lys und endigte sich zu Coxoa.

Coxoa.

Endlich erreichte man den 22sten, nach zurückgelegten zwey und dreyßig wälschen Meilen, die Ringmauer von Nankianfu, um welche ein großer Fluß seinen Weg nimmt. Careri ließ sich über den Strom setzen, und nach dem Hause eines Jesuiten, welcher dem Bekehrungswerke daselbst oblag, bringen. Als er aber zu seinem größten Leidwesen erfuhr, der Pater sey nicht zugegen, sondern nach Canton verreist: so miethete er den Augenblick eine Barke, und setzete seine Reise fort. Er rechnet von Pekin bis nach Nankianfu dreytausend zweyhundert und dreyzehn Lys u).

Jesuiten in Nankianfu.

Ungeachtet er nun seine Reise von dieser Stadt nach Canton zu Wasser verrichtete, so nahm er doch einen andern Weg, als die Reisenden gemeiniglich zu thun pflegen, und um dieser Ursache willen kann es den Liebhabern der Landbeschreibung nicht anders als angenehm fallen, wenn sie eine Nachricht davon erhalten. Nachdem er sich mit Lebensmitteln versorget hatte: so reiste er den 26sten des Christmonates ab, und kam diesen Tag nicht weiter als dreyßig Lys, nämlich bis nach Serimi. Den folgenden machte er funfzig bis nach Chiangutu. Den 28sten befand er sich nach geendigten achtzig Lys noch so weit von der Stadt, dahin er heute zu kommen gedachte, daß er lieber die Nacht am Ufer zubringen, als im Dunkeln fahren und sich in Gefahr begeben wollte. Eben so viele Lys machte er den 29sten bis Xopu, und den folgenden Tag abermals bis nach Chiakianxyen, einer Stadt, die bis an den Gipfel des Gebirges mit einer Ringmauer umfasset ist. Den 31sten brachte ihn ein Nordwind hundert und vierzig Lys weit, bis nach Kinangfu. In dieser Stadt war ein Franciscaner Missionarius, Namens Pater Ybanes, welcher zu ihm in seine Barke kam, und bis in die späte Nacht bey ihm blieb.

1696.

Sonntags den 1sten Jenner im Jahre 1696 legte er fünf und achtzig Lys zurück, und kam auf den Abend nach Jaynfu. Den folgenden Tag blieb er nach geendigten siebenzig Lys an der Ringmauer von Pekiazun über Nacht. In dieser Gegend ist der Fluß Nanganfu sehr seicht, ungeachtet er zu Cancheufu noch einen anderen zu sich nimmt. Den 3ten blieb man nach gemachten hundert und zwanzig Lys bey Huenlon, und den 4ten bey Tankian, wiewohl man nur siebenzig zurückgelegt hatte. Den 5ten machte man nur neunzig, und erreichte Cancheofu bey guter Zeit. Weil an diesem Orte einige Missionarien nebst einer blühenden Gemeine waren: so wollte Careri sie besuchen. Superior war der Pater Brillon, ein französischer Jesuit; unter ihm stunden der Pater Provana von Turin, der Pater Van der Ruk, ein Niederländer, und der Pater Amiani, ein Piemonteser. Sein Vergnügen, gute Freunde von dergleichen außerordentlichem Verdienste zu sehen, war ungemein. Weil den folgenden Tag das Fest der Erscheinung Christi einfiel: so entstund schon diesen Abend ein großer Zulauf von chinesischen Christen in der Kirche, da sie ihre Musik und Instrumente die ganze Nacht durch erschallen ließen. Careri begieng das Fest mit den Missionarien, und bestieg den 7ten Nachmittages seine Barke wieder.

Jesuiten zu Cancheofu.

Wegen

u) A. d. 484 S.

x) Für jede Sänfte mußte er hundert und sechzig

Wegen der vielen Krümmungen des Flusses konnte er diesen Tag nicht mehr als zwanzig Lys machen. Er blieb also zu **Namen**, welches die Vorstadt von **Cancheofu** ist, aber zu Lande eine wälsche Meile davon liegt. Bey dem Anblicke eines schönen Tempels, welcher auf einer ungeheuer großen Ebene steht, vergaß er alle Müdigkeit, und ließ sich dahin führen. Hier sah er zuerst ein großes Götzenbild, mit einem Schwerdte in jedweder Hand. Zwey andere bey selbigem befindliche Bilder waren, wie es schien, nur da, um ihm aufzuwarten. Nachgehends gieng er durch einen großen Hof in einen anderen Tempel, darinnen er ebenfalls ein großes aber reich vergoldetes Bild mit einem Schwerdte in der Hand, und zu seinen Füßen noch zwey andere Bilder zu sehen bekam. An beyden Seiten der Thüre stunden einige bewaffnete und ungestalte Bilder in Riesengröße, als ob sie den Eingang bewacheten.

Gemelli Careri 1696.

Tempel zu Namen.

Den 8ten kam er nach zurückgelegten achtzig Lys nach **Kiunion**, einer Stadt mit einer starken Besatzung. Sie liegt am Passe des Gebirges **Nangafu**; der Fluß windet sich schlangenweise durch diese Gegend, auf welche Weise der Weg zu Wasser noch einmal so lang wird, als zu Lande. Den 9ten führete ihn eine abermalige Reise von achtzig Lys nach **Lanzun**, darinnen gleichfalls Besatzung liegt, den folgenden Tag legete er die bis **Nanganfu** noch übrigen siebenzig Lys zurück. Hier empfing er so große Höflichkeit von einem mexicanischen Missionario, Namens Pater **de la Pinnola**, daß er sich leicht bereden ließ, ein Paar Tage da zu bleiben. Weil der Fluß hier allzubeschwerlich zu beschiffen war: so mußte er eine Tagereise zu Lande machen. Er miethete demnach drey Sänften, und verschiedene Träger für sein Geräthe x). Den 12ten trug man ihn mit großer Mühe über einen steilen Berg. Mitten auf selbigem steht ein Tempel, und dienet zwoen Landschaften zur Gränzscheidung. An diesem Orte wird der Unterkönig, der General der tatarischen Kriegesvölker, und der Befehlshaber der chinesischen, eingesetzet, man überreichet ihnen nämlich die Siegel, welche durch Abgeordnete von Canton dahin gebracht werden. Das Gebäude selbst, ist mit vielen Bonzen angefüllet, und hat zwey Stockwerke, oder zween Tempel einen über dem andern. In dem untern sitzt ein riesenmäßiges vergoldetes Bild ohne Bart. Steigt man die Treppe hinauf, so kömmt man in den obern Tempel, darinnen gleichfalls ein Bild, mit einer Krone auf dem Haupte, und einem königlichen Mantel auf den Schultern zu sehen ist. Zwey andere bücken sich zu seinen Füßen. Zu seiner rechten steht ein Bild des **Chianlaoie**, eines alten berühmten Mandarins, den man heutiges Tages als den Beschützer der Gerichtshöfe verehret.

Nangafu.

Mexicanischer Missionar.

Careri besuchet einen Tempel.

Sowohl auf diesem, als auf dem bey **Nanyunsit** liegenden Berge wachsen viele Stauden, mit einer runden schwarzen Frucht in der Größe einer Nuß, **Muzu** genannt. Diese Frucht hat Kerne, daraus die Chinesen ein vortreffliches Oel, welches sie zum Unterschiede von einer Menge anderer aus Kräutern und allerley Samen gepresseter Oele, die man bloß in der Lampe gebraucht, **Muyeu**, das ist, Baumöl nennen.

Chinesisch Baumöl.

Als Careri den Berg herab kam, so begegneten ihm viele vornehme Personen, absonderlich die Gemahlinn eines großen Mandarins, welche zu seiner großen Verwunderung eben solche Ehrenbezeugungen genoß, als man nach seiner Meynung nur Mannespersonen erweisen sollte. Vor ihr her ritten viele Personen zu Pferde, imgleichen einige Gerichtsbeamten, mit ihren Stäbchen in der Hand, und nöthigten alle Vorbeyreisende, sie

Pracht einer chinesischen Frau vom Stande.

 mochten

zig Ziens, für jeden Träger achtzig Ziens bezahlen. Ein Piaster gilt zu Nangafu tausend und etliche Ziens.

Gemelli Careri 1696.

mochten zu Pferde, oder in einer Sänfte seyn, so lange stille zu halten, bis sie vorbey war. Sie selbst wurde von acht Kerln in einem kostbaren Palankin getragen, worauf ihr Frauenzimmer in einigen andern folgete. Ungeachtet nun Careri sowohl hier, als bey der Mittagsmahlzeit aufgehalten wurde: so erreichte er doch Nanyunfu zwo Stunden vor einbrechender Nacht. Allein, er meldet auch zugleich, ein chinesischer Sänftenträger weiche an Geschwindigkeit keinem tatarischen Pferde. Sie laufen, wie er saget, im Trabe, und legen alle Stunden fünf wälsche Meilen zurück. Nebstdem beträgt diese Tagereise, ungeachtet man zwölf Meilen dafür rechnet, nicht mehr, als achte, oder welches einerley ist, hundert und vier Lys. Es geschieht dieses, den Curiers zum Besten, auf allen Hauptstraßen durch ganz China. An einem Orte sind die Lys länger, am andern kürzer *y*).

Mißionar zu Nanganfu.

Der zu Nanganfu befindliche Mißionar, Pater de Rebeira, begegnete dem Careri mit ersinnlicher Höflichkeit und Freundschaft: allein, weil man die Ankunft vieler hohen Reichsbeamten vermuthete: so konnte er ihm keine Barke für einen andern, als theuern Preis ausfindig machen. Die einzigen Schiffleute, die ihn führen wollten, waren zwo Frauen, mit ihren Kindern auf den Rücken. Dem ungeachtet ruderten sie den andern Tag in diesem Zustande zu seiner größten Verwunderung eben so stark, als die besten Kerl. Nachdem er zwo Brücken, über welche man aus der Stadt in zwo kleine Vorstädte geht, vorbey war: so machte er noch zwanzig Lys, und mußte wegen einfallender Nacht zu Peyentau bleiben. Den 14ten legete er sechzig Lys zurück. Weil er keine andere, als eine große Barke hatte bekommen können: so mußte er überall, wo seichtes Wasser war, stille halten. Den 19ten war die Tagreise bis nach Sin-chian-chieny eben so kurz, als die gestrige, bis nach Xuatan gewesen war. Nachgehends aber wurde der Fluß tiefer, weil zu Kiankeu ein anderer vom Gebirge herabkommender Fluß in ihn fällt. Careri kam nach zurückgelegten hundert und zwanzig Lys bey guter Zeit nach Chiacheufu, und begab sich so gleich nach dem Mißionshause, darinnen aber nur ein einziger Mißionar war. Den folgenden Vormittag besah er die Stadt. Der Umfang ihrer Ringmauer, ohne die Vorstädte zu rechnen, beträgt etwa vier wälsche Meilen. Sie hat lange, gerade, wohlgepflasterte, und von reichen Kaufleuten bewohnte Straßen. An ihrer Mittagsseite läuft ein von Westen kommender schiffreicher Fluß vorbey, und vereiniget sich mit dem großen. Careri stieg um den Mittag wieder in seine Barke, fuhr aber nur vierzig Lys weit, bis an das Dorf Peru. Freytages, den 20sten kam er hundert und zwanzig Lys weit, bis an den Schlagbaum zu Vanfucan, und den folgenden Tag führeten ihn hundert und vierzig bis nach Xiakeu. Den 22sten fuhr er durch den zweyten Paß des Gebirges, auf welchem mitten zwischen den Felsen und unter den schattichten Bäumen, ein großer und viele kleine Tempel zu sehen waren. Careri befand die Hitze, ungeachtet es mitten im Winter war, sehr groß, schreibt aber diese Abwechslung der sehr unterschiedenen Witterung in China zu. Von dem Gebirge bey Pekin bis nach Nanganfu empfindet man eine durchdringende Kälte, hingegen fällt von besagter Stadt, bis an die südliche Küste, die Hitze beschwerlich. Gegen Abend sah Careri mit Verwunderung drey prächtige Barken, darinnen einige hohe Mandarinen saßen, vorbey fahren. Er bemerket dabey, die Mißionarien wären genöthiget, eben dergleichen Hochmuth zu treiben, wofern sie anders ihr Geschäfft mit Ehren, ja auch mit Segen zu treiben begehreten, indem die chinesischen Christen dergleichen äußerlichen Schein ungemein ergeben wären *z*). Nach einer Tagreise von hundert und vierzig Lys erreichte er Quantikeu.

Chiacheufu.

y) A. d. 487 S. *z*) A. d. 490 S.

> Gemelli Careri 1696.

Den 23sten war die Hitze unleidlich. Dem ungeachtet führeten die beyden Weiber, welche Careri statt der Schiffleute bey sich hatte, ihn bis nach Lichiwen, das ist hundert Lys weit. Unterwegens ließ er die Stadt Scutan auf der linken Seite. Sie ist ungemein volkreich, und rings herum stehen viele Bäume. Den folgenden Tag, machte man sich vier Stunden vor Sonnenaufgange auf den Weg, damit man Quancheufu, oder Kuancheufu, welches die Portugiesen Canton benennet haben, noch bey guter Zeit erreichen möchte. Ehe noch die Sonne aufgieng, stieg Careri zu Fuchian aus seiner Barke, nahm eine Sänfte, und ließ sich zu dem Pater Capaccio, einem Jesuiten und Haupte dieser Mißion, tragen. Allein, er mußte wohl drey wälsche Meilen zurück legen, ehe er an sein Haus kommen konnte. Unterwegens sah er auf beyden Seiten nichts, als allerley Werkhäuser, und wohlangefüllete Kaufläden, in welchen alle Reichthümer von ganz China beysammen zu seyn schienen. Diese Stadt, welche keine Ringmauer hat, folglich in Wälschland nur ein Dorf vorstellen würde, hat fünf wälsche Meilen in die Länge, und drey in die Breite. Es läuft ein Fluß durch, und ist die Anzahl der Barken nicht geringer, als der Häuser. Sie wird von einem Mandarin regieret, der aber unter dem Landgerichte zu Canton steht. Alle Mißionarien versichern einhällig, es wohne über eine Million Menschen darinnen *tz*).

> Scutan.

> Größe und Reichthum der Stadt Fachiau.

Careri konnte es nicht anders machen, er mußte, um seine letzte Tagereise, welche achtzig Lys betrug, zu machen, wieder in die Barke steigen. Des Abends kam er nach Canton. Die Mißionarien vom Franciscanerorden hatten bereits alle Hoffnung, ihn wieder zu sehen, verloren. Sie besorgeten, man würde ihn entweder unterwegens, oder auch in Pekin selbst bey dem Kopfe genommen haben, absonderlich da er für seine Person kein chinesisch, seine beyden chinesischen Bedienten aber, bloß portugiesisch verstunden, folglich es ihnen unmöglich zu seyn schien, daß er bey so oftmaliger Abwechslung der Barken sich verständlich machen, und sein verwegenes Unternehmen rechtfertigen könnte. Allein, es überzeugete ihn, wie er saget, die Erfahrung, daß der gemeine Wahn die Gefahr allezeit für größer ansehe, als sie in der That ist. Er rechnet von Nankianfu bis nach Canton zwey tausend hundert und neun und siebenzig Lys; welche nebst den drey tausend zwey hundert und dreyzehn von Pekin nach Nankianfu, für die ganze Reise fünf tausend drey hundert und zwey und neunzig Lys, oder wie er saget, vierzehn hundert und zwey wälsche Meilen betragen *a*).

> Man wundert sich Careri wieder zu Canton zu sehen.

Nach seiner Ankunft zu Canton war er zwar Willens, nach Emoy in der Landschaft Fokien zu gehen, und daselbst auf ein nach Manilla abgehendes Schiff zu treten. Weil er aber Nachricht bekam, es liege ein Schiff aus den philippinischen Inseln in dem Hafen zu Macao: so fiel es drey spanischen Kaufleuten aus besagten Inseln, welche für hundert und achtzig tausend Piasters Waaren in China eingekauft hatten, nicht schwer, ihm diese Gelegenheit beliebt zu machen. Sie konnten sein Glück, oder seine Verwegenheit nicht begreifen, indem er, ohne das geringste für einen Reisepaß zu bezahlen, erstlich nach Canton, und sodann gar nach Hofe gereiset war; dahingegen ihnen der Xupu, oder Zolleinnehmer für den bloßen Einlaß zu Canton dreyßig Piaster abgenommen hatte. Wenig Tage nach seiner Ankunft, reisete Herr de Sesse, ein französischer Priester und apostolischer Mißionar in China, nach Europa ab *b*).

> Was ihn bewegt, nach Macao zu gehen.

Ttt 3 Indem

tz) A. d. 492 S. *a*) A. d. 493 S. *b*) A. d. 494 S.

Gemelli Careri 1696.

Careris Beobachtungen zu Canton.

Indem Careri etliche Wochen zu Canton verweilen mußte: so sah er das Neujahrsfest mit an, welches die Chineser, wie er saget, den nächsten Neumond am 5ten des Hornungs, und im funfzehnten Grade des Wassermannes begehen, darum weil dieses Zeichen die Entfernung des Wendepunctes vom Gleichpuncte, in zwo gleiche Hälften theilet. Nach ihrem Vorgeben tritt die Sonne denselbigen Tag in ein Zeichen, das sie Lic=chium, oder Auferstehung des Frühlings nennen. Es fielen noch viele andere Lustbarkeiten vor, dabey dem Careri die Zeit nicht lang wurde; absonderlich bewunderte er das Laternfest, davon wir in der Beschreibung von China einen lesenswürdigen Abriß mitgetheilet haben. Careri bedauerte nur, daß er bey diesem anmuthigen Feste nicht auf einem so hohen Thurme stund, von welchem er das ganze Reich auf einmal zu übersehen vermocht hätte. Denn, saget er, da alle und jede Einwohner dieses ungeheuren Landes ausgemalte Laternen anzünden, und Feuerwerke spielen, welche allerley Thiere vorstellen, so würde er seines Erachtens die allerschönste Erleuchtung, die sich der menschliche Verstand vorstellen kann, erblicket haben *c*).

Zustand des Castells zu Macao.

Als er, um sich einzuschiffen, nach Macao kam: so führete ihn seine Neugierigkeit zu dem berufenen Nordcastelle. Aber der Hauptmann, welcher damals die Wache hatte, ließ ihn nicht hinein. Er beklagete sich darüber gegen andere Portugiesen, die ihn damit trösteten: „der Hauptmann hätte ihm den Eintritt keinesweges aus Verachtung, sondern „aus kluger Vorsichtigkeit untersaget, damit ihm nämlich der schlechte Zustand des dasigen „Geschützes nicht in die Augen fallen möchte. Denn es wären nur wenige und meist un„brauchbare Stücke vorhanden, welches von dem Verfalle der Stadt herrühret *d*).

Grüne Insel gehöret den Jesuiten.

Eine wälsche Meile weit von Macao hat die Natur eine kleine Insel angeleget, welche die grüne heißt, und den Jesuiten gehöret. Ihr Umkreis beträgt nur eine wälsche Meile; zwar ist sie weiter nichts, als ein dürrer Felsen, dem ungeachtet haben die Jesuiten ein bequemes Lusthaus dahin gebauet, und um selbiges einige Obstbäume gepflanzet. Careri fuhr in einer Barke hinüber, und fand einen Bruder besagten Ordens daselbst, welcher wegen seiner vielen Abentheuer nicht weniger Achtung verdienete, als wegen seines Bekehrungsamtes. Careri vernahm von ihm mit vielem Vergnügen die Bestätigung eines unerhörten Zufalles, den er auf anderer Leute Zeugniß für wahr zu halten, bisher noch immer angestanden hatte. Nur drey Jahre vorher, lief eine Patache von der Küste Coromandel, aus dem manillischen Hafen Cavite, und hatte nebst dem Jesuiterbruder, noch sechzig Mann, theils Heiden und Mohren, theils Portugiesen am Borde. Weil nun der Steuermann die beyden Sandbänke bey den calamianischen Inseln nicht kannte: so lief er unversehens auf eine, daran das Schiff scheiterte. Von den Reisenden kamen einige in dem Wasser um, andere hatten das Glück, sich auf dem Sande gegen die Wellen fest zu halten, und setzten hernach in einem großen Kasten, oder bretternen Verschlage,

Erstaunliches Abentheuer.

der

c) A. d. 511 S.

d) Careri tadelt bey dieser Gelegenheit diejenigen, welche um eben diese Zeit in die Welt hineingeschrieben, die Stadt Macao sey noch ungemein reich, und habe dem Könige Johann dem IV von Portugall eine große Summe Geldes, imgleichen zweyhundere metallene Stücke zum Geschenke überschicket. „Joseph von der heil. Therese hatte „sich dieses vermeyntliche Geschützgeschenk dermaßen fest in den Kopf gesetzet, daß er, um die Wirklichkeit desselbigen zu behaupten, wer weis was, „vorgegeben hätte. Es gehörete aber selbiges mit „den dreytausend Stücken, welche nach seinem „Vorgeben die Portugiesen bey Eroberung Malacca in dieser Stadt fanden, in einerley Reihe „der Dinge. Wer hat je dergleichen gehöret? „Denn

der ihnen in die Hände fiel, auf etliche mal in die nächste und nur zwo wälsche Meilen entfernete Insel über. Allein, weil sie kein Wasser darauf fanden: so machte ihnen der glücklich abgelaufene erste Versuch den Muth, in eine andere wenigstens drey wälsche Meilen entfernete Insel zu fahren. Sie kamen auch nach und nach wirklich dahin. Ihr neuer Aufenthalt war ungemein niedrig, sehr klein, und hatte eben so wenig Holz und Wasser, als die vorige Insel. Der heftige Durst nöthigte sie vier Tage lang, Schildkrötenblut zu trinken. Endlich machte sie die Noth so klug, daß sie Bretter von ihrem Kasten nahmen, und damit nach Wasser gruben. Sie fanden es auch, in einer mit der See wasserrecht laufenden Tiefe. Zwar schmeckte es etwas salzig, schadets aber doch ihrer Gesundheit nicht das geringste. Die Vorsehung versorgete sie reichlich mit Schildkröten, indem diese Thiere eben damals den Strand besucheten und ihre Eyer legeten. Diese Umstände machten sie sich zu Nutze, und fingen so viele, daß sie ein ganzes halbes Jahr davon lebeten. Als dieser Vorrath ein Ende nahm: so kam eine Gattung großer Seevögel, von den Portugiesen Paxaros Bobos, oder dumme Vögel genannt, auf die Insel, und wollten daselbst brüten. Von diesen schlugen sie mit den Kastenbrettern so viele todt, daß sie wieder ein halbes Jahr lang zu leben hatten. Dergestalt nähreten sie sich von einem halben Jahre zum andern, bald mit Schildkröten, bald mit den Paxaros Bobos, wiewohl sie freylich das Fleisch nicht anders, als durch bloßes Trocknen an der Sonne zurichten konnten. Ihre Anzahl belief sich auf achtzehn Mann. Als mit der Zeit ihre Kleider zu Grunde giengen: so zogen sie den Vögeln die Haut ab, und näheten sie mit einigen Nadeln, die sie bey sich hatten, zusammen. Den Faden dazu gaben einige in dieser Wüste hin und wieder zerstreuete kleine Palmbäume her. Gegen die Winterkälte gruben sie mit ihren Händen einige Hölen, und krochen hinein. Dieses Leben dauerte ganzer sieben Jahre, ohne die geringste Veränderung. Zwar sahen sie unterdessen manches Schiff vorbey fahren, es wollte ihnen aber, alles Schreyens und Winkens ungeachtet, kein Mensch zu Hülfe kommen, weil kein Steuermann sich zwischen die Sandbänke und Untiefen wagen wollte. Ja, die See warf in dieser langen Zeit so viele Bretter und und andere Schifftrümmer an ihre Insel, daß sie leicht schließen konnten, es müßten die Schiffbrüche an diesen Eylanden nichts seltenes seyn, noch dieses Unglück nur sie allein betroffen haben. Gleichwohl bemerketen sie, daß die Vögel schüchtern wurden, und nicht mehr in so großer Anzahl, als ehedem, auf die Insel kamen. Zwo Personen starben; die übrigen sahen mehr Gespenstern, als einem lebendigen Geschöpfe gleich. Endlich trieb sie die Verzweiflung zu dem Entschlusse, dem elenden Leben einmal ein Ende zu machen, und durch eine beherzte Unternehmung entweder ein besseres Schicksal, oder den Tod zu finden. Sie stümperten demnach aus allerley von der See ausgeworfenen Brettern, eine Barke, oder vielmehr einen Kasten zusammen, und kalfaterten ihn mit einem Mischmasche von Vogelfedern,

Gemelli Careri 1696.

„Denn zu geschweigen, daß kaum viele der allerbesten Festungen in Europa zusammen genommen, „eine solche Menge Geschütze aufzuzeigen im Stande sind: so war Malacca damals weiter nichts, „als ein kleines Dorf, voll schlechter von Leimen, „Holz und Palmblättern erbaueter Hütten, ja es „ist das Schloß selbst, das die Portugiesen nachgehends an diesem Orte aufführeten, dermaßen „klein, daß nicht einmal so viel Stücke Raum darinnen hätten, es wäre dann, man wollte sie auf „einander schichten. Unterdessen fährt Careri „fort, kann jedweder schreiben was er will, es folge „auch nicht, daß eine Person, welche zuweilen in „Irrthum verfällt, die Wahrheit gar in keinem „Stücke schreibe„. A. d. 530. 531 S.

Gemelli Careri 1696.

dern, Sand und Schildkrötenfette. Aus den Sehnen der Schildkröten machten sie Seile, und aus zusammengeflickten Vogelhäuten, Segel. In diesem elenden Fahrzeuge, und ungeachtet sie nicht einmal mit Vögeln, Schildkröten und Wasser hinlänglich versorget waren, stießen sie vom Lande, und überließen sich der Führung des Himmels. Acht Tage lang schwebeten sie auf dem Wasser herum, ohne zu wissen, wo sie eigentlich seyn möchten, noch wohin sie Wind und Wellen führeten? Endlich kamen sie an die Insel Aynan. Als die Einwohner sechzehn solche erschreckliche Gestalten ans Land treten sahen: so ergriffen sie alle mit einander die Flucht: doch, als sie ihr ausgestandenes Unglück vernahmen: so ließ der dasige Mandarin ihnen nicht nur alles benöthigte reichen, sondern er verschaffete ihnen auch Gelegenheit, zu den Ihrigen zu kommen. Als die Portugiesen nach Macao kamen: so fand einer unter ihnen mit größter Verwunderung seine wertheste Ehegattinn, die ihn längstens todt zu seyn geglaubet hatte, mit einem andern verheirathet. Unterdessen ließ er sich leicht bereden, ihr diese Uebereilung zu verzeihen, indem seine siebenjährige Abwesenheit kein Verbrechen daraus machen ließ. Als der Bruder Heidenbekehrer dem Careri diese Geschichte erzählete: so war er selbst noch im Begriffe, sich auf der grünen Insel von dem ausgestandenen Elende zu erholen, und die ehmaligen Kräfte zu gewinnen *e*).

Wie schwer es falle von Canton wegzukommen.

Als die philippinische Patache unter Segel gehen wollte *f*): so erfuhr ihr Befehlshaber, Don Antonio Basarte, wie sehr das Ansehen der portugiesischen Nation in China gefallen sey, indem es viele Schwierigkeiten setzete, bis er die Erlaubniß, den Anker zu lichten, erhielt. Zwar hatte es ihm der Statthalter zu Macao erlaubt; doch darnach frageten die Chinesen nicht. Er machte alle ersinnliche Vorstellungen, er gab den Herren Zollbeamten eine Menge gute Worte; alles vergeblich. Das einzige Mittel war, ihnen über die gewöhnliche Gebühr noch etwa funfzig Duplonen in die Hand zu drücken. Dem ungeachtet kamen sie auch an dem Abfahrtstage noch an Bord, unter dem Vorwande, sie müßten sehen, ob man nicht etwa Landeskinder entführe, oder etwa gelbe Seidenzeuge und andere Waaren, darauf ein Drache mit fünf Klauen befindlich sey, mit wegnehmen wollte. Die Kaufleute hatten dergleichen wirklich, und mußten dafür wacker in die Büchse blasen. Endlich lief das Schiff mit Hülfe der Piaster glücklich aus dem Hafen.

Weg von Canton nach den philippinischẽ Inseln.

Indem diese Reise außerdem nichts merkwürdiges hat: so wollen wir bloß diejenigen Umstände, welche der Schiffahrt nützlich seyn können, hier beybringen. Basarte gieng Dienstages den 10ten April unter Segel; den folgenden Tag hatte er alle Gaten dieser Inseln zurück geleget, und war auf offener See; noch selbigen Abend lief er einen weißen und wegen vieler daran gescheiterten Schiffe beschriebenen Felsen vorbey. Bis hieher hatte er zu Vermeidung der Untiefen, welche sich über zwölf wälsche Meilen weit ins Meer erstrecken, beständig nach Osten gehalten: aber nun steuerte er Ostsüdost, welches der richtige Weg nach Manilla ist. Allein, bald hatte man widrigen Wind, bald Windstille, also

e) Ebendas. a. d. 534 und vorhergeh. S.

f) Careri hält es für seine Pflicht, die Welt noch zu guter letzt, ehe er China völlig verläßt, zu warnen: sie möchte dem Verfasser der holländischen Gesandtschaft nach China keinen Glauben beymessen, wenn er höchst ehrenrührige Dinge von dem chinesischen Frauenzimmer schreibt. „Es muß „ihm fürwahr geträumet haben, wenn er vorgiebt, „es gebe in China öffentliche Huren, und würden „sie von den Hurenwirthen auf einem Esel in der „Stadt herum geführet, und dabey ausgerufen: „Wer hat Lust? Wer hat Lust? Eben wie man „etwa Pommeranzen ausruft. Ja, der Mann „hat sich in die Träumerey so weit vertiefet, daß „ein

also, daß man neun ganzer Tage, das ist, bis auf den 21sten nicht sonderlich weit fortkam. Nachgehends veränderte sich zwar wohl Wind und Strom zuweilen, man erblickte aber doch den 27sten das Land **Iloccos**, welches zur Insel Manilla gehöret. Den 28sten segelte man an der Küste dieser Insel hin, und entdeckte den folgenden Tag das Vorgebirge **Bolinao** nebst **Pangasinan**, der Hauptstadt dieser Landschaft. Den 29sten blieb man noch immer neben der Küste: allein, die drey folgenden Tage war der Wind still, und man hatte große Mühe, zwischen zwey Eyländchen, **las dos Ermanas**, oder die beyden Schwestern genannt, vorbey zu kommen. Den 2ten May war man vor **Praya Onda**. Die Spanier haben hier eine Schanze mit zwanzig Mann, nebst einem Dominicanerkloster zu Bekehrung der Heiden. Den 3ten sah man auf der Seeseite eine große Menge in die Luft aufgestiegenes Wasser, welche Erscheinung von der Wasserhose unterschieden ist, und von den Spaniern **Manga** genennet wird. Zwar behaupten einige, wie Careri saget, „sie entstünde eben also wie der Regenbogen; doch wollten sie nicht zugeben, daß sie aus „größern Tropfen bestehe *g*)„. Sie war gleichsam der Vorbothe eines heftigen Sturmes, welcher seinen Anfang um Mitternacht nahm, bis an den folgenden Mittag dauerte, und die Patache in große Gefahr setzete. Endlich segelte man das Vorgebirge vorbey, das wegen zweener kleinen Felsen, daraus seine Spitze besteht, und die sich weit ins Meer hinein erstrecken, den Namen **Caponer** trägt. Den Abend warf man den Anker vor der Bay **Mariuman**, in welche es wegen vieler Untiefen sehr gefährlich einzulaufen ist. Noch mußte man das Vorgebirge **Batan** vorbey, wornach man gewisse Klippen **las Porcas y Porquitas**, das ist die Schweine mit den Ferkeln genannt, antrifft. Es sind zween große und fünf kleine Felsen, und liegen sie nicht weit von der Insel **Mirabila**, oder **Maribales**, und von noch einer andern **la Monja**, oder die Nonne genannt. Ist man diese Klippen vorbey, so läuft man in das Gat zwischen der Insel Maribales, und der Teufelsspitze. Nun sollen zwar die dasigen Einwohner eine Seeleuchte anstecken, damit die Schiffe bey finsterer Nacht dem Lande nicht zu nahe kommen. Allein, weil sie wegen allzugroßer Dunkelheit die Patache nicht wahrzunehmen vermochten: so ließ Basarte selbst Laternen aufstecken, worauf unverzüglich ein Lootsmann an Bord kam. Man rückte hierauf die ganze Nacht fort, und war mit Anbruche des Tages vor dem Schlosse zu **Cavite** *h*).

Gemelli Careri 1696.

Careri kömmt nach Manilla.

Careri fand bey seiner Ankunft, daß man zu Manilla den Montag und 7ten May zählete, dahingegen es nach seinem Tagebuche der Dienstag und 8te May war, und machet er darüber die gewöhnliche Anmerkung aller Reisenden.

Er brachte in dieser berühmten Stadt beynahe zween Monate zu, und beschäfftigte sich mit Sammlung derjenigen Nachrichten, die in der Beschreibung der philippinischen Inseln, ihrem Verfasser Ehre gemacht haben. Indem nun seine fernere Reise einen sehr merkwürdigen Artikel ausmachet, indem wir sonst kein einziges Tagebuch, das die Fahrt von

„ein solches Weibesbild in Kupfer stechen und in „sein Buch setzen ließ. Gewiß ist, daß ich in keinem Königreiche, noch Lande, da ich gewesen bin, „auch so gar bey den Mohren nicht, welche doch „weit viehischer, als andere leben, dergleichen niemals gesehen habe. Was China betrifft, so habe ich weder zu Pekin, noch zu Nankin von einem solchen Gewerbe das mindeste vernommen, „vielweniger es gesehen. Der Pater Grimaldi, „welcher bey nur besagter Gesandschaft einen Dollmetscher abgab, hatte wohl Recht, als er zu mir „sagete, der Verfasser besagter Nachricht habe „mehr Unwahrheiten, als Worte vorgebracht. A. d. 535 und 536 S.

g) V. Th. a. d. 9 S.

h) Ebend. a. d. 10 und vorherg. S.

Gemelli Careri 1696.

Seine Anmerkungen über die Reise von den Philippinen nach Mexico.

von Manilla nach Mexico beschriebe, in französischer Sprache haben: so müssen wir wegen einer Erzählung, welche mehr nützlich und merkwürdig, als angenehm ist, mehr als jemals um Vergebung bitten. Wir wollen unsern Reisenden den Abriß davon selbst machen lassen. „Keine Schiffahrt, saget er, ist länger noch gefährlicher, als aus den philippinischen Inseln nach America. Denn zu geschweigen, daß man über eine ungeheuere „See, ja beynahe über die Hälfte der Erdkugel mit beständig widrigem Winde schiffen „muß; so hat man über dieses immer einen schrecklichen Sturm nach dem andern „auszustehen; man hat mit tödtlichen Krankheiten zu kämpfen, als welche auf einer „Fahrt von sieben bis acht Monaten, und von solcher Beschaffenheit, wie diese, un„möglich ausbleiben können, indem man unter weit unterschiedene Breiten und Ge„genden kömmt, und bald vor Kälte zum Steine frieren, bald vor Hitze schmelzen „möchte, welche heftige Veränderung einen Menschen zu Grunde richten könnte, wenn „er gleich von Stahl und Eisen wäre. Wie gefährlich muß es nun um einen Men„schen stehen, welcher Fleisch und Beine hat, ja was das ärgste ist, der auf der See keine „dienliche Lebensmittel genießt„ *i*). Es wird zwar ohne Zweifel verdrüßlich fallen, wofern wir alle Umstände einer Reise, die Careri schon auf dem Titel langweilig und schrecklich nennet, anführen wollten. Es erfordert aber doch unsere Schuldigkeit, wenigstens das merkwürdigste und seltsamste daraus beyzubringen.

Er reiset von den Philippinen nach Mexico.

Weil die Einwohner zu Manilla von dem spanischen Hofe Erlaubniß erhalten hatten, gegen Erlegung vier und siebenzig tausend Piaster für jedwede Galione, zwo auszurüsten, eine mit Gütern zu befrachten, und ihr die andere zur Begleitung mitzugeben: so pflegeten sie, zu Ersparung der Kosten, gar oft nur eine einzige abzuschicken, ihr aber eine solche Größe zu geben, daß sie wohl eine dreyfache Ladung einnehmen konnte. Aber die leidige Erfahrung lehrete, man könnte die Theile einer so ungeheuren Maschine nimmermehr so fest mit einander verbinden, daß sie die unvermeidlichen gewaltsamen Stürme ausstehen könnte, wenigstens könnte man doch unmöglich gut dafür seyn. Man hatte nur allzuviele Beyspiele von einem unglücklichen Erfolge. Im Jahre 1694 gieng die berufene Galione der heil. Joseph genannt, die am Kiele zwey und sechzig Ellen lang, und verhältnißmäßig breit war, mit Leuten und Gut zu Grunde. Dieser Verlust hatte die Einwohner zu Manilla alle mit einander ziemlich herunter gebracht; und da nachgehends die Galione il Santo Christo genannt, ebenfalls verunglückte, so kamen sie vollends gar an den Bettelstab. Nach diesem gegebenen Lehrgelde konnten sie ihre Handlung nicht einmal mehr fortsetzen, sondern der Hof mußte, um die dem Könige zugehörigen Güter fortzuschaffen, ein Schiff kaufen, das am Kiele fünf und vierzig Ellen lang, und zu Bagatao gebauet worden war.

Auf eben diesem Fahrzeuge nun sollte sich Careri den 24sten des Brachmonates, als der vom Hofe dazu festgesetzten Zeit, nach Acapulco einschiffen. Allein, als er gedachte, nun würde die Reise angehen: so ließ der General alle Steuerleute und übrige Schiffsofficier vor sich kommen, damit er aus ihrem eigenen Munde vernehmen möchte, ob sie das Schiff für einen guten Segler, und zur Reise nach Neuspanien für tüchtig hielten? Die meisten gaben darauf zur Antwort: es wäre überladen. Damit befahl er, die Hälfte der Reisekisten wieder auszuladen, das ist, jedwedem

i) Ebend. a. d. 254 S.

wedem, welcher zwo mitzunehmen gedachte, nur eine zu lassen, imgleichen auch allen außerordentlichen Vorrath wegzuschaffen. Man pfleget auf dieser Fahrt so viel Wasser, als die Menge der Leute und die Größe der Galione es leidet, in Krügen mitzunehmen, übrigens aber, weil kein Vorrath für eine Reise von sieben bis acht Monaten jemals hinlänglich seyn kann, sich auf das beständige Regenwetter zu verlassen. Allein, dieses Jahr hatte man, nach Art der Mohren, auf den Seiten des Schiffes zween Wasserbehälter, die bis auf den Boden des Fahrzeuges reichten, angebracht. Ungeachtet nun nichts gewissers zu seyn schien, als sie würden erwünschte Dienste leisten: so wurden sie dennoch unter dem Vorwande, man müßte der Absicht des Generals ein Genüge thun, eigentlich aber nur für eine größere Menge Kaufmannsgüter Platz zu machen, vernichtet, ohne dabey zu erwägen, daß man bey Versorgung des Schiffes auf besagte Wasserkasten Rechnung gemacht, folglich desto weniger Krüge auf die Galione geschaffet hatte, und daß es bey der noch übrigen kurzen Zeit, nicht wohl möglich falle, mehrere anzuschaffen. Careri schreibt dieses unredliche Verfahren den Officiern selbst zu, weil sie dem Verbothe des Hofes zuwider, viele Güter auf ihre eigene Rechnung mitnahmen, und sich wenig darum bekümmerten, ob die Reisenden nebst dem übrigen Schiffsvolke auf der ungeheuer großen See Durst sterben könnten, oder nicht. Weil allemal eine große Anzahl spanische Kaufleute auf die philippinischen Inseln kömmt, und dieses Jahr nicht mehr, als ein einziges Schiff nach Acapulco abgieng: so hatten sie sich meistentheils schon seit einem Jahre um einen Platz auf selbigem bemüht, und alle ihre Gönner um Hülfe angesprochen. Careri, ob er gleich ein Ausländer war, hatte doch dieses Glück bloß dem Vergnügen zu danken, das der Statthalter der philippinischen Eylande aus seinen Gesprächen geschöpfet hatte. Man hatte ihm das Kämmerchen gezeiget, darinnen, er nach seinem Ausdrucke, ein halb Jahr gefangen sitzen sollte. Allein, da ihn weder der General, noch ein anderer Schiffsofficier in die Kost nehmen wollte: so mußte er sich zu Cavite mit allerley Vorrathe versorgen. Man bezahlet sonst für Kammer und Tafel gemeiniglich fünf bis sechs hundert Piasters: allein, weil er nicht an den Officiertisch gelassen wurde: so durfte er für des Gutverwahrers Tisch und für seine Kammer zusammen, nicht mehr als hundert bezahlen *k*).

Gemelli Careri 1696.

Den letzten des Brachmonates lichtete man die Anker. Allein, weil damals der Südwind blies, und drey ganze Tage anhielt: so konnte man in dieser ganzen Zeit kaum drey Meilen zurück legen. Das süße Wasser wurde auf der Galione schon so seltsam, daß man, um das ausgetrunkene zu ersetzen, die Schaluppe an die Quellen des Berges Batan schickte. Careri fuhr nebst dem Major Vincent Arambolo zur Lust mit dahin. Sie wähleten eine solche Stelle zum Aussteigen, da sie kein Pfeil der Schwarzen, welche in dem dasigen Gehölze unaufhörlich jagen, zu erreichen vermochte. Doch höreten sie, nicht ohne Lachen, diese Kerl, um das Wild aufzutreiben, wie die Hunde bellen. Arambolo machte sich kein Bedenken, in ihrer Gesellschaft zu jagen, und es hinderte kein Mensch die Matrosen, ihrem Amte mit Wasserfüllen ein Genüge zu thun. Weil der Südwind die ganze Woche fortblies, wobey man gewaltige Hitze und große Platzregen ausstehen mußte: so konnte man die Anker erst Mittwochs den 11ten lichten. Man lief zwischen der Insel Maribeles und dem Berge Batan Abreise.

 durch,

k) A. d. 250. 251 S.

Gemelli Careri 1696.

durch, kam des Abends vor der Spitze Mariecondon und Simbones vorbey, und entfernete sich glücklich von der sogenannten Unglücksklippe. Den 12ten zu Mittage, ließ man die wüste Insel Ambil hinter sich, imgleichen die dabey liegende Insel Luvan. Gleichfalls bekam man noch vor einbrechender Nacht das Vorgebirge des heil. Jacobs, welches die Mündung der balayanschen Bay machen hilft, in den Rücken. Den 13ten fuhr man neben der Insel Mindoro, und einer darauf befindlichen langen Gebirgreihe hin. Es wird selbige von wilden Manghianen, die man noch nicht bezwungen hat, bewohnet. Einige auf dem Schiffe befindliche Jesuiten versicherten den Careri, besagte Eyländer hätten Schwänze einer halben Spanne lang *l*). Allein, diese Ungestaltheit, wofern sie anders eine ist, mache sie im geringsten nicht etwa grimmiger. Sie treiben Handel mit andern zinsbaren Einwohnern besagter Insel, welche unter der Aufsicht der Augustinerbarfüßer in einigen Dörfern am Strande wohnen. Man tauschet von diesen Manghianern gegen Reiß und andere Waaren eine Gattung schwarzen Hanf, Ganuet genannt, imgleichen Gold, Wachs und Papagayen. Die Insel ist voll Büffel, Hirschen und Affen, die man Heerdenweise am Strande erblickete. Den 14ten blieb man wegen des widrigen Windes den ganzen Tag bey der Insel Maricavan vor Anker liegen; und als man unter Segel zu gehen versuchete: so wurde man mit eben so großer Gewalt, als Gefahr, bis jenseits des Jacobvorgebirges zurück gejaget. Man mußte viele Schläge machen, ehe man dieses Vorgebirge wieder vorbey kommen konnte. Anfänglich ließ man eine kleine benachbarte Bay zur rechten; nachgehends eine etwas größere, Varadero-vejo genannt; ferner das Gat zwischen der Spitze Mindoro, und der Insel Maricavan, unweit der Bay Bagnan auf Manilla, wo die Schanzen Guarnio, Balaxivo und Batangas stehen. Als man vor dem Vorgebirge vorbey war: so lief man in den Varadero. In diesem Hafen leget jedwedes nach Mexico bestimmtes Schiff vor Anker, und versorget sich mit Holze und Wasser. Die Bay hat die Gestalt eines halben Kreises, und wird theils durch einen gekrümmten Arm der Insel Mindoro, theils durch einige andere Inseln gebildet. Die größte Gefahr bey der Durchfahrt rühret von zween widrigen Strömen her; denn einer läuft gegen Maribales, der andere gegen das Gat des heil. Bernhards. Careri stieg in der Absicht, die müßige Zeit mit der Jagd zu vertreiben, ans Land: er konnte aber unmöglich in die Wälder kommen, indem nicht einmal ein Hund in das dicke Gehölze eindringen kann.

Insulaner zu Mindoro haben Schwänze.

Varadero vejo.

Verschiedene Inseln.

Den 17ten, als man zweyhundert Wasserkrüge gefüllet hatte: so gieng man mit einem frischen Winde unter Segel, durch dessen Hülfe man in kurzer Zeit unweit Mindoro, die sieben kleinen Bacoinseln zur rechten Hand liegen ließ. Sie sind unbewohnet, aber ganz grün und angenehm zu sehen. Nachgehends ließ man das Vorgebirge Galvan auf Manilla zur linken. Gegen Abend fuhr man unweit der beyden Schwestern, zwischen den zwo Inselchen Mestre de Camp genannt, durch, sodann vor drey andern vorbey, welche die Unterkönige heißen, voll Bäume, aber nicht bewohnet sind. Den 18ten lief man vor Tages mit eben so geringer Mühe zwischen den Butonseylanden, und der Insel Marinduque durch. Es trägt diese Insel, die man zur linken Hand läßt, eine Menge Früchte, und ungemein nahrhafte Wurzeln. An ihrer Spitze liegt ein Eyländchen, klein Buton genannt, und hinter selbigem noch eines

l) Es waren die Patres Grigoyen, Borgia und Martinez.

eines, **Simarre** genannt, beyde werden von gesitteten Indianern bewohnet. Indem man beständig gegen Osten hielt: so erblickte man zur rechten, wiewohl in einer großen Entfernung die Inseln **Romblon**, de las **Tablas** und **Sibugan**, welche sämmtlich bewohnet sind. Dieser ganze Weg ist ein gefährlicher Irrgarten zwischen einer Menge Inseln, und hat bis an dem Embocadero eine Länge von achtzig Meilen *m*). Gemelli Careri 1696.

Mittewochs den 16ten wurde man von einer Windstille überfallen, welche den folgenden Tag fortdauerte. Aber am 18ten lief man durch die Straße zwischen den Inseln **Borias** und **Masnate**. Es sind solche wegen ihrer Goldbergwerke, und derjenigen seltsamen Vögelgattung, die bey uns **Tavons** heißt, berühmt. Von hier steuerte man nach der Insel **Ticao**, segelte die ganze Nacht an ihrer Küste hin, und warf zu frühe den Anker im Hafen des heiligen **Hyacinthi**, bey Sursegon. Der Befehlshaber zu Alvay ließ sogleich eine Menge Lebensmittel an Bord bringen. Alle diese Inseln sind bewohnet, und mit Missionarien aus allerley Orden versorget. Als die Galion in die Tienobay eingelaufen war, stieg Careri ans Land, und erblickte eine halbe Meile weit von der See die Ueberbleibsel von einem großen Dorfe, das ein Steuermann in seinem Grimme gegen die Einwohner weggebrannt hatte. Es stunden noch etwa dreyßig hölzerne Häuser aufgerichtet. Die Kirche, und die Wohnungen der Missionarien sind zwar eben so schlecht: allein, die Geistlichen halten sich meistentheils in der Insel Masnate auf; die Einwohner auf Ticao hingegen begeben sich auf ihr Gebirge, und warten daselbst den Ganuet- und Gavasbau ab. Missionarien auf solchen.

Voritzt ließ der General sämmtliche am Borde befindliche Reisende durch die Musterung gehen; denn weil jedweder dem Könige zwanzig Piaster bezahlen muß, so wollte er mit eigenen Augen sehen, ob niemand ohne seine Erlaubniß sich eingeschlichen habe? Man erwischte wirklich sechzehn arme Tropfen, welche vermeynet hatten, man werde sie unter der großen Menge nicht merken: allein, sie wurden ohne Gnade und Barmherzigkeit ans Land gesetzet. Alle auf dem Schiffe noch übrige Personen beliefen sich auf zweyhundert. Um auch die wenige Anzahl der Wasserkrüge zu ersetzen, ließ der General fünfhundert Bambusröhre eines Schenkels dick, und acht Spannen lang abhauen und mit Wasser füllen. Ueber dieses hätte man die Galion wegen der großen Menge von allerley aus den benachbarten Inseln dahin geschafften Früchte für einen schwimmenden Garten, oder auch wegen der großen Anzahl Schweine und Hühner, die man unaufhörlich herbey brachte, für einen großen Viehmarkt ansehen sollen *n*).

Der Wind blieb bis auf den 31sten so widrig, daß man sich nicht ehender, als an diesem Tage, unterstehen durfte, aus dem **Embocadero** zu laufen, indem man die Heftigkeit des Stromes nicht anders als mit Hülfe eines sehr günstigen Windes zu überwältigen vermag. Es ist dieses berufene Gat acht Meilen lang, und vier, fünf bis sechs breit. Auf einer Seite wird es gleich einem Hofe von der manillischen Küste, von den Inseln Borias, Ticao und Masnate, von den sechs oranischen Eylanden, welche unbewohnt sind, von der Insel Capul, oder wie die Indianer sie nennen, Ava, von den Alaporesinseln, und endlich von der palapischen Westküste eingeschlossen. Auf der anderen Seite aber, von den Inseln Maripipi, Tagapola, Mongol, Kamandon und Limbaguayan, welche alle mit einander, man nehme einen Weg was für einen man wolle, eine sehr Gefahr bey dem Embocadero.

m) A. d. 262 S.

n) A. d. 265 S.

Gemelli Careri 1696.

sehr gefährliche Straße machen. Unterdessen ist der Paß oder die Mündung, durch welche man in die offene See sticht, noch erschrecklicher. Sie wird auf der Südseite von dem auf der Insel Capul gelegenen Vorgebirge Malpal, auf der Nordseite theils von der kleinen Insel Kalentan, welche an der Spitze Tiklin einige Untiefen hat, theils von der Insel Manilla eingeschlossen. Ihre Breite beträgt nur zwo Meilen, ja sie hat eine ganze Viertheilmeile weit, nämlich zwischen Kalentan und Tiklin nur eben so viel Wasser, als eine Galion, wenn sie fortkommen will, zur höchsten Noth bedarf. Die Steuerleute nehmen sich auch wohl in Acht, daß sie weder diese, noch die zwischen den Oranieninseln, und zwischen Capul und Samar befindlichen Durchfahrten wählen *o*).

Voritzt hoffeten sie durch Hülfe eines guten Südostwindes bald aus aller Gefahr zu seyn. Aber eben da sie gedachten, nun werde das Auslaufen von statten gehen, fiel unterdessen, da der Mond über dem Gesichtskreise stund, nicht nur ein heftiger Platzregen ein, sondern es war ihnen auch die Fluth dermaßen zuwider, daß man unmöglich fortrücken konnte, ja man wurde im Gegentheile zurück getrieben, und mußte die ganze Nacht über große Gefahr ausstehen. Careri erschrack von Herzen, als er das Meer eben also aufwallen sah, wie etwa Wasser bey starkem Feuer zu thun pfleget. Endlich wurde die Fluth günstig, und man lief noch Vormittages aus dem Gate. Wir dürfen hierbey nicht vergessen, daß man bey dem Auslaufen anfänglich das Gebirge Bulessan, das den Feuerberg Alvay in sich begreift, unweit der manillischen Küste, und nachgehends die Bernhardsklippe unter dem dreyzehnten Grade Süderbreite, beyde zur linken Hand; gegen Abend aber das heilige Geistvorbirge zur rechten Hand liegen ließ. Es ist dieses letztere die östlichste Spitze der Palpaküste, unter zwölf Grad dreyßig Minuten und die erste, welche man auf der Herfahrt aus Neuspanien erblicket *p*).

Einrichtung der Fahrt.

Kaum hatte man die offene See gewonnen, so war jedermann vor Freuden entzücket und half die Ankertauen unter das Verdeck bringen, indem sie nun nicht eher als bey Acapulco wieder gebraucht werden sollten. Die See warf schreckliche Wellen. Den folgenden Tag befand man sich mit eben diesem Winde auf der Höhe von vierzehn Graden. Dem geneigten Leser wird aus dem Berichte der vorigen Reisebeschreibungen noch erinnerlich seyn, daß man bey der ganzen Fahrt aus Neuspanien nach den philippinischen Inseln beständig auf der Höhe von dreyzehn Graden bleibe; daß man nach dem Auslaufen aus dem Hafen zu Acapulco, welcher auf siebenzehn Grad liegt, den dreyzehnten gewinne, und sodann die Reise bey unaufhörlich günstigem Winde, und ebener See auf einer einzigen Linie glücklich endige, um welcher Ursache willen die Spanier diesem ungeheuern Wasserraume den Namen des stillen Meeres beygelegt haben. Dergestalt kömmt man innerhalb sechzig, oder auf das höchste fünf und sechzig Tagen bis ins Gesicht der marianischen Eylande, und sodann innerhalb funfzehn bis zwanzig an die philippinischen. Aber mit der Fahrt aus diesen Inseln nach Neuspanien hat es eine ganz andere Bewandniß. Sie ist einer Menge Schwierigkeiten unterworfen. Man findet eine stürmische See. Careri nennet sie eine verteufelte. Will man nicht wieder zurück gejaget werden, gleichwie zuweilen geschieht: so muß man nothwendiger Weise die nordliche Höhe von vierzig bis ein und vierzig Graden gewinnen, der japonischen Küste ins Gesicht kommen, oder neben ihr hinsegeln, nachgehends bey Erblickung gewisser Kräuter, welche weit und breit in der californischen

Stürmische See.

o) A. d. 268 S.

p) A. d. 269 S.

lifornischen See herumschwimmen, sich wieder gegen Mittag wenden, und hierauf den Weg mit einem günstigern Winde fortsetzen. Die Steuerleute auf der Galion waren der Meynung, man solle die marianischen Inseln unter dem neunzehnten Grade zwanzig Minuten vorbey segeln, ungeachtet man es gemeiniglich zwischen dem zwanzigsten bis fünf und zwanzigsten zu thun pfleget. Allein, es hatte seit einigen Jahren die Erfahrung gelehret, man komme weit sicherer vorbey, wenn man eine größere Höhe gewinne. Ihr Gutachten wurde beliebt, und das Schiff nach Ostnordost gewendet.

Gemelli Careri 1696.

Die Kälte war bereits so heftig, daß man eben an diesem Tage den Zeug, welchen die Matrosen zu ihrer Verwahrung gegen die Kälte vom Könige bekommen, unter sie austheilte. Als nun die folgenden Tage einige Windstillen nach einander einfielen: so verminderte man jedwedem seinen Antheil Wasser. Mit einem Worte, man machte solche Anstalten, als ob man eine mißliche Reise von ungewisser Dauer vor sich habe. Gleichwohl war sie bis Sonnabends den 1sten des Herbstmonates glücklich. Es fielen einige starke Regen; man fing das Wasser mit großer Sorgfalt auf, und alle ausgeleerete Gefäße wurden wieder angefüllet. Allein, am Sonntage vor der Sonnen Aufgange, erhub ein ungestümer Ostwind die Wellen auf eine schreckliche Weise. Zwar nahm man, aus Beysorge die Marsstangen einzubüßen, gleichwie auf dieser See zuweilen schon geschehen war, die Segel ein; es schlugen aber die Wellen so stark in die Galion, daß kein Pumpen mehr helfen wollte, ja zuweilen bekam das Schiff die heftigsten Stöße, darüber die ältesten Matrosen erschracken. „Man stellete das Bild des heiligen Franz Xaviero auf, und der General „versprach, eine Gelübde zu bezahlen, das den Werth des großen Segels betragen sollte. „Besagtes Segel schätzte man auf zweyhundert Piaster. Der Wind wurde günstig, und „diese Veränderung dem indianischen Apostel zugeschrieben.„ Vier Tage hernach erblickte man die marianischen Inseln: allein, der Wind erlaubte dem Steuermanne nicht, unter dem neunzehnten Grade zwanzig Minuten vorbey zu segeln, gleichwie er es zu thun vorhatte. Unter den vier Inseln, welche Careri erblickte, hatte die größte, welche gegen Süden lag, die Gestalt eines länglichten Pferdesattels, die zweyte auf eben dieser Seite gelegene, war ein runder und spitziger Feuerberg, der in den Karten Griga heißt, und aus seinem Gipfel Rauch ausdampfet. Careri giebt ihm einen Umkreis von drey Meilen *q*).

Andacht der Spanier in der Gefahr.

Careri geht nach den Marianen.

Weil die Galion in keiner von diesen Inseln vor Anker kam: so übergehen wir was Careri von ihnen beybringt, indem solches bey der an einem anderen Orte von uns gegebenen Beschreibung überflüßig, ja weil es bloß die Erzählung der am Borde befindlichen Spanier zum Grunde hat, überhaupt nicht sehr richtig noch gewiß seyn möchte. Hingegen beleget er bey dieser Gelegenheit seine Reise zum zweytenmale mit dem Namen einer schrecklichen, und bemerket, um den Leser darauf vorzubereiten, daß Sonntags den 19ten des Herbstmonates der Himmel unter ein und zwanzig Grad vierzig Minuten eine violette Farbe und grüne Wolken hatte; dergleichen Erscheinung war weder ihm noch den Jesuiten in einigem Theile der Welt jemals zu Gesichte gekommen, daher jedermann sie für ein Wunderzeichen hielt. Der Obersteuermann erschrack dermaßen darüber, daß er sogleich, um von dem Himmel Glück zur Reise zu erhalten, eine neuntägige Andacht anstellete *r*).

Sonderbare Lufterscheinung.

Den

q) A. d. 275 S.

r) A. d. 286 S.

Gemelli Careri 1696.

Seltsame Abweichung der Nadel.

Den 11ten beobachtete man unter zwey und zwanzig Grad sieben und dreyßig Minuten die in gegenwärtiger Sammlung bereits erwähnte wunderbare Abweichung der Magnetnadel, davon die Ursache dem Forschen der Naturkündiger noch immer unbekannt geblieben ist. Sie beginnet am Bernhardinusvorgebirge zwischen zwölf und dreyzehn Graden, hernach nimmt sie innerhalb einer Weite von tausend Meilen, welche beyläufig den halben Weg betragen, beständig zu, und steigt auf achtzehn bis zwanzig Grad. Nachgehends nimmt sie wieder ab, und beträgt am Vorgebirge Mendocin nur noch zween Grad. An einem Orte ist sie nordostlich, an einem anderen nordwestlich, an einem Orte größer, am anderen kleiner, in welchen Umständen die Hauptschwierigkeit sie zu erklären liegt. Es geht nicht an zu sagen, sie werde durch einige in diesen Eylanden verborgene Magnetsteine verursachet, weil man sie in einer Entfernung von tausend Meilen noch immer spüret. Die Steuerleute erkennen sie bey untergehender Sonne; denn weil sie den wahren Westpunct haben, so sehen sie, ob er mit Norden, und den übrigen Hauptpuncten genau überein treffe s).

Fische Cachoretas.

Den 12ten fuhr man unter drey und zwanzig Grad funfzig Minuten aus dem heißen Erdstriche in den gemäßigten, man lief mit einem Westnordwestwinde gegen Norden, und fing die beyden folgenden Tage dergleichen Fische, die von den Spaniern Cachoretas genennet werden, in dermaßen großer Menge, daß sie den Matrosen zum Ekel wurden. Den 15ten fing man vier Hayen. Als der General einen darunter öffnen ließ, fand man sieben lebendige junge bey ihm, die sogleich, als man sie ins Wasser warf, davon schwammen. Einige behaupten, die alte verschlinge sie gleich nach ihrer Geburt, und diene ihnen ihr Bauch statt des Nestes. Sie sagen ferner, es komme jedwedes Junge aus einem Eye, die Eyer lägen in einer Spalte, welche der Fisch unter den Kinnbacken habe. Allein, Careri hält für das gewisseste, die Eyer würden in dem Bauche der Alten ausgebrütet. Denn es erzähleten ihm viele alte Matrosen, man finde in dem Leibe der Hayen sowohl Eyer als Junge. Ein Gallicier, der viele Jahre lang auf den Wallfischfang gefahren war, sagte ihm ebenfalls, man habe gar oft in einem großen Wallfische kleine angetroffen t). Mit den drey übrigen Hayen machte sich das Schiffsvolk einen Zeitvertreib. Weil sie niemand zu essen verlangete: so setzete man den größten mit einem Brette am Schwanze in Freyheit, da denn jedermann seine Lust daran sah, wie er oben auf dem Wasser fortschoß, und nicht untertauchen konnte. Die anderen beyden band man mit den Schwänzen zusammen, stach dem einen die Augen aus, und warf hernach beyde Fische ins Wasser. Hier entstund ein Kampf, der ungemein lächerlich anzusehen war; denn der Blinde leistete aus allen Kräften Widerstand, der andere hingegen dachte, er sey gefangen, und wollte, um sich zu retten, mit aller Gewalt untertauchen u).

Hayen.

Wie sie ihre Jungen zeugen.

Lust mit ihnen.

Von nun an bis auf den neun und zwanzigsten Grad dreyßig Minuten Breite enthält des Careri Tagebuch nichts als die Sonnenhöhe, die man täglich nahm, nebst der Abwechslung der Winde. Aber in besagter Gegend findet man zwo Klippen, davor er warnet. Der Anblick dieser Klippen, welchen nicht alle Schiffe zu entgehen das Glück haben, hatte die Kraft, die neuntägigen Andachten, nebst den Lichtern und kleinern Laternen zu vervielfältigen. Nach diesen Bußübungen, wurde getanzet, Comödien gespielet und geschmauset x). Den letzten des Herbstmonates war man unter dem zwey und dreyßigsten

s) A. d. 287 S.

t) A. d. 288 S.

ßigsten Grade und vermuthlich nicht weit von einer Insel Ricca d'oro genannt, welche vermöge der Karten auf dieser Höhe liegen solle. Allein, Careri hält sie für erdichtet. Der folgende Tag wurde wegen eines schrecklichen Sturmes, der auf der Galion viel Unheil stiftete, merkwürdig. Man hatte der großen Entfernung vom Lande ungeachtet, bisher ohne Unterlaß, wiewohl mit großer Verwunderung, Vögel gesehen. Aber das Erstaunen nahm um ein merkliches zu, als den 3ten des Weinmonates und ehe der Sturm sich gänzlich geleget hatte, ein Matrose einen Canarienvogel sich auf ein Tau niederlassen sah. Man fing ihn ohne Mühe. Der General suchte ihn zu erlaben, und in einem Käfichte zu behalten. Allein, er war dermaßen entkräftet und mager, daß er noch an eben demselbigen Tage umfiel. Er hatte Sand im Magen. Jedermann eröffnete seine Meynung, woher der Vogel wohl gekommen seyn möchte? Einer sagte dieses, der andere jenes; doch zuletzt schien das wahrscheinlichste zu seyn, der Wind habe ihn aus Ricca de Plata, einer gewissen dreyßig Meilen von hier gegen Mittag gelegenen Insel, weggeführet. Man war damals auf der Höhe von vier und dreyßig Grad sieben Minuten. Nach dem Vorgeben der Steuerleute sind die Inseln Ricca d'oro und Ricca de Plata, imgleichen einige andere dabey liegende Eylande die wahrhaftigen Inseln Salomonis. Careri hingegen spricht ihnen so gar die Wirklichkeit ab. Man befährt diese Gegend schon seit so langer Zeit, saget er, gleichwohl hat sie noch niemals ein einziger Mensch zu Gesichte bekommen. Man hat sie auf Befehl des Königes von Spanien aufgesucht, aber nicht gefunden. Doch wurde einstens eine Galion, die eben diese Straße hielt, an eine unbekannte Insel geworfen. Ja, man erzählet, es hätten die Schiffsköche etwas Erde aus besagter Insel genommen, und ihren Heerd damit ausgebessert. Da nun die Reise zu Ende gewesen, hätten sie zu ihrem größten Erstaunen einen Goldklumpen, den das starke Feuer ausgeschmolzen habe, im Heerde gefunden. Diese Begebenheit sey dem spanischen Hofe berichtet, und darauf von selbigem befohlen worden, der Unterkönig zu Mexico solle eine Flotte ausrüsten und besagte Insel, auf welcher die Steuerleute der Galion die Sonnenhöhe genommen hatten, aufsuchen. Nun ist zwar die Goldgeschichte an sich selbst vermuthlich nur ein Mährchen: allein, dieses ist gewiß, daß im Jahre 1595 Don Alvaro de Mendoza in der Absicht, die Salomonsinseln zu entdecken, zu Callao unter Segel gieng, daß er nach einer langen und beschwerlichen Reise an eine zu Neu-Guinea gehörige Insel auf der Südseite der Linie kam, und nebst einem Theile seiner Leute daselbst starb. Seine Gemahlinn Isabella Baretti, die ihn auf dieser Fahrt begleitet hatte, gieng im Hornung des 1596 Jahres von besagter Insel nach Manilla unter Segel, kam auch wiewohl nur mit einem einzigen Schiffe dahin. Die ganze übrige Flotte war bey dieser vergeblichen Unternehmung zu Grunde gegangen.

Gemelli Careri 1696.

Sturm.

Ein Canarienvogel setzet sich auf die Taue.

Erzählungen von den Salomonsinseln.

Man suchet sie.

Dreyßig Jahre vorher, ehe Careri diese Fahrt unternahm, hatte sich Don Antonio de Medina im Vertrauen auf seine in dieser See erlangte Kenntniß, bey Hofe zu eben dieser Unternehmung angebothen. Der Unterkönig zu Mexico bekam hierauf Befehl, ihn nach den philippinischen Inseln zu schicken, und ihm die Befehlshaberstelle auf der Galion, die von Acapulco dahin gehen sollte, zu geben. Dieses Amt bekam er auch bey der Abreise wirklich. Allein, der neue Statthalter der philippinischen Inseln, welcher sich auf eben dieser Galion befand, hatte kaum Neuspanien im Rücken, so setzete er ihn ab, und denjenigen, welcher

u) A. d. 289 S.

x) Ebendas.

Gemelli Careri 1696.

welcher die Galion von Manilla nach Acapulco geführet hatte, an seine Stelle. **Medina** zog sich diesen Schimpf äußerst zu Gemüthe, und entwich gleich nach seiner Ankunft in den philippinischen Inseln heimlich nach China, um von da nach Madrit zu gehen, und seine Klagen anzubringen. Allein, weil man nach seiner Abreise weiter nichts mehr von ihm hörete, so vermuthete man, er sey den Seeräubern in die Hände gefallen *y*).

Careri verschonet seine Leser nicht mit dem allergeringsten Umstande, ungeachtet wenig merkwürdige in seiner Erzählung vorkommen. Wir unseres Ortes übergehen alles, was bloß die Sonnenhöhe und Winde, oder die Heftigkeit der täglich zunehmenden Kälte, nebst der Beschwerlichkeit, die sie ihm verursachte, betrifft, und bemerken nur, daß es bis auf den 12ten nicht selten so stark regnete, daß alles ausgetrunkene Wasser in einem oder auf das höchste in einem Paar Tagen wiederum ersetzet wurde. Den 14ten als man die Höhe von sieben und dreyßig Graden erreicht hatte, wurde der Entschluß gefasset, man wolle beständig zwischen sechs und dreyßig und zwey und vierzig Graden bleiben, welches die größte Höhe ist, die man auf dieser Fahrt jemals gehalten hat. Careri giebt diese Anmerkung für höchstnöthig aus, weil ein Schiff, das diese Höhe nicht vor Erblickung des Wahrzeichens mit dem schwimmenden Kraute gewinnet, sich nachgehends von der Küste des Vorgebirges Mirdo bis an Californien immer unter dem Winde befindet, und Norden mit großer Schwierigkeit gewinnet. Dieses war eben damals vor sechs Jahren einer manillischen Patache wiederfahren, welche zwar bis zum fünf und dreyßigsten Grade aufgestiegen war, sich aber auf dieser Höhe nicht erhalten konnte, und nachgehends die Wahrzeichen vergeblich aufsuchte. Es hätten alle darauf befindliche Leute Hungers sterben müssen, wofern sie nicht der Himmel in eine unbekannte Insel unter dem achtzehnten Grade zwanzig Minuten geführet hätte, welche von dem Tage, daran sie entdeckt wurde, den Namen der Sebastiansinsel bekam. Die verhungerten Leute fanden eine Menge Vögel darauf, die sie in irrdene Gefäße einsalzeten, sie versorgeten sich auch mit frischem Wasser aus einem Teiche. Die Insel ist klein, flach, und voll schöner Bäume *z*).

Ehemalige Gefahr bey dieser Reise.

Ehemals war, wie Careri bemerket, diese Schiffahrt ohne Zweifel noch weit gefährlicher und erschrecklicher. Im Jahre 1575 gieng die Galion, der heilige Geist genannt, bey dem Embocadero zu Grunde. Im Jahre 1596 führete der ungestüme Wind den heiligen **Philipp** nach Japon, da man ihn nebst der ganzen Ladung wegnahm. Das Jahr 1602, wurde durch den Verlust zwoer Galionen merkwürdig. Unterdessen hat diese Fahrt, ungeachtet sie beynahe schon zweyhundert Jahre lang getrieben wird, noch heutiges Tages ihre Schwierigkeiten. Ganz neue Beyspiele davon gab der Untergang des **Josephs** und **Santo Christo**: zu geschweigen, daß die meisten Schiffe ihre Masten verlieren, oder von widrigem Winde zurück getrieben werden, ja es müssen manche, wenn sie bereits den halben Weg zurückgeleget haben, mit Verluste vieler Leute nach Manilla umkehren. Die am allerglücklichsten davon kommen, müssen so viel Ungemach ausstehen, daß es nicht zu beschreiben ist.

Abriß des Ungemaches, das man aussteht.

„Denn zu geschweigen, daß man sich gegen Hunger und Durst nie genugsam „verwahren kann, so ist auch das Schiff voll von einer kleinen Ungeziefergattung, die im „Zwiebacke wächst, und erstaunliche Geschwindigkeit besitzt. Denn kaum kommen diese „Thiere zum Vorscheine, so sind sie schon überall, in den Cajüten, in den Betten, in den „Schüsseln, daraus man isset, ja, sie hängen sich unvermerkt so gar auch an die Haut. Nebst „dem

y) A. d. 295 und vorhergeh. S.
z) A. d. 298 S.
a) A. d. 304 S.

„dem wird man noch von anderem Ungeziefer von allerley Farben gepeiniget. Die Fliegen „fallen schwarmweise auf die Tische und in die Speisen, in welchen ohnedieß schon allerley „Gattungen Würmer herum schwimmen *a*). Gemelli Careri 1696.

Careri empfand seinen Theil von diesem Elende ebenfalls. Anfänglich bewirthete ihn der Gutbewahrer, mit dem er sich dießfalls eingelassen hatte, nicht nur reichlich, sondern auch reinlich. Allein, so bald man auf offener See war, ließ er ihn auf gut armenisch fasten, das ist, er gab ihm nicht einmal weder Wein, Oel, noch Weinessig. Die Fische waren bloß in Salz und Wasser gekocht. An Fleischtägen bekam er ein Stückchen an der Sonne getrocknetes Kuh- oder Büffelfleisch, das so zähe war, als Holz, wie man es denn allezeit wer weis wie lange? mit einem Holze klopfen mußte, ehe es gekauet werden konnte. Hatte man es endlich hinab gewürget, so riß und schnitt es im Leibe, wie die stärkeste Purgation. Zu Mittage nun wurde dieses köstliche Fleisch in blossem Wasser gesotten, auf den Tisch gebracht; dabey bekam Careri keinen anderen, als Commißzwieback, mit welchem er allemal eine gute Anzahl von dem klumpweise darinnen steckenden Ungeziefer verschlucken mußte. Am Fasttage war das gewöhnliche Gericht ein stinkender Fisch, man hätte denn etwa so viel Cachoretas gefangen, daß jeder Matrose etwas davon bekam. Man setzte auch wohl eine Bohnensuppe auf: es waren aber diese Bohnen so voll Würmer, daß sie oben auf schwammen. Zu Ende der Mahlzeit vergönnete die Höflichkeit des Wirthes der Tischgesellschaft Wasser und Zucker: allein, so wenig, daß der Durst an statt des Stillens vielmehr erwecket wurde *b*). Wie es Careri ergieng.

Auf der anderen Seite bedauert Careri diejenigen, welche Tische halten, weil sie die Noth zu dergleichen Sparsamkeit treibe. Sie wenden ihre Piaster zu tausenden an den benöthigten Vorrath, schaffen Fleisch, Hühner, Zwieback, Reiß, getrocknete Früchte, Chocolade, und andere Lebensmittel in solcher Menge zusammen, daß man vom ersten Tage der Reise, bis auf den letzten, zu Mittage und Abends folglich alle Tage zweymal, getrocknete Früchte und Chocolade bekömmt, und ein gemeiner Matrose eine eben so große Menge davon verzehret, als der reicheste Reisende. Alle übrige Lebensmittel verderben, nur die Chocolade, und die eingemachten Früchte nicht, und gereichen sie jedermann zum größten Labsale. Zwischen sechs und siebendreyßig Graden kamen viele Tauben zum Vorscheine, und der Magen wurde von dem bloßen Anblicke schon gestärket. Nebst dem erweckte er zugleich die Hoffnung, man werde bald Land sehen. Die alten Matrosen fielen auf die Meynung, es habe der Wind diese Vögel aus einer gewissen Insel, Donna Maria Laxara genannt, weggeführet. Sie hat diesen Namen von einer jungen Spanierinn bekommen, welche auf der Herreise von Manilla das viele Ungemach auf dem Schiffe nicht länger ausstehen konnte, sondern sich in die See stürzete. Es giebt auf besagter Insel eine so gewaltige Menge Tauben, daß sie die Luft verfinstern, doch sind es keine Landtauben, wiewohl sie denselbigen an Schnabel und Gefieder gleich sehen; sondern man nennet sie ihrer Entenfüße wegen, Seetauben. Die Insel liegt auf ein und dreyßig Grad nördlicher Breite *c*). Wird mit der Noth entschuldiget.

Den 13ten des Wintermonates war man auf der Höhe von Japon. Careri erzählet bey dieser Gelegenheit alles, was er von dieser Insel am Borde erfahren hatte *d*). Hat er das, Man kömmt bis auf die Höhe von Japon.

b) A. d. 306 und vorhergeh. S.

c) A. d. 300 und 306 S.

d) Er wirft dem Maffee zween Irrthümer vor,

Gemelli Careri 1696.

das, was er schreibt, wirklich von seinen Reisegefährten vernommen, und nicht etwa aus älteren Reisebeschreibungen ausgeschrieben, so verdienet sein Gedächtniß allerdinges Bewunderung: allein, bey der Beschreibung, welche wir in gegenwärtiger Sammlung von besagtem Lande beygebracht haben, ist seine Erzählung eben so unnütz, als es unnöthig wäre, die darinnen befindlichen Fehler zu verbessern. Genug ist, daß sie ein Gemüth anzeiget, das eine unersättliche Begierde immer mehr zu wissen und größere Erkenntniß zu erlangen heget.

Thunfische sind stets nahe am Lande.

Mittewochs den 14ten des Wintermonates kam ein Baum, der seine Aeste noch hatte, von der Seite, wo das Land seyn mußte, angetrieben, und mußten sich die Ströme, die ihn auf eine dermaßen große Entfernung mitnahmen, gewaltig weit erstrecken. Weil man vermöge der Beobachtungen erst auf der Höhe von neun und dreyßig Graden war: so suchte man, noch weiter gegen Norden zu kommen. Es schwammen beständig Thunfische um das Schiff. Nun hält man zwar insgemein dafür, es entferneten diese Fische sich nicht weit vom Lande, gleichwohl segelte man bis an den Sonntag beständig gegen Ostnordost ohne das allergeringste, das einer Küste ähnlich gewesen wäre, zu erblicken. Die gewaltige Kälte dieser Gegend fiel den Spaniern und Indianern ganz unerträglich, indem sie aus Manilla gebürtig waren, da man den ganzen Tag in beständigem Schweiße seyn muß. Unter neun und dreyßig Grad acht und dreyßig Minuten schwammen ungefähr funfzig Enten vor der Galion vorbey, welches zwar die Vermuthung, daß irgend eine Insel in der Nähe seyn müsse, bestätigte, gleichwohl aber keinen anderen Anblick als heftiges Schlossen nach sich zog. Careri hatte dergleichen seit seiner Abreise aus Europa nicht gesehen. Die Schwarzen zitterten vor Kälte, sie krochen, um sich dagegen zu bergen, in alle Winkel, ja gar in die Hühnerställe, und man konnte sie weder mit guten Worten noch mit Prügeln zur Arbeit bringen. Den folgenden Tag war man bis auf neun und dreyßig Grad zwanzig Minuten herab gekommen, das ist, man hatte beynahe den dritten Theil eines Grades verloren. Die Steuerleute sahen die Größe ihres bisherigen Irrthums ein. Einige hatten neunzig, andere sechzig Meilen weit vom Lande unterhalb des Vorgebirges Mendocin zu seyn vermeynet. Man hatte noch immer Nordwind, mit unerträglicher Kälte und starken Schlossen. Die folgenden Tage war man in großer Angst. Es verschwand alle Hoffnung, daß man die Wahrzeichen sehen würde, weil man den Weg, den die Steuerleute als die wahre Entfernung vom Lande berechnet hatten, bereits zurückgeleget hatte. Es erhub sich ein höchst ungestümer Wind, das Meer tobete dergestalt, daß kaum zwölf Männer im Stande waren, das Steuer zu regieren. Diese Noth währete ohne sonderliche Abwechslung bis auf den 1sten des Christmonates. An eben diesem Tage starb ein Matrose, und Careri bewundert es, daß selbiger, bey dem langwierigen und allgemeinen Ungemache, der erste war, den man seit der Abreise verlor. Es äußerte sich keine andere Krankheit auf dem Schiffe, als die Krätze, welche aber bloß von dem Genusse verdorbener Speisen herrührete.

Gewaltiges Schlossen.

Wahrzeichengericht auf den spanischen Galionen.

Den 2ten war man auf der Höhe von acht und dreyßig Grad, und man sah einige Anzeigungen eines Landes, wiewohl die erfahrensten Steuerleute, vermöge anderer Gründe, der

vor, erstlich, daß er Japon zwischen den dreyßigsten und den vier und dreyßigsten Grad gesetzet habe, da es sich doch bis auf den vierzigsten Grad Norderbreite erstrecke. Zweytens, welches weit ärger, daß er es nur hundert und funfzig Meilen weit von Neugrenada gesetzt habe, da es doch über tausend

der Meynung wären, man müsse noch weit davon entfernet seyn. Unterdessen waren alle Matrosen lustig und guter Dinge, weil sie ein gewisses sehr langes Kraut mit einer dicken zwiebelähnlichen Wurzel erblickten, und dafür hielten, es sey durch die heftigen Wellen an der Mündung irgend eines Flusses ausgerissen und hergeschwemmet worden. Sogleich nahmen sie vermöge eines alten Herkommens, das ihnen eine Gerichtsbarkeit zusteht, eine Glocke, trugen sie auf das Vordertheil des Schiffes, und die von ihnen erwählten Richter ertheilten Befehl, es sollten die Schiffsofficier vor Gerichte erscheinen. Es trägt solches den Namen des **Wahrzeichengerichtes**; man sang das Te Deum, man wünschte einander unter dem Schalle der Trompeten und Pauken Glück, nicht anders als ob man schon den Hafen zu Acapulco vor sich sah, da doch selbiger noch über siebenhundert Meilen weit entfernet war. Careri glaubet, es rühre diese schlecht gegründete Freude daher, weil man sich nach zurückgelegten dreytausend Meilen die Hoffnung mache, es werde das elende Leben nun bald ein Ende nehmen. Der Matrose, welcher das erste Wahrzeichen gesehen hatte, bekam von dem Generale eine goldene Kette, und von den Reisenden funfzig Piaster. An eben diesem Tage sah man den Fisch, den die Spanier **Lobillo** nennen. Er gleicht am Kopfe und Ohren einem Hunde, und hat einen solchen Schwanz, damit man die Sirenen malet. In eben diesem Augenblicke sah man noch ein Kraut, das einem Zuckerrohre nebst seiner Wurzel ähnlich war. Weil nun diese beyden Wahrzeichen allen Zweifel von der Nähe des Landes völlig aufhuben: so änderte man den Lauf und hielt nicht mehr auf Osten, sondern auf Ostsüdost, gleichwie man bey Erblickung der Wahrzeichen zu thun, allemal gehalten ist.

Gemelli Careri 1696.

Lobillo, ein seltsamer Fisch.

Wegen starken Platzregens und widrigen Windes, wurde das Halten des Wahrzeichengerichtes einige Tage lang verschoben. Allein, den 7ten wurde ein Thronhimmel aufgerichtet, unter welchem der Richter nebst zween Beysitzern in lächerlicher Kleidung, aber mit ernsthaften Gebärden, sich niederließen. Den Anfang machten sie mit dem Generale, den Steuermännern, dem Hochbootsmanne, dem Unterbootsmanne, und den übrigen Schiffsofficiren. Nachgehends mußten die Reisenden an die Reihe. Der Schiffsschreiber las die Anklage ab, und die Richter sprachen das Todesurtheil aus, verwandelten es aber sogleich in eine Geldbuße, oder nachdem das Vermögen des Missethäters beschaffen war, in ein gewisses an Chocolade, Zucker, Zwieback, eingemachten Früchten, oder Fleisch. Wer nicht hurtig bezahlte, oder gute Bürgschaft stellete, der wurde ohne Gnade und Barmherzigkeit mit einem Stricke wacker abgeprügelt. Dieser grobe Scherz hat schon manchen armen Reisenden wohl gar das Leben gekostet; denn es ist bey dem unbändigen Schiffsvolke weder mit Ermahnen noch Drohen etwas auszurichten. Den Careri vermochte die Würde eines Doctoris der Rechte für diesesmal nicht zu schützen. Man beschuldigte ihn, er habe gar zu gern Cachoretas gegessen. Dieses wunderliche Lustspiel dauerte bis gegen Abend, wornach die Strafen unter das Schiffsvolk vertheilet wurden *e*).

Wahrzeichengericht.

Den 8ten sah man Schlangen, welche nach des Careri Meynung von dem Strome der Flüsse mit fortgeführet wurden. Damals war man auf sieben und dreyßig Grad zehn Minuten. Voritzt ließ der General ein Segel, das man seit dem Embocadero nicht geführet

tausend Meilen weit davon liege. Ebendas. a. d. 312 S. Allein, konnten wohl die Spanier und Careri damals noch in Zweifel stehen, ob Japon eine Insel sey oder nicht?

e) A. d. 403 und 406 S.

Gemelli Careri 1696.

gesühret hatte, wieder an seine Stelle bringen, ja, weil alle und jede Merkmaale darinnen mit einander übereinstimmten, man würde bald einiges Land zu Gesichte bekommen: so holete man die Anker aus dem Raume, wo sie schon seit einigen Monaten lagen, hervor. Careri betrachtete eins von denen Kräutern, die man am 12ten dieses Monates sah, sehr genau. Es war fünf und zwanzig Spannen lang, hatte an der Wurzel die Dicke eines Armes, oben aber eines kleinen Fingers. Es war hohl, wie der Lauch an einer Zwiebel, wie denn auch seine Wurzel am Ende einer Zwiebel ähnlich sah. Am dickesten Orte hatte es schilfähnliche zween Zoll breite, und sechs Spannen lange Blätter, sämmtlich von einerley Länge, und gelblicher Farbe. Einige Spanier, welche die Beschaffenheit der Pflanzen, die im Wasser wachsen, nicht in Erwägung zogen, wußten nicht, ob das dicke oder dünne Ende die Wurzel seyn sollte. Sie konnten nicht begreifen, wie das dicke, welches an der Pflanze oben steht, empor kommen könnte, ungeachtet sie an dem dünnen Ende allerley Muschelwerk sahen, indem diese Pflanze auf Felsen unter Wasser wächst. Careri giebt sie wirklich für eine der seltsamsten, die er je gesehen, aus. Er kostete sie, und befand ihren Geschmack nicht übel. Die Matrosen machen sie mit Weineßig ein, und essen sie mit Herzenslust.

Seltsame Seepflanze.

Catharineninsel.

Als man den 15ten mit einem Nordwinde gegen Südost segelte: so entdeckte man auf der Höhe von sechs und dreyßig Graden die Catharineninsel, welche ihre Stelle etwa zwölf Meilen weit vom Lande jenseits der Toqueebay hat, und unter fünf nah beysammen liegenden Eyländchen das größeste ist. Da man sie nun dieser ungezweifelten Merkmaale wegen unmöglich verkennen konnte: so war die Freude unbeschreiblich. Ist es auch wohl zu verwundern, ruft Careri in einer halben Entzückung über dieses vergnügende Angedenken aus, da wir schon so viele Monate lang sonst nichts als Himmel und Wasser gesehen hatten? Als man den folgenden Tag das Land abermal sah: so wurde die Freude noch größer. Einige Kranke, denen der Tod auf der Zunge saß, bedauerten nichts mehr, als daß sie nach einem dermaßen langwierigen Ungemache, jetzt erst, da sie das Land im Gesichte hätten, sterben müßten. Der Oberhauptmann gehörete mit unter diese Zahl. Denn ob man gleich keine andere Soldaten als einige Constabler an Bord nimmt: so setzet doch der manillische Statthalter allemal einen Oberstwachtmeister, einen Hauptmann und einen Fähndrich darauf. Sie genießen zwar alle mit diesem Range verknüpfte Ehrenbezeugung, haben aber übrigens nicht das geringste zu befehlen. Hingegen bey der Rückreise aus Neuspanien nach den philippinischen Inseln, schiffet man wenigstens zwey hundert und funfzig bis dreyhundert Soldaten ein, und giebt ihnen funfzehn bis sechzehn Hauptleute, welche diese Stelle mit Gelde erkaufen, aber bey ihrer Ankunft zu Manilla den Abschied bekommen. Es äußerten sich, wie Careri bemerket, auf dieser Reise nur zwo gefährliche Krankheiten; nämlich der gewöhnliche Scharbock, und dann der Berban, wovon man am ganzen Leibe aufschwillt, und währenden Redens dahin stirbt *g*).

Insel Canisas.

Den 20sten war man bey der Insel Canisas, oder dem Aschenenlande, das nur zehn Meilen weit vom festen Lande liegt. Sie hat wenigstens eilf Meilen in die Länge, in die Breite aber vier bis sechs. Ungeachtet sie nun dem Lande so nahe liegt; so scheint es doch nicht, daß sie jemals bewohnt gewesen sey. Die Insel Guadalupa ließ man im Westen zur rechten Hand liegen. Nachgehends änderte man den Lauf in

f) A. d. 407 und 408 S.

g) A. d. 410 S.

in Ostsüdost, und erblickte auf neun und zwanzig Grad neun Minuten gerade vor dem Schiffe und siebenzehn Meilen weit vom festen Lande, die Insel Cerros. Careri giebt ihr einen Umkreis von dreyßig Meilen, nebst der Gestalt eines Pferdesattels. Den 22sten und die folgenden Tage steuerte man wieder gegen Südost, um dem Lande, das von Acapulco bis ans Vorgebirge Mendocin südostlich und nordostlich fortstreicht, in die Nähe zu kommen. Weil die Galion an der californischen Küste zuweilen angegriffen wird: so ließ der General unter dem vier und zwanzigsten Grade dem gesammten Schiffsvolke Kugelbüchsen austheilen, um dem Feinde im Falle der Noth Widerstand damit zu leisten, imgleichen befahl er, es sollte jedweder seine Waaren, die nicht im Raume lägen, anzeigen, und die gewöhnliche Gebühr deswegen entrichten. Am heil. Weihnachtstage gegen Abend, erblickte man in Norden Land, und folgete solchem bis auf drey und zwanzig Grad drey und zwanzig Minuten, da man aus dem gemäßigten Striche in den heißen kam. Endlich den 28sten mit Anbruche des Tages sah man das Lucasvorgebirge unter zwey und zwanzig Grad fünf und dreyßig Minuten vor sich. Careri nennet es kahl, weil man auf seinen Anhöhen nicht die geringste Spur von einem Baume findet *b*). Gemelli Careri 1696.

Er bemerket, es wäre dieses Land im Jahre 1595, von der Galione, der heil. Augustin genannt, die nachgehends in dem Hafen de los Reyes zu Grunde gieng, zum erstenmale entdecket worden. Der Statthalter in Neuspanien, Graf von Monterey schickte den Biscayer, Sebastian, mit zwey großen Schiffen dahin, worauf selbiger auch die ganze Küste bis an das Vorgebirge Mendocin und die benachbarten Inseln erkundschaftete. Sebastian machte eine Landkarte davon, welche Careri gesehen haben will; und weil die Einwohner große Neigung gegen die Spanier äußerten: so stieg er unter dem sieben und dreyßigsten Grade in einem Hafen, den er Monterey nennte, ans Land. Allein, die Indianer an der Bay S. Quentin auf der Höhe von zwey- und dreyßig Graden, führeten sich bey weitem nicht so gut auf, und es war wegen ihrer Verwegenheit und ihres tückischen Gemüthes nicht gut mit ihnen umzugehen. Ein gewisser spanischer Mönch, welcher den Sebastian begleitete, und dessen Nachrichten Careri in Mexico zu lesen bekam, beschreibt den Hafen Monterey, als eine Gegend, da es Holz und Wasser im Ueberflusse, im Gebirge aber eine Menge Bären, Hirsche und andere Thiere gäbe. Er setzet einen sehr reißenden sechs Faden tiefen Fluß dahin, welcher eben so wenig schiffbar ist, als ein gewisser anderer, den er auf ein und vierzig Grade setzet, und in welchen seines äußerst reißenden Stromes wegen, kein Schiff, auch nicht einmal mit vollen Segeln einlaufen kann. Den Hafen los Reyes giebt er für sehr gut aus, imgleichen den Hafen Don Gaspard unter dem acht und dreyßigsten Grade, ja es sollen noch mehrere eben so gute auf dieser Küste vorhanden seyn. Das Geschwader brachte über dieser Reise bis an das Vorgebirge Mendocin einige Monate zu. Besagtes Vorgebirge liegt unter ein und vierzig Grad zwanzig Minuten, und sein Gipfel ist beständig mit Schnee bedecket. Hier erkrankte wegen heftiger Kälte ein großer Theil des Schiffsvolkes, ja nicht wenige starben, die übrigen sahen sich genöthiget, nach Mexico zurück zu gehen, nachdem sie vorher noch eine andere Landspitze, obgleich nur von weitem gesehen, und selbige das weiße Vorgebirge benennet hatten. Auf den Karten setzet man es unter den drey und vierzigsten Grad. Nachricht von dem Lucasvorgebirge.

Im

b) A. d. 410 S.

Gemelli Careri 1696.

Im Jahre 1684 schickte der Unterkönig in Neuspanien Marquis de Languna, abermal ein Geschwader dahin, welches aber nicht vor dem Lucasvorgebirge vorbey, sondern in die Straße, die den Namen des Purpurmeeres führet, hinein lief, auch hundert und zwey und achtzig Meilen weit, bis unter den neun und zwanzigsten Grad darinnen fortsegelte. Hier war besagtes Meer nur noch sieben Meilen breit, man sah viele Sandbänke und reißende Ströme, und hielt folglich nicht für rathsam, weiter zu gehen, diese Nachricht verursachte, als das Geschwader wiederum nach Hause kam, zwo sehr verschiedene Meynungen. Die Ströme verursachten bey einigen die Muthmaßung, das Purpurmeer hänge mit dem nordlichen Meere zusammen, folglich wäre California eine Insel. Andere hingegen behaupteten, weil man Sandbänke angetroffen hätte, die Straße sehr eng und das Wasser seicht geworden sey: so könnte man nicht weiter fortkommen, sondern California hänge mit dem festen Lande zusammen In dieser Ungewißheit waren die Spanier im Jahre 1696, als Careri mehr Licht von ihnen zu erhalten verhoffete, noch immer *i*). Es war, wie er saget, auf seinem Schiffe ein Mönch aus dem Orden der Barmherzigen, dieser hatte besagte Reise mitgethan, und sagte unverholen: der Befehlshaber des Geschwaders habe dem königlichen Befehle ein schlechtes Genügen geleistet. Er hätte ganzer fünf Monate am Lucasvorgebirge zugebracht, und nur mit den dasigen Indianern zu handeln gesucht, indem sie ihm für allerley geringschätzige Dinge, die schönsten Perlen vertauschet hätten. Als er endlich abreisen wollen: so hätte er ein Stück mit Flintenkugeln laden, und unter dem Vorwande, den Tod eines erschlagenen Matrosen zu rächen, unter einen großen Haufen dieser Leute, die sich nichts Böses versahen, Feuer damit geben lassen. Bey der Rückkunft hätte er in der Barnabasbay und Hafen vor Anker geleget, und am Ufer ein Lager von Hütten aufgeschlagen, das die dasigen Indianer ohne Mistrauen besuchet hätten. Es aßen selbige zwar alles, was man ihnen anboth, sie wollten aber ihre Blöße durchaus nicht bedecken *k*).

Beschluß der Reise.

Als man das Lucasvorgebirge einmal im Rücken hatte: so bekam man bald darauf den jenseits des Vorgebirges Coriente gelegenen Theil von Neuspanien ins Gesicht. Diese ganze Küste wurde von sehr friedliebenden Indianern bewohnet; nur fällt es, wegen der widrigen Ströme, und aus Beysorge, in eine Untiefe zu gerathen, dergleichen es bey dem letztbesagten Vorgebirge eine große Menge giebt, sehr schwer, zu ihnen zu kommen. Gleichwohl mußte man den eilenden Bothen, welcher dem Statthalter zu Acapulco die erste Nachricht von der Galion Ankunft überbringen sollte, ans Land setzen. In dieser Absicht segelte man, wiewohl vergeblich, einige Tage lang an der Küste, und der daselbst befindlichen Reihe hoher Gebirge hin. Sie trägt den Namen Sancreta, und soll voll Gold- und Silbererzte seyn. Um die Galion herum schwamm eine

i) Wir haben an einem andern Orte gegenwärtiger Sammlung schon gemeldet, daß die Spanier nachgehends eine Mißion auf Californien stifteten, und heutiges Tages die Galionen sich daselbst mit Lebensmitteln versorgen. Die neuern Entdeckungen versparen wir nebst allem, was die seit langer Zeit, wiewohl vergeblich gesuchte Durchfahrt betrifft, in den Artikel der Reisen gegen Norden. An diesem Orte aber erfordert es die Billigkeit, die von Careri gesammelte Nachrichten ihrem Verfasser zu Ehren beyzubringen.

„Er saget: die Spanier behaupteten, es hänge „das feste Land von America mit der großen Ta„tarey zusammen; es erzähleten mir die Jesuiten „zu Pekin, zu Macao und zu Canton, als der Pater „Martinez noch Mißionar zu Pekin gewesen wäre:

eine Menge Schlangen von allerley Farben, welche der Strom der Flüsse mit fortgeführet hatte. Die Schaluppe konnte nicht eher, als Sonnabends den 5ten Jenner des 1697 Jahres ans Ufer gelangen. Allein, die Ankunft der Galion war so gar in Mexico selbst schon bekannt, indem der Alcalde zu Chiamela allemal, so oft seine auf dem Gebirge ausgestellte Schildwachen ein Schiff in der See erblicken, diese Zeitung durch einen eilenden Bothen vermelden läßt. Gemelli Careri 1696.

Auf diese ungewisse Nachricht, welche eben so wohl ein feindliches, als ein spanisches Schiff betreffen kann, stellet man zu Mexico in allen Kirchen, so lange bis die Briefe anlangen, Gebether an. Hierauf werden alle Glocken geläutet, und andere Freudensbezeugungen angestellet, auch damit so lange fortgefahren, bis endlich der dritte Bothe erscheint, und dem Unterkönige die Nachricht daß die Galion in den dasigen Hafen wirklich eingelaufen sey, überbringt. 1697. Wie man die Ankunft der Galion zu Mexico erfährt.

Die Schaluppe hatte in dem Hafen de la Natividad gelandet. Es liegt solcher unter neun und dreyßig Grad drey und dreyßig Minuten, und ist zwar für alle Schiffgattungen tief genug, hat aber an der Mündung eine gefährliche Klippe. In den zu Chiamela können nur kleine Barken einlaufen. Der ganze Strich vom Vorgebirge Corientes, bis an Natividad, trägt den Namen Neugallicien, und wird bloß von bezwungenen Indianern bewohnt. Zwar rechnet man von dem Hafen de la Natividad bis nach Acapulco nicht mehr als achtzig Meilen: allein, Careri behauptete, es wären wenigstens hundert und funfzig. Am Sonntage Abends war man bey dem Hafen und Dorfe Salagua, wo viel Salz gemachet wird. Den andern Tag lief man den Hafen und Feuerberg Colima vorbey, und erreichte des Abends die Küste Motines. Dieses Land liegt meistens wüste, ungeachtet der Himmel nie von einigem Gewölke überzogen wird, und die Sterne des Nachts ein unglaublich starkes Licht von sich werfen. Absonderlich geschieht solches nach der Regenzeit, die im Brachmonate anfängt, und mit dem Christmonate wieder aufhöret. Der erste Hafen, den man nachgehends antrifft, ist der zu Seguatanejo, den aber drey an seiner Mündung liegende Klippen sehr gefährlich machen. Die letzten Orte, welche Careri auf dem Wege nach Acapulco noch antraf, waren Salina, ein kleiner einige Meilen weit in den Thälern liegender Ort, ferner der Hafen Patatan, die Küste del Calvario und de Coynccia. Hafen Natividad und Chiamela.

Careri machet eine sehr lebhafte Beschreibung von der Freudensentzückung, darein jedermann gerieth, als diese mühselige Reise, nach einer Dauer von zwey hundert und vier Tagen und fünf Stunden endlich einmal zu Ende war. Doch mitten in dieser Fröhlichkeit befragete er die Steuerleute um die eigentliche Anzahl der zurückgelegten Meilen Wie viel Meilen die Reise betrug.

„re: so hätte man eine mexicanische Sclavinn, die „aber eine Christinn war, zu ihm gebracht. Nach „angehörter Beichte, hätte er sie wegen ihrer Leibeigenschaft befraget, worauf sie zur Antwort ge„geben, sie wäre in ihrer ersten Jugend in Mexi„co zur Leibeigenen gemachet, von da zu Lande „nach der großen Tatarey, und endlich von da nach „China gebracht worden. Auf dieser langen Reise, „wäre sie zwar etliche mal auf dem Wasser gefah„ren, allein, niemals länger, als etwa ein Paar „Tage, und über irgend eine Meerenge. Die „Spanier glaubeten festiglich, es wäre diese Meer„enge die Aniansstraße, durch welche ein holländi„sches Schiff in die Nordsee eingelaufen seyn soll„. Ebendas. a. d. 428 S.

k) Ebendas. a. d. 429 S.

Gemelli Careri 1697.

Meilen und Grade. Allein, weil man nicht immer in gerader Linie fortgesegelt war: so stimmeten ihre Meynungen nicht mit einander überein. Der Obersteuermann Peter Fernandez, ein Portugiese aus Madera, versicherte, man hätte hundert und fünfund zwanzig Grade, die er auf zwey tausend fünf hundert spanische Meilen anschlug, durchstrichen. Isidor Montes von Oca, aus Sevilla behauptete, es wären hundert und dreyßig Grade, und beynahe dreytausend Meilen. Was für ein Unterschied zeiget sich nicht, wenn man eben diesen Weg von Acapulco nach Manilla machet? Selten hat man über dritthalb Monate dazu nöthig, noch darf man den geringsten Sturm besorgen *l*). Hier führet den Careri die Bewunderung seiner eigenen Verwegenheit auf eine sehr sonderbare Vergleichung der Alten und Neuen. Er saget: „Wer „die großen Thaten der Alten zum Nachtheile der unserigen, bis an den Himmel erhebt, der „verdienet, daß man ihn für einen unbilligen Richter, für einen Mann, der von einem lä„cherlichen Vorurtheile beherrschet wird, ansehe. Liest man, wie viel Wesen der gute „Homer von den Reisen seines Ulysses machet: so sollte man meynen, es hätte sich „der Fürst von Ithaca über ungeheuere Meere, und in die entferntesten Länder gewa„get? Gleichwohl zeiget es sich bey einer auch nur mäßigen Kenntniß der Landbe„schreibung, daß man alle seine Reisen beynahe in eben der Zeit machen könnte, als „man zum Durchlesen der Odyssee nöthig hat. Heutiges Tages kann ein Reisender die „Beschwerlichkeiten, welche der Pius Aenas auf seiner Fahrt von Troja nach Italien „ausgestanden haben soll, für nichts sonderliches halten, ungeachtet Virgilius alle Stär„ke seiner Beredsamkeit zusammen nimmt, damit man seinen Helden bewundern und „bedauern möge. Allein, was für Gedanken soll man erst von dem thörichten Be„ginnen des Alexanders schöpfen, welcher nach Eroberung eines kleinen Theiles von „Asien die bittern Thränen weinete, daß keine andere Welt mehr zu bezwingen übrig „wäre? O! wie würde er sich gewundert haben, wenn sein Meister Aristoteles vorläu„fig ein mehreres in der Landbeschreibung gethan, und ihm sodann gezeiget hätte, wie „viel er noch bezwingen müßte, ehe er den Beherrscher dieser ganzen ungeheuer gro„ßen Welt vorstellen könnte? Sollten die Dichter und Geschichtschreiber des Alter„thumes aufleben, wie würden sie sich schämen, daß sie die erhabensten Redensarten „und prächtigsten Beschreibungen an ganz gemeine Dinge wendeten? denn da sie sel„bige für übermenschlich und himmlisch ausgaben, wie sollten sie es wohl anfangen, wenn „sie die neuern Entdeckungen, und alle die großen Männer, welchen unsere Zeiten den „Dank dafür schuldig sind, nach Verdienste loben wollten? Daß die Alten die gering„ste Tugend so gewaltig lobeten, das kam daher, weil sie damals ziemlich selten war, „folglich desto größere Bewunderung erweckte, dahingegen man voritzt, da sie sehr ge„mein ist, kaum mehr Achtung darauf giebt *m*).

Seine Betrachtungen zu Ehre der neuern Reisenden.

Der

l) A. d. 443 und vorherg. S.

m) VI Theil, a. d. 7 und vorherg. S.

Gemelli Careri 1697.

Der IV Abschnitt.

Rückreise des Careri nach Europa über Mexico, zur Besichtigung der dasigen Bergwerke und Pyramiden.

Seine Reise von Acapulco nach Mexico. Ein Vogel Chiachialacas. Kürbisflösse. Careri kömmt nach Mexico; reiset in die Bergwerke zu Pachuca; zu den Pyramiden; nach Vera Cruz. Alte Stadt Clascala. St. Laurent de los Negros. Careri kömmt nach Vera Cruz. Deren Beschreibung. Einige Nachrichten von Fernand Cortez. Verrichtungen in Mexico. Umstände, welche Careri von der Eroberung Peru beybringt. Careri geht von Vera Cruz nach Havana. Redlichkeit bey der dasigen Handlung. La Persequido eine seltene Perl. Zwo besondere Früchte. Unwissenheit neun spanischer Steuerleute. Careri kömmt nach Cadix. Allgemeine Vorstellung von diesem Orte. Careri geht nach Sevilla. Beschreibung dieser Stadt. Begebenheit des Königes Don Pedro. Weg von Sevilla nach Madrid. Vorstellung von diesem Orte. Reise nach dem Escuriale. Königliche Grabmaale. Größe und Schönheit dieses Klosters. Careri geht wieder nach Neapolis.

Die ausführliche Beschreibung von Acapulco, und die Nachricht des Careri von der Einrichtung der Spanier in Neuspanien, müssen wir in einen andern Theil dieses Werkes versparen. Alles, was wir, um seiner Absicht gemäß zu verfahren, und den seiner Reisebeschreibung beygelegten Titel einer Reise um die Welt zu rechtfertigen vorißt thun können, besteht darinnen, daß wir ihn nach Hause begleiten. *Seine Reise von Acapulco nach Mexico.*

Nachdem er drey Maulesel für dreyßig Piaster gemiethet, und über dieses für ihre Fütterung täglich sechs Realen zu bezahlen versprochen hatte: so begab er sich nebst einem Zollbedienten, der seinen Wegweiser vorstellete, auf die Reise nach Mexico. Zugleich nahm er auch einen Reisepaß von dem Statthalter mit, indem ihn sonst die Gränzwache, welche eine halbe Meile weit von Acapulco steht, nicht durchgelassen hätte. Diesen Tag reisete er drey Meilen durch ein ungemein hohes Gebirge, bis an den Gasthof Attaxo. Es besteht zwar dieser Ort nur aus fünf elenden Strohhütten, ist aber mit Pallisaden auf das beste verwahret. *Attaxo.* Weil hier die allergeringsten Eßwaaren in sehr hohem Preise stunden: so schoß sich Careri bey einem Spaziergange in dem benachbarten Gehölze, selbst etwas zu essen. *Ein Vogel, Chiachialacas genannt.* Doch erzählet er diesen Umstand nur deswegen, damit er dabey melden kann, das Wildprät habe aus Chiachialacas bestanden, welches aschfarbige Vögel, mit einem langen Schwanze, etwas kleiner, als ein Haushuhn, aber eben so gut zu essen sind. Im dicken Gebüsche des Gehölzes bey Attaxo, stehen Pommeranzen und Limonienbäume in großer Menge, ohne daß jemand sich die Mühe gäbe, ihre Frucht zu sammeln. Von hier kam Careri auf einem Schleifwege durch ein Gehölze von Farbeholz, drey Meilen weiter, und bis zu dem Gasthofe Lexido, in welchem aber, gleichwie überall auf diesem Gebirge weiter nichts, als Maisbrodt, zu haben war. *Lexido.* Mit diesem füttert man die Pferde und Maulesel, und ihre Herren essen selbst mit. Den folgenden Tag zog man vier Meilen weit, durch eine besser angebauete Gegend, und ruhete zu Mittage in dem Gasthofe de dos Arroyos. Careri bekam daselbst von einem Indianer eine Waldfrucht, Chiokiaccos genannt. Sie ist weiß und roth, so lang als ein Finger, und gleicht am Geschmacke den Kirschen. Er labete sich ungemein damit. Sie wächst auf einer fünf Schuh hohen langblätterichten Staude. Nachmittage legte man abermals vier Meilen, bis nach las Po-

Gemelli Careri 1695.

suelos zurück. Den folgenden Tag speisete man in einer nicht weit davon entfernten Herberge auf einem Berge del Peregrino genannt, und kam hernach zu einem andern Berge, oder vielmehr kahlen Felsen. Das Aufsteigen beträgt eine Meile, sodann muß man mit nicht weniger Beschwerlichkeit wieder hinab steigen, und findet hernach den Papagayfluß vor sich. Damals konnte man durchwaten. Allein, im Winter, wenn er aufgeschwollen ist, fährt man auf einer Flöße von kreuzweise über einander gelegten Brettern, daran eine Menge Calebassen hängt, darüber. Neben her schwimmt ein Indianer, der mit einer Hand die Flösse regieret, mit der andern sich forthilft. Als man durch den Fluß gesetzet hatte: so zog man bis an den Gasthof Caccavotal, und diese Tagereise betrug in allem sechs Meilen. Den folgenden Tag legete man vier Meilen im Gebirge zurück, und ruhete in dem Dorfe los dos Caminos genannt, welches das erste ist, das man seit der Abreise von Acapulco antrifft. Die dasigen Indianer gehen ihren Gästen mit der größten Willfährigkeit an die Hand, und helfen ihnen nach allem Vermögen, über einen gewissen erstaunlich steilen, und eine Meile hohen Berg. Es trägt solcher den Namen los Carones. Nach zurückgelegten vier Meilen erreichte man, wiewohl ziemlich spät, das Zollhaus Accaguisotta, da man keine andere Herberge fand, als eine elende Hütte, welche die Hauptwache vorstellete, und da folglich alle Waaren und Geräthe auf das schärfste durchsuchet wurden. Den folgenden Tag hatte man vier starke Meilen, bis nach Trapiche de Massatlan, einem in diesem Gebirge sehr berühmten Orte, theils wegen der dasigen schönen Zuckerpresse, und des guten Weizenbrodtes, als wegen einer nicht weit davon gelegenen Silbergrube. Von hier rückete man noch zwo Meilen weiter, bis an das Dorf de las Pataquillas, das unten am Berge liegt, und aus wenig Häusern besteht. Hier ist eine ganz andere Witterung, als zu Acapulco, und die Kälte in der Nacht sehr empfindlich. Am folgenden 24sten März, fand Careri zu seiner größten Verwunderung in dem Dorfe Cilpancingo einen Priester, und konnte Messe hören. Besagtes Dorf ist schön genug, und liegt auf einer an Mais sehr fruchtbaren Ebene. Die dasigen Mägdchen bekleistern sich das Gesicht gegen den Frost mit einem Breye von gewissen gelben Bluhmen. Von hier hatte man bis an das Dorf Zumpango zwo Meilen zu reisen. Es liegt selbiges auf einer acht Meilen langen Heide, darauf weder Baum noch Strauch wächst. Die Spanier nennen sie Canada *n*).

Kürbisflösse.

Trapiche de Massatlan.

Cilpancingo.

Zumpango.

Montags erreichte man ein anderes dem tyrolischen sehr ähnliches Thal, und zog in selbigem neun Meilen weit bis an den Fluß Rio de las Balsas fort. Man setzet auf einer Flösse darüber, und er ergießt sich, gleich dem Papagayflusse in die Südsee. Weil die Nacht einbrach, und es stockfinster war: so mußte Careri zwo Meilen weit von dem Dorfe Nopalillo genannt, in dem Thale Carizal unter freyem Himmel bleiben. Zwo Stunden vor Mitternacht verspürete er zwo Minuten lang ein heftiges Erdbeben, das, wie er nachgehends erfuhr, zu Acapulco viele Häuser einwarf, und noch den folgenden Tag an einem dem Knallen der Stücke ähnlichen Gekrache zu merken war. Mit anbrechendem Tage, legete man die vier Meilen bis nach Rancho de Palula in möglichster Geschwindigkeit zurück, eben als ob sodann keine Gefahr mehr zu befürchten sey, wofern man nur den vorigen Ort einmal im Rücken habe. Man speisete an dem Ufer eines kleinen Sees, und zog hernach drey Meilen weiter, bis nach Pueblo nuevo. Mittwochs machte

Erdbeben.

n) A. d. 26 S.

machte man sechs Meilen durch ein sehr rauhes Gebirge, und noch andere sechse, bis an einen großen Fluß, den man bey finsterer Nacht durchwatete. Man blieb in dem Dorfe Amacusac, das zu Cornavacca gehöret. Es ist hier zum Vortheile der Reisenden eine sehr gute Einrichtung gemacht, indem ihnen alles, was sie bedürfen, gereichet werden muß, sie mögen so spät kommen, als sie wollen.

Gemelli Careri 1697.

Amacusac.

Am Donnerstage ruhete man nach einem Zuge von drey Meilen zu Agnaguezinga, wornach man noch zwo zurück legete, und im Dorfe Alpugleco fütterte. Careri betrachtete in dem dasigen Gasthofe einen Teponaste, das ist, eine vor Ankunft der Spanier bey den Indianern üblich gewesene Heerpauke. Sie war aus einem ausgehöhleten Baumstamme gemacht, sechs und dreyßig Zoll lang, unten und oben war eine Haut darüber gespannt. Seines Ermessens möchte man sie wohl eine Stunde weit hören, so einen starken Klang hatte sie. Den folgenden Tag erreichte man nach einer zurückgelegten Meile Cucitepech. Man endigte zwar noch drey andere, mußte aber, weil das Uebersetzen über zween große Flüsse viel Zeit weggenommen hatte, im freyen Felde über Nacht bleiben.

Alte indianische Heerpauke.

Den 1sten des Märzmonates erreichte man gleich nach der ersten Meile Cornavacca, die Hauptstadt in der Landeshauptmannschaft gleiches Namens, welche damals dem Marquis del Valle gehörete, und sich bis an das Dorf Amacusac erstreckete. Besagte Stadt ist nicht nur wegen der Handlung, sondern auch wegen der Fruchtbarkeit der dasigen Gegend bey gutem Vermögen. Eine halbe Meile weiter kam man durch das Dorf Tattenango, und von da auf einem äußerst beschwerlichen Wege, der eine Meile betrug, auf den Gipfel des Berges Cornavacca. Die Einwohner des daselbst stehenden kleinen Dorfes Guisilac, pressen aus einer gewissen Pflanze, Maghey genannt, einen Saft, und lassen ihn mit einigen andern Kräutern aufgähren, da er dann eben so berauschet, als Wein. Vor Zeiten trug die Abgabe von diesem Getränke dem königlichen Schatze zu Mexico jährlich hundert tausend Piaster ein. Weil aber die Indianer in der Trunkenheit allerley schlimme Streiche begiengen: so wurde es gänzlich verbothen. Careri kostete es; es glich an Geschmacke dem Methe, und an Farbe dem Molken, oder einem Honigwasser. Nach Endigung dreyer andern Meilen, ließ ihn sein Eseltreiber mitten in einem fürchterlichen Gebirge über Nacht bleiben, bloß weil der Kerl seine Maulesel, die etwa dreyßig Stücke betrugen, an diesem einsamen Orte konnte grasen lassen, wo er wollte; dahingegen er an einem bewohnten Orte ihr Futter bezahlen mußte. Als Careri des Morgens aufstund, so war er mit Schnee, der diese Nacht gefallen war, über und über bedecket. Er stieg hierauf mit größter Beschwerlichkeit den Berg hinab; denn der Weg war ungemein steil, blieb auch also, bis nach St. Augustin de las Cuevas, das ist fünfthalb Meilen weit. Doch die bis nach Mexico noch übrigen drey Meilen fielen ihm wegen des ungestümen Windes und heftigen Regens noch beschwerlicher. Endlich hielt er auf einem Damme, welcher durch den See geführet ist, seinen Einzug in die Hauptstadt von Neuspanien o).

Cornavacca eine reiche Stadt.

Careri kömmt nach Mexico.

Er setzet diese weitläuftige Stadt auf neunzehn Grad vierzig Minuten in ein ganz ebenes Thal, das von Mitternacht gegen Mittag vierzehn spanische Meilen in die Länge, sieben in die Breite, und vierzig im Umkreise hat. Wollte man aber den Umfang über die Gipfel der ringsumherliegenden Berge messen: so würde man siebenzig, oder wohl gar achtzig Meilen heraus bringen. Diese Lage nun wäre höchst anmuthig, wofern nicht Mexico von dem Wasser, das von den Gebirgen hinab schießt, und einen See vorstellet, oh-

o) A. d. 31 S. p) A. d. 30 S.

Gemelli Careri 1697.

ne Unterlaß überschwemmet würde *q*). Doch da die Beschreibung dieser Stadt hier zur Unzeit angebracht wäre, und wir uns dabey aufzuhalten nicht gesonnen sind: so gehen wir alles vorbey, was nicht zu des Careri Reise selbst, das ist zu Vollendung des Kreises, den er machen wollte, oder der von ihm also genannten Reise um die Welt gehöret.

Reise des Careri in die Bergwerke zu Pachuca.

Gleichwohl verdienet seine Reise in die Bergwerke zu Pachuca eine Ausnahme, nicht nur, weil er sie selbst als ein zur Hauptreise gehöriges Stück ansieht, sondern auch, weil er dadurch ein besonderes Lob verdienet zu haben glaubet. Dieses aber würde in einer allgemeinen Beschreibung, da man seine Nachrichten unter die Wahrnehmungen anderer Reisenden mischen, und die hauptsächlichsten Umstände der Reise weglassen müßte, eine merkliche Verringerung leiden.

Nachdem er die Bequemlichkeit und Anmuth einer reichen und mit Einwohnern angefüllten Stadt, einige Wochen lang genossen hatte: so entschloß er sich, alles Zuredens seiner Freunde und ihres Warnens vor der bevorstehenden Gefahr ungeachtet, zu diesem Zuge. Da er nun seine Beobachtung für besonders schätzbar hält: so wird es dem geneigten Leser allerdings angenehm fallen, die Beschreibung derselbigen aus seinem eigenen Munde zu vernehmen.

Ich machte mich den 22sten April in Gesellschaft eines spanischen Geistlichen, welcher mich zwo Meilen weit, bis in das Dorf Techischeac zurecht weisen wollte, auf den Weg. Zwar wollte er haben, ich sollte diese Nacht über da bleiben: allein, es gerieth der Pfarrer des Dorfes mit dem indianischen Amtmanne des dasigen Bezirkes in einen Wortwechsel, und prügelte ihn zuletzt mit seinem spanischen Rohre wacker ab. Darüber wurde mir diese Herberge verdrüßlich; ich machte mich ohne Zeitverlust auf den Weg, erreichte nach einer zurückgelegten Meile das Dorf Guipuple, und nach drey andern Meilen ein Vorwerk, Tusantlalpa genannt, da ich einige Hasen schoß, und über Nacht blieb. Zwar hätte ich noch mehrere schießen können: allein, sie schmecken nicht so gut, als in Europa, und über dieses war ich von dem Ekel der Mexicaner gegen diese Thiere gleichfalls angestecket. Besagter Ekel rühret daher, weil man da zu Lande für gewiß glaubet, sie fräßen die Würmer, die in verreckten Pferden wachsen *r*).

Hasen werden in Mexico verabscheuet.

Den 23sten reisete ich sechs Meilen weit, in einer Gegend, da Berge und Ebenen mit einander abwechselten, und kam nach Pachuca. Hier stieg ich bey dem Obereinnehmer der königlichen Gefälle ab, reisete aber aus heftiger Begierde, die Bergwerke zu besehen, noch an eben diesem Tage auf einem sehr steilen Wege zu den beyden nächsten. Sie liegen zwo wälsche Meilen von Pachuca. Das erste de Santa Cruz genannt, war über sieben hundert Schuh tief, das zweyte aber, Navarro mit Namen, über sechshundert. In dem ersten förderte man das Silber mit Malacaten, das ist mit Rädern an einer langen Achse, an welcher statt des Seiles eine lange Kette hing. Ein Ende derselbigen wurde nebst dem Erzte herauf, das andere hingegen, um noch mehr zu holen, zu gleicher Zeit abgewunden. Die ganze Maschine wurde durch vier Maulesel in Bewegung gebracht, die an einen durch die Achse gestoßenen Arm angespannet waren. Auf eben diese Weise, und zu eben dieser Oeffnung, wurde vermittelst einer anderen Malacate das Wasser herausgeschafft, weil es außerdem die Arbeit ohne Unterlaß hindern würde.

Das Bergwerk zu Santa Cruz.

Ich stieg fünf Fahrten, oder eigentlich zu reden, fünf Bäume, einen nach dem andern hinab; statt der Leitersprossen waren Zapfen eingeschlagen. Weiter ließ mich der Berg-

q) A. d. 121 S.

Bergmann aus Beysorge eines Unglückes, dergleichen er schon manches erlebt hatte, nicht hinab steigen. Denn die folgenden Bäume waren naß, und der Fuß konnte leicht ausglitschen. Demnach begab ich mich zu der Grube Navarro. Hier schafften die Indianer mit beständiger Lebensgefahr das Erzt auf ihren Schultern heraus, zu welchem Ende sie eine große Anzahl Bäume, daran die Tritte und Kerben sehr schlecht ausgetheilet waren, herauf klettern mußten. Für diese sauere Arbeit bekommen sie den Tag zwar nicht mehr, als vier Realen; hingegen dürfen sie des Abends so viel Erzt, als jedweder auf einmal zu tragen im Stande ist, mitnehmen, und den Gewinn mit dem Eigenthümer theilen. Damals arbeiteten sie schon fünf Monate lang an einem unterirrdischen Gange, aus einer Grube in die andere, damit man das Wasser, welches in der Grube Santa Cruz weit tiefer ist, zusammen leiten könnte. Dieser langwierigen Bemühung ungeachtet, hatten die Gräber einander zwar noch nicht angetroffen, doch höreten sie einander schon arbeiten.

Gemelli Careri 1697.

Die Grube Navarro.

Den folgenden Tag ließ ich mich einige Meilen weiter führen, um die Gruben im Gebirge zu besehen. Das erste, was mir in die Augen fiel, war eine kleine Stadt, davon sämmtliche Häuser von Leimen aufgebauet, und mit Schindeln gedecket waren. Sie begriff ungefähr zwölf tausend Einwohner, die alle mit einander von der Arbeit in diesen fürchterlichen Abgründen sich nähren. Man zählet in einem Bezirke von sechs Meilen, wenigstens tausend Schächte. Einige werden nicht mehr angebauet; in andern arbeitet man ohne Unterlaß, und noch andere versparet man auf das Künftige. Doch werden diese letztern von den Indianern, obgleich heimlich, stark besuchet, und das Erzt daraus weggeholet. Ja es waren erst wenige Tage vor meiner Ankunft ihrer funfzehn, die sich durch eine sehr enge Oeffnung hinab gewaget hatten, von der Erde verschüttet worden s).

Gruben im Gebirge.

Von diesem Bergwerke führete man mich in ein anderes, das den Namen Dreyeinigkeit trägt, weil es aus dreyen, nämlich Campechiana, Joya und Pignol besteht. Ungeachtet aber man durch drey verschiedene Mündungen einfährt, so führen sie doch alle drey zu einer und eben derselbigen Ader. Es haben mich viele glaubwürdige Personen, welche den Reichthum dieser Ader genau kenneten, versichert, sie hätte innerhalb zehn Jahren, und durch unablässige Arbeit von tausend Personen, vierzig Millionen Mark Silber geliefert. Als man achthundert Schuhe tief gekommen sey: so hätte man Wasser angetroffen, und zu dem Ausschöpfen desselbigen sechzehn Malacaten nöthig gehabt; das bloße Holz aber, damit man die Schächte gegen das Einstürzen der Erde unterbauet habe, sey auf zwanzig tausend Piaster geschätzet worden. Allein, mit der Zeit wurde es allzugefährlich, sie zu bearbeiten, es wird also wenig Erzt mehr daraus gefördert, sondern man hat vielmehr die Hauptöffnungen verstopfet.

Grube Dreyeinigkeit.

Nicht weit von dieser Grube hatte man seit acht Jahren eine andere zu bauen angefangen. Sie hieß der heil. Matthäus, und brachte großen Gewinn, weil die Erztadern von Osten gegen Westen fortstrichen, folglich es um so viel leichter fiel, ihnen zu folgen. Weil sie nicht über vierhundert Schuhe tief war: so entschloß ich mich, einzufahren. Aber als ich den fünften Baum erreichte, überfiel mich die Furcht dermaßen, daß ich durchaus wieder zurück wollte. Allein, der Bergmann, welcher meinen Wegweiser abgab, und mir leuchtete, machte mir durch die Versicherung, ich hätte nun schon die meisten Bäume bestiegen, wiederum frischen Muth. Ich fuhr ihm also nach, obgleich mit großer Gefahr, indem es mir zuweilen schwer fiel, den Fuß auf die Sprosse oder in die Kerbe zu setzen, oder

Grube St. Matthäus.

Careri fährt ein.

r) A. d. 126 S. s) A. d. 138 S.

Gemelli Careri 1697.

oder mich an den Baum zu halten. Ich mußte dreymal so tief hinab steigen, als mir der Bergmann gesagt hatte. Endlich kam ich doch in die Gegend, wo die Arbeitsleute das erstaunlich harte Gestein mit ihrem eisernen Werkzeuge gewältigten. Doch waren auch einige Erzte nicht so erstaunlich hart, und noch andere hatten allerley Farben. Ich nahm einige Stückchen zu mir; aber als mir die Gefahr, darein ich mich gewaget hatte, je länger je größer vorkam, und mir über dieses die giftigen Dämpfe, welche das Erdreich in diesem düstern Abgrunde ausdünstet, nicht wohl bekamen: so stieg ich nach einem zweystündigen Verweilen mit großer Mühe und Furcht wieder hinauf, und kam sehr abgemattet an das Tagelicht. Hier stellete sich alles, was ich gräßliches gesehen hatte, meiner Einbildungskraft auf das lebhafteste vor; und ich mußte bey mir selbst gestehen, ich hätte in meinem ganzen Leben noch nie eine so große Thorheit begangen, als diesesmal. Wenigstens war mir doch die fünf ganzen Jahre über, da ich unter eitel wilden Nationen herum geschweifet, noch nie ein dermaßen gewaltiges Entsetzen angekommen, und voritzt hätte ich den Ort, dahin mich die bloße Neugierigkeit getrieben hatte, nicht für dreytausend Piaster zum zweytenmale besuchen wollen *t*). Die große Tiefe dieser Gruben kömmt von der Weise wie sie angebauet werden, her. Denn man arbeitet so lange in senkrechter Linie abwärts, bis man auf eine reiche Ader kömmt. Dieser geht man immer Wasserrecht nach, bis sie sich verliert, wornach man, der ersten Linie zu Folge, weiter in die Tiefe gräbt.

Wie die Erze gut gemacht werden.

Ich machte mir das Vergnügen zu sehen, wie man die Erze gut mache. Erstlich wird das Erzgestein, das aus der Grube kömmt, mit Hämmern in Stücke geschlagen. Die Aufseher dieser Arbeit wissen, vermöge ihrer langen Erfahrung, aus dem bloßen Ansehen zu urtheilen, was für Stücke ins Schmelzfeuer gehören, und in welchen Queckfilber stecke. Jedwede Gattung wird besonders in Säcke geworfen. Die metallhaltigen Erze werden in eisernen Mörsern durch gewisse Maschinen gepochet und kleingestoßen. Will man sie schmelzen: so setzet man ihnen ein gewisses an gebranntem Bleye zu, welches wie Eisenschlacken aussieht, und wirft alles nebst eben so viel Kohlen in einen zwölf Spannen hohen Ofen, der oben breiter ist, als unten. Dieser Ofen wird durch zween Blasebälge von eben so viel Mauleseln angeblasen. So nun, wie das zuerst eingetragene Erz schmelzet, wird innerhalb sechs Stunden immer wieder frisches nachgeschüttet. Ist nun das Silber und Bley geschmolzen: so nimmt man die verbrannten Schlacken mit einem eisernen Haken weg, und läßt zugleich vermittelst einer im Ofen befindlichen Oeffnung das Silber in eine Forme herauslaufen, da es denn sehr geschwind erhartet. Hierauf nimmt man es weg, verstopfet das Gußloch wieder, und trägt von neuem Silbererz, Bley und Kohlen in den Ofen, um dasjenige, was die Schmelzer frische Kuchen nennen, zu machen. Hat man funfzig bis sechzig solche Kuchen, wozu gemeiniglich eine Woche Zeit gehöret: so wirft man sie in einen anderen Ofen, um das Bley vom Silber zu scheiden. Nurbesagter zweyter Ofen gleicht einem Backofen, und hat in der Mitte eine Grube, die mit angefeuchteter und geschlagener Asche angefüllet wird, und darein sich das feine Silber sammelt. Anfänglich wird besagter Ofen mit Holzfeuer aus dem daran stoßenden dritten, oder von ihnen also genennten Garofen erhitzet. Sobald die Kuchen schmelzen wollen, bringt man zween große Blasbälge an den Ofen, und bläst stark zu. Währenden Schmelzens fließt das feine Silber in die Grube, das Bley aber, welches nach

t) A. d. 141 und vorhergeh. S.

nach dem Erkalten einer bloßen Schlacke oder einem Bimssteine ähnlich sieht, wird mit einem eisernen Haken weggenommen. Das sowohl bey dem erstern als zweyten Schmelzen verglasete Bley leget man bey Seite, und gebrauchet es in dem Ofen, darinnen das gepochte Erz geschmolzen wird, wie vorher. Gemelli Careri 1697.

Schwere der Silberkuchen.

Ein Silberkuchen hat am Gewichte achtzig bis hundert Mark. Man überliefert ihn dem königlichen Probierer, welcher untersuchet, ob das Silber fein genug sey, und ausgemünzet werden könne. Thut er diesen Ausspruch, so wird es gestempelt, und die gewöhnliche Abgabe für den König davon gehoben. Besagte Abgabe ist der fünfte Theil. In jedwedem Bezirke, den die Natur mit einem Bergwerke versehen hat, finden sich gewisse Beamte, nämlich ein Schatzmeister, ein Gegenschreiber, und ein Major. Sind die Kuchen nicht so fein, als sie seyn sollen: so kommen sie von neuem ins Feuer, und werden feiner gemacht. Haben sie endlich den gehörigen Grad, so werden sie gestempelt, und zugleich bemerket, wie viel Gran Gold die Mark halte. Hält sie mehr als vierzig, so wird der Kuchen dem königlichen Scheider eingehändiget, und das Gold heraus geschieden.

Wie das Quecksilber gebraucht wird.

Ist das Erz nicht reich an Silber, so gebrauchet man das Quecksilber dazu. Erstlich wird es in den eisernen Mörsern zu feinem Pulver gestoßen, nachgehends durchgesiebet, und sodann nebst Wasser, Salz und Kupferschlacken u) in gute hölzerne Mulden gethan. Das Quecksilber wird gleichfalls hinein geschüttet, und alles zusammen ganzer vier und zwanzig Stunden mit Füßen getreten, damit das Quecksilber sich in der ganzen Mischung ausbreite. Erstlich schlägt man alles auf einen Haufen und zwar unter einer Schoppe, die oben ein Dach hat, sonst aber auf allen Seiten offen ist: dabey wird ein Zeichen gemacht, daraus man sieht, welchen Tag das Erz auf Haufen geschlagen worden. Der Oberhüttenmann muß diese Haufen alle Tage besichtigen. Indem er nun etwas davon nimmt, und in Wasser abschwemmet, so weis er aus der Menge Quecksilber, die zu Grunde fällt, imgleichen aus der äußerlichen Wärme des Haufens, zu urtheilen, ob man mehr Quecksilber und Kupferschlacken zusetzen, oder im Gegentheile wegnehmen müsse. Ist der Haufen zu sehr erhitzt, so wird er schwarz, und muß mit Schlamme aus den benachbarten Flüssen abgekühlet werden. Ist hingegen der Haufen nicht heiß genug, so werden mehr Kupferschlacken hinzugesetzet. Weil das Quecksilber keiner Gährung fähig ist: so verändert er zwar weder seine eigene, noch der übrigen Materie Eigenschaft. Unterdessen hat doch die Erfahrung gelehret, man müsse noch mehr Quecksilber zusetzen, wenn die Mischung eine Kleyenfarbe zeige; die Perlfarbe bedeutete einen guten Zustand. Die Aschfarbe hingegen die größte Vollkommenheit, welche der Haufen haben kann. Die ganze Unternehmung erfordert nach Beschaffenheit des Erzes zwanzig bis dreyßig Tage.

Nachgehends wird die Materie in Kasten geschüttet, und mit hölzernen Rädern, die man mit der Hand umdrehet, geschwemmet. Die geschwemmete Erde fällt, durch drey Röhren, in drey unter einander gestellete Gefäße. Das Silber, welches in dem ersten nicht bleibt, das bleibt doch in dem anderen oder dritten. Aus diesem letztern läuft das Wasser durch eine Röhre in eine Kufe ab, darinnen die Weibespersonen noch allemal einige Silberstückchen finden. Was auf dem Boden der Gefäße liegen bleibt, das wird in einen Leinwandsack gesammlet, und das Quecksilber ausgedrücket. Allein, weil man selten mehr als den fünften Theil ausdrücken kann, so leget man viele dergleichen ausgedrückte

u) Vermuthlich Schwefelkiese.

Gemelli Careri 1697. drückte Klumpen, davon jedweder ungefähr drey Pfund wiegt, in eine metallene oder irrdene Glocke, mit kleinen Stäben über der Oeffnung, damit das Silber, wenn es hart zu werden beginnet, nicht heraus fallen könne. Eine von diesen Glocken wird bis auf den dritten Theil mit Wasser angefüllet, in die Erde gegraben, und um das Verrauchen zu verhindern, wird die andere darüber gestürzet. Nachgehends wird auf der oberen Glocke ein starkes Kohlfeuer angemacht, und so lange bis sie glühet unterhalten. Denn wenn dieses geschieht, so hat sich das Quecksilber von dem Silber geschieden, dieses letztere aber in einen Klumpen vereiniget. Man nimmt es folglich heraus, und überbringt es den königlichen Beamten zum Probiren. Ist es nicht fein genug: so muß es wiederum ins Feuer, und endlich bekömmt es den Stempel, daraus man sieht, wie viele Gran Gold es halte, und daß der König seinen fünften Theil davon bekommen habe.

Kürzer aber theurer Mittel.

Zwar könnte man das Silber durch bloßes Feuer und in weit kürzerer Zeit scheiden: allein, man würde zu viel Verlust daran leiden. Auf der andern Seite erfordert diese Quecksilberscheidung nicht nur einen ganzen Monat Zeit, sondern auch weit mehr Aufwand, weil man das Quecksilber entweder aus Spanien oder aus Peru, wo es in ungemein hohem Preise steht, verschreiben muß. Man bezahlet den Zentner, das ist so viel, als man tausend Mark Silber zu scheiden nöthig hat, für achtzig Piaster, ja zuweilen wohl gar für dreyhundert; nicht als ob es der König so theuer verkaufte, sondern weil die königlichen Beamten wohl wissen, daß man es nicht missen kann, und daher bey dem Verkaufe auf ihren eigenen Vortheil gedenken. Diese Theuerung des Quecksilbers verursachet dem mexicanischen Lande großen Nachtheil, um welcher Ursache willen auch der König in Neuspanien nicht mehr als zehn vom Hunderte nimmt, dahingegen in Peru er die zwanzig vom Hunderte nach der Schärfe eintreibt. Vorzeiten scheidete man in diesen Ländern das Silber bloß mit Quecksilber und Salze: allein, hierzu hatte man ein ganzes Jahr nöthig. Doch erleichterte nachgehends ein Dominicaner die Sache um ein merkliches, indem er die Kupferschlacken zu Hülfe nahm, davon der Haufen im Augenblicke sich erhitzet.

Vortheile für die Erfinder einer Grube.

Wer eine Gold- oder Silbergrube entdecket, der kann sie bearbeiten lassen, wenn er nur dem Könige seinen fünften Theil davon bezahlet. Läßt er sie aber liegen: so fällt sie drey Monate hernach dem Könige heim. Der König steht vierhundert Schuhe Grund zu, entweder gegen die vier Hauptwinde, von der Oeffnung der Grube an zu rechnen, oder nur auf einer Seite, wie es der Eigenthümer verlanget. Nachgehends hat ein anderer die Freyheit, achtzehn Schuhe weit von der ersten, eine neue Grube zu öffnen; und ungeachtet dieser Raum gleichsam eine Scheidewand vorstellet, so kann er doch seinen Schacht unter der Erde bis in des ersten seinen Bezirk hinein treiben, wenigstens doch so weit, bis er die Bergleute desselbigen antrifft. Wird aber der Schacht, dem er unter jenem treibt, durch eine Quelle mit Wasser angefüllet, so muß ihm derjenige, welcher oben darüber arbeitet, von seinem gewonnenen Erze den sechsten Theil abgeben. Käme das Wasser aus dem oberen Schachte in den unteren, so muß es der Eigenthümer von jenem herausschaffen.

Alles

x) A. d. 159 und vorhergeh. S. Was die Anzahl der Beamten und ihre Besoldungen betrifft, das haben wir weggelassen, sonst aber nichts.

y) Es gehöret ein Bezirk von etlichen Meilen dazu. Das Land wird von mehr als sechstausend verheiratheten Schwarzen angebauet, davon jedweder

Alles Silber, das aus den Neuspanischen Bergwerken kömmt, muß nach Mexico gebracht, und in der Münze angegeben werden. Dem Versichern zu Folge, kömmt alle Jahre, ohne was durch Unterschleif dahin geschaffet wird, zwo Millionen Mark in besagte Stadt, auch werden jährlich siebenhunderttausend Mark zu Piastern vermünzet. Die Eigenthümer bezahlen nicht nur die Münzkosten und den fünften Theil, als die gewöhnliche Abgabe, wenn das Silber zum erstenmale angegeben wird, sondern auch noch einen Real, den man die Lehengebühre nennet. Ob es nun aber gleich einem jedweden Unterthan frey steht, sein Silber zu vermünzen: so sind doch die Kaufleute beynahe nur die einzigen, die es thun. Sie kaufen alles Silber, das sie kriegen können, und ziehen zwey Realen für die Mark ab, einen wegen der Lehengebühre, den anderen für den Schlagschatz. Gemelli Careri 1697. Münze zu Mexico.

Weil das Silber, wie schon bemerkt worden, etwas Gold hält: so wird dieses letztere an einem anderen Orte daraus geschieden. Man körnet erstlich das Silber, und löset es hernach im Scheidewasser auf. Das Gold fällt in Gestalt eines schwarzen Kalches zu Boden, das Wasser aber wird nebst dem in sich habenden Silber in zwey mit den Mündungen an einander gestoßene Gläser gegossen, und Feuer darunter gemacht, da denn das Silber in dem einen Glase liegen bleibt, das Wasser hingegen in das andere übergeht. Das Gold wird nachgehends in Kuchen oder Stangen gegossen, und gleich dem Silber von dem Probirer untersucht. Soll es gestempelt werden, so muß es zwey und zwanzig Carat halten, das Silber hingegen zweytausend zweyhundert und zehn Maravedis. Scheidung des Goldes vom Silber.

Alles dieses, fährt Careri fort, habe ich entweder selbst gesehen, oder von dem Don Philipp Rivas de Seville, welcher damals das Amt eines Wardeins schon seit dreyßig Jahren verwaltet hatte, erfahren *x*). Ich reisete sehr vergnügt aus Pachuca ab, und legte erstlich auf einer Ebene bis an das Dorf Tesayucca sieben Meilen zurück, sodann noch zwo bis nach S. Lucia, einem sehr einträglichen den Jesuiten gehörigen Gute, da ich über Nacht blieb *y*). Den folgenden Tag brachten mich noch andere sieben Meilen nach Mexico zurück.

Careri unternahm hierauf noch eine andere kleine Reise, die ihm zwar nicht so viele Beschwerlichkeiten, als die vorige verursachete, gleichwohl aber von ihm als eines der lesenswürdigsten Stücke seiner Reisebeschreibung angesehen, und daher dem Leser zu besonderer Aufmerksamkeit anbefohlen wird. Man machte gegen ihn viel Rühmens von einigen Alterthümern der Indianer, davon keine einzige Reisebeschreibung das geringste meldet. Als er nun zugleich auch erfuhr, sie wären von Mexico nicht weit entfernet: so überfiel ihn eine so heftige Begierde, sie zu sehen, daß er die Abreise keinen Augenblick verschieben konnte. Reise zu den Pyramiden.

Ich stieg zu Pferde, saget er, und ritt über den Damm der Christophelsee, nach dem Kirchspiele d'Aculma, das den Augustinern gehöret. Sechs Meilen davon fand ich das Dorf Teotiguacan, welches Wort in mexicanischer Sprache so viel als Ort der Götter und des Anbethens bedeutet. Hier übernachtete ich bey Don Petro d'Alva, einem Enkel des Don Juan d'Alva, welcher seines Ortes von den Königen von Tescuco herstammete. Dieser Herr zeigte mir den folgenden Tag die sogenannten Hälse oder Pyramiden,

weder drey bis vierhundert Piaster kostet. Die Zahl der Schafe und Ziegen beläuft sich auf hundert und vierzigtausend, dabey sind fünftausend Pferde, tausend Stücke Rindvieh u. s. w. A. d. 149 und 150 S.

Gemelli Careri 1697.

Die nordliche und deren Gestalt.

den, indem sie nicht über eine Meile weit von seinem Gute stehen. Die erste, welche ich sah, war die nordliche. Zwo von ihren Seiten sind ungefähr sechshundert und funfzig Spannen lang, die übrigen beyden nur fünfhundert. Sie trägt den Namen des Mondes. Zwar hatte ich kein Werkzeug bey mir, ihre Höhe zu messen, doch schätzete ich sie auf zweyhundert Spannen. Eigentlich ist es ein Haufen über einander gelegter Steine, mit Stufen von einem ungemein harten Steine. Oben darauf stund ehedem ein sehr großes wiewohl schlecht ausgekünsteltes Bild: es wurde aber von einem mexicanischen Bischofe, der es für ein Ueberbleibsel der alten Abgötterey ansah, in Stücke geschlagen. Die Trümmern davon liegen noch heutiges Tages unten an der Pyramide. Inwendig in diesen ungeheuren Gebäuden sind Gewölber angebracht, darein man die Könige des Landes beysetzete. Rings herum stehen viele Hügel, welche, wie es scheint, Grabmaale der vornehmen mexicanischen Herren abgaben. Der Weg zu diesen Denkmaalen heißt noch heutiges Tages **Micaorli**, oder Todtenweg.

Die mittägliche.

Hierauf wendete ich mich gegen Mittag, um die Pyramide der Sonne, welche von jener kaum zweyhundert Schritte weit entfernet ist, zu besichtigen. Diese nun hat zwo Seiten, die tausend, und zwo andere, die etwa sechshundert und funfzig Spannen lang sind. Ihre Höhe beträgt um den vierten Theil mehr, als die Höhe der ersteren. Oben darauf stund ehemals das Bild der Sonne. Zwar verschonete man es eben so wenig, als das Mondenbild: allein, als man es herabstürzen wollte, blieb es mitten auf der Pyramide liegen, und konnte nicht ganz herab fallen. Auf der Brust hatte es eine Oeffnung, daraus eine Sonne hervorschimmerte. Der übrige Leib war gleich dem Mondbilde, ganz mit Golde überzogen. Unten an der Pyramide liegen noch zwey große Steintrümmern, die zu einem Arme und Fuße des Bildes gehöreten.

Deren Ursprung.

Nun fraget es sich, wie die Mexicaner, da sie weder Eisen noch künstliche Hebezeuge, noch auch das Geschick zum Erfinden derselbigen hatten, im Stande waren, solche harte Steine zu behauen, und sie auf eine dermaßen große Höhe zu schaffen. Nach des Careri Berichte schreiben die Spanier den Bau dieser Pyramiden den **Ulmuquen** zu, welche aus der Insel Atlantis nach Neuspanien kamen, und es zum zweytenmale bevölkerten z). Wenigstens sind sie ungemein alt. Weil man in der Nähe erstaunlich viele zerstörete Gebäude, eine Menge Höhlen und andere Merkmaale antrifft: so muß ehedessen eine große Stadt hier gestanden haben. Den folgenden Tag kehrete Careri auf dem vorigen Wege nach Mexico zurück.

Careri reiset nach Veracruz.

Nun ist es Zeit, daß wir ihn auf den Weg nach **Puebla** und **Veracruz** bringen, damit er von da nach Spanien, und endlich nach Neapel, wo er den Anfang mit seinem Kreise gemacht hatte, gelangen könne. Er reiste Donnerstages den 10ten des Weinmonates aus der Hauptstadt von Neuspanien nach Veracruz ab, in der Absicht, daselbst auf das sogenannte Advisschiff, das ordentlicher Weise nach der Havana abgeht, zu treten, und sodann nach den canarischen Inseln zu schiffen. Erstlich nun führeten

z) Diese Muthmaßung gründet sich zum Theile auf die indianische Geschichte, welche besagte **Ulmuquen** von Morgen über die See herkommen läßt, zum Theile auf das Ansehen des Plato, welcher die Einwohner der Insel Atlantis für Nachkömmlinge der Aegyptier ausgiebt, bey welchen dergleichen Weise Pyramiden aufzurichten, im Schwange gieng. Sonsten weis man, daß die Carthaginenser auf ihren Seereisen zu einer von den Säulen des Hercules weit entlegenen Insel kamen, auf welcher sich anfänglich viele von ihnen niederließen, bis endlich die Regierung aus Beysorge, sie möchten übe

de

führeten ihn zwo Meilen bis in das Dorf Mexicalsingo. Hier setzet man über einen Fluß, welcher zu ungemeiner Bequemlichkeit der Handlung aus dem Calcosee in den bey Mexico befindlichen See fließt. Nachgehends reiste er eine Meile weit über eine bergigte Ebene bis nach Istapalapa, und vier andere, bis an den Gasthof zu Chalco. Es ist dieses zwar eigentlich nur ein mäßiges Dorf, dabey aber unter allen an dem dasigen See liegenden Alcaldien die größte. Man führet auf besagtem See allerley Lebensmittel in großer Menge nach der Hauptstadt. Der Fluß hat zwischen Chalco und Mexicalsingo einen dermaßen schnellen Strom, daß die Barken wie ein Pfeil davon schießen. Den folgenden Tag kam Careri nach Zurücklegung einer Meile in den Gasthof zu Cordove. Von hier reist man über ein mit Fichten bewachsenes Gebirge, und findet man mitten in der Wildniß den Gasthof Rio-frio. Diesen erreichte er des Abends, nachdem er vier Meilen im Gebirge gemacht hatte. Zwo andere brachten ihn des folgenden Tages zu dem Gasthofe Tesmolucca, und sodann kam er eine anmuthige mit Vorwerken ausgeschmückte Ebene, darauf er bis in das Dorf St. Martin drey Meilen zu reisen hatte. Weil nun Tlascala nur drey Meilen weit davon lag: so wurde er begierig, die Ueberbleibsel dieser alten Stadt, welche, wie er saget, den Waffen des mexicanischen Reiches beständig widerstanden hatte, zu betrachten. Allein, er bereuete diesen Vorwitz, als er über einige sumpfigte Ebenen fortziehen, und zuletzt durch einen Fluß setzen mußte. Da nun noch dazu das allermerkwürdigste, was er an diesem Orte antraf, sonst nichts als ein Capuzinerkloster war: so wurde die Reue noch größer, und verursachete, daß er gleich des folgenden Tages nach Puebla, das nur fünf Meilen davon liegt, abreiste. Es heißt diese Stadt eigentlich la Puebla de los Angelos, wurde im Jahre 1531 von den Spaniern erbauet, und hat den Namen von einem Traume der Königinn Isabella, als ob die Engel den Platz dazu absteckten. Alle Gebäude dieses Ortes sind mit Steinen und Kalche aufgeführet. Die Gassen sind gerade, wohl angeleget, und ungeachtet ihnen das Pflaster fehlet, dennoch ungemein reinlich. Rings herum giebt es viele Sauerbrunnen. Die an der Westseite haben viel Schwefel bey sich, die gegen Norden viel Salpeter und Alaun; an der Ost- und Südseite sind sie ganz süße. Die Einkünfte des dasigen Bischofes betragen achtzigtausend Plaster, und des Domcapitels zweyhunderttausend. Careri sah da in einer Sammlung von Seltenheiten unter andern einen Magnet, in Größe eines gemeinen Apfels, welcher zehn Pfund Eisen trug. Seine Beschreibung der dasigen Klöster und Kirchen machet dem Leser einen hohen Begriff von der Größe und dem Reichthume dieser Stadt *a*).

Gemelli Careri 1697.

Alcaldie zu Chalco.

Alte Stadt Tlascala.

Ihr Reichthum.

Den 21sten schlug er sich wieder auf die Landstraße nach Veracruz, und reiste drey Meilen bis in das Dorf Ancotoque, sodann aber noch fünfe bis in das Dorf Arassingo, von da man nur noch zwo bis nach Quechiula hat. Den 22sten reiste er vier Meilen über ebenes Land, erreichte hernach das Dorf St. Augustin, und sah daselbst eine den vorbeschriebenen ziemlich ähnliche Pyramide; drey andere Meilen führeten ihn nach Istaqua. Den 23sten mußte er über ein fürchterliches Gebirge, auf welchem man bey dem Herunter-

Pyramide zu St. Augustin.

Zzz 3 reisen

der Vortrefflichkeit des neuen Wohnsitzes ihr angebohrnes Vaterland gar vergessen, niemanden mehr dahin gehen ließ. Aus diesem allen zieht Careri den Schluß, es sey nicht zu verwundern, weder daß die Mexicaner, gleich den Aegyptern, Pyramiden aufgeführet hätten, noch daß dem Zeugnisse des Ammianus Marcellinus zu Folge, auf den ägyptischen Nadelsäulen allerley Vögel und Thiere, etiam alieni mundi, gewesen wären. Ebendas. a. d. 211 u. 212 S.

a) A. d. 24 und vorhergeh. S.

Gemelli Careri 1697. reisen eine ganze Meile weit neben den schrecklichsten Abgründen vorbey ziehen muß. Weil er nun nach seiner Ankunft in dem Dorfe Aculsingo, welches mitten in einem Walde liegt, einige Ruhe nöthig hatte, und der folgende Weg sehr schlimm war: so kam er nicht weiter als vier Meilen, nämlich in das Dorf St. Nicolas. Er mußte zweymal über eben denselbigen Fluß. Den 24sten nahm er einen großen Umweg, damit er nicht durch den weißen Fluß setzen durfte. Als er nun über die Brücke war, so kam er durch die Stadt Orizava, und sodann auf eine große Ebene, die ihn zu dem Feuerberge gleiches Namens führete. Nun lag besagter Berg zwar voll Schnee, dem ungeachtet aber war weder sein Feuer noch sein Eis so gefährlich, als der Schlamm eines anderen Berges, darinnen Careri wohl hundertmal stecken zu bleiben besorgete. Man nennet ihn eben deswegen den Abgrund. Noch mußte er mit nicht geringerer Gefahr über den dritten, und sodann über einen großen Fluß, von wannen er des Abends nach einer Tagereise von fünf Meilen Cordova, den vornehmsten Ort der dasigen Alcaldie, erreichte. Es wohnen sehr viele reiche Kaufleute meistentheils Spanier in dieser Stadt, indem sie nicht nur der fruchtbare Boden, sondern auch die anmuthige Lage, und die sanfte Witterung dahin locket.

Feuerberg Orizava.

Den 25sten kam er in eine wärmere Gegend, da man allerley Gattungen von Papagayen, nebst einer Menge wilder calecutischer Hühner findet, welche ganz gelassen und ohne sich an die Reisenden zu kehren, auf ihrem Baume sitzen bleiben. Saint Laurent de los Negros, da man zu Mittage fütterte, ist ein mitten im Walde gelegener Ort, darinnen lauter Schwarze wohnen, also daß man denken sollte, man wäre mitten in Guinea. Allein, sie hatten nicht das geringste Wilde an sich, sondern beschäfftigten sich bloß mit dem Ackerbaue. Sie stammen von einigen entlaufenen Schwarzen her, denen man in Freyheit zu leben erlaubete, doch mit der Bedingung, sie sollten keine andere Schwarzen, die etwa künftig entlaufen möchten, unter sich dulden, sondern sie ihren Herren zurück bringen, welches sie auch getreulich beobachten. Von diesem Orte hatte man fünf Meilen bis in den Gasthof Saint Campus. In dem daran stoßenden Thale wohnen sehr viele Schwarze und Mulatres, welche aber ein sehr wildes Leben führen. Den 26sten zog man vier Meilen weit über eine unangebauete Ebene, darauf sonst nichts als eine einzige Mulaterwohnung ohne den geringsten Vorrath anzutreffen war. Zwar gab es auf dem unweit davon gelegenen Gebirge, Baumfrucht in großer Menge: allein, zum Unglücke taugen sie in dieser ganzen Gegend nicht eher zum Essen, als drey Tage nach dem Abbrechen vom Baume. Als Careri von diesem Orte weiter zog: so gerieth er bey dem Durchsetzen durch einen Fluß in die äußerste Lebensgefahr; nebst dem fehlete es wenig, so wäre das Tagebuch von seiner nun schon vier Jahre und vier Monate lang dauernden Reise zusammt dem Gelde, das er bey sich führete, zu Grunde gegangen. Nachgehends kam er in eine ungemein flache Gegend, imgleichen durch Gehölze von einer gewissen Gattung Palmbäumen. Die Früchte dieser Bäume sind an Farbe grün, an Gestalt den Nüssen ähnlich, hängen in Trauben beysammen, und schmecken wie Mandeln. Er mußte durch viele mit hohem Grase bewachsene Sümpfe reiten, da es eine Menge bodenlose Stellen giebt. Den folgenden Tag kam er von dem Dorfe Asparilla nach zurückgelegten zwo Meilen nach Xamapa, woselbst ein gewisser Spanier alles, was Careri schon zu anderer Zeit von dem Vogel Carpentero gehöret hatte, als eine gewisse Wahrheit bekräftigte. Selbiger weis nämlich kraft seines natürlichen Triebes ein gewisses Kraut, davon das Eisen wie Glas entzwey springt, zu finden. Der Spanier rühmete sich zwar, er habe den Versuch selbst

St. Laurent de los Negros.

Asparilla. Xamapa. Vogel Carpentero. Springwurzel.

selbst gemacht, gestund aber dabey, das Kraut sey schwer zu finden, und habe er es für seine Person in der ganzen umliegenden Gegend vergeblich gesucht. Gemellt Careri 1697.

Endlich erreichte Careri, als er noch an eben diesem Tage drey Meilen fortgereist war, den Hafen Veracruz. Hier fand er den größten Theil seines Geräthes schon seit einem Monate auf ihn warten. Erwägt man, saget er, daß alle Flotten, und alle einzelne Schiffe, die nach Neuspanien fahren, in diesem Hafen einlaufen: so sollte man allerdings vermuthen, die Stadt müsse groß und reich seyn; aber es fehlet weit. Sie ist klein, arm, und wird von einer geringen Anzahl Spanier bewohnet, ja noch dazu nicht länger, als die Flotten zugegen sind; denn die übrige Zeit des Jahres bringen sie der dasigen sehr ungesunden Luft wegen tiefer im Lande zu. Doch wir können uns bey seiner Beschreibung als welche in einen anderen Artikel gehöret, nicht verweilen, sondern wir begleiten nur unseren Wanderer bey seinem Einschiffen nach der Havana, woselbst er die Galionen anzutreffen, und mit ihnen nach Cadiz zu schiffen verhoffete. Der Statthalter zu Veracruz Don Francesco Loranz y Rada, war ihm dazu behülflich, daß er auf ein kleines von Maracao angekommenes Schiff, welches eben damals segelfertig lag, treten konnte. Careri kömmt nach Veracruz.

Da die Stadt so schlecht beschaffen ist: so wurde ihm bey seinem vierzehntägigen Aufenthalte daselbst die Zeit gewaltig lang. Doch ergetzete er sich mit der Jagd. Einstens gieng er einer gewissen Fasanengattung, die an Größe den wälschen Hühnern gleicht, aber einen schwarz und weißen Federbusch auf dem Kopfe hat, fünf Meilen weit zu Gefallen, und endlich, um die alte Stadt Veracruz zu besehen, über einen großen Fluß. Voritzt wohnen bloß einige Fischer in elenden Hütten darinnen. Die Wände bestehen aus Rohre, das Dach aus Baumblättern. Weil besagter Fluß, gleich wie alle Flüsse in Neuspanien überhaupt, mit Crocodillen angefüllet ist: so versicherte man den Careri, es pflegten hier zu Lande die Hunde, wenn sie über einen Fluß schwimmen wollten, an einem ganz anderen Orte heftig zu bellen, und auf diese Weise die Crocodille alle mit einander dahin zu locken, nachgehends aber anderswo in möglichster Eile durchzuschwimmen *b*). Belustiget sich mit der Jagd. Eigenschaft der dasigen Hunde.

Bey seiner Wiederkunft nach Veracruz brachte er eine ziemliche Anzahl Fasanen mit, die er des folgenden Tages dem Statthalter, der ihn beym Essen behielt, verehrete, und das Lob eines geschickten Jägers davon trug. Bey Gelegenheit einer andern Jagd, besah er das Johannesvorwerk, da er des dürren Bodens ungeachtet einen mit allerley Obste angefülleten Garten, und ein Gebüsche voll Vögel und wilder Thiere antraf. Ein andermal führete ihn ein Mulatre in einen unweit des Flusses liegenden Wald. Hier schoß er ein wildes Schwein. Als aber der unvorsichtige Mulater sogleich zulief, und es beym Fuße ergriff: so trug er eine gefährliche Wunde davon. Careri bekräftiget es zwar, daß die wilden Schweine in America auf dem Rückgrate und etwa zehn Zoll weit vom Schwanze etwas einem Nabel ähnliches haben: allein, er versichert zugleich, sie ließen aus diesem Orte keinen Unrath weg, wohl aber gehe ein ungemein häßlicher Gestank heraus, und müsse man diesen Nabel, sobald das Thier todt ist, ohne Verzug ausschneiden, weil man sonst das Fleisch vor Gestank nicht essen könne. Er kam eben an diesem Tage wieder nach Hause, aber voller Garapattas. Es ist dieses ein gewisses Ungeziefer, davon die Wälder wimmeln, es hängt sich erstlich an die Kleider, nachgehends an die Haut und gräbt sich so tief hinein, daß es große Mühe und Geschicklichkeit erfordert, es los zu werden. Beschaffenheit der dasigen wilden Schweine. Garapattas.

Da

b) A. d. 234 und vorhergeh. S.

Gemelli Careri 1697.

Da Veracruz an sich selbst zwar ungemein berühmt ist, von unseren Reisebeschreibungen aber ganz vergessen wird: so bedünken dem Careri alle auch die kleinesten, Umstände von der Beschaffenheit dieses Ortes, anmerkenswerth zu seyn. Er besuchte alle Klöster. Der barmherzigen Brüder, oder von der Gnade ihres ist zwar im geringsten nicht prächtig gebauet, hat aber doch einen ungemein schönen Glockenthurm. Das Franciscanerkloster ist wegen der weitläuftigen Schlafgemächer merkwürdig. Das Dominicanerkloster ist arm, und die Augustiner haben nicht einmal das Vermögen, sich eine Kirche zu bauen.

Wie Fernand Cortez nach Mexico geschickt wird.

Zum Beschlusse erwähnet Careri noch, es sey **Fernand Cortez**, der Eroberer von Neuspanien, unter Carls des V Regierung und am grünen Donnerstage des Jahres 1519 in den Hafen der alten Stadt Veracruz eingelaufen. Seine Schuldigkeit erfordert es, wie er saget, einige besondere Umstände hiervon beyzubringen. Es werden solche da zu Lande vom Vater auf den Sohn fortgepflanzet, und gründen sich auf vier von Cortez selbst geschriebene Briefe, davon ihm **Don Carlo Fiquenza** *c)* zu Mexico eine Abschrift zu lesen gab.

Der Statthalter der Insel Cubas, welche von **Columbo** bereits im Jahre 1492 entdeckt worden war, hatte die Küste des americanischen festen Landes schon öfter als einmal untersuchen lassen, niemals aber festen Fuß darauf zu setzen vermocht. Endlich beschloß er, die Sache mit solcher Gewalt anzugreifen, daß es an einem glücklichen Erfolge nicht fehlen könne. Zu diesem Ende schickte er den 15ten des Wintermonates im Jahre 1519 **Fernand Cortez** mit einer Flotte von zehn Schiffen dahin ab. Nachgehends wollte er ihn wieder absetzen, und der Befehl ihn beym Kopfe zu nehmen, war bereits gegeben: allein, da Cortez von seiner ganzen Kriegesmacht, die aus fünfhundert und acht Soldaten und neunhundert Matrosen bestund, sehr geliebet wurde: so siegte er über alle listige Anschläge seiner Feinde.

Seine erste That war die Eroberung der Stadt **Tabasco**. Diese geschah nicht ohne starken Widerstand, ungeachtet die Indianer, weil sie noch nie einen Reuter gesehen hatten, Mann und Pferd für ein einziges Ungeheuer hielten. Cortez begab sich nach **St. Jean d'Ulva**, und setzete sein Volk am Charfreytage ans Land; aus dieser Ursache bekam der Ort den Namen **Veracruz**. Hier lagen die Spanier einige Monate lang, ohne daß es ihnen möglich gefallen wäre, den Widerstand der Indianer zu übermeistern.

Seine List zur Aufmunterung seiner Leute.

Endlich ergriff Cortez die feste Entschließung, entweder zu siegen oder zu sterben; und damit seine Leute alle Hoffnung zur Flucht verlieren, dagegen aber sich bloß auf ihre Tapferkeit verlassen müßten: so ließ er alle seine Schiffe verbrennen. Hierauf zog er den 15ten des Augustmonates mit vierhundert Soldaten von Veracruz aus, hinterließ aber an diesem Orte eine Besatzung, die zu Vertheidigung desselbigen stark genug war. Wie es scheint, so war ein Gerathewohl der einzige Wegweiser, den er hatte, und dieser führete ihn nach Tlascala. Hier schlug er sich etlichemal mit den Einwohnern herum. Seine Soldaten heileten ihre und ihrer Pferde empfangene Wunden mit dem Fette ihrer erschlagenen Feinde. Endlich jagten sie den Feinden eine solche Furcht ein, daß sie um Friede bathen. Indem man sich wegen der Bedingungen verglich, so schickte der Kaiser, **Montezuma**, vier Gesandten an die Spanier, und erboth sich zu einer jährlichen Abgabe, wenn sie

c) Wir bringen diese Erzählung nur deswegen bey, weil Careri glaubte, sie gereiche ihrer sonderbaren Quelle wegen, seinem Reisebuche zu nicht geringem Ruhme, absonderlich da er die Urkunden selbst

sie nicht bis an seine Hauptstadt anrücken wollten. Den 23sten des Herbstmonates hielt Cortez in Begleitung der Caciquen des dasigen Landes seinen Einzug in Tlascala. Besagte Herren empfingen ihn in ihren prächtigsten Gebäuden, bothen ihm ihre Töchter an, und setzeten eine große Menge Leibeigene, die erstlich gemästet, und hernach den Götzen geopfert wurden, in Freyheit. Seines Ortes vermuthete Montezuma von einem ohne sein Vorwissen getroffenen Vergleiche wenig Gutes; er schickte folglich zum zweytenmale Gesandte nebst kostbaren Geschenken an Gold und Edelgesteinen an den Cortez ab, und die Caciquen von Chiolula suchten das gute Zutrauen der Spanier zu gewinnen. Allein, Cortez bekam Wind davon, daß sie ihn kraft des kaiserlichen Befehles hinterlistiger Weise aus dem Wege räumen wollten, und ließ eine große Anzahl von ihnen niederhauen. Diese Hinrichtung jagete dem Montezuma noch größeres Schrecken ein. Er schickte die dritte Gesandtschaft an den Ueberwinder, suchte allen übeln Verdacht von sich abzulehnen, und ließ der Krone Spanien eine jährliche Abgabe, dem Cortez aber große Geschenke anbiethen, wenn er niemals in die Hauptstadt kommen wollte. In besagter Hauptstadt herrschete damals nicht nur wegen Annäherung des Feindes, sondern auch wegen Mangel an Lebensmitteln, eine gewaltige Verwirrung. Cortez beharrete auf dem Entschlusse, dahin zu rücken, und begegnete der mexicanischen Gesandtschaft ziemlich hochmüthig. Als nun hierauf Montezuma wohl sah, daß weiter nichts mehr zu thun wäre: so schickte er ihm seinen leiblichen Enkel, **Camatzin**, Herrn von **Tescuco**, und andere Vornehme entgegen. Cortez rückte in ihrer Begleitung durch **Iztapalapa**, bis an den mexicanischen Damm, wo ihn des Kaisers nächste Anverwandten **Coadluvacca** und **Cuyoacan** mit großer Pracht empfingen. Bald darauf kam Montezuma selbst zum Vorscheine, und stieg, sobald er den spanischen General erblickte, aus seiner Sänfte. Cortez erwiederte diese Höflichkeit mit gleicher Begegnung, und verehrete ihm ein Halsband von falschen Perlen. Nach einigen andern Höflichkeiten, begab sich Montezuma zurück, befahl aber den vornehmsten Herren von seinem Gefolge, man sollte dem Cortez seines Vaters **Axayiaca** Pallast, darinnen er seine Götzen und Schätze verwahrete, den spanischen Kriegesleuten aber andere Wohnungen einräumen. Ja er trug kein Bedenken, den Cortez in dem Hofe besagten Pallastes noch einmal zu empfangen. Hier beschenkete er ihn mit einer goldenen Halskette, und befahl auch zugleich, die Spanier mit aller Höflichkeit und reichlich zu bewirthen. Des Cortez Briefe setzen diese Begebenheit auf den 8ten des Wintermonates. Der mexicanische Kaiser war etwa vierzig Jahre alt, wohl gewachsen, bräunlicht, und von einem muntern Wesen. Seine Haare waren kurz, der Bart schwarz und nicht sonderlich dick. Die Spanier bewunderten seinen Pracht. Wenn er den Tempel besuchete: so trug er einen halb goldenen und halb hölzernen Stab in der Hand. Der prächtige Aufzug seines Gefolges, das aus den Großen im Lande und bey Hofe bestund, ist kaum zu beschreiben. Zween der Vornehmsten trugen ihm goldene Keulen, als ein Wahrzeichen seiner Gerechtigkeitsliebe vor. Als er eines Tages im Begriffe war, seinen Gottesdienst abzuwarten: so bekam Cortez Lust, den ungemein großen Tempel, zu welchem man hundert und vierzehn Stuffen hinauf steigen mußte, zu betrachten. Montezuma empfing ihn sehr freundschaftlich. Er führete

Gemelli Careri 1697.

Er zieht in Tlascala ein.

Montezuma geht ihm entgegen.

Cortez zieht in Mexico ein.

Abschilderung des Montezuma.

Tempel, den man dem Cortez zeiget.

selbst gelesen hatte. Uebrigens werden eben diese Begebenheiten an einem anderen Orte des gegenwärtigen Werkes in größerem Glanze erscheinen, da wir denn, wo sich ein Unterschied in den Umständen äußert, es bemerken wollen.

Gemelli Careri 1697.

führete ihn auf den höchsten Ort des Tempels, und zeigete ihm die ganze Stadt, welche damals größtentheils unter Wasser stund. Man konnte sonst nirgend, als nur auf drey Dämmen, die aber von einer Weite zur andern ihre Zugbrücken hatten, hinein kommen. Er zeigete ihm auch den Tempel der beyden Brüder, welche von den Mexicanern absonderlich verehret wurden, nämlich des Kriegesgottes Huycilobos, und des Höllengottes Tezcalepuca. Hier war wegen Menge der Menschen, die man ihnen ohne Unterlaß aufopferte, ein unerträglicher Gestank.

Er tastet einen großen Schatz nicht an.

Als die Spanier in dem Pallaste des Axayiaca einen bequemen Ort zu einer Kirche sucheten: so erblickten sie eine Thüre, welche seit kurzem vermauert zu seyn schien. Diese öffneten sie, und kamen in verschiedene mit erstaunlich vielem Golde und einer unglaublichen Menge Edelgesteine angefüllte Gemächer. Cortez ließ ohne den Schatz anzurühren, die Thüre wieder vermauern. Denn da er den Kaiser selbst bey dem Kopfe zu nehmen gedachte, dieses aber wegen der geringen Anzahl seiner Leute so schlechterdings nicht wagen durfte: so gedachte er, vor allen Dingen durch dergleichen anscheinende Redlichkeit die Liebe des Volkes zu gewinnen.

Nimmt den Montezuma gefangen.

Eben damals lief die Nachricht ein, es hätten die Indianer zu Vera Cruz einen spanischen Officier, und einige andere zur dasigen Besatzung gehörige Soldaten todt geschlagen, und es schien, als ob ihnen diese Begebenheit einen Muth einflößete; denn bisher hatten sie diese fürchterlichen Ausländer mit dem Namen Tenlis, das ist, der Götter aus dem Morgenlande beleget, nunmehr aber erfuhren sie, daß selbige dem Tode eben so wohl unterworfen wären, als die Mexicaner. Cortez sah wohl, es sey hohe Zeit, sein Vorhaben auszuführen. Er gieng also ohne sonst jemanden, als fünf von seinen tapfersten Officieren bey sich zu haben, in den Pallast, und schaffete unter dem Vorwande einer geheimen Unterredung, die Hofbedienten des Montezuma mit guter Art bey Seite. Sobald er allein bey ihm war, warf er ihm erstlich mit heftigen Worten vor, er hätte den Spaniern sein gegebenes Wort nicht gehalten, sagete ihm hernach ins Gesicht, er mache ihn hiermit, damit er es künftig besser halten möge, zu seinem Gefangenen, und drohete ihm mit entblößtem Degen den augenblicklichen Tod, wenn er sich im geringsten widersetzen würde. Der arme Kaiser entschuldigte sich, so gut er konnte, versprach alle ersinnliche Genugthuung zu leisten, und zur Versicherung seinen Sohn nebst zwo Töchtern, als Geisel auszuliefern. Cortez versetzete, die Sicherheit der Spanier erfordere seine eigene Person. Indem nun die fünf Officier mit bloßen Degen auf ihn losgiengen, und der Dollmetscher ihm ernstlich zuredete, so besorgete er, es möchte ihm in der That das Leben kosten, stieg also in aller Stille in eine verschlossene Sänfte, und ließ sich nach dem Pallaste des Axayiaca bringen, da man ihm eine starke Wache vor die Thüre stellete. Dem ungeachtet ließ Cortez alle Große und übrige Indianer nach ihrem Belieben zu ihm hinein. Sie traten allemal mit niedergeschlagenen Augen, und seitwärts gewendetem Haupte, damit er sie nicht im Gesichte sehen konnte, in ihres Herrn Zimmer; und neigeten sich dreymal vor ihm. Hatten sie ihre Aufwartung oder ihre Geschäffte geendiget: so giengen sie mit den vorigen Merkmaalen der Ehrerbiethung, oder Furcht wieder zum Gemache hinaus. Careri saget nicht, ob sie freywillig, oder auf des Cortez Befehl so gezwungen thaten.

Man lieferte ihm vier Indianer, welche den d' Escalante getödtet hatten, in die Hände. Diese ließ er lebendig verbrennen, und währender Hinrichtung den Montezuma in die Fessel schlagen. Allein, dieser ließ wegen eines dermaßen ungebührlichen Verfahrens

nicht

nicht die geringste Empfindlichkeit spüren, sondern bath im Gegentheile, und um seinen Unterthanen allen Argwohn von seiner Gefangenschaft zu benehmen, einstens um Erlaubniß, auf die Jagd, und ein andermal in den Tempel zu gehen. Cortez willigte zwar darein, gab ihm aber hundert und funfzig Soldaten zur Wache mit, und bedrohete ihn auf den Fall, wenn das Volk einen Aufruhr erregen sollte, mit dem Tode. Gemelli Careri 1697.

Unterdessen konnte doch des Kaisers Vetter, dem Konige Cacamatzia von Tescuco, der elende Zustand seines Oheims nicht verborgen bleiben. Er faßte also die Entschließung, sich selbst auf den kaiserlichen Thron zu schwingen, und entdeckete sein Vorhaben den Fürsten von Iztapalapa, von Jacuba und Cayoacan, welche sämmtlich so wohl, als er, Vettern des Montezuma waren. Doch, dieser Anschlag wurde glücklich entdecket, und weil der Kaiser selbst verlangete, man sollte sie gefangen nehmen: so ergriffen die Spanier diese Gelegenheit, dabey sie unter dem Vorwande, ihm treue Dienste zu leisten, ihre eigene Gewalt vergrößerten, mit aller Begierde. Als die vier Fürsten im Gefängnisse saßen: so verlangete Cortez rund heraus, Montezuma sollte dem Könige von Spanien huldigen. Zwar ließ er ihm die Freyheit, diesen Antrag mit den vornehmsten Caciquen zu überlegen: allein, er hatte schon solche Anstalten gemachet, daß die Entschließung nach Wunsche ausfallen mußte. Die Huldigung geschah wirklich mit großer Pracht, und in bester Form, ungeachtet weder der Kaiser noch seine lehnbaren Fürsten, sich des Weinens dabey enthalten konnten. Als Cortez sah, daß sie unvorsichtiger Weise mit ihrem vielen Golde praleten: so wollte er wissen, woher sie die großen Schätze bekämen? Man führete hierauf einige spanische Officier an drey unterschiedliche Orte, und zeigete ihnen eine Menge Goldstaub, den die Indianer aus dem Sande ihrer Flüsse ausgeseifet hatten. Besagten Staub brachten sie mit sich zurück. Seines Ortes übergab Montezuma seinem neuen Herrn alle in dem Gemache, das die Spanier verschonet hatten, befindliche Schätze seines Vaters, mit großer Willigkeit. Das sämmtliche Gold wurde in Stangen gegossen, und betrug am Werthe sechs Millionen Piaster. Hiervon legete man den fünften Theil für den König zurück; noch einen andern fünften Theil behielt Cortez für sich selbst. Alles übrige wurde unter die Soldaten vertheilet. Hinrichtung einiger Prinzen. Huldigung der Krone Spanien geleistet.

Indem nun Montezuma wohl sah, daß er auf keine andere Weise, als vermittelst einer unbedingten Unterwerfung in Sicherheit seyn könnte: so both er dem Cortez eine von seinen Töchtern zur Gemahlinn an. Dieser hochmüthige Ueberwinder willigte zwar darein, doch mit dem Bedinge, man sollte noch an eben diesem Tage ein Crucifix und ein Marienbild in den Haupttempel zu Mexico stellen. Dieses Begehren kam den Mexicanern allzuhart vor: doch räumete man den Spaniern in dem besagten Tempel einen eigenen, und von dem Orte, wo die Götzenbilder stunden, abgesonderten Theil desselbigen ein, darinnen sie auch wirklich öffentlich Messe lasen. Als nun die Pfaffen der beyden mexicanischen Hauptgötter ihren Untergang vor Augen sahen: so ermahneten sie das Volk, zum Gewehre zu greifen. Die spanische Gegenpartey wurde so stark, daß Montezuma selbst, weil er es seines eigenen Vortheiles wegen, künftig mit den Spaniern halten mußte, ihnen rieth, sie möchten sich bey Zeiten, und ehe die Aufrührer alle zusammen kämen, aus der Stadt machen. Voritzt mochte es den Cortez vielleicht gereuen, daß er seine Schiffe verbrannt hatte. Er suchte die Priester zu besänftigen, und gebrauchte den Kaiser zu seinem Mittelsmanne. Dieser bath nur, den Spaniern so viel Zeit zu vergönnen, daß sie drey Schiffe bauen, und sich aus dem Reiche wegbegeben könnten. Pfaffen ermahnen das Volk zum Kriege.

Gemelli Careri 1697.

Cortez soll gefangẽ genommen werden.

In diesen Umständen war die Sache, als der Statthalter zu Cuba auf erhaltene Nachricht, Cortez hätte ohne sein Wissen kostbare Geschenke an den spanischen Hof abgesendet, eine Flotte von neunzehn Schiffen, mit vierzehn hundert Mann und zwanzig Stücken besetzet, in die See gehen ließ. Die Anführung davon übertrug er dem Pamphilo von Nervaez, und gab ihm einen Regierungsrath mit, welcher zwischen ihm und Cortez das Amt einer Mittelsperson verwalten sollte. Kaum hatte diese Flotte in dem Hafen von Ulva Anker geworfen: so wußte es Montezuma schon, indem die an der Küste wohnenden Indianer ihm eine auf Leinwand von Maghey gemalte Abbildung desselbigen überbrachten. Sogleich überschickte er dem Nervaez ein kostbares Geschenk an Golde, reichen Zeugen, und Lebensmitteln, und Cortez hatte selbst dazu gerathen, weil er vor sonst niemanden, als von seinen Landesleuten, einigen Beystand hoffen durfte. Allein, Nervaez gab den Cortez und seine Soldaten gegen die kaiserlichen Abgeordneten für Aufrührer und Entlaufene aus, die er vermöge des habenden Befehles beym Kopfe nehmen, ihn aber, den Kaiser, aus seiner Gefangenschaft befreyen wollte. Als Cortez diese tröstliche Nachricht von dem Montezuma, welcher glaubete, er wüßte sie schon, erfahren hatte: so gieng er mit seinen Officieren zu Rathe, und schrieb dem Nervaez ohne Zeitverlust zurück, er möchte doch die Ehre ihrer Nation und den Dienst ihres Königes in Erwegung ziehen, nicht aber den Pöbel, von welchem man alle Augenblicke einen Aufruhr zu besorgen hätte, in seiner Tollheit bestärken, noch den Montezuma aus seiner Gefangenschaft befreyen wollen, indem eben in selbiger die ganze Sicherheit der Spanier bestehe. Zum Beschlusse erboth er sich, er wollte ihm alle bisher eroberte Gegenden abtreten, und in eine andere Landschaft ziehen. Aber anstatt daß Nervaez ein so billiges Begehren hätte Platz finden lassen: so schlug er vielmehr den Regierungsrath bloß, weil er sie zu billigen schien, in die Eisen, und gieng mit seiner ganzen Kriegesmacht auf Mexico los. Als er in die Nähe kam: so übergab Cortez die Bewahrung des Montezuma und der Festung dem Pedro d' Alvarado, nebst einigen Soldaten, er selbst aber rief die Caciquen von Tlascala, die er aus kluger Vorsichtigkeit bisher immer zu guten Freunden behalten hatte, um Beystand an, rückte hernach mit seiner noch übrigen Mannschaft, und sechs tausend mit Lanzen bewaffneten Indianern auf den Nervaez los, in guter Hoffnung, es würde der Sieg seiner gerechten Sache und Tapferkeit nicht entstehen. Denselbigen Abend kam er dem Nervaez, welcher in aller Sicherheit bey Sempoallo lag, bis auf eine Meile weit, auf den Leib. Hier sprach er seinen Leuten Muth zu, und setzete bey stockfinsterer Nacht über einen Bach, welchen seine Feinde, als ihre Schutzwehre ansahen. Er überfiel sie unvermuthet, schlug sie aufs Haupt, und bemächtigte sich, welches das größte Glück war, nicht nur des Nervaez, sondern auch seines Geschützes. Doch, die Folgen dieses Sieges waren das allervortheilhafteste für ihn. Die Ueberwundenen huldigten ihm. Er bekam die neunzehn Schiffe in seine Gewalt, und hatte nunmehr die ganze spanische Macht, mit Ausnahme des einzigen Nervaez, unter sich. Diesen ließ er wohl verwahrt in Vera Cruz zurück, und schickte die Flotte an verschiedene Orte auf neue Eroberungen aus.

Hintertreibt solches.

Empörung in Mexico.

Allein, als er über seinen Sieg am vergnügtesten war: so lief die Nachricht ein, Mexico hätte sich empöret, und Alvarado würde in seiner Festung so warm gehalten, daß er eines schleunigen Entsatzes höchst bedürftig wäre. Indem es nun die höchste Noth erforderte, festen Fuß in dieser Stadt zu behaupten: so brach er ohne den geringsten Zeitverlust mit dreyzehn hundert Mann zu Fuße, ungefähr hundert Reutern, und etwa zwey tausend

tausend Indianern von Tlascala dahin auf. Sein Einzug in Mexico geschah den 24sten des Brachmonates im Jahre 1520. Montezuma hatte sich die Erlaubniß ausgebethen, ihm entgegen zu gehen, und verhoffete, von einem siegreichen Kriegeshelden, der sein Tochtermann geworden war, auf das freundlichste empfangen zu werden. Allein, sein mit dem Nervaez gepflogener Briefwechsel war ein Verbrechen, daran die Spanier noch immer gedachten; und als er, um den Cortez zu bewillkommen, in den Hof des Pallastes hinab kam, würdigte ihn selbiger nicht einmal des geringsten Wortes. Diese unerhörte Beschimpfung verursachte, daß Montezuma die geschworne Treue an seinem Orte gleichfalls bey Seite sezete. Er ließ den Pallast durch eine große Menge mit Pfeilen und Schleudern bewaffnete Indianer bestürmen, und des Cortez Wohnung in Brand stecken. Kaum konnte das Feuer gelöschet werden. Zwar zogen sich die Spanier in guter Ordnung in ihre Festung zurück: allein, das Gefecht gieng den folgenden Tag abermals an, und sie stunden in großer Gefahr, unter der Menge zu erliegen. Der Angriff wurde viele Tage lang mit größtem Eifer fortgesezet, bis endlich die Spanier aus Furcht, es möchte ihr Mund- und Kriegesvorrath in weniger Zeit ein Ende nehmen, sich entschlossen, um Friede zu bitten. Cortez schickte einen spanischen Mönch an den Montezuma ab, und ließ ihn um ihrer beyderseitigen Verwandtschaft willen ersuchen, er möchte dem Grimme seiner Unterthanen Einhalt thun, dagegen er den Augenblick aus Mexico weichen wollte. Anfänglich wurde ihm diese Gnade abgeschlagen. Endlich aber behielt das gute Gemüth des Kaisers dennoch die Oberhand über seinen geschöpften Verdruß, und er befahl den Fechtenden, das Gewehr niederzulegen. Damals stund er auf einem offenen Gange, von welchem man seine Stimme vernehmen konnte. Allein, es traten sogleich einige Caciquen zu ihm, und kündigten ihm an, er sey nicht mehr werth, über die Mexicaner zu herrschen, sie wären Willens, die Spanier mit Strumpf und Stiele auszurotten, und hätten bereits einen andern Kaiser gewählet. Kaum hatten sie diese trotzige Erklärung geendiget: so flog ein ganzer Hagel von Pfeilen und Steinen auf den unglücklichen Monarchen los; er empfing eine Menge tödtliche Wunden, die seinem Leben und seiner Regierung zugleich ein geschwindes Ende machten.

Gemelli Careri 1697.

Montezuma wird erschossen.

Cortez hoffete, es würde diese Veränderung vielleicht zu seinem Vortheile ausschlagen. Er that also den Aufrührern neue Friedensvorschläge, und bedung sich dagegen weiter nichts, als den freyen Abzug aus Mexico. Um auch durch einen anscheinenden Eifer für des Reichs Wohlfahrt ihre Gunst zu gewinnen, ließ er sie ermahnen, sie möchten die Krone des Montezuma Sohne aufsetzen, und durch dieses, als das einzige hinlängliche Mittel, allen Unruhen, welche eine unbefugte Regierung allemal nach sich zöge, die Wurzel abschneiden. Allein, statt der Antwort fielen sie des folgenden Tages mit unerhörter Wuth über die Spanier her, und schlugen eine große Anzahl todt. Cortez rächete sich dagegen durch einen Ausfall, in welchem er die Stadt in Brand steckete, und die Indianer zu Tausenden niederhieb. Dem ungeachtet sah er die Unmöglichkeit, einem solchen Schwarme in die Länge zu widerstehen, wohl ein, beschloß also mit Hülfe der Nacht aus Mexico zu weichen. Das erste, was er that, war dieses, daß er alle Angehörigen des Montezuma und andere Prinzen, die er in seiner Gewalt hatte, niederstoßen ließ. Nachgehends vertheilete er alles Geld, das er gesammelt hatte, unter seine Leute, und endlich zog er den 10ten des Heumonates, sobald es dunkel wurde, mit seiner ganzen Mannschaft aus der Festung, nahm auch, um über einige Wassergräben, deren Brücken man

Cortez muß entweichen.

Gemelli Careri 1697.

abgeworfen hatte, zu kommen, eine hölzerne Brücke mit. Um Mitternacht merketen es die Feinde, daß er über die Dämme zog; sie fielen ihm mit größtem Ungestüme auf den Leib, und schlugen bey zweyhundert Spanier todt. Alvarado entwischte ihren Händen durch einen ungemein weiten Sprung, ungeachtet er schon einige Wunden empfangen hatte, und trägt dieselbige Stelle noch bis auf den heutigen Tag den Namen des Alvarado Sprunges. Als Cortez über die letzte Brücke gekommen war: so zog er nach Tacuba. Allein, anstatt daselbst sicher zu seyn, fand er alle Einwohner gegen sich im Gewehre. Doch halfen ihm seine tlascalischen Wegweiser durch allerley Umwege davon, ungeachtet ihn ein starker Haufen Indianer beständig verfolgete, und durch Hülfe der Dunkelheit zu überraschen suchte. Endlich erreichte er einen Tempel, den er dazu für bequem hielt, daß man ihn einigermaßen befestigen, und wenigstens die Verwundeten in Ruhe darinnen verbinden könnte. Nachgehends ist die Kirche Unserer lieben Frauen de los Remedios dahin gebauet worden. Diese Nacht bekam, zum Angedenken des erlittenen großen Verlustes, den Namen der Trauernacht. Absonderlich hatte das Unglück diejenigen betroffen, welche mehr auf die Erhaltung ihres Goldes, als ihres Lebens bedacht gewesen waren. Man zog sich noch immer zurück, ob man gleich den Mexicanern die Stirne beständig both. Allein, die Schlacht, welche den 14ten bey Otumba geliefert wurde, kostete den Spaniern gewaltig viel Volk. Als man den folgenden Tag Musterung hielt: so belief sich ihre ganze Anzahl nur noch auf vierhundert und vierzig Mann. Dieses geringe Häufchen wurde zu Tlascala wohl empfangen, ungeachtet die indianischen Hülfsvölker gleichfalls bis auf zwölfhundert Mann geschmolzen waren.

Die Spanier werden verstärket,

Nunmehr war ein naher Anverwandter des Montezuma, Namens Quanhlimoc, durch die Wahl der Aufrührer auf den mexicanischen Thron gestiegen. Dieser berief, um seine eigene Regierung zu befestigen, alle mexicanische Kriegesleute zurück, und bekümmerte sich wenig darum, was Cortez etwa weiter unternehmen möchte, weil er ihn durch die abgenöthigte Flucht für genugsam gedemüthigt hielt. Gleichwohl war die spanische Kriegesmacht mit hundert und funfzig Mann, die an dem Flusse Panuco, obgleich vergeblich festen Fuß zu fassen versuchet hatten, verstärket worden. Cortez schickte einige Officier so wohl nach Spanien, als in andere dieser Krone zuständige Inseln ab, und bath um Verstärkung an Mannschaft und Pferden. Zu gleicher Zeit kamen einige spanische Abentheuerer, welche ihr Glück zu machen suchten, über Veracruz zu ihm, und setzeten ihn in den Stand, gegen Tescuco anzurücken. Nebstdem stelleten ihm die Caciquen von Tlascala nicht aus Liebe gegen seine Nation, sondern gegen seine eigene Person, zehntausend Mann Hülfsvölker. Diese unvermuthete Verstärkung verursachete, daß er mit eben dem Muthe, als ob er schon wirklich überwunden hätte, daher zog. Der Fürst von Tescuco nahm ihn, ohne langes Federlesen zu machen, freundschaftlich auf, und schenkete ihm eine goldene Fahne. Einige Tage darauf stieß abermal frische Mannschaft zu ihm, die auf einem eigenen Schiffe aus Spanien angekommen war. Mit dieser zahlreichen Macht bezwang er vor allen Dingen die Gegend um Mexico, in der Absicht, über die Canäle an den See zu kommen, und die Stadt zu belagern. Bey der allgemeinen Musterung, die er am Pfingsttage vornahm, zählete er sieben hundert und vier und dreyßig Spanier, und mehr als zwanzig tausend Indianer, ohne diejenigen zu rechnen, welche in Hoffnung Beute zu machen, hinter dem Heere herliefen. Hundert und funfzig Spanier vertheilete er in zwölfruderichte Barken. Aus den übrigen machte er neun Compagnien, und aus diesen drey

und kommen wieder nach Mexico.

Haufen,

Haufen, die er dreyen Officieren, auf die er sich verlassen konnte, zur Anführung übergab. Achttausend tlascalische Indianer mußten Istapalapa, Cuepacan und Tacuba belagern, damit man die chapultepechische Wasserleitung, welche ganz Mexico mit Wasser versorget, zu Grunde richten könnte. Cortez selbst trat in eine Barke, streifte zum öftern auf dem See herum, und richtete eine Menge indianische Kähne zu Grunde. Er befreyete den Consalvo de Sandoval, den ein großer Schwarm Feinde umzingelt hatte, schickte ihn nachgehends nach Teguaquilla, um den Damm, welcher heutiges Tages U. L. F. von Guadalupa heißt, zu bemeistern, und beschloß, Mexico mit Ernste anzugreifen. Gemelli Careri 1697.

Im Anfange richteten die Spanier wenig aus. Denn was sie bey Tage am Platze gewonnen, das verloren sie bey der Nacht wieder. Indem alle Häuser im Wasser stunden: so zogen die Einwohner, sobald es dunkel wurde, unvermerkt Gräben, darinnen die Spanier, wenn sie am wenigsten daran gedachten, ihr Grab fanden. Als Cortez sah, daß seine Mannschaft beständig abnahm, und nicht die geringste Zeit mehr zu verlieren sey: so fassete er unversehens den Entschluß, in Mexico einzudringen. Er theilete zu diesem Ende seine Mannschaft in drey kleine Haufen, führete selbst einen an, und wagte dergestalt den Angriff an drey Orten zugleich. Er für seine Person, drang bis auf den Marktplatz von Tlatcluco, welcher damals der größte in der ganzen Stadt war, voritzt aber ein Franciscanerkloster ist. Als er sich aber zu weit wagete: so lockten ihn die Indianer durch eine verstellte Flucht auf einen gewissen Damm. Hier gerieth er in den tiefsten Morast, wurde selbst verwundet, und mußte sechzig von seinen Leuten in der Mexicaner Händen lassen. Die übrigen beyden Haufen hatten eben so schlechtes Glück. Zwar stunden sie den Pfeil- und Steinhagel, damit ihnen die Indianer so wohl aus ihren Nachen, als oben von den Häusern herab zusetzeten, lange Zeit aus, endlich aber mußten sie dennoch mit großem Verluste den Rückweg suchen. Die Gefangenen wurden dem Götzen Huycilobos geopfert, ihre Leiber aber, wiewohl mit Ausnahme der Aerme und Beine, welche die Mexicaner selbst aßen, den wilden Thieren hingeworfen. Ueber dieses zogen sie die Haut von dem Gesichte, nebst dem daran stehenden Barte ab, machten sich Larven davon, und trugen sie an ihren Festtagen. Sie belagern Mexico.

Nach diesem schweren Verluste, giengen die Hülfsvölker von Tlascala, Tescuco und andern Orten nach Hause, und die Spanier mußten die eroberten Posten nunmehr allein bewachen. Einige suchten, um sich einen Weg zu bahnen, die Gräben mit Holz und Erde auszufüllen; dahingegen andere zu ihrer Vertheidigung im Gewehre stunden. Die in den Barken gaben sich alle ersinnliche Mühe, das Pfahlwerk, damit die Mexicaner ihre Canäle verstopfet hatten, auszuziehen. Indem nun diese Arbeit Tag und Nacht mit unglaublichem Eifer getrieben wurde: so gieng sie dermaßen gut von statten, daß die von Tescuco und Tlascala frischen Muth schöpfeten, und von neuem zu den Spaniern stießen. Cortez wurde des Friedenanerbiethens nicht müde. Ungeachtet man seine Vorschläge wohl schon zwanzig mal verworfen hatte: so schickte er dennoch abermal einige Gefangene damit an den neuen König ab. Endlich aber, als er keine Hoffnung mehr zu einem gütlichen Vergleiche vor sich sah, und durch die Wiederkunft seiner Bundesgenossen neue Kräfte bekommen hatte: so ließ er die Stadt an drey Orten zugleich bestürmen. Er selbst gieng den Seinigen mit gutem Beyspiele vor, brach in eigener Person, bis an den Haupttempel durch, und pflanzete eine Fahne darauf. An eben diesem Orte stießen auch alle drey Abtheilungen seiner Völker zusammen, nachdem sie zween ganzer Tage lang mit unglaublicher Ver-

Cortez wird von seinen Bundesgenossen verlassen.

Er dringt in die Stadt.

Gemelli Careri 1697.

Verwegenheit und Muth gefochten, ja rechte Wunderdinge gethan hatten. Hierauf mußten die Einwohner und der Kaiser selbst die Flucht in denjenigen Theil der Stadt, welcher mit den breitesten Canälen umgeben war, ergreifen, bey welcher Gelegenheit die Spanier, welche auf dem großen Platze Tlateluco in Schlachtordnung stunden, mit ihrem Schießgewehre eine große Menge erlegeten.

Wuth der Indianer.

Eben damals wurde Cortez von einem aus Spanien angelangeten Schiffe, mit Pulver und andern Kriegesgeräthschaften versorget. Unterdessen hinderte ihn weder dieser Zuwachs neuer Kräfte, noch der schlechte Zustand seiner Feinde, ihnen noch einmal Friede anzubiethen. Man machte einen Waffenstillstand auf drey Tage, und es schien, als ob die Indianer die Sache unterdessen in Erwägung zögen: allein, als der Stillstand zu Ende war: so fielen sie mit größerer Wuth, als jemals, über die Spanier her; sie achteten weder Gefahr noch Tod, und drangen wie die Blinden in die spanischen Büchsenschützen ein. Cortez sah wohl, er würde nimmermehr mit ihnen zurechte kommen, so lange sie ihren Kaiser in Sicherheit wüßten; er schickte also **Christoph** von **Sandoval** ab, ihn mit den Barken zu belagern. Dieser Entschluß gab der Sache den Ausschlag dermaßen geschwind, daß man ihn ehender ergriffen zu haben wünschete. Kaum sah der Kaiser die Barken ankommen: so setzete er ein Mistrauen in die Beständigkeit seiner Unterthanen, begab sich mit seinen Frauen und kostbarstem Geräthe in einen Kahn, und wollte über den See entfliehen. Allein, **Sandoval** wurde seiner gewahr, und schickte ihm den **Garcias Holguin** in einer Barke nach; dieser nahm ihn ohne Widerstand gefangen, und brachte ihn zum Cortez. Man vergriff sich weder an seinem Schatze, noch an seinen Frauen, für welche letztere er absonderlich ungemein besorgt zu seyn schien. Cortez war damals oben auf dem Tempel, damit er alles, was vorgieng, desto besser übersehen konnte. Als man ihm nun die Nachricht brachte, der Kaiser wäre gefangen: so stieg er mit größter Verwunderung und Freude herab, und nahm sich vor, ihm mit aller Höflichkeit zu begegnen, und wo möglich, dieses wilde Gemüth durch Liebkosen und Gütigkeit zu gewinnen. Er fand ihn aber vielmehr äußerst betrübt, als trotzig. Herr! sagete der unglückliche Fürst unter Vergießung einiger Thränen zu ihm, ich habe meine Stadt und meine Unterthanen vertheidiget, weil ich es zu thun schuldig war: da mich nun das Glück in deine Hände geliefert hat: so erzeige mir die Gnade und tödte mich mit dem Degen, den du trägst: denn ich will lieber sterben, als das elende Leben, das ich zu gewarten habe, führen. Durchaus nicht, gab Cortez zur Antwort: du hast deine Stadt als ein Kriegesmann vertheidiget, und verdienest nichts, als Hochachtung und Ehre. Hierauf schickte er ihn unter Aufsicht des **Sandovals** und einer guten Wache noch eben an selbigem Tage nach **Cuyoacan**, ließ ihm aber sehr ehrerbiethig begegnen. Die Briefe, daraus Careri seine Erzählung genommen hat, setzen diese wichtige Begebenheit auf den 13ten August im Jahre 1521, nachdem die Belagerung drey und neunzig Tage gedauert hatte. Den Kaiser **Quanhtimoc** beschreiben sie als einen Herrn von vier und zwanzig Jahren; und sagen, er hätte einen wohlgewachsenen Leib, braune Gesichtsfarbe, und ein langes Gesicht gehabt *d*).

Der Kaiser wird gefangen genommen.

Ruhm des Cortez.

Nach dieser Eroberung setzete Cortez drey Kronen und rings um selbige sieben Königsköpfe in sein Wapen. Sobald er die todten Leichname, davon alle Gassen voll lagen, auf die Seite geschaffet hatte: so ließ er vor allen Dingen den Herrn von **Tescuco** auf die Folter spannen, und um seine Schätze befragen; weil man nicht mehr als für dreyhun-

d) Cortez ließ ihn nachgehends nebst seinem Vetter, dem Fürsten von Tacoba, aufknüpfen.

hert und sechs und achtzig tausend Piaster am Werthe davon gefunden hatte. Careri saget von dieser That weder Gutes noch Böses. Ohne Zweifel dachte er, sein Held hätte dadurch, daß er die Stadt wieder anbauen ließ und für ihre Bevölkerung sorgete, alles wieder gut gemacht. Nachgehends ließ er durch seine Hauptleute die spanische Herrschaft in allen Gegenden des mexicanischen Reiches ausbreiten, und schickte unterdessen zwey Schiffe mit zwo Millionen und zwey hundert tausend Piasters an Goldstangen nebst dem ganzen Vorgemache von des Montezuma Schatzkammer, als ein Geschenk an den König von Spanien ab, dagegen er um die Statthalterschaft des von ihm eroberten schönen Landes bath. Careri bemerket hierbey, er hätte den König ersucht, keine Rechtsgelehrte nach Mexico zu schicken, weil sie nichts als Uneinigkeit unter den Einwohnern anstifteten.

Gemelli Careri 1697.

Quinonez und d'Avila, denen er alles dieses aufgetragen hatte, fielen bey den terzerischen Inseln, einem französischen Freybeuter, Namens Florin, in die Hände. Quinonez starb unterwegens, d'Avila aber wurde nebst seinen Schätzen nach Frankreich geführet. Als der König von Frankreich die großen Reichthümer sah, die man ihm brachte: so sagte er im Scherze: der Kaiser Carl und der König von Portugall haben sich in die neue Welt getheilet, ohne mir etwas davon zu lassen; ich möchte wissen, ob Adam das in seinem Testamente verordnet hätte? D'Avila bekam Erlaubniß, nach Spanien zu gehen, und brachte bey Carln dem fünften zuwege, daß Cortez nicht nur die gebethene Statthalterschaft erhielt, sondern auch die von ihm gemachte Vertheilung der Schätze und Länder unter die Eroberer gebilliget, und ihm gänzliche Vollmacht, eben dergleichen künftig wieder zu thun, ertheilet wurde. Cortez schickte seinem Herrn zum öftern kostbare Geschenke; absonderlich wird eine aus Gold und Silber gegossene Feldschlange, der Phönix genannt, sehr gerühmet e). Unterdessen brachten es doch seine Feinde durch allerley Beschuldigungen bey Hofe dahin, daß man ihm die Statthalterschaft wieder nahm. Er reisete hierauf nach Spanien; und weil der Glanz seiner Verdienste zu seiner Rechtfertigung mehr beytrug, als die Gründe, die er vorzuwenden wußte: so lebte er in allen Ehren daselbst. Man gab ihm nicht nur das Marquisat della Valle, welches heute zu Tage sechzig tausend Piaster einträgt, sondern auch die Stelle eines Generalcapitains von Neuspanien und dem Südmeere; ja, als er einstens krank wurde: so besuchte ihn Carl der fünfte in eigener Person. Nachgehends wurde er mit dem Befehle, Schiffe bauen zu lassen, und neue Entdeckungen zu machen, abermals nach Westindien verschicket. Er entdeckete auch wirklich Californien, wobey er nicht nur sein Leben in tausendfache Gefährlichkeiten wagete, sondern auch über dreyhundert tausend Piaster von dem Seinigen zusetzete. In Hoffnung nun, die Wiedererstattung dieses Geldes auszuwirken, gieng er nach Spanien; anstatt aber in seiner Forderung glücklich zu seyn, verboth man ihm, so lange als seine Aufführung nicht untersuchet worden wäre, nach Indien zurück zu gehen. Dieser Ungnade ungeachtet begleitete er Carl den fünften auf seinem Zuge nach Algier. Als er nebst dem Kaiser von selbigem zurück kam: so starb er den 2ten des Christmonates im Jahre 1545, in einem Alter von zwey und sechzig Jahren zu Castilleja de la Costa nicht weit von Sevilien.

Die Schätze, die er dem spanischen Hofe schicket, nehmen die Franzosen.

Seine Ungnade.

Er entdecket Californien

und stirbt.

e) Es stunden folgende drey Verse in spanischer Sprache darauf.

Ave Nacio sin par,
Yo en serviros sin segundo
Y vos sin ygual en el mundo.

Gemelli Careri 1697.

vilien. Sein Leib wurde, seinem Verlangen gemäß, in der Franciscanerkirche zu Merico beygesetzet. Cortez war wohl gewachsen, bräunlicht von Gesichte, hatte einen schwarzen Bart, und an der untern Lippe eine Narbe *f*).

Weil Careri von den Eroberungen des **Franz Pizarro**, welcher zu eben selbiger Zeit den spanischen Ruhm in dem mittägigen Theile der neuen Welt ausbreitete, nicht weniger ganz sonderbare Nachrichten zu besitzen vermeynete: so hat er seiner Reisebeschreibung eine wiewohl nicht sehr lange Erzählung dieser Begebenheit einverleibet, aus welcher wir, seinem Bemühen und seiner Einsicht zum Ruhme, eines und das andere beybringen wollen *g*).

Umstände, welche Careri von der Eroberung Peru beybringt.

Nach seinem Berichte nun, segelten die Spanier im Jahre 1525 unter Anführung des **Pizarro** und **Jago d' Almagro**, welche mit Beyhülfe eines Priesters zu **Panama**, Namens **Luque**, zwey Schiffe ausgerüstet hatten, in diese Gegenden. Nach einer Fahrt von tausend Meilen, stiegen sie ans Land, wurden am Strande in ein Gefecht verwickelt, darinnen Almagro ein Auge verlor. Nachgehends fuhren sie weiter, und kamen in ein Land, das völlig unter Wasser stund; die Einwohner hielten sich Zeit Lebens auf den Bäumen auf, wie die Schwanen. Von hier gieng **Pizarro** nach der Insel **Galloe**, dahin ihm Almagro nach Verlaufe weniger Tage folgete. Sie segelten hierauf alle beyde nach **Tangorara**, und schickten bey **Tumbez** den **Pedro** von **Candia** ans Land, welcher bey seiner Wiederkunft über den Reichthum dieser Gegend ganz entzückt zu seyn schien. Hierauf beredete Pizarro seinen Gefährten zur Rückreise nach Panama, und gieng mit desselbigen und des **Luque** Bewilligung nach Spanien, um die Statthalterschaft über die Länder, die er zu erobern verhoffete, auszuwirken. Carl der fünfte bewilligte ihm nicht nur den Titel eines Statthalters, sondern auch eines **Adelantade**, und Generalcapitains von Neucastilien und Peru. Mit diesen Ehrenstellen kehrete er, in Gesellschaft seiner Brüder, **Johann Consalvo** und **Ferdinands**, nach Indien zurück. Seines Ortes war Almagro, anstatt ihm deswegen Glück zu wünschen, gewaltig auf den spanischen Hof erbittert, weil man ihn nicht ebenfalls zu etwas gemacht hatte. Unterdessen rüsteten sie doch ein Geschwader aus, dabey Pizarro über zwey Schiffe zu befehlen hatte. Ihre Fahrt gieng bis nach Tumbez glücklich von statten. Hier aber verhinderte sie ein Sturm, ans Land zu kommen, und nöthigte sie, in einer Gegend, welche zu dem eigentlichen Peru gehörete, auszusteigen. Pizarro eroberte gleich anfänglich die unweit der Küste gelegene Insel **Puna**, worüber damals Guascar Inga, der älteste Bruder des Kaisers Ataliba, aber zugleich auch, weil selbiger ihn vom Throne gestoßen hatte, sein Todfeind herrschete. Zwar suchte er die Freundschaft dieses Fürsten zu gewinnen: weil man aber seine Vorschläge nicht annahm: so gieng er nach Tombez. Der dasige Statthalter hatte zum Frieden eben so wenig Lust. Pizarro stieg bey finsterer Nacht ans Land, setzete über den Fluß, und jagte die Indianer aus einander. An diesem Orte ließ er einige Mannschaft zurück, und nennete ihn **St. Michael**. Als nun einige Abgeordnete des Ataliba zu ihm kamen und heftig droheten: so gab er höflich zur Antwort, er wollte dem Kaiser nur die spanischen Dienste anbiethen. Hierauf rückete er bis nach **Curamaha**, und verschanzete sich daselbst, ungeachtet es ihm besagter Fürst untersaget hatte. Doch schickte er zween Abgeordnete an ihn, und ließ ihn noch einmal um seine Freundschaft ersuchen. Allein,

Glück des Pizarro und Almagro.

f) Ebend. a. d. 291 und vorherg. S.

g) Der geneigte Leser wird von selbst erachten, man könnte diese besondern Nachrichten des Careri nicht mit unter die unzweifelhaften Berichte sehen,

lein, es fiel eine solche Antwort dagegen, daß Pizarro für nöthig ansah, sich zum Schlagen bereit zu halten. Ataliba rückete auch wirklich mit seiner ganzen Kriegesmacht auf ihn los. Er wurde in einer goldenen mit Papagayfedern besetzten Sänfte getragen. Der Kopf war zwar geschoren, doch aber mit einer Mütze von carmesinrother Wolle bedecket. Die Ohrläppchen schienen von dem Gewichte der daran hängenden großen goldenen Ringe halb zerrissen zu seyn. Pizarro, dessen Hochmuth bereits keine Gränzen mehr kennete, ließ ihm durch Abgeordnete melden, er sollte einen jährlichen Tribut an Spanien bezahlen. Diese Beleidigung machte den Anfang zum Kriege. Die Spanier kamen ihren Feinden zuvor, und fielen mit solchem Ungestüme über sie her, daß sie darüber erschracken. Ataliba that zwar sein äußerstes, ihnen Muth zu machen, es war aber alles vergeblich: er wurde vielmehr selbst aus seiner goldenen Sänfte gerissen, und zum Gefangenen gemacht. Dieser Sieg, welcher dem Pizarro so wenig kostete, lieferte ihm erstaunliche Schätze in seine Hände. Der unglückliche Monarch both zwar einen ganzen Saal voll Gold und Silbergeschirr für sein Leben; die Spanier waren auch damit zufrieden; dem ungeachtet aber erwürgeten sie ihn nachgehends auf Anstiften seines Bruders Guascar, welcher gleichfalls ihr Gefangener war. Doch gieng es diesem nicht besser, als seinem Bruder, dem Kaiser. Denn sobald er das Lösegeld für seine Person, welches in einer ungeheuren Summe bestund, erleget hatte: so ließ ihn Pizarro grausamer Weise erdrosseln, ungeachtet ihm Guascar seine Treulosigkeit vorrückete, und als ein Gefangener zu dem spanischen Kaiser geführet zu werden verlangete. Dergestalt wurde ein Reich von dreyzehnhundert Meilen weit ohne großes Blutvergießen erobert, und es widersetzete sich nach dem Tode der beyden Brüder niemand mehr den spanischen Waffen.

Gemelli Careri 1697.

Nach dieser Erzählung, darinnen man in der That einige mehrere Umstände, als in den alten Berichten antrifft, schreitet Careri mit gleicher Zuversicht zu der Uneinigkeit, darein die Pizarren unter einander verfielen, und zu dem unglücklichen Lebensende aller dieser unersättlichen Geizhälse. Es kamen, saget er, in diesem Kriege mehr, als hundert und sechzig Hauptleute um das Leben, indem sie mit einer unter den dasigen Völkern, die sie doch für Unmenschen ansahen, noch nie erhörten Wuth, einander die Hälse brachen. Dabey bewundert er, daß sonst nichts, als die Standhaftigkeit eines einzigen Geistlichen, dieser langen Reihe von Trauerspielen ein Ende zu machen vermochte. Consalvo Pizarro war nach dem Tode aller derjenigen, welche ihm die Regierung streitig machen konnten, unumschränkter Beherrscher von Peru geworden. Der Hof schickte Unterkönige dahin: allein, er verweigerte ihnen allen Gehorsam. Um nun dieses unverschämte Beginnen zu bestrafen, schickte Carl der fünfte einen Priester, Namens Pedro Gasca, mit unumschränkter Gewalt, und unbeschriebenen Vollmachten für allerley ersinnliche Fälle aus Spanien dahin. Als Gasca in der Güte nichts ausrichten konnte: so lieferte er dem Pizarro eine Schlacht, überwand seine Völker, und bekam ihn selber, nebst zwölf seiner Hauptanhänger zu Xaguixaguana gefangen. Diesen Aufrührern ließ er nicht anders, als ob sie das Gewehr gegen des Königes eigene Person ergriffen hätten, das Leben absprechen. Pizarro wurde mit einem Mantel bedeckt und mit gebundenen Händen auf einem Maulesel nach dem Gerichtsplatze geführet, sein Kopf aber zu Lima mit folgender Aufschrift auf einer Säule gestecket. „Dieses ist der Kopf des meyneidigen Consalvo Pizarro, welcher

Trauriges Ende der Eroberer.

Ein Priester endiget die Unruhen.

tzen, daraus die Sammlung der Reisen nach Westindien bestehen wird, hingegen wäre es unbillig gehandelt, wofern man sie gar weglassen wollte.

Gemelli Careri 1697.

„Montags den 9ten April im Jahre 1548 in dem Thale Xaguixaguana dem königlichen „Paniere eine Schlacht geliefert hat.„ Gasca lieferte nach seiner Zurückkunft nach Spanien Carl dem V anderthalb Millionen Piaster in die Hände, und wurde dafür Bischof zu Placentia *h*).

Careri geht von Veracruz nach Havana.

Careri gieng den 14ten des Christmonates zu Schiffe. Als er durch den westlichen Canal fuhr: so bemerkete er, das Schloß sey klein, und der Befehlshaber wohne eben so schlecht, als seine Soldaten. Es liegen viele Sandbänke dabey, davor man sich wohl in Acht nehmen muß, absonderlich wenn die Nordwinde blasen, und das Auslaufen aus dem Canale verhindern. Careri endigte seine Reise ohne den geringsten Anstoß, und lief den 29sten in dem Hafen zu Havana ein. Er giebt einen kurzen Abriß von diesem Orte.

Vorstellung der Stadt und des Hafens.

Es liegt solcher nach seinem Berichte, auf einer Ebene, unter drey und zwanzig Grad zwanzig Minuten Breite, hat eine runde Gestalt, und eine halbe Meile im Umfange. Auf der Landseite ist seine Mauer nur von Erde, hingegen ist er auf der anderen Seite, am Canale wohl befestiget. Es wohnen etwa viertausend Personen, theils Spanier, theils Schwarze oder Mulatres darinnen. Wegen der ungemeinen Schönheit des dasigen Frauenzimmers, und wegen des sinnreichen Verstandes der Mannspersonen, wäre es sehr angenehm, daselbst zu leben, wenn nicht alle Lebensmittel in allzuhohem Preise stünden. Mit genauer Noth vermag man einen Tag mit zween Piastern auszukommen, absonderlich so lange die Galionen da vor Anker liegen. Ungeachtet der ziemlich gemäßigten Witterung, will doch das Getreyde seit einiger Zeit nicht mehr fortkommen, ohne daß man die Ursache ergründen könnte; man muß folglich das Brodt auf der See zuführen, und deswegen ist es schrecklich theuer. Doch ersetzet man den Mangel durch eine gewisse Wurzel, Jucca genannt, welche weder Blätter noch Samen trägt, sondern bloß durch das Pflanzen abgeschnittener Stücke vermehret wird *i*). An zwo Seiten der Stadt liegen die Häfen, darinnen die Schiffe sehr nahe am Lande vor Anker seyn können. Ihre hauptsächlichste Vertheidigung besteht in drey Schlössern. Das erste ist an der linken Seite des Canals und heißt del Motto; das andere auf der rechten, heißt Punta, und das dritte la Fuera.

Redlichkeit bey der dasigen Handlung.

Careri sah mit Lust zu, wie man die Piasterkisten einschiffete. In jedweder dem Könige gehörigen sind dreytausend, sonst aber nur zweytausend Stück. Die ganze Summe schätzete man auf dreyßig Millionen, und das meiste kam von Porto bello. Die besondere Redlichkeit bey diesem Handel verdienet, daß man sie bemerke. Sobald die Kaufleute wegen des Preises mit einander einig sind, liefern sie die Waarenballen und Piasterkisten unbesehen und ungezählet, bloß mit einem ungezweifelten Vertrauen auf die Lieferungszettel gegen einander aus. Nachgehends öffnet man sowohl die Ballen als die Kisten in Gegenwart eines geschworenen Notarius. Findet sich nun etwas zu viel oder zu wenig, so wird es jedwedem Kaufmanne von den Handelsgesellschaften zu Lima und Sevilien gut gethan. Es geschah, wie Careri erfuhr, eben in selbigem Jahre, daß die Gesellschaft zu Lima für einige in voriger Messe zu viel empfangene Waaren noch fünftausend Piaster herausbezahlte.

La Persequida, eine seltene Perle.

Er war dabey gegenwärtig, als der Pater de la Fuente, ein Jesuit, dem Oberbootsmanne des Admiralschiffes de la Plate eine birnförmige Perle sechzig Gran schwer, um sie dem Könige zu überreichen, einhändigte. Sie war von einem schwarzen Leibeigenen eines

h) A. d. 298 und vorhergeh. S. *i*) A. d. 312 S.

eines Priesters auf einer Insel Panama gefunden worden. Der Unterkönig von Peru hatte siebenzigtausend Piaster dafür gebothen: allein, der Priester hatte unter dem Vorwande, er wolle sie in eigener Person nach Hofe bringen, dieses Geld ausgeschlagen. Er reisete mit seiner Perle, die er la Persequida nennete, wirklich nach Porto bello, starb aber eben, da er im Begriffe war, sich auf die Galionen einzuschiffen. Vor seinem Ende trug er dieses Geschäffte dem Pater de la Fuente auf. Dieser versicherte den Careri, sie sey größer, als die Peregrina, habe aber kein so schönes Wasser. Der Schwarze bekam zur Belohnung sonst nichts, als die Freyheit.

Gemelli Careri 1697.

Zwo besondere Früchte.

Careri sah zu Havana zwo Früchte, die an keinem anderen, als diesem einzigen Orte, wachsen. Die eine sieht wie ein Herz aus, und heißt Guanavana. Aeußerlich ist sie grün, und hat einige dornige Spitzen. Das Inwendige ist mit weißen Viertheln von einem sauersüßen Geschmacke ausgefüllt. Ihr Baum, darauf sie wächst, ist nicht größer, als der Ananasbaum. Der zweyten Frucht legen die Spanier den Namen Camitto bey. Aeußerlich gleicht sie einer Pommeranze, hat aber ein weißes und rothes Fleisch, und einen süßen Geschmack. Das Laub ist auf einer Seite grün, auf der anderen zimmetfärbig. Careri sah auch im Gebirge bey Havana Rebhühner mit blauen Köpfen *k*).

Rebhühner mit blauen Köpfen.

List der spanischen Officier zu ihrem Nutzen.

Wie sehr der Eigennutz unter den spanischen Officieren herrschte, davon erzählet er ein merkwürdiges Beyspiel. Ehe die Galionen unter Segel giengen, stellete der Hauptmann auf der Marstronza dem Generale vor, es werde für die Schiffahrt schlechte Sicherheit vorhanden seyn, wofern die Flotte mit keiner stärkern Ladung unter Segel gienge, als es die Abgeordneten, kraft einer Verordnung des Raths von Indien, dadurch das Einschiffen aller Kaufmannswaaren untersaget wird, zu verlangen schienen. Hierauf versammelten sich die sämmtlichen Seeofficier, ihrer mit dem Hauptmanne genommenen Abrede gemäß, mit einem äußerlich anscheinenden großen Eifer, und fälleten das eigennützige Urtheil, man müsse den ganzen Raum vollfüllen. Der General ließ sodann den Hauptleuten der Galionen und den Abgeordneten förmlich kund machen, es erfordere der Dienst des Königes unumgänglicher Weise, die Galionen stärker zu beladen. Nach des Careri Ermessen war dieser Vorwand zwar nichts weniger, als gegründet: er wurde aber dennoch von allen Seeofficieren mit größter Begierde zu ihrem eigenen Vortheile angewendet, indem sie eine große Menge Waaren an Bord nahmen *l*).

Als die Flotte mit Anfange des Märzmonates unter Segel gegangen war: so hatte sie nicht wenig Mühe, aus dem gefährlichen Gate bey Bahama zu laufen. Man giebt selbigem achtzig Meilen zur Länge, und achtzehn bis zwanzig zur Breite. Auf der übrigen Reise kam sonst nichts vor, als was auf dieser sehr bekannten Straße ordentlich zu geschehen pflegt. Hingegen erzählet Careri mit großer Verwunderung, als sie auf der Höhe von sechs und dreyßig Grad vierzehn Minuten die spanische Küste zu Gesichte bekamen, so hätten alle auf den Galionen befindliche neun Steuerleute ganzer drey Tage lang nicht auszudenken gewußt, was das für ein Land sey, dem sie sich näherten, noch wie weit sie von ihrem allerseitigen Geburtsorte, Cadiz, entfernet seyn möchten. Vermuthlich hätten sie es noch länger nicht errathen, wofern ihnen nicht ein französisches Schiff begegnet, und mit der verlangten Nachricht an die Hand gegangen wäre. Es entstund hierüber auf der ganzen Flotte eine dermaßen große Freude, daß man den folgenden Tag bey dem Einlaufen

Unwissenheit neun spanischer Steuerleute.

k) A. d. 326 S. *l*) A. d. 327 S.

Gemelli Careri 1697.

fen in die Bay, das in einem benachbarten Kloster befindliche Bild Unserer Lieben Frau von der Regel, mit Abfeurung des sämmtlichen Geschützes grüßete. Sodann ließ man Rota, welches dem Herzoge von Arcos gehöret, zur rechten Hand liegen, und warf vier und funfzig Tage nach dem Auslaufen aus der Havana, in dem Hafen los Puntales, Anker.

Careri kömmt nach Cadiz.

„Die Ankunft dieser ungemein reichen Flotte war für die Einwohner zu Cadiz ein rechter „Freudentag. Sie vergaßen darüber die vielen Millionen, welche Spanien durch die Aus„plünderung der Stadt Carthagena verloren hatte. Alle Dächer und Kirchthürme steck„ten voll Fahnen. Der Strand ertönete von dem Jauchzen einer unzählbaren Menge „Volkes und der Klang der Glocken stellete gleichsam den Wiederhall ihres Jubelge„schreyes vor *ll*).„

Allgemeine Vorstellung dieser Stadt.

Careri giebt nach seiner Gewohnheit einen allgemeinen Abriß von dieser Stadt. Er setzet sie unter sechs und dreyßig Grad dreyßig Minuten Breite. Seines Erachtens wird kein Hafen in ganz Europa so stark besuchet, als dieser: es darf aber, wie er meynet, sich niemand darüber wundern, wenn er überlegen will, daß alle Schiffe, die nach der Levante, nach der africanischen Küste, nach Ost- und Westindien abgehen, oder von daher zurück kommen, ja mit einem Worte alle und jede Schiffe, welche durch die Straße in das Weltmeer laufen, gemeiniglich in diesem Hafen vor Anker legen. Die Stadt selbst liegt auf einer Insel, indem die Bay, vermittelst eines auf der Ostseite befindlichen Grabens, mit dem Weltmeere zusammen hängt. Ueber besagten Graben ist eine schöne Brücke gebauet. Uebrigens hat Cadiz etwa eine halbe Meile im Umkreise, aber keine regelmäßige Gestalt, ja, worüber Careri sich ungemein wunderte, ohne daß die Ringmauer ganz herum reichte. Unterdessen sind in diesem kleinen Bezirke unsägliche Reichthümer beysammen. Die Gebäude wären schön genug: allein, die Gassen sind ungerade. Ungeachtet die Größe der Insel nicht über drey wälsche Meilen beträgt: so giebt es doch Vieh, Geflügel, Fische, Obst und vortreffliches Getreyde im Ueberflusse, wiewohl für einen sehr hohen Preis, darauf. An der Morgenseite der Stadt liegt ein kleines Schloß, zur heil. Catharine genannt: an der Bay aber liegen zwey Schlösser, welche den Namen los Puntalos tragen. Eines hat seine Stelle auf der Insel Mata-Gorda, das andere nicht weit von Puerto real; beyde sind rings herum mit Wasser umflossen. Careri giebt der Bay acht Meilen zum Umkreise. Wie er saget, so machen die vielen am Strande befindlichen Häuser, nebst der unaufhörlich vorhandenen Menge Schiffe, deren Masten einen ganzen Wald vorstellen, die angenehmste Aussicht von der Welt.

Einstens kamen an einem einzigen Tage über hundert Fahrzeuge dahin; bloß um das Geld für allerley nach Indien abgeschickte Waaren ausländischer Kaufleute abzuholen. Dergestalt stecket der Ausländer den größten Theil der Schätze, die auf den Galionen nach Spanien kommen, in seinen Beutel. Einige Tage hernach kamen, bloß aus den holländischen Häfen, noch zwey und dreyßig andere Schiffe an. Doch das Vergnügen, welches Careri aus diesem Anblicke schöpfete, wurde durch einige aus Italien einlaufende

Careri erbet von seinem Bruder.

Briefe unterbrochen, indem sie ihm den Tod seines Bruders berichteten. Der einzige Trost bey diesem Unglücke war, daß ihn besagter Bruder zum Erben eingesetzt hatte *m*). Demnach dachte er voritzt bloß an die Heimreise. Doch mußte er vorher noch mit dem

Hafen St. Maria.

Grafen de los Rios y Cordun in der eigenen Felucke desselbigen, nach dem Hafen Santa

ll) A. d. 351 und vorhergeh. S.

ta Maria fahren, und daselbst bey dem Herzoge von Albuquerque, Generalcapitain der andalusischen Küste, einen Besuch abstatten. Es gereuete ihn auch diese Reise im geringsten nicht, indem er dabey eine größere und schönere als Cadiz angelegte Stadt zu sehen bekam. Santa Maria liegt an der Westseite der Bay, an einem Canale, der sich zwo Meilen weit, nämlich bis an die Carthause bey Xeres, ins Land hinein erstrecket; die meisten Einwohner sind reiche Kaufleute. Gemelli Careri 1697.

Donnerstages den 1sten des Heumonates trat Careri seine Reise von Cadiz durch Spanien an, und gieng erstlich nach Sant Lucar de Barrameda, einem Hafen an der Mündung des Guadalquivir, indem er diesen Fluß bis nach Sevilla aufwärts zu fahren gedachte. Da er nun sonst nichts als nur das allermerkwürdigste, was er auf dieser Reise wahrnahm, beyzubringen verspricht: so haben wir keine Ursache, es wegzulassen. Er zählet von Cadiz nach Santa Maria zwo, und von Santa Maria nach St. Lucar zu Lande, drey Meilen. Hafen St. Lucar.

Ich gieng, saget er, als es noch Tag war, auf dem Guadalquivir zu Schiffe, und machten wir mit Wind und Fluth bis um Mitternacht sechs Meilen. Es hat dieser Strom einen sehr sachten Lauf, und nicht über hundert Schritte in die Breite. Den 2ten des Abends kamen wir nach Puebla, und bald darauf nach Correa, welche beyde Dörfer auf der rechten Seite des Flusses, und zwölf Meilen von St. Lucar liegen. Noch andere zwo Meilen fuhren wir vor einem dem Herzoge von Veraquas zugehörigen Dorfe, Namens Gelves, vorbey. Eine Stunde vor Tage, waren wir bey dem goldenen Thurme, und hielten hierauf unseren Einzug in Sevilien. Weg von da nach Sevilla.

Da man mir unzähligemal vorgesaget hatte, wer Sevilien nicht gesehen habe, der habe nichts merkwürdiges gesehen: so suchte ich meiner Neugierigkeit ohne den geringsten Zeitverlust ein Genüge zu thun, und wollte den Anfang zur Besichtigung der andalusischen Hauptstadt, noch an eben diesem Tage machen. Zuerst führete man mich auf den Spazierplatz. Hier sah ich sehr lange mit Bäumen besetzte Gänge, und in der Mitte einen Springbrunnen, dessen Wasser nicht nur hinreichet, die Bäume des Morgens und Abends zu begießen, sondern auch die benachbarten Canäle zu füllen. Am Eingange stehen zwo ungemein hohe Säulen mit zwey Bildnissen, die aber von der Zeit übel zugerichtet sind. Eines stellet den Herkules, das andere den Julius Cäsar vor. Aus der Beyschrift Plus ultra ist zu schließen, sie müßten kein Werk der Römer, dafür es die Spanier halten, sondern vielmehr jünger seyn, als die Entdeckung der neuen Welt. Die Stadt liegt auf einer Ebene, unter sieben und vierzig Grad sechs und dreyßig Minuten, hat eine meist runde Gestalt, und zwo Meilen im Umfange. Es giebt zwey und vierzig Manns- und sechs und dreyßig Frauenklöster, imgleichen zwölf Hospitäler darinnen. Sowohl die Kirchen, als die Häuser, sind von bewundernswürdiger Schönheit, die Gassen hingegen enge, winklicht, schlecht gepflastert, und mit einem Worte so wie sie in mohrischen Städten zu seyn pflegen. Careri Beobachtungen von dieser Stadt.

Es giebt wenige dergleichen wichtige Städte als Sevilien, welche eine eben so niedrige Ringmauer hätten. Man zählet vierzehn Thore, und eben so viele Vorstädte. Die besten sind die Vorstadt St. Bernard, St. Benedict, St. Roch, la Tablada, und la Fuente. An der rechten Seite des Guadalquivir liegt ein Städtchen, Friana

m) A. d. 362 S.

Gemelli Careri 1697. na genannt, das vermittelst einer hölzernen Brücke mit Sevilien zusammen hängt, aber sonst nichts merkwürdiges als eine Carthause und den Inquisitionspallast hat. Mit einem Worte, Sevilien weicht Madrid weder an Größe, noch an Menge der Einwohner *n*).

Alcasar, Pallast der alten Könige.

Der Alcasar, oder der Pallast der ehmaligen mohrischen Könige, ist ein Werk von ganz besonderer Bauart. Der erste Hof ist sehr groß, und wurde von den Hofbedienten bewohnet. Aus solchem geht man durch einen gewölbten Gang, der auf zwey und dreyßig kleinen Marmorsäulen ruhet, in die Bäder. Sodann findet man den andern Hof, um welchen die schönsten Gemächer angeleget sind. Es ist alles prächtig an ihnen, ungeachtet man sieht, daß die Gipsarbeit und die Vergoldungen von einer rohen Hand herrühren. Zwischen den Bädern sind vier mit Pommeranzenbäumen besetzte Lustſtücke, welche die Königinn Maria Padilla, Peters des grausamen Gemahlinn, angegeben haben soll. Gleich gegen über ist ein schönes Thor, das den Eintritt in die Gemächer öffnet. Man kömmt erstlich in einen großen Saal, aus diesem in den zweyten, sodann in den dritten, und geht hernach in die untern Gemächer hinab. Hier findet man einen schönen in Gestalt eines Kreuzganges angelegten Hof, welcher von zwey und funfzig kleinen Marmorsäulen, und sieben Zimmern umfasset wird. Eines von besagten Zimmern hat eine Kuppel, und mag der Thron der ehemaligen Könige darunter gestanden haben.

Aus dem zweyten Saale geht man durch eine eiserne Thüre in einen Platz oder in etwas einem Hofe ähnliches. Mitten in selbigem ist ein Wasserbecken mit einer Bildsäule, daraus an verschiedenen Orten Wasser springt. Von hier steigt man auf zwo Treppen in zwey andere, mit ungemein hohen und dickbelaubten Myrthen umsetzte Plätze hinab *o*). Einige aus eben diesen Bäumen gemachte Bilder stellen Spielleute mit ihren Instrumenten vor. Der Boden ist voll kleiner Röhren, welche wie es scheint, bloß dazu dieneten, daß man die Leute zum Possen wacker mit Wasser bespritzen konnte. Weiter hin, auf der rechten Seite, tritt man in zween andere auf einander folgende Plätze, voll Myrthenbäume, die mit großer Kunst geschnitten sind. Von hier kömmt man in einen anderen mit einer Mauer umgebenen Platz, welcher acht mit allerley Gewächsen angefüllete Lustſtücke in sich begreift. Sie sind durch breite Spatziergänge von einander abgesondert, und mit Spalieren von Myrthen eingefasset. Auch sind zwey Springwasser von sehr artiger Arbeit da vorhanden, eines an der Mauer, das andere unter einer Bogenstellung, mit vielen Bildern von Menschen und Thieren. An der Bogenstellung beginnet ein Lustgang, und führet durch eine am Ende befindliche Thüre zu einem Springwasser, das einen Felsen vorstellet, und von vielen Myrthen unterstützet wird, aber aus Mangel der Aufsicht ganz zu Grunde geht. Weiter hin gelanget man durch eine andere Thüre zu einem mit Porcellan gedeckten aber schlecht angegebenen Lusthause, an welchem wieder ein Wasserbecken nebst einem Bilde, das das Wasser von sich spritzet, zu sehen ist. Hier und dort sind einige mit Rosen und anderen Bluhmen besetzte Lustſtücke, imgleichen eines mit Pommeranzen- und Limonienbäumen; den Küchengarten sondert eine sehr hohe Mauer davon ab. Alles bisher beschriebene wird von einer starken Ringmauer, die von einer Weite zur anderen Thürme hat, umfasset.

Bey

n) A. d. 361 S.

o) Wie es scheint, so muß der Boden sehr ungleich seyn.

Bey der Beschreibung, welche Careri von den Klöstern giebt, können wir uns nicht aufhalten, wohl aber wollen wir ihm nach der Börse, oder dem indianischen Handlungshause folgen. Es ist ein großes, schön gewölbtes Gebäude, und ruhet auf Pfeilern von Werkstücken. Es wohnet ein Prior und zween Consuln darinnen; diese sitzen in einem prächtigen Saale unter einem Himmel zu Gerichte, und entscheiden die Handlungssachen. Ferner erfordert ihr Amt, bey Ankunft der Galionen den königlichen Indult festzusetzen und einzunehmen, imgleichen die Gebühren für die Staatsräthe. Von hier gieng Careri nach dem erzbischöflichen Pallaste. Zwar giebt er die Bauart desselbigen für nichts besonderes aus, beschreibt ihn aber doch als ein ungemein weitläuftiges Gebäude, und das für einen Prälaten von zwölf mal hunderttausend Piaster jährlicher Einkünfte seines Erachtens gehöre *p*). Das seltenste daran ist die Capelle und ihre Zierrathen. Die unweit davon stehende erzbischöfliche Kirche wird für das Muster aller Domkirchen in Indien angesehen. Ihre Größe gehöret unter die außerordentlichen Dinge. Sie hat der Länge nach, das ist, auf beyden Seiten, fünf Thüren, ohne die am Vordergiebel, welcher zwar noch nicht völlig ausgebauet ist, befindlichen drey. Zu der Hauptthüre unter den fünfen, kömmt man durch ein mit Pommeranzenbäumen besetztes Luststück, das mit Halbsäulen, und eisernen Ketten eingefasset ist. Die Kirche selbst wird durch schöne Säulen in fünf Schiffe abgetheilt. Es stehen fünf und siebenzig Altäre darinnen. Der Hauptaltar hat die Gestalt eines halben Kreises, und die Arbeit daran ist etwas unvergleichliches. Careri meldet als eine höchstmerkwürdige Sache, daß die Osterkerze fünf und zwanzig Arobes, das ist, sechshundert und fünf und zwanzig spanische Pfunde wiege. Das Domcapitel besteht aus fünf und neunzig Domherren, ohne die Kirchenbedienten und Sänger, welche sich bis auf zweyhundert und funfzig Personen belaufen. Der Thurm ist ein prächtiges Werk, viereckigt, zweyhundert Schuhe hoch, und nimmt an Dicke beständig ab. Die Treppe ist so breit und bequem, daß man bis an die Glocken hinauf reiten kann.

Gemelli Careri 1697.

Andere öffentliche Gebäude.

Sant Elmo ist ein Haus, darinnen junge Leute aufgenommen und im Seewesen unterrichtet werden, gleichwie denn mitten im Hofe ein Schiff als ein Wahrzeichen dieser Bestimmung des Gebäudes steht. Viele von ihnen werden, wenn sie etwas gelernet haben, nach Indien verschicket. Nach ihrer Rückkunft steht es ihnen frey, an diesem Orte zu bleiben; sie müssen aber die Besoldungen, die sie vom Könige oder von den Kaufleuten bekommen, den Aufsehern des Hauses dafür einhändigen.

Seeschule.

Nicht weit von der Stadt sieht man eine Wasserleitung, welche auch wirklich sie mit Wasser versorget, und für ein Werk der alten Römer gehalten wird. Geht man von diesem Orte durch das Cermonerthor in die Stadt zurück: so kömmt man vor dem Pallaste vorbey, den der Herzog von Alcala, als er von seinen Reisen zurück kam, nach des Pilatus seinem Pallaste, den man zu Jerusalem noch heutiges Tages weist, bauen ließ. La Caza de la Contratacion ist ein Gerichtshof, welcher die Handlung nach Indien betrifft. Er besteht, so viel die Verwaltung der Gerechtigkeit angeht, aus einer adelichen und Gelehrten Bank, nebst dem ist noch ein besonderes Gericht dabey, welches bloß die Geschäffte der Schatzkammer abthut. Das Rathhaus gereichet wegen des vortrefflichen Gebäudes und des mit schönen Säulen umringeten Hofes, der in der Mitte ein Springwasser hat, der Stadt Sevilien nicht weniger zur Zierde. In der Straße del Candelejo zeigte

Römische Wasserleitung.

p) A. d. 371 S.

Gemelli Careri 1697.

Begebenheit des Königes Don Pedro.

zeigte man dem Careri ein Brustbild des Königes **Don Pedro** des grausamen, und erzählte ihm zugleich folgende Geschichte. Besagter König pflegte des Nachts ganz allein und wohl bewaffnet in der Stadt herum zu streichen, um zu sehen, was darinnen vorgehe. Einstens bekam er mit einem Spanier, der ihm nicht ausweichen wollte, Händel, und war so glücklich oder tapfer, daß er ihn über den Haufen stieß. Als man nun dem Könige meldete, man habe einen Entleibten auf der Gasse gefunden: so befahl er, dem Thäter nachzuforschen, und mit äußerster Strenge gegen ihn zu verfahren. Nach einiger Zeit wollte er wissen, wie es mit dieser Sache stünde? Der Alcalde war unterdessen hinter die ganze Sache gekommen, und gab zur Antwort, er könnte gegen den Thäter nicht weiter verfahren, weil selbiger eine sehr hohe Person wäre. Als nun dem ungeachtet der König von seinem angemaßeten Eifer für die Ausübung der Gerechtigkeit nicht das geringste nachlassen wollte, sondern dem Alcalde einen Befehl nach dem anderen zuschickte: so hatte dieser endlich die Verwegenheit, seinen Landesherrn im Bildnisse enthaupten zu lassen. Um nun das Angedenken dieser Begebenheit auf die Nachwelt fortzupflanzen, wurde an dem Orte, wo der Alcalde das Urtheil vollstrecken ließ, das Brustbild, das man dem Careri zeigte, hingestellet *q*).

Weg von Sevilla nach Madrid.

Von Sevilla nach Madrid reiset man zu Lande, und Careri ließ nichts unangemerket vorbey. Er miethete nebst drey Personen, deren Namen in der Welt nicht unbekannt sind, eine Kutsche für vier und funfzig Piaster. Den ersten Tag kam er nicht weiter, als vier Meilen, bis nach **Castelblanco**. In dieser ganzen Gegend wechselten ebenes Land und Gebirge mit einander ab. Den folgenden Tag mußte er über einen verdrießlichen Berg, und kam nach zurückgelegten sieben Meilen nach **Santa Olalia**. Die folgende Tagereise betrug nur fünf, und brachte die vier Reisenden bis in ein großes Dorf, **Fuente de Cantor** genannt, darinnen drey Klöster sind. Sie kamen nach **Monastera**, dem ersten Orte, in **Estremadura**. Den folgenden Tag machten sie vier Meilen in einem ebenen Lande nach **Los Santos**, einer königlichen Stadt, und von da noch zwo bis nach **Villafranca**, wo sie über Nacht blieben. Nachgehends führeten sechs andere Meilen sie nach **Merida**, einer Stadt, darinnen es eine Menge solcher Edelleute giebt, die man in Spanien **Solariegas**, das ist, Leute, die von ihren Einkünften leben, nennet. Hier ist eine berühmte steinerne Brücke über den **Guadiana**. Ihre Länge beträgt eine halbe wälsche Meile, und können zween Wägen einander darauf ausweichen. Careri besichtigte ein altes daselbst befindliches Schloß der Ritterbrüder von **Leon**, welche ein Jacobskreuz auf dem Kleide tragen. Den folgenden Tag kamen sie nach geendigten zwo Meilen durch drey Dörfer, erreichten **Medekin**, und schliefen zu **Miajadaos**. Den folgenden Tag reiseten sie drey Meilen bis nach **Santa Cruz**, hernach vor **Truxillo** vorbey, und nach **Tordesillas**. Die Hitze war auf dem steilen Gebirge, darüber sie ihren Weg nehmen mußten, beynahe unerleidlich; drey Meilen von dar zogen sie durch **las Casas de Mirabere**, und nach anderen zwo Meilen waren sie am Ufer des Tagostromes, giengen auf einer steinernen Brücke darüber, und blieben über Nacht zu **Almarez**. Den folgenden Tag reiseten sie in einer wohlangebaueten Gegend nicht weiter, als zwo Meilen, bis nach **Calzada d'Oropesa**. Den folgenden Tag kamen sie in ein fruchtbares und volkreiches Land, und zogen nach zwo Meilen durch **Orogko**, welcher Ort den Grafen dieses Namens

q) A. d. 378 und vorhergeh. S.

mens gehöret. Er liegt auf einem Hügel, und hat keine andere Befestigung, als eine elende Ringmauer. Hierauf mußten sie durch einen Wald und kamen, als sie vier Meilen gereist waren, vor einem wegen seiner Lage berufenen und zugleich gefährlichen Gasthofe, Namens Venedos vorbey. Man ist nämlich daselbst vor den Straßenräubern in keiner sonderlichen Sicherheit. Aus Furcht nun, es möchte ihnen an diesem Orte wenig Gutes wiederfahren, giengen unsere Reisende noch einige Meilen weiter, und bis nach Talavera, einer wegen ihres Porcellans berühmten Stadt. Den folgenden Tag machten sie sechs, und schliefen zu Santa Olavia. Indem sie nun auf dem ganzen übrigen Wege nichts, als Oelgärten, und schöne Dörfer antrafen: so legeten sie die beyden letzten Tage sehr vergnügt zurück. Der erste führete sie nach Casa Rubia, der zweyte nach Mostobes, den dritten zogen sie über die segovische Brücke in Madrid ein *r*). Gemelli Careri 1697.

Careri machet von dieser Hauptstadt der spanischen Monarchie kein sonderliches Wesen. „Denn, saget er, ungeachtet sie nur auf vierzig Grad zehn Minuten Breite liegt: so „ist doch im Sommer die Hitze, und im Winter die Kälte nicht auszustehen. Weil sie „eine meistens eyrunde Gestalt hat: so schätzet man ihren Umfang wenigstens auf fünf wäl„sche Meilen, da doch ihre Länge nicht mehr als eine beträgt. Diese Größe hat sie erst „seit dem, da sie zum Sitze der spanischen Könige geworden ist, erlanget. Ihre Ring„mauer ist nur von Erde, und noch dazu sehr niedrig. Ihre Gassen sind das ganze Jahr „über, nichts weniger als reinlich, weil man allen Unflath aus den Häusern heraus und „dahin schüttet. Im Winter wird dieses Uebel durch das Wasser, damit man den Unrath „wegzuschwemmen vermeynet, noch ärger; weil es keinen Ablauf hat, folglich einen ab„scheulichen Gestank erreget. Nebst dem sind die meisten Häuser ungemein schlecht, und „nur mit bloßem Fachwerke gebauet. Die Lebensmittel sind alle mit einander ungemein „theuer; der Wein tauget gar nichts: mit einem Worte, Careri lobet sonst nichts, als das „Brodt und Schöpsenfleisch, welches beydes ihm vortrefflich gut schmeckte *s*).„ Bey seiner Ankunft waren zwo neue Gewohnheiten aufgekommen. Erstlich ließ man eine Menge Laquayen vor der Kutsche hertraben. Zweytens trug man Perucken und schüttete so viel Puder darauf, daß man seines Erachtens nicht erst lang fragen durfte, warum das Brodt so theuer sey? Unter die hauptsächlichsten Seltenheiten dieser Stadt zählet er den Büchervorrath des Herzogs von Uzeda, indem selbiger an Größe des Saales, Wahl der Bücher und Schönheit der Schränke, welche mit Glasthüren verschlossen sind, keinem einzigen in ganz Spanien weiche. Sonst ist in seinem Berichte nichts, was aus anderen Reisebeschreibungen nicht schon bekannt wäre. Hingegen müssen wir ihn nach dem Escuriale begleiten, indem er daselbst einige ganz besondere Anmerkungen, die wir von dem gegenwärtigen Artikel keinesweges trennen dürfen, machte. Es nahm ihn Don Pedro de Chaves mit sich dahin; und da selbiger ein vornehmer Prälat aus dem Königreiche Neapel war, so machten die Spanier sich eine Ehre daraus, ihm das allerseltenste und kostbareste zu zeigen. Vorstellung von diesem Orte.

Wir speiseten, saget er, des Mittages zu Roxas drey Meilen von Madrid, und kamen nach vier anderen über Culminarego, des Abends nach dem Escuriale. Der Pater Rector des dasigen Collegii war sogleich geschäfftig, uns die Seltenheiten dieses großen Klosters zu zeigen. Wir traten also, durch ein Portal von Werkstücken in den großen Hof, Reise nach dem Escurial.

r) A. d. 384 und vorhergeh. S. *s*) A. d. 387 S.

Gemelli Careri 1697.

Hof, aus diesem in den zweyten, und bewunderten die um selbigen stehenden Gebäude, absonderlich aber eine Seite von der Kirche, welche ungemein schön, und mit sechs die Propheten vorstellende Bildsäulen gezieret ist. Die Kirche selbst besteht aus einem dreyfachen Schiffe, das gleich der Kuppel auf großen Säulen von Werkstücken ruhet. Ueber den Pracht des Hauptaltares muß man erstaunen. Er ist mit einer doppelten Reihe Säulen von dem feinsten Marmor, und mit künstlichen Gemälden gezieret. Siebenzehn Stuffen von eben dergleichen Marmor, steigt man bis zu dem Monstranzhäuschen, das von Golde schimmert, und auf Säulen von Jaspis ruhet. In diesem steht die Monstranz selbst, welche mit Edelgesteinen von unschätzbarem Werthe pranget. An der Mauer stehen auf beyden Seiten die marmornen Bilder Carls des fünften und Philipps des zweyten. Zur Linken ist der königliche Bethstuhl. Die sämmtlichen Gewölber sind von Jordan gemalet. In einem Schranke steht ein großes silbernes Bild, imgleichen einige kleinere, in welchen Heiligthümer verschlossen sind.

Königl. Grabmaale.

Nachgehends zeigete man uns die Gruft der fruchtbaren Könige und Königinnen, indem diejenigen, welche keine Kinder gezeuget hatten, nebst den königlichen Kindern, in einer besondern Gruft liegen. Sowohl beyde Gruften, als auch die Särge aller bis auf den heutigen Tag beygesetzeten Könige von Spanien, sind mit schwarzem Marmorgipse überzogen. Von hier führete man uns in die Sacristey hinauf, und zeigete uns eine Menge gestickte, mit Juwelen und Fransen besetzete Meßgewande. Absonderlich bewunderten wir eine silberne höchstkünstlich gearbeitete Monstranz, welche der Kaiser dem Könige von Spanien verehret hatte. Allein, Gold und Silber schienen an diesem Orte, da man Diamante, Rubine, Smaragden und andere Edelgesteine recht verschwenderisch angebracht hatte, gleichsam ihren Werth zu verlieren.

Manuscripte der heil. Therese.

Man führete uns in ein kleines Nebengemach, und zeigete uns als einen besondern Schatz, einige Manuscripte der heil. Therese, eine ziemliche Anzahl seltener Bücher, und einen Krug von etwa zwanzig Kannen, in welchem auf der Hochzeit zu Cana das Wasser in Wein verwandelt worden seyn soll. Der Capitelsaal, darein man uns sodann führete, ist mit vortrefflichen alten Schildereyen ausgezieret. Man zeigete uns alles und jedes, bis auf die Choralbücher, deren Zierrath dreyßig tausend Piaster gekostet hat, imgleichen zwo sehr kostbare Orgeln, nebst zwo kleinen, die ihre Stelle am Schiffe haben. Bey der großen Treppe steht das Meisterstück des Jordans, welches die Schlacht bey St. Quintin vorstellet.

Büchersaal.

Hierauf ersuchten uns unsere Wegweiser in den Büchersaal einzutreten. Die schöne Ordnung der Bücher verursachet nicht minder einen vortrefflichen Anblick, als ihre Menge. Die Spanier klagten, es wären viele arabische Manuscripte weggekommen, ohne daß man wüßte, wer diesen Diebstahl begangen haben möchte *t*). Die Gemälde sind vortrefflich, und von den allerbesten Künstlern. Auch zeiget man einen Magnet, der vier und zwanzig Pfund Eisen anzieht, ja seine Kraft so gar durch einen dichten Körper erzeiget. An dieses Heiligthum der Wissenschaften stoßen die königlichen Gemächer, welche alle und jede mit den besten Gemälden der beyden letztern Jahrhunderte ausgezieret sind. Aus dem Schlafgemache kann man das Monstranzhäuschen bey dem Hauptaltare sehen.

Größe und Schönheit dieses Klosters.

Man zählet in dem Kloster Escurial vierzehn Kreuzgänge, und fünf Stockwerke Schlafgemächer. Es wird von dreyerley Mönchen bewohnet, jedweder Orden hat seine eigene

t) A. d. 398 S. *u*) A. d. 400 S.

eigene Obrigkeit, und hat keiner dem andern etwas zu befehlen. Ihre sämmtliche Anzahl steigt auf zweyhundert. Ihre Gärten gehören gleichfalls unter die Seltenheiten. Man sieht da nicht nur Obst und Bluhmen, sondern auch künstlich angelegte Myrthenwäldchen, crystallenhelle Springwasser, eine Kuppel von dem feinsten Marmor, und viele mit Fischen angefüllete Teiche. Bekannt ist, daß Philipp der zweyte dieses schöne Kloster kraft eines während der Schlacht bey St. Quentin gethanen Gelübdes bauen ließ, indem er statt der damals niedergerissenen Kirche des heiligen Lorenz, und um das ihm dadurch zugefügte Unrecht wieder gut zu machen, eine schönere aufzuführen versprochen hatte. Die Spanier versichern, er hätte ohne die jährlichen Einkünfte, welche sechs und vierzig tausend Piaster betragen, noch zwo Millionen und fünfhundert tausend Livres daran verwendet *u*). Gemelli Careri 1697.

Careri reisete aus Spanien ab, über die pyrenäischen Gebirge und durch denjenigen Theil von Frankreich, welcher zwischen besagtem und dem Alpengebirge liegt. Sein Aufenthalt an allen diesen Orten war so kurz, daß die Schnelligkeit seiner Reise aus allen seinen Anmerkungen hervor leuchtet. Zu Genua verweilete er etwas länger, indem er daselbst so lange wartete, bis seine Manuscripte und sein Geräthe aus Cadix dahin kamen. Das Ende seiner Reise machte er zu Lande, und bekam sein geliebtes Vaterland den 3ten des Christmonates im Jahre 1698 wieder zu Gesichte. Indem ihn nun sowohl die vieljährige Gewohnheit, als seine natürliche Neigung zu Beschreibungen dazu bewog, daß er von allen Städten Wälschlandes, die er auf seinem Wege antraf, dergleichen verfertigte: so endiget sich sein Reisebuch mit der Beschreibung von Neapel selbst *x*).

Der V Abschnitt.

Wichtige Rathschläge für die Reisenden.

Damit Careri sich von dem gemeinen Haufen der Reisenden unterscheiden möchte: so hängt er an die Erzählung seiner Reisen noch einige wohlgemeynte Erinnerungen, die er nicht nur für die Frucht seiner eigenen Erfahrung ausgiebt, sondern auch einem jedweden, der seine Fußtapfen zu betreten Lust hat, für unumgänglich nöthig ansieht. Er setzet vor allen Dingen die Nutzbarkeit der Reisen fest, hernach bringt er einige Regeln bey, und beweist, oder erläutert sie mit seinem eigenen Beyspiele.

I. Ein Reisender muß in keiner auch der allerschrecklichsten Gefahr nicht verzagen. Er muß dem schweresten Unglücke, ja dem Tode selbst mit Standhaftigkeit entgegen sehen. Gleichwohl ist ihm Klugheit nicht weniger nöthig, als unverzagter Muth. Vor allen Dingen muß er sich wegen des Weges, den er nehmen will, berathschlagen, und zu diesem Ende solche Personen, welche die Welt vor ihm durchreiset haben, zu Rathe ziehen. Hätte ich diese Vorsichtigkeit gebrauchet, saget Careri mit einem freymüthigen Geständnisse seines Versehens: so hätte ich schwerlich den Weg gegen Morgen, wohl aber den gegen Westen ergriffen, und sodann meine Reise weit bequemer, sicherer und geschwinder endigen können.

II. Mit Gelde muß man wohl versorget seyn, weil die Kosten zuweilen weit höher steigen, als man vermuthet hätte. Ein Reisender, der nicht mehr hat, als er zur höchsten Noth bedarf, muß manches unbesichtiget lassen, wenn es entweder ein Stillliegen erfor-

x) A. d. 496 und vorherg. S.

Gemelli Careri 1697.

erfordert, oder außer dem Wege liegt, und man einen Umschweif zu nehmen genöthiget ist: zu geschweigen, daß man zuweilen, um sich in Ansehen zu setzen, oder um den Zugang an solche Orte, dahin man nicht jedweden läßt, zu erhalten, die Trinkgelder nicht sparen darf. Waaren sind eben so gut, als baares Geld.

III. Ein Reisender muß zu seinem eigenen und anderer Leute Besten etwas von der Arzeneykunst und dem Wundheilen verstehen. Man hat von keiner einzigen Sache größern Nutzen, als wenn man im Stande ist, einige Arzeneyen zu verfertigen. Auch muß man die Spezereyen und Kräuter einigermaßen kennen, damit man im Stande ist, der Kräuterwissenschaft ein neues Licht anzuzünden. Careri gesteht, er wäre in diesem Stücke sehr schlecht mit sich selbst zufrieden. Die Kenntniß der Thiere, die er für weit leichter hält, soll man ebenfalls besitzen, imgleichen soll man die Mineralien, die man antrifft, probieren können.

IV. Die Landbeschreibung muß man vollkommen inne haben. Man muß die künstlichen Weltkugeln, das Astrolabium und den Compaß zu gebrauchen wissen, damit man die Polhöhe nehmen, und die Irrthümer der Landkarten bemerken kann. Billig sollte man alle Reisebeschreibungen von dem Lande, das man besichtigen will, nebst der Geschichte desselbigen gelesen haben, auch die besten Landkarten, absonderlich aber auf weißen seiden Zeug abgedruckt, bey sich führen, indem die letztern sich nicht gleich den papiernen brechen, noch in der Reisekiste so viel Platz wegnehmen. Dabey soll man sich, wofern es möglich, noch eine kurze Beschreibung von jedwedem Lande anschaffen, man sey nun selbst im Stande, dergleichen kurze Auszüge zu verfertigen, oder man finde sie in kleinerm Formate gedruckt zu Kaufe.

V. Glücklich ist ein Reisender, wenn er die Zeichnung versteht: denn er hat ohne Unterlaß Gelegenheit, sie zu gebrauchen, und von einer schönen Bildsäule, Münze, von einem Gebäude, von seltenen Thieren, oder Pflanzen einen Abriß zu verfertigen. Einen guten Proportionalzirkel, und einen Quadranten mit seinen Abtheilungen muß er nicht vergessen. Damit er aber der Sache ein Geschick zu geben wisse: so muß er etwas von der Bau- und Kriegesbaukunst, von der Perspectiv, absonderlich aber um die Höhe und Entfernung unzugänglicher Orte aufzunehmen, vom Feldmessen verstehen. Ein gutes Fernglas leistet ebenfalls unaufhörliche Dienste, ja um die Sterne zu beobachten, wenn man über die Linie und gegen den Südpol schiffet, ist ein Tubus nicht undienlich. Aber wer eine Landkarte zu verfertigen versteht, der ist nach des Careri Urtheile eines unsterblichen Ruhmes werth.

VI. Man muß nothwendiger Weise mehr als eine Sprache verstehen, absonderlich solche, die im Handel und Wandel üblich sind, dergleichen ist die französische, italienische, spanische, portugiesische und sclavonische, durch deren Hülfe man überall Dollmetscher findet. Zwar verstehen die allertaubesten die Redekunst des Geldes; unterdessen vermag doch ein Reisender seine Unerfahrenheit in Sprachen auf diese Weise nicht anders, als sehr unvollkommen zu ersetzen. Er ist im Gegentheile nur desto größerer Gefahr unterworfen, wenn er für reich gehalten wird, und doch seiner Sicherheit wegen, weder jemanden um Rath fragen, noch gewarnet werden kann.

Wer von den bisher erwähnten Eigenschaften gar keine besitzt, der muß, wenn er vorsichtig zu Werke gehen will, einen Reisegefährten zu sich nehmen, der diesen Mangel durch seine Wissenschaft ersetzen könnte. Die Ehrlichkeit eines solchen Glücksgefährten einer vetrauten

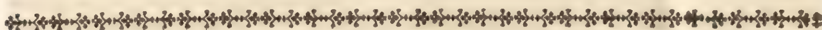
Per-

Person, gegen welche er offenherzig heraus gehen darf, wird ihm mehr Vergnügen erwecken, als er sich vorzustellen vermag, ja es wird ihm, was die Kosten und Beschwerlichkeiten der Reise betrifft, desto weniger an gutem Rathe fehlen. Gemelli Careri 1697.

Careri nun setzet voraus, seinem Schüler fehle keine einzige bisher angeführte natürliche oder erlernete Geschicklichkeit, er unterrichtet ihn also, wie er eine jede nützlich anwenden soll. Es giebt, saget er, Leute von einer schläfrigen Gemüthsbeschaffenheit, welche auf nichts Acht geben; andere hingegen messen alles, was ihnen vorkömmt, nach dem engen Umfange ihrer Einsicht ab, sie bleiben also bloß bey Kleinigkeiten, oder doch bey Dingen, daran sie Lust finden. Der Staatskundige bekümmert sich bloß um die Regierung und ihre Verfassung, der Naturkündiger bleibt bey den Pflanzen und Thieren, der Landbeschreiber fraget nur nach der Entfernung und Lage der Orte, der Geschichtkundige nach alten Begebenheiten, ein Liebhaber der Alterthümer suchet die Denkmaale der entferntesten Jahrhunderte auf. Dem Kaufmanne scheint nichts merkwürdig zu seyn, als was die Handlung betrifft, gleichwie jedwedem Künstler bloß seine Handthierungsgeschäffte im Sinne schweben. Ein wahrer Reisender hat ganz andere Absichten. Er muß nicht nur für sich, sondern auch für die Nachwelt arbeiten, und seine Schriften für jedermann nützlich machen. Er muß einen Bericht abfassen können, dem es nicht nur keinesweges an der Wahrheit fehle, sondern der über dieses noch alles, was merkwürdig und zur Aufnahme der Wissenschaften dienlich ist, in sich fasse. Seine erwählte Lebensart verbindet ihn dazu, auf die Natur des Landes, dahin er kömmt, oder das er durchreiset, ohne Unterlaß Acht zu geben, das ist, auf seine Witterung, Polhöhe, gute oder böse Luft; auf die Gebirge, Thäler, Brücken und Flüsse; auf die Fruchtbarkeit des Bodens, Entfernung der Orte, Bergwerke, Steinbrüche, Wälder, Arzneykräuter, zum Schiffbaue dienliche Bäume, Beschaffenheit der Früchte, Thiere, Lage der See, auf die Häfen, Vorgebirge, Klippen, auf Ebbe und Fluth. Was bewohnte Orte betrifft, da geht seine Aufmerksamkeit auf ihre Ringmauer und Gebäude, auf die Vorrathshäuser, auf das Geschütz und die Besatzung, so weit nämlich, als es ohne Gefahr möglich fällt; er beobachtet die Gebräuche und Lebensart der Einwohner, ihre Gemüthsart, Neigung, gewöhnliche Lebenslänge, gemeinste Krankheiten, Arzeneymittel und Speisen, ihren Reichthum oder ihre Armuth, ihre Weise in der Kleidung, im Hausgeräthe, im Umgange, in Erziehung der Kinder; ihre Wissenschaften, Künste und Lehrart. Ihre Maße, Gewichte, Münze und Handlung. Es ist nicht undienlich, von jedweder Münzgattung einige Stücke zu verwahren, damit man ihren innerlichen Gehalt untersuchen, und eine mit der andern vergleichen könnte. Den größten Fleiß muß man darauf wenden, daß man erfahre, wie die Regierung in einem Lande beschaffen sey, was für Macht der Staat habe, wie die Gerechtigkeit verwaltet werde, ob einige von dem gemeinen Rechte abweichende Gesetze, einige besondere Gewohnheiten und Gebräuche im Schwange gehen? Auch darf man den Ursprung der Städte, ungeachtet er gemeiniglich mit Fabeln vermischt ist, nicht vergessen, noch auch dergleichen Begebenheiten, sie mögen übrigens alt, oder neu seyn, welche der Geschichte ein Licht anzuzünden vermögen. Endlich so muß man nicht nur in christlichen, sondern auch in muhammedanischen und heidnischen Ländern, den Ursprung der Religion, und ihre erlittenen Veränderungen fleißig untersuchen, die verschiedenen Sitten beobachten, von den Kirchen, Seminarien, Schulen, Stiftern, Gebräuchen, Ceremonien, dem Alterthume der Bisthümer, den ansehnlichsten Heiligthümern, der Menge und dem Reichthume der Geistlichen und auch von den berühmtesten Gemälden Nachricht geben. Da

Gemelli Careri 1697.

Da es unmöglich ist, daß ein Reisender alles dieses mit eigenen Augen beobachten könne: so wird er Gelegenheit suchen, sich mit Gelehrten, wenn es einige in dem Lande giebt, oder einigen verständigen alten Leuten bekannt zu machen. Er wird dasjenige untersuchen, worinnen sie nicht mit einander überein zu kommen scheinen, welche Vorsicht allezeit nöthig ist, um den Irrthum zu vermeiden, vornehmlich, wenn man sich genöthiget sieht, sich Dollmetscher zu bedienen. Er wird alle Tage des Abends seine Anmerkungen aufschreiben; weil bey einer so großen Menge mancherley Sorgen und Gegenstände, das Gedächtniß fehlen kann. Diejenigen, welche nichts aufs ungewisse thun, oder dem Zufalle überlassen wollen, machen zwo Abschriften, wovon sie eine einem Freunde von bewährter Redlichkeit anvertrauen. Careri, welchem bey vielen Gelegenheiten gedrohet wurde, alle seine Manuscripte zu verlieren, woraus seine Nachricht besteht, bedauerte es einigemal sehr, daß er diesem Rathe nicht gefolget war. Er giebt ihn mit diesem Bekenntnisse, damit man dessen Wichtigkeit desto besser erkenne *y*).



Das V Capitel.

La Barbinais le Gentils Reise um die Welt.

Der I Abschnitt.

Abreise von Cherburg. Begebenheit der Gräfinn von Gomere. Beschreibung der Insel St. Georg. Abentheuer des la Barbinais mit einigen Portugiesinnen. Großmuth eines französischen Wundarztes. Beyspiel einer grausamen Rache. Verschwörung auf dem Schiffe. Barbinais kömmt nach la Conception in Chily. Viele Franzosen daselbst. Barbinais wird der Handlung überdrüßig. Hochachtung der Franzosen bey dem spanischen Statthalter. Empörung der Indianer bey Barbanais Aufenthalte zu la Conception. Arica, Grab der Franzosen. Barbinais Reise in das Innere des Landes. Pisco wird durch ein Erdbeben verschlungen. Zustand der Provinz Chincha. Fabeln von den Riesen in Peru. Alte Gräber. La Barbinais Weg. Erschreckliche Brücke. Sonderbarer Weg. Bergwerke zu Pachanamac. Erdbeben zu Lima. Besondere Umstände dabey.

La Barbinais le Gentil 1714.

Diese Reise *z*) würde mit unter die Zahl derjenigen gekommen seyn, die man unterdrücken will, wenn sie sich nicht der Aufmerksamkeit der Leser dadurch empföhle, daß sie die einzige ist, die von den Franzosen um die Welt gethan worden, oder wenigstens die einzige, die man heraus gegeben hat. Derjenige, welcher sie gethan, giebt sich nicht weiter, als durch seinen Namen zu erkennen und durch eine Zuschrift an den Grafen von Morville.

Abreise von Cherburg.

Er reisete den 8ten August im Jahre 1714 aus der Bay von Cherburg ab *a*). Er ist der einzige unter allen Reisenden, welcher bekennet, daß er sich um den Wind und die Höhe nicht bekümmert habe. „Es ist euch wenig daran gelegen, schreibt er an seinen Cor„respon-

y) Careri, im VI Th. a. d. 505 u. ff. S.

z) Amsterdamer Ausgabe von 1728 bey Peter Mortier in zwey Duodezbänden mit Kupfern und Grundrissen. Sie ist in Briefen ziemlich gut geschrieben, in welchen die Zeit und der Ort allezeit angemerket ist. Es entfährt dem Verfasser nichts,

„respondenten, ob ihr wisset, welcher Wind gewehet hat. Ich will euch nur melden, daß „er zu der Reise nach den canarischen Inseln gut war„. Diese Erklärung giebt uns nicht viel Seeanmerkungen zu hoffen; und la Barbinais hält sich auch nur in der That bey Beschreibung der Oerter und Sitten auf.

La Barbinais le Gentil 1714.

Da der Wind, den er nicht nennen will, nicht lange gedauert hatte: so war das Schiff genöthiget, an der Insel Sarc anzulegen, welche etwa drey Seemeilen von der Insel Guernesey entfernet ist. Das Wetter wurde aber wiederum so schön, daß sie den 4ten unter Segel giengen, und sich den 15ten darauf bey der kleinen Insel Gratiosa befanden. Die canarischen Inseln, wo la Barbinais den 17ten ankam, wiesen ihm nichts besonders, als ein spanisches Frauenzimmer, welches er in einem Kloster sah, und deren sonderbare Begebenheit sie ihm der Bewunderung und des Mitleidens würdig machte. Sie war eine Nichte des Marquis von Asialcazar und Witwe des Grafen von Gomere. „Man hat „keine vollkommenere Schönheit gesehen. Bey den schönsten Augen von der Welt aber „war sie blind; und dieser Unfall kam von dem Unvermögen ihres Mannes her, dessen „Kräfte seinen Begierden nicht gemäß waren. Er hatte schon eine andere Gemahlinn ge„habt, welcher, wie man versicherte, diese Schwachheit den Tod gebracht hatte. Die „andere, welche eben das Schicksal befürchtete, vornehmlich, nachdem sie das Gesicht ver„loren hatte, begab sich in dieses Kloster, und der Graf, welcher sie zärtlich liebete, war „aus Bekümmerniß über ihre Trennung gestorben *b*).

Sonderbare Begebenheit der Gräfinn v. Gomere.

Als sie den 28sten des Herbstmonates über die Linie giengen: so wurde la Barbinais zu den Geheimnissen der Schiffahrt, wie er saget, mit den gewöhnlichen Gebräuchen eingeweihet. Er belehret uns aber dabey, daß man ihn, nachdem er mit Wasser besprenget worden, habe schwören lassen, er wolle niemals bey eines Lootsmannes Frau schlafen; welchen Umstand kein Reisender bey der Seetaufe angeführet hat. Das erste Land, welches er an der brasilischen Küste sah, war die große Insel, wo das Schiff den 12ten des Christmonates in einem ungenannten Hafen vor Anker legete, nachdem es beynahe auf einer Sandbank gestrandet wäre, welche zwischen dem festen Lande und der Insel ist. Er machet die Beschreibung dieser Insel. Sie liegt unter dem Wendekreise des Steinbockes, zwo Seemeilen von dem americanischen festen Lande, und hat vierzehn Seemeilen im Umfange. Man nennet sie auch das Eyland St. Georg. Es herrschet daselbst ein beständiger Frühling. Ihr Boden ist erhaben, und mit vielen in Europa unbekannten Bäumen bedecket, welche an vielen Orten sehr angenehme Gebüsche machen. La Barbinais stieg allein auf die Spitze eines Berges, dessen Fuß bis an das Ufer des Hafens gieng. Nachdem er viel Mühe gehabt hatte, in das dicke Gebüsche zu dringen: so kam er auf den Gipfel. Im Heruntergehen aber verirrete er sich, und hielt keinen gewissen Weg, sondern gieng über fünf Stunden auf gut Glück fort. Endlich kam er ans Ufer, aber sehr weit von dem Schiffe und seinen Gefährten. Seine Neugier hatte den Nutzen, daß er außerordentliche dicke Bäume, viele Orangen- und Citronenbäume, die ohne Pflegung wachsen, Affen, so groß wie ein Kalb, welche die Thäler mit einem seltsamen Geschreye anfüllen, Caymanen

Umstände bey der Seetaufe.

Beschreibung der Insel St. Georg.

nichts, woraus man von seinem Verstande und seiner Aufrichtigkeit übel urtheilen könnte.

a) Ob er gleich die Veranlassung und Absicht seiner Reise eben so wenig anzeiget: so urtheilet man doch aus dem Verfolge, daß er sich auf einen Armateur eingeschiffet.

b) La Barbinais I Th. a. d. 6 S.

La Barbinais le Gentil 1714.

nen und andere sehr gefährliche Würmer gesehen hatte. Das beschwerlichste Thier aber in dieser Insel, ist ein kleiner Wurm, der sich zwischen die Nägel der Hände und Füße setzet, und daselbst ein schmerzhaftes Jucken verursachet. Das Fleisch wird weiß; es entsteht eine Geschwulst; und das einzige Mittel ist, daß man den Wurm mit einer Nadelspitze sachte wegnimmt. Wenn etwas von seinem Leibe in der Wunde bleibt: so schlägt eine Entzündung dazu, welche gefährliche Folgen haben kann.

Begebenheit des la Barbinais mit einigen Portugiesinnen.

Der Fischfang um diese Insel ist reichlich, und der Fisch vortrefflich. Die Dicke des Waldes aber verhindert, daß man nicht jagen kann. Indessen fehlete es doch dem französischen Schiffe an Lebensmitteln; und des Herrn du Guay Trouin Unternehmen auf Rio de Janeiro war noch so frisch, daß die Klugheit nicht erlaubete, sich daselbst sehen zu lassen. Man mußte also einigen Vorrath davon in den Wohnungen auf dem festen Lande suchen. La Barbinais, welcher dazu ausgeschickt wurde, erstaunete, daß viele Weibespersonen aus einer Hütte, wo er ohne Bedenken hinein gieng, so gleich mit großem Geschreye die Flucht nahmen. „Ich folgete ihnen nach, saget er, und wollte ihnen „einen Muth zusprechen: allein, ihre Furcht wurde dadurch nur desto stärker, weil ich ei„nige junge Leute bey mir hatte, deren Lebhaftigkeit keine so ordentliche Gesinnungen anzu„melden schien, als meine. Das Geschrey, welches nicht abnahm, weckete einen Men„schen auf, dessen ernsthafter und gesetzeter Anblick uns urtheilen ließ, daß er viel Antheil „an diesem Schauspiele nähme. Er sagete uns, mit einem hitzigen Tone, wir wären „nicht in Frankreich, wo die Frauens- und Mannspersonen eine unumschränkte Freyheit „hätten; und die Portugiesen gestatteten ihren Frauenspersonen so viel nicht. Weil ihn „indessen unsere Höflichkeit wieder gutes Muthes gemacht: so meldete er uns höflich ge„nug, es wäre nicht weit von hier eine kleine Stadt, Villa grande genannt, wo wir „Lebensmittel finden könnten. Wir begaben uns sogleich dahin. Die Armuth aber herr„schete daselbst eben so stark, als auf dem Lande *c*).

Großmuth eines französis. Wundarztes.

Zu eben der Zeit erfuhr ein Franzose, Namens la Borde, der zu Paraty wohnete, wo er sich durch Ausübung der Wundarzeneykunst etwas erworben hatte, von einigen Einwohnern aus Villa grande, daß ein Schiff von seiner Nation keine Lebensmittel an der Küste finden könnte. Er schickete eilig eine mit Erbsen und gesalzenen Fischen beladene Pirogue nebst einer Summe Geldes dahin, und ließ sich entschuldigen, daß er nicht selbst an Bord käme; weil seit der Wegnehmung von Rio de Janeiro die Portugiesen allen Handel und Wandel mit den Franzosen in ihren Colonien unterbrochen hätten, und er befürchtete, sie möchten diesen Vorwand ergreifen, und ihm alles wegnehmen, was er besäße. Seine Großmuth verursachte große Freude bey dem ganzen Schiffsvolke, welches schon anfing, viel Hunger auszustehen. La Barbinais glaubet, ihm dieses öffentliche Zeugniß der Erkenntlichkeit schuldig zu seyn; und wenn der Segen der Seeleute einige Kraft hat, welches er aber nicht glaubet, so hat der Himmel diesen ehrlichen Wundarzt nicht ohne Belohnung gelassen *d*).

Stadt Paraty

Paraty ist eine kleine Stadt, wohin viel Gold aus den Bergwerken kömmt, welches man darauf nach Rio Janeiro verführet. Sie ist von der großen Insel nur zehn Seemeilen entfernet.

Villa

c) Ebend. a. d. 12 und 13 S. *d*) A. d. 14 S.

Villa grande war vor kurzem der Schauplatz eines sehr traurigen Schauspiels gewesen, dessen Erzählung la Barbinais zur Kenntniß des menschlichen Herzens für wichtig hält, welches zum Unglücke zu diesen verhaßten Ausschweifungen fähig ist. Der Oberste und der Major-Sergento dieser Stadt hasseten einander seit langer Zeit. Dieser Haß hatte sich so gar auch ihren Sclaven mitgetheilet, und machte, daß sie alle Tage in ein Handgemenge geriethen. Eines Tages, da des Obersten seine waren geschlagen worden, stellete er sich an ihre Spitze; und nachdem er sie das Haus des Sergento hatte berennen lassen, so befahl er ihnen im Grimme, viele Flintenschüsse in die Fenster zu thun. Die Frau und die Tochter seines Feindes wurden auf das erstemal getödtet. Dieser traurige Anblick rührete den Sergento dergestalt, daß er in Verzweifelung gerieth, und ohne die ungleiche Macht zu erwägen, mit einigen um sich habenden Sclaven den Obersten anfiel: er wurde aber bald von zweenen Lanzenstichen niedergestoßen. Er rief nach einem Beichtvater. Der Oberste sagete zu ihm, er riefe vergebens den Himmel um Beystand an, und daß er ihn nicht gleich auf der Stelle vollends umbrächte, geschähe nur, um das Vergnügen zu haben, ihn sterben zu sehen. Indessen eilete doch ein Mönch herzu. Der Oberste aber ließ ihn nicht näher kommen; und da er ihn ungeachtet seiner Drohungen entschlossen sah, seinen Feind beichten zu hören: so lösete er sein Pistol auf ihn, womit er ihm aber nur den Arm entzwey schoß. Darauf stieß er dem Sergento seinen Degen in den Leib, und sagete zu ihm: nun gehe hin und schäme dich in der Hölle über deine Schande. Meine Rache würde nicht vollkommen seyn, wenn du im Paradiese wärest *e*).

La Barbinais le Gentil 1714.

Beyspiel einer grausamen Rache.

Nachdem das französische Schiff den 29sten des Christmonates wieder unter Segel gegangen war: so entstund eine Verschwörung am Borde, welche beynahe den Untergang des Schiffes verursachet hätte, und dem la Barbinais Anlaß giebt, ein Wort von dem Geheimnisse seiner Reise gleichsam entwischen zu lassen. „Man weis, saget er, daß nach „den Befehlen des Königes und den Verträgen zwischen Frankreich und Spanien, diejenigen, die sich auf Peru rüsten wollten, verbunden waren, ihr Unternehmen geheim zu „halten. Unser Armateur hatte eine englische Commißion, unter dem Namen eines Engländers genommen, der nur den Titel eines Hauptmanns haben sollte, ohne dessen Verrichtung zu thun. Diese Vorsicht hatte uns auch verbunden, englische Matrosen anzunehmen, deren Zahl den französischen fast gleich war. Es gieng kaum ein Tag ohne „Streit zwischen den beyden Nationen vorbey, und die Befehlshaber bezeugeten vielleicht „zu viele Liebe für ihr Vaterland. Die Engländer fasseten den Entschluß, sich deswegen „zu rächen, und alle Franzosen zu tödten, ausgenommen diejenigen, welche sie am geschicktesten hielten, ihnen in ihren Unternehmungen beyzustehen. Sie wollten darauf ein „Theil von denen Waaren, welche das Schiff gar zu sehr beschwereten, auswerfen, und „den englischen Hauptmann zwingen, daß er ihnen bey dem Corsarenhandwerke, welches „sie ergreifen wollten, zum Führer dienen sollte. Ein junger Mensch von Guernesey eröffnete dem Hauptmanne diese Verschwörung; und ungeachtet der Nationalvorurtheile, „war er doch so ehrlich, und gab den Franzosen Nachricht davon. Die Befehlshaber kamen zusammen. Nach einer ernstlichen Berathschlagung, bekamen der Untersteuermann „und der Capitaine d'Armes Befehl, das Gewehr fertig zu halten, und alle Vorsicht wider einen Aufstand zu beobachten. Man ließ das Schiffsvolk zusammen kommen. Man „bemächtigte sich der Meutereymacher, welche sich nichts böses versahen, und daher ohne „Wider-

Verschwörung auf dem Schiffe.

e) A. d. 16 S.

La Barbinais le Gentil 1715.

„Widerstand gefangen genommen wurden. Ihr Verbrechen schien den Tod zu verdienen; „man ließ sie aber nur auf die Stücke binden, und einem jeden hundert Streiche mit dem „Taue geben. Die zornigsten wurden in Fessel geschlagen. Nichts ist gefährlicher, schließt „der Verfasser, als zu langen Reisen Leute von verschiedenen Nationen auf die Schiffe zu „nehmen. Das heißt einen innerlichen Krieg nähren, der um so viel gefährlicher ist, weil „er nur durch gewaltsame Mittel kann aufgehalten werden„ *f*).

Man hatte stets widrigen Wind, bis an das mittäglichste Vorgebirge von America. Man darf vom la Barbinais keine neue Erläuterungen wegen der Straße erwarten *g*). Ein Sturm warf sein Schiff bis auf den sechzigsten Grad dreyßig Minuten Süderbreite. Alle seine andern Anmerkungen zeigen keinen großen Seemann an. Er schrieb darauf so an seinen Freund: „Ihr andern Europäer hattet damals Winter, wir aber wa„ren in der schönen Jahreszeit, das ist mitten im Sommer: indessen habe ich doch niemals „schärfere Kälte empfunden. Den 17ten des Jenners beobachteten wir, daß es nur drey „Stunden Nacht war, welches uns sehr tröstete; denn der Sturm erschrecket bey Tage „nicht so sehr, als im Finstern. Zu den Beschwerlichkeiten einer so kalten Himmelsge„gend kömmt noch, daß ein großer Theil von unsern Lootsen und Matrosen den Scharbock hat.

La Barbinnis kömmt zu la Conception an.

Nach einer sechsmonatlichen Schiffahrt, entdeckten sie die Berge, welche man wegen ihrer Gestalt die Zitzen von Biobio genannt hat, und bald darauf die Insel St. Maria, welche sehr niedriges Land hat. Diese Insel ist nur zehn Seemeilen von der Conceptionsbay. Bey der Einfahrt in diese Bay sahen sie an der Stadt viele Schiffe vor Anker liegen, sie legeten sich aber in einer Vertiefung, Talcaguena vor Anker, von da la Barbinais und einige andere abgeschickt wurden, den Statthalter zu begrüßen.

Man hält sich mit ihnen in diesem Hafen von Chily nur deswegen auf, um dasjenige beyzubringen, was ihre Person angeht, oder wenigstens nur zu ihrer Unternehmung gehöret. La Barbinais verheelet seinem Freunde nichts. Wir sind hier, schreibt er an ihn, eben nicht ruhig, nachdem er einige Monate zu Conception zugebracht hatte. Ich habe bis hieher nur lauter verdrüßliche Widerwärtigkeiten und Verwirrungen gesehen, deren eine aus der andern entsprungen. Gewiß, wenn der französische Hof wüßte, was es denen kostete, die wider seinen Willen in diese Meere gekommen sind: so würde er, anstatt sie zu bestrafen, Mitleiden mit ihrer Thorheit haben. Er würde sie vielleicht wegen ihres Eifers, das Königreich von den überflüßigen Sachen seiner Manufacturen zu reinigen, loben, welche sie hier für Geld umsetzen, und woran sie einen ansehnlichen Verlust leiden.

Viele Franzosen daselbst.

Wir hoffeten nicht in der Bay der Empfängniß eine so zahlreiche Gesellschaft von unserer Nation anzutreffen, und noch weniger, die traurige Zeitung zu vernehmen, die sie uns bey unserer Ankunft meldeten. Ihr erstes Compliment war, daß sie uns mit einer bittern Ironie Glück wünscheten, daß wir gekommen wären, die Anzahl der Unglückseligen zu vermehren. Die rechtschaffensten sageten nichts weiter. Einige aber flucheten uns, und andere wurden uns durch die Erzählung des elenden Zustandes ihrer Sachen überlästig. Mit einem Worte, alles war in Verwirrung. Man zählete wirklich vierzig französische Schiffe in diesem Meere. Ich liebe meine Nation, fährt la Barbinais fort, und bin nicht geneigt, ihre Fehler hervor zu suchen: indessen zwingt mich doch die Erfahrung,

Anmerkung über ihren Handel in der Südsee.

f) A. d. 19 und vorherg. S.

g) Nichts ist unrichtiger. Er nennet die Straße des le Maire, die **Mairstraße**. Er behauptet, es habe ein Hauptmann Hoorn seinen Namen

La Barbinais le Gentil 1715.

rung, zu gestehen, daß keine öfter durch den Ehrgeiz hintergangen werde und weniger geschickt sey, in Indien zu handeln. Dieses Urtheil fällen auch andere Völker. Heißt es nicht freywillig sein Gut verlieren, wenn man vierzig Schiffe nach Peru schicket, da doch sechse schon zureichen könnten? Es ist wahr, die spanischen Kaufleute sind eben so zu beklagen. Diejenigen, welche seit zwey oder drey Jahren viel eingekaufet und ihre Waaren nicht wieder abgesetzet haben, indem sie sich geschmeichelt, es würden keine Schiffe mehr kommen, sehen sich durch die Ankunft einer so zahlreichen Flotte zu Grunde gerichtet. Die übelverstandene Habgier aller dieser Armateurs ist um so viel tadelnswürdiger, weil ihnen der schlechte Zustand nicht unbekannt seyn kann, wovon ihnen die aus Süden zurückgekommene Schiffe Nachricht gegeben. Ihre Unvorsichtigkeit kann nur durch die Umstände entschuldiget werden. Der Abzug von den Gütern hat gemacht, daß sie sich schadlos zu halten gesuchet; und da die Ausrüstungen seit dem letzten Vertrage geheim sind: so hat sich ein jeder für den einzigen gehalten, der sich ausgerüstet. Man hat zu Nantes, zu Bayonne, zu Marseille, und vornehmlich zu St. Malo einerley geurtheilet, nur mit dem Unterschiede, daß die Armateurs von St. Malo, welche klüger sind, als alle andere, die Handelsleute zu Paris, Lyon und an verschiedenen andern Orten mit in ihre Unternehmung verwickelt haben. Denn da diese in solchem Handel nicht Licht genug haben, und sich von dem Glücke der St. Maloer verblenden lassen: so haben sie sich zur Unzeit eingebildet, es müsse das Horn des Ueberflusses zu Peru stets voll seyn. Dieß ist die Quelle des Uebels. Es steht aber heutiges Tages zu befürchten, es möchte der spanische Hof endlich, welcher eines Handels müde wäre, der den seinigen zu Grunde richtete, und von den Engländern, deren Eifersucht man kennet, angetrieben würde, ein Geschwader in diese Meere gehen lassen, welches seine Befehle nur gar zu treulich ausrichten würde *b*).

La Barbinais wird der Handlung überdrüßig.

Diese weisen Betrachtungen, welche zur Erläuterung der französischen Angelegenheiten dienen können, die in einigen Jahren viel Redens gemacht, können uns eine bessere Meynung von des la Barbinais Einsicht in die Handlung beybringen, als man sich bisher von seiner Geschicklichkeit zum Seewesen und zur Schiffahrt hat machen können. Sie erklären auch, warum er gegen sein Unternehmen einen Ekel bekommen, und auf einmal den Entschluß gefaßt, das Schiff von Cherburg zu verlassen und sich auf ein bayonnisches Fahrzeug zu setzen, welches sich rüstete, nach China zu gehen. Da seine Neigung zur Handlung, saget er, erkältete: so empfand er eine sehr heftige Neigung bey sich zum Reisen, und zum Versuche entschloß er sich, um die Welt zu fahren *i*). Vor seiner Abreise aber hatte er Gelegenheit, nebst denen andern Franzosen, die in der Bay waren, seinen Muth zu üben.

Hochachtung der Franzosen bey dem spanischen Statthalter.

Diejenigen, welche die Hoffnung, keine Schiffe, die ihren Handel stöhreten, mehr ankommen zu sehen, zwey bis drey Jahre lang daselbst aufgehalten, hatten am Ende von Talcaguena sich artige und bequeme Hütten bauen lassen. Ihre Gärten gaben ihnen allerhand Küchengewächse. Die Jagd, das Fischen und der Ackerbau waren ihre einzige Beschäfftigung; und dieser bisher unbebauete und wüste Ort hatte durch ihre Sorgfalt eine angenehme Gestalt gewonnen. Sie hatten daselbst auch eine kleine Capelle gebauet, welche ihrer kleinen Colonie zur Pfarre dienete, und hatten sich eben nicht viel darum bekümmert,

men dem sogenannten Vorgebirge gegeben, da doch jedermann weis, daß es solchen von der Stadt Hoorn, des le Maire Geburtsort, bekommen.

b) A. d. 30 S.

i) Ebend.

La Barbinais le Gentil 1715.

mert, von dem spanischen Bischofe Erlaubniß dazu zu erhalten. Als des la Barbinais Schiff daselbst ankam: so war der General-Mestre de Camp, Don Firmin, Befehlshaber zu la Conception. Er war ein junger Herr von zwey und zwanzig Jahren, ein Sohn des ersten Präsidenten von der Audienzia de St. Jago. Er hatte gegen die französische Nation einen Haß, den er nicht zu verbergen suchete. Die Franzosen erhielten täglich neue Merkmaale davon; und anstatt daß sie solches ahnden sollten, beflissen sie sich nicht einmal, darüber zu klagen. Der Statthalter aber, welcher ihre Mäßigung für einen Mangel an Herzhaftigkeit hielt, wurde nur stolzer und unbilliger dadurch. Endlich hielten sie dafür, es sey zu ihrer Sicherheit und zur Ehre ihrer Nation nöthig, ihren Muth etwas zu zeigen; und es wies sich bald eine Gelegenheit dazu. **Du Morier des Vaux**, der älteste von ihren Hauptleuten, welcher von den Spaniern und Franzosen gleich hoch geschätzet wurde, starb an einer auszehrenden Krankheit, welche man dem Kummer zuschrieb, daß er seine Hoffnung durch die übermäßige Anzahl der ankommenden Schiffe zernichtet gesehen. Man wollte seinem Andenken die billige Ehre bezeugen. Die versammelten Hauptleute wurden mit einander einig, es sollte der Leichnam von Talcaguena nach la Conception in einer schwarz behangenen Schaluppe gebracht werden, alle andere Schaluppen von der Flotte sollten ihr nebst dreyßig Matrosen folgen, welche vor der Begleitung voraus gehen und an bestimmten Orten Feuer geben sollten, und es sollten die Schiffe von Zeit zu Zeit den Zug mit ihren Stücken begrüßen. Um indessen doch einigen Wohlstand gegen den Statthalter zu beobachten, schickete man zween Hauptleute an ihn, die ihn um Erlaubniß bathen, den Befehl des Rathes auszuführen. Er würdigte sie kaum anzuhören, und verboth ihnen, keinen bewaffneten Mann ans Land steigen zu lassen, mit der Bedrohung, er würde auf diejenigen schießen lassen, die sich solches unterstehen würden. Die Franzosen betrübeten sich wenig über die abschlägige Antwort, welche alle ihre Empfindlichkeit zu rechtfertigen schien. Sie führeten dem ungeachtet ihren Vorsatz aus: sie hatten aber dabey die Vorsicht, daß sie die Schaluppen sorgfältig bewaffneten. Als sie sich dem Ufer näherten, so meldete man dem Statthalter, die Stadt würde, ungeachtet seines Verbothes mit bewaffneten Soldaten angefüllet werden, und es wäre Zeit, sich dem Aussteigen zu widersetzen. Er erblaßte und zitterte vor Zorn oder Furcht, und seine ersten Bewegungen schienen heftig; die andern aber waren gemäßigter. Die Franzosen waren schon auf dem Sande, als er hinschickte und ihnen sagen ließ, er erlaubete ihnen auszusteigen. Das übrige geschah mit vieler Ordnung und Ruhe, und dieses lehrete die spanischen Befehlshaber, mit ihren Bundesgenossen höflicher umzugehen *k*).

Absterben und Leichenbegängniß eines französischen Hauptmannes.

Empörung der Indianer bey la Barbinais Aufenthalte zu la Conception.

In denen fünf Monaten, die la Barbinais in dem Hafen von la Conception zubrachte, wurde er augenscheinlich überzeuget, daß die Regierung des Don Fermin Ustaris den Franzosen nicht allein unerträglich vorkam. Die Indianer von der Ebene, welche unbarmherziger Weise gedrückt wurden, empöreten sich um diese Zeit, und setzeten die Spanier in Furcht, in ihren Mauern entweder erwürget, oder verbrannt zu werden. Man hat schon einige Beyspiele von dergleichen Empörungen angeführet: sie werden aber für die Historie schätzbar, wenn sie sich auf einen glaubwürdigen Augenzeugen gründen. La Barbinais ist hier sehr umständlich. Diese unglückseligen Indianer, saget er, welche einer langen und beschwerlichen Dienstbarkeit überdrüßig waren, entschlossen sich endlich, sich davon zu befreyen. Ihre Caciquen, oder ihre Häupter, welche ungern von einer fremden Nation an dem Orte Gesetze annahmen, wo ihre Vorfahren dergleichen gegeben hatten, versammelten sich,

k) A. d. 38 S.

und

und ließen einen Pfeil herum gehen, dessen sie sich ehemals bedienet hatten, ihre Bundesgenossen zum Kriege zu erregen. Sie schicketen auch an die Indianer, die man Indos bravos nennet, einen Strick, welcher durch die Knoten von verschiedener Farbe ihnen ihr Vorhaben, den Tag und den Ort ihrer Versammlung anzeigete. Diese Verschwörung war so geheim, daß sie nicht in ihrer Geburt konnte erstickt werden. Ein indianischer Einsiedler, der sich nicht weit von la Conception aufhielt, hatte unter mancherley Vorwande viel Eisen gesammelt, ihre Lanzen damit zu bewaffnen. Sein Verfahren wurde entdeckt, er aus seiner Einsamkeit geholet, und in ein Gefängniß geworfen, wo ihm die Marter sein Geheimniß abpreßte. Es war aber zu spät, die Folgen desselben aufzuhalten. Der Statthalter fand nur in dieser erzwungenen Aussage eine neue Ursache, die noch treugebliebenen Indianer zu verfolgen. Er befahl den Spaniern, ihre Indianer, sie möchten unschuldig oder strafbar seyn, zu fesseln, und ihnen aufs härteste zu begegnen. Die meisten von diesen Unglückseligen wurden der Gerechtigkeit überliefert, ohne diejenigen auszunehmen, deren Ergebenheit ihre Herren durch ihre langen Dienste erkannt hatten; und da alle Gefängnisse bald mit ihnen angefüllet waren, so ließ man die Unschuldigen bestrafen, um die Strafbaren zu schrecken. Allein, diese Aufführung erregete die Anführer nur noch mehr. Sie würden ihre erste Wuth an la Conception ausgelassen haben, wovon sie nur zehn Meilen entfernet waren, wenn sie sich nicht vor den französischen Schiffen gefürchtet hätten. Viele Hauptleute thaten damals etwas, dessen sie bald gereuete. Sie bothen dem Statthalter ihren Beystand an, und setzeten hinzu, sie hielten sich wegen des guten Verständnisses verbunden, der Krone Spanien dieses Land zu erhalten. Dieser stolze Spanier aber verwarf ihre Anerbiethungen, und antwortete ihnen mit seinem gewöhnlichen Stolze, seine Nation sey selbst mächtig und tapfer genug, sich im Besitze ihrer eroberten Länder zu er halten *l*). | La Barbinais le Gentil 1715.

Er mochte sich aber äußerlich so beherzt stellen, als er wollte: so ließ er doch, als die Unordnung alle Tage größer wurde, seine besten Sachen in aller Stille auf die Seite bringen. Indem nun seine schlechte Aufführung ihn bey den Spaniern selbst verhaßt gemacht hatte, und aus dieser Anstalt zu schließen war, er müsse von irgend einer drohenden Gefahr benachrichtiget seyn: so murrete nicht nur jedermann ganz ungescheuet, sondern es kam auch das Volk zusammen, und berathschlagete: was man zu Vertheidigung der Stadt thun sollte? Es lief aber diese Versammlung eben also ab, wie die Zusammenkünfte eines schwierigen Pöbels gemeiniglich abzulaufen pflegen. Man schrieh, man lärmete, einer wollte dieses, der andere jenes, und endlich gieng man ohne gefasseten Entschluß aus einander. Die Klügsten sahen die Größe der Gefahr wohl ein; sie bathen also die Franzosen um Beystand, und um Erlaubniß, daß sie im Falle der Noth ihre Zuflucht auf ihre im Hafen liegenden Schiffe nehmen dürften. Da nun dieser Lärm dem Befehlshaber unmöglich lange unwissend bleiben konnte, so wollte er, um die Welt auf bessere Gedanken von ihm zu bringen, ein Merkmaal seiner Macht äußern. Er verdammete demnach einige unschuldige Indianer, welche eine ganz ungegründete Furcht ihrer Herren in Fesseln geschlagen hatte, zum Tode. Der Stadtrath wollte zwar in dieses ungerechte Urtheil nicht einwilligen, doch das half nichts. Die armseligen Leute wurden aus ihrem Kerkerloche hervor gezogen, und unter trostreichem Zuspruche von einigen Mönchen auf Flechten

zur

l) A. d. 43 S.

La Barbinais le Gentil 1715.

zur Richtstätte getragen. La Barbinais schildert ihr Unglück sehr lebhaft ab. „Sie „waren, saget er, nach dem eigenen Geständnisse der Richter, höchst unschuldig. Zu dem „Entsetzen vor einem unverdienten Tode, kam noch dieser betrübte Umstand, daß ih„nen ihr Leben in ihrem eigenen Vaterlande, und zwar von eigenmächtigen Besitzern „desselbigen, die sie bereits um die Freyheit, Haab und Gut gebracht hatten, abgespro„chen wurde. Den einzigen Trost hatten sie dabey, daß sie nicht als Heiden starben. „Ein darunter befindlicher junger Mensch verlangete, als er schon am Pfahle stund, ein „Crucifix, rief den Himmel zum Zeugen seiner Unschuld an, und erweckete durch eine sehr „bewegliche Rede bey dem Scharfrichter selbst Mitleiden. Die Leiber dieser unglücklichen „Schlachtopfer wurden geviertheilt, und die Viertheil neben den Heerstraßen aufge„hängt *m*). Allein, dieser Anblick machte die Aufrührer nur desto erbitterter, sie räche„ten sich in kurzer Zeit dafür, und hieben eine große Anzahl Spanier ohne Gnade und „Barmherzigkeit nieder *n*).„ Also war es mit dieser innerlichen Unruhe beschaffen, als la Barbinais von Conception abreisete.

Er kam in unterschiedenen peruvianischen Häfen, vor Anker, theilet uns auch den Abriß und die Beschreibung derselbigen mit. Allein, wir versparen alles, was nicht seine eigene Person betrifft, in andere Artikel, und begleiten ihn nur deswegen nach Arica, wo er zwar eines entstandenen Erdbebens wegen nicht lange blieb, weil er bemerket, es sey die dasige Luft den Franzosen allezeit schädlich gefallen, und nenne man besagten Ort um dieser Ursache willen das Franzosengrab *o*). Unterdessen glaubet er doch, die Schuld liege nicht sowohl an den Krankheiten, welche in dieser Stadt regieren, als an dem übermäßigen Gebrauche des starken hitzigen Weines. Von Arica begab er sich in den vierzig Meilen davon entferneten kleinen Hafen Ylo, und besichtigte vor allen Dingen ein gewisses benachbartes Thal, wo man den Franzosen einige Packhäuser aufzurichten erlaubet hatte, die aber von dem letztern Erdbeben sehr übel zugerichtet waren. Hier erfuhr er, es lägen vierzig französische Meilen weit von Ylo, gegen das Gebirge zu, zwo Städte, Namens Mochegoa, und Villa Hermosa d'Arequipa, unter welchen die letztere bey dem Regierungsanfange Philipps des fünften sich sehr hervor gethan habe. Die Weibespersonen verkaufeten, wie man ihm sagte, ihren Schmuck, und die Mannspersonen übersendeten nur besagtem Fürsten große Geldsummen als eine Beysteuer zu seinem damaligen Kriege gegen den Erzherzog. Sonst sind erwähnte Städte ihres Weines wegen sehr berufen, indem er für den besten und angenehmsten im ganzen Königreiche gehalten wird

Reise des Barbinais ins Land hinein.

Als Barbinais einige Tage zu Ylo gewesen war, und sein Schiff noch nicht unter Segel gehen konnte: so machte er sich diese Zeit zu Nutze, und unternahm, in Hoffnung einige Waaren mit Vortheil an den Mann zu bringen, eine kleine Reise ins Land hinein. Man rieth ihm, er solle gerades Weges bis nach Pisco gehen, welches ein kleines nur funfzig französische Meilen von Lima gelegenes Städtchen ist. Es würde sein Tagebuch allzusehr darunter leiden, wofern wir seine daselbst gemachten Beobachtungen weglassen wollten, absonderlich da man sie ihrer Beschaffenheit wegen, in dem Artikel von Peru nicht wohl ausführlich genug beybringen kann. Pisco, saget er, wurde im Jahre 1660 durch ein Erdbeben verschlungen. Die Stadt lag am Strande. Auf einmal lief das Meer beynahe zwo Meilen weit von seinen gewöhnlichen Schranken zurück. Die Einwohner erschracken über diese

m) A. d. 46 und vorhergeh. S. *n*) A. d. 47 und vorhergeh. S.

diese Begebenheit, davon sie keine Ursache sahen, und flohen auf das Gebirge. Doch waren einige so verwegen, kehreten wieder um, und wollten das neue Ufer besichtigen. Allein, nach drey Stunden kam das Meer mit größtem Ungestüme auf seinen vorigen Platz zurück, und bedeckete sie alle, ohne daß ihnen die Geschwindigkeit ihrer Pferde etwas geholfen hätte. Pisco wurde völlig überschwemmet; ja, das Wasser breitete sich noch viel weiter im platten Lande aus. Wo vor Zeiten die Stadt lag, da liegen heutiges Tages die Schiffe vor Anker. Die neue Stadt wurde eine Viertelmeile weit von der vorigen aufgebauet, und dienet ihrer anmuthigen Lage wegen, dem ganzen benachbarten Adel zum Aufenthalte. So lange die Franzosen den Hafen zu Lima nicht besuchen durften, wurde zu Pisco ein ziemlich starker Handel getrieben. Sie verkaufeten an diesem Orte ihre Waaren mit besserm Vortheile ja auch mit größerer Sicherheit, als zu Callao; denn da mußten sie die Ladung am Zolle angeben, und dem Unterkönige und seinen Beamten, die Gebühren mit dreyzehn vom Hunderte entrichten. Nebst dem hatten sie von dem Unterkönige nicht wenig zu besorgen; weil er von seinem Hofe ausdrücklichen Befehl hatte, sie in Peru nicht zu dulden, folglich unter dem mindesten Vorwande ihre Waaren wegnehmen, ihre Schiffe anhalten, die Schiffer kreuzweise geschlossen nach Spanien schicken, und dergestalt von seinem Ungehorsame sich weiß brennen konnte *p*).

La Barbinais le Gentil 1715.

La Barbinais reisete den 4ten des Herbstmonates von Pisco ab, und erreichte bald darauf die Landschaft **Chincha**. Die Hauptstadt von selbiger führet eben diesen Namen, ist aber voritzt nur ein kleiner von Indianern bewohneter Flecken. Ehemals war sie groß, reich, und von mehr als zweytausend Haushaltungen bewohnet. In der ganzen Landschaft zählete man damals über zwo Millionen Einwohner: allein, heutiges Tages findet man kaum mehr als fünfhundert Haushaltungen darinnen; so wüste liegt sie. Aus diesem Beyspiele, saget Barbinais, erhellet genugsam, was für eine große Menge Leute von den Spaniern vertilget worden sey. Nach seinem Berichte gestehen sie auch selbst sehr gern, daß ihr Sieg einer unendlichen Anzahl Personen das Leben gekostet habe.

Zustand der Landschaft Chincha.

Unterwegens sah er die Spuren derjenigen Riesen, davon die peruvianische Geschichte so viel Wesens machet, und vorgiebt, es habe sie wegen einer gewissen Missethat, deren Bestrafung der Himmel sich zum öftern vorbehalten hat, das Feuer vom Himmel verzehret. Die Spanier hielten die Erzählung der Indianer lange Zeit nur für eine Fabel: allein, voritzt zweifeln sie, wie er saget, im geringsten nicht mehr an ihrer Gewißheit, weil sie vermuthlich durch eben die Gründe, als er selbst, dazu bewogen wurden. „Als einstens das ganze Land durch eine Wasserfluth überschwemmet wurde: so flohen die Indianer „auf die höchsten Gebirge, und erwarteten daselbst den Ablauf des Gewässers. Als sie „nun wieder auf das platte Land hinab kamen: so fanden sie Leute von ungeheurer Größe, „die alles todschlugen, was ihnen in die Hände fiel. Wer das Glück hatte, sich mit der „Flucht zu retten, der mußte seine Zuflucht in eben diejenigen Felsenlöcher nehmen, daraus er herkam. Hier nun hielten sich die Flüchtlinge einige Jahre lang im Verborgenen auf. Endlich erschien ein junger Mensch in der Luft, tödtete alle Riesen mit dem „Blitze, und die Indianer nahmen, als ihre grausamen Feinde erlegt waren, ihr ehemaliges Land von neuem in Besitz. Meine Wegweiser, fährt Barbinais fort, zeigeten mir „an den Felsen viele Spuren vom Blitze, imgleichen gewaltig große Knochen, die sie für „Ueber-

o) A. d. 60 S. *p*) A. d. 73 S.

La Barbinais le Gentil 1715.

„Ueberbleibsel der Riesen ausgaben. Die Zeit dieser Wasserfluth ist unbekannt. Vermuthlich war es eine besondere Ueberschwemmung, gleich der thessalischen *q*).

Alte Grabmaale.

In der Landschaft Chincha findet man viele alte Grabmaale. Barbinais sah eines, darinnen man die Leichen zweener Männer und eben so vieler Weiber angetroffen hatte. Es waren selbige noch dergestalt unversehrt, daß man den Unterschied des Geschlechtes an ihnen wahrnehmen konnte. Ueber dieses fand man noch vier irdene Gefäße, vier Schalen, zween Hunde und einige Stücke Silber im Grabe. Vermuthlich war es vor alten Zeiten der Gebrauch, die Todten auf diese Weise zu beerdigen. Der Boden ist in dieser Landschaft nicht so dürre, wie in den benachbarten, weil er durch eine große Anzahl Rauschbäche bewässert wird. Es entstehen diese Bäche vom geschmolzenen Schnee, stürzen sich mit erstaunlichem Ungestüme vom Gebirge hinab, und reißen nicht nur Bäume, sondern ganze Felsstücke mit sich fort. Zwar ist ihr Bette niemals tief, weil sich das Wasser in viele Aerme zertheilet: allein, ihr Lauf wird eben dadurch nur desto schneller.

Weg, den Barbinais nahm.

Den ersten Abend erreichete Barbinais ein schlechtes Dörfchen, Tambo de Guyanacava genannt. Tambo heißt ein Gebäude, darinnen die alten Yncas ihre Schätze verwahreten. Er führete alles, was ihm nöthig fiel, auch so gar das Bette bey sich. Aber, als er speisen wollte, so war alles mit einander von der Hitze verdorben. Weil er nun den ganzen Tag noch nicht gegessen hatte: so nöthigte ihn der Hunger noch diese Nacht weiter, und bis in einen kleinen Flecken, Namens Cagneta zu reisen. Diesen durchlief er von einem Ende bis zum andern. Die dasige Frauentracht kam ihm sehr sonderbar vor. Sie tragen nämlich ein kurzes Mäntelchen, das an der Brust über einander geschlagen, und mit einer silbernen Stecknadel zugestecket wird. Diese Nadel ist zehn Zoll lang, und hat einen runden platten Kopf, von wenigstens sechs oder sieben Zollen im Durchschnitte. Tausend solche Stecknadeln wären in Europa ein schönes Heirathsgut. Es mag einer chinchischen Indianerinn so armselig ergehen, als es will, so veräußert sie doch diesen seltsamen Schmuck nicht.

Schmuck besteht in einer Stecknadel.

Der Rauschbach bey Cagneta war ausgetreten, und hatte das ganze Land unter Wasser gesetzet. Meine Wegweiser, erzählet Barbinais, sagten mir rund heraus, man könnte, ohne Leib und Leben muthwillig in Gefahr zu setzen, unmöglich auf der gewöhnlichen Straße bleiben, sondern man müßte einen Umschweif von einer Tagereise machen, und über eine zwischen zween hohen Bergen angelegte Brücke gehen. Außerdem müßte ich wenigstens acht Tage lang an dem gegenwärtigen Orte stille liegen, und warten, bis das Wasser sich verlaufe. Ich folgete zwar ihrem Rathe, bereuete es aber sehr bald. Wir zogen sieben französische Meilen auf lauter beschwerlichen und schmalen Fußsteigen fort. Ich sah die Wolken unter mir, verspürete aber dennoch eine gewaltige Hitze. Um vier Uhr Nachmittage erreichten wir die Brücke. Himmel! was ist das für eine Brücke! Mir vergieng Hören und Sehen, als ich sie erblickte, ja, die Haare stehen mir noch heutiges Tages zu Berge, wenn ich daran gedenke. Man stelle sich die Gipfel zweener Berge vor, die ein entsetzlicher Abgrund von einander trennet, und in welchen sich zween Rauschbäche mit unerhörtem Toben und Geräusche hinab stürzen. Auf besagten zween Gipfeln nun sind Pfähle eingeschlagen, Bastseile daran gebunden, und solche von einem Pfahle zum andern hin und her gezogen, also, daß sie etwas einem Netze ähnliches vorstellen.

Schreckliche Brücke.

q) A. d. 75 S.

stellen. Auf diesem Netze liegen Bretter, oben darauf etwas Sand, und das ist die Brücke, darüber man von einem Berge auf den andern gehen muß. Ich konnte mich gar nicht entschließen, dieses schwankende Gerüste zu betreten. Die Maulesel mußten so beladen wie sie waren, zuerst hinüber. Sie wollten lange nicht daran, und sträubeten sich so heftig, daß man wohl abnehmen konnte, wie voll Angst sie waren. Ich meines Ortes verrichtete meinen Uebergang eben also wie die Maulesel, das ist, auf allen vieren, und ohne das Auge im mindesten weder auf diese noch jene Seite zu kehren r). La Barbinais le Gentil 1715.

Hierauf kam ich in die Landschaft Pachacamac, und zog unten an einem Berge vorbey, dessen Anblick mir eine neue Angst einjagte. Denn der Weg geht hart an der See vorbey, ist aber so schmahl, daß zween Maulesel einander kaum auszuweichen vermögen. Ueber diesen Weg hängt der Gipfel des Berges, aber mit einem so fürchterlichen Anblicke, als ob er alle Augenblicke hinab stürzen werde. Es bezeugen auch die vielen Risse, die man an dem Berge wahrnimmt, genugsam, daß von einer Zeit zur andern einige Felsstücke sich losgeben, und ins Meer hinab stürzen müssen. Die Gefahr ist also unaufhörlich. Die Spanier nennen diesen Weg El mal passo d'Aseia, nach dem Namen eines elenden Gasthofes, der nur eine Meile davon liegt. Sollte ich alles erzählen, was ich auf dieser Reise ausstehen mußte: so würde man es ohne Mitleiden nicht lesen können. Bey Tage hätte ich vor Hitze verschmachten mögen; des Nachts peinigten mich allerley Gattungen von Ungeziefer. Ich mußte über Berge reisen, da der Sand dergestalt brennete, daß ich die Hitze nicht erleiden konnte, wenn ich abstieg und auf die Erde trat. Ich bekam ganze vierzig Meilen weit keinen einzigen Baum zu Gesichte, als etwa hier und dort neben einem Rauschbache, wo des Wassers wegen etwas Grünes wächst. Es erwecken diese Wüsteneyen in der That ein rechtes Grauen. Man höret da nicht den geringsten Vogel singen. Ich sah den ganzen Weg über nicht mehr, als einen einzigen, in Größe eines Schafes. Er sitzt auf den allerkahlesten Bergen, und nähret sich vom Gewürme, das in diesem ungeheuren Sandmeere wächst. In den Beschreibungen von Peru ist er unter dem Namen des Condur oder Condor berühmt s).

Wunderlicher Weg.

Schreckliche Wüsteneyen.

Barbinais erfuhr, der Name Pachanamac, den die Landschaft trägt, sey eigentlich der Name der Hauptgottheit der Indianer, das ist, der Sonne, die sie für die Quelle alles dessen, was auf Erden ist, ansehen. Die Hauptstadt des Landes sey vor Zeiten sehr groß gewesen, habe mehr als eine Million Seelen in sich begriffen, und den Spaniern lange Zeit zu einem Schauplatze des Krieges und der Grausamkeit gedienet. Den Beweis hiervon gaben ihm seine eigenen Augen, „als er durch die Schutthaufen dieser gro„ßen Stadt zog und nichts als verwüstete Gebäude und auf Haufen geschichtete Kno„chen erblickte. Die Gassen sind schön und breit: allein, die Todtenstille, die in diesem „verfallenen Gemäuer regieret, erwecket ein rechtes Grauen, ja, alles, was man nur an„sieht, ist fürchterlich. Der Durst nach Golde quälet die Spanier dermaßen, daß sie „nicht einmal der Gräber verschoneten, sondern in Meynung große Schätze darinnen zu „finden, alle Grüfte durchsucheten. Auf einem großen Marktplatze, welcher dem Ansehen „zu Folge unter allen übrigen in der Stadt am stärkesten besucht wurde, lagen hin und „wieder Leichen, und zwar ohne die geringsten Merkmaale einer Verwesung, welches oh„ne Zweifel von der Beschaffenheit der dasigen Luft und des Bodens herrühret. Die Ge„sichts=

Unverwesete Leichen.

r) A. d. 89 und vorhergeh. S.

s) A. d. 91 und vorhergeh. S.

La Barbinais le Gentil 1716.

„sichtsbildung war noch vollkommen kenntlich, nur war die Haut weißer und stärker ge„spannet, als sie bey den Indianern gemeiniglich zu seyn pflegt *t*).„

Barbinais reisete bis nach Lima, von welchem Orte er eine kurze Beschreibung beybringt, trat den 25sten Jenner im Jahre 1716 die Rückreise nach Pisco an, und verrichtete sie auf dem vorigen Wege, folglich auch mit der vorigen Gefahr und Beschwerlichkeit. Den 3ten des Hornungs erreichte er den besagten Hafen, und erlebete da einen entsetzlichen Zufall, welcher alles, was er von dem ehemaligen Erdbeben an diesem Orte gehöret hatte, nur allzusehr bestätigte. „Den 10ten des Abends um acht Uhr wurde Neu-Pisco erschüttert. „In einem Augenblicke, saget Barbinais, lagen alle Häuser über dem Haufen. Ich „wollte davon laufen: allein, da sonst die Furcht Flügel machet, so band sie mir im Ge„gentheile diesesmal die Füße. Kaum konnte ich den Marktplatz, dahin jedermann seine „Zuflucht genommen hatte, erreichen. Nach einer Viertelstunde, bebete die Erde aber„mals, borst an verschiedenen Orten, und trieb unter entsetzlichem Gekrache ganze „Wolken von Staub in die Luft. Hierauf flohen die meisten Einwohner nach dem Ge„birge. Diese Nacht wurde in gewaltiger Angst und unter tödtlichen Schrecken zugebracht. „Denn die Erde bebete alle Augenblicke. Es waren unser nicht mehr, als drey bis vier „Franzosen in der Stadt, gleichwohl konnten wir zu keinem Schlusse kommen. Wir „wollten unsere eingestürzten Häuser nicht gern leer stehen lassen, und begriffen doch auch, „daß wir ohne Lebensgefahr nicht darinnen bleiben könnten. Jedermann besorgete, das „Meer werde, gleichwie vor acht und zwanzig Jahren geschah, abermals das Land über„schwemmen. Weil weder die Spanier noch die Indianer das Herz hatten, zu sehen, wie „es am Strande aussähe: so übernahmen wir mit anbrechendem Tage diese Verrich„tung. Allein, bey Anbruche des Tages vergrößerte sich nur die allgemeine Angst. „Als um neun Uhr Vormittage das Beben weit heftiger, als zuvor anfing: so breitete sich „im Augenblicke das Gerücht aus, die See sey vom Strande abgewichen. Nun war „diese Zeitung zwar falsch: allein, das Schrecken und die Erinnerung dessen, was ehe„mals vorgieng, befand sie mehr als zu wahrscheinlich. Jedermann ergriff die Flucht, „und das entsetzliche Zetergeschrey benahm auch denen, die beherzter waren, den noch „übrigen Muth. Ich machte mich gleichfalls zur Flucht fertig, saß auch schon zu Pfer„de, aber auf einmal entschloß ich mich, nicht sowohl aus einem Triebe der Herzhaftigkeit, „als aus Verwirrung, ich wollte nebst zween anderen Franzosen nach dem Strande reiten. „Ich habe wirklich sehr oft wahrgenommen, daß übermäßige Angst eben dergleichen Wir„kung verursache, als Vermessenheit. Wir fanden die See ganz ruhig, und den Strand „eben also beschaffen wie sonst. Aus Begierde nun, die Einwohner aus ihrer Angst zu „reißen, eileten wir in vollem Jagen zurück, was die Pferde laufen konnten, und winkten „schon von ferne mit den Hüten. Allein diejenigen, welche, um einen endlichen Entschluß „zu fassen, nur noch auf unsere Ankunft warteten, legeten unser Verfahren ganz verkehrt aus; sie „dachten, das Winken bedeute, sie möchten sich schleunig in Sicherheit setzen, und liefen in „dieser Meynung mit dem kläglichsten Geschreye zur Stadt hinaus. Wir fanden also kei„nen Menschen mehr darinnen, als betagte Greisen, die wegen Abganges der Kräfte nicht „von der Stelle konnten, und nichts anderes erwarteten, als unter ihren Häusern lebendig „begraben zu werden *u*).„

Erzählung von einem Erdbeben.

Unterdessen

t) A. d. 92 S.

u) A. d. 120 S.

Unterdessen lief es noch glücklicher ab. Gleichwohl geschahen noch einige Stöße, welche Pisco vollends über den Haufen warfen, und den Einwohnern nicht erlaubeten, ihre Wohnungen vor Ablaufe einiger Tage zu beziehen. Als Barbinais wieder zu sich selber kam: so erinnerte er sich an einige Umstände, welche zu erklären er sich nicht getrauet. Erstlich, eine halbe Stunde vorher, ehe die Erde zu beben anfing, ließen alle Thiere eine große Angst an sich merken. Die Pferde wieherten, schnelleten ihre Halftern ab, und liefen zum Stalle hinaus. Die Hunde heuleten. Die Vögel waren wie betäubet, und kamen in die Häuser hinein geflogen. Die Ratten und Mäuse kamen aus ihren Löchern hervor. Zweytens, die vor Anker liegenden Schiffe wurden so heftig hin und her geschleudert, daß man dachte, es würde alles an ihnen aus einander gehen. Die Stücke sprangen von den Lavetten herab und die Mastseile rissen entzwey. Barbinais würde dieses nicht geglaubet haben, wenn es nicht durch einhällige Zeugnisse bekräftiget worden wäre. Zwar begreift er wohl, saget er, daß der Boden der See mit dem Lande ein Ganzes ausmache, und daß folglich der Stoß, welcher das Land erschüttert, seine Wirkung auch an dem Seewasser erzeigen könne. Nur scheint es ihm schwer zu begreifen, warum die Schiffe eine solche unordentliche Bewegung an sich zeigeten, also, daß alle ihre Theile, jedwedes für sich ins besondere Antheil daran nahmen, nicht anders als ob sie mit zum Lande gehöret hätten, nicht aber in einer flüßigen Materie geschwommen wären. Denn sie hatten keine andere Bewegung, als zum höchsten eine solche, dergleichen sie bey irgend einem Sturme bekommen sollen. Nebst dem war so lange, als das Erdbeben zu Pisco währete, die See ganz eben, und ihre Wellen erhuben sich im geringsten nicht. Die Erschütterung mußte folglich bloß in dem Inwendigen der Erde seyn, weil sich der Wind in dieses Erdbeben gar nicht mischte. Endlich, so versicherten die Einwohner, daß bey dergleichen Zufällen alle Häuser zu Boden stürzeten, wenn die unterirrdische Höhle, darinnen das Feuer verschlossen ist, von Mitternacht gegen Mittag streiche, und die Stadt eben dieselbige Lage habe; dahingegen, wenn das unterirrdische Feuer eine Stadt nach der Breite ergreife, das Erdbeben keinen so großen Schaden verursache. Barbinais pflichtete dieser Meynung ohne Bedenken bey, als er Nachricht bekam, das Erdbeben sey fünf französische Meilen weit von Pisco gegen Westen fast gar nicht mehr zu spüren gewesen; hingegen habe es in einem über hundert Meilen langen Striche vom Mittage gegen Mitternacht zu rechnen, alle Städte und Dörfer von Grunde aus umgekehret *x*). La Barbinais le Gentil 1716.

Der II Abschnitt.

Abreise des Verfassers nach China. Verlegenheit der französischen Steuerleute. Nachteule auf offenbarer See gefangen. Angenehmer Vogelfang. Sechs Wasserhosen auf einmal. Gegenwärtiger Zustand der Insel Guaham. Die Franzosen wissen nicht, wo sie einlaufen sollen. Das Schiff erreichet Emuy. Man rieth ihm, die Chinesen zu prügeln. Chinesisch Gastmahl auf französisch. Begebenheit von vier Missionarien. Gedanken von dem Ansehen der Jesuiten in China. Wie dem Pater Laurentii begegnet wird. Was den Franzosen zu Emuy wiederfuhr. Lage der Landschaft Fokien. Stadt oder Schloß Emuy. Opfer für den Confucius. Ahnenopfer. Beschreibung der Pagode zu Emuy. Bilderschriften. Unkeuschheit der Bonzen. Barbinais Zeugniß von ihnen. Einfalt eines Bonzen. Nachrichten von dem Kaiser Kamchi.

Den 4ten des Märzmonates reisete er von der peruvianischen Küste ab, wiewohl mit einigen Bedauern, daß er die höchstangenehme Gegend, darinnen die Stadt Guaura, eine Meile Abreise des Verfassers nach China.

x) A. d. 121 und 122 S.

La Barbinais le Gentil 1716. Meile weit von dem kleinen Seehafen Guacho liegt y), verlassen mußte. Denn hier trat er auf das Schiff, in welchem er seine Reise nach China verrichten sollte. „Mitten „durch Guaura läuft ein Fluß. Die Häuser sind bequem und wohl gebauet, das Frauen„zimmer schön, und gesellig, und die Mannspersonen von dem gewöhnlichen Gebrechen ih„rer Nation, nämlich vom Stolze und von der Eifersucht, völlig frey.„ Ja, es verdienet, nach seinem Urtheile, dieser Bezirk wegen der angenehmen Witterung, Fruchtbarkeit des Bodens, und Gemüthsbeschaffenheit der Einwohner, den Namen des peruvianischen Paradieses z).

Verlegenheit der französischen Steuerleute. Doch sein Schicksal und seine Bedienung nöthigten ihn, eine Reise anzutreten, daran er nicht ohne Entsetzen gedachte, weil er auf selbiger innerhalb drey Monaten das Land mit keinem Auge sehen sollte. Den Steuerleuten war die Fahrt, die sie vornehmen wollten, ganz unbekannt; sie waren also wegen der Weise, wie selbige anzustellen sey, gar nicht einig. Einige behaupteten, man müsse, um die vielen Windstillen zu vermeiden, voritzt nordlich steuern, und ohne Zeitverlust über die Linie gehen. Andere hingegen gaben vor, weil der allerkürzeste Weg westnordwestlich gehe: so müsse man ihn auch vor allen übrigen ergreifen. Nun hatte zwar jedwede Meynung ihren Grund, gleichwohl lehrete es nachgehends die Erfahrung, wiewohl leider! zu späte, man hätte die erste wählen sollen, weil man über den Windstillen viele Zeit verlor, als man unglücklicher Weise die erste ergriff. Die lange Weile, als das einzige Uebel, das die Franzosen auf dieser Reise empfanden, war desto unaufhörlicher, weil sie mit der Sonne reiseten, sie beständig im Zenithe hatten, folglich keine Breite nehmen konnten. Doch hatten sie ihr Bedenken über die Ströme, welche in diesem Meere sehr reißend sind; jedweder that einen Ausspruch, was für einen Lauf sie hielten, und glaubete, er habe die Sache am besten getroffen. Barbinais machet hiebey die Anmerkung: es kämen diese Ströme den Steuerleuten vortrefflich zu statten, weil sie ihnen alle in ihrer Rechnung begangene Irrungen Schuld geben könnten.

Nachteule auf offenbarer See gefangen. Den 5ten des Aprilmonates, als man noch immer Westnordwest lief, erblickte man allerley gewöhnliche Gattungen Seevögel. Doch ein weit seltsamer Zufall war, daß eine Nachteule angeflogen kam, und sich auf den großen Mast setzete. Man fing sie und setzete sie in einen Käfig: sie wollte aber ganzer vierzehn Tage lang nicht das geringste fressen. Hierauf gab man ihr die Freyheit wieder, die sie aber sonst zu nichts anwendete, als daß sie so lange um das Schiff herum flog, bis ihr entweder aus Müdigkeit oder vor Hunger die Kräfte entgiengen, und sie ins Wasser hinab stürzete. Barbinais gedenket dieses Zufalles nur deswegen, damit er die Frage aufwerfen kann, woher diese Nachteule bey der damaligen großen Entfernung vom Lande gekommen seyn möge? Denn er hält es gar nicht mit denjenigen, welche sich einbilden, es wüchsen aus dem Unrathe im Schiffe Ratten und allerley andere Thiere. Woher kam denn also ein Thier, das sich nie so weit vom Lande entfernet? Die gemeine Meynung ist, es lägen die Inseln, die man auf den Karten verzeichnet

y) Unter eilf Grad vierzig Minuten Süderbreite.

z) A. d. 126 und 128 S.

a) A. d. 132 S.

b) A. d. 135 und vorhergeh. S. Nach dieser gegebenen Erzählung suchet Barbinais diese Erscheinung, welche er nirgend sattsam erläutert antrifft, zu erklären; es können auch seine Gedanken den Seefahrern nicht undienlich seyn. Erstlich bemerket er, es sey ganz irrig, wenn die Naturkündiger gemeiniglich glauben, eine Wasserhose sey eine unfehlbare Vorbedeutung eines Sturmes. Man erwäge nur, saget er, die Gegend, da sie sich sehen ließen; es war im stillen Meere, das von beyden Wende-

net findet, viel weiter gegen Osten, als es den Landbeschreibern sie zu setzen beliebete. Wenigstens ist aus den Tagebüchern der Seefahrer, welche diesen Strich nehmen, nichts anderes zu schließen, weil sie keiner je angetroffen hat. Ein einiger Schiffer von Havre de Grace, du Boccage genannt, sah auf seinem Wege von Peru nach China unter zweyhundert und achtzig Grad Länge, und vier Grad Norderbreite einen großen sehr hohen, und mit vielen Sandbänken umringeten Felsen, welchem er die Benennung der Passionsinsel beylegete *a*). Dieser Felsen ist das einzige Stück Land, das man auf diesem Wege jenseits der Linie bisher noch wahrgenommen hat. Barbinais muß demnach die Frage, die er sich selbst vorlegete, unbeantwortet lassen. La Barbinais le Gentil 1716.

Unter den vielen Vögelgattungen, die um das Schiff herum schwebeten, war auch ein Vogel, der an Größe eine Gans übertraf. Die Länge von einem Flügelende zum anderen betrug sieben Schuhe; nebst dem hatte er einen krummen Schnabel, mit zwo Reihen kleiner aber sehr spitziger Zähne besetzt. Der Fang dieser Vögel war ein angenehmer Zeitvertreib für das Schiffvolk. Man warf einen Angel in die See, darüber ein Stückchen Leinwand in Gestalt eines Fisches gezogen war. Auf diesen Köder schoß der Vogel hinab, und blieb entweder mit dem Rachen, oder mit den Zähnen fest hängen, konnte sich auch, aller Bemühung ungeachtet, nicht wieder losmachen. In diesem Vogelfange bestund ganzer drey Monate lang der hauptsächlichste Zeitvertreib der Franzosen. Nachdem sie vom 4ten des März, bis den 29sten des Aprilmonates bereits tausend dreyhundert und acht und dreyßig französische Meilen zurück geleget hatten: so sahen sie an einem Tage sechs Wasserhosen auf einmal. Sie entstunden etwa eine Vierthelmeile weit vom Schiffe auf einmal, und machten dabey ein dumpfigtes Geräusch ungefähr wie Wasser, das man unter der Erde rauschen höret. Dieses Geräusch wurde immer stärker, und glich in kurzer Zeit dem Pfeifen des Tauwerkes an einem Schiffe, wenn ein ungestümer Wind daran bläst. Anfänglich wallete das Wasser auf, und erhub sich etwa anderthalb Schuhe hoch über die Fläche der See. Ueber dem aufwallenden Wasser erschien ein Nebel, oder vielmehr ein dicker Dampf von blaßer Farbe, und aus diesem Dampfe bildete sich eine Röhre, die bis an die Wolke stieg. Trieb der Wind die Wolke, daran eine solche Röhre oder Säule hing, von ihrer Stelle weg: so bog sich die Röhre, gieng aber deswegen doch nicht los, sondern dehnete sich nur in die Länge und folgete der Wolke. Gleichfalls wurde sie bald dünner bald dicker, nachdem die Wolke entweder höher empor stieg, oder sich tiefer herab senkete. Die Matrosen erschracken sehr über diesem Anblicke. Man zog die Segel ein, und lud die Stücke, weil man der gemeinen Meynung zu Folge dafür hielt, ein starker Knall, oder die Bewegung der Luft bringe die Wasserhosen zum Platzen, oder zertheile sie. Allein, ehe man dergleichen Hülfsmittel gebrauchen konnte, das ist, ungefähr innerhalb zehn Minuten, wurden die Röhren sehr dünne, gaben sich von der Seefläche los, und verschwanden gänzlich *b*).

Angenehmer Vogelfang.

Sechs Wasserhosen auf einmal.

Den

Wendekreisen eingeschlossen wird, und da die Winde beynahe unaufhörlich auf einerley Striche blasen. Der Wind war sowohl zuvor, als hernach sanft, und unverändert. Nebst dem versicherten die Steuerleute, sie hätten in mehrerley Gewässern dergleichen Wasserhosen gesehen, es sey aber nie ein Sturm darauf gefolget, wohl aber gemeiniglich ein starker Regen, ohne Donner. Gleichwohl versteht er unter dem Worte Sturm nur einen allgemeinen, welcher in dem ganzen Umfange des Gesichtkreises wütet, übrigens hält er selbst für gewiß, es sey in besagter Röhre ein Wirbelwind, der an dem Orte, wo die Röhre entsteht, einen Sturm gar wohl erregen könnte, vorhanden, und vermuthlich

La Barbinais le Gentil 1716.

Den 30sten des Maymonates, am heil. Pfingsttage, bekam man die Insel Guaham zu Gesichte c); und damit die Freude vollkommen seyn möchte: so war das erste, was man erblickete, drey Schiffe von den französischen Indienfahrern, die man in Peru zurück gelassen hatte. Sie waren eben an demselbigen Tage daselbst angelanget, hatten aber unterwegens schreckliche Gefahr ausgestanden. In dem Raume des Martial, welchen Villepulet, ein sehr erfahrner Seemann, führete, war Feuer ausgekommen. In den Maillebois hatte der Donner geschlagen, den großen Mast zertrümmert, und den Hauptmann auf der Stelle getödtet. Das dritte Schiff, la Bienseance genannt, hatte großen Mangel an Wasser gelitten, und viel vom Scharbocke ausgestanden, wie denn beynahe kein einziger Mann auf dem ganzen Schiffe gesund war.

Gegenwärtiger Zustand der Insel Guaham.

Barbinais stieg mit dem Hauptmanne ans Land, um dem dasigen Befehlshaber, den er mit dem Titel eines Unterköniges beehret, im Namen der französischen Nation aufzuwarten. Seine Erzählung dienet statt einer Abschilderung des gegenwärtigen Zustandes der Spanier auf dieser Insel. „Man ließ uns, saget er, durch ein Pförtchen eintreten, „weil kein Thorweg am Pallaste war. Wir kamen in einen gewölbten Gang, und sahen „da einige Flinten, sieben bis acht Schilde, einige Lanzen, vier Fahnen und eine Trom„mel. Auf der Treppe stunden vierzig Soldaten in zwo Reihen, und gebärdeten sich nach „der gewöhnlichen Ernsthaftigkeit ihrer Nation. Der Officier trat in großer Herrlichkeit „voraus, und führete uns in des Unterköniges Gemach. Wir schlossen aus dem vergnüg„ten und freundlichen Gesichte, das dieser Herr bey unserer Ankunft an sich nahm, er „müsse recht froh seyn, daß er einmal wieder Wein und Brodt zu sehen bekäme, indem „es ihm, seinem eigenen Geständnisse nach, schon seit langer Zeit daran fehlete. Wer von einem „Pallaste sprechen höret, der sollte glauben, es wäre ein prächtiges Gebäude. Allein, es dienet

muthlich erregte dieser Wirbelwind das Aufwallen des Wassers. Doch ist dieser Sturm nicht allgemein, sondern nur an einen gewissen Ort eingeschränket. Eine Wolkenröhre, die auf der See entsteht, ist, so viel ihre wirkende Ursache, oder ihren Ursprung betrifft, einer, die auf dem Lande entsteht, ganz ähnlich, nur ist, was ihre Wirkung betrifft, ein Unterschied zwischen ihnen. Denn der in einer, wie in der andern verschlossene Wirbelwind, stiftet auf dem Lande weit größeres Unheil, und läßt zum öftern entsetzliche Merkmaale seiner Gegenwart hinter sich; dahingegen er auf der See gar keine Spur von sich hinterläßt, es komme ihm denn ein Schiff in den Weg, welches aber selten geschieht. Um dieses zu erklären, nimmt der Verfasser an, es könne eine Wolke dadurch, daß sie auf eine andere herab fällt, eine wahrhaftige Windkugel bilden; diese Windkugel bekomme in der untern Wolke eine Oeffnung, und daraus breche ein Wirbelwind, der im Stande sey, ein Aufwallen des Wassers zu erregen, los. Dieser Wind nun, welcher senkrecht herab stürmet, bringt zweyerley Wirkungen hervor. 1. Verursachet er durch seinen gewaltsamen Druck auf die Wasserfläche, darauf er trifft, eine Vertiefung in selbiger. 2. Vermittelst dieser Vertiefung, oder Grube, treibt er das Wasser aus seinem Senkrechte, und nöthiget es, empor zu steigen, da es denn vermöge seiner Schwere den Platz, daraus es verdrängt wurde, wieder einzunehmen suchet. Indem ihm aber bey dieser Bewegung die Streifen der aus der Wolke herabfahrenden Dünste in den Weg kommen, so dringt es an besagten Streifen nach der Länge fort, oder es stößt vielmehr daran, und erhebt sich, vermöge einer Art von ausdehnender Kraft, einen Schuh hoch über die See. Das dickeste von diesen aus der Wolke herabkommenden Dünsten, bildet etwas einer Röhre ähnliches, das mitten aus eben diesem Dunste sich zu erheben scheint, und bis an die Wolke steigt. Er ist, so wie ihn die Sonnenstralen stärker, oder schwächer bescheinen, bald dunkeler, bald heller, und der Verfasser vergleicht ihn mit dem Rauche, der von einem mit Wasser ausgegossenen Brande aufsteigt. Einige sind der Meynung, saget er, die Wolke ziehe vermittelst der Röhre das Seewasser eben also in sich, wie man etwa

„dienet zu wissen, daß man hier zu Lande dasjenige, was in Europa etwa eine Scheune „mit einem Strohdache vorstellen würde, mit dem Namen eines Pallastes beleget. Der „guahamische nun ist mit Strohe und Palmlaube gedecket, und besteht aus drey Gemä„chern. Die beyden erstern sind für den Unterkönig, das dritte für einen Haufen junge „Mägdchen, die er erziehen ließ, und daran ein gutes Werk that. Niemand konnte es „übel auslegen, weil ihn sein hohes Alter von allem Verdachte frey sprach. Wir besuch„ten nachgehends zween Jesuiten und Heidenbekehrer, die uns sehr heilige Leute zu seyn „schienen. Der Hochmuth treibt sie gewiß nicht in diese Insel, wo sie ein sehr strenges „Leben führen„ *d*).

La Barbinais le Gentil 1716.

Zu verwundern ist es, daß la Barbinais eine Besatzung von dreyhundert Mann in die Insel Guaham leget, ungeachtet vernünftige Reisende ihre Anzahl nicht über sechzig schätzen: allein, er meldet noch dabey, es hätten diese Kriegesleute die Erlaubniß, Weiber auf der Insel zu nehmen, weil man das Land durch dergleichen Heirathen, wo möglich, zu bevölkern trachte. Denn die Anzahl der Indianer nimmt von Tage zu Tage ab, und von den funfzehn tausend, die sich nach der Eroberung noch auf der Insel befanden, ist voritzt der zehnte Theil nicht mehr vorhanden *e*). Gleichwohl bewilligte der Befehlshaber bey der Franzosen Abreise einigen Soldaten ihren Abschied. Eigentlich waren sie des Aufenthaltes in dieser Einöde alle miteinander überdrüßig, und ein jeder wollte mit absegeln. Das Schiff, darauf la Barbinais fuhr, nahm zu Ersetzung seiner abgegangenen Mannschaft ihrer eilfe an Bord, bezahlete aber dem Befehlshaber vorher etwas Geld, das er den Leuten, wie er sagete, vorgeschossen hatte, wiewohl es eigentlich die Bezahlung ihres Abschiedes vorstellete *f*).

Sie bemühen sich, solche zu bevölkern.

Weil

etwa mit einem Strohhalme Wein aus einer Flasche sauget, das ist, die äußere Luft drücke mit Gewalt auf das rings um das Röhrenende befindliche Wasser, und nöthige es dergestalt, innerhalb besagter Röhre, bis in die Wolke aufzusteigen, in welcher dann, wie sie voraus setzen, die Luft sehr dünne seyn muß. Allein, wofern dieses seine Richtigkeit hätte: so wäre es etwas vergebliches, in der Absicht eine Wasserhose zu trennen, mit Stücken darein zu schießen, indem alle Bewegung der Luft, sie möchte so groß seyn, als sie wollte, keine Wirkung an ihr thun würde, eben so wenig als man dadurch, daß man die Luft in Bewegung setzet, den Strahl eines Springwassers trennen kann. Es ist demnach wahrscheinlicher, wenn man annimmt, es bestehe die Wasserhose nur aus einem bloßen Dampfe, der mit Gewalt aus der Wolke heraus breche, und das Bild eines bis an die Oberfläche der See herabreichenden Körpers vorstelle. Hieraus nun folget der Schluß, eine Wasserhose könne nimmermehr so viel Wasser in ein Schiff fallen lassen, daß es wegen des bleyrechten Herabsturzes desselbigen auf den Ueberlauf in den Abgrund versinken müsse, sondern alles, was sie thun könne, bestehe darinnen, daß sie etwa einige Maststangen oder Segel mit wegnehme; denn wofern die Hose dergleichen dichte Körper auf ihrem Wege antrifft, so fährt ein Wirbelwind aus ihr heraus, der seine Wirkung im Augenblicke thut, aber nicht lange dauert. Es thun also die Seeleute sehr wohl daran, daß sie die Luft durch Schießen in Bewegung setzen, absonderlich wenn ihnen die Wasserhose ziemlich nahe auf den Leib kömmt; denn sodann erzeiget das Krachen der Stücke an der Wolke, daran die Hose hängt, eben dergleichen Wirkung, als der Glockenklang an einer donnerschwangern Wolke erzeiget.

c) Der Verfasser bemerket, es wäre die Abweichung der Magnetnadel eine sichere Regel, die marianischen Eylande ausfündig zu machen. Sie beträgt daselbst sechs Grad dreyßig Minuten gegen Nordost. A. d. 144 S.

d) A. d. 146 S.
e) A. d. 150 S.
f) A. d. 155 S.

La Barbinais le Gentil 1716.

Weil man der chinesischen Küste sich näherte: so kam es darauf an, in welchen Hafen man einlaufen wollte. Man konnte nicht mehr als zween erwählen, es war aber bey einem eben so viel Bedenklichkeit, als bey dem andern. „Nach Canton zu gehen, fiel „deswegen beschwerlich, weil man allem Vermuthen zu Folge, eine große Anzahl Europäer daselbst antreffen mußte; nach **Emuy** in der Landschaft **Fokien** zu gehen, war „deswegen gefährlich, weil wenige europäische Schiffe dahin kommen, und weil besagter „Hafen zum allerhöchsten bloß für diejenigen bequem ist, die nach dem Südmeere zurück wollen. „Gleichwohl wählete ihn der Hauptmann, weil es sein Verhaltungsbefehl also mit sich „brachte. Man stellete ihm zwar vor, die Rheeder hätten nicht die beste Nachricht von „der Beschaffenheit dieses Hafens gehabt, sondern den Befehl, in Meynung, als ob Emuy „zur Handlung bequemer, als Canton sey, also ausgestellet; sie würden also, wenn sie „die Ursache erführen, warum er ihrem Befehle nicht gefolget wäre, ihm vielmehr Dank „dafür wissen„. Allein, es half nichts *g*).

Die Franzosen wissẽ nicht wo sie einlaufen sollen.

Den 7ten gieng man unter Segel, und legete bis auf den 22sten des Brachmonates vierhundert und vier und achtzig Meilen gegen Westnordwest zurück. Sodann erblickete man das Vorgebirge **Engaño** auf den philippinischen Inseln, und zehn Meilen von solchem nahmen die übrigen Schiffe einen andern Weg. Die Abweichung der Magnetnadel hatte seit der Abfahrt von Guaham beständig abgenommen, und betrug nur noch einen Grad dreyßig Minuten gegen Nordost. La Barbinais erstaunete über die große Menge kleiner Inseln, die man die folgenden zween Tage sah, und davor man sich, als vor eben so viel gefährlichen Klippen, sorgfältig hüten muß. Den 25sten erblickte man **Formosa**. Man hatte den Steuermann gewarnet, er sollte ihr nicht zu nahe kommen, weil man seit kurzem auf der Nordostseite des **Pics** einige Klippen entdecket hatte, welche eben deswegen, weil man sie noch nicht recht kennet, und weil die Ströme merklich gegen Nordost treiben, sehr gefährlich sind. Den 26sten auf drey und zwanzig Grad sechzehn Minuten Norderbreite, und hundert und sieben und dreyßig Grad fünf und neunzig Minuten Länge, schwamm die ganze See voll Schlangen. Sie werden von den chinesischen Flüssen dahin geführet, und sind ein untrügliches Anzeigen, man sey nicht mehr weit vom Lande. Endlich erblickete man den 29sten das chinesische Gebirge, und ersuchete einige chinesische Fischer, die in großer Anzahl herbey kamen, sie möchten das Schiff nach der Bay zu Emuy führen. Hierzu waren sie zwar ganz willig, wiederholeten aber wohl tausendmal in ihrer Sprache, **Hiamuen Boos**, das ist, Emuy ist nicht gut. Man kennet die Einfahrt in den dasigen Hafen an einem sehr hohen Berge und darauf stehenden Thurme, den man wohl zwanzig Meilen weit auf der See gewahr wird, imgleichen an einer kleinen Insel, durch welche man von einem Ende bis zum andern sehen kann, und die nur sechs Meilen weit von der Einfahrt liegt *h*).

Das Schiff erreichet Emuy.

Den Abend eben desselbigen Tages warf das französische Schiff vor dem Haupttempel der Insel, zwo Meilen vom Hafen und der Stadt, Anker. Der Verfasser giebt der Bay etwa acht französische Meilen zum Umkreise. Es fällt der Fluß **Changehen** hinein, und machet einen sehr schönen Hafen, darinnen die Schiffe gegen alle Winde gesichert sind.

Weil Barbinais einige Monate lang auf der Insel Emuy blieb: so hatte er Zeit, die Gebräuche und Gemüthsbeschaffenheit der Chinesen zu beobachten. Es enthält auch das übrige

g) A. d. 157 und vorherg. S. *h*) A. d. 159 S.

übrige von seinem Buche in der That weiter nichts, als eine Sammlung seiner dießfalls gemachten Anmerkungen. Indem aber der siebente Theil gegenwärtiger Sammlung, solche Nachrichten von China enthält, welche die Frucht einer zweyhundertjährigen Erfahrung und eines unermüdeten Nachforschens einer großen Anzahl Mißionarien sind, an denen man weder die Aufrichtigkeit, noch die Einsicht in Zweifel ziehen kann: so vermögen die Bemerkungen eines jungen Reisenden, absonderlich weil sie ihm mehr zum Zeitvertreibe, als zu einem ernstlichen Geschäffte dieneten, keine sonderliche Zusätze zu liefern. La Barbinais le Gentil 1716.

Er beklaget sich ziemlich über die Chinesen, und erwähnet unter andern, es hätte ihm ein gewisser berühmter Jesuit gerathen, er sollte sich von ihnen nicht viel schimpfen lassen, sondern wenn sie ihn nicht mit Frieden ließen, sie wacker abprügeln, nur aber den Degen nicht ziehen, weil das Blutvergießen in diesem Reiche mit dem Tode bestrafet würde. Er hielt es, wie er sagete, für seine Schuldigkeit, diesem guten Rathe nach dem Buchstaben zu folgen; es fehlete ihm auch keinen einzigen Tag an einer tüchtigen Gelegenheit dazu. „Denn ungeachtet die Chinesen von Natur furchtsam und verzagt sind: so sind sie doch „sehr boshaft, und reiben sich gern an Ausländer „. Unsere Kleidung kömmt ihnen sehr wunderlich vor, absonderlich aber die Perücken höchst abgeschmackt. Was die Chinesen zu Emuy insbesondere betrifft, so werden sie durch das Verfahren der philippinischen Spanier in ihrem Hasse gegen Ausländer gewaltig bestärket. Denn man verfährt in besagten Inseln nach aller Schärfe mit ihnen, und die Inquisitionsgefängnisse liegen voll heidnischer Chinesen, welche aus irgend einer eigennützigen Absicht das Christenthum annahmen, und nachgehends, wenn sie ihren Vortheil nicht mehr dabey fanden, wieder aufgaben *i*). Nebstdem bemühen sich auch, wie es scheint, die europäischen Kaufleute nicht sonderlich, ihre Gunst zu gewinnen. Einstens ersuchte ein emuyscher Chinese den La Barbinais, dessen Freundschaft er zu gewinnen suchete, er möchte ihn doch besuchen, und zeigete ihm hernach ein schriftliches Zeugniß eines engländischen Schiffpredigers, darinnen nach seiner Meynung ihm ein treffliches Lob gesprochen war. Es war in lateinischer Sprache abgefasset, und besagete, wenn irgend ein Europäer von seinem misgünstigen Schicksale genöthiget würde, den Hafen zu Emuy zu besuchen, so solle er wissen, daß Zeiger dieses, *Hia Cua*, der alleräргste Spitzbube in dieser mit lauter Dieben angefülleten Stadt sey *k*). Was für Folgen können nun dergleichen Dinge nach sich ziehen, wenn sie offenbar werden. Man räth ihm, die Chinesen wacker abzuprügeln.

Einstens bath der allerreichste Handelsmann zu Emuy die Schiffsofficier zu Gaste, und wollte sie auf französische Art bewirthen. Barbinais beschreibt dieses Gastmahl folgender Gestalt. „Erstlich kamen zween Chinesen in Ceremonienkleidern, und führeten „die Gäste in die Wohnung des Kaufmannes, welcher *Empsia* hieß. Hier waren einige junge und sehr lächerlich angekleidete Leute, schon in völliger Bereitschaft, ihnen „mit einem chinesischen Lustspiele lange Weile zu machen. Auch stunden unter einem be„deckten Lustgange sechs Tische fertig, man hatte aber weder Tischtuch, noch Teller auf„geleget, sondern die Tische nur mit gestickten Teppichen die bis auf die Erde hinab „hingen, beschlagen. Den Verfasser trieb die Neugierigkeit in die Küche. Hier sah er „nun glühende Kohlen in vielen Abtheilungen auf dem Zimmerboden in Ordnung liegen, „dabey stunden viele Köche mit langen Gabeln, woran Hühner, Enten und Spanferkeln „stecketen, und fuhren damit, um solche zu braten, in größter Ernsthaftigkeit über den Koh„len Gastmahl auf französisch bey den Chinesen.

i) A. d. 191 S. *k*) A. d. 192 S.

La Barbinais le Gentil 1716.

„ len hin und her. Nach einer großen Menge weitläuftiger Geprängreden, setzete man „ sich endlich zu Tische. Man trug viele leere Schüsseln auf; die Köche erschienen mit „ ihren Gabeln in der Hand, und ließen ihre Braten in die leeren Schüsseln fallen. Die„ ses geschah gleich zu Anfange der Mahlzeit. Sodann trat der Vorschneider herbey und „ verrichtete sein Amt, hatte aber dermaßen schmutzige und ekelhafte Fäuste, daß den Gä„ sten alle Lust zum Essen vergieng. Zugleich nahm auch das Lustspiel seinen Anfang, und „ zwar mit dem Getöne einiger Zinken, meßingener Becken und einer mit Büffelshaut „ bespanneten Trommel, worauf sehr seltsame Tänze folgeten. Auf die erste Tracht folge„ ten allerley da zu Lande übliche Leckerbißchen, in großen Porcelanschaalen, nebst kleinen „ Stöckchen, welche den Chinesen statt der Gabel dienen. Weil die Franzosen keine Lieb„ haber von warmem Getränke waren: so hatten sie sich peruvianischen Wein holen lassen, „ allein, weil ihr Wirth sein Tage nicht gesehen hatte, daß man den Wein kalt trinke: so „ machte er ihn fein warm, und dachte es recht gut getroffen zu haben. Wie erschracken „ sie aber nicht, als sie ihren Wein im Glase rauchen sahen *l*).

Begebenheit von vier Mißionarien.

Bey Gelegenheit, da Barbinais auf den Jesuitermißionar Pater **Laureati**, welcher den Franzosen aus einem großen Verdrusse half, zu reden kömmt, erzählet er, wie unglücklich es vier Mißionarien aus einem andern Orden, die sich den 9ten August im Jahre 1716 in das französische Kaufhaus flüchteten, ergangen. Ungeachtet es den Europäern durch die kaiserlichen Landesverordnungen untersaget ist, durch einen andern Hafen, als den Cantonischen, ins Reich zu kommen: so hatten sie sich dennoch auf eine nach der Landschaft Fokien von Manilla abgehende chinesische Junke eingeschiffet, in Hoffnung, die Wachsamkeit der Mandarinen auf diese Weise zu hintergehen, und in die Hauptstadt besagter Landschaft, Namens **Changcheu** zu kommen. Nun hatte ihnen zwar der chinesische Schiffer versprochen, er wollte sie an irgend einem bequemen Orte der Küste heimlich, und ohne den Reichsbeamten ihre Ankunft zu melden, ans Land setzen, ja er wollte ihnen über dieses auch einen Wegweiser schaffen. Allein, er hielt sein Wort nur halb; denn er setzete sie zwar wirklich ein Paar Meilen von Emuy in chinesischer Kleidung ans Land, übergab sie auch einem dasigen Christen mit aller Treue zur Anführung: allein, hernach gieng er hin, und verrieth dem Mandarin nicht nur ihre Ankunft, sondern auch den Ort, wo er sie gelassen hatte, und zwar wie nicht zu zweifeln, bloß in der Absicht, sie ins Gefängniß zu bringen, und sodann ihr Geräthe und Geld, das sie ihm unvorsichtiger Weise in Verwahrung gegeben hatten, für sich selbst zu behalten. Doch es brachte seine Gierigkeit und Untreue niemanden mehr Verdruß, als ihm selbst; denn die Mandarinen nöthigten ihn, alle den vier Mißionarien zuständige Sachen in Gerichts Hände zu liefern, und legeten ihm über dieses noch auf, die Personen derselbigen bey Verlust seines Schiffes innerhalb zween Tagen zu stellen. Er eilete ihnen folglich ohne Zeitverlust nach Changcheu nach. Sie waren anfänglich in großer Angst, als sie sein begangenes Schelmstück erfuhren, fasseten aber doch, auf Vernehmen, es liege ein europäisches Schiff in dem Hafen zu Emuy, bald wieder Muth, und ließen sich ohne Schwierigkeit in besagte Stadt führen. Hier wurden sie von den Franzosen mit aller Höflichkeit empfangen. Nichts destoweniger geriethen sie über die Gegenwart des Pater Laureati in große Furcht; denn das geringste, was sie von ihm besorgeten, war, er würde ihr Vorhaben nach Changcheu umzukehren vernichten. „ Eine so verkehrte Vorstellung machen sich, der Anmerkung unsers Verfassers zu „ Folge,

l) A. d. 208 und vorherg. S.

„ Folge, alle übrige Mißionarien von den Jesuiten. Der Pater Laureati, dem sie nicht unbekannt waren, befand sich seines Ortes in nicht geringerer Verlegenheit, weil es darauf ankam, vier Personen, welche den kaiserlichen Befehl überschritten hatten, in Schutz zu nehmen. Denn, sagete er, wiederfährt ihnen ein Unglück, so denken sie, ich habe es angestiftet. Thue ich, was die christliche Liebe erfordert und helfe ihnen aus der Noth: so sagen sie, ich hätte sie gern ins Unglück gebracht, wenn ich nur gekonnt hätte. Die folgende Erfahrung bestätigte die Richtigkeit seiner Gedanken; unterdessen versprach er ihnen doch seinen Beystand *m*).

La Barbinais le Gentil 1716.

Der französische Schiffer versorgete sie unterdessen, bis die Mandarinen einen Ausspruch wegen ihres Schicksales thun würden, mit einer Wohnung. Sie erzähleten, wie es ihnen auf ihrer Fahrt von Manilla nach China gegangen war. Es entstund ein heftiger Sturm, und es fehlete sehr wenig, so wären sie alle mit einander zu Grunde gegangen, obgleich nicht so wohl wegen Ungestümigkeit des Windes, als vielmehr wegen des dummen Aberglaubens der Chinesen. Als die Noth groß wurde: so traten die Vornehmsten des Schiffes auf das Hintertheil vor das angesehenste Götzenbild, das sie bey sich hatten, hin, zündeten eine Menge von allerley Räuchwerk an, und beräucherten das Bild auf allen Seiten. Sie breiteten ferner eine Matte hin, und streueten Reiß darauf. Einer unter ihnen legete sich darauf und steuerte den Kopf auf einen großen Strohhut. Ehe man es sich versah: so sprang der Kerl mit funkelnden Augen und schäumendem Maule in die Höhe, ergriff ein Bambusrohr und schwang es unter den Herumstehenden mit solcher Gewalt und Geschwindigkeit herum, als wenn er sie alle mit einander zu Boden schlagen wollte. Gleichwohl bezeugete kein Mensch die allergeringste Furcht, weil sie in den Gedanken stunden, ihr Götze lasse ihnen bey seiner Verehrung kein Unglück zufügen. Allein, die Mißionarien, welche diesen Glauben nicht hatten, besorgeten öfter als einmal, der Kerl würde ihnen die Köpfe entzwey schlagen. Als er diese gewaltsame Bewegung eine halbe Stunde getrieben hatte: so streckete er sich wieder auf seine Matte hin, und machte allerley Schriftzeichen in den Reiß. Sie mußten aber entweder nicht deutlich gebildet seyn, oder sonst nichts gewisses bedeuten; genug, es konnte niemand daraus klug werden, sondern man ersuchte ihn um einen deutlichern Ausspruch. Hierauf nahm er ein Papier, und schrieb mit dem Blute, das aus seiner Zunge tropfete, andere Zeichen darauf, welche dasjenige, was man um das Schiff zu erleichtern ins Wasser werfen sollte, bedeuteten; das war nun bald eine Kiste, bald ein Ballen Reiß, bald sonst etwas. Unter diesem Getümmel betheten die Mißionarien mit eben solchem Eifer, als Missethäter, die ihre Hinrichtung alle Augenblicke erwarten, indem sie nicht anders gedachten, als der Teufel, welcher durch den Mund des Chinesen redete, würde ihre Person ebenfalls in die See zu werfen befehlen *n*). Wir haben diese Erzählung nur deswegen hier beygebracht, weil in dem Artikel vom chinesischen Aberglauben dergleichen nicht vorkömmt. La Barbinais meldet noch dabey, sie würde ihm ohne des Pater Laureati Versicherung, daß er einstens auf einer Fahrt nach den philippinischen Inseln eben dergleichen mit angesehen habe, sehr unglaublich vorgekommen seyn *o*).

Dieser apostolische Mandarin nahm sich der vier Mißionarien mit allem Eifer an; er brachte ihnen nicht nur die Vergebung ihres Fehlers zuwege, sondern sie bekamen auch ihr Geräthe wieder, und durften, bis der Hof ihrentwegen weiter befehlen würde, zu

 Chang=

m) A. d. 198 und vorherg. S. *n*) A. d. 200 und vorherg. S. *o*) Ebend.

La Barbinais le Gentil 1716.

Changcheu verbleiben. Dem ungeachtet gieng es ihm, wie er es zum Voraus gesaget hatte; denn sie schrieben alles, was ihnen anfänglich widriges begegnet war, auf seine Rechnung. Hingegen die Franzosen, welche sein Gemüth auf die Probe gestellet hatten, urtheileten besser nach der Billigkeit von ihm. „Er war der angenehmeste und munterste Greis, „den sie je gesehen hatten. Er besaß nicht nur einen aufgeweckten Geist, sondern „auch eine vollkommene Wissenschaft in der anmuthigen Gelehrsamkeit, ein erstaunliches „Gedächtniß, eine gründliche Beurtheilungskraft, und eine unverbrüchliche Ergebenheit „für das Beste der Gesellschaft. Er war in der Absicht, in China das Evangelium zu „predigen, schon vor zwey und zwanzig Jahren von Rom abgereiset. Anfänglich mußte „er, auf Befehl seiner Obern, in eine nordliche Landschaft abgehen, woselbst er durch seine „Geduld und sein strenges Leben, eine Menge Hindernisse, welche der Ausbreitung des Glau„bens im Wege lagen, auf die Seite räumete. Als er nachgehends in der Absicht eine „Mission nach America daselbst anzulegen, in die philippinischen Inseln reisete: so errichtete „er mit dem Patriarchen von Antiochien, Herrn von Tournon, welcher eben damals zu „Manilla angekommen war, eine genaue Freundschaft, begleitete ihn auch bis nach Can„ton. Indem aber hierauf unter den Missionarien Zwistigkeit entstund: so verließ er Canton, „und begab sich in eine entlegene Landschaft, bloß weil er von der bevorstehenden Trennung „der chinesischen Kirche weder einen Zeugen abgeben, noch Theil daran nehmen wollte. „Nachgehends, da insonderheit die Dominicaner und andere Geistliche, welche ohne Vor„wissen des Kaisers ins Reich gekommen waren, selbiges räumen sollten, stund er ihnen „mit seiner Vorsprache nach allem Vermögen bey *p*).„

Gedanken von dem Ansehen der Jesuiten China.

Wir dürfen die Gedanken, welche Barbinais bey dieser Gelegenheit äußert, keinesweges mit Stillschweigen übergehen. Ich habe, saget er, das äußerliche Ansehen, das die Jesuiten in China genießen, sehr oft tadeln, und für eine der Lehre des Evangelii und der Demuth apostolischer Lehrer, entgegen laufende Sache ausschreyen hören. Es bleibt auch wohl unstreitig, daß ein Missionarius, er sey von welcher Gesellschaft er wolle, sehr Unrecht handele, wenn er seine Gewalt entweder misbrauchet, oder aus bloßem Ehrgeize nach prächtigen Titeln und hohen Ehrenstellen trachtet. Allein, meines Erachtens kann eine Person, welche das Evangelium in China predigen will, nie zu viel Ansehen haben. Denn die dasigen Einwohner gehen bloß auf das Aeußerliche. Wenn sie einen Mandarin nur nennen hören: so zittern sie schon. Ein Missionarius, welcher mit diesem Ehrentitel gezieret ist, hat ungeachtet alles Hasses, den der chinesische Pöbel gegen die Europäer trägt, nicht das allergeringste von ihm zu befürchten. Nebst dem findet die Lehre selbst bey einem heidnischen und abergläubischen Volke weit bessern Eingang, wenn sie von vornehmen und angesehenen Leuten geprediget wird, und übrigens muß man nicht meynen, als ob die Jesuiten darum, weil sie den Titel führen, wirkliche chinesische Mandarinen wären; denn sie haben weder einige Bedienung *q*), noch verwalten sie ein Amt, sondern weil sie das kaiserliche Gnadenzeichen tragen *r*), und in großer Gnade bey ihm stehen, so gehen die Mandarinen mit ihnen als mit ihres Gleichen um, und erweisen ihnen alle Ehrerbiethung. Mehr wird in China, um den Pöbel im Zaume zu halten, nicht erfordert *s*).

Den

p) A. d. 209 und 210 S.

q) Sie haben nie eine andere Bedienung gehabt, als die erste Präsidenten-Stelle bey dem mathematischen Collegio.

Den Beweis davon sah ich zur Gnüge, als mir der emuysche Statthalter erlaubte, den Pater Laureati bis an das Ende der Insel zu begleiten. Unterwegens begegnete uns der Mandarin, welcher über das platte Land zu befehlen hatte, mit sechzig Mann zu Pferde, und seinen Bütteln hinter sich. Sobald er die Sänfte des Pater Laureati erblickte, stieg er ab, und begrüßete ihn. Alle seine Leute legeten die Wahrzeichen ihrer Gerichtsbarkeit auf die Erde, und stelleten sich mit kreuzweise auf die Brust gelegten Aermen in zwo Reihen. Der Missionarius empfing ihn zwar höflich, doch auf eine solche Weise, daraus man einen Vorzug abnehmen konnte. Alle Meile fanden wir Abgeordnete von irgend einem Mandarine vor uns, welche dem Pater Laureati im Namen ihres Herren allerley Labsal überreichten. Nach einem zweytägigen Zuge kamen wir an die Meerenge, welche die Insel Emuy vom festen Lande scheidet. Es ist dieser Seearm etwa eine halbe französische Meile breit, und ganz mit Fahrzeugen, die vermittelst starker eisernen Ketten an einander hängen, und eine schwimmende Stadt vorstellen, überdecket. Am Seestrande steht ein großes Bonzenkloster, in welchem der Statthalter von Emuy Anstalten zu einem Gastmahle vorgekehret hatte: allein, der Pater Laureati hatte nicht Lust, sich aufzuhalten, sondern gieng mit seinem Gefolge, das aus achtzehn Personen bestund, unverzüglich zu Schiffe, doch beschenkte er nach chinesischer Gewohnheit des Statthalters Bediente, und trug ihnen seine Danksagung auf *t*).

La Barbinais le Gentil 1716.

Wie dem Pater Laureati begegnet wurde.

Als dieser Missionarius abgereiset war, so merketen es die Franzosen sehr deutlich, wie viel sie ihm zu danken gehabt hatten. Denn die Chinesen ließen nunmehr ihre angebohrne Gemüthsart blicken, und ihr Haß gegen Ausländer brach auf den bisherigen langen Zwang nur desto stärker aus. Ein Steuermann vom Schiffe erwischte einem Chinesen die Hand im Sacke, stieß ihn zurück, und wollte ihm das Schnupftuch, das er bereits gemauset hatte, wieder abnehmen. Der Chinese rief um Hülfe. Damit fiel dem Steuermanne, der nicht das geringste Gewehr bey sich hatte, ein ganzer Schwarm Gesindel auf den Leib, zerrissen ihm die Kleider, und schlugen auf ihn los wie die Unsinnigen. Er sprang zwar ins Wasser, und wollte sich ins erste beste Fahrzeug retten: allein, man verfolgete ihn mit solcher Hartnäckigkeit, daß er es nicht länger aushalten konnte, sondern sein Heil in seiner Tapferkeit suchen mußte. Dergestalt kam er wieder ans Land zurück, riß einem Sesselträger seine Stange aus der Hand, und schwadronirte damit auf allen Seiten herum; er schlug sich nicht nur durch, sondern versetzete auch dem Urheber des ganzen Handels einen ziemlichen Streich. Nun hatte es zwar damit nicht das geringste zu bedeuten: weil aber in China alles Blutvergießen bey Leib und Lebensstrafe verbothen ist, so stäubete der ganze Schwarm bey dem ersten Anblicke des Blutes im Augenblicke aus einander, und überließ dem Steuermanne die Wahlstatt.

Was den Franzosen zu Emuy wiederfuhr.

La Barbinais hält diese Erzählung allen Europäern zum Unterrichte für sehr nützlich. Der Steuermann, saget er, war erbärmlich zugerichtet. Mund und Wangen waren von den Nägeln seiner Feinde, als den einzigen Waffen, die sie gebrauchen, jämmerlich zerkratzet. Am ganzen Leibe war er der vielen empfangenen Schläge wegen, braun und blau. Allein, der Dollmetscher warnete die Franzosen, sie möchten, aller üblen Folge wegen, ohne Zeitverlust vorbeugen, weil die Sache sonst einen schlimmen Ausgang gewinnen möchte,

r) Dieses ist ein gelber Leibgürtel.

s) A. d. 212 und vorhergeh. S.

t) A. d. 313 S.

La Barbinais le Gentil 1716.

möchte, und zwar um so vielmehr, da der Chinese seine Klage bey den Mandarinen schon angebracht, und den Verlauf ohne Zweifel ganz falsch vorgetragen habe. Dieser Umstand machte den Franzosen nicht wenig Kummer; denn es war ihnen schon bekannt, daß die Herren Mandarinen anderer Leute Güter unter dem geringsten Vorwande in ihren Gewahrsam zu nehmen pflegen. Mit dem Schiffe konnte man ihnen keine Furcht mehr einjagen; denn es sollte ausgebessert werden, und war deswegen abgetackelt. Man beschloß daher, dem La Barbinais nebst noch einem anderen Beamten der dasigen französischen Niederlage an die Gerichtskammer zu schicken, ihre Klage ebenfalls vorzubringen, und um Gerechtigkeit bitten zu lassen. Weil nun der erboßte Pöbel die Abgeordneten als Missethäter, die ihren Lohn empfangen würden, ansah: so lief er hinter ihnen drein, und drohete ihnen mit den Stockstreichen, die sie nunmehr kosten würden. Es suchten auch wirklich die Beamten der Rechtskammer, als sie der Franzosen Absicht erfuhren, ihr Verlangen durch allerley listige Griffe abzulehnen. Erstlich ließ man sie über zwo Stunden lang warten, und hernach den verwundeten Chinesen holen. Allein, ehe man ihn vor Gericht stellete, wurde er von der Wache den beyden Franzosen gezeiget, ja, um die Anwesenden zum Mitleiden zu bewegen, von vier Kerlen getragen, eben als ob ihm das Loch im Kopfe die Beine lahm gemacht hätte. Nebst dem hatte er sich das ganze Gesicht mit Porcellanscherben geritzet, also daß es überall blutete, und sein ganzer Rock voll Blut war *u*).

Einige Büttel, die an der Thüre des Vorsaales stunden, brachten ihn vor die Richter und machten zugleich ein groß Geschrey: wornach er vor den Mandarinen auf die Erde fiel. Mehr konnten beyde Franzosen, weil die Thüre sogleich wieder zugeschlossen wurde, nicht wahrnehmen. Aber nach Verlaufe einer Stunde rief man sie ebenfalls, und die Büttel machten sich zur Begleitung fertig. Als ich sie so kläglich schreyen hörete, saget Barbinais, erschrack ich, und fragte den Dollmetscher: was das heißen sollte? Er gab zur Antwort, in China müßten die Missethäter von den Bütteln vor Gericht geführet werden. Damit weigerte ich mich, in die Gerichtstube zu treten, sondern ließ den Mandarinen melden, wir beriefen uns auf die zum besten der Ausländer gegebenen Reichsgesetze, und wären wir nicht gekommen, ein Urtheil über uns sprechen zu lassen, sondern um Recht und Gerechtigkeit zu bitten. Der Dollmetscher hinterbrachte ihnen dieses. Weil sie nun die eigentliche Beschaffenheit der ganzen Sache sehr wohl wußten: so suchten sie uns durch allerley erregte Hindernisse abzuschrecken; hoffeten es auch um so vielmehr dahin zu bringen, weil ihnen bekannt war, wie sehr die Franzosen über ihre Ehre halten. Sie befahlen also, man sollte den Steuermann vor Gericht stellen, weil dieses zu Untersuchung der Sache höchstnothwendig sey: allein, sie wußten wohl, er sey dermaßen übel zugerichtet, daß man ihn nicht wohl von der Stelle bringen konnte. Doch wir blieben dabey, wir wollten Gehör haben, oder wir würden, wofern man uns dieses verweigerte, die Trommel des Statthalters rühren *x*).

Ueber diesem Wortwechsel giengen ein Paar Stunden hin. Endlich drangen wir durch. Sie ließen uns sagen, es solle zwar die vorige Bedingung wegfallen, wir aber dennoch in eben der Stellung, als die Chinesen an sich zu nehmen gehalten sind, vor ihnen erscheinen, das ist, wir sollten knieend mit ihnen sprechen. Sie für ihre Person begehreten dergleichen Ehrerbiethigkeit im geringsten nicht von uns, sondern sie müsse dem kaiserlichen Siegel,

u) A. d. 217 und vorhergeh. S.

x) Man sehe den Artikel von der chinesischen Lebensart im VI Bande dieser Sammlung.

Siegel, das man im Saale vor Augen habe, erzeiget werden. Doch diese Forderung verwarfen wir ebenfalls, und endlich gaben die Mandarinen in so ferne nach, daß wir weder niedersitzen, noch den Thee eher, als nach geendigtem Gehöre, bekommen sollten. Sie saßen unter einem Himmel von blauem Damaste mit weißen Troddeln besetzt, und jedweder hatte ein eigenes Tischgen vor sich stehen. Zu hinterst im Saale stund noch ein anderer Tisch, darauf wirklich das kaiserliche Siegel lag. Wir begrüßeten sie auf französische Weise, und verlangeten für die Beleidigung, welche der Pöbel der ganzen französischen Nation in der Person ihres Steuermannes zugefüget habe, eine billige Genugthuung. Sie gaben mit großer Ernsthaftigkeit zur Antwort darauf: man beschuldige den Steuermann, er habe in ein abgelegenes Gäßchen zu gewissem Frauenzimmer schleichen wollen. Hierauf wäre der ganze Lärm entstanden, und wüßten wir selbst wohl, daß dieses die größte Missethat wäre, die ein Ausländer im chinesischen Reiche begehen könnte. Auf diese Arglist hatten wir uns zwar im geringsten nicht gefaßt gemacht: gleichwohl fiel uns die Beantwortung nicht schwer. Wo war doch die Wahrscheinlichkeit, daß ein Mann von einem sehr gesetzten Wesen, und der über dieses kein Wort von der Landessprache verstund, in einer so großen Entfernung von unserm Kaufhause, Weibespersonen aufsuchen sollte? Absonderlich in einer Stadt, da uns die Einwohner schon zur Genüge gezeiget hatten, daß wir ihnen nicht trauen dürften. Doch die Mandarinen thaten, als ob sie die Wahrheit dieser Antwort nicht einsähen, blieben damit auf ihrer vorigen Beschuldigung, und strichen ihre gegen uns, als Ausländer, gebrauchte ungemeine Nachsicht heraus. Mehr konnten wir nicht erhalten. Unterdessen da wir gleichwohl unsere Absicht erreichet, und die Unschuld des Steuermannes ins Licht gesetzet hatten: so verlangeten wir nur, sie möchten wenigstens unserer künftigen Sicherheit wegen Befehl ertheilen, indem sonst zu befürchten stünde, es werde das Unterbleiben der billigen Bestrafung, den Pöbel noch unbändiger machen; und endlich sageten wir rund heraus, wir wären in friedlicher Gesinnung, und in dem Vorsatze, Handel zu treiben, in ihren Hafen gekommen, folglich im geringsten nicht Willens, uns geduldig schimpfen oder mishandeln zu lassen, und würde das beste für sie seyn, wenn sie es nicht auf die Erfahrung ankommen ließen *y*).

La Barbinais le Gentil 1716.

La Barbinais schließt seine Erzählung damit, daß er allen Ausländern einen gedoppelten und, nach seiner Meynung, sehr wichtigen Rath ertheilet. „Erstlich, muß man „in China so viel Standhaftigkeit, als es immer möglich fällt, erzeigen, und die Freyheiten, „welche der Kaiser den Ausländern zugesteht, im geringsten nicht von den Mandarinen „schmälern lassen. Denn ihre Gewalt ist sehr eingeschränket, und sie haben von der aller„geringsten Beschwerde, die man über sie führen kann, großes Unheil zu erwarten. Zwey„tens, muß man auf alle mögliche Weise sich bey dem gemeinen Manne in Ansehen zu se„tzen suchen; und weil er bloß auf das Aeußerliche sieht, so muß man es weder an kostba„rer Kleidung, noch an einem ernsthaften und gesetzten Wesen fehlen lassen *z*).„

Rath für die Kaufleute.

La Barbinais überließ die Handlungsgeschäffte den Kaufleuten von seinem Schiffe zu besorgen, und begab sich mit einem guten Freunde auf ein bey Emuy liegendes Inselchen, Namens **Cobonsur**. Hier nahm er seine Wohnung in einem Bonzenkloster, und diese Einsamkeit fiel ihm dazu bequem, daß er vermittelst eines Briefwechsels mit einigen Missionarien, imgleichen durch öftere Unterredungen, die er seinem Versichern zu Folge, mit gelehrten

Barbinais geht in ein Bonzenkloster.

y) A. d. 221 und vorhergeh. S.

z) A. d. 222 und vorhergeh. S.

La Barbinais le Gentil 1716.

gelehrten Chinesen, und den allerabergläubischten Bonzen anstellete, von den chinesischen Gewohnheiten und Gebräuchen Nachricht erlangen konnte. Zwar redeten seine Wirthe nur ein geradebrechtes Portugiesisch: er verabredete aber gewisse Zeichen mit ihnen, durch deren Hülfe sie einander ohne Mühe verstunden. An dem meisten, was er beybringt, ist die Quelle, daraus es floß, das ist, die Nachricht der Missionarien, ungemein kenntlich, wie man denn nicht selten so gar eben diejenigen Redensarten, welche der Pater du Halde in seiner historischen Sammlung gebrauchet hat, bey ihm antrifft. Unterdessen gereichet ihm diese Bemerkung seiner Aufrichtigkeit zu nichts weniger als zum Schimpfe. Er äußert einige artige Gedanken von der Landschaft **Fokien**, zu welcher die Insel **Emuy** gerechnet wird. Ihre Lage ist, nach seinem Ermessen, zur Schiffahrt und Handlung höchst bequem. Es fehlet ihr nicht das geringste, was zum Schiffbaue gehöret. So sind auch die Einwohner beynahe die einzigen Chinesen, die sich aus den Gränzen ihres Reiches wagen, und das japonische Meer befahren. Nicht weniger besuchen sie die philippinischen Inseln, und bringen aus selbigen große Geldsummen nach Hause. „Dieses einzige beweist schon hinlänglich „genug, wie verkehrt die spanische Staatskunst sey, indem sie den Chinesen die Handlung in „besagten Inseln erlaubet, und sich dadurch um ihre allerbesten Einkünfte bringt. Die „Millionen Piasters, welche die Galion von Acapulco am Borde hat, werden bloß an chi„nesische Waaren gelegt, und auf diese Weise entsetzliche Summen baares Geld nach Chi„na gescheppet, dahingegen die Holländer klüger sind, und die chinesischen Waaren bloß „mit anderen Waaren bezahlen, das ist, mit Gewürze, das in ihrem eigenen Lande wächst, „mit holländischem Tuche, u. s. w. und kein baares Geld aus Batavia lassen, ausgenom„men nach Europa.„ Ungeachtet Fokien die allerkleineste Landschaft im ganzen Reiche ist, so findet man dennoch großen Reichthum und eine ungemeine Menge Einwohner darinnen. Ihre Hauptstadt heißt **Focheu**, und ist sowohl wegen ihrer schönen Tempel, als weil der Pater **Laureati** der dasigen Christen Kirche vorstund, berühmt. Die Missionarien vom Franciscanerorden hatten damals eine Kirche zu **Changcheu**, einer sehr ansehnlichen Stadt in dieser Landschaft, am Chanflusse.

Lage der Landschaft Fokien.

Stadt oder Schloß Emuy.

Emuy führet zwar den Namen einer Stadt nicht, ist aber doch ein ansehnliches Schloß nicht nur wegen seiner vielen Einwohner, sondern auch weil ein **Tito** seinen Sitz daselbst hat, unter dessen Befehl über zwanzigtausend Kriegesleute stehen, um welcher Ursache willen er den allervornehmesten Mandarinen gleichgeachtet wird. Die Insel, darauf dieser Ort liegt, hat ihre Stelle unter vier und zwanzig Grad zehn Minuten Norderbreite, und wenigstens achtzehn Meilen im Umkreise. Ihr Hafen vermag mehr als tausend Schiffe zu fassen. Dem La Barbinais kam es bey seiner Ankunft nicht anders vor, als ob er einen schwimmenden Wald vor sich sähe. Allein, obgleich einige vorgeben, die Chinesen hätten den Seecompaß weit eher als wir gehabt: so behauptet er doch, sie verstünden ihn eben so schlecht, als die Schiffahrt überhaupt. Sie wagen sich auf ihrer Fahrt nie außer dem Gesichte des Landes, und erkennen sich auf der See bloß aus der Lage der Berge. Einstens fragte er einen chinesischen Steuermann, welcher mehr als einmal in den philippinischen Inseln gewesen

a) A. d. 239 und 240 S.

b) A. d. 244 S.

c) Als die Jesuiten damals in großer Verlegenheit waren, wie sie dem römischen Hofe ein Genüge thun wollten, ohne dabey den chinesischen Kaiser vor den Kopf zu stoßen, gaben sie zu Pekin eine historische Nachricht heraus, darinnen sie ihr Betragen rechtfertigten. La Barbinais verschaffte sich

sen war, wie er seine Fahrt anstellete? Der Mann gab zur Antwort: „erstlich, suche ich die „Insel auf, die bey euch Formosa heißt, ich erblicke sie auch schon, ehe ich unsere Gebir„ge gänzlich aus den Augen verliere. Geht die See zu hohl, so lavire ich die Nacht über. „Ist sie still, so werfe ich den Anker aus. Mit anbrechendem Tage gehe ich unter Segel; „und wenn ich die philippinischen oder babuyanischen Eylande zu Gesichte bekomme, so sehe „ich noch diejenigen, welche zwischen den letztern und zwischen Formosa liegen. Entzieht „mir ein starker Nebel den Anblick des Landes, so nehme ich die Segel ein. Dergestalt „vermag mich nichts in Verlegenheit zu setzen, als ein ungestümer Wind *b*)." Haben die Chinesen nun, fraget Barbinais, die Kenntniß des Compasses schon vor so langer Zeit gehabt; wie kömmt es doch, daß sie voritzt nichts mehr davon wissen, absonderlich da die Handlung und der Umgang mit den Europäern ihre alten Künste vielmehr zu einer noch größeren Vollkommenheit bringen sollte?

La Barbinais le Gentil 1716.

An der Stadt oder dem Schlosse Emuy kann man sich einen leibhaftigen Bienen- oder Ameisenstaat vorstellen. Die Einwohner sind unaufhörlich beschäfftiget. Ihr Umkreis beträgt sechs wälsche Meilen. Die gemeinen Häuser sind zwar niedrig: allein, die Palläste der Mandarinen sind an den Säulen, darauf das Dach ruhet, kenntlich. Je vornehmer der Mandarin ist, desto höhere und dickere Säulen hat sein Haus.

La Barbinais verlanget den Streit nicht zu entscheiden, ob die Chinesen ein weises, unumschränktes, vollkommenes Grundwesen ohne Anfang und ohne Ende anbethen, oder ob ihre Verehrung nur auf den sichtbaren Himmel, und auf das Vermögen, das sie ihm zuschreiben, alle Dinge hervorzubringen und zu erhalten, gehe? Denn, saget er, da auf diesem Grunde alle damalige Streitigkeiten der Missionarien unter sich selbst, beruheten: so wäre es eine Verwegenheit von ihm, sich darein zu mischen *c*). Er will also nur das erzählen, was er in den dasigen Tempeln mit eigenen Augen sah, und er überläßt seinem Leser das Urtheil, ob die berufenen Gebräuche die Benennung eines Götzendienstes verdienen mögen, oder nicht *d*)?

Barbinais Aufführung bey dem Streite der Missionarien.

Confucius, von welchem wir voritzt keine weitere Erklärung beybringen dürfen, hat in jedweder Stadt einen Tempel. In solchen, und zwar an dem erhabensten Orte desselbigen, steht seine Bildsäule mitten unter einigen seiner Schüler, welche letztere die Ehrerbiethigkeit gegen ihren Lehrmeister durch ihre Stellung an den Tag legen. Diesen Tempel nun besuchen alle obrigkeitliche Personen der Stadt, am Neu- und Vollmonde, und verrichten da ein sogenanntes kleines Opfer, weil zwischen solchem und dem sogenannten feyerlichen, ein Unterschied Statt findet. Allein, bey diesen kleinen Opfern hält Barbinais sich nicht auf, entweder weil er sie niemals ansah, oder weil er sie zur Erläuterung, die er geben will, nicht für dienlich hält. Aber von dem feyerlichen Opfer, welches alle Jahre zweymal, nämlich an den Gleichtagen gehalten wird, und dabey alle Gelehrte gegenwärtig seyn müssen, liefert er eine unparteyische Beschreibung. Er berichtet nämlich nur dasjenige, was äußerlich vorgeht.

Was er im Tempel gesehen?

sich dieses lesenswürdige Stück, ließ es ins Portugiesische übersetzen, und übersetzete es nachgehends ins Französische. Es ist in keiner einzigen unter allen in Europa herausgegebenen Nachrichten zum Vorscheine gekommen.

d) Man vergleiche diese Erzählung mit der im VII Theile, welche aus den Berichten der Missionarien genommen worden.

La Barbinais le Gentil 1716.

Opfer für den Confucius.

Der Opferpriester, welcher gewöhnlicher Weise ein Gelehrter ist, muß sich zu dieser Feyerlichkeit durch Fasten und Enthaltung vorbereiten. Auch machet er Abends vorher den Reiß und die Früchte, welche geopfert werden sollen, zu rechte: imgleichen leget er die seidenen Tücher, die man dem Confucius zu Ehren verbrennen wird, auf die Tempeltische hin, der Altar wird mit dem kostbaresten Seidenzeuge ausgezieret; auch das Bild des besagten Weltweisen oder doch wenigstens eine Tafel, darauf sein Name mit goldenen Buchstaben geschrieben steht, darauf gestellet. Gleichfalls besichtiget der Opferpriester die Schweine und Ziegen, welche man durch Eingießen heißen Weines in die Ohren aufopfern will, und sieht, ob sie tüchtig dazu wären? Bewegen sie den Kopf: so sind sie zum Opfer tüchtig; rühren sie sich aber nicht, so werden sie verworfen. Ehe er das Schwein opfert, machet er eine tiefe Neigung. Nachgehends schlachtet er es. Das Blut davon, imgleichen die Haare an den Ohren, werden bis auf den folgenden Tag verwahret.

Den folgenden Tag, sobald der Hahn krähet, giebt man das Zeichen. Der Priester begiebt sich mit seinen Gehülfen in den Tempel. Nach einigen Kniebeugungen, ladet er den Geist des Confucius ein, er solle kommen, und von den Gelehrten sich verehren und Opfer bringen lassen. Hernach wäscht er die Hände, unterdessen aber zünden die übrigen Tempeldiener die Wachskerzen an, und werfen Räucherwerk auf die bey der Tempelthüre in Bereitschaft stehenden Kohlen. Sobald er sich dem Altare nähert, ruft ein Ceremonienmeister mit lauter Stimme: Man opfere das Haar und Blut der geschlachteten Thiere! Auf diese Worte stehen alle Anwesende auf; der Priester nimmt das Gefäß, und trägt es mit großer Ernsthaftigkeit und mit sittsamen Gebärden. Seine Gehülfen gehen nebst der ganzen Versammlung hinter ihm her. Er vergräbt hierauf die Haare und das Blut der Thiere in einem vor dem Tempel befindlichen Hofe.

Wenn dieses geschehen ist, so wird das Fleisch der Opferthiere aufgedecket, und der Ceremonienmeister ruft: der Geist des großen Confucius beliebe herab zu steigen! Sogleich hält der Priester ein Gefäß voll Wein in die Höhe und gießt es nachgehends über eine von Stroh gemachte menschliche Figur mit den Worten aus: „Deine Tugenden, o Confucius, sind groß, bewundernswürdig und vortrefflich. Daß die Könige ihre Unterthanen „nach Recht und Billigkeit regieren, das geschieht bloß vermittelst deiner Gesetze, und „deiner unvergleichlichen Lehre. Wir bringen dir dieses Opfer. Unsere Gaben sind rein. „Dein Geist beliebe demnach zu uns zu kommn, und uns mit seiner Gegenwart zu er„freuen!„ Hierauf ruft der Ceremonienmeister mit lauter Stimme: Civi, das ist: man knie nieder! und bald darauf Ki! das ist: aufgestanden! Der Priester wäscht die Hände abermals, und ein Diener reichet ihm zwey Gefäße dar, eines ist voll Wein, über das andere ist ein seidenes Tuch gedeckt. Hierauf ruft der Ceremonienmeister: Es nähere sich der Priester dem Throne des Confucius: das ist, dem Altare, worauf ihrer Meynung nach, sein Geist voritzt sitzt. Der Priester knieet nieder, und unterdessen da die Musici einige auf diesen Weltweisen verfertigte Loblieder absingen, nimmt er das seidene Tuch, hält es in die Höhe, und opfert es dem Geiste; gleichfalls nimmt er auch das Gefäß mit Wein und opfert es, wobey der Ceremonienmeister mit seinem Civi und Ki abwechselt. Nachgehends verbrennet der Priester das seidene Tuch in einer metallenen Urne, und hält folgende Rede an den Confucius. „Wer hat doch seit dem Anfange des menschlichen Ge„schlechtes bis auf den heutigen Tag die Tugenden und Vollkommenheiten dieses Königes „übertreffen, ja, nur ihm gleich kommen können? Der Geist des Confucius ist größer,

„als

„als alle Heiligen der vergangenen Zeiten. Diese gegenwärtigen Gaben, und dieses seidene „Tuch sind zu dem Opfer, das wir, dir o Confucius, abstatten, bestimmt. Zwar ist alles, „was wir dir opfern, viel zu schlecht für dich; es ist weder der Geruch noch der Geschmack „der Speisen, die wir dir darbringen, vortrefflich. Nichts desto weniger bringen wir sie, „damit dein Geist uns anzuhören würdige.„ La Barbinais le Gentil 1716.

Nach dem der Priester etlichemal zur Erde niedergefallen ist: so nimmt er das Gefäß voll Wein, und läßt noch zwey Gebethe an den Confucius abgehen, des Inhalts: er opfere ihm hiermit in ersinnlichster Ergebenheit einen vortrefflichen unverfälschten Wein, nebst Schwein- und Ziegenfleische. Nachgehends bittet er ihn, unter dem Voraussetzen, er sey wirklich herab abgestiegen, diese Opfer geneigt anzunehmen. Der Ceremonienmeister ruft überlaut: knieet nieder! Nahet euch dem Tempel des Confucius, und trinket den Wein der Glückseligkeit! Damit trinkt der Priester den Wein aus, und empfängt von den Umstehenden das Opferfleisch, wornach er ein neues Gebeth folgenden Inhalts ableget: „Wir „haben dir diese Opfer mit Vergnügen gebracht, und glauben sicherlich, wir werden dafür, „daß wir sie dir gebracht haben, allerley Gutes, Glückseligkeit und Ehre erhalten.„ Zu gleicher Zeit theilet er das Fleisch unter die Anwesenden aus. Den Beschluß des Opfers machet man damit, daß man den Geist des Confucius an den Ort begleitet, daher selbiger, wie man vermuthet, gekommen war e).

Ahnenopfer.

La Barbinais war damit nicht zufrieden, daß er dieses Schauspiel, welches den Hauptgrund des ganzen Streites abgab, gesehen hatte. Er wollte auch die feyerlichen Opfer, die man den Geschlechtsvorfahren darbringt, und über deren Beschaffenheit die Missionarien eben so wenig einig waren, mit ansehen. Der Tito von Emuy hatte vor dem Thore besagter Stadt den Geistern seiner Ahnen einen sehr prächtigen Tempel gebauet. Das Gebäude war nur seit kurzem erst zu Stande gekommen. Der Pater Laureati rieth ihm selbst bey dem, was dabey vorgehen würde, gegenwärtig zu seyn.

Ich gieng in den Tempel, saget er, und es wurde mir ein solcher Platz angewiesen, da ich alle Umstände dieser Ceremonie auf das beste sehen konnte. Alle, die dabey gegenwärtig seyn mußten, waren schon vor anbrechendem Tage vor dem Tempel zusammen gekommen. Der Chunchi, oder Opferpriester, hatte noch zween Gehülfen, Fuchi genannt, und verschiedene andere Personen, welche ihm gleichfalls beym Opfern an die Hand gehen sollten, bey sich. Sie hatten sich durch ein dreytägiges Fasten zu diesem Feste vorbereitet, in dieser Zeit die Keuschheit beobachtet, kein Fleisch gegessen, auch keinen Wein getrunken. Der Tempel war prächtig ausgezieret. Die Täfelchen stunden auf einem großen altarähnlichen Tische, und waren mit einem großen Vorhange verdeckt. Auf einer Ecke des Altares stund ein ströhernes Menschenbild, das vermuthlich denjenigen Verstorbenen, welchem zu Ehren das heutige Opfer hauptsächlich geschah, vorstellen sollte. Die Tische waren mit allerley Speisen, als zum Beyspiele, Hühnern, Wein, Früchten, Reiß und mancherley Fischen besetzet.

Verschiedene Gebethe.

Sobald der Priester in den Tempel kam, wusch er die Hände, trat hernach in Begleitung seiner sämmtlichen Gehülfen vor den Altar, und entdeckete die Täfelchen vor den Augen des Volkes. Sogleich fielen alle Anwesende auf die Knie, und mit dem Gesichte zur Erde. Der Ceremonienmeister rief mit lauter Stimme: „Wir, als Kinder, die ihre

e) A. d. 139 und vorhergeh. S.

La Barbinais le Gentil 1716.

„ Aeltern in Ehren halten, dienen und verehren euch heute, bitten euch auch, ihr wollet „ zu uns kommen, um unsere Gelübde und Opfer anzunehmen „. Als das Volk dreymal nach einander auf die Knie gefallen, und eben so oft wieder aufgestanden war: so schrie der Ceremonienmeister: „es trete der Priester an den Altar, und falle vor den Gei- „ stern nieder; die Geister sind schon herab gestiegen. Man setze ihnen die Speisen vor„. Hierauf nahm einer von den Gehülfen ein Gefäß voll Wein, gab es dem Priester in die Hand, der es sogleich über das Strohmännchen ausgoß. Das Volk fiel hierauf von neuem nieder, und der Priester opferte den Täfelchen die Speisen und Früchte.

Der Ceremonienmeister erhub seine Stimme ebenfalls von neuem, aber weit stärker als zuvor: „ Trinket den Wein der Glückseligkeit. Er gedeihe euch zur Quelle des Glü- „ ckes und der Gunst. Der Priester trank den Wein, und verrichtete folgendes Gebeth: „ Hohe Voraltern! ihr habet dem Ceremonienmeister befohlen, uns in eurem Namen un- „ endliche Glückseligkeit zu versprechen. Ihr seyd es, die ihr euren Nachkömmlingen die „ herrlichen Gaben des Himmels verschaffet, ihr verleihet uns reiche Ernte, langes Leben „ u. s. w. „. Nachgehends fiel jedermann auf die Knie. Ich mußte mich über die Behendigkeit, damit ein jedweder dem Befehle des Ceremonienmeisters ein Genüge that, verwundern. Der Priester und seine Gehülfen nahmen die Täfelchen, und verdeckten sie wieder, wie sie vorher gewesen waren. Die Speisen und Früchte wurden unter die Anwesenden ausgetheilet, und der Ceremonienmeister endigte sein Amt mit folgender Rede: „ Ihr dürfet sicherlich glauben, daß ihr zur Vergeltung für das gebrachte Opfer alles er- „ sinnliche Glück, Gunst und Reichthum, eine glückliche und langwierige Nachkommen- „ schaft, langes Leben, Friede und Ruhe erlangen werdet„. Der Priester wiederholte diese Worte, und steckte einen Haufen vergoldetes und nach Art der Münzstücke rund geschnittenes Papier in Brand. Ein jeder machte, ehe er aus dem Tempel weggieng, dem Tito eine gewisse Anzahl Neigungen, und Kniebeugungen *f*).

Beschreibung der Pagode zu Emuy.

Diese Erzählung beschließt Barbinais mit einer kurzen Beschreibung der großen Pagode zu Emuy, und erinnert dabey, sie sey in keiner andern Reisebeschreibung zu finden. Es steht dieser schöne Tempel zwo wälsche Meilen weit von der Stadt auf einer Ebene, die auf einer Seite an die See, und auf der andern an einen sehr hohen Berg stößt. Die See machet vor der Hauptseite des Gebäudes, vermittelst verschiedener Canäle, einen breiten, und mit beständig grünendem Rasen eingefaßten Wasserfall. Die ganze Vorseite des Gebäudes beträgt dreyßig Klafter. Das Hauptthor ist von geschicklicher Größe, und mit halberhabenen Bildern gezieret. An dem Eingange findet man einen weitläuftigen Gewölbgang, mit großen viereckichten und geglätteten Steinen gepflastert. Mitten darinnen steht ein Altar, und auf solchem ein vergoldetes mit geschränkten Beinen sitzendes Riesenbild. Vier andere Bilder sitzen neben ihm, und sind achtzehn Schuh hoch, haben aber sonst nichts bewundernswürdiges, als die Vergoldung an sich. Jedwedes Bild ist aus einem einzigen Steine gehauen, und hat ein Wahrzeichen in der Hand. Das erste hält eine Schlange, die sich etlichemal um seinen Arm windet; das andere einen gespannten Bogen, das dritte eine Streitaxt; das vierte eine Art von einer Guitarre.

Aus dem Gange tritt man in einen viereckichten, und mit langen grauen Steinen gepflasterten Vorhof. Der geringste Stein ist zehn Schuhe lang, und viere breit. An jedweder Ecke des Hofes steht ein kleines Gebäude mit einer Kuppel; diese vier Gebäude werden

f) A. d. 244 und vorherg. S.

werden sämmtlich durch einen rings um den Hof laufenden Gang zusammengehängt. Im ersten findet man eine Glocke von zehn Schuhen im Durchschnitte, an einem sehr schönen Glockenstuhle hängen *g*); in dem zweyten, eine Trommel von ungeheuerer Größe, damit die Bonzen die Tage des Neu- und Vollmondes kund machen. Die übrigen beyden Gebäude enthalten den Tempelschmuck, und dienen zu Beherbergung der Reisenden, indem die Bonzen gehalten sind, sie aufzunehmen, und mit einem Nachtlager zu versorgen. Mitten im Hofe erblicket man einen großen ganz freystehenden Thurm mit einer Kuppel, den man auf einer steinernen auswendig herumgeführten Treppe besteigt. Die Kuppel dieses Thurmes ist ein Tempel, und inwendig viereckicht. Das Gewölbe ist mit mosaischer Arbeit gezieret, die Mauer hingegen mit steinernen halberhabenen Bildnissen von allerley Thieren und Ungeheuern. Die Säulen, darauf das Gewölbe ruhet, sind von Holz und lackiret. Der Fußboden besteht aus lauter kleinen Muscheln, die so artig zusammengesetzet sind, daß sie Vögel, Zweyfalter, Bluhmen und andere Dinge vorstellen. Auf dem Altare brennet beständig allerley Räucherwerk, und eben so sorgfältig unterhalten die Bonzen auch die vom Gewölbe herab hängende Lampen brennend. An einer Ecke des Altares steht ein metallenes Gefäß, darauf sie von einer Zeit zur andern schlagen, da es denn einen traurigen Klang von sich giebt. Auf der andern Seite steht ein hölzernes, eyrundes und hohles Gefäß, das man auf eben dergleichen Weise gebrauchet, absonderlich wenn die Lobgesänge auf die Schutzgöttinn des Tempels abgesungen werden. Selbige ist die Göttinn **Coanginpussao**. Sie steht mitten auf dem Altare, und zwar statt des Fußgestelles, auf einer Bluhme von vergoldetem Metalle. Sie hält ein kleines Kind in dem Arme. Rings herum stehen andere geringere Götzenbilder, in einer solchen Stellung, daraus man ihre Ehrerbiethung und Unterthänigkeit gegen diese Götterköniginn erkennet.

La Barbinais le Gentil 1716.

Musicalische Instrumente.

Bilderschriften.

An den Wänden des Tempels sind Bilderschriften zu sehen; imgleichen ein Gemälde **al Fresco**. Es stellet einen Feuerpfuhl vor, darinnen viele Personen schwimmen; einige werden von Ungeheuern getragen, andere sind mit Drachen und geflügelten Schlangen umringet. Mitten aus dem Abgrunde raget ein steiler Felsen hervor, worauf die Göttinn des Tempels mit einem Kinde in den Aermen sitzt. Das Kind trägt Mitleiden mit den Personen im Feuerpfuhle, und ruft sie zu sich. Allein, indem sie den Felsen besteigen wollen: so schlägt sie ein alter Mann, der Ziegenohren und Bockshörner hat, mit einer Käule vor die Köpfe, und läßt sie nicht herauf. La Barbinais fragete, was dieses Gemälde bedeutete: allein, die Bonzen wollten es ihm nicht sagen. Hinter dem Altare waren ziemlich viel Bücher, welche von dem Gottesdienste, und den Opfergebräuchen handelten.

Als er von diesem Tempel herab gestiegen war: so führete man ihn durch den Hof in einen Gang, dessen Mauern getäfelt sind. Hier zählete er vier und zwanzig Bildsäulen von vergoldetem Metalle, welche vier und zwanzig alte Weltweisen und Schüler des **Confucius** vorstelleten. Am Ende dieses langen Ganges fand er einen großen Saal, darinnen die Bonzen speisen. Aus diesem kam er in ein weitläuftiges Gemach, und aus diesem endlich in den großen Tempel. Man besteigt ihn vermittelst einer breiten steinernen Treppe. Sein Inwendiges ist hauptsächlich mit vielen Gefäßen voll künstlich nachgemachter Bluhmen gezieret. Doch findet man auch eine Glocke, Trommel, und die andern Zierrathen, welche der vorige Tempel hatte, darinnen. Der Hauptgötze steht auf dem Altare; man erblicket ihn aber nur durch einen Vorhang von Flore. Das übrige Gebäude besteht

Zierrath des großen Tempels.

g) Bey den chinesischen Glocken hängt der Klöppel auswendig, und hat die Gestalt eines Hammers.

La Barbinais le Gentil 1716.

besteht in vielen sehr reinlichen, aber ziemlich dunkeln Gemächern. Auf dem Abschusse des Berges sind Gärten und Lustgebüsche angeleget, ja ungemein artige Grotten in den Felsen eingehauen *b*).

Die Franzosen besuchten diesen Tempel sehr oft, und genossen von den Bonzen allemal große Höflichkeit. Unterdessen erwähnet Barbinais doch dabey, man müsse nicht verlangen, seiner Neugierigkeit ein vollkommenes Genügen zu thun, noch diejenigen Zimmer, darein man nicht freywillig geführet wird, zu besehen, absonderlich wofern man keine große Gesellschaft bey sich hat. Denn weil die Bonzen von rechtswegen gar keinen Umgang mit einer Weibesperson pflegen sollen, gleichwohl aber zuweilen einige in geheim bey sich haben: so kann einem Ausländer seine unzeitige Neugierigkeit theuer zu stehen kommen. Der Pater Laureati erzählete ihm, es wäre nicht weit von Focheu, wo er sich aufhielt, ein berühmtes Kloster von der vornehmsten Bonzengattung gewesen. Einstens wollte eines chinesischen Doctors Tochter, als sie auf dem Wege nach Hause begriffen war, ihre Andacht im Tempel verrichten. Sie hatte zwo Mägdchen bey sich, und wurde, nach Landesgebrauche, in einem verdeckten Tragsessel getragen. Sie ließ auch die Bonzen von ihrem Vorhaben benachrichtigen, und bitten, sie möchten auf die Seite gehen. Allein, das Oberhaupt dieser Mönche versteckte sich hinter dem Altare, sah die Jungfer, und verliebte sich im Augenblicke sterblich in sie. Darauf ließ er die beyden Mägdchen durch andere Bonzen greifen, er aber führete die Jungfer, ihres Geschreyes und Weinens ungeachtet, mit sich davon. Der Doctor erfuhr ohne langen Zeitverlust, seine Tochter wäre in den Tempel gegangen, seitdem aber nicht wieder zum Vorscheine gekommen. Er verlangete sie von den Bonzen: allein, ihre einhällige Antwort war, seine Tochter wäre nach verrichtetem Gebethe weggegangen. Doch da er, wie alle Gelehrte in China überhaupt, dem Aberglauben sehr schlecht zugethan war: so wandte er sich an den tatarischen General in dasiger Landschaft. Die Bonzen wurden hierauf genöthiget, sich zu verantworten. Zwar verhofften sie, den Pöbel auf ihre Seite zu bringen; und sprengeten deswegen aus, ihr Gott hätte sich in die Jungfer verliebt, und sie entführet, ja, die allerlistigsten wollten dem Doctor weiß machen, es wiederfahre seinem Hause durch diese Verbindung die allergrößte Ehre. Allein, der tatarische General gab diesen Possen wenig Gehör, sondern begab sich in eigener Person in das Kloster, durchsuchete alle Winkel auf das genaueste, und fand endlich in einem Keller über dreyßig Weibespersonen, die Doctors Tochter war gleichfalls mit darunter. Der Tatar ließ sie alle mit einander aus ihrem Gefängnisse heraus gehen, das Kloster sodann an den vier Ecken mit Feuer anstecken, und die Pfaffen mit sammt ihrem Tempel, Altären und Götzenbildern zu Asche verbrennen *i*).

Unkeuschheit der Bonzen.

Doch dergleichen ungebührliche Dinge nahm Barbinais bey seinem Aufenthalte in dem Bonzenkloster im geringsten nicht wahr. „Ihr Gottesdienst, saget er, ist bald gethan. „Ihre ganze Beschäfftigung besteht darinnen, daß sie ihre Lampen zu rechter Zeit mit Oele „versorgen, und die Leute empfangen, welche ihre Andacht zu verrichten Willens sind; „übrigens thun sie nicht das geringste, sondern sie führen ein müßiges Leben. Sie gehen „mit einer Glocke in der Hand von Hause zu Hause, und betteln Lebensmittel. Will etwa ein Chinese seinem Hausgötzen zu Ehren ein Fest begehen: so ruft er die Bonzen dar„zu, welche dann ihre langen gestickten Meßgewande anziehen, und den Götzen in der Stadt „herum tragen. Sie gehen Paar und Paar, und halten Bänder mit Schellen in der „Hand.

Barbinais gutes Zeugniß von ihnen.

b) A. d. 173 und vorherg. S. *i*) A. d. 179 S.

„Hand. Das gemeine Volk läuft hinten drein, wiewohl mehr aus Neugierigkeit, als „aus Andacht. An den Neu- und Vollmonden stehen sie um Mitternacht auf, und sagen „ihre Gebethe her. Mir kam es vor, als ob sie immer einerley wiederholeten. Dabey „bezeugeten sie sich eben so andächtig und sittsam, als ob sie von denen Göttern, die sie anrie- „fen, einige Vorstellung hätten. Gegen einander selbst bezeugen sie große Demuth. Denn „bey der Begrüßung leget sich einer vor den andern nieder auf die Erde. Allein, weil „sie nachgehends einander mit einem Trunke beehren, und sich meistentheils gar berauschen: „so fangen ihre Besuche zwar allemal mit ungemeiner Höflichkeit an, endigen sich aber „zum öftern mit Schimpfen„.

La Barbinais le Gentil 1716.

Alles dieses, fährt der Verfasser fort, sah ich bey meinem Aufenthalte in dem Kloster Colomsu alle Tage mit Augen. Seit fünf Monaten haben mir die Bonzen mit Einwilligung der Mandarinen ein sehr artiges Zimmer eingeräumet. Einstens, als ich noch im Bette lag, drang unvermuthet ein dermaßen großer Schwall von angezündetem Räucherwerke ins Zimmer herein, daß ich hätte ersticken mögen. Als ich in der Geschwindigkeit zur Thüre hinaus eilete: so erblickete ich einen Tisch voll gekochte Hühner, Enten, Fische u. s. w. Dabey stund der Bonze, bey dem ich wohnete, und verbrannte in seiner geweiheten Urne eine Menge Goldpapier mit der größten Andacht von der Welt. Nun konnte ich zwar leicht ermessen, er sey mit irgend einem wichtigen Opfer beschäfftiget: warum aber eben vor meiner Thüre? das fiel mir unbegreiflich. Demnach fragete ich nach der Ursache. Er gab mir mit Weinen zur Antwort: dein Gott bringt mir alle meine Ziegen ums Leben. Seidem du auf dieser Insel bist, habe ich wohl schon die Hälfte von meiner Heerde eingebüßet. Nun opfere ich diesem schrecklichen Gotte die gegenwärtigen Sachen, und suche ihn dadurch zu versöhnen. Zu gleicher Zeit zeigete er mir einige Schriftzeichen, die er oben an meine Thürschwelle angemalet hatte, und dadurch er den Gott der Franzosen beschwören wollte. Ich versuchte, ihn eines bessern zu belehren: allein, es war vergeblich. Unterdessen erkundigte ich mich nach der Ursache seines Kummers, und erfuhr, man hätte auf der kleinen Insel Colomsu ein Zelt aufgeschlagen, und das Küchengeräthe aus dem Schiffe darunter gebracht: die Matrosen kämen alle Tage dahin, und weil sie dächten, der Himmel sähe seine Lust daran, wenn sie einen Bonzen bestöhlen: so stächen sie seinen Ziegen lange eiserne Nadeln in die Ohren, und bis ins Gehirn hinein. Hiervon müßten die Thiere in weniger Zeit umfallen; der Bonze schriebe es einer Seuche zu, welche der Franzosen Gott unter seine Heerde geschickt hätte, und würfe die todten Ziegen auf den Schindanger, da sie die Matrosen fleißig abholeten, und über seine Einfalt wacker lacheten.

Einfalt eines Bonzen.

Der Pater Laureati machte sich kein Bedenken daraus, dem Barbinais allerley Umstände zu erzählen, davon in der Sammlung des Pater du Halde nichts gemeldet wird. Sie betreffen meistens den berufenen Kaiser Kamhi, welcher damals auf dem chinesischen Throne saß. Er regierete schon funfzig Jahre, und war drey und sechzig Jahre alt. Er litt zwar die Mißionarien und die Ausübung eines ausländischen Gottesdienstes in seinem Reiche, allein, bloß deswegen, weil ihm unsere Künste und Wissenschaften gefielen. Er für seine Person hatte nicht die geringste Lust, ein Christ zu werden. Er war so stolz und übermüthig, als ein morgenländischer Monarch immer seyn kann. Es verdroß ihn, daß sein Reich auf der Landkarte nicht im Mittelpuncte der Erdkugel stehen sollte; und als einige Jesuiten auf seinen Befehl zu Pekin eine Landkarte machten, so mußten sie, ihm zu gefallen, die Ordnung verkehren. Er wollte zwo ungemein schöne Weltkugeln, die ihm ein eng-

Nachrichten von dem Kaiser Kamhi.

La Barbinais le Gentil 1716.

engländischer Kaufmann anboth, nicht haben, bloß weil China nicht an dem Orte, da er es haben wollte, darauf verzeichnet war. Seine wunderliche Liebe gegen das Land, das er beherrschete, gieng so weit, daß er sich selbst zuerst betrog, damit er nachgehends andere betriegen konnte. Kam ihm ein neues europäisches Kunststück zu Gesichte: so mußten es seine Künstler heimlich nachmachen, das nachgemachte Stück zeigete er nachgehends den Mißionarien, als eine chinesische Erfindung, und fragete sie mit großer Kaltsinnigkeit: ob denn die Europäer auch so geschickt wären, dergleichen zu machen?

Seine unbändige Neugierigkeit setzete ihm einstens in den Kopf, er wollte sich berauschen, um zu sehen, wie ihm hernach zu Muthe seyn würde. Ein gewisser Mandarin, der was ziemliches vertragen konnte, bekam Befehl, seine tatarische Majestät nieder zu trinken. Man setzete ihm europäische Weine vor, absonderlich Canariensect, damit die Befehlshaber der Seestädte seine Tafel fleißig versorgeten. Endlich stieg ihm der Wein in den Kopf, und versenkete ihn in einen tiefen Schlaf. Hierauf gieng der Mandarin in das Vorgemach, wo die Verschnittenen stunden, und sagete, der Kaiser sey heftig berauschet; es stünde zu befürchten, er möchte sich an den Trunk gewöhnen, und da er von Natur ohne dieß schon sehr jähzornig sey, sodann noch toller werden, und wohl seiner vertrautesten Lieblinge nicht verschonen. Damit wir also, fuhr der Mandarin fort, dergleichen Unglück künftig nicht besorgen dürfen: so müsset ihr mich in Fessel schlagen, und in ein Kerkerloch werfen, als ob es auf seinen Befehl geschehen wäre, für das übrige lasset hernach mich sorgen. Den Verschnittenen gefiel dieser Anschlag um ihres eigenen Bestens willen. Als der Kaiser aufwachte, und mit Verwunderung keinen Menschen um sich sah: so fragete er, warum ihn der Mandarin allein gelassen hätte? Man gab zur Antwort: er wäre in seiner Majestät Ungnade gefallen, und auf dero Befehl in ein scharfes Gefängniß gesetzet worden, da er den Tod zu gewarten hätte. Der Monarch sann lange Zeit bey sich selbst nach, und befahl endlich, man sollte ihn herführen. Der Mandarin erschien in Ketten und Banden, und legete sich dem Kaiser als ein Missethäter, der sein Urtheil erwartet, zu Füßen. Wie kömmst du zu diesem Zustande? fragete Kamhi; was hast du gethan? Was ich gesündiget habe, gab der Mandarin zur Antwort, das weis ich nicht. So viel weis ich nur, daß Eure Majestät befahlen, mich in ein Kerkerloch zu werfen, und als man mich abholete, gedachte ich, man würde mich hinrichten. Hierüber verfiel der Kaiser von neuem in ein tiefes Nachsinnen, schien sehr bestürzt und beschämet zu seyn. Endlich schob er sein heftiges Verfahren, davon ihm nicht das geringste mehr bewußt wäre, auf die Weindünste, ließ den Mandarin losschließen und seinen Weg in Friede ziehen. Seit dieser Begebenheit hütete er sich, wie man bemerkete, allemal vor Uebermaaße im Trinken *k*).

Nurbesagter Mißionar erzählete dem la Barbinais auch ein Beyspiel von der Geldgierigkeit des Kaisers Kamhi. Nur wenige Jahre vorher, rief er bey einem Spazierritte zu Nankin einen Mandarin von seinem Gefolge, der für den reichsten Mann im ganzen Reiche gehalten wurde, befahl ihm einen Esel, den der Kaiser bestieg, bey dem Zaume zu nehmen, und rings um den Platz zu führen. Der Mandarin that es, und wurde für seine Bemühung mit einem Tael belohnet. Hierauf hieß ihm der Kaiser ebenfalls auf den Esel steigen. Der Mandarin entschuldigte sich auf das beste: allein, es half nichts, sondern er mußte zugeben, daß sein Herr das Amt eines Stallknechtes bey ihm vertrat. Als der wunderliche Spazierritt vorbey war: so fragete ihn der Kaiser, wie vielmal bin ich wohl

k) A. d. 308 und vorherg. S.

wohl vornehmer, als du? Der Mandarin fiel ihm zu Füßen, und gab die Vergleichung für unmöglich aus. Nun dann! versetzete Kamhi, so will ich sie selbst machen. Ich bin zwanzig tausend mal vornehmer, als du, folglich mußt du mir meine Bemühung auch um so viel besser bezahlen, als ich die deinige. Der Mandarin bezahlete die zwanzigtausend Tael ohne Murren, und war recht froh, daß ihn die Demuth seines Kaisers noch so gelinde durchwischen ließ *l*).

La Barbinais le Gentil 1716.

Der III Abschnitt.

Abreise von der Insel Emuy. Sonderbare Begebenheit. Gefecht mit einem Malayer. Sie treffen einen Herrn von Sumatra an. Großmuth einer Indianerinn. La Barbinais Beobachtungen wegen der Straße de la Sonda. Rath, den er giebt. Warum die Franzosen Batavia meiden. Nachtreise des Verfassers. Sie landen auf einer Insel; machen daselbst Bekanntschaft. Cocosnüsse. Fliegende Eidechse. Menge von Schildkröten. Häuser der Einwohner. Schönes Frauenzimmer. Irrige Weite zwischen Bourbon und France. Anmerkungen von der Insel Bourbon. Rückkehr des Verfassers nach Frankreich.

1717.

Abreise von der Insel Emuy.

Nachdem das französische Schiff ungefähr sieben Monate lang bey der Insel Emuy vor Anker gelegen war: so gieng es den 12ten Jenner im Jahre 1717 wieder unter Segel, und bekam innerhalb Monatsfrist die Inseln, welche an der Mündung der malackischen Meerenge liegen, glücklich zu Gesichte. Es verursachen besagte Inseln, wegen der grünenden Bäume, damit sie bewachsen sind, einen höchst angenehmen Anblick. Bey dieser Gelegenheit verwundert sich la Barbinais, „ daß man sich nach den Zeichnungen, oder Aussichten eines Landes, die zur See aufgenommen werden, richten wollte. Er hatte verschiedene von sehr geschickten Personen aufgenommene Risse bey sich: allein, die Berge, „ das Land u. s. w. kamen seinen Augen im geringsten nicht also vor, wie es die Zeichnung „ angab. Er seines Ortes glaubet festiglich, wenn man durch zween Ingenieurs, davon „ aber jedweder auf einem besondern Schiffe und nur eine halbe Meile weit vom andern „ sich befindet, einen Riß von eben demselbigen Lande aufnehmen ließe, so würden beyde „ Risse einander gar nicht ähnlich seyn. Sollen also die Risse, die man zur See gemeiniglich bey sich zu führen pfleget, von einigem Nutzen seyn: so muß das Schiff sich an eben „ der Stelle befinden, wo derjenige war, welcher den Riß aufnahm, welches aber etwas „ unmögliches zu seyn scheint. Ferner glaubet er, die besten Wegweiser auf der Fahrt „ von China, bis an die malackische Meerenge, wäre das Senkbley und die öftere Berechnung der Breite. Auf die Ströme darf man sich gar nicht verlassen, indem sie mit „ der Jahreszeit sich ändern, und nicht immer einerley Stärke behalten „ *m*).

Sonderbare Begebenheit.

Den 16ten zwo Meilen weit von der Küste von Sumatra, waren die Franzosen genöthiget, etwas zu thun, das ihnen sehr leid war, und davon selbst die Erzählung nebst der herzlichen Reue, die sie darüber empfanden, der großmüthigen Gesinnung ihrer Nation in solchen Gewässern, da andere Europäer, so viel wir bisher gesehen haben, es so gar genau nicht nehmen, ungemeine Ehre machet. Ehe sie es sich versahen: so fanden sie nicht mehr als vier Faden Wasser, ohne daß es ihnen möglich gefallen wäre, den rechten Durchgang, von welchem sie allmählich abgekommen waren, zu erkennen. In dieser Verlegenheit warfen sie den Anker aus: allein, eine Stunde hernach, als man noch nicht einig werden konnte, was bey so gefährlichen Umständen zu thun sey, merkete man, die Tiefe habe schon

l) Ebendas.

m) Ebend. III Th. a. d. 17 S.

La Barbinais le Gentil 1717.

schon wieder um einen halben Faden abgenommen, und es hätte nur um einen Schuh gefehlet, so wäre das Schiff aufgesessen. Die Angst machte bey solchen Umständen die Gefahr noch größer, als sie an sich selber war. Die Matrosen frageten nach keinem Befehle ihrer Officier, und es gieng mit einem Worte alles darunter und drüber. „ Endlich vergaßen wir, gesteht der Verfasser, über unserer Noth alle Billigkeit, ja wir nahmen nicht „ einmal die Gefahr, der wir entgegen liefen, wahr. Wir thaten nach einer malayischen „ Brigantine, welche zwischen der Küste und unserm Schiffe hinsegelte, einen Scharfschuß. „ Die Malayer strichen sogleich ihre Segel, und fünf bis sechse von uns sprangen mit unserm Gewehre in die Schaluppe, ohne zu wissen, warum? oder was wir vornehmen „ wollten? Ich für meine Person kann aufrichtig versichern, daß ich aus einem jähen „ Triebe, dem ich zu widerstehen nicht vermochte, hinein sprang. Unterdessen rief man „ uns, da wir bereits vom Schiffe weg waren, mit einem Sprachrohre nach, wir sollten, „ es sey nun mit Güte, oder mit Gewalt, einen Lootsmann mitbringen „. Wir stiegen in die Brigantine, sahen aber fürs erste nicht mehr, als etwa acht Kerle darinnen, welche eben einige metallene Stückchen zum Schusse fertig gemachet hatten. Als ihr Anführer durch allerley Zeichen fragete, was wir von ihm verlangeten: so gaben wir auf gleiche Weise zur Antwort, wir hätten einen Lootsmann, der uns in die rechte Durchfahrt bringen könnte, nöthig. Da nun hierauf eine alte Frau, die in einem Winkel saß, einige Worte in gebrochenem Portugiesisch zu mir sagete: so erklärete ich ihr unser Verlangen; sie that aber, als ob sie mich nicht verstünde.

Gefecht mit einem Malayer.

Unterdessen hatten wir zween von unsern Leuten auf das Vordertheil, und eben so viel auf das Hintertheil des Schiffchens gestellet, und ihnen befohlen, wenn uns etwa die Malayer mit allzugroßem Vortheile angreifen sollten, Feuer auf sie zu geben. Die auf dem Vordertheile, gaben uns Nachricht, die Brigantine werde von dem Strome weggeführet, weil die Malayer keinen Anker ausgeworfen hätten. Ich verlangete darauf, sie sollten es sogleich thun; es geschah auch, obgleich das Schiffchen schon außer dem Stückschusse des unserigen war. Nachgehends ließen wir die alte Frau, ihren Sohn, den Schiffer, noch eine andere Weibesperson, und zween Malayer, als zu unserer Sicherheit nöthige Geisel, in unsere Schaluppe steigen. Indem wir aber Zwangsmittel dabey vorkehren mußten, und sie darüber ein Geschrey erhuben: „ so kam auf einmal eine Menge „ Malayer aus dem Schiffsraume zum Vorscheine, und machten die Kerle so grimmige „ Gebehrden, daß wir leicht ermessen konnten, sie müßten nichts gutes gegen uns im Schilde führen. Wir sahen uns mit betrübten Augen nach unserm Schiffe um, es war aber „ leider! schon so weit entfernet, daß es uns unmöglich beystehen konnte. Unterdessen wurde die Gefahr nur allzugroß. Denn ungeachtet wir bey dem Entern der Brigantine kaum „ sieben bis acht Mann zu Gesichte bekommen hatten: so waren ihrer doch wohl sechzig „ vorhanden, und drangen sie mit großer Ungestümigkeit aus dem Raume herauf. Aus „ Beysorge nun, wenn wir ihnen Zeit ließen, sich zu versammeln, und unsere wenige Anzahl inne zu werden, möchten sie uns übermannen, griffen wir diejenigen an, die am „ ersten zum Vorscheine kamen. Sie vertheidigten sich mit ihren Dolchen, und „ zu gleicher Zeit brachen hinter uns noch mehr Malayer aus der großen Cajüte, „ darein sie sich verstecket hatten, heraus. Zum Glücke geschah unserer Seits kein „ einziger Schuß auf sie, sondern wir jagten sie nur nach einem geringen Widerstande mit unserm Seitengewehre wieder in den Raum hinab. Doch wurden einige

„von

„ von ihnen verwundet. Wir verschlossen sogleich die Lücken auf das beste, nahmen „ auch aus der Cajüte eine ziemliche Anzahl Gewehr, daran sie in der ersten Bestür„ zung nicht gedacht haben mußten, weg. Unsere Absicht war im geringsten nicht, „ ihnen Schaden zuzufügen, im Gegentheile bedauerten wir nur, daß wir Gewalt brau„ chen mußten: allein, es wäre etwas vergebliches gewesen, ihnen die Billigkeit unserer „ Absicht vorzustellen, und die Zeit darüber zu verlieren; denn sie hätten uns unfehlbar „ ermordet „.

La Barbinais le Gentil 1717.

Beystand von den Gefangenen.

Als sich niemand weiter regete: so brachten wir alles gefundene Gewehr in unsere Schaluppe. Es bestund in einer Menge Lanzen, und sechs kleinen metallenen Steinstücken, welche letztern die Malayer bey unserer Rückfahrt nach dem Schiffe hätten gegen uns gebrauchen können. Gleichwohl ertheilete ihr Schiffer, den wir wider seinen Willen mitnahmen, seinen Matrosen unterschiedliche Befehle wegen der Sicherheit unserer Fahrt, und wir machten uns unter seiner Anführung auf den Weg. Die armen Malayer weineten die bittern Zähren. Nur das alte Weib that sehr großmüthig, und sagete in schlechtem Portugiesischen ganz beherzt zu mir, sie fürchtete sich gar nicht vor uns; denn sie wüßte gewiß, wenn wir Christen wären, so würden wir sie nicht aus ihrem Vaterlande zu entführen, noch in die Leibeigenschaft zu stürzen verlangen. Diese Keckheit mußte ich bewundern. Ich gab ihr zu verstehen, wir verlangeten von ihrem Sohne weiter nichts, als daß er uns eine Gefälligkeit, die uns höchst nöthig fiele, erzeigen sollte. Dafür würden wir ihn gut belohnen, auch alls aus der Brigantine weggenommene treulich wieder zustellen. Auf meine folgende Frage, was für ein Vaterland sie hätte? gab sie zur Antwort: sie wäre aus Cambaya gebürtig; ihr Sohn hätte die Brigantine ausgerüstet, und Reiß nach Java führen wollen, die meisten auf dem Schiffchen befindlichen Malayer wären bloße Reisende.

Ein indianischer Schiffer verliert sein Fahrzeug.

Als wir unser Schiff erreichten: so versah der indianische Schiffer Steuermanns Dienste. Er rieth uns, voritzt den Anker zu lichten, ihn aber einen Büchsenschuß von hier wieder fallen zu lassen. Wir thaten es, und brachten die Nacht auf derselbigen Stelle ganz geruhig zu. Allein, bey anbrechendem Tage, war zu unserer größten Bestürzung keine Brigantine mehr zu sehen, sondern sie hatte sich in der Dunkelheit davon gemachet. Der indianische Schiffer hielt es für eine unstreitige Sache, die malayischen Reisenden hätten sich Meister davon gemachet; darüber gebehrdete er sich wie halb verzweifelt, heulete, schrie, riß sich die Haare aus dem Kopfe, und warf uns vor, wir wären an dem Verluste seines Schiffes Schuld. Er that dermaßen jämmerlich, daß wir aus Mitleiden, und um nicht eine Unbilligkeit mit der andern zu häufen, ihm versprachen, wir wollten ihn an der äußersten Spitze von Sumatra ans Land setzen. Wie es schien, so gereichte ihm die Hoffnung der Freyheit zu einigem Troste. Man gab ihm zwanzig Piaster, einen Sack voll Zwieback, drey Flaschen mit Weine, und zwo voll Brandtwein, auch auf sein Verlangen, und damit er sich gegen die wilden Thiere, davon es auf dieser Küste wimmelt, beschützen könnte, Pulver und Bley. Seine Lanzen und Steinstücke bekam er ebenfalls wieder. Zum Beschlusse, als er in dem Nachen des Schiffes abfahren wollte, erbothen sich einige Franzosen aus Großmuth, ihn zu begleiten, und ich war unter dieser Anzahl ebenfalls.

Sie treffen einen Herrn von Sumatra an.

Wir nahmen jedweder eine Flinte und einen Säbel mit, und fuhren nach dem Ufer, unser Schiff aber setzete seinen Weg unterdessen mit halben Segeln fort, und suchte vor

La Barbinais le Gentil 1717.

der äußersten Südspitze der Insel vorbey zu kommen. Wir näherten uns dem Lande zwar bis auf einen Büchsenschuß, konnten aber wegen einer großen davor liegenden Sandbank nicht aussteigen, sondern mußten über eine Meile weit, immer neben ihr herfahren. Hierüber wurden wir ziemlich ungeduldig, absonderlich da uns so viele Tiegerkatzen und andere Thiere vor den Augen herum liefen, und wir sie dennoch nicht schießen konnten. Als wir über zwo Stunden lang geschiffet, und die Südspitze beynahe erreichet hatten: so kam eine kleine Rudergaliote neben dem Strande herab, und uns entgegen. Unser waren nicht mehr, als sechs bewaffnete Franzosen. Die Unserigen auf dem Schiffe, die uns sehr wohl sahen, besorgeten, die Indianer auf der Galiote möchten uns etwa angreifen, ja von den Malayern, die wir noch immer unter dem Joche hielten, selbst dazu angereizet werden. In dieser Meynung setzete man die Schaluppe aus, und es eileten die meisten Schiffsofficier und Freywillige, uns zu helfen. Weil uns aber der Wind auf die Galiote zutrieb: so hatten wir sie schon geentert, ehe sie noch auf halbem Wege waren. Es war ein Fahrzeug ohne Verdeck und ohne Stücke, mit etwa zwanzig nackenden Indianern besetzet, darunter jedoch ein vornehmer Herr aus Sumatra sich befand. Sie stunden, wie wir auf sie anschlugen, vor großen Schrecken, wie die Bildsäulen da, und dachten vermuthlich nicht anders, als wir wollten sie alle todt schlagen, weil wir mit solcher Geschwindigkeit in ihr Schiff hinein sprangen. Unterdessen sprang die alte Frau, die wir inzwischen aus der Acht ließen, mit ungemeiner Behendigkeit in die Galiote. Anfänglich dachten wir, sie wollte die Indianer zum Kampfe aufmuntern. Allein, da sie mit ihnen gesprochen hatte: so sahen wir mit angenehmer Verwunderung, daß der vornehme Herr die Hand auf den Kopf legete, und uns nach mohrischer Art begrüßete. Er trug einen langen Rock von indianischem baumwollen Zeuge; sein Haupt wurde von einem aus Binsen geflochtenen großen Hute gegen die Sonnenstralen beschützet. Die Finger stecketen voll Ringe und Smaragden.

Großmuth einer Indianerinn.

Unsere Malayer bathen hierauf, wir möchten sie alle mit einander in die Galiote treten lassen, indem sie ihre Brigantine vermuthlich desto gewisser antreffen würden, wenn sie die Meerenge aufwärts führen. Wir bewilligten alles, was sie verlangeten. Ihre Lebensmittel und ihr Gewehr wurde durch unsere eigenen Matrosen auf die Galiote geschafft. Wir machten zwar über dieses auch dem Schiffer, als er aus unserm Nachen getreten war, wegen des Vorgegangenen eine höfliche Entschuldigung: allein, er gab uns keine Antwort darauf. Das alte Weib, ungeachtet es uns den Augenblick einen guten Dienst erwiesen hatte, ließ sich dennoch die Sache von neuem verdrießen, und sagete verstockter Weise nicht das geringste Wort. Sie hatten alle beyde vermuthlich die Absicht dabey, uns den Kummer über ihren erlittenen Verlust im Herzen zu lassen, und sich auf diese Weise an uns zu rächen; denn sie sahen wohl, daß uns das gestiftete Uebel sehr leid war. Weil unser Steuermann, sobald wir auf das Schiff zurück kamen, die Segel beysetzen hieß: so konnten wir nicht erfahren, ob die armen Indianer ihre Brigantine wieder bekamen, oder nicht, und eben so wenig wissen wir, ob die dringende Noth, darinnen wir uns befanden, eine hinlängliche Entschuldigung in den Augen des Himmels gewesen seyn möge n)?

La Barbinais Beobachtungen wegen der Straße de la Sonda.

Weil la Barbinais sowohl durch eigene Erfahrung, als durch Beyspiele immer größere Einsicht im Seewesen erlangete: so giebt er hier einige wichtige Nachrichten, von eben dieser Durchfahrt. Er bemerket vorläufig, es mache die Insel Sumatra drey sehr ansehnliche

n) Ebendas. a. d. 32 und vorherg. S.

liche Meerengen, nämlich gegen Norden die malackische, gegen Osten die Straße bey Banca, und gegen Mittag zugleich mit der Insel Java, den sogenannten Sund. Nachgehends stellet er sein Schiff vor, wie es drey französische Meilen weit ostnordostlich von der Insel **Lucipara** auf sechs Faden Tiefe sich befindet, und beschäfftiget ist, die rings um besagte Insel liegende Sandbank mit dem Bleywurfe zu untersuchen. Es ist diese Bank viel weiter von Sumatra entfernet, und dagegen weit näher bey Lucipara, als die Karten angeben. „Doch obgleich dieses an sich selbst ein Irrthum ist: so darf man ihn „doch den Erdbeschreibern nicht als einen Fehler ansetzen; denn vielleicht haben sie die Ge„fahr nur deswegen in einer größern Nähe vorgestellet, damit die Steuerleute desto grö„ßere Vorsichtigkeit gebrauchen möchten„. Man fand vor der Bank viertehalb Faden Wasser. Um aber kein Wagestück zu begehen, muß man die Schaluppe mit einer Fahne voraus schicken, und das Abwechseln der Tiefe damit andeuten lassen. Man fuhr vom Morgen bis auf den Mittag an der Küste von Sumatra hin, ohne sich über eine französische Meile weit davon zu entfernen. Nachgehends steuerte man nach Süden, und nach Südsüdwest. Die Schaluppe berichtete nach ihrer Zurückkunft an Bord, sie hätte in besagter Entfernung vom Lande, nie weniger, als sechs Faden Wasser gefunden. Dieses nun soll denen, welche in die Straße von Banca einlaufen, oder durch diese Durchfahrt hinaus wollen, zum Bewegungsgrunde dienen, lieber neben Sumatra, als neben der Insel Lucipara zu bleiben. Man war auf drey Grade vier und zwanzig Minuten Süderbreite, und man hatte Südwest gehalten. Weil die Schaluppe Nachricht gab, die Tiefe nehme um zween Faden ab: so hatte man gegen Südsüdwest gesteuert, und als die Tiefe dem ungeachtet sich verminderte: so wendete man gegen Nordnordost, um eine gewisse Sandbank, welche in hoher See vor der hohen Bauminsel liegt, zu vermeiden. Nur besagte Insel hat die Benennung von ihren ungemein hohen Bäumen, die man in einer großen Entfernung sieht, bekommen. „Die Sandbank liegt viel weiter von der Insel, als „es die Karten bemerken. Jo, es müssen die Ströme mit unglaublicher Heftigkeit gegen Süden treiben, weil man der Schätzung zu Folge, seitdem man Lucipara vorbey war, nur etwa acht Meilen weit gesegelt zu seyn vermeynete, da doch die Karten achtzehn angeben o).

La Barbinais le Gentil 1717.

Rath, den er giebt.

Den folgenden Tag fuhr man so nahe bey den beyden Inseln las Hermanas vorbey, daß man einen Stein hätte hinein werfen können. Eigentlich sind es nur zween kleine mit Bäumen bewachsene Felsen. Man hat zwischen ihnen und Sumatra keine Klippen zu besorgen; hingegen muß man das Raume meiden, das ist die Ostseite, wo es gefährliche Klippen giebt, welche dem Wasser gleich stehen. Die Ströme treiben beständig gegen Süden.

Als am folgenden Tage, den 20sten März, die Tiefe vermöge des Bleywurfes von sieben bis auf eilf Faden anwuchs: so zeigete sich das Land bald hernach auf allen Seiten, das ist, auf der rechten Seite des Schiffes, die ganze Ostküste von Sumatra, auf der linken verschiedene Inseln, und gerade voraus die Insel Java. In dieser Gegend hat Sumatra sehr viele Gebirge. Unter andern fällt ein Berg ins Gesicht, dessen Gipfel einer Pyramide gleicht, und der Einfahrt in den Sund zum Wahrzeichen dienet. Die Entfernung der Eylande las Hermannas vom Sunde ist kleiner, als die Karten sie angeben. Bald darauf fiel die Insel ins Gesicht, welche von den Holländern die große Mütze genennet wird, weil sie in der That eine Aehnlichkeit mit einer Mütze hat. Sie dienet ebenfalls zu einem Merkmaale der Einfahrt in den Sund. Ihr Umkreis beträgt etwa

o) A. d. 35 S.

La Barbinais le Gentil 1717. etwa vierhundert Schritte. Man findet bis auf einen Steinwurf vom Ufer zwanzig Faden Tiefe, ohne die geringste Klippe. Wird ein Schiff bey der Mündung der Meerenge von einer Windstille überfallen, so soll es ohne viel Federlesen den Anker ausbringen; denn sonst werden es die Ströme unfehlbar an diese Insel werfen *p*).

Warum die Franzosen Batavia meiden. Weil die Franzosen so nahe bey Batavia waren, und zwar zu einer Zeit, da alle christliche Machten in Europa in Frieden mit einander lebeten: so hätten sie in einem Hafen, da man bereit war, ihnen als Freunden auf alle mögliche Weise an die Hand zu gehen, natürlicher Weise vor Anker legen und sich erquicken sollen. „Unterdessen kam es ihnen, „aus Besorge die Holländer möchten ihnen aus einem Handlungseifer einen schlimmen „Streich spielen, nicht einmal in die Gedanken. Denn diese übermüthigen Krämer sehen „es mit größtem Widerwillen, wenn eine andere europäische Nation sich untersteht, durch „den Sund zu laufen. Ihre Macht ist in diesem Gewässer so hoch gestiegen, daß sie be„fugt zu seyn glauben, alles zu thun, was sie wollen. Barbinais wundert sich darüber, „daß die Franzosen, Engländer, Spanier und Portugiesen, von dieser hochmüthigen Na„tion alles so geduldig leiden, ja, sie dermaßen mächtig werden ließen *q*).„

Sie suchen Hülfe unter den Barbaren. Man beschloß also im Schiffrathe, lieber bey den Wilden, als bey so gefährlichen Freunden, Hülfe zu suchen, und dieser Entschluß verschaffete uns einige Nachricht von einer Küste, die man bisher noch wenig kannte. Denn 22sten halfen in Ermangelung des Windes, die Ströme dem Schiffe in der Straße fort, und zu Mittage war man auf sechs Grad funfzehn Minuten. Man erblickete nicht nur die Küste von Java, sondern auch verschiedene Wohnplätze, theils auf dem Abschusse der Berge, theils im Grunde: imgleichen ungemein große mit Reiß angebauete Felder. Zwar sind die Berge in der Gegend der Straße nicht sehr hoch, aber auf ihrem Gipfel mit Bäumen bewachsen, und auf ihrem Abschusse, so viel man sehen konnte, wohl angebauet.

Nachtreise des Verfassers. Weil man gesonnen war, die ganze Nacht vor Anker liegen zu bleiben, so stiegen Abends um neun Uhr einige Officier in den Beynachen, sowohl um das Ufer zu besichtigen, als Schildkröten zu fangen. La Barbinais war auch mit dabey: doch es lief diese Spazierreise, saget er, nicht zum glücklichsten ab, wir mußten von Wind, Blitz und Regen nicht wenig ausstehen. Zwar liefen wir in eine kleine Bay, welche von einer Spitze zur andern eine französische Meile lang seyn mochte; es gieng auch die See in selbiger wirklich so hohl nicht: allein, die Küste war mit einer Felsenbank besetzet, und es kostete uns viele Mühe, ehe wir ans Land kommen konnten. Doch als das Wetter sich aufklärete, und der Mond uns zu leuchten begonn: so fanden wir einen kleinen Hafen, und liefen mitten durch die Klippen hinein. Aber als wir bey unserm Austritte ans Land eine Menge Fußstapfen sahen, und solche für das Gefährte reißender Thiere, davon es auf dieser Insel bekannter maßen wimmelt, erkannten: so fehlete es wenig, wir hätten unseren Nachen wieder gesucht. Doch wir legeten die Furcht bald wieder auf die Seite, wischten unser Gewehr aus, und machten uns zur Vertheidigung gegen Menschen und Thiere fertig. Unsere Matrosen zündeten ein großes Feuer an. Wir trockneten unsere Kleider, und holeten aus einigen Weinflaschen, die wir bey uns hatten, neuen Muth und neue Kräfte. Nicht weit vom Strande war ein Gehölze, woraus ein Bach mit abgeschmacktem und salzigem

p) A. d. 39 und vorhergeh. S.

salzigem Wasser rann. Nun hatten wir zwar Hoffnung, besseres zu finden, wofern wir nur den Bach weiter hinauf gehen wollten: allein, wir höreten ein solches Gebrülle im Walde, als ob ein ganzer Schwarm Unthiere da beysammen wäre, und damit vergieng einem jedweden die Lust, das Abentheuer zu wagen. Wer kein Gewehr bey sich hatte, der stieg wieder in den Nachen, und wollte sein Heil mit Fischfangen versuchen. Wir anderen besichtigten die im Sande eingedrückten Fußtapfen, ob nicht etwa welche von Schildkröten mit darunter wären. Allein, ungeachtet uns die Bay sehr fischreich vorgekommen war, so fingen wir doch nicht einen einzigen. Eben so wenig vermerketen wir das geringste Anzeigen einer Wohnung. Denn weil die Holländer, wenn sie zuweilen an dieser Küste landen, das Vieh wegnehmen: so bleiben die Einwohner mit ihren Heerden entweder in den Thälern, oder auf dem Gebirge.

La Barbinais le Gentil 1717.

Den 23sten rücketen die Franzosen bis an die äußerste Spitze der Insel Java, wo der Sund ein Ende nimmt, und erblickten das Prinzeneyland. Vermöge ihres Verhaltungsbefehles, sollten sie da frisch Wasser einnehmen: allein, weil auf dieser wüsten Insel weiter gar nichts, als Wasser anzutreffen war, so beschlossen sie, lieber an einer anderen Insel, welche von Java nur durch eine schmahle Durchfahrt abgesondert wird, zu landen, in Hoffnung sie würden entweder hier oder dort, Wasser, Reiß und Gemüse antreffen. Man warf den Anker eine halbe Meile weit von der Insel auf zwanzig Faden Tiefe, und schickete sowohl die Schaluppe als den Beynachen aus, um auf einer oder der anderen Seite der Durchfahrt einen Wasserplatz ausfündig zu machen. Nach einer Stunde sah man einige kleine Fahrzeuge über den schmahlen Seearm stechen. Hierauf wurde Befehl gegeben, Glimpf zu versuchen, um wo möglich mit diesen Indianern Bekanntschaft zu machen. La Barbinais war in die Schaluppe getreten. Weil nun die französischen Matrosen aus ihrer bisherigen Erfahrung gelernet hatten, man müßte fleißig auf seiner Hut stehen, so waren sie sämmtlich auf das beste bewaffnet. Der Nachen wendete sich gegen die javanische Seite. Allein, ungeachtet man Wasser genug von einem Berge hinab stürzen sah, so konnte man doch vor denen Klippen, welche das Ufer verlegten, nicht dazu kommen.

Prinzeneyland.

Die Franzosen landen auf einer Insel.

Was uns betraf, saget Barbinais, so fuhren wir mit unserer Schaluppe nach der kleinen Insel, bestiegen sie auch ohne alle Mühe. Zuerst erblickten wir etwa ein halb Dutzend Hüttchen, daraus einige halb nackende Indianer zum Vorscheine kamen, theils waren sie mit Dolchen, theils mit einer langen Lanze bewaffnet. Doch bezeugeten sie sich ziemlich gelassen, und wir suchten sie durch freundliches Begegnen noch treuherziger zu machen. Gleichwohl schien es, als ob sie uns nicht viel Gutes zutraueten: denn sie gaben durch Zeichen so viel zu verstehen, die Insel sey wüste, folglich verlohne es sich der Mühe nicht, weiter zu gehen; dagegen würden wir auf Java nicht nur Reiß und Ochsen antreffen, sondern auch weil ein ganzes halbes Dutzend Flüsse in den Meerarm falle, an der Mündung derselbigen ohne die geringste Mühe Wasser einnehmen können. Allein, da uns wohl bewußt war, daß sie mit Weib und Kind auf dieser Insel wohneten, und ordentlich eingerichtet waren: so konnten wir leicht ermessen, sie schwätzeten uns nur deswegen so tröstliche Dinge vor, damit wir unsere Wege gehen und ihre Insel in Friede lassen möchten. Denn sie leben in unaufhörlicher Sorge, von den Holländern entführet zu werden, und

Machen Bekanntschaft mit den Indianern.

q) A. d. 40 S.

La Barbinais le Gentil 1717.

und messen also entweder aus eiteler Furcht, oder wegen leidiger Beyspiele allen Ausländern eben dergleichen Absicht bey r).

Doch da sie unser freundschaftliches Bezeugen und unsere Geschenke sich gefallen ließen: so hoffeten wir, es werde mit der Zeit zu einem besseren Verständnisse mit ihnen kommen. Es war leicht, über die Meerenge zu setzen, und fanden wir auf der jenseitigen Küste in einem Raume einer Viertelmeile groß, wirklich fünf Flüsse, wiewohl sie dem Ansehen zu Folge, ihrer ziemlichen Breite ungeachtet, aus einer einzigen Quelle entspringen mußten. Der Arm ist an der Insel nicht über zwölf bis funfzehn Faden tief. Der Strand liegt voll schöner Muscheln. Auf der javanischen Seite wird er von einer Sandbank eingeschränkt, die sich beynahe bis an seine halbe Breite erstrecket, und die Durchfahrt so enge machet, daß sich schwerlich ein Schiff, es sey dann im äußersten Nothfalle, hinein wagen darf. Wir ließen sechs bewaffnete Mann in der Schaluppe, verbothen ihnen ans Land zu stoßen: wir übrigen zwölfe aber machten uns auf den Weg, einen bequemen Wasserplatz aufzusuchen. Denn es hatten alle diese fünf Flüsse salziges Wasser. Wir durchwateten drey mit der Flinte auf dem Kopfe. Als wir an den vierten kamen, so sahen wir einen Haufen Indianer an dem jenseitigen Ufer stehen, und mit einander rathschlagen. Der Officier, der uns anführete, winkete ihnen, sie möchten herüber kommen. Sie winketen dagegen, wir möchten es nur selbst thun, und über den Fluß setzen. Allein, das war so geschwind nicht gethan, denn er war tief. Endlich watete doch die Hälfte von uns durch; die übrigen gaben auf das Bezeugen der Indianer Achtung, und hielten sich zum Feuergeben fertig, wenn sie etwas feindseliges gegen unsere Leute beginnen wollten. Sie liefen aber davon. Weil nun der Tag sich neigete, und man uns auf dem Rückwege bey dem Durchwaten der Flüsse angreifen konnte: so verlangeten wir sie nicht zu verfolgen. Denn das Gras war an den Ufern fast Manneshoch, und die Indianer hätten sich da gar leicht in einen Hinterhalt legen können. Als uns demnach die Vorsichtigkeit wieder zu unserer Schaluppe geführet hatte: so fanden wir sie zwar noch am alten Orte, zugleich aber einen Haufen anderer Indianer am Ufer stehen, die unsere Matrosen ans Ufer zu locken versucht hatten. Sie hatten uns, als wir durch die Flüsse setzeten, deswegen nicht wahrgenommen, weil sie auf ihrem Wege von dem Gehölze bis an den Meerarm beständig in dem hohen Grase, damit die ganze Ogend bewachsen ist, gegangen waren. Ungeachtet sie nun über unsere unvermuthete Gegenwart anfänglich erschracken, so ließen sie sich doch unsere Geschenke an Toback und baumwollenen Schnupftüchern bestens gefallen, und kletterten zur Dankbarkeit dagegen auf einige Palmbäume, davon das ganze Ufer voll stund, heleten Cocosnüsse herab, und beschenketen uns an ihrem Orte gleichfalls s).

Sie suchen Wasser.

Cocosnüsse.

Vermuthlich kostete Barbinais diese Frucht in seinem Leben voritzt zum erstenmale; denn er saget, die vielen Lobeserhebungen, die ihr von allen Reisebeschreibern beygeleget würden, kämen ihm ziemlich übertrieben vor; und wenn sie für alle Bedürfnisse des Lebens hinreichend wäre, so müßten es etwa die Lebensbedürfnisse der Affen oder Einsiedler seyn. Unterdessen beluden doch die Matrosen ihre Schaluppe mit Cocosnüssen, um das übrige Schiffvolk, das seit langer Zeit sich mit verdorbenem Wasser behalf, und sehnlich nach einem Labsale seufzete, damit zu erquicken. Nebst den Nüssen nahm man auch allerley frische Kräuter mit, welche am Borde nicht weniger große Freude verursacheten. Niemand

r) Ebendas. a. d. 47 S.

s) A. d. 51 und vorhergeh. S.

mand konnte begreifen, daß ein mit so vielen Flüssen bewässertes, und mit einer so großen Menge Bäume bepflanzetes Land, dem ungeachtet Mangel an süßem Wasser haben sollte. Allein, die Officier verlangeten nicht nur überhaupt Wasser, sondern auch in einer solchen Nähe, da das Abholen dem ohnedieß abgematteten Schiffsvolke nicht allzusauer fallen möge. Demnach hatte sowohl die Schaluppe, als der Nachen Befehl, weder Holz noch Wasser zu melden, es sey denn der Ort so bequem, daß man es abholen könne, ohne eine größere Beschwerlichkeit als von dem Uebel selbst, welchem man abhelfen wolle, zu empfinden.

La Barbinais le Gentil 1717.

Aus dieser Ursache nun war die Schaluppe genöthiget, die kleine Insel zum zweytenmale zu besuchen. Sie landete diesesmal dem vorigen Orte, wo sie gewesen war, gerade gegen über und an der Rhede selbst, da das Schiff vor Anker lag. Hier fand man ein Flüßchen mit süßem Wasser, das leicht fortzubringen war. Nicht weit davon stund ein Gehölze mit allerley Bäumen. Diese gute Zeitung wurde sogleich im Schiffe verkündiget. Weil aber die Indianer noch beständig einiges Mistrauen äußerten: so befahl man den Matrosen, sich immer beysammen zu halten. Den 24sten fuhr man den Tag über sechsmal ans Land. Die Indianer traueten sich noch immer nicht, zum Vorscheine zu kommen, sondern schicketen nur einige Kinder ab, um zu sehen, wie man ihnen begegnen würde, und was folglich die Insel von diesen Gästen sich zu versehen hätte. Man empfing die Kinder mit solcher Freundlichkeit, daß die Aeltern bald darauf selbst erschienen, und Eyer, Turteltauben, Hühner, imgleichen Rehe in Größe der Hasen, die sie im vollen Laufe weghascheten t), zu Kaufe brachten. Bey dieser Beschaffenheit giengen die Schiffsofficier ohne Bedenken auf die Jagd, nur mit der Vorsichtigkeit, daß sie nicht allzuweit vom Ufer sich entferneten. Sie fanden eine unsägliche Menge Turteltauben von allerley Farbe auf der Insel. Einige waren grün, mit schwarz und weißen Flecken; andere weiß und schwarz; weiß und gelb, imgleichen aschgrau. Ihre Größe war nicht minder mannigfaltig. Die größten glichen in diesem Stücke einer Haustaube, die kleinesten einer Drossel. Eben so erstaunlich war auch die Menge der Affen, Eichhörnichen, Sapajoux, Pfauen, Pintados, Wiedehopfen, Reiger, Drosseln, Amseln, Colibris, und allerley andere Vögel, deren Namen man nicht wußte. La Barbinais sah auch Eydechsen, welche wie Heuschrecken von einem Baume auf den andern flogen. Er schoß eine, und gerieth über die Mannigfaltigkeit ihrer Farben in große Verwunderung. Das Thier war einen Schuh lang, hatte vier Pfoten, wie eine gemeine Eydechse. Der Kopf war flach, und in der Mitte mit einem Loche, dadurch man, ohne es zu verletzen, gar wohl eine Nadel stecken konnte, durchbohret. Seine Flügel waren sehr zart, und wie an einem fliegenden Fische gestaltet. Um den Hals herum hatte es gleichsam eine Krause, welche übrigens den Bärten der Haushähne glich. Man suchete zwar ein so seltsames Thier aufzubehalten: allein, die Hitze verdarb es noch vor des Tages Endigung u).

Wasser in der kleinen Insel.

Viele Thiere daselbst.

Fliegende Eydechse.

Endlich wurden die Indianer beherzt, und ließen sich mit den Franzosen in Umgang ein. Sie brachten Eyer und Hühner, und thaten ganz bekannt dabey. Sie liehen auch irrdenes Geschirr zum Kochen her. Fische waren in kurzer Zeit überflüßig und von allerley Gattungen vorhanden, weil das gesammte Schiffsvolk sich einen Zeitvertreib mit Fischfangen machte. Man fing einstens in einem einzigen Zuge sieben Seeschildkröten, und über

Menge von Schildkröten.

t) A. d. 53 S.

u) A. d. 55 S.

La Barbinais le Gentil 1717.

über zweyhundert andere Fische, darunter einige unseren Dornbutten, andere unseren Seedrachen und Schellfischen glichen. Den folgenden Tag lief der Schildkrötenfang noch glücklicher ab. Man versorgete sich für die ganze übrige Reise damit. Denn weil diese Thiere von ihrem eigenen Fette zehren: so darf man ihres Futters wegen nicht besorget seyn *x*).

Barbinais reist durch die Insel.

La Barbinais nahm sich die Keckheit, nebst einigen guten Freunden weiter in die Insel hinein zu gehen. Sie ließen sich das dicke Gehölze nicht abschrecken, sondern drangen vermittelst einiger Fußsteige durch, und kamen an ein Dorf, das aus zwo schnurgeraden Gassen bestund. Die Häuser waren gleich hoch, stunden in gleicher Weite von einander, und sahen einander vollkommen gleich. Jedwedes stund auf acht hölzernen und zwölf Schuhe hohen Pfeilern. Das Dach war platt und viereckigt. Zwischen zwey Häusern war allemal ein Baum gepflanzt, welcher seine Aeste über das Dach ausbreitete, und eine in diesem heißen Lande höchstnothwendige Sache, nämlich kühlen Schatten, verschaffete. Mitten in jedweder Gasse, stund ein Markt- oder Ruhehaus. Es war auf allen Seiten offen, das Dach ruhete auf acht starken Pfeilern, an den vier Ecken waren vier Bäume gepflanzt, und gaben dem Hause ein recht gutes Ansehen *y*).

Häuser der Einwohner.

Die Einwohner erschracken über diesen Besuch, dessen sie sich nicht vermutheten, dergestalt, daß sie Haab und Gut im Stiche ließen, und nur in größter Geschwindigkeit davon renneten. Sie nahmen sich nicht einmal die Zeit, die Häuser zu verschließen. Ein ganzes Haus bestund in einem viereckigten Kämmerchen: das Hausgeräthe in Webstühlen, Hangbetten, Matten und einem Tische. Die Franzosen ließen alles, wie es war, um zu zeigen, daß sie ehrliche Handelsleute wären. Als sie das ganze Dorf durchstrichen, fanden sie zu äußerst ein geräumigeres und höheres Gebäude. Dieses hielten sie für die Moschee des Dorfes, weil sie aus anderen Wahrzeichen bereits geschlossen hatten, es müßten die Einwohner Mahummedaner seyn. Man stieg auf einer Leiter hinein. Weil uns nun, saget Barbinais, die Neugierigkeit antrieb, es zu besehen, wir gleichwohl aber besorgeten, sie möchten die Entheiligung ihres Tempels übel nehmen: so stelleten wir viere von unseren Leuten an beyde äußerste Enden des Dorfes auf die Schildwache, damit sie uns, wenn etwa die Indianer kämen, zeitig warnen könnten. Das Inwendige nun von diesem Tempel war ein Viereck. An der Ostseite sahen wir einen Predigtstuhl von eben solcher Gestalt, als in einer christlichen Kirche, und war er mit einem Teppiche von indianischem Cattune bedecket. An jedweder Seite des Gebäudes war ein Fenster, und vor jedwedem Fenster stund ein Tisch. Auf einem unter diesen Tischen lagen einige arabische Schriften, die ich für Blätter aus dem Koran hielte, in einem Stoße auf einander. Ungeachtet wir uns fest vorgesetzet hatten, nicht das geringste einzustecken: so konnte ich doch der Versuchung nicht widerstehen, sondern, indem meine Gefährten mit Besichtigung anderer Dinge beschäfftiget waren, nahm ich einige solche Blätter weg. Einige waren wie ein Buch zusammen geleget, andere aufgerollet, und stecketen in einem Bambusrohre. Gleich darauf warneten uns die ausgestelleten Schildwachen, man hörete Leute kommen. Wir machten uns sogleich aus diesem Orte heraus, und giengen fünf bis sechs Indianern, die auf einem sehr schmahlen Fußsteige heran kamen, entgegen. Sobald sie uns erblicketen, liefen sie davon. Ihre Furcht machte uns nur desto muthiger; wir wageten uns noch weiter

La Barbinais besuchet einen Tempel.

Nimmt einige Manuscripte daraus.

x) A. d. 56 S. *y*) A. d. 59 S.

weiter ins Gehölze hinein, und kamen zu einem anderen, wiewohl dem vorigen so ähnlichen Dorfe, daß wir anfänglich gedachten, es sey eben dasselbige, und wir wären durch allerley Umwege unvermuthet dahin zurück gekommen. Doch wir bemerketen gar bald, daß das gegenwärtige aus einer weit größeren Anzahl Häuser bestund, als das vorige; nur war es eben so leer. Ungeachtet man wegen des dicken Gehölzes nicht weit um sich sehen konnte, so bemerkete ich doch, daß der Boden an einigen Orten umgerissen, und sehr wohl angebauet war. Niemals in meinem Leben habe ich so viel Wildpret gesehen, als hier. Pfauen sind auf dieser Insel sehr gemeine Vögel. Ich bemerkete die Spur von Ochsen und Ziegen, aber wie es mich bedünkete, auch das Gefährte einiger Raubthiere; und meines Erachtens setzeten die Einwohner ihre Häuser nur deswegen auf Pfähle, um des Zuspruches dieser verdrießlichen Gäste überhoben zu bleiben z). La Barbinais le Gentil 1717.

Nach ihrer Zurückkunft fanden die Franzosen einen Haufen Indianer mit langen Lanzen am Ufer stehen. Sie hatten einen Kreis geschlossen, in dessen Mitte ein langer hagerer blasser Mann stund. Er trug einen langen Rock von grauem Cattune, und hatte ein Stück Nesseltuch in Gestalt eines Turbans um den Kopf gewunden. Jedermann hörete ihm sehr aufmerksam und ehrerbiethig zu. Allein, jedermann erschrack ungemein, als auf einmal sechs bewaffnete Ausländer erschienen. Die Indianer sahen einander an, als ob sie berathschlageten, was zu thun seyn möchte? Allein, wir ließen ihnen die Zeit nicht, saget Barbinais, einen Entschluß zu fassen. Wir grüßeten ihr Oberhaupt nach indianischer Weise, und mischeten uns hernach mit solcher Vertraulichkeit unter sie, daß ihnen der Argwohn zu vergehen schien. Das Oberhaupt erwiederte unsere Höflichkeit auf gleiche Weise. Wir gaben ihnen zu verstehen, wir sucheten Vieh zu kaufen: allein, ungeachtet unsere Zeichen deutlich genug und gar keiner Zweydeutigkeit unterworfen waren, indem wir recht natürlich wie Ochsen brülleten: so thaten sie doch, als ob sie uns nicht verstünden. Sie schlichen sich einer nach dem anderen ins Gehölze davon, und ließen uns am Ufer allein stehen, worauf wir unseren Weg geruhig nach unserer Schaluppe fortsetzeten. Trifft einen Haufen Indianer an.

Unterdessen da es außer allem Zweifel war, die Insel müsse noch andere Bedürfnisse, als bloßes Holz und Wasser, liefern können: so beschloß man, in der Gegend des Wasserplatzes, woselbst die Einwohner beherzter oder geselliger zu seyn schienen, zwanzig Mann auszusetzen. La Barbinais versäumete diese abermalige Gelegenheit, etwas zu sehen, im geringsten nicht. Hier fanden wir, saget er, einige Indianer, welche an statt vor uns zu erschrecken, vielmehr darein zu willigen schienen, daß wir mit ihnen gehen dürften. Nachdem wir etwa hundert Schritte weit durch das Gehölze gegangen waren, kamen wir auf eine Ebene, darauf unterschiedliche, den vorigen ganz ähnliche, nur aber weit höhere Wohnplätze stunden. Es ist diese Insel, obgleich ihr ganzer Umfang nicht über zwo französische Meilen beträgt, dennoch weit volkreicher, als man es gedenken sollte. Weil bey unserer Ankunft kein Mensch davon zu laufen begehrete: so empfing uns das Oberhaupt des ersten Dorfes. Der Mann setzete uns gekochten Reiß, Bananas, Goyaven und andere in Indien bekannte Früchte vor. Zwar die Weiber thaten anfänglich etwas scheu: doch wurden sie allmählig zahmer, und ließen sich an der Hausthüre sehen, obgleich nicht so schlechterdinges, sondern sie zogen vorher die Leiter auf. Hier nun bothen sie uns Matten, Hühner und Papagayen, gegen baumwollene Schnupftücher feil. Sie sahen leider! ziemlich Abermalige Durchsuchung der Insel. Schönes Frauenzimmer.

z) A. d. 62 und vorhergeh. S.

La Barbinais le Gentil 1717. ziemlich schwarz aus; hatten kleine Augen, weite Mäuler, platte Nasen, schwarze lange Haare. Allein, ungeachtet ihnen die Schönheit ziemlich abgieng, so waren sie doch lustig, aufgeräumt und munter. Ich kaufete vier Rehe, in der Absicht sie nach Frankreich zu bringen, woselbst sie freylich jedermann bewundert haben würde. Denn das Thier sieht einem Rehe vollkommen ähnlich, ob es gleich einen Hasen an Größe nicht übertrifft *a*). Wir sucheten abermals Ochsen und Ziegen zu bekommen, es war aber vergeblich.

Die guten Leute gaben uns zu verstehen, ihr Vieh sey dermalen nicht auf der Insel, sondern es weide auf dem javanischen Gebirge. Hätte uns die Jahreszeit erlaubet, länger hier zu verweilen: so hätten sie vermuthlich, weil ihnen unser Wesen immer besser behagete, so viel Vieh als uns nöthig gefallen wäre, von Java herüber kommen lassen. Allein, wir besorgeten, es möchte uns nicht mehr möglich fallen, vor dem Vorgebirge der guten Hoffnung vorbey zu kommen, sondern wir genöthiget werden, an der Insel Bourbon Anker zu werfen *b*). Wenigstens wird doch unser Beyspiel den französischen Schiffen, welche an eben diese Insel kommen, zu einigem Unterrichte dienen können.

Lage der Prinzeninsel. Gleichwie wir nun die ganze Erzählung des Barbinais in keiner anderen, als eben dieser Absicht, hier beygebracht haben: so bedauern wir nur, daß er den Namen dieser Insel nicht gemeldet, oder doch wenigstens, wofern er auf der Karte keinen fand, nach dem Beyspiele anderer Personen, welche weite Reisen verrichten, sie mit dem seinigen beleget hat. Allein, er bestimmet bloß den Punct, da er vom Prinzeneylande absegelte, und setzet ihn auf sechs Grad vierzig Minuten mittägige Breite, und auf hundert und vier und zwanzig Grad dreyßig Minuten Länge *c*).

Sturm. Ein schrecklicher Sturm, den die abergläubischen Matrosen für eine Strafe des Himmels ansahen, weil sie am heiligen Ostertage abgereiset wären, war der einzige Zufall, welcher die Fahrt bis auf den 13ten des Aprilmonates verzögerte. Die bequeme Jahreszeit war schon so weit verstrichen, daß man ohne Verwegenheit es nicht mehr wagen durfte, das Vorgebirge vorbey zu segeln. Demnach ließ der Hauptmann, um künftig sich damit zu verantworten, das Gutachten des Schiffrathes schriftlich aufsetzen, und wendete den Lauf nach der Insel Bourbon. Den 14ten war man auf ein und zwanzig Grad sechs und zwanzig Minuten Breite, und sieben und achtzig Grad vier und vierzig Minuten Länge, die Abweichung der Magnetnadel an diesem Orte betrug bey Untergange der Sonne vierzehn Grad gegen Nordwest *d*). Den 20sten sah man die Insel Bourbon auf vierzehn Meilen weit von sich, und die Abweichung der Nadel betrug neunzehn Grad. Auf den Abend segelte man die Insel Frankreich in einer Entfernung von vier Meilen vorbey. Sie war an ihrem hohen Gebirge, daraus ein schwarzer dicker Feuerschwall aufstieg, kenntlich. Als man aber den folgenden Tag der Insel Bourbon nahe kam, und den die Nacht über zurückgelegten Weg überschlug: so gerieth man auf den Schluß, es müsse die Entfernung beyder Inseln von einander nicht so groß seyn, als sie auf der Karte angezeiget wird. Man lief, um die Insel desto besser ins Gesicht zu bekommen, westlich, und sobald man einen gewissen zwischen der verbrannten Gegend und den Susannenvierthel befindlichen Fluß erblickte, segelte man immer in einer Entfernung von zwo Meilen neben dem Lande hin, und warf endlich den Anker in der Dionysiusrheede, wo der Statthalter wohnet.

Irrige Weite zwischen Burbon und France.

La

a) A. d. 67 S. *b*) A. d. 68 S. *c*) A. d. 70 S.

La Barbinais le Gentil 1717.

La Barbinais hatte bey seinem fünf monatlichen Aufenthalte Gelegenheit genug, allerley Anmerkungen zu sammeln. Damals befanden sich neunhundert freye, und tausend und hundert leibeigene Personen auf der Insel. Unter den ersten waren nicht mehr, als sechs Geschlechte, ohne ausländische Vermischung, indem selbige niemals in die Geschlechte der Mulatres und Mestizen geheirathet hatten. Gleichwohl bemerket der Verfasser, wenn eine Mulattinn einen Franzosen heirathet, gleichwie denn mancher die Schiffdienste fahren läßt, und sich auf der Insel niederläßt, so würden ihre Kinder nicht so schwarz, als die Mutter war, sondern das Geblüt oder vielmehr die Farbe helle sich von einer Abstammung zur anderen immer besser auf. Einstens sah er in der Pfarrkirche zum heil. Paul ein ganzes Geschlecht, darüber er sich wundern mußte. Jedwede dazu gehörige Person hatte eine andere Gesichtsfarbe, und diese Farben stiegen allmählig von der kohlschwarzen bis auf die schöneste weiße. Es waren von der Aeltermutter bis auf die Urenkelinn sechs Personen. Jene war hundert und acht Jahre alt, und so schwarz, als die Indianerinnen aus Madagascar zu seyn pflegen. Ihre Tochter war eine Mulattinn, die Enkelinn eine Mestize, dieser ihre Tochter eine Quarteronne, die folgende, eine Quinteronne, und endlich die letzte hatte nicht nur gelblichte Haare, sondern schien ihm auch so weiß, als eine Engländerinn zu seyn. Ueberhaupt sind die Einwohner dieser Insel friedfertige, stille und arbeitsame Leute. Ihr Reichthum besteht in Ochsen, Schafen, Leibeigenen und Pflanzländern, welche sie von der indischen Handelsgesellschaft zugetheilet bekommen. Man ärndtet im Jahre zweymal auf der Insel: allein, das Getreyde bleibt nicht länger gut, als ein Jahr. Ja, es würde nicht einmal so lange dauern, wofern man es nicht unausgedroschen ließe. Daher legen sich die Einwohner mehr auf den Reißbau, wiewohl sie ihn auch ohne den nurgemeldeten Umstand dem Brodte vorziehen würden, weil sie ihr Korn mit der Hand mahlen müssen. Doch verwunderte sich Barbinais darüber, daß sie bey der großen Menge Holz, die man auf der Insel antrifft, nicht wenigstens Windmühlen erbauen *e*). Ungeachtet der Boden zum Weinbaue sehr bequem wäre, so ist er doch bisher noch immer unterblieben. Hingegen bereitet man zwey andere starke Getränke; eines wird von Honig gemachet, ist aber bey öfterem Gebrauche höchst schädlich; das andere machet man aus dem Safte der Zuckerrohre, und nennet es Sangorin. Von diesem darf man trinken, so viel als man will, ohne daß es etwas schadete. Die Luft ist auf dieser Insel sehr gesund, indem die Einwohner ein ungemein hohes Alter erreichen. Im Christmonate erhebt sich ein ungestümer Wind, und führet alle Unreinigkeiten sowohl aus der Luft, als von der Erde mit sich weg. Zwar stiftet er auch manches Unheil, indem er Bäume ausreißt, und die Häuser umwirft: allein, man hat wahrgenommen, daß sogleich ansteckende Seuchen einreißen und eine Menge Leute wegraffen, wenn er nur ein einziges Jahr außenbleibt. Ehe dieser Orcan sich einstellet, höret man im Gebirge vier Tage lang ein heftiges Geräusch, und eben hieraus erkennet man seine Ankunft. Sowohl die Luft, als die See, ist sodann ganz ruhig: allein, sobald der Mond feurig zu seyn scheint, hat man des folgenden Tages den Sturm ganz richtig zu gewarten, und es denket jedermann auf seine Sicherheit. Man stützet die Häuser und Obstbäume. Liegt ein Schiff auf der Rheede, so muß es ohne Verzug das Raume suchen.

Anmerkungen von der Insel Bourbon.

Beschaffenheit der Himmelsgegend.

Die

d) A. d. 82 S.

e) A. d. 92 und vorhergeh. S. Man vergleiche damit die Nachrichten im VIII und IX Theile dieser Sammlung.

La Barbinais le Gentil 1717.

Eintheilung derselben.

Die Insel ist in vier Hauptviertheil abgetheilet, darunter das Paulsviertheil das größeste und volkreicheste ist. Es liegt unten an einem sehr steilen Berge. Die Wohnungen sind an dem Ufer eines Quellteiches, der sich in die See ergießt, angeleget, hingegen die Pflanzländer auf dem Berge. Auf diesen führet ein sehr beschwerlicher Fußsteig; hat man den Gipfel erreichet: so findet man eine große Ebene, welche mit Ausnahme der Bauländer über und über mit Bäumen bewachsen ist. Bey des la Barbinais Daseyn auf der Insel, war noch Platz genug für mehr als zweyhundert Wohnungen da. Man bauete Reiß, Taback, Getreyde, Zuckerrohre und allerley Früchte, als zum Beyspiele, **Bananas**, **Goyaven**, Ananas, Pommeranzen, Citronen u. s. w.

Das **Dionysius**-Viertheil liegt sieben französische Meilen weit gegen Osten von dem Paulsviertheil. Es ist nicht so stark bevölkert, als dieses letztere, ungeachtet es angenehmer daselbst zu wohnen ist. Zwo Meilen davon, an der Seeküste liegt das Marienviertheil, das aber den vorigen beyden nicht beykömmt. Doch das allerfruchtbareste ist das Susannenviertheil, das vier Meilen vom Dionysiusviertheil liegt. Man kömmt, vermittelst eines durch das Gehölze gehauenen Weges, aus einem in das andere; dahingegen man vom Dionysius- ins Paulviertheil sonst nicht als zur See kommen kann. Doch klettern die Schwarzen zuweilen über alle Gebirge weg, ungeachtet sie unübersteiglich zu seyn scheinen. Es geht auch an, nur den halben Weg auf der See zu machen, nämlich, bis an einen gewissen Ort, la **Possession** genannt, woselbst man ein Pferd nehmen, und über eine ziemlich große Ebene, welcher zum Fruchtbarwerden sonst nichts, als der Anbau fehlet, bis nach dem Paulsviertheil reuten kann. Zwar fällt es nicht schwer, rings um die Insel zu gehen, wofern man nur immer am Strande bleibt: allein, mitten durch von einem Ende zum andern zu gehen, fällt nicht möglich. Es hat auch bisher kein Mensch dieses Wagestück unternommen, als einige Leibeigene, welche von ihren Herren weg, und in die Wälder liefen: man hat aber nachgehends nicht das geringste mehr von ihnen vernommen. Die Insel Bourbon ist nur auf einer Seite bewohnet; denn der südliche Theil wird von einem Feuerberge, welcher ganze Bäche von Schwefel und Pech in die Thäler ausfließen läßt, ausgebrannt. La Barbinais ist der Meynung, es hätte sich dieser Brand in der ganzen Insel ausgebreitet. Denn, saget er, wenn ich drey Schuhe tief grub: so kam ich auf Spuren eines ehemaligen Brandes, indem der Felsen zu wirklichem Kalke gebrannt war *f*). Die Fruchtbarkeit der Gründe, schreibt er dem Schnee zu, welcher auf dem hohen Gebirge liegt. Denn es entstehen Bäche daraus, welche im Sommer zwar stark aufschwellen, übrigens aber, weil ihr Bette sehr tief, und ihr Ufer steil ist, auf ihrem Laufe nach der See nicht das geringste Unheil stiften. Die Natur, saget er, hat auf diese Weise für die Einwohner gesorget, und dadurch den Mangel der Brunnen ersetzet. Denn es geht des äußerst trockenen Bodens wegen sehr selten an, einen zu graben. Im Brach- Heu- und Augustmonate, findet das Vieh beynahe gar keine Weide, sondern man muß es ins Gebirge jagen, und das Laub von den Bäumen abfressen lassen. Jedweder Hausvater bezeichnet sein Vieh, damit er es kenne, und ist des Stehlens wegen unbekümmert, weil die Einwohner auf das ehrlichste mit einander umgehen *g*).

Sie wird von einem Feuerberge ausgebrannt.

Thiere daselbst.

Vorzeiten gab es eine Menge Landschildkröten auf der Insel: allein, die Schiffe haben sie ungemein dünne gemachet. Heutiges Tages findet man sie nur noch in der westlichen Gegend, es dürfen aber die Einwohner selbst, nur die Fastenzeit ausgenommen, keine einzige

f) A. d. 96. und vorherg. S. *g*) A. d. 97. S. *h*) A. d. 104 und vorherg. S.

einzige fangen. Die wilden Schweine und Ziegen, daran es auf der Insel Bourbon nicht fehlet, haben sich auf den Gipfel des Gebirges in Sicherheit begeben. Zwar brachte man Caninchen, Wachteln, Rebhühner und Pintados auf die Insel: allein, die Caninchen konnten sich keine Löcher graben; die Wachteln, als natürliche Strichvögel, blieben nicht lange, und die Rebhühner wurden gleichfalls unsichtbar. Nur die Pintados blieben, und haben seitdem sich sehr stark vermehret. In dem östlichen Gebirge, und zwar auf einer kleinen Ebene, die Küstenebene genannt, giebt es einen blauen Vogel, von einer sehr lebhaften Farbe, und gutem Geschmacke. Er hat aber von den Einwohnern noch keinen Namen bekommen, sondern heißt der blaue Vogel. Im Heu- und Augustmonate, das ist, in der dasigen Winterzeit, kömmt eine Gattung Drosseln vom Gebirge herab. Man wirft ihnen eine Schlinge, die an einer Stange festgemachet ist, um den Hals, und fängt sie dergestalt. Sie sind im geringsten nicht scheu, sondern setzen sich gar oft auf den Arm des Jägers, und wollen darauf ausruhen. Sie fallen von dem geringsten Schlage; denn weil sie bloß Caffee und Reiß fressen: so können sie für Fett kaum fliegen. Man rühmete dem la Barbinais den trefflichen Geschmack der dasigen Fledermäuse, die so groß als Hühner sind, und sonsten nichts, als Obst und Getreyde, fressen: allein, es ekelte ihm gewaltig davor. Als er aber einstens ohne sein Wissen davon aß, so schmecketen sie ihm herrlich. Sie gehören, saget er, unter die Thiere, welche man bloß ihres Namens und ihrer Gestalt wegen verachtet. Er bringt eine Erklärung bey, warum die Insel keine kriechende Thiere, die güftig wären, hätte. Er saget, weil der Felsen in einer Tiefe von zween bis drey Schuhen unter der Oberfläche zu Kalke gebrannt wäre: so könnten die Thiere, die sich unter die Erde zu verbergen gewohnt sind, keine Löcher ausgraben. Allein, er vergißt, daß diese angegebene Ursache bey den Spinnen wegfalle, da sie doch auf der Insel Bourbon ebenfalls kein Gift bey sich haben. Er sah welche, die so groß waren, als ein Taubeney. Sie hängen ihr Gespinnst zwischen die Bäume, also, daß man sich den Weg mit langen Stangen öffnen muß, wenn man durch das Gehölze geht. Allein, sie sind unermüdet, und in einem halben Tage ist wieder ein neues Gewebe da. La Barbinais glaubet, man könnte von ihrem Gespinnste nicht wenig Nutzen haben, wofern man nur aussönne, wie es zu verarbeiten sey? Man findet auf jedem Baume zwo bis drey solche große Spinnen *h*).

La Barbinais le Gentil 1717.

Blauer Vogel

Drosselfang.

Warum keine giftige Thiere da sind.

Unter die schönsten Bäume auf dieser Insel gehören die sogenannten Nattins, oder Mattenbäume; das Ebenholz, welches ungemein schön glänzet, und die Benjoinbäume, die ein wohlriechendes Harz von sich geben, damit man in Ermangelung des Theeres, die Schiffe auspicht. Die Baumwollenstaude ist die allergemeinste, und hat weißere Wolle, als die indianische. In einem andern Artikel ist bereits angemerket worden, es fehle dieser Insel im geringsten nicht an großen Bäumen, woraus man treffliche Bretter, Masten, Pumpen, Zimmerböden und andere Tischlerarbeit verfertigen kann.

Vornehmsten Bäume.

Die Heimreise des la Barbinais über Brasilien verlängert zwar sein Tagebuch, vermehret es aber nicht sonderlich mit wichtigen Anmerkungen. Indem er aber auf diesem Wege wieder in den Strich kömmt, der ihn nach dem Südmeere geführet hatte: so vollendet er zu St. Malo einen Kreis, den er die Reise um die Welt benennet *i*).

Rückkehr des Verfassers nach Frankreich.

Das

i) Weil sein Schiff ausgebessert wurde: so mußte er einige Monate in Brasilien hinbringen, und konnte

Das VI Capitel.

Naturgeschichte von Ostindien.

Einleitung.

Da es bey der bisherigen großen Menge ostindianischer Reisebeschreibungen unsere beständige Gewohnheit gewesen ist, einer jeden die Wahrnehmungen ihres Verfassers von dem besondern Gewächsen dieses oder jenes Landes hinten anzuhängen: der gegenwärtige Artikel aber bloß allgemeine Nachrichten, das ist solche, welche den größten Theil dieser schönen Gegend betreffen, in sich fassen solle: so wird der geneigte Leser von selbst ermessen, es könne nach einer so weitläuftigen Vorarbeit, das noch Rückständige von keinem andern, als nur mittelmäßigen Umfange seyn. Zugleich wird auch die unumgängliche Nothwendigkeit besagter Vertheilung erhellen, indem ohne dieselbige, und wofern man aus allen zu dieser Materie gehörigen Stücken ein Ganzes machen wollte, ganze Bände darzu erfordert würden. Wir überlassen folglich der Neugierigkeit des geneigten Lesers, oder seiner Begierde alles ausführlich zu wissen, die Verbindung der getrenneten Stücke, und glauben, es werde ihm solche mit Beyhülfe der Register keine sonderliche Mühe verursachen. Denn obgleich die bisherigen außer dem Inhalte der Capitel und der übrigen Abtheilungen die vornehmsten Sachen enthalten: so werden wir doch das ganze Werk mit einem allgemeinen Register der Sachen beschließen, und solchem die sämmtlichen Namen der Thiere, Pflanzen und anderer Seltenheiten der Natur, davon man in unserer Sammlung die Beschreibungen hin und wieder zerstreuet antrifft, mit allem Fleiße einverleiben.

Der

konnte erst zu Ende des Märzmonates im Jahre 1718 von St. Salvator abreisen. Die Fahrt gieng bis an die spanische Küste glücklich von statten. Endlich bringt er noch einige lesenswürdige Umstände von dem Zustande der Armateurs mit bey, unter denen er auch war. „Unsere Verwirrung und „Unruhe, saget er, war sehr groß, als wir uns „Europa näherten. Unsere chinesischen Waaren „versperreten uns die Einfahrt in unsere eigenen „Häfen. Unsere Reise nach Peru gab den Spaniern ein Recht, unser Schiff einzuziehen. Man „eröffnete gewisse Paquete von den eigenthümlichen Armateurs, worinnen man Befehle fand, „nach Saintonge, einem kleinen Hafen in Biscaya, „zu gehen. Die Winde aber trieben, uns wider „unsern Willen, nach dem Vorgebirge Ortegal, „und nöthigten uns den 30sten May in den Hafen zu Viveros, an der gallicischen Küste einzulaufen. Weil er nicht befestiget ist, und es den „Spaniern schwer gefallen seyn würde, uns daselbst etwas zu thun: so entschlossen wir uns, „allda die Rückkunft unsers Directors zu erwarten, welcher zwo Stunden nach unserer Ankunft „nach Bayonna abgieng, um daselbst die Befehle „von den Eigenthümern zu erhalten. Während „der Zeit wurden wir von dem Marquis von Richeburg, Statthalter in Gallicien bedrohet, welcher seinen Sitz zu la Corogne hatte: es würde „ihm aber unmöglich gewesen seyn, uns in einem „Hafen ohne Stücke, ohne Barken und ohne Fregatten

Der I Abschnitt.

Die Jahreszeiten k).

Naturgeschichte von Ostindien.

Vergleichung der Jahreszeiten des heißen und des gemäßigten Erdstriches. Ihr Unterschied. Bestimmte Zeit dazu in den heißen Erdstrichen. Beyspiele trockener Küsten. Beyspiele nasser Küsten. Erndtezeit. Seebusen sind dem Regen mehr unterworfen, als Landspitzen. Heftiges Regenwetter an einigen Orten in Ostindien; ist öfter in Gebirgen; mehr bey Nacht, als bey Tage. Gewaltige Hitze bey den Wendekreisen. Unordentlicher Anfang der Jahreszeiten.

Vergleichung der Jahreszeiten, des heißen und des gemäßigten Erdstriches.

Ihr Unterschied.

Gleichwie in unsern Gegenden der Sommer und der Winter unter allen Jahreszeiten am allerweitesten von einander abgehen: also sind in dem heißen Erdstriche und den benachbarten Landschaften, die nasse und trockene Zeit einander am meisten entgegen gesetzet. Nun werden sie zwar um ihrer gleichförmigen Abwechslung willen, von den Europäern mit dem Namen des Sommers und des Winters beleget; denn eben so, wie zu gleicher Zeit in der Nähe des einen Poles Winter, und in der Nähe des andern Sommer ist, also hat man auch mit Ausnahme einiger Grade von der Linie, und noch dazu nur an einigen Orten, zu eben der Zeit, wenn an der mittägigen Seite der Linie die Winde toben, und die heftigsten Regengüsse fallen, an der Nordseite trockenes und schönes Wetter. Unterdessen äußert sich zwischen dem heißen und dem gemäßigten Strichen dieser Unterschied, daß es sodann in demjenigen, der auf eben dieser Seite der Linie liegt, Winter ist, wenn jener seine trockene Jahreszeit hat. Wenn die Sonne einen Gleichpunct überschritten hat, und sich einem Wendekreise nähert: so erwärmet sie den Pol desselbigen; und je näher sie ihm kömmt, desto heller, trockener und wärmer wird das Wetter außerhalb desselbigen Wendekreises. Hingegen in dem heißen Erdstriche geschieht, ob er gleich auf eben derselbigen Seite der Linie liegt, gerade das Gegentheil; denn je weiter die Sonne sich von ihm entfernet, desto trockener ist das Wetter; je näher sie ihm kömmt, desto dicker überzieht der Himmel sich mit Wolken, und desto heftiger regnet es, indem das Regenwetter beständig mit der Sonne fortzieht. Ist solche einmal über die Linie weg: so bleibt der Regen auf derselbigen Seite nicht lange mehr aus; es währet auch gemeiniglich so lange, bis sie wieder an die Linie zurück kömmt.

„ggtten wegzunehmen. Der Director kam einen „Monat nachher zurück, und brachte uns Befehl, „nach Genua zu gehen; welches sehr schlecht aus„gedacht war. Denn Seide nach Wälschland „bringen, war eben so viel, als Wasser ins Meer „tragen. Nachdem aber die Armateurs fast ins„gesammt während unserer Reise bankerutt ge„macht hatten: so hatten sie ihren Gläubigern den „Antheil abgetreten, den sie von diesem Schiffe „hatten; diejenigen aber, welche nicht in dieses „Unglück gerathen waren, und jedennoch befürch„teten, es möchte das ganze Schiff sequestriret „werden, wollten es in einem fremden Hafen in „Sicherheit bringen. Indessen erhielten die Gläu„biger von ihrer Absicht Nachricht, und fanden „sich zu Genua ein, als das Schiff daselbst An„ker warf. La Barbinais, welcher zu Lande von „Viveros nach Genua gegangen war, kam da„selbst nur an, um ein Zeuge von einem Processe „zu seyn, in welchen er sich nicht einlassen wollte. „Der Abscheu, den er vor den Rechtshändeln hat„te, machte, daß er das Evangelium, wie er „sagete, nach den Buchstaben ausübete, und sei„nen Mantel denjenigen abtrat, die ihn verlan„geten. Ebend. a. d. 283 S.

k) Man kann hier einige von Schouten beygebrachte Anmerkungen mit zu Rathe ziehen, indem wir sie um gewisser Ursache willen dem Auszuge seiner Reisebeschreibung auf der 310 und folgenden Seite angehänget haben. Was wir voritzt anführen, das ist ein Auszug aus allen Reisebeschreibungen, absonderlich aus Dampiers seiner,

Naturgeschichte von Ostindien.

Bestimmte Zeit dazu in dem heißen Erdstriche gegen Norden der Linie.

Die Regenzeit der nordlichen Hälfte des heißen Striches fängt im April = oder Maymonate an, und dauert bis in den Herbst= oder Wintermonat. Die trockene Zeit nimmt ihren Anfang währendem Winter= oder Christmonate, und dauert bis in den April= oder Maymonat. Der beyden Jahreszeiten eigene Lufterscheinungen sind an unzähligen Stellen des gegenwärtigen Werkes beschrieben worden.

In der südlichen Hälfte ändert sich die Witterung zwar in eben diesen Monaten, nur aber mit dem Unterschiede, daß ihre nassen Monate die trockenen der nordlichen Hälfte, und umgekehrt sind. Gleichwohl nimmt man wahr, daß beyde Jahreszeiten nicht allemal zu einerley Zeit anfangen, imgleichen daß die Trockenheit und Nässe nicht jedem Lande in eben dem Maße zugetheilet sey, als dem andern. Einige Länder haben stärkere Regen, als andere; diese hingegen genießen das trockene Wetter desto länger. Doch fällt= überhaupt zu reden, in den Landschaften oder Gewässern, welche gerade unter der Linie, oder gleich daran liegen, der stärkeste Regen im März, oder Herbstmonate.

Solche Küsten oder Landspitzen, welche dem Blasen der allgemeinen Winde am meisten unterworfen sind, haben gewöhnlicher Weise den größten Antheil am trockenen Wetter; große Bayen hingegen, oder solche Gegenden, die hinten an einem Seebusen liegen, sind dem Regenwetter mehr unterworfen, absonderlich unter der Linie. Unterdessen ist diese Regel im geringsten nicht allgemein, noch ohne Ausnahme. Es scheint, als ob die Witterung gleich den Winden, durch allerley zufällige Ursachen, welche ihres Ortes selbst einer großen Abwechslung fähig sind, veranlasset werde.

Beyspiele trockener Küsten.

Wir wollen die allertrockensten Küsten zuerst vornehmen. An der africanischen ist vom Märzen bis in den Weinmonat die Trockenheit äußerst groß, und eben sodann hat das Land seine trockene Jahreszeit. Die nasse dauert vom Weinmonate, bis in den Märzmonat, und ist gemäßiget; man verspühret keine dergleichen heftige Platzregen, welche die meisten unter eben dieser Breite gelegenen Länder überschwemmen, sondern lauter gelinde Regen. Zwar kommen zuweilen Tornados, aber bey weitem nicht so oft, als in Ostindien. An der peruvianischen Küste regnet es, von dem dritten bis an den dreyßigsten Grad Süderbreite, weder jemals auf der See, als zwo bis dreyhundert Meilen weit vom Lande, noch auf dem Lande selbst, als in einer gewissen Entfernung von der See, die man sehr genau angeben kann. Gleichwohl zieht sich alle Morgen ein schwacher Nebel auf, der etwa einige Stunden lang, und selten länger als bis zehn Uhr dauert. Auch thauet es bey der Nacht. Besagte Küste streicht von Süden gegen Norden. Auf der Westseite hat sie die See, imgleichen ein ungemein hohes Gebirge, das in einem Stücke neben dem Strande fortgeht. Die Winde blasen daselbst allemal nur aus Süden. Unterdessen äußert sich, was die ordentlichen Winde beyder Küsten betrifft, dieser Unterschied, daß sie an der americanischen Küste in größerer Entfernung vom Lande blasen, als an der africanischen. Die Ursache davon liegt vermuthlich in der gewaltigen Ungleichheit der beyderseitigen Gebirge. Denn ohne Zweifel rühret es von der schrecklichen Höhe der Cordelieres, oder Andesgebirge her, daß man auf der stillen See den Ostwind erst zweyhundert Meilen weit vom Lande spühret, dahingegen an der africanischen Küste, die kein so hohes Gebirge hat, der allgemeine Wind schon in einer Entfernung von vierzig Meilen, vom Lande herrschet. Sind nun die americanischen Gebirge vermögend, die Winde in ihrem Laufe aufzuhalten: so darf man ohne Schwierigkeit annehmen, daß sie die Wolken in ihrem Zuge aufhalten, nicht an die Küste lassen, und dergestalt das trockene Wetter an besagter

sagter Küste verursachen. Denn da beyde Küsten einerley Strich halten, und einerley Winde daselbst regieren, warum sollten sie nicht auch, fraget Dampier, einerley Witterung haben, wofern es die unterschiedene Höhe ihrer Gebirge nicht verhinderte? Nebstdem weis man ja, daß es ihnen an der Ostseite keinesweges an Regen fehlet, und darf man sich in diesem Stücke nur auf die großen Ströme berufen, die auf nur besagter Seite in das atlantische Meer fallen; dahingegen in das Südmeer nur wenige, und noch dazu kleine Flüsse sich ergießen; ja manche viele Monate lang gar versiegen, zu ihrer Zeit aber, das ist im Hornung, wenn die Regenzeit auf der Westseite des Gebirges ihren gewöhnlichen Anfang nimmt, aufs neue zu laufen beginnen.

Naturgeschichte von Ostindien.

Nun wenden wir uns zu nassen Küsten. Dergleichen ist die guineische von dem Vorgebirge **Lopez**, und einem Grade Süderbreite, bis an das Vorgebirge **Palmes**, mit Inbegriffe der Schweifung, welche das Land und die ganze Küste gegen Westen machet. Besagtes Land ist ungemein naß; es ereignen sich schreckliche **Tornados** und gewaltige Regengüsse daselbst, absonderlich aber im Heumonate und August, da es wunder selten einen schönen Tag giebt. Diese ganze Küste liegt sehr nahe an der Linie, indem sie nirgend über sechs bis sieben Grade davon entfernt ist: da man nun als einen Grundsatz angenommen hat, es wären die Gegenden an der Linie meistentheils vielem Regen unterworfen, so ist diese Nähe allein schon hinlänglich, den Schluß zu machen, es müsse auf besagter Küste stark regnen. Nun ist zwar auch nahe bey der Linie selbst immer ein Land dem Regen mehr unterworfen, als das andere: allein, Guinea gehöret unter die allernassesten Länder auf dem ganzen Erdboden; denn ungeachtet es in einigen länger regnet, so regnet es doch nirgend stärker. Die Ursache davon findet man sowohl in dem Striche der Küste, als in ihrer Lage; denn sie hat nordlich über der Linie einen großen Einschnitt, und streicht hernach mit der Linie parallel gegen Westen fort. Doch den Wahrnehmungen einiger geschickten Leute zu Folge, darf man sich auf diese Umstände einzeln genommen mehr verlassen, als wenn sie zusammen kommen.

Beyspiele nasser Küsten.

Nebstdem giebt es ohne allen Zweifel auch Ursachen, welche anderswoher kommen, und besagte Wirkung der natürlichen Lage einer Gegend entweder gänzlich verhindern, oder doch die Heftigkeit des Regenwetters mäßigen, gleichwie solches die Erfahrung an einigen Küsten zeiget. Zum Beyspiele ist es nicht nöthig, eine andere, als die Guinea gleich gegen über liegende americanische Küste, zwischen dem Nordvorgebirge, an der Nordseite der Linie, und zwischen dem weißen Vorgebirge in Brasilien, auf der Südseite der Linie anzuführen. Nur besagte Küste streicht ungefähr eben also, wie die guineische; denn es ist in diesem Stücke zwischen beyden kein anderer Unterschied, als daß eine der Linie in Norden, die andere in Süden liegt. Ihre Vorgebirge laufen mit der Linie gleich, und ist keines viel weiter von ihr entfernet, als das andere, nur sieht eines gegen Westen, das andere gegen Osten, also, daß eines die westlichste Spitze des africanischen, das andere die ostlichste des americanischen festen Landes machet. Die eine von diesen Küsten hat nicht mehr, als einen einzigen Wind, der die Fluth zurück treibt, und durch zween widerwärtige Winde verursachet zu werden scheint. Die andere ist dem allgemeinen ordentlichen Winde unterworfen, und findet man da allemal einen Ostwind. Jene hat ihre Tornados und große Regengüsse zu ihrer Zeit, das ist im May- Brach- Heu- August- und Herbstmonate, ob es gleich im Heu- und Augustmonate nicht so stark, als in den übrigen regnet; hingegen regnet es auf der americanischen Küste, weil sie vom Ostnordost, oder Südostwinde

Naturgeschichte von Ostindien.

winde bestrichen wird, nicht so häufig. Zwar da sie der Linie nahe genug liegt: so geht sie freylich nicht leer aus, doch regnet es nicht im Uebermaaße, noch bey weitem so stark, als in Guinea. Sie liegt der Linie gegen Mittag, folglich fällt ihre Regenzeit zwischen den Wein- und Aprilmonat, hingegen ihre trockene Zeit zwischen den April- und Weinmonat. Diese Jahreszeiten nun regieren daselbst bis auf sechs und sieben Grad Norderbreite, welches in keiner einzigen andern Gegend der bekannten Welt geschieht. Wenigstens saget man es nur von dem einzigen Vorgebirge **Lopez** auf Guinea, daß es bey seiner Lage unter einem Grade Süderbreite dennoch eben die Witterung habe, als das übrige Guinea, das der Linie in Norden liegt.

Erndtezeit.

Die Ursache, warum die Europäer die trockene Zeit mit dem Namen des Sommers, die nasse hingegen mit dem Namen des Winters belegen, ist diese: weil in jener die Erndte, absonderlich aber der Zuckerrohr Schnitt, geschieht. Denn sodann haben diese Röhre die schönste gelbe Farbe, und zwar nicht so viel, hingegen aber einen weit süßern Saft, als zur Regenzeit. In dieser letztern mögen sie so reif seyn, als sie wollen, so geben sie doch weniger Zucker, als in jener, ja er ist überhaupt schlechter, und es erfordert seine Zubereitung weit größere Mühe. Eben deswegen nimmt auf der Nordseite der Linie das Zuckermachen seinen Anfang um Weihnachten, auf der Südseite hingegen, als zum Beyspiele in Brasilien, im Heumonate. Sonst giebt es auch einige der Linie benachbarte Gegenden, welche ihr zwar in Norden liegen, gleichwohl aber mit den südlichen Gegenden derselbigen einerley Jahreszeiten haben. Hieher gehöret **Surinam**. Ungeachtet nun aber die trockene Zeit eigentlich zum Einsammeln, die nasse hingegen zum Pflanzen der Zuckerrohre gehöret: so bindet man sich doch an diese Ordnung nicht so gar genau, daß man nicht zugleich auch auf seine Bequemlichkeit sehen sollte, um so vielmehr, weil sie gut fortkommen, sie mögen gepflanzet werden, zu welcher Zeit des Jahres man will, absonderlich aber nach einem gelinden Regen, dergleichen nicht selten mitten in der trockenen Zeit fällt.

Seebusen sind dem Regen mehr unterworfen, als Landspitzen.

Daß die Seebusen dem Regen mehr unterworfen sind, als die Landspitzen, darinnen kommen, wie es zu seyn scheint, alle und jede Beyspiele mit einander überein. In America ist die **Campechebay** entsetzlichen Regengüssen, absonderlich währenden Heumonates und Augustes, unterworfen, dahingegen die ganze Küste vom Vorgebirge **Catoche** bis an das Vorgebirge **Condecedo**, weil sie mehr von dem ordentlichen Winde bestrichen wird, nicht halb so viel Regen hat. Der Seebusen **Honduras** hat erstaunliche Regen, gleichwie auch die ganze Küste zwischen dem Vorgebirge **Gratia-di-Dios** und **Carthagena**; hingegen auf der **Caraccos-Küste**, und gegen das Vorgebirge **Velos** hin, da es frischere Winde giebt, sind die Regen gemäßigter. Gleichwohl bemerket man, was die kleinen Bayen zwischen nur besagten Landspitzen betrifft, einige Abwechslung. Also ist zum Beyspiele, die **Mericaya Bay**, welche dem Vorgebirge **Vela** etwas gegen Osten liegt, dem Regen mehr unterworfen, als die Gegend um besagtes Vorgebirge. Noch einen Beweis giebt der häufige Regen in der Panamabay, absonderlich in ihrer der mittägigen Gegend zwischen dem Michaelsbusen, und dem Franciscus-Vorgebirge, woselbst das Regenwetter vom April bis in den Wintermonat fortdauert, und währenden Brach- Heu- und Augustmonates mit äußerster Gewalt anhält. Noch giebt es der Panamabay in Westen einige kleine Bayen, als zum Beyspiele, **Dulce**, **Caldera**, **Amapalla** u. s. w. welche vom Regenwetter viel ausstehen müssen. Zwar regnet es an der Westseite der letztern, wo die Küste flacher wird, weit weniger, die Tornados aber sind entsetzlich.

In

Naturgeschichte von Ostindien.

Heftiges Regenwetter an einigen Orten in Ostindien.

In Ostindien giebt es viele kleine und große Seebusen, da es gewaltig regnet. Dahin gehöret der tunkinische und siamsche, imgleichen der hintere und ostliche Theil des bengalischen; denn sein westlicher Theil, das ist, die Küste Coromandel, welche ein niedrigeres und flacheres Land hat, genießt einer gemäßigtern Witterung. Dagegen ist die westlich am Vorgebirge Coromandel liegende malabarische Küste, die ein gebirgichtes Land hat, heftigen Regen unterworfen. Ja, man hat wahrgenommen, daß mit Ausnahme der africanischen und peruvianischen Küste, die westliche Seite eines festen Landes allemal stärker beregnet werde, als die ostliche. Woher aber die große Trockenheit der peruvianischen Küste herrühre, nämlich von der entsetzlichen Höhe der Andesgebirge, welche den Zug der Regenwolken verhindert, das ist bereits erwähnet worden. Uebrigens geht es bloß die Seeländer an, wenn man saget, das Gebirge sey ordentlicher Weise dem Regen mehr unterworfen, als flaches Land. Die Engländer bezeugen, es regne in dem südlichen Theile von Jamaica, der bey Langanez anfängt, und bis an den schwarzen Fluß reichet, der ein sehr ebenes Land, die See im Mittage, das Gebirge im Norden hat, es regne, sage ich, daselbst auf dem Gebirge allemal eher, als auf dem flachen Lande. Sie versichern, es beginne das Regenwetter daselbst drey Wochen vorher, ehe es sich gegen die See herab ziehe. Man erblicke im Gebirge alle Tage Regenwolken, und höre donnern, es schiene auch, als ob die Wolken gegen die See ziehen wollten, sie würden aber in ihrem Zuge aufgehalten. Sie wendeten sich wieder nach dem Gebirge, und vertheileten sich zu großem Leidwesen der dasigen Einwohner, indem sowohl ihre Gewächse, als ihr Vieh wegen des großen Wassermangels Noth leiden müsse. Denn es gehöret überhaupt unter die allergrößten Beschwerlichkeiten der vorerwähnten Gegend dieser Insel, daß es nicht zu rechter Zeit daselbst regnet. Gar oft verwelket das Gras, und das Vieh geht aus Mangel der Fütterung zu Grunde. Hingegen wird ihre nordliche Gegend, in welcher das Gebirge nicht weit von der See liegt, reichlich genug, ja so gar auch in der trockenen Zeit bey neuem oder vollem Monde bewässert. In der nassen Zeit fällt der übermäßige Regen wirklich zur Last. Die kleine Fichteninsel bey Cuba ist wegen ihres vielen Regnens recht berühmet; denn wofern den Spaniern zu glauben, so vergeht da im ganzen Jahre kein Tag ohne Regen. Die einzige Ursache, die man davon anzugeben weis, ist der in ihrer Mitte stehende hohe und spitzige Berg, der bey nahe unaufhörlich von Wolken bedecket wird, indem sie alle mit einander daran hängen bleiben, sie mögen herkommen, wo sie wollen. Eben dieses erzählen auch alle Reisende von Gorgone, einer kleinen Insel im Südmeere. Aus diesem allen nun machet man den Schluß, hohes Land sey ordentlicher Weise dem Regen mehr unterworfen, als niedriges, ja, wie es scheint, der Erdboden überhaupt mehr, als die See. Schiffet man im heißen Erdstriche nicht weit vom Lande: so sieht man gar oft, daß es daselbst regnet, und der Himmel mit Wolken überzogen ist, ungeachtet man auf der See heiteres und schönes Wetter genießt. Ja, ungeachtet der Wind vom Lande bläst, und es scheint, als ob die Wolken gegen die See zögen: so kehren sie doch meistens wieder zurück, eben als ob sie von irgend einer unbekannten Ursache aufgehalten, oder angezogen würden. Alle Reisebeschreibungen sind darinnen einig, wenn man unweit einer Küste hinschiffe, und eine Regenwolke kommen sähe, so pflegeten die Matrosen sich wenig daraus zu machen, sondern in ihrer Sprache zu sagen, das Land würde sie auffressen. Uebrigens muß man das voritzt angeführte bloß von einer großen Nähe des Landes verstehen; indem es in einer großen Entfernung von selbigem stark genug auf der See regnet.

Ist auf den Gebirgen öfter.

End-

Naturgeschichte von Ostindien.

Es regnet bey der Nacht mehr, als bey Tage.

Endlich so hat man beständig wahrgenommen, daß es währender nassen Zeit, des Nachts weit mehr regne, als des Tages. Wenn der Tag noch so schön war: so geht doch die Nacht sehr selten ohne einen oder ein Paar Regengüsse vorbey. Gemeiniglich dauern sie drey bis vier Stunden. Doch sind ordentlicher Weise die Wolken nirgend dicker, als unweit der Küste; hier blitzen sie auch unter einem fürchterlichen Geprassel am stärkesten, und schütten die heftigsten Regen aus.

Als ein gewisser Schriftsteller, dessen Erzählungen allemal mit einer nützlichen Wahrnehmung verknüpfet sind, im Jahre 1688 in Ostindien, und unter dem neunzehnten Grade Norderbreite war: so befliß er sich mit allem Ernste auf die Kenntniß der Jahreszeiten. Anfänglich nun erzählet er, wie alle übrige Reisende, man theile zwischen den Wendekreisen das Jahr mit eben der Richtigkeit, als wir mit dem Sommer und Winter thun, in die trockene und nasse Zeit: allein, fährt er fort, gleichwie die Veränderung des Winters in dem Sommer, und umgekehrt, gar nicht auf einmal geschieht, sondern der Frühling und Herbst, als gleichsam aus diesen beyden vermischte Jahreszeiten darzwischen einfallen, also fallen auch in Indien, wenn die trockene Zeit bald aufhören will, kleine überhingehende Regen, und sodann beginnen erst die Monate, in welchen es erstaunlich stark regnet: gleichfalls genießt man zu Ende der nassen Zeit manchen schönen Tag, als eine Vorbereitung zu der folgenden großen Hitze. Ueberhaupt ist in allen auf eben derselbigen Seite der Linie befindlichen Gegenden des heißen Striches, zu einerley Zeit im Jahre, auch einerley Wetter; nur ist es bis auf zween bis drey Grade weit von der Linie, sowohl auf dieser, als jener Seite derselbigen, vermischter und veränderlicher, obgleich zur Nässe äußerst geneigt; ja, zuweilen ist es dem Wetter anderer, auf eben dieser Seite der Linie, aber näher am Wendekreise gelegener Gegenden, gerade zuwider, also, daß währender nassen Zeit in der Nordhälfte des heißen Striches, auf zween bis drey Grade weit nordlich von der Linie, trockenes und warmes Wetter seyn kann. Eben also ist es auch mit der gegenseitigen Witterung und Breite beschaffen. Was nun in Absicht auf die Trockenheit und Nässe seine Richtigkeit bey dem heißen Striche hat, das kann auch überhaupt zu reden, in Absicht auf die Wärme und Kälte statt finden; denn es äußert sich bey jeder nurerwähnten Eigenschaft einiger Unterschied, den die besondere Beschaffenheit der Länder, oder andere zufällige Ursachen veranlassen, zu geschweigen, daß die Breite derselbigen nicht weniger viel verändert. Ein Beyspiel hiervon giebt die Campechebay in Westindien, und die bengalische Bay in Ostindien. Denn sie liegen ungefähr unter einerley Breite, und sind zu einerley Zeit gewaltig warm und feucht. Es fällt schwer, zu sagen, ob dieses von ihrer Beschaffenheit, oder von der Schwäche und Seltenheit der Land- und Seewinde herrühre. Will man aber die Breite dieser Orte, das ist ihre Nähe bey den Wendekreisen, erwägen: so wird man auf den Schluß gerathen, sie müßten, um dieser einzigen Ursache willen, einer gewaltigen Hitze mehr unterworfen seyn, als andere der Linie nahe liegende Gegenden.

Gewaltige Hitze bey den Wendekreisen.

Denn dieses lehret die Erfahrung an mehr als einer Landschaft beyder Indien, die unter einerley Breite liegen. Die Gegenden, welche nahe an einem Wendekreise, absonderlich aber, die nur drey oder vier Grade weit davon liegen, sind allemal die heißesten, indem die Hitze daselbst weit empfindlicher fällt, als unter der Linie selbst. Man könnte mit Beyseitsetzung der Winde und der besondern Beschaffenheit eines jedweden Landes, mehr als eine Ursache davon beybringen. Also ist zum Beyspiele, der Tag unter der Linie niemals über zwölf Stunden lang: eben diese Länge hat auch die Nacht; hingegen unter einem

Wendekreise, hat der längste Tag beynahe dreyzehn und eine halbe Stunde. Indem nun auf diese Weise die Nacht um anderthalb Stunden kürzer wird: so beträgt der Unterschied zwischen Tag und Nacht drey Stunden, und muß allerdinges eine merkliche Wirkung verursachen. Nebst dem steht die Sonne zu Anfange des Maymonates nur zween bis drey Grad von dem Scheitelpuncte der Länder, welche drey Grad weit von einem Wendekreise, und zum Beyspiele unter dem zwanzigsten Grade Norderbreite liegen. Hat sie nun besagten Scheitelpunct überschritten, so entfernet sie sich nicht weiter, als zween bis drey Grad davon, kömmt sodann zurück, und abermals in denselbigen Punct. Dergestalt bleibt die Sonne den Einwohnern besagter Gegenden vom Anfange des Mayes bis zu Ende des Heumonates gleichsam gerade über dem Kopfe. Erreichet sie hingegen im März oder Herbstmonate die Linie: so setzet sie ihren Weg ohne Verzug weiter, und entweder gegen Norden oder gegen Süden fort, also daß die Zeit, in welcher sie von dem dritten Grade Süderbreite bis auf den dritten Grad Norderbreite, oder umgekehrt rücket, keine zwanzig Tage beträgt. Hieraus nun folget von selbst, es könne bey ihrer so kurzen Verweilung in diesen Gegenden die Hitze unmöglich so groß werden, als nahe bey einem Wendekreise, wo sie nicht nur lange Zeit alle Mittage im Scheitelpuncte steht, sondern auch alle Tage länger über dem Gesichtskreise bleibt und kürzere Nächte machet, als unter der Linie.

Naturgeschichte von Ostindien.

Die unstreitige Erfahrung lehret, es sey in Ostindien um den zwanzigsten Grad Norderbreite, währender nassen Zeit eine erstaunliche Hitze, absonderlich wenn die Sonne das Gewölke zertheilet, und heitere Tage machet. Jedweder, der einige Jahre in Tonquin zubringt, welches Land dergleichen Lage hat, als wir itzt angegeben haben, der gesteht, es sey ein so warmes Land, als er je gesehen habe. Es regnet auch sehr stark daselbst, ungeachtet es in dem heißen Erdstriche verschiedene Gegenden und zwar auf eben dieser Seite der Linie, und unter eben dieser Breite giebt, da es noch mehr regnet. Die nasse Zeit beginnt in Tonquin zu Ende des Aprils oder zu Anfange des Maymonates, und dauert bis zu Ende des Augustmonates, da sie mit erstaunlichen Platzregen Abschied nimmt, wiewohl dennoch ein und anderer schöner Tag zwischen ihnen einfällt.

Unordentlicher Anfang der Jahreszeiten.

Unterdessen ist auch dieses wahr, daß die Jahreszeiten nicht einmal anfangen, wie das andere, sondern zuweilen sich um vier bis sechs Wochen später, als gewöhnlich, einstellen. Eben so wenig sind sie einmal beschaffen, wie das andere. Denn zuweilen sind die Regen heftiger und von längerer Dauer, zuweilen sind sie gemäßigter. Manche Jahre sind sie nicht einmal zu einer mäßigen Aerndte hinlänglich. Manche Jahre kommen sie zur Unzeit, welches dem Reiße schadet, oder doch sein Wachsthum verzögert. Wir haben bereits zum öfteren erwähnet, es beruhe in dem heißen Erdstriche der ganze Feldbau bloß auf der jährlichen Ueberschwemmung des Erdbodens, weil er dadurch angefeuchtet, und gedünget wird. Regnet es nun in der nassen Zeit nicht genugsam: so werden die Reißfelder von den ausgetretenen Flüssen nicht genugsam erweichet, sie tragen also wenig. Haben nun diese volkreichen Länder Mangel an Reiß, welcher daselbst die Stelle des Brodtes vertritt, so können die Einwohner ohne den Beystand anderer Länder unmöglich leben. Daher kömmt es, daß in theuern Zeiten die Aeltern, um nur nicht Hungers zu sterben, ihre eigenen Kinder verkaufen, und wenn sie sich auf diese Weise nicht zu helfen vermögen, unter freyem Himmel verschmachten. Es ist dieses, daß man nämlich sein allerliebstes in der Welt für Lebensmittel hingiebt, zwar in ganz Ostindien nichts neues, am allerwenigsten aber auf der Küste Coromandel und Malabar, weil die Hungersnoth daselbst zum

Naturgeschichte von Ostindien.

öfteren einfällt, und nicht selten erstaunlich aufräumet. Ueberhaupt zu reden, sind diese beyden Länder ziemlich trocken. Es fehlen ihnen Flüsse, welche den Boden zu düngen groß genug wären, und es beruhet die Hoffnung einer guten Aerndte bloß auf dem Regen. Bleibt nun dieser aus, gleichwie zuweilen einige Jahre nach einander geschieht: so ist das Elend unbeschreiblich. Einige Reisebeschreibungen, deren Verfasser damals im Lande anwesend waren, bilden die Noth, welche unter solchen Umständen einreißt, dermaßen entsetzlich ab, daß dem Leser die Haare zu Berge stehen. Sie sahen die Indianer zu tausenden verschmachten, die Felder lagen überall voll todter Leichen. Glücklich sind diejenigen, denen der Hunger noch so viel Kräfte läßt, daß sie, wenn Weib und Kinder schon verkaufet sind, eine von den Europäern bewohnete Seestadt erreichen, und sich selbst verkaufen können, ungeachtet sie gewiß wissen, man werde sie sogleich aus ihrem Vaterlande wegführen, und nimmermehr wieder dahin bringen.

Der Unterschied zwischen nurbesagten beyden, und anderen niedriger gelegenen Ländern, besteht darinnen, daß jenen der übermäßige Regen nie schaden kann; dahingegen es in den leztern zuweilen mehr regnet, als es ihre Beschaffenheit zu vertragen vermag. Wegen dieser verdrießlichen Fälle suchen die Einwohner ihre Flüsse durch Dämme einzuschränken; sie verfertigen auch Gräben, damit das Wasser einen Ablauf finde, wenn es über die Dämme austritt. Doch, es ist zuweilen wegen großer Heftigkeit der Ströme alle Mühe und Arbeit vergeblich, absonderlich wenn sie zur Unzeit kommen; denn die ordentliche Ueberschwemmung verursachet nicht das geringste Unheil, sondern läßt im Gegentheile einen Mergel, der den Boden dünget, zurück. Fällt ungewöhnliche Dürre ein, so haben die niedrigen Länder den Vortheil, daß man das Wasser aus den Flüssen durch Gräben dahin leiten, und sie dergestalt bewässern kann; denn bey solchen Umständen gewinnet die Noth die Oberhand über die natürliche Schläfrigkeit der Indianer.

Der II Abschnitt.

Allgemeine und andere Winde.

Eintheilung der Winde. Allgemeine Passatwinde. Passatwind auf der atlantischen See. Beobachtung wegen der Winde in verschiedenen Meeren. Wirkungen des grünen und weißen Vorgebirges. Fahrt der Holländer und Engländer über die Linie. Schwierigkeit der Rückkehr von Guinea. Wind auf der Südseite der Linie. Zeitwinde an den Küsten. Abwechselnde Zeitwinde; des rothen Meeres; in Ostindien. Wie die Mussonen daraus werden. Unterschied zwischen den Mussonen in Norden und Süden der Linie. Brises oder Lüftchen. Papogajos, ein Wind. Terrenos. Harmatan. Typhon. Tornados.

Eintheilung der Winde.

Diejenigen Winde, welche bey den Franzosen **Alises**, bey den Engländern **Handlungswinde** *l*), sonst aber **allgemeine** oder **ordentliche** oder **Passatwinde** heißen,

l) Darum weil sie ihre ordentliche Zeit halten, folglich der Handlung sehr vortheilhaft fallen. Der Ursprung des Wortes Alise ist ziemlich dunkel; einige leiten es von Lisiere ab, darum weil die Gegend, darinnen diese Winde herrschen, die ganze Erdkugel gleichsam als eine Binde umgiebt. Unterdessen mag es vielmehr von dem alten französischen Worte **Alis**, welches so viel als sanft oder glatt bedeutete, herkommen.

m) Allem Vermuthen zu Folge rühret der östliche Passatwind, welcher zwischen beyden Wendekreisen ohne Unterlaß bläst, von dem Umschwunge der Erde um ihre Achse her, wozu noch die gewaltige und unaufhörliche Verdünnung der Luft im heißen Erdstriche kömmt. Denn vermöge beyder nurgemeldeter Umstände muß die Luft einen

Zug



Vorstellung des ordentlichen Strichs der
und INDISCH

Bermudes

Verænderliche Winde

Madera

Canarien

Espagnole

Caribbe I.

MER DU NORD

Gualata

VENEZUELA

C. La Vela

C. Coquiboca

Maracaybo

Cariibana

TERRA FIRMA

320

C. Blanco

C. St. Augustin

AMAZONEN

BRASILIEN

DAS ÆTHIO

MEE

AMERICA M.

April

PARAGUAY

Verænderliche Winde

R. de la Plata

1. Aruba.
2. Querisao.
3. Barbados.
4. Inseln des grünen Vorgebirges.

Man merke, daß die Pfeile in den leere
verændern. und daß die Abkürzungen der Mon

der GEGENWINDE, welche an den Küsten in dem ATLANTISCHEN
SCHEN MEERE zu regieren pflegen

TÜRCKEY
SPANIEN
Griechen
Das Mittellændische Meer
Syrien
PERSIEN
ASIEN
MOGOL
Barbarey
Ægypten
ARABIEN
BAY VON BENGALA
April &c.
BILE DULGERID
Mer Rouge
MER D'ARABIE od. das ARABISCHE MEER
Malabar
Comandel
Sep.
Oct. Nov.
Jun. Jul. Aug.
Nov. Dec.
AFRICA
C. Guardefuer
Apr. May.
Jan. Feb. Marz
Ceylan
Guinea
C. 3 Puntas
ABISSINIEN
Maldiven I.
C. Comorin
Bisara
Die Linie
Zanguebar
Congo
Loango
Calmes
C. Falco
C. del Gado
HIOPISCHE
EER
Angola
DAS INDISCHE MEER
C. S.te Andreas
Madagascar
C. S.t Sebastian
May
C. Corientes
Monomotapa
October
C. Romain
Natall Fl.
Veranderliche Winde
Vorgeb. der Guten Hoffnung
OCEANUS MERIDIONALIS

5. Fernando de Noronha.
6. Ascention.
7. S.t Thomas
8. S.te Helena

eeren Ræumen den Strich der GEGENWINDE anzeigen, die sich so oft
Monate z. E. Sept. Oct. u. s. w. die Iahreszeit anzeigen in welcher diese Winde regieren

T. 12.

ßen, blasen beständig von einem gewissen Striche des Compasses, oder welches einerley ist, von einer gewissen Gegend des Gesichtkreises, absonderlich aber, zwischen dem dreyßigsten Grade Norderbreite, und zwischen dem dreyßigsten Grade Süderbreite. Dieser Winde nun giebt es verschiedene; denn einige blasen von Morgen gegen Abend, andere von Abend gegen Morgen, noch andere vom Mittage gegen Mitternacht, u. s. w. Einige blasen wirklich das ganze Jahr über aus einer einzigen Gegend; andere wechseln alle halbe Jahre ab, und blasen erstlich von dieser, nachgehends von der gerade gegenüber stehenden Seite. Noch andere blasen ein halbes Jahr lang auf einem gewissen Compaßstriche, springen hernach auf den nähesten achten oder auf das höchste zehnten, und blasen das übrige halbe Jahr auf selbigem, wornach sie die vorige Richtung von neuem annehmen; dergleichen sind die abwechselnden Zeitwinde, welche das Jahr über, jedweder zu seiner Zeit einander ablösen. Alle bisher erwähnte, sind von den sogenannten Land- und Seelüftchen gar sehr unterschieden. Denn von diesen blasen einige nur bey Tage, andere nur bey Nacht, aber so ordentlich, daß sie nie außenbleiben.

Naturgeschichte von Ostindien.

Allgemeine Passatwinde.

Allein, der Passatwind auf der See ist ein allgemeiner Wind, und verdienet diesen Namen aus einem ganz anderen Grunde, als alle übrige sowohl beständige als abwechslende Zeitwinde, indem diese letztern alle mit einander von einer zufälligen Ursache, er hingegen von einer zwar unbekannten *m*), doch aber wie es scheint beständigen Ursache, herrühren. Man findet dergleichen allgemeinen Wind sonst nirgend als auf dem atlantischen Meere, das Africa von America scheidet, imgleichen auf dem östlichen Weltmeere, und auf der großen Südsee. In allen diesen nurbesagten Meeren bläst er mit Ausnahme der Linie, sowohl im nordlichen als südlichen Striche, beständig und unaufhörlich, nur aber nicht zu jeder Zeit mit einerley Gewalt, noch auf jedweder Seite der Linie zugleich. Gemeiniglich weicht er nicht von dem Weltmeere, noch nähert er sich der Küste, absonderlich auf der Westseite, über dreyßig oder vierzig Meilen; denn was die Ostseite betrifft, so erstrecket sich der Ostwind, welcher der wahre Passatwind ist, beynahe bis an die Küste, oder doch so nahe, daß ihn der Landwind erreichet. Auch nimmt er nicht selten den Seewind zu sich, und wird von solchem zuweilen auf vier bis fünf Compaßstriche verrückt. An einigen Orten, absonderlich auf der See, und im südlichen Striche, findet man den wahren Passatwind erst hundert und funfzig bis zweyhundert Meilen weit von der Küste; hingegen bläst er auf der Nordseite der Linie, in eben selbigen Meeren schon dreyßig bis vierzig Meilen vom Lande.

Passatwinde auf der atlantischen See.

Reist man aus Europa nach Ost- oder Westindien oder nach Guinea, so findet man diesen Wind beynahe allemal auf der Höhe von dreyßig Graden, und nur zuweilen auf der Höhe von zwey und dreyßig bis fünf und dreyßig Grad. Läuft man mit einem Nordoste aus dem Canale zwischen England und Frankreich, so kann es wohl geschehen, daß

Zug von Osten gegen Westen bekommen. Der allgemeine Ostwind muß Veränderungen leiden, woraus in dem heißen Erdstriche ein ordentlicher Nordost und Südost entsteht, und eben diese beyden sind die eigentlich also genannten Zeit- oder Passatwinde. Hierzu kann noch der Westwind gerechnet werden, welcher außerhalb beyder Wendekreise, bis auf den vierzigsten Grad der Breite ganz ordentlich bläst, und wie man glaubet, hauptsächlich von dem Zurückfließen der Luft, das von dem zwischen beyden Wendekreisen herrschenden Ostwinde verursachet werden muß, herrühret. Es blasen aber diese Winde sonst nirgend ordentlich, als auf großen Meeren; indem sie auf dem Lande, oder in einer großen Nähe desselbigen, unzählige Veränderungen leiden, woran die Ausdünstungen des Erdbodens, die Lage der Küsten, und andere besondere Ursachen Schuld sind.

Naturgeschichte von Ostindien.

selbiger so lange anhält, bis man den wahren Passatwind antrifft; verlassen aber darf man sich darauf im geringsten nicht, dahingegen der ordentliche Wind zwischen den dreyßig oder doch wenigstens acht und zwanzigsten Graden auf beyden Seiten der Linie, niemals fehlet. Hat dieser Wind sich einmal eingerichtet: so hat man beständig schönes Wetter, so lange er bläst, wohl zu verstehen, daß die Sonne zugleich in einem mittägigen Zeichen seyn muß; denn wofern sie in einem mitternächtigen läuft, so ist gemeiniglich der Himmel trübe. Im Gegentheile schiffet man auf der atlantischen See und im südlichen Striche an der Linie, so ist das Wetter so lange helle, als die Sonne in den mitternächtigen Zeichen verweilet, wird aber bey ihrer Ankunft in den mittägigen trübe.

Um den acht und zwanzigsten Grad der Breite findet man einen Ostnordost, absonderlich wenn die Sonne auf der Südseite der Linie läuft; hingegen im May, Brach- und Heumonate findet man einen Ostsüdost. Einer wie der andere bläst von der Gegend da man sie zuerst antrifft, das ist, vom dreyßigsten oder acht und zwanzigsten Grade, bis an den Wendekreis, mit mäßiger Stärke; hier aber nimmt ihre Gewalt zu, absonderlich zwischen dem drey und zwanzigsten und vierzehnten oder zwölften Grade, in welchem Raume sie beständig zwischen Ostnordost und Osten blasen. Hingegen zwischen dem zwölften und zehnten Grade blasen sie weder so frisch, noch bleiben sie so beständig zwischen einerley Strichen des Compasses. Im Heu- und Augustmonate, blasen zwischen eilf und zwölf Graden Süderbreite, sehr oft Südwinde, die aber zwischen Südsüdost, und Südsüdwest, oder Südwest bleiben. Hingegen im Christmonate und Jenner bläst der wahre Passatwind zwischen dem dritten und vierten Grade. So nun, wie die Sonne ihren Lauf immer weiter gegen Norden fortsetzet, eben also verstärken sich auch die Südwinde, und breiten sich nordlich über die Linie aus, bis sie endlich im Heumonate allgemach wieder gegen die Linie zurück weichen. Die beste Zeit im ganzen Jahre, über die Linie nach Süden zu schiffen, ist, wenn die Sonne in den mittägigen Zeichen läuft. Denn zu geschweigen, daß man sodann den Passatwind zum Vortheile hat, und solcher das Schiff bis an die Linie führet: so ist auch zu solcher Zeit der Wind gewisser und frischer, das Wetter schöner und die Winde, welche zu anderer Jahreszeit zwischen Südsüdost, und Südsüdwest blasen, wenden sich nunmehr gegen Südost. So lange hingegen, als unser Sommer währet, findet man bey der Linie lauter Windstillen und die so genannten Tornados, das ist, gewisse gefährliche Wirbelwinde, die sich gemeiniglich gegen den ordentlichen Wind erheben. Sie dauren nicht lange; denn der Wind, der sie verursachet, leget sich entweder auf einmal, oder drehet sich in Süden, ohne daß man gewiß wissen könnte, ob er drey Minuten lang also bleiben werde, oder nicht.

Was voritzt von den Südwinden, Windstillen und Tornados gesaget worden, das ist von dem ostlichen Theile des atlantischen Meeres bis ungefähr auf dreyhundert und vier und funfzig Grade westlicher Länge zu verstehen; denn weiter hin auf eben dieser Seite, findet man gemeiniglich die Winde in Südosten, auch sodann noch, wenn man schon über die Linie weg ist. Eben deswegen halten auch die erfahrensten Schiffer auf der Seite von Guinea so lange südlich von der Linie, bis sie besagete Länge erreichen, wiewohl dennoch einige sich der americanischen Küste besser nähern, ehe sie über die Linie gehen. Kommen die Engländer aus Ostindien zurück: so setzen sie gleichfalls um die frischen Winde, welche das ganze Jahr dauern, in Südost anzutreffen, nicht weit von America über die Linie. Wollen sie aber nach Indien, so schiffen sie von der Insel St. Jago gegen Süden, wornach sie die Winde unter besagter Breite antreffen.

Von

Von diesem Winde sind die nahe bey der Linie in dem indianischen und Südmeere befindlichen unterschieden. Gleichwohl sind sie daselbst ebenfalls mittägig, folglich ganz anders, als in den weiter entferneten Gewässern; denn in den nähesten zween bis drey Graden auf jedweder Seite der Linie sind die Winde sehr ungewiß. Ja in dem indianischen Meere giebt es so gar öftere Windstillen, oder doch sehr schwache Lüftchen, zuweilen auch Wirbelwinde. In dem Südmeere blasen die Winde nahe an der Linie, und auf hundert und dreyßig Meilen weit von der Küste, aus Süden. Innerhalb dieser Entfernung und der Küste blasen lauter schwache Winde, wiewohl ordentlich. Zwischen dem März- und Herbstmonate ist das Wetter schön, aber um Weihnachten herrschen die Tornados. Zwar sind in einem, wie im andern, jetzt besagter Meere die Winde unweit oder auch unter der Linie öfters südlich: sie blasen aber sowohl im Nord- als Weststriche nicht weiter, als bis auf den andern oder dritten Grad, ausgenommen nahe am Lande. Daß im atlantischen Meere die Süd- und Südwestwinde zuweilen bis auf zehn und zwölf Grad Norderbreite blasen, das ist bereits erwähnet worden. Daß aber die Südwinde unweit der Linie zwischen dem grünen Vorgebirge in Africa, und dem weißen in Brasilien beständig regieren, darüber wird man sich nicht sonderlich verwundern, wofern man erwägen will, daß besagte beyde Vorgebirge, davon eines der Linie nordlich, das andere südlich liegt, den Winden nur einen einzigen Raum zum Blasen übrig lassen, und daß es daselbst, absonderlich auf der americanischen Seite, allemal einen frischen Wind giebt. Indem nun dieses Gewässer bis auf zween oder drey Grad von der Linie, den Windstillen, Wirbelwinden, und den kleinen Winden der anderen Meere, die nicht so enge eingeschlossen sind, sehr unterworfen ist: so ist ihnen dieses Meer, absonderlich an der Ostseite von dem Einschnitte der guineischen Küste bis auf acht und zwanzig oder dreyßig Grad weit gegen Westen, heftiger als kein anderes unterworfen. Dampier suchet die Ursache nicht nur in der Linie selbst, sondern auch in der Nähe des Landes an der Linie. Er saget, indem dieser Theil des Meeres von dem Lande und der Linie gleichsam eingeschlossen wird, so ist er selten von schlimmer Witterung frey, absonderlich vom Aprile an bis in den Herbstmonat. Allein, sobald die Sonne ihren Weg gegen den Wendekreis des Steinbockes nimmt, so wird die Witterung in dieser Gegend besser.

Naturgeschichte von Ostindien.

Beobachtungen wegen der Winde in verschiedenen Meeren.

Wirkung des grünen und weißen Vorgebirges.

Unter der Linie selbst sind nicht nur in dem Raume zwischen dem africanischen und americanischen Vorgebirge, die Windstillen und Wirbelwinde seltener, sondern man findet auch da frische Winde, und ziemlich schönes Wetter. Daher kömmt es, daß die Eng- und Holländer, wenn sie nach Ostindien wollen, recht in der Mitte zwischen beyden Vorgebirgen über die Linie zu setzen suchen; und ob sie gleich zuweilen die Winde in Südsüdost, oder in Südsüdwest, oder auch noch ostlicher oder westlicher antreffen, so rücken sie dennoch nicht über einen Grad weit aus der Mitte des Canals weder gegen Osten noch gegen Westen, aus Beysorge, in Westen möchten sie irgend einen reißenden Strom, in Osten aber eine Windstille antreffen, davon eines wie das andere ihren Lauf verzögern würde. Eben also machen es auch die Portugiesen auf ihrer Fahrt nach Brasilien; denn sie gewinnen vorher die Südseite der Linie, ehe sie sich dem Lande nähern, um auf diese Weise dem Vorgebirge St. Augustin, welchem man nie zu nahe kommen darf, auszuweichen.

Fahrt der Holländer und Engländer über die Linie.

Weil die Engländer, wenn sie ihre Handlung nordlich über der Linie in Guinea treiben wollen, allemal einen guten Westwind antreffen; so beobachten sie auf der Hinfahrt die

Schwierigkeit der Rückkehr von Guinea.

Naturgeschichte von Ostindien.

die nurerwähnte Vorsichtigkeit sehr selten. Allein, wenn sie wieder nach Hause reisen, so gehen sie drey bis vier Grad weit südlich über die Linie, um daselbst zwischen Südsüdost und Südsüdwest einen frischen Wind anzutreffen. Mit diesem Winde gehen sie auf eben dieser Parallele fünf bis sechs und dreyßig Grad, das ist, ungefähr bis auf den halben Weg zwischen den Spitzen beyder Vorgebirge fort, ehe sie wieder über die Linie setzen. Hier finden sie einen frischen Wind, der sie nach America führet. Einige rücken, ehe sie über die Linie setzen, bis auf vierzig Grad fort, und finden da frische Winde. Wollten sie hingegen, in Meynung ihre Reise abzukürzen, den Weg in Norden der Linie nehmen: so fänden sie entweder nahe bey der Linie Windstillen, oder nahe an der Küste Westwinde, oder wenn sie zwischen beyden das Mittel zu halten gedächten, beyde verdrießliche Umstände zugleich; hierzu kämen über dieses noch die Tornados, absonderlich im May- und Brach- Heu- und Augustmonate. Mit einem Worte, wer von Norden herkömmt und in gleicher Entfernung von beyden Vorgebirgen über die Linie setzet, der hat eben sowohl als derjenige, der von Süden kömmt und ein gleiches beobachtet, den Vortheil davon, daß er bey der Linie nicht lange verweilen darf, und selten Mangel am Winde verspüret, indem in diesen Meeren das Uebersetzen über die Linie nirgend anders, als zwischen beyden Vorgebirgen, möglich ist.

Anderswo kömmt man leichter über die Linie.

In den übrigen Meeren, zum Beyspiele im Ost- und Südmeere, fällt es weit leichter, über die Linie zu setzen. Denn ihrer großen Weitschaft wegen finden die bey dem atlantischen Meere unvermeidlichen Schwierigkeiten bey ihnen nicht Platz. Was die Winde in dem Ost- und Südmeere zwischen der Linie und beyden Wendekreisen betrifft, so bläst auf der Südseite ein Ostsüdsüdost, und auf der Nordseite ein Ostnordost. Es sind hier, absonderlich im Südmeere, von einem bis zween Graden sowohl auf der Nord- als Südseite der Linie, bis an den Wendekreis, oder bis gegen dreyßig Grad Breite, allemal frische Winde. Im atlantischen, gleichwie auch im ostindischen Meere, sind die Passatwinde weder so frisch, noch so gewiß, noch so allgemein, als in der Südsee. Hat man hier den Zeitwind einmal gewonnen, und kann von dem Küstenwinde nicht mehr erreicht werden: so hat man in diesem ganzen ungeheuren Wasserraume nie Mangel an frischem Winde. Alle Engländer, welche diese Reise gethan haben, bekräftigen des Dampiers Angeben. Dampier selbst bekräftigte seine erste Erfahrung auf der Reise vom Vorgebirge Coriente bis an die Insel Guaham.

Wind auf der Südseite der Linie.

Was den Wind auf der Südseite der Linie betrifft, so benahm ihm sein alter Reisegefährte David alle Zweifel deswegen. Es war solcher sowohl als Dampier von den Gallopegosinseln ausgefahren, und hatte hierauf so lange Westsüdwest gehalten, bis er den wahren Passatwind in Ostsüdost antraf; nachgehends veränderte er seinen Lauf gerade gegen Süden, ohne über die Linie zu gehen, und folglich ohne Beyhülfe des Zeitwindes, bis er über den Wendekreis südlich hinaus war.

In dem Ostmeere ist auf der Südseite der Linie, und zwischen dreyßig, und vier Graden, der wahre Zeitwind Ostsüdost: allein, er ist weder so frisch, noch so beständig, als in der Südsee. Nordlich über der Linie genießt eben dieses Stück nurbesagten Meeres, keines so ordentlichen Windes, ja, es ist über dieses den Windstillen mehr unterworfen, und an der Küste noch anderen Winden, die mit den Jahreszeiten abwechseln.

Die


Vorstellung des ordentlichen Strichs der GEGENW
SUD MEERE
A S I A
CHINA
PEGO
SIAM
COCHIN
Haynan
Formosa
Lucon
Philippinen
Mindanao
Malacca
Sumatra
Borneo
Gilolo
Celebes
MOLUQUEN I.
N. Guinea
Java
Wendekreis des Krebses
Raeuber Inseln
DAS G
Verænderliche Winde
DAS INDISCHE MEER
Abwechselnde Winde
NEU HOLLAND
Wendekreis des Steinboeks
Verænderliche Wind
Man merke, daß die Pfeile zwischen den Linien den orden
Apr. May
Jun.
Jul. Aug.
Sep.
Nov. Dec.
Jan. Feb. Mart.
140
150
20
10
30



GENWINDE, die an den Küsten in dem großen
ERE, regieren
No. 17.
N. AMERICA
la Florida
le Bahama
California
BAY VON MEXICO
Cuba
N. Mexico
NEU SPANIEN
C. Catoch
Jucatan
Jamaica
Gratia de Dios
Honduras
GROSSE
St. Francisco
C. Paßao
C. St. Lorenz
PERU
C. Blanco
Galapagos
SUD MEER
MARE PACIFICUM
od. DAS STILLE MEER
CHILI
I. Juan Fernando
inde
dentlichen Strich dieser Winde an der Küste anzeigen



Die Zeitwinde an den Küsten sind entweder beständig, oder sie wechseln ab. Küsten, welche beständige Zeitwinde haben, sind die mittägigen von Africa und Peru, nebst einem Stücke der mexicanischen und guineischen Küste.

Naturgeschichte von Ostindien.

Zeitwinde an den Küsten.

Die mittägigen Theile von Africa und Peru liegen alle beyde unter einerley Breite, alle beyde auf der Südseite der Linie, auch alle beyde an der Ostseite ihres festen Landes. Ob sie nun gleich nach der Schärfe genommen, einander nicht parallel liegen: so sind doch die Winde das ganze Jahr über, auf einer Seite ungefähr eben so beschaffen, wie auf der anderen. Denn auf der Küste Angola sind die Winde zwischen Südwest und Süd, und auf der peruvianischen sind sie zwischen Südsüdwest, und Südsüdost. Nur muß man dabey beobachten, daß mit Ausnahme der africanischen Nordküste, alle Zeitwinde, die an einer Küste blasen, sie mögen nun das ganze Jahr über einerley bleiben, oder ihren Strich verändern, niemals gerade auf die Küste, noch auch die Länge an selbiger herab, sondern schief blasen, und einen spitzigen Winkel von etwa zwey und zwanzig Grad machen, imgleichen, daß nach dem Maaße, als das Land von dem Norden oder Süden besagter Küsten sich gegen Osten oder Westen lenket, der Wind sich ebenfalls unfehlbar verändert, dahingegen der Zeitwind der africanischen Nordküste, auf zween oder drey Striche weit von der Küste bläst. Diejenigen Südwinde, welche an den Küsten von Peru und Africa, das ganze Jahr über beständig blasen, sind stark, und blasen weiter von der Küste, als kein einziger anderer dem Abwechseln unterworfener Wind. In Peru blasen sie auf hundert und vierzig oder hundert und funfzig Meilen weit von der Küste, ehe man eine Aenderung an ihnen gewahr wird. Nachgehends aber drehet sich der Wind, je weiter man sich entfernet, auch immer weiter gegen Osten, bis er endlich in der Entfernung von etwa zweyhundert Meilen Ostsüdost wird und bleibt, welches denn der wahrhafte Zeitwind ist. Zwischen Angola und Brasilien sind die Winde ungefähr eben also beschaffen, wie sie im Südmeere an dem westlichen Stücke der peruvianischen Küste sind, ausgenommen, daß sie um den vierten Grad Süderbreite, bis auf eine Weite von acht und zwanzig bis dreyßig Graden der Länge, beständig in Südsüdwest, oder Südwest, verbleiben.

Von Peru und Africa.

Die Küsten von Mexico und Guinea haben ihre ordentlichen Winde ebenfalls. Weil die peruvianische Küste von Norden nach Süden streicht: so liegen jene beyde weiter gegen Osten und Westen. Zu Folge nun dem Laufe der allgemeinen Winde, sollte der Wind an besagten Küsten ostlich seyn, nichts desto weniger findet man bey ihm gerade das Gegentheil. Denn an der mexicanischen Küste ist er zwischen zehn und zwanzig Graden Noderbreite, allenthalben und beständig, beynahe vollkommen westlich, wenigstens doch sodann, wenn er nicht zurück getrieben wird, gleichwie zuweilen von den Tornados, als welche allemal gegen den Wind sich erheben, geschieht. Eben dieses hat man auch an der angolischen Küste bemerket, welche den Tornados nicht weniger als jene unterworfen ist. Die peruvianische ist davon befreyet: allein, es entstehen dagegen Windstillen, die zuweilen zween bis drey Tage währen. An der Küste von Angola und Mexico, entstehen dergleichen Windstillen nur nach einem Wirbelwinde.

Von Mexico und Guinea.

Die Küsten von Mexico und Guinea, sind gleich denen von Angola und Peru unter eben derselbigen Parallele, es sind auch ihre Winde ungefähr eben diejenigen. Gleichwie das feste Land von Mexico bey Panama unter dem achten oder neunten Grade Norderbreite beginnt, also nimmt das Stück von Guinea, davon gegenwärtig die Rede ist, seinen Anfang bey Alt-Callabar, unter dem vierten oder fünften Grade erwähnter Breite. Von

Naturgeschichte von Ostindien.

diesen nurerwähnten Anfangspuncten laufen erwähnte Küsten beyderseits einige hundert Meilen weit gegen Westen. Nun thun sie dieses zwar nicht immer nach einerley Compaßstriche, weil sie kleinere Landspitzen, Bayen, und allerley Einschnitte haben, gleichwohl blasen die Zeitwinde, die an diesen Küsten auf zween Striche von der See blasen, auf der guineischen Küste auch von Westen und zwar ordentlich. Dasjenige Stück von dieser Küste, das vom Winde getroffen wird, ist das ostliche; das westliche hingegen ist vor ihm sicher. Wiewohl nun dieses eine unstreitige Wahrheit ist, bemerket Dampier an diesem Orte: so läuft es doch der gemeinen Meynung der Seeleute dergestalt zuwider, daß sie es nicht glauben, bis sie es selbst erfahren, darum weil sie meynen, es sey dem gewöhnlichen Laufe der Winde gerade zuwider.

Der ganze Theil von Africa zwischen dem grünen Vorgebirge, oder vierzehn Grad Norderbreite, und zwischen dem Vorgebirge Boyadar oder sieben und zwanzig Grad, ist den Nordwinden, das ist, den Winden zwischen Nord und Nordost unterworfen, welche Winde alle mit einander, jederzeit sehr frisch sind. Daher kömmt es, daß die Schiffe, welche nach Guinea wollen, sich immer an diese Küste zu halten suchen, und öfter als einmal nahe an den Vorgebirgen vorbey segeln. Sobald sie südlich an das weiße Vorgebirge, welches ungefähr unter ein und zwanzig Grad der Breite liegt, gelangen: so führet der Wind zuweilen eine große Menge rothen Sand vom Lande herbey, und überschüttet alle Verdecke und Segel damit, welches ihnen große Beschwerlichkeit verursachet.

Von dem grünen, bis an das Annenvorgebirge, welches auf sechs Grad Norderbreite liegt, ist der Zeitwind zwischen Ost und Südost. Vom Annen- bis ans Palmasvorgebirge, das unter dem vierten Grade liegt, ist der Südwest, und von Palmas bis an den Einschnitt der Guineaküste, ist er Westsüdwest. Hier fängt er an, sich nach Süden zu drehen, und bleibt bis ans Lopesvorgebirge, welches südlich unter der Linie liegt, auf Südwest, gleichwie er auch an dieser Küste bis auf dreyßig Grad südlicher Breite fernerhin thut.

Abwechselnde Zeitwinde.

Zu denen Küsten, die ordentlich abwechselnde Winde haben, zählet man hauptsächlich, in der neuen Welt das Küstenstück zwischen dem Vorgebirge Gratia di Dios und Vela; die brasilische Küste, und die Panamabay im Südmeere; in der alten Welt aber die ganze Küste von dem Vorgebirge der guten Hoffnung bis an die äußerste Gränze von China. Was Gratia di Dios und Vela betrifft, das gehöret nicht zu denen Reisen, welche bisher in gegenwärtiger Sammlung erschienen sind. Auf der brasilischen Küste, dahin man einigen und anderen Reisenden zu begleiten unmöglich Umgang nehmen konnte, sind die Winde vom Herbstmonate bis in den März ostlich, vom März aber bis in den Herbstmonat, südlich. In der Panamabay sind die Winde vom Herbstmonate bis in den März ostlich, zwischen dem März und Herbstmonate hingegen südlich, oder südsüdwestlich.

An der africanischen Küste.

Von dem Vorgebirge der guten Hoffnung gegen Osten, bis an das Land Natal und das Vorgebirge der Ströme sind die Winde zwischen dem May- und Weinmonate bis auf dreyßig Meilen weit von der Küste beständig zwischen West und Nordwest, doch in Nordwesten allemal stärker. Drehet sich der Wind nach Nordwest, so geschieht es gemeiniglich mit einem Sturme und heftigen Regen. Zwischen dem Weinmonate und May sind die Winde ostlich, das ist, sie blasen zwischen Ostnordost, und Ostsüdost, und bringen schönes Wetter. Der Ostnordost ist frisch; der Ostsüdost hingegen schwach; es regnet auch von einer Zeit zur andern ein wenig.

Vom

Vom Vorgebirge der Ströme bis an das rothe Meer sind die Winde vom Weinmonate, bis in die Mitte des Jenners veränderlich, zwar meistens in Norden, hüpfen aber von einem Striche auf den andern, also, daß sie zuweilen den ganzen Compaß umlaufen. Die stärkesten sind im Norden; meistentheils sind sie stürmisch, ungestüm, mit plötzlichen Regengüssen vermischt. Wenn ein Sturm kommen will: so pfleget die See in Norden aufzuschwellen. Vom Jenner bis in den Maymonat sind die Winde in Nordost und Nordnordost, und das Wetter schön. Vom May bis in den Weinmonat, sind sie südlich. Im Heu- August- und Herbstmonate giebt es in der Pare und Melindebay große Windstillen, auch in eben dieser Bay einen großen Strom. Ein Schiff, das während dieser drey Monate vor dieser Küste vorbey schiffet, muß sich bis auf hundert Meilen weit vor besagtem Strome in Acht nehmen, wenn er es nicht in die Bay führen soll. Die Windstillen dauern zuweilen ganzer sechs Wochen lang: doch findet man hundert Meilen weit von der Küste, einen frischen Südwind. An der Mündung des rothen Meeres, bey dem Vorgebirge Gardafu, sind die Winde beynahe allezeit ungestüm; ja, das Wetter ist auch sodann stürmisch, wenn es in der Melindebay die großen Windstillen giebt, und wenn etwa zehn bis zwölf Meilen vom Vorgebirge in der See das schönste Wetter nebst einem frischen Winde regieret. Naturgeschichte von Ostindien.

Im rothen Meere sind zwischen dem Maye und Weinmonate die Südwestwinde stark, und der Strom so reißend, daß man diese ganze Zeit über sich an die Südküste halten muß, da man Landwinde und Strudel antrifft. Währenden Herbst- und Weinmonates drehet sich der Wind nach Norden, und bleibt endlich in Nordosten fest. Diese Richtung führet er, bis zum Wechsel des Mussons, welcher im April oder Maymonate geschieht, fort, drehet sich sodann auf einige Zeit nach Norden, folgendes nach Osten, und von da nach Süden, wo er fest bleibt. Zeitwinde des rothen Meeres.

Die Abwechslung der Winde erstrecket sich in diesem Theile der Welt nicht nur auf die jetzterwähnte Küste, sondern auch vom persischen Seebusen bis an das Vorgebirge Comorin, und von diesem auf alle Küsten des bengalischen Seebusens. Ja, sie erstrecket sich bis an die Straße bey Malacca, und an ihrer Ostseite bis nach Japon, woselbst die veränderlichen Winde das ganze Jahr über einander ablösen. Hingegen bläst an allen nurbesagten Orten der ordentliche Wind nicht genau auf einerley Compaßstriche. Es ist bereits angemerket worden, daß diese Winde um etwa zween bis drey Striche nach der Quere an der Küste blasen. In solchen Bayen, die nicht unter eben demselbigen Striche liegen, ändert sich der Wind verhältnißmäßig. Zwar trifft diese Regel bey tiefen Bayen nicht allemal ein, sondern sie betrifft insonderheit eine gerade Küste, die allenthalben meistens einerley Lage hat, indem die kleinen Landspitzen keine Veränderung verursachen. An den Küsten und dem hintern Theile eines großen Seebusens, zum Beyspiele, des bengalischen und siamischen, ist ganz ein anderer Wind, als auf beyden Seiten, und noch weit ein anderer, als auf einer vollen Küste. Unterdessen wechseln sie doch zu ihrer Zeit, nämlich im April und Herbstmonate alle mit einander ab; sie drehen sich alle mit einander zu einerley Zeit, an den gerade über stehenden Strich. In Ostindien nennet man diese abwechselnden Winde die Mussonen. Einer heißt der Ostmusson, beginnt im Herbstmonate, und regieret bis in den April, da er dem Westmusson Platz machet, welcher sodann bis in den folgenden Herbstmonat regieret. Sowohl einer, als der andere, bläst schief an der Küste. Der Ostmusson bringt ein schönes Wetter mit, der Westmusson hingegen Zeitwinde in Ostindien. Wie die Mussonen daraus werden.

Naturgeschichte von Ostindien.

hat Regen und Wirbelwinde zur Gesellschaft. Dieser Abwechslung und verschiedenen Witterung sind die meisten Handlungsländer in Ostindien unterworfen, absonderlich, welche auf dem festen Lande zwischen der Linie und dem Krebskreise liegen. Die unter der Linie und auf der südlichen Seite derselbigen, zwischen ihr und dem Steinbockskreise liegen, haben gerade die verkehrte Jahreszeit, welcher Umstand aber im geringsten nicht hindert, daß solche nicht mit jenen zugleich wechseln sollten.

Unterschied zwischen den Mussonen im Norden und Süden der Linie.

Der ganze Unterschied zwischen den Mussonen auf der Nordseite der Linie, und zwischen denen auf ihrer Südseite, besteht darinnen, daß zu eben der Zeit, wenn auf der Nordseite der Westmusson beginnt, das ist im April, auf der Südseite die Südsüdwestwinde anfangen. Dieses nun nennet man den Südsüdwestmusson. Nimmt nun nachgehends im Herbstmonate auf der Nordseite der Linie der Ostmusson seinen Anfang: so bläst auf ihrer südlichen Seite der Nordnordost, und bekömmt den Namen des Nordnordostmussons. Der Westmusson hat in den nordlichen Breiten Tornados und Regenwetter zur Gesellschaft. Der Südsüdwestmusson hingegen, welcher zu eben selbiger Zeit in den südlichen Breiten regieret, verursachet schönes Wetter; und gleichwie der Ostmusson schönes Wetter in den Nordstrich bringt, also bringt der mit ihm zu gleicher Zeit im Südstriche regierende Nordnordostmusson schlimmes Wetter, und Tornados mit sich dahin. Ungeachtet aber alle diese Winde nicht allemal zu eben derselbigen Zeit abwechseln: so hält man doch den Herbst- und Aprilmonat für die Wechselmonate, und sind sie gemeiniglich beyderley Windgattungen unterworfen. Demnach blasen die Mussone ganz ordentlich wechselsweise, und die Seefahrer haben von diesem Umlaufe den Vortheil, daß sie mit diesem Winde in einige Gegenden von Indien schiffen, und mit jenem wieder nach Hause reisen können. Auf dieser Abwechslung beruhet die ganze Schiffahrt.

Vortheile der Seefahrer.

Ohne diese verwundernswürdige Einrichtung der Natur, würde schwerlich ein Mittel zu erdenken seyn, wie man auf diesen Meeren Handlung treiben könnte. Denn die meisten indianischen Königreiche, dahin man über die See Handlung treibt, liegen zwischen der Linie und dem Krebskreise, das feste Land aber erstrecket sich dermaßen weit gegen Norden, daß kein Schiff nordlich über den Wendekreis kommen, und daselbst die veränderlichen Winde aufsuchen kann, gleichwie man solches in Westindien zu thun pfleget, wofern man weit gegen Osten gehen will. Eben so wenig wäre es rathsam, auf eben die Weise, als im Südmeere geschieht, gerade zu zufahren, weil man der Linie allzu nahe käme, folglich den Windstillen und den Tornados ohne Unterlaß unterworfen wäre. Nicht besser würde es ablaufen, wofern man auf die südliche Seite der Linie gehen, und die Reise auf diesem Wege vollenden wollte; denn in dem südlich unter der Linie befindlichen Theile dieser See regieret der wahre Passatwind, ja, er höret fast gar niemals auf, und würde folglich das Schiff bis an die Gegend, wo die Winde zu wechseln anfangen, immer gegen Mittag fortführen. Nebstdem ist die See in dieser Gegend nicht räumig genug, die Fahrt auf nur besagte Weise anzustellen. Will ein europäisches Schiff nach Siam, Tunkin u. s. w. gehen: so muß es den Westmusson zu Hülfe nehmen; und ob es nun gleich nach zurückgelegtem Vorgebirge der guten Hoffnung den Vortheil hat, daß es seinen Weg so weit, als es das Land zuläßt, nach Osten fortsetzen kann: so kann es doch dem Passatwinde nicht ausweichen, sondern es fällt, ehe es weit genug fortrücken kann, in seine Gewalt, und würde folglich seine Reise gar nicht endigen können, wenn besagter Wind in diesem Gewässer eben so ordentlich bliese, als in andern Meeren. Löseten demnach die jährlichen

Mussone einander nicht so ordentlich ab: so könnte man nach keiner andern, als nur einer einzigen Gegend schiffen. Man könnte nämlich zwar nach Westen gehen: allein, man müßte hernach entweder da bleiben, oder man hätte zur Rückreise aus einem Hafen, die voritzt kaum sechs Wochen erfordert, ganze Jahre nöthig. Zwar wenn zween Häfen nicht weit von einander liegen: so geht es wohl an, daß man dem Musson entgegen fahren, und mit Hülfe der sogenannten Lüftchen, das ist der Land- und Seewinde, die man nahe an den Küsten antrifft, aus einem in den andern kommen könnte: aber weite Reisen erfordern nothwendiger Weise ganz andere Hülfsmittel.

Naturgeschichte von Ostindien.

Dergleichen frische Winde, mit welchen man, obgleich nicht sehr weit gegen den Musson schiffen kann, findet man im Südmeere an der Küste von Brasilien und Guinea, imgleichen an der ganzen africanischen Küste, zwischen dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und dem rothen Meere. Ja man hat so gar in nurbesagten Meeren für weite Reisen Mittel ausfündig gemacht, welche in Ostindien nicht thunlich fallen. An der peruvianischen Küste, woselbst die Südwinde unaufhörlich blasen, müssen die Schiffe, welche nach Süden gehen wollen, so lange bis sie dem ordentlichen Küstenwinde entgangen sind, westlich halten. Hernach finden sie den wahrhaften Passatwind in Ostsüdost, mit welchem sie so weit, als sie wollen, gegen Mittag fortrücken, und nachgehends gerade in ihren Hafen einlaufen können. In der Gegend um Mexico, wo der Küstenwind westlich ist, sticht man so weit in die hohe See, bis man den wahren Passatwind in Ostnordost antrifft; sodann fährt man bis an den verlangten Ort gegen Norden. Wie oft ist nicht in den bisherigen Reisebeschreibungen gemeldet worden, daß die Schiffe, wenn sie aus den philippinischen Inseln nach Mexico wollen, bis auf vierzig Grad weit gegen Norden aufsteigen, und daselbst den Wind aufsuchen, der sie an die verlangte Küste bringt. Eben also verfahren auch die europäischen Ostindienfahrer. Sobald sie in der atlantischen See über die Linie weg sind: so laufen sie bis über die Gegend, wo der ordentliche Wind bläst, gegen Süden, und setzen nachgehends ihren Weg ostlich nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung fort. Auf der Heimreise halten sie nach zurückgelegter Linie mit dem Ostnordostwinde so lange gegen Norden, bis sie dem ordentlichen Zeitwinde im Norden sind, nachgehends schiffen sie gegen Osten. Dergleichen Vortheile erhält die Schiffahrt von einer raumen See.

Brises, oder Lüftchen.

Die nur erwähnten Brisen, oder kühlen Lüftchen, das ist, die frischen Land- und Seewinde, bedürfen gleichfalls eine Erläuterung. Ueberhaupt zu reden, so ist ein frischer Seewind nichts anders, als ein ordentlicher Küstenwind, nur ist er von andern ordentlichen Winden in diesem Stücke unterschieden, daß die letztern Tag und Nacht mit gleicher Stärke blasen, dahingegen ein solcher frischer Seewind nur bey Tage bläst, bey Nacht aber sich leget. Noch bemerket man diesen Unterschied, daß alle übrige ordentliche Winde, sie mögen abwechseln oder nicht, allezeit auf eben demselbigen Compaßstriche, oder doch beynahe auf demselbigen bleiben; dahingegen nur besagte frische Winde, oder kühlende Lüftchen, zwar bey ihrem Erheben des Morgens fast allemal gleich den ordentlichen Küstenwinden auf einem Compaßstriche bleiben, um den Mittag aber um zween, drey bis vier Striche vom Lande abweichen, und beynahe senkrecht auf die Küste blasen, absonderlich bey schönem Wetter; denn sodann sind sie ordentlicher.

Ihr Lauf.

Sie erheben sich meistens um neun Uhr Vormittage, doch zuweilen früher, zuweilen später. Anfänglich blasen sie ganz sachte gegen das Land, und um Dampiers eigene

Naturgeschichte von Ostindien.

Worte zu gebrauchen, „gleichsam auf eine verzagte Weise, eben als ob sie besorgeten, beschwerlich zu fallen. Sie halten inne, es scheint, als ob sie wieder Abschied nehmen „wollten. Der Anblick aller dieser Bewegungen verursachet ein höchst angenehmes Schau„spiel an der Küste. Ist der Wind im Anzuge begriffen: so ist die See zwischen ihm und dem Lande so eben als ein Spiegel; nachgehends so fängt sie an, sich ein wenig zu kräuseln, und bekömmt eine schwärzliche Farbe. Eine halbe Stunde hernach, wenn der Wind das Land erreichet hat, bläst er etwas stärker, und nimmt stufenweise bis an den Mittag an Kräften beständig zu. Sodann hat er seine größte Gewalt, damit er auch bis um zwey oder drey Uhr anhält. Nur springt er bey schönem Wetter zu Mittage zween oder drey Striche weiter gegen die See. Um drey Uhr wird er schwächer, und ungefähr um fünf Uhr, oder nachdem das Wetter beschaffen ist, etwas früher, oder später, leget er sich bis auf den folgenden Tag gänzlich.

Ihre Ordnung

Diese Winde kommen in ihren Gegenden eben so ordentlich, und man versieht sich ihrer eben so gewiß, als man sich des Tages versieht, wenn die Nacht vorbey ist. Bleiben sie ja zuweilen aus: so geschieht es nur in der nassen Jahreszeit. An allen Küsten des Weltmeeres, in beyden Indien, und in Guinea, erheben sie sich zwar ebenfalls des Morgens, und legen sich gegen Abend. Allein, sie sind an den Vorgebirgen und Landspitzen stärker, fangen zeitiger an, und hören später auf. Dagegen sind sie in den Bayen und kleinen Seebusen schwächer und von kürzerer Dauer. Die Eylande, welche meistens gegen Osten und Westen liegen, genießen dieses Vortheiles an beyden Seiten. Gleichwohl bemerket man, daß der wahre Seewind sonst nicht, als sehr nahe am Lande, von seinem Striche sonderlich abweiche. Dampier setzet diese Nähe auf drey bis vier Meilen; weiter hin, saget er, findet man bloß den rechten Seewind.

Das frische Lüftchen, welches den Namen des Landwindes trägt, ist dem Seewinde schnur gerade entgegen. Einer bläst gerade gegen die Küste, der andere gerade daran weg. Einer bläst bey Tage, und ruhet bey der Nacht; der andere kömmt nur bey Nachtzeit, und hält sich des Tages über still. Sobald der Seewind sein Amt gethan hat, so rufet die Vorsehung einen anderen aus seinem Ruheplatze heraus, damit er das seinige ebenfalls thue, und bis zum Anbruche des folgenden Tages die Luft durch ein gelindes Wehen abkühle. Es ist schwer, zu sagen, wenn er sich eigentlich erhebe, und wie lange er währe. Denn es beruhet sowohl eines, als das andere bloß auf der Jahreszeit, auf der Beschaffenheit der Luft, oder irgend einer andern zufälligen Ursache. Man nennet diese frischen Lüftchen deswegen Landwinde, weil sie allemal vom Lande wegblasen, die Küste mag übrigens beschaffen seyn, wie sie will. Sie blasen nicht nur nahe an der Küste, sondern auch ziemlich weit in die See hinein, absonderlich an dem darischen schmalen Landstriche. Sie lassen sich selten auf den Compaßstrichen spühren. Die stärkesten findet man gemeiniglich in den Seebusen oder Bayen, in großen Binnenseen, und wo viel kleine Inseln am Seestrande beysammen liegen. In der Südsee haben die Bayen von Panama, Guajaquil, Paita u. s. w. ihre Land- und Seewinde, es erhebt sich aber an manchem Orte, absonderlich in der Paitabay, der Landwind erst um Mitternacht. An letztbesagter Bay bläst er bis um sieben oder acht Uhr des Morgens beständig frisch fort, und erhebt sich das ganze Jahr über zu seiner gewöhnlichen Zeit, dahingegen er in der Panamabay in der Regenzeit nicht so gewiß ist, als in der trockenen.

Naturgeschichte von Ostindien.

Auch sind besagte Landwinde nach Veranlassung des Ausschnittes, den eine Küste hat, entweder stärker oder schwächer. An der guineischen Küste, zwischen dem Annen und Palmas Vorgebirge, sind sie ostlich, und bleiben bis auf vier Meilen vom Lande frisch. Die Seewinde sind daselbst in Südsüdwest. An der Angolaküste ist der Landwind Ostnordost, und der Seewind Westsüdwest, alle beyde aber ordentlich. An der Küste von Mexico und Peru im Südmeere, bläst der Landwind beynahe überhaupt in gerader Linie von der Küste weg; weil nun der Seewind eben so ordentlich ist: so können die Fischer zu ihrer nicht geringen Bequemlichkeit, mit einem Winde ausfahren, mit dem andern nach Hause kehren. In Ostindien sind die Land- und Seewinde in den großen Inseln eben so ordentlich, als auf dem festen Lande, nur blasen sie zuweilen schief. Ueberhaupt zu reden, sind die Landwinde ziemlich kalt, und weit kälter, als die Seewinde, ungeachtet die letztern weit stärker blasen, und ihre Kühlung, so wie sie nun ist, dieser warmen Gegend zu nicht geringem Troste gereichet, weil man auf diese Weise die größte Gewalt der Hitze nur in dem Zwischenraume beyder Winde, da sich gemeiniglich gar kein Lüftchen reget, ertragen darf. Man kann, wenn dieses geschieht, so lange bis dieser Wind sich erhebt, und die Luft abkühlet, kaum Athem schöpfen. Gleichfalls verspühret man des Abends, wenn er sich leget, bis zur Ankunft des Landwindes, welcher zuweilen erst um Mitternacht, oder noch später sich erhebt, eine gewaltige Hitze. Daher kömmt es, daß diejenigen, welche um der Kühlung willen sich ganz nackend auf einer Matte, ja zuweilen wohl gar unter freyem Himmel schlafen legen, des andern Tages vor Kälte starren, und Blutflüsse bekommen, woran nicht wenige sterben.

Ihr Unterschied.

An der mexicanischen Südküste, und zwar zwischen dem weißen Vorgebirge unter dem neunten Grade sechs und funfzig Minuten Norderbreite, und zwischen Realejo unter dem eilften Grade besagter Breite, das ist in einem Raume von etwa achtzig Meilen, giebt es einen Wind, den die Spanier Popogajos nennen, der aber nur im May, Brach- und Heumonate verspühret wird; er bläst drey bis vier Tage, ja zuweilen wohl sechs bis sieben ohne Aufhören nach einander weg. Dieser Wind ist zwar frisch, aber nicht ungestüm.

Popogajos, ein Wind.

In Ostindien hat die Küste Coromandel gewisse Winde, welche zwar bey den Portugiesen Terrenos heißen, weil sie vom Lande herkommen, gleichwohl aber von den bisher beschriebenen gänzlich unterschieden sind. Denn die rechten Landwinde blasen mit Inbegriffe des Abends und Morgens, nur bey der Nacht; diese hingegen blasen drey bis viere, ja wohl acht bis zehn Tage in einem Stücke fort. Jene sind sehr kalt, diese hingegen die heißesten unter allen Winden. Sie kommen aus Westen, blasen auch nur im May Brach- und Heumonate, als der ordentlichen Zeit des Westmussons, obgleich der wahre Musson dieser Küste sodann südwestlich ist. Sobald der vorhinerwähnte Wind sich merken läßt, gehen die Europäer nicht aus dem Hause, und versperren über dieses Thüren und Fenster. Dem ungeachtet verspühren sie bey dieser Veränderung der Luft, auch eine Veränderung an ihrer Gesundheit. Was die Indianer betrifft, so schwitzen sie bey dieser großen Hitze nicht einmal, indem sie eine ungemein harte Haut, absonderlich im Gesichte und an den Händen, haben; es schaden ihnen auch diese Winde selten etwas. Nurerwähnte Winde sind auch auf der malabarischen Küste zu spühren, obgleich zu einer andern Jahreszeit, nämlich im Christmonate, Jenner und Hornung, wenn der Ost- oder Nordostmusson regieret. Denn der Ostwind, als der wahre Musson dieser Jahreszeit, kömmt sodann über Land

Terrenos, ein Wind.

Naturgeschichte von Ostindien.

auf diese Küste, weil sie an der Abendseite des großen indianischen Vorgebirges liegt, gleichwie die Küste Coromandel auf der Ostseite desselbigen.

Dessen Wirkung am persischen Meerbusen.

Der persische Meerbusen wird von besagtem Winde nicht weniger belästiget, nur mit dem Unterschiede, daß er währenden Westmussons, nämlich im Brach- Heu- und Augustmonate dahin kömmt, und noch weit heißer, als anderswo ist. Alle europäische Kaufleute machen sich sodann aus den dasigen Häfen weg, und gehen nach Ispahan. Wer seiner Geschäffte wegen unmöglich abreisen kann, der sitzt den ganzen Tag in einer Wanne voll Wasser, damit ihm die böse Luft nicht schaden möge.

Harmatan.[1]

Einige in gegenwärtiger Sammlung befindliche Reisebeschreibungen erwähnen der Harmatanen, der Typhonen und des Elephantens: wir haben aber ihre Erklärung an den gegenwärtigen Ort verspahret. Der Harmatan ist der guineischen Küste ganz allein eigen, und fängt zwischen Ausgange des Christmonates, und Anfange des Jenners zu blasen an, ohne daß er jemals zeitiger oder später käme. Er dauert nur zween bis drey Tage, selten fünfe. Er ist ganz unglaublich scharf und schneidend, und zieht er die Bretterfugen an den Häusern, imgleichen die Verdecke und die Seitenwände eines Schiffes, so weit sie über das Wasser heraus stehen, dermaßen aus einander, daß man mit einer Hand zwischen sie hineinfahren kann. Sie bleiben auch so lange, als er seine Stärke behält, also klaffend, nachgehends aber giebt sich alles wieder zusammen, wie es zuvor gewesen war. So lange dieser schädliche Wind tobet, müssen die Landeseinwohner eben so wohl, als die Ausländer ihre Wohnungen wohl verschlossen halten, und zu Hause bleiben. Gleiche Sorge tragen sie auch für ihr Vieh, indem es keiner geringern Gefahr unterworfen ist, als seine Herren. Einige Reisende machten einen Versuch, und befanden aus der Erfahrung für wahr, daß die Ziegen nicht im Stande sind, die Heftigkeit des Harmatans über vier bis fünf Stunden auszustehen, sondern innerhalb dieser Zeit umfallen. Ein Mensch, dem die benöthigte Bequemlichkeit fehlet, oder der sich den Leib nicht mit irgend einem gelinden Oele salbet, kann nicht recht zum Athem kommen, und muß von der ungestümen, oder schädlichen Luft beynahe ersticken. Es bläst dieser Wind allezeit zwischen Ost und Nordost, niemals aber näher an Norden. Er ist beständig frisch und von gleicher Stärke, ohne Blitzen, Donner noch Regenwetter. Dem ungeachtet hat man, so lange er währet, keinen Sonnenschein, sondern der Himmel ist sehr trübe. Sobald er aufhöret, fängt der ordentliche Wind, welcher auf dieser Küste allemal Westsüdwest ist, wieder an zu blasen, und das Wetter wird hell und schön, wie zuvor.

Diejenigen Winde, welche zwischen den beyden Wendekreisen die Stürme erregen, beleget man, um sie von den gemeinen Winden zu unterscheiden, mit einem besondern Namen. Zwar sind in diesem Striche die Stürme nicht so häufig, als in den näher am Pole gelegenen: unterdessen versieht man sich ihrer doch, wenn die ihnen eigene Zeit erscheint. Zuwei-

n) Ein berühmter Reisebeschreiber giebt folgende Abbildung von dem Typhon. Die Typhonen saget er, sind eine Gattung ungestümer Wirbelwinde, welche im Heu- August- und Herbstmonate an mancher Küste regieren. Gemeiniglich erheben sie sich, wenn der Mond neu oder voll wird. Fast allemal geht ein schönes helles klares heiteres Wetter vorher, das sanfte und gemäßigte, aber von dem zu selbiger Jahreszeit gewöhnlichen abweichende Winde zur Gesellschaft hat. Wenn der Wirbelwind anfangen will: so erscheint in Nordost ein großes Gewölke; unten am Gesichtskreise ist es schwarz, weiter oben dunkelroth, oben darüber hellroth und glänzend, an den Enden aber fahl und so weiß, daß sie die Augen blendet. Es ist ein recht gräßlicher Anblick um eine solche Wolke. Sie

Zuweilen gehen ganze Jahre ohne den geringsten Sturm dahin, in manchem Jahre sind sie nicht so gar ungestüm, als sie sonst wohl zu seyn pflegen. Toben sie mit alleräußerster Gewalt, so legen sie sich desto geschwinder.

Naturgeschichte von Ostindien.

Der Wind, welcher im chinesischen Meere **Typhon** heißt, ist von dem in Westindien also genannten **Ouragan** wenig unterschieden. Sie haben alle beyde einerley Vorbothen und Merkmaale, nämlich ein Gewölke von mancherley Farben, das fürchterlich anzusehen ist, ferner einen höchst ungestümen Nordost, mit einem heftigen Regengusse, worauf eine Windstille, und sodann ein entsetzlicher Südwest folget. Sowohl der **Typhon**, als der **Ouragan** halten einerley Jahreszeit, nämlich den Heu- August- und Herbstmonat, und erheben sich fast allemal um den Neu- oder Vollmond. Gleichfalls bemerket man, daß die Gegenden, wo diese beyden Lufterscheinungen zu Hause sind, der Linie im Norden, obgleich nicht ganz genau unter einerley Breite liegen *n*).

Typhon.

Das allerschlimmste Wetter in den ostindianischen Meeren fällt in den Heu- und Augustmonat. Sodann bläst der ordentliche Westmusson beynahe ohne Unterlaß, und der Himmel ist beständig mit einem düstern Gewölke überzogen, woraus heftige Regengüsse und ungestüme Winde losbrechen. Den Beschluß dieses Mussons machet ein entsetzlicher Sturm, dem die Portugiesen die Benennung **Elephanta** beygeleget haben. Sobald dieser vorbey ist, geht man, ohne für diese Jahreszeit weiter den geringsten Sturm zu befürchten, in die See. Besagter Sturmwind bläst schnurgerade gegen die Küste, und verstopfet folglich die Häfen. Er raset an der Küste Coromandel, Malabar, und im bengalischen Meerbusen zu eben der Zeit des Jahres, wenn die Typhonen ihre Gewalt an der Küste von China, Tunkin, Cochinchina und Cambaya erzeigen.

Elephant.

Manche Meere, absonderlich in der Nachbarschaft der Linie, sind zwar den Tornados unterworfen, doch nicht so stark, als das atlantische, wiewohl auch dieses in einer großen Entfernung vom Lande nicht so stark davon angefochten wird, als in einer geringern. Ueberhaupt ist, wie es scheint, dieser Wind auf der See seltener, als auf dem Lande. Schiffet man in dem heißen Erdstriche nahe genug an der Küste hin: so sieht man gar oft, daß es auf dem Lande regnet, und der Himmel sich mit Wolken überzieht, wenn auf der See das schönste Wetter ist. Ungeachtet sodann der Wind vom Lande kömmt, und das Gewölke im Anzuge gegen die See begriffen zu seyn scheint: so kehret es doch meistentheils wieder an die Küste zurück, nicht anders, als ob es durch irgend eine verborgene Kraft angezogen würde. Rücket es ja bis in die See: so verzieht es sich doch wieder. Daher bekümmern sich die Matrosen, wenn sie in einiger Entfernung an der Küste vorbey schiffen, wenig um einen im Anzuge begriffenen Tornado, sondern sagen, das Land wird ihn schon verschlingen. Zwar erreichen die Tornados die See zuweilen: allein, sie nehmen ihren Ursprung sehr selten auf diesem Elemente, sondern sie bilden sich gleich

Tornados.

Sie läßt sich zuweilen zwölf Stunden lang sehen, ehe der Wirbelwind ausbricht. Sobald sie mit großer Geschwindigkeit fortzuschießen anfängt: so darf man sicher glauben, der Wind werde bald folgen. Er erhebt sich mit großem Ungestüme, und bläst etwa zwölf Stunden lang mit entsetzlichem Toben aus Nordost. Zugleich blitzet es heftig und oft, unter den fürchterlichsten Donnerschlägen und äußerst starken Regengüssen. Sobald der Wind sich leget: so höret auch der Regen auf einmal auf, und es entsteht ein Paar Stunden lang eine gänzliche Stille. Allein, nachgehends läuft der Wind ungefähr in Südwesten um, und tobet mit eben solcher Heftigkeit, auch eben so lange, als er zuvor aus Nordost gethan hatte. Dampier III Th. a. d. 39 S.

Naturgeschichte von Ostindien.

gleich an der Erde. Gar öfters steigt von einem Berge ein Wölkchen auf, und wird so ungeheuer groß, daß ein zwey bis dreytägiger Regen heraus fällt. Erscheinen diese Wölkchen bey der Nacht: so jagen sie den Seefahrern großes Schrecken ein. In diesen Gegenden pflegt man oben auf dem Verdecke zu schlafen, zu welchem Ende man Matten hinbreitet, und hat jedweder Matrose die seinige, nebst einem Kopfküssen, und einer rauhen Decke. Werden sie nun in diesem Zustande von einem Tornado überfallen: so haben sie nicht nur den Verdruß, in einem Augenblicke durch und durch naß zu werden, sondern sie wissen auch aus der beständigen Erfahrung, daß sie eine etlichstündige Angst und Arbeit ausstehen müssen; dahingegen bey Tage der ganze Handel in einer Stunde geschehen ist. Dem ungeachtet bleibt es doch allemal etwas wunderbares, wie ein kleines Wölkchen so viel Regen geben könne? Hat man die Küste im Gesichte: so scheint das Gewölke auf dem Lande sehr dick zu seyn. Man sieht, wie es blitzet; es donnert zugleich, und regnet gewaltig. Hingegen auf der andern Seite des Schiffes, das ist weiter in die See hinein, regnet es nicht so stark, als auf dem Schiffe selbst, und der Himmel ist heiter.

Wie sie entstehen.

Der III Abschnitt.

Fluth und Ströme.

Vergleichung derselben mit den Winden. Allgemeine Grundsätze davon. Unordentliche in Ostindien. Außerordentliche in Neuholland; an der Straße von Malacca; im Busen St. Michael; im Südmeere. Ob das Südmeer mit dem Nordmeere zusammen hange. Dampiers Erfahrungen und Wahrnehmungen. Die Fluth steigt bey weit vom Lande entfernten Inseln nicht so hoch. Unterschied zwischen den Strömen und der Fluth. Die ordentlichen Winde regieren die Ströme. Ströme in Ostindien; an der africanischen Küste. Indianische Küste nordlich über der Linie. Ströme im Südmeere.

Vergleichung derselben mit den Winden.

Unter dem Worte Fluth verstehen wir Fluth und Ebbe zugleich, sowohl an der Küste, als außerhalb derselbigen. Denn es scheint diese Begebenheit eine allgemeine Eigenschaft des Weltmeeres zu seyn, ungeachtet sie weder, was die Zeit, noch was die Höhe des Wassers betrifft, an allen Küsten einerley Ordnung zu beobachten pflegt. Durch die Ströme versteht man eine andere Bewegung des Meeres, welche nicht nur an der Dauer, sondern auch an der Richtung von der Fluth unterschieden ist.

Die Ebbe und Fluth hat mit dem Land- und Seewinde darinnen eine Aehnlichkeit, daß sie sich niemals von der Küste entfernet, obgleich eigentlich das Meer alle Tage, das ist alle vier und zwanzig Stunden zweymal ebbet und fluthet. Zwar ist dieser Unterschied dabey, daß der Seewind nur bey Tage auf der Küste bläst, der Landwind aber bloß bey Nacht gegen die See wehet: unterdessen sind sie doch in ihrer Bewegung eben so ordentlich, als Ebbe und Fluth, entfernen sich auch eben so wenig, als diese, von der Küste.

Die Ströme haben ihres Ortes eine große Aehnlichkeit mit den ordentlichen Küstenwinden. Sowohl diese, als jene, werden in einer ziemlich großen Entfernung vom Lande verspühret, und allem Ansehen zu Folge, haben die ordentlichen Küstenwinde einen starken Einfluß in die Ströme.

Naturgeschichte von Ostindien.

Es gehöret mit unter die allerersten Anfangsgründe der Schiffahrt, daß man die Zeit, wenn Ebbe und Fluth am größesten ist, wisse. Es ist auch diese Wissenschaft für die europäischen Meere, welche weit ordentlicher, als kein anderes ebben und fluthen, in der That unumgänglich nöthig. Allein, voritzt bleiben wir bey dem ostindischen Meere, bey der Südsee, und bey andern Wassergegenden, welche in den bisher erzählten Reisen vorgekommen sind.

Allgemeine Grundsätze.

Insgemein nimmt man wahr, daß die größten Mündungen der Flüsse am stärkesten fluthen, und daß hingegen an einer Küste, die wenig Flüsse oder Seen hat, Ebbe und Fluth schwächer und unmerklicher sey. Auch lehret die Erfahrung, daß die Fluth in eine weite Mündung zwar mit größerer Gewalt eindringe, als in eine enge, darinnen aber nicht so hoch steige, als in dieser. Nebst dem ist sie an solchen Inseln, welche sehr weit vom festen Lande liegen, niemals weder so stark, noch so hoch, als an solchen, die nahe dabey liegen, oder auch an dem festen Lande selbst.

Unordentliche Fluth in Ostindien.

In den meisten Gegenden von Westindien steigt die Fluth nicht viel höher, als in dem Canale zwischen England und Frankreich. In Ostindien steigt sie nicht sonderlich; sie erfolget auch nicht so ordentlich, als in Europa. Am aller unordentlichsten geschieht sie bey Tunkin, um den zwanzigsten Grad Norderbreite, und bey Neuholland, um den siebenzehnten Grad Süderbreite. Denn da merket man die niedrigen Fluthen kaum. Die tunkinische hat **Davenport** beschrieben, und sein Aufsatz ist den philosophical Transactions der englischen Societät einverleibet worden. Bey Neuholland ebbet und fluthet die See etwa fünf Faden; die Fluth gegen Ostnordost, die Ebbe gegen Westsüdwest.

Außerordentliche in Neuholland.

Dampier erzählet, es sey die zween Monate über, die er auf besagter Küste zubrachte, die größte Fluth allezeit erst drey Tage nach dem Neu- und Vollmonde eingefallen. Es kam ihm dieses um so viel fremder vor, weil er nicht die geringste Veränderung des Wetters bemerken konnte. Als das Schiff kalfatert worden war: so hoffeten diejenigen, welche die sonderbare Beschaffenheit der dasigen Fluth nicht bemerket hatten, sie würden es mit der dritten Fluth nach dem Neumonde flott machen können: sie verwunderten sich aber gewaltig, als es weder mit der dritten, noch mit der folgenden flott werden wollte, und die meisten waren der Meynung, es sey kein anderes Mittel übrig, als einen Graben im Sande zu machen. Endlich legete sich die Angst, als die sechste Fluth so hoch stieg, daß sie das Schiff heben konnte, und da die folgende noch höher stieg: so wurden sie vollkommen überzeugt, es sey die Fluth an dieser Küste nichts weniger, als ordentlich. Gleichwohl giebt es, nach Dampiers Versicherung, weder Flüsse noch Seen da, welche an diesen ungewöhnlichen Fluthen, oder auch an der gewaltigen Höhe desselbigen Ursache seyn könnten. Er seines Ortes glaubet, es rühre beydes daher, weil das Land zwischen Neuholland und Neuguinea gewaltig tief ausgeschnitten sey. Nebstdem kann es auch wohl wahr seyn, was einige Seefahrer dafür halten, nämlich, daß zwischen besagten beyden Ländern eine Durchfahrt, oder doch wenigstens eine große und tiefe Bay vorhanden sey. Es wird diese Meynung sehr wahrscheinlich, wenn man erwägt, daß in diesem ganzen Meere zwischen Neuholland und den Nordinseln, die Fluth auf der Ostseite außerordentlich hoch steige. Man merket solches bey der Annäherung an Neuholland auf das deutlichste, und es ist aus diesem Umstande allerdings zu schließen, es müsse ein größeres Wasserbehältniß, als ein bloßer Fluß, oder eine See in dieser Gegend vorhanden seyn. Noch wird die Wahrscheinlichkeit von dem Daseyn einer Durchfahrt, oder doch wenigstens einer tiefen Bay, dadurch bestärket, weil

Naturgeschichte von Ostindien.

weil die Fluth an dem festen Lande hinstreicht, nicht aber zwischen die nordlichen Inseln aufsteigt; da nun über dieses das nordlichste Vorgebirge von Neuholland beynahe bis an die Linie sich erstrecket, und die Fluth an dieser Seite aufhält, so muß sie nothwendiger Weise einen anderen Durchgang haben.

An der Straße von Malacca.

In der malakischen Straße läuft die Fluth gegen Osten, und die Ebbe nach Westen. Beyde steigen, wenn sie am allerstärkesten sind, etwa bis auf sechs Schuhe; an der africanischen Ostküste, zwischen dem Vorgebirge der guten Hoffnung und dem rothen Meere, ist der Lauf der Fluth ordentlich; es fluthet gegen Süden, und ebbet gegen Norden. An den großen Flüssen besagter Küste, absonderlich am Natallande auf dreyßig Grad Süderbreite, steigt Ebbe und Fluth zum allerhöchsten auf sechs Fuß.

Im Busen St. Michael im Südmeere.

In gewissen Gegenden hat zwar Ebbe und Fluth bey den Mündungen der Flüsse eben die Schnelligkeit als anderswo: sie steigt aber dem ungeachtet weit höher. Dieses geschieht unter anderen in der St. **Michaelsbay** und in dem Flusse **Guajaquil**. Die Michaelsbay hat verschiedene große Flüsse, die sich alle mit einander in einen Binnensee oder etwas ihm ziemlich ähnliches ergießen. Es ist diese See zwo bis drey Meilen breit und wird durch kleine niedrige Inseln von dem Meere abgesondert Die Fluth dringt durch die zwischen den Inselchen befindlichen Canäle in den See, und so weiter in die Flüsse; auf eben diese Weise geschieht auch die Ebbe; und zuweilen werden die Inselchen bis an die Gipfel der Bäume überschwemmet. Die Flüsse, die sich in die See ergießen, sind ziemlich schmahl, ihre Ufer steil, und nicht viel höher, als das höchste Wasser. Indem nun diese Flüsse nebst der See die einzigen Behältnisse der Fluth sind: so ist es kein Wunder, daß sie auf achtzehn bis zwanzig Schuhe steigt und fällt. Mit dem Guajaquilstrome ist es beynahe eben also beschaffen, ausgenommen daß die Lachen breiter sind. Die Fluth steigt und fällt hier bis auf sechzehn Schuhe. Zwar giebt es an eben dieser Küste noch mehr große Flüsse, wo die Fluth weder mehr noch weniger Geschwindigkeit zu haben scheint; unterdessen ist ihr Steigen und Fallen bey keinem einzigen so beträchlich, als bey diesem.

Ob das Südmeer mit dem Nordmeere zusammen hänge.

Es ist bereits angemerket worden, es habe die Größe der Fluth in der Michaelsbay einige auf die Gedanken gebracht, als ob das Süd- und Nordmeer unter der Erde zusammen flössen, und der darische schmahle Landstrich gleichsam eine Brücke vorstelle, unter welcher das Meer wie etwa unter der Londoner Brücke ab- und zulaufe. Noch wollen einige diese Meynung dadurch bestätigen, weil man auf besagtem Landstriche ohne Unterlaß ein gewaltiges Geräusch vernehme, welches von dem unterirrdischen Durchströmen des Meerwassers herrühren solle. Ferner, weil in der Panamabay die Schiffe erstaunlich herum geschleudert, ja, zuweilen mit solcher Gewalt an die Inseln geworfen werden, daß sie daran scheitern, imgleichen weil sie zuweilen eben also angezogen werden, als ob ein unterirrdischer Schlund vorhanden wäre, der sie unter der Erde in die Nordsee führen wolle. Endlich so sollen, wie man vorgiebt, währender Springfluth nicht nur alle Inseln in der Bay, sondern auch ein großer Bezirk des festen Landes bis an die Gipfel der Bäume überschwemmet werden. Allein, **Dampier** verwirft diese ganze Erzählung.

Dampiers Erfahrungen und Wahrnehmungen.

„Es ist doch zu verwundern, saget er, daß weder ich, noch meine Gefährten von „allem diesen das geringste wahrnahmen. Ich für meine Person bin zweymal über diese „Landenge gereist, und das zweytemal drey und zwanzig Tage darauf geblieben, ohne das „allergeringste unterirrdische Getöse zu vernehmen. Auch bin ich beynahe drey ganze Jah-

„re

„re in dem Südmeere herum geschiffet, und in dieser Zeit drey Monate lang in der Pana„mabay gewesen, ja, unser Volk blieb nach meiner Abreise noch länger da. Gleichwohl „merkete keiner von uns die geringste Spur von einem Abgrunde, wohl aber, daß es in „dieser Bay so gemächlich zu schiffen war, als in keinem anderen Meere. Auch habe ich „weder von den Indianern noch Spaniern, die ich sprach, jemals dergleichen etwas ver„nommen. Zwar weis ich wohl, daß Gage, ein engländischer Reisebeschreiber, diese Din„ge für wahr annimmt: man kann ihm aber den billigen Vorwurf einer allzugroßen Leicht„gläubigkeit machen; oder wenn man aus dieser Beschreibung, welche sehr unvollkommen „ist, und schlecht zusammen hängt, auf seine Gesundheit schließen will: so muß man glau„ben, er habe sich auf dieser Reise nicht zum besten befunden. Was die Fluth betrifft, die „man in diesem ganzen Meere als ungeheuer beschreibt: so thut man der Sache weit zu „viel, und wüßte ich nicht, daß die Ebbe und Fluth an irgend einem Orte, nur die Mi„chaelsbay ausgenommen, die kleinen Inseln überschwemmete, und sonst nichts als die „Baumgipfel aus dem Wasser hervorragen ließe. Es sind aber diese Inseln ungemein „niedrig, haben auch in Vergleichung mit den Inseln der Panamabay, nur lauter niedri„ge Bäume, und würde die Stadt gleiches Namens bald unter Wasser stehen, wenn die „dasigen Inseln überschwemmet werden könnten. Es wiederfährt dieses nicht einmal den „Perlinseln, welche doch flach und niedrig sind. Die allerhöchste Fluth steigt daselbst nicht „über zehn bis zwölf Schuhe, auch so gar in der südlichen Gegend nicht, welche der Mi„chaelsbay gerade gegen über, und nur etwa vierzehn Meilen davon liegt. Doch steigt „in dieser Gegend die Fluth um zween bis drey Schuhe höher, als bey Panama, oder in „jedwedem anderen Orte der Bay.„

Naturgeschichte von Ostindien.

Wir haben erwähnet, die Fluth steige bey solchen Inseln, die weit vom festen Lande liegen, nicht so hoch, als an nahgelegenen. An den Gallopagosinseln, welche beynahe hundert Meilen vom festen Lande entfernet sind, steigt die Fluth nur etwa zween bis drey Schuhe hoch, weniger oder mehr, nachdem die Küste mehr oder weniger Bayen oder Flüsse hat. Bey Guaham, einer von den marianischen Inseln, steigt die Fluth nur zween, oder aufs höchste, drey Schuhe. In der Panamabay ist sie ordentlicher, als an keinem anderen Orte der Küste von Peru und Mexico; sie steigt nach Osten, und fällt gegen Westen, beydes, gleichwie an dieser ganzen Küste, bis auf etwa fünf Schuhe.

Die Fluth steigt bey weit vom Lande entferneten Inseln nicht so hoch.

Zu Rialejo beträgt sie acht bis zehn Schuhe, imgleichen auch bey Amapalla, da sie gegen Osten steigt, und gegen Westen fällt. In der Dolcebay, und im Necogaflusse, steigt sie auf zehn bis zwölf. An der peruvianischen Küste steigt sie nicht so hoch, absonderlich zwischen dem Franciscusvorgebirge, und dem Flusse Guajaquil, da sie gegen Süden an, und gegen Norden abläuft. An der Insel Plata, beträgt sie drey bis vier Schuhe; hingegen zwischen dem weißen Vorgebirge, das unter dem dritten Grade liegt, und zwischen dem dreyßigsten Grade Süderbreite beträgt sie nur anderthalb bis zween Schuhe. Sie steigt an dieser ganzen Küste gegen Süden, und fällt gegen Norden.

Nun wollen wir uns zur Beschreibung der Ströme wenden. Diese sind von der Ebbe und Fluth auf verschiedene Weise unterschieden. In beyden letztern läuft das Wasser alle vier und zwanzig Stunden zweymal an und ab. Die Ströme hingegen laufen einen Tag, eine Woche oder zuweilen noch länger gegen diese Seite, und wenden sich nachgehends auf die andere. An einigen Orten laufen sie ganzer sechs Monate nach dieser, und die übrigen sechse nach jener Seite. Zuweilen nehmen sie nur um den vollen Mond ein

Unterschied zwischen den Strömen und der Fluth.

Naturgeschichte von Ostindien.

Paar Tage lang ihren Lauf nach einer gewissen Seite, kehren hernach mit großer Gewalt zurück, und nehmen ihren vorigen Lauf wieder an. Ueberhaupt zu reden, merket man die Gewalt der Ebbe und Fluth nur an der Küste, dahingegen die Ströme von der Küste entfernet sind. Man spüret die Wirkung der Ströme nicht so, wie die Wirkung der Fluth, an dem Zu- und Abnehmen des Wassers, weil die Fluth gegen das Land treibt.

Die ordentlichen Winde regieren die Ströme.

Es ist eine jedwedem Seemanne bekannte Sache, daß der Strom überall, wo die ordentlichen Winde herrschen, sich nach dem Winde richte, und nach eben derselbigen Seite laufe, als er. Aber seine Gewalt ist nicht allenthalben gleich groß, noch seine Bewegung auf der hohen See eben so merklich, als an der Küste, absonderlich bey solchen Vorgebirgen, die sich sehr weit in die See hinein erstrecken. An einer Insel sind die Ströme gleichfalls mehr oder weniger zu spüren, nachdem selbige von dem ordentlichen Winde mehr oder weniger getroffen wird. Uebrigens bleibt es eine ausgemachte Sache, daß die Ströme zu gewisser Zeit im Jahre ihren Lauf ändern. Zuweilen erhebt zwar ein ungestümer Wind die Wellen, und führet sie hin, wo er will, es behält aber der Strom unter der Oberfläche dennoch seinen vorigen Lauf, und hat folglich nicht selten unter Wasser eine ganz verkehrte Richtung. Kurz, es ist gar nichts neues, daß zu eben derselbigen Zeit, und an eben demselbigen Orte, zween Ströme mit gerade umgekehrten Richtungen über einander weglaufen.

Ströme in Ostindien.

In Ostindien laufen die Ströme ein halbes Jahr lang von Osten nach Westen, und im anderen halben Jahre von Westen nach Osten. In Guinea verändern sie sich eben so wie in Ostindien nur um den vollen Mond, wiewohl solches nur von dem Theile des Meeres, der an die Küste stößt, zu verstehen ist. Giebt es ja auf der hohen See Ströme, welche diese Regeln nicht beobachten, so ist es doch um eine solche Ausnahme etwas seltenes, und wir lassen es bey einer bloßen Anzeige bewenden, ohne nach der Ursache zu forschen *o*).

Ströme an der africanischen Küste.

An der guineischen Küste läuft der Strom, ausgenommen zur Zeit, oder um die Zeit des vollen Mondes, nach Osten. Hingegen auf der mittägigen Seite der Küste von Loango bis an den fünf und zwanzigsten oder dreyßigsten Grad, läuft er, mit Ausnahme der nurerwähnten Zeit, mit dem Winde von Süden nach Norden.

An der Ostseite des Vorgebirges der guten Hoffnung läuft er vom Maye bis in den Weinmonat, und von dreyßig bis vier und zwanzig Graden südlicher Breite gegen Ostnordost, und der Wind ist sodann Westsüdwest, oder Südwest. Hingegen vom Weinmonate bis in den May, wenn der Wind zwischen Ostnordost, und Ostsüdost bläst, läuft der Strom nach Westen. Doch versteht sich dieses nur von fünf bis sechs bis auf etwa funfzig Meilen weit vom Lande; denn näher an der Küste hat man bloß die Fluth, ohne Ströme, und über funfzig Meilen vom Lande hinaus höret der Strom entweder gänzlich auf oder wird unmerklich.

Indianische Küste nordlich über der Linie.

An der indianischen Küste, so weit solche nordlich über der Linie liegt, folget der Strom dem Mussone; nur wechselt er nicht völlig zu einerley Zeit mit ihm, sondern es beträgt der Unterschied zuweilen drey und mehr Wochen. Nachgehends wechselt er nicht wieder, bis sich der folgende Musson eingerichtet hat. Zum Beyspiele, der Westmusson beginnt in der Mitte des Aprils: allein, der Strom wechselt erst mit Anfange des Mayes; gleichfalls

o) Nachricht von dergleichen besonderen Strömen giebt jedwede in gegenwärtiger Sammlung befindliche Reisebeschreibung.

falls beginnt der Ostmusson um die Mitte des Herbstmonates: allein, der Strom wechselt erst im Weinmonate.

Naturgeschichte von Ostindien.

Strôme im Sůdmeere.

Bey den Gallopagoseylanden im Sůdmeere findet man einen sehr unbequemen, wiewohl nur mittelmåßig starken Strom. Die Reisenden, welche Klage darůber fůhren, sind der gånzlichen Meynung, es můßten weiter hin, wo die Sůdwinde regieren, die Strôme reißender seyn.

Die berufensten Strôme in diesem Meere sind die bey den Vorgebirgen, Franciscus, Passao, Lorenz, und dem Weißen. Dieses letztere hat ungemein heftige, welche gegen Nordwest laufen, und der Schiffahrt desto hinderlicher fallen, weil der Wind daselbst mehrentheils mit großer Gewalt blåst; und man ôfters genôthiget ist, gegen den Strom zu segeln. Die Strôme an der mexicanischen Kůste sind den Seefahrern aus der Ursache ziemlich unbekannt, weil man gemeiniglich nur innerhalb des Fluthbezirkes verbleibt. An der Kůste von Guatimala, zwischen zwôlf Grad funfzig Minuten und dreyzehn Grad, traf Dampier einen Strom an, der gegen Sůdwesten lief, und seines Erachtens dem Winde folgete, weil nåmlich es ein allgemeiner Grundsatz ist, daß nahe an der Kůste alle Strôme sich nach dem ordentlichen Winde der Kůste richten.

Die bisher beygebrachten Erfahrungen geschickter Seefahrer erschôpfen freylich die môgliche grôßte Erkenntniß in dieser Materie noch lange nicht. Unterdessen wird doch die Můhe, sie zu sammeln, nicht gånzlich vergebens angewendet seyn, sondern dem geneigten Leser viele in dem gegenwårtigen Werke hin und wieder vorkommende Stellen von einem åhnlichen Inhalte deutlich machen.

Der IV Abschnitt.

Båume, Gewåchse, Frůchte, und andere natůrliche Reichthůmer.

Aavora. Abhal. Achia. Adhatoda. Agathy. Agucla. Ahate de Pauncho Recchi. Ahegast. Alafreira. Aloe. Alpam. Ambalam. Ambare. Ambela. Ambon. Amsaleira. Ananansira. Anavinga. Angolam. Angsana. Anis. Anoneira. Areka. Asjogam. Assutinat. Ateira. Badukka. Bahet Schulli. Bambu. Bandura. Baxana. Belutta. Benzoe. Bethel. Bilimbeira. Bilimbi. Brindeira. Cajan. Cajuyera. Calaba. Calamba. Aromatisch Rohr. Calesiam. Campher. Caniram. Cara Schulli. Caramboleira. Carambeira. Cardamome. Carin Curini. Carrapuli. Cassummuniar. Champakan. Charameis. Zimmtbaum. Coapoiba. Cogada Pala. Codi Avanam. Indianisch Herz. Congnare, Baumwollenbaum. Cowalam. Cuciombi. Cudu Pariti. Cumana. Currutu Pala. Durion. Datura. Fagara. Figueira. Indianischer Feigenbaum. Galanga. Ingwer. Theerbaum. Hermia. Jacaranda, oder Manipoy. Jambo. Jamboleira. Jamboyera. Jangomeyra. Jaqueira. Ikara Mulli. Indigo. Kaka Mulon. Kasiava Maram. Katu Conna. Kedangu. Libby. Makarekau. Mangostan. Manguera. Marotti. Mangoreira. Molucane. Moringa. Mullava. Nagam. Nandi Ervatam. Negundo. Nilica Maram. Nir Notsjil. Oepata. Olutution. Pocatsjetti. Pagna. Pala. Palmera de Transolin. Panoma. Papeira. Papo. Pereyra. Fichte. Plantan. Pfeffer. Ponc. Ponga. Pongelion. Purpur. Pucho oder Costus Indicus. Pumplenose. Puna. Quil oder Schlangenholz. Rima. Reiß. Saamuna. Sabdariffa. Sagumanda. Sandal. Seifenbaum. Schagri Cottam. Schetti. Schulli. Simbol. Siuanna. Tagera. Taliirkara. Tamarinden. Tani. Tapia. Taranja. Tenga. Theca. St. Thomas. Trauerbaum. Valli. Venen. Vettagadu. Vez Cabuli. Zerumbet. Camchain. Zimmet. Chiampim. Ignama. Muscatennuß. Omlan. Quegadam Cherosa.

Da wir der besonderen Beschreibung eines jedweden Landes allemal ein Verzeichniß der ihnen eigenen natůrlichen Schåtze angehångt haben: so sind uns voritzt keine andere

Naturgeschichte von Ostindien. mehr zu nennen oder zu beschreiben übrig, als welche dem allergrößten Theile von ganz Ostindien gemein sind. Wir haben für nöthig erachtet, dieses vorläufig noch einmal zu erinnern, und werden uns übrigens der alphabetischen Ordnung bedienen.

Der Aavora. **Aavora** ist der Name sowohl eines Baumes, als seiner Frucht, welche letztere die Größe eines Hühnereyes hat, und mit vielen anderen ihres gleichen nach Art eines Busches in einer großen Hülse liegt. Inwendig im Fleische ist ein sehr harter, knochenähnlicher Kern, in der Größe eines Pfirsingkernes, der an den Seiten drey Löcher, und noch zwey kleinere neben einander hat. Dieser Kern schließt eine schöne Mandel in sich, welche eine zusammen ziehende Kraft besitzt, und deswegen, weil sie den Durchlauf stillet, sehr berühmt ist.

Abhal. Der **Abhal** ist eine Cypressengattung. Die Frucht trägt einerley Namen mit ihm, hat die Größe einer gewöhnlichen Cypressenfrucht, aber eine fuchsrothe Farbe. Man hält sie für ein starkes abtreibendes Mittel, welches absonderlich zum Fortschaffen einer todten Frucht aus der Gebärmutter gut seyn soll.

Achia. Der **Achia** ist nicht sowohl ein Baum, als vielmehr eine große Rohrgattung, welche da zu Lande sowohl vor als nach erlangeter Reife, mit starkem Essig, Pfeffer, einigem Gewürze und anderen Dingen, eingemachet wird.

Adhatoda. Der **Adhatoda** ist eine Nußbaumgattung, dessen Blätter einander gegen über wachsen. Sein Blumenbecher ist länglicht, und besteht aus einem einzigen Stücke. Die Blüthe gehöret unter die **Monopetales irregulares**, und ist mit zwo Lefzen abgetheilet. Ihr oberer Theil krümmet sich in Gestalt eines Bogens, die Lefzen beugen sich abwärts. Ihr Eyerstock wird zu einer Frucht mit einer hölzernen Schale, und ist in zwo Zellen abgetheilet, darinnen ein flacher herzförmiger Samen liegt. Man schreibt ihr, wie dem Abhal, die Kraft zu, die todte Frucht wegzutreiben, und eben dieses bedeutet auch ihr Name.

Agathy. Der **Agathy** ist ein Baum, der aufs höchste etwa dreyßig Schuhe in die Höhe, und fünf bis sechse im Umfange erreichet. In der Mitte und am Gipfel breiten seine Aeste sich mehr in die Höhe als in die Breite aus. Er wächst an sandigen Orten. Die Wurzel hat eine schwarze Farbe, einen zusammen ziehenden Geschmack, und breitet ihre Fasern sehr weit aus. Sein Holz ist sehr weich, und je näher am Marke, desto weicher. Machet man einen Einschnitt in die Rinde: so tritt ein heller wässeriger Saft heraus, welcher in kurzer Zeit zu einem Gummi wird.

Agucla. Der **Agucla**, den die Portugiesen vermittelst einer verdorbenen Aussprache **Aquila** nennen; daher dann die Benennung **Adlerholz** entsprungen ist, wächst zu einer großen Höhe, und gleicht übrigens einem Oelbaume. Sein Holz ist dicht, hart, schwer, grau, dunkel oder schwärzlicht und harzig; hält man es ans Feuer oder zündet es an, so giebt es einen lieblichen Geruch von sich. Wer in den Gedanken steht, das Adlerholz sey dasjenige, was unmittelbar unter der Rinde des Aloebaumes liegt, folglich keine besondere Baumgattung *p)*, der muß nicht wissen, daß das Aloeholz ungemein bitter schmecke, das Adlerholz hingegen im geringsten nicht. Es hat zwar einen etwas herben Geschmack, er ist aber sehr gelinde, und nicht anders als nach langem Kauen zu spüren. Dieser Baum wächst absonderlich in **Cochinchina**: es wird aber mit seinem Holze ein so starker Handel getrieben, daß es überall in ganz Indien zu haben ist. Man gebrauchet es als eine

p) Man sehe oben unter den japonischen Gewächsen von diesem Baume nach.

eine Herz- und Magenstärkung gegen ansteckende Krankheiten. Vornehme und reiche Leute beräuchern sich in wohl verschlossenen Zimmern damit, indem sie diesen Rauch der Gesundheit für höchstdienlich halten. Er treibt den Schweiß, und machet munter. Aus dem Holze werden Säbelgriffe und andere kurze Arbeit verfertiget. Naturgeschichte von Ostindien.

Der Ahate de Pauncho Recchi, ein Baum, der in ganz Indien, absonderlich aber in den philippinischen Inseln, die man für sein eigentliches Vaterland hält, sehr gemein ist, hat eine mittelmäßige Größe von etwa zwanzig Schuhen, und eine schwammigte Rinde, die inwendig roth aussieht. Sein Holz ist weiß und gewaltig hart; der Kern und Splint aber grünlicht, ohne Geruch, von einem bitteren und etwas widerwärtigen Geschmacke. Seine, wiewohl wenigen Aeste haben eine grüne, mit kleinen aschfarbigen Flecken besäete Rinde. Die Wurzel ist gelblicht, ungemein faserreich, hat eine dunkelrothe Rinde, die stark riecht, und fettig schmecket. Seine Blätter sind länglicht, glatt und flach, sie stehen wechselsweise am Aste, oben sind sie grün und glänzend, an ihrer unteren Fläche aber bey weitem nicht so sehr. Wenn man sie zwischen der Hand reibt: so geben sie ein Oel, aber ohne Geruch. Die Blüthe hängt, vermittelst eines Stieles, an den allerkleinesten Blättern, deren Stelle sie auch einnimmt, und besteht aus drey dicken, dreyeckigen, dem Leder ähnlichen, inwendig weißen, auswendig blaßgrünen Blättchen. Wirft man sie ins Feuer, so riechen sie wie verbrannt Leder. Die Frucht wächst aus den Staubstengelchen der Blüthe, und wird nach erlangter Reife so groß, als eine Citrone, auswendig grün und kraus, inwendig weiß, und mit einem saftigen Fleische von angenehmem Geschmacke und Geruche ausgefüllet. Es blühet dieser Baum jährlich zweymal, nämlich im Aprile und Herbstmonate. Die Frucht reifet im August- und Hornungmonate. Machet man das Laub mit Salze zu einem Pflaster: so erweichet es die giftigen Geschwüre. Die Frucht öffnet und kühlet. Ahate de Pauncho Recchi.

Der Ahegast ist ein großer Baum. Seine Frucht überläßt man den Vögeln; die Wurzel giebt eine schöne Leibfarbe. Man darf aber deswegen den Baum nicht umhauen, sondern man schneidet nur die Wurzel auf einer Seite weg, und läßt ihr Zeit, wieder nachzutreiben. Ahegast.

Auf dem Alafreira, der unsere Pflaumenbäume an Größe etwas übertrifft, wächst der indianische Safran. Die Blüthe hat einen gelben Stiel, aber weiße Blätter. Man gebrauchet sie eben also wie den europäischen Safran, doch hat sie die Güte desselbigen nicht. Das allerseltenste an diesem Baume ist dieses, daß er nur des Nachts blühet, und zwar das ganze Jahr über einmal wie das andere. Alafreira.

Die indianische Aloe wird, so viel ihren Gebrauch in der Arzeneykunst betrifft, für die allerbeste gehalten. Diese Pflanze gleicht der Meerzwiebel ziemlich, ist aber dicker, auch ist sein Laub fetter, schief gestreift, und an der unteren Fläche ausgebogen. Die Blattränder sind auf beyden Seiten mit stumpfen, schiefliegenden Spitzen ausgezieret, die gleichsam abgebrochen zu seyn scheinen. Der Stamm ist dem Stamme des Anthericum ähnlich. Die ganze Pflanze giebt einen sehr starken Geruch von sich. Sie hat einen bitteren Geschmack, und nicht mehr als eine einzige Wurzel, welche gleich einem Pfahle gerade unter sich in den Boden treibt. Die Aloe wächst in ganz Indien im Ueberflusse. Aloe.

Der Alpam ist eine berufene Staude, davon der Stamm sich in zween bis drey Stammäste vertheilet. Die Rinde dieser Aeste ist grün und aschfarbig, ohne Geruch, aber von einem sauern, zusammen ziehenden Geschmacke. Die Aeste haben ein weißliches, Alpam.

durch

Naturgeschichte von Ostindien.

durch Knoten abgetheiltes Holz mit einem grünen Kerne. Die Wurzel ist roth, und besteht aus einer großen Menge Wurzelfasern, die sich gegen alle Seiten ausbreiten. Das Laub ist länglicht, schmahl, läuft in eine sehr scharfe Spitze zu, seine obere Fläche ist dunkelgrün, die untere blaß. Es hat eine sehr große Menge Blattribben, riecht nicht unangenehm, schmecket aber herbe. Die Blüthe hat eine dunkele Purpurfarbe, aber keinen Geruch, wächst auf einem schwachen runden Stiele, und öfters zwo bis drey beysammen. Jedwede hat drey ziemlich breite sehr spitzig zulaufende Kelchblättchen, die inwendig mit einer zarten weißen Wolle überzogen sind. Mitten in der Blüthe stehen drey rothe länglichte Staubstengelchen, die sich kreuzweise über einander schränken. Auf die Blüthe folgen spitzige runde, mit einem fleischigen Marke ausgefüllete Schoten, doch ohne daß man einen Saamen gewahr werden könnte. Der Alpam ist nie ohne Laub. Er wächst auf sandigem und freyem Boden. Man mag etwas von ihm nehmen, was man will: so kann aus solchem nach seiner Vermischung mit etwas Oele eine vortreffliche Salbe für die Geschwüre und Krankheiten der Haut gemacht werden. Der Saft aus den Blättern und der Wurzel ist ein sehr berühmtes Gegengift.

Ambalam. Der Ambalam ist ein großer Baum, dessen Stamm ein Mann kaum umklaftern kann, und wächst auf sandigem Boden. Seine Wurzel ist lang und faserich; sein Holz ist glatt, glänzend, und liegt unter einer dicken Rinde. Die größten Aeste sind grün, und mit einem blauen Staube überzogen. Jedwedes Blatt besteht aus zwey Paaren kleinerer Blätter, woran noch ein anderes Blatt von unregelmäßiger Gestalt steht. Aus den Sprossen der stärkesten Aeste wächst eine große Anzahl Blüthen, welche gleich den Sprossen selbst einen bitteren und sauern, der Mangosfrucht ähnlichen Geschmack, nebst einem starken und sauern Geruche haben. An sich selbst ist die Blüthe klein, weiß, und einem Sternchen ähnlich. Sie besteht aus fünf bis sechs zarten, spitzigen, etwas harten und glänzenden Kelchblättchen. Sobald die Blüthe Knospen zu treiben beginnen, fällt das Laub ab und schlägt nicht wieder aus, bis die Frucht zum Vorscheine kömmt.

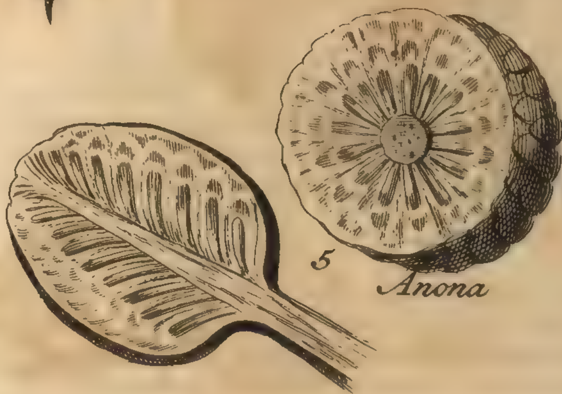
Ambareh. Der Ambareh, ein Baum, der sein Laub abwirft, hat eine mittelmäßige Größe. Seine Frucht trägt mit ihm einerley Namen, hat die Gestalt und Größe eines kleinen Pfirsings, auch dergleichen kleinen Kern. Diesen gebrauchet man, die Speisen schmackhaft zu machen, und schmecket er wie der Saft von grünen Reben.

Ambela. Der Ambelabaum theilet sich in zwo Gattungen. Eine gleicht an Größe dem Mispel- und an Laube dem Birnbaume. Die Frucht gleicht einer Haselnuß. Sie hat am Ende einige Zacken, schmecket wie Rebensaft, aber angenehmer. Sie wird vor und nach ihrer Reife eingemacht, und mit Salze gegessen. Die andere Gattung ist zwar eben so groß, hat aber noch kleineres Laub, als ein Apfelbaum und eine dickere Frucht, als die erste Gattung. Die Indianer kochen sein und das Sandelholz zusammen ab, und vertreiben mit dem Wasser das Fieber.

Ambon. Der Ambon hat die Gestalt eines Mispelbaumes, hingegen seine Frucht gleicht ungefähr den Spillingen, ist aber sehr angenehm und schmackhaft. Inwendig liegt ein Kern in Größe einer Haselnuß, welcher wie man saget, wahnsinnig machet, man mag so wenig davon essen, als man will. Pyrard versichert, als er einstens unvorsichtiger Weise davon

q) Ein gewisser Reisebeschreiber versichert, man mache in ganz Ostindien viel Wesens davon. Dampier III Th. 1. d. 70 S. Anderswo saget er, die Indianer hielten ihn für eine Herzstärkung von


4
Anoneira


5
Anona





C. F. Fritz Sculp.

T. XII. B.



davon gegessen, sey er ganze vier und zwanzig Stunden nicht richtig im Kopfe gewesen. Wer viel davon ißt, der fällt in eine tödtliche Krankheit.

Naturgeschichte von Ostindien.

Amsaleira.

Der Amsaleira, ein Baum von gemeiner Größe, trägt eine Frucht, die am dicken Ende der Aeste heraus wächst, und dem Goldapfel gleicht. Sie hat äußerlich eben dergleichen Rippen, als eine Melone. Das Inwendige ist weiß und mit einem Kerne versehen, welcher eingemacht wird und vortrefflich schmecket. Er wird im Hornung, März und Aprilmonate reif.

Anananseira.

Die Anananseira, darauf die ostindische Ananas wächst, ist von der westindischen und africanischen wenig unterschieden. Die Frucht hat eben dieselbige Gestalt, auch eben dieselbigen Stacheln, die ihr eine Aehnlichkeit mit den Artischocken geben. Ihre gewöhnliche Größe beträgt eine Spanne, die Breite im Durchschnitte eine halbe. Das Fleisch giebt einen Bisemgeruch von sich, ist hart, mit gelb und weiß vermischt, hat einen sauersüßen Geschmack, der noch angenehmer wird, wenn es geschält, und in Zucker und Wasser gelegt wird. Die Indianer können, vor großer Begierde nach dieser Frucht, ihre Zeitigung nicht allemal abwarten, sondern verbessern ihre Säure mit vielem Zucker. Sonst ist sie ungemein gesund, dabey aber so hitzig, daß ein Messer, wenn es einen ganzen Tag darinnen stecken bleibt, seine Härte gänzlich verliert.

Anavinga.

Der Anavinga ist ein mittelmäßig großer, beständig grünender Baum, dessen Frucht im Augustmonate reifet. Ihr Saft, in einem abgekochten Tranke genommen, erwecket den Schweiß, vertreibt die bösartigen Krankheiten und hält den Bauch offen. Von dem im Wasser abgekochten Laube bereitet man ein heilsames Bad gegen die Gliederschmerzen.

Angolam.

Der Angolam ist ein sehr schöner, etwa hundert Schuhe hoher, und zwölfe dicker Baum, der im Gebirge und an felsichten Orten wächst. Er grünet beständig. Seine Frucht gleicht den Kirschen und hält sich sehr lange. Die malabarischen Indianer betrachten ihn als ein Sinnbild der königlichen Würde, weil seine Blüthe in Gestalt eines königlichen Hauptschmuckes an den Zweigen hängt. Man presset aus der Wurzel einen Saft, welcher die Würmer tödtet, die schleimige und gallichte Feuchtigkeit abführet, imgleichen die Wassersüchtigen von ihrem Wasser befreyet. Die Wurzel gepülvert, dienet gegen den Biß der giftigen Thiere.

Angsana.

Von dem Angsanabaume wird übrigens keine Beschreibung gegeben, sondern nur sein Gebrauch in der Arzeneykunst gerühmt. Man zapfet einen Saft von ihm ab, der nach dem Eintrocknen zu einer rothen Thräne wird, die unter einem zarten Rindchen liegt. In diesem Zustande wird er von unseren Spezereyhändlern verkauft. Man schreibt diesem Gummi eine zusammen ziehende und eine herrliche Eigenschaft zu.

Anis.

Anis. Die Holländer kaufen hin und wieder in Indien ein Gesäme auf, das auf kleinen Sträuchen wächst, und weil es dem Anise an Geruche und Geschmacke gleicht, von ihnen also benennet wird. Sie sind unter allen Europäern die einzigen, die sich etwas daraus machen: denn ob ihn gleich die Engländer zuweilen mit unter ihren Punch nehmen, so geschieht es doch nur aus Noth. Die Holländer hingegen führen ihn stark nach Batavia, und ziehen ihn mit dem Arrak zugleich ab. Dieses Getränke gebrauchen sie statt des Brannteweines, ohne sich an seine Stärke zu kehren, welche nicht selten die beste Natur zu Grunde richtet *q*). Der

von ganz besonderer Tugend, absonderlich wie er erzählen hörete, sodann, wenn er über Schlangen und Scorpionen gegossen worden. Ebendas. a. d. 59 S.

Naturgeschichte von Ostindien.

Anoneira.

Der Anoneira ist ein sehr großer Baum, und trägt im Hornunge, März und Aprilmonate eine Frucht Anone genannt. Sie hat die Größe einer Birne, ist auswendig roth und gelblicht, inwendig weiß, und mit einem weichen, süßen angenehmen Marke angefüllet, das mit einem Löffel gegessen wird. Es liegen einige schwarze harte Kerne darinnen. Careri giebt diese Beschreibung davon, und saget zugleich, sie habe mit keiner einzigen europäischen Frucht einige Aehnlichkeit.

Areka.

Die Areka, wird unter den Bethel gemengt. Sie wächst auf einem sehr hohen, geraden und dünnen Baume, der zu nichts als Stangen und Masten für mittelmäßig große Barken tauget. Die Frucht hat die Größe einer kleinen Wallnuß, ist auch wie sie, mit einer grünen Hülse überzogen, hat aber keine holzichte Schale. Zieht man ihr die Haut ab, so gleicht sie einer Muscatennuß nicht uneben. So lange sie frisch ist, findet man eine weiße klebrichte Materie darinnen, welche nicht sonderlich angenehm riecht und schmecket. Wer des Bethels nicht gewohnt ist, und den Areka ohne besagte kleberichte Materie davon wegzuthun kauet, der wird eben so berauschet, als wenn er zu viel Wein getrunken hätte. Doch vergeht dieser Rausch bald. Wird die Areka alt, so vertrocknet besagtes schleimiges Wesen, die Frucht verliert ihre Stärke, und berauschet nicht mehr. wiewohl sie an einem, der sie beständig genießt, diese Wirkung auch sodann, wenn sie noch frisch ist, nicht erzeiget.

Will man Bethel kauen, so nimmt man zwey bis drey Blättchen, und streicht ein wenig gelöschten Kalch, etwa eine Erbse groß, auf eines davon. Nachgehends wickelt man die Blättchen zusammen, und etwa den vierten Theil einer Arekanuß mit hinein, und kauet sie, schlingt aber den Saft nicht hinab. Das ganze Wesen zusammen, nennet man schlechtweg Bethel, und färbet es den Speichel, die Zähne und Lippen roth. Zuweilen wickelt man auch ein Cardomomenkorn, eine Gewürznelke, oder ein wenig Ambra mit in die Blätter. Doch hat man dabey nur die Absicht, daß sie desto angenehmer schmecken sollen; denn zur Schönheit der rothen Farbe trägt dieser Zusatz nicht das geringste bey, sondern es entsteht selbige bloß von Vermischung des Bethels mit Areka und Kalche, denn diese drey Dinge sind dermaßen nothwendig dazu, daß der Speichel grün bleiben und nimmermehr roth werden würde, wofern man eines davon wegließe.

Es färbet aber diese Vermischung nicht nur die Lippen schön roth, und giebt dem Munde einen angenehmen Geruch, sondern sie stärket auch den Magen, befördert die Verdauung, und kann derjenige, welcher sie beständig gebraucht, den Wein dabey missen. Ja, sie soll dem Vorgeben zu Folge vor Stein und Gries bewahren, auch denen, welche diese schmerzliche Krankheiten schon wirklich an sich haben, eine merkliche Linderung verschaffen. So viel ist nach dem einstimmigen Zeugnisse aller Reisenden richtig, das in denen Ländern, wo der Bethel wächst, oder stark gebraucht wird, die nurerwähnten Krankheiten unbekannt sind. Daher pflegen auch die Europäer, wenn sie im Morgenlande lange zu verbleiben willens sind, sich sogleich an das Bethelkauen zu gewöhnen, und in kurzer Zeit ihr Hauptvergnügen daraus zu machen *r*).

Asjogam.

Der **Asjogam** hat eine mittelmäßige Größe von etwa zwanzig Schuhen. Vermischt man den Saft seines Laubes mit gepulvertem Kümmel, so vertreibt er die Colik. Das Laub selbst, als ein Pulver mit Zucker eingenommen, verbessert und reiniget das Geblüte.

Der

r) Dellon I Theil a. d. 196 S.







4. Beteleira, deren Blatt ist der Betel



1. Asafreira und dessen Bluhme

C. F. Fritz Sculp.

Der Asutinat, die Frucht eines unbekannten Baumes, ist ein sehr hitziges Gesäme, und wird in ganz Indien zum Abwürzen der Speisen gebrauchet. Naturgeschichte von Ostindien. Asutinat.

Der Ateira hat die Größe eines Apfelbaumes, und ein sehr kleines Laub. Seiner Frucht haben die Portugiesen den Namen Zimmetapfel beygeleget. Sie gleicht einem Fichtenapfel, ist äußerlich grün, inwendig weiß, mit schwarzen Kernen untermenget, aber so weich, daß man sie mit einem Löffel essen muß. Sie schmecket süßer und angenehmer, als die Anone, und riecht wie Ambra mit Rosenwasser vermischet. Sie reifet im Winter- und Christmonate. Ateira und Zimmetapfel.

Badukka ist der Name eines Arzeneyverständigen. Der Saft seines Laubes mit wildem Schweineschmeere vermischet, ist eine treffliche Linderung gegen die Schmerzen des Zipperleins. Die Blüthe und das Laub zu einem Tranke abgekocht, reiniget den Leib, und der Dampf davon vertreibt die Mundfäule. Doch die allersonderbareste Eigenschaft ist diese, daß die Frucht in Milch genommen, unvermögend machet. Badukka.

Der Bahel Schulli ist ein Dornstrauch, wächst an feuchten Orten, und hat eine Wurzel, welche stark öffnet. Noch eine andere Gattung wächst im Sande, und hat hellgrüne Aeste und Laub; die Blüthe ist weiß, spielet aber etwas himmelblau. Bahel Schulli.

Der berühmte und in allen ostindianischen Reisebeschreibungen so oft erwähnte Bambu, oder Mambu, ist eigentlich nur eine Rohrgattung, wächst aber nach Art eines Baumes, und wird zuweilen so hoch, als ein Pappelbaum, nur treibt er seine Zweige gerade gegen den Himmel. Das Laub ist etwas länger, als am Oelbaume. Der Stamm hat die Dicke, die ein Schenkel am Knie zu haben pfleget. Die Knoten oder Gelenke des Stammes stehen anderthalb Spannen weit von einander. Auf der Küste Malabar und Coromandel, findet man in diesen Knoten eine weiße gestockte Materie, welche bey den Indianern Sucar Mambu, das ist Mambuzucker heißt; die Araber, Persianer und Mohren geben ihr den Namen Tabaxir, das ist weißer Saft. Wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften in der Arzeney, wird dieser Saft gemeiniglich mit Silber aufgewogen. Er dienet gegen die Colick, hitzige Fieber, rothe Ruhr, und heimliche Krankheiten. Er wird an den wenigsten Orten von Indien im Bambusrohre gefunden, wohl aber wird sowohl das Rohr selbst, als seine großen Aeste allenthalben zu unzählig vielerley Gebrauche angewendet, davon an diesem Orte weiter etwas zu erwähnen sehr unnöthig wäre. Bambu oder Mambu.

Der Bandura ist ein Baum, der nichts merkwürdiges an sich hat, als seinen Saamen. Dieser gleicht dem männlichen Gliede, ist zuweilen einen Schuh und drüber, lang, auch dicker, als ein Arm. Er hängt vermittelst eines Blattes am Baume, und ist meistens mit einem zu trinken sehr angenehmen Safte angefüllet. Die Wurzel besitzt eine zusammenziehende Eigenschaft. Bandura.

Der Basaal wächst an sandigten Orten, trägt des Jahres nur einmal Blüthe und Frucht, und fährt damit bis in sein funfzehntes Jahr fort. Sein Laub mit etwas Ingwer in Wasser abgekocht, und sich damit gegurgelt, ist ein bewährtes Mittel gegen böse Hälse. Basaal.

Der Baxana ist ein Baum, dessen Wurzel, Blüthe und Laub in ganz Indien für ein treffliches Mittel gegen alle Arten von Gift gehalten wird; doch saget man, in der Gegend bey Ormus müßte man daran erwürgen, wenn man seine Frucht äße. Ja, man behauptet sogar, es sey an nur besagtem Orte sein Schatten giftig, und wer nur eine Viertelstunde in selbigem zubringe, der müsse sterben. Baxana.

Naturgeschichte von Ostindien.

Belilla. Die Belilla ist nur eine Staude, und trägt Beeren. Die Wurzel in Wasser abgekocht, erkühlet die hitzige Leber, und führet die schleimichte Feuchtigkeit ab. Einige sind der Meynung; man bereite von dem Safte dieser Staude nebst andern beygesetzten Dingen das sogenannte Belilli, das ist eine gewisse indianische Latwerge, die man in Bambusrohren nach Europa bringt, und für ein dem Theriack an Tugend ähnliches Gegengift ausgiebt. Auch ist sie ein unfehlbares Mittel zum Blutstillen.

Belutta. Der Belutta ist ein großer Baum, seine Wurzel mit frischem Ingwer klein gestoßen, treibt starken Schweiß.

Benjoin. Der Baum, welcher den Benjoin giebt, ist groß, stark belaubt, und seine Blätter gleichen dem Laube des Limonienbaumes. Es fließt zwar von freyen Stücken dasjenige Gummi aus ihm, welches den Namen Benjoin trägt, und bey den Arabern Loo heißt: allein, weil dieses Räucherwerk wegen seines lieblichen Geruches und großen Nutzens in der Arzeney unter die allerkostbaresten Waaren der Morgenländer gerechnet wird: so suchet man es in desto größerer Menge habhaft zu werden, und machet zu diesem Ende nicht nur in den Stamm, sondern auch in seine Aeste, ja in die zarten Sprößlinge, Einschnitte und Ritze. Die jüngsten Bäume liefern das beste Benjoin, welches eine schwärzliche Farbe hat. Das weiße kömmt aus alten Bäumen, und wird zwar für weit schlechter gehalten, als jenes, gleichwohl aber von den Handelsleuten darunter gemischet, damit sie alles zusammen für einerley Preis verkaufen können.

Bethel. Wir haben des Bethels in gegenwärtiger Sammlung zum öftern erwähnet, und dabey gemeldet, wozu er in jedwedem Lande gebrauchet werde. Wollte man alle seine Eigenschaften zusammen nehmen: so würde es ohne Weitläuftigkeit nicht abgehen. Er ist eigentlich das Laub einer Staude, welche gleich dem Epheu und dem Pfeffer auf der Erde kriecht, es hat auch, so viel seine Gestalt betrifft, wirklich eine große Aehnlichkeit mit dem Laube besagter beyden Gewächse: allein, der Geschmack ist gewürzartig. Nichts destoweniger hat man das Kunststück ausgedacht, die Bethelblätter zu bleichen; man leget sie nämlich in Kästchen von einem frischen Bananasstamme, und begießt sie alle Tage wenigstens einmal mit Wasser. Gleichwohl schadet der Verlust ihrer natürlichen Farbe, ihrem Geschmacke nicht das geringste, sondern er wird vielmehr nur desto zarter und angenehmer. Bey vornehmen Personen wird den Gästen kein anderer, als vollkommen weißer Bethel vorgesetzet. Man vergleiche diese Beschreibung mit der vom Arreka gegebenen.

Bilimbeira. Der Bilimberia ist ein Baum in der Größe eines Pflaumenbaumes, mit sehr zartem Laube. Er trägt das ganze Jahr Früchte, Bilimbins genannt, von einer grünlichten Farbe. Sie gleichen an Gestalt einer langen Gurke. Weil sie säuerlich schmecken: so schicken sie sich zum abwürzen der Speisen, und zum Einmachen. Man ißt sie mit Strumpf und Stiele, weil sie keine Kerne haben.

Bilimbi oder Bilingbing. Der Bilimbi, oder Bilingbing, ein kleiner Baum, wird nicht viel über zehn Schuhe groß, trägt einen fünfeckichten Apfel, und hängt das ganze Jahr über voll Blüthe und Früchte.

Bintambaru. Der Bintambaru, ein Strauch, oder große Pflanze, hat viel abführendes Salz bey sich. Sein Saft ist milchig, und fällt stark auf die Zunge und Kehle.

Brindeira. Der Brindeira ist so groß, als ein Birnbaum, hat aber kleineres Laub. Seine Früchte heißen Brindons, reifen im Hornung, März und April, gleichen auch äußerlich den europäischen Goldäpfeln, haben aber eine harte Schelfe, ein rothes kleberichtes säuer-




5
Zimmtbaum


4
Caju
od. Acaju
4
Caju
od. Acaju


1. Bilimbeira
2. Bilimbin
3
...iuyera



liches Fleisch, nebst drey Kernen. Man käuet es bloß, und sauget den Saft heraus. Die Rinde wird in Brühen gebrauchet. Naturgeschichte von Ostindien.

Cajan. Der Cajan ist eine Staudengattung, die niemals die Höhe eines Baumes erreichet, dem ungeachtet machet man wegen der röthlichen Erbsen, die sie trägt, viel Wesens von ihr. Es wachsen solche vier und viere in einer Schote, und sind ein sehr gutes Essen. Das Laub übergeschlagen, stillet die Uebermaße der goldenen Ader: mit Pfeffer gestoßen, reiniget es das Zahnfleisch, und stillet die Zahnschmerzen. Der Saamen in Reißwasser gekocht, und mit Butter zu einer Salbe gemachet, ist ein vortreffliches Mittel, die Müdigkeit aus den Gliedern zu ziehen. Auch bereitet man einen heilsamen Trank gegen die Kinderpocken daraus. Man muß den Cajan nicht mit der Cajan-heba vermengen. Diese letztere ist eine kriechende Pflanze, schlingt sich gleich dem Epheu um die Bäume, und wird von den Indianern gestoßen über die Beinbrüche geleget. Cajan-heba.

Cajeput. Der Cajeput ist ein Baum, aus welchem ein gewürzhaftes Oel gleiches Namens abgezapfet wird.

Cajuyera. Der Cajuyera ist kein hoher Baum, aber wegen seiner vielen Aeste und großen Menge Laubes sehr buschicht. Seine Frucht, die sogenannte Acaju, gleicht äußerlich einem rothen und gelben Apfel; das sonderbareste an ihr ist dieses, daß sie ihren Kern nicht wie alle andere Früchte inwendig, sondern in Gestalt eines grünen Butzens, oben auf sich hat. Ihr Geruch soll, wie man vorgiebt, das Gedächtniß stärken und vermehren. Die rohe Mandel des Kernes schmecket wie eine frische Wallnuß. Gebraten bekömmt sie den Geschmack einer gemeinen Mandel. Ihre gewöhnliche Zeit zum Reifen fällt zwischen den Hornung und Märzmonat. Schneidet man sie zu Viertheln, und läßt sie in frischem Wasser weichen, so kann ein kühlender Saft heraus gepresset werden, den man für ein bewährtes Mittel gegen Magenverstopfung hält.

Calaba. Der Calaba ist ein Gummibaum. Seine Blüthe gleicht einer Rose, indem sie aus vielen in einer kreisförmigen Ordnung stehenden Kelchblättern zusammengesetzt ist. In der Mitte des Kelches steht ein Griffel, daraus nachgehends eine runde fleischichte Frucht mit einem inwendig liegenden eben also gestalteten Kerne entsteht. Aus dem Stamme und den Aesten dringt ein helles, dem Mastix ähnliches Gummi, dessen Namen man ihm auch beyleget, und zu eben dergleichen Gebrauche man es anwendet.

Calamba. Der Calamba ist ein Baum, dessen Holz sowohl wegen der ungemeinen Kraft, die sein Geruch haben soll, als wegen seines Gebrauches zu eingelegter Arbeit, sehr theuer bezahlet wird. Nach Pyrards Meynung, ist es eine Aloegattung, davon er Indien zwo zuschreibt, eine, die wie er saget, von den Indianern Calamba, die andere, welche Garva genennet wird. Dem sey wie ihm wolle: so wird doch dieses Holz theuer bezahlet, weil die vornehmen Herren nicht nur um des lieblichen Geruches willen, sondern auch um ihre Herrlichkeit zu zeigen, eine große Menge verbrennen. Es hat eine grünlichte Farbe.

Calame. Der Calame, oder das Gewürzrohr, ist ein Rohr, in welchem eine schwammichte gelbliche Materie stecket, die nicht nur gegen Nervenschwachheiten gut seyn soll, sondern auch, und zwar absonderlich von dem indianischen Frauenzimmer, gegen die Mutterbeschwerungen gebrauchet wird. Wenn in dasiger Gegend die heiße Jahreszeit vorbey ist: so giebt man den Pferden davon ein, jedoch mit Knoblauche, Salze, Zucker und Butter vermischet. Das ganze Gemische heißt Arata, und soll ungemein herrliche Wirkung erzeigen. Der Stengel dieser Pflanze ist sehr dünne und voller Knoten: will man ihn brechen, so

 springt

Naturgeschichte von Ostindien.

springt er in Splitter. Er ist zähe zu beißen, schmecket sauer und zugleich etwas bitter, und zieht den Mund zusammen.

Calesiam.

Der Calesiam ist ein großer Baum, dessen Holz eine dunkele Purpurfarbe hat. Er ist glatt und beugsam. Die Blüthe wächst am Ende der Aeste buschweise heraus, und gleicht der Blüthe des Weinstockes so ziemlich. Auf die Blüthe folgen länglichte, runde, platte, grüne Beeren, welche nach Art einer Traube beysammen hängen, und dünne Bälge mit einem saftigen aber unschmackhaften Marke haben. Inwendig in selbigem liegt ein grüner länglichter, platter Kern; im Kerne eine weiße Mandel ohne Geschmack. Die Rinde des Calesiam gepülvert, und zu einer Salbe gemachet, vertreibt den Spasmum cynicum, und die Convulsiones wenn sie von einem heftigen Schmerze herrühren. Der Saft nur besagter Rinde vertreibet die Schwämmchen oder Mundgeschwüre und stopfet innerlich gebrauchet den Durchfall. Die Indianer verfertigen Messerhefte und Säbelgriffe aus dem Holze.

Campherbaum.

Der Campherbaum ist zwar in ganz Ostindien gemein genug, er trägt aber nicht überall ein so kostbares Gummi, als auf der Insel Borneo. Seine Blätter stehen wechselweise, gleichen den Lorbeerblättern ziemlich, sind steif, grün, und riechen nach Campher. Die Blüthe wächst an einem zarten Stiele zwischen dem Einschnitte der Blätter, hat eine weiße Farbe, und fünfe, zuweilen auch sechs Kelchblättchen. Der Baum trägt Beeren, welche gleich der Frucht des Zimmet und Eichbaumes aus einem Hute und einer kleinen Eichel bestehen, darinnen ein ölichter den Pfefferkörnern an Größe ähnlicher Saamen liegt. Ist diese Frucht vollkommen reif: so hat sie eine dunkele Purpurfarbe, und einen Geschmack, wie Campher und Nelken. Aus den gemeinen Campherbäumen, bekömmt man ihn auf folgende Weise; man nimmt den Stamm, die Wurzel, die Aeste, und das Laub, und setzet alles in einem wohlvermachten Brennzeuge auf das Feuer, da denn der Campher in die Höhe steigt, und sich klumpweise ansetzet. Allein, auf der Insel Borneo tropfet er von freyen Stücken aus dem Baume, und hat solcher zarte Campheradern in sich.

Caniram.

Der Caniram ist ein großer Baum, dessen Stamm kaum zween Männer zu umklaftern im Stande sind. Seine Rinde ist insgemein röthlich, die jungen Aeste hingegen schmutzig grün, voll Knoten, und ihre Rinde schmecket bitter. Aus jedwedem Knoten treiben zwey Blätter, welche eine runde länglichte Gestalt, und einen ungemein bittern Geschmack haben. Aus den Knospen der Sprößlinge treibt die Blüthe in Gestalt eines Sonnenschirmes; sie besteht aus vier, fünf, bis sechs spitzigen Kelchblättchen, von wassergrüner Farbe, und einem zwar schwachen aber angenehmen Geruche. Die Frucht ist ein runder, platter goldfärbiger Apfel; nach erlangter Reife hat sie ein weißes mußähnliches Fleisch, und eine dicke Schelfe, die sich leicht zerreiben läßt. Sowohl dieses Fleisch, als der darinnen liegende Saame, schmecken sehr bitter. Das abgekochte Wasser der Caniramwurzel hilft gegen den Durchlauf und die schleimichten Fieber. Die Rinde gestoßen und mit Wasser zu einem Breye angerühret, stillet den gallichten Durchfall. Doch das sonderbareste dabey ist dieses, daß der Saft vom Laube, als ein abgekochter Trank mäßig gebrauchet, ungemein gesund ist, hingegen alle Wirkungen des Giftes, ja den Tod selbst verursachet, sobald man zuviel trinkt.

Cara Schulli.

Cara Schulli ist der Name eines Stäudchens, das der Caperstaude viel gleicht. Am Feuer gepülvert und mit Eßige vermischet, zertheilet es die Geschwulst auf eine wunderbare Weise. Wird es aber nur durch bloßes Stoßen zu Pulver gemacht, und mit dem Cocossafte, Sory genannt, vermischet: so zeitiget und öffnet es die Geschwüre. Das abge-





6 Kokosbaum



7 Kokos







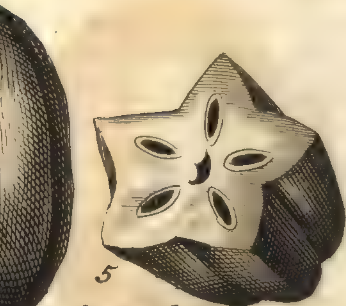
4
Carambole

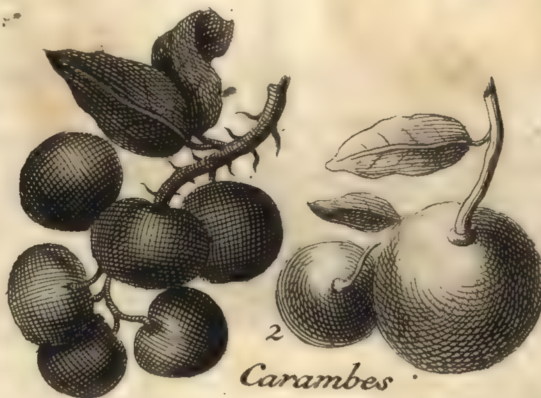



...mboleira


1
Caramdeira


3
Taranja


5
Caramboles


2
Carambes



abgekochte Wasser von der Wurzel hilft gegen die Harnverstopfung. Das vom Laube abgekochte, mit einem wenig Reiß innerlich eingenommen, ist etwas vortreffliches gegen Beulen. Naturgeschichte von Ostindien.

Der Caramboleira ist ein Baum in Größe eines Pflaumenbaumes, welchen er auch am Laube ziemlich gleicht. Seine Frucht heißt Carambola, und ist nach erlangter Reife äußerlich gelb. Ihr Fleisch gleicht dem Limonienmarke, ist weiß, hat einen säuerlichen Limoniengeschmack und vier bis fünf Mandeln in sich. Die Portugiesen essen diese Frucht mit Zucker, weil sie dieselbige für kühlend halten. Der Baum trägt das Jahr über etlichemal Blüthe und Früchte. Caramboleira und Carambola.

Der Caramdeira ist ein niedriger Baum voller Stacheln, dessen Laub dem Pommeranzenlaube gleicht. Er trägt eine Gattung Weintrauben, die äußerlich ins Purpurrothe fallen, obgleich das Inwendige sehr weiß aussieht. Sie werden im April und Maymonate reif. Caramdeira.

Cardamome. Wir haben bereits angemerket, man finde die Cardamome nur auf einem sechs bis sieben Meilen von der See entferneten Berge, im Königreiche Cananor, und dürfe man sie weder säen, noch das Land sonst umarbeiten, sondern nur das Gras wegbrennen, das währender Regenzeit gewachsen, und im Winter für Hitze verwelket ist. Die Asche dieses Grases setzet den Boden in den Stand, daß er die Cardamomensträuche treibet. Man verführet dieses Gewürz in Persien, Arabien, Türkey und in alle indianische Königreiche, indem daselbst kein Essen für köstlich geachtet wird, wenn es nicht mit Cardamomen abgewürzet würde. Wegen seiner Seltenheit ist es sehr theuer, und gilt gemeiniglich drey bis viermal so viel, als der beste Pfeffer. Cardamome.

Der Carin Curini ist ein Stäudchen mit hutförmigen blaugrünen Blühten. Die Frucht ist in zwey Fache getheilet, in jedwedem liegt ein flaches, zugerundetes und gleich einem Herzen zugespitztes Saamkorn. Dieses wird nach erlangter Zeitigung gelblicht oder blaßroth, rauh und gänzlich ungeschmackt, das abgekochte Wasser vom Laube und der Wurzel zermalmet den Stein, und vertreibt die kalte Pisse, mit heissem Wasser abgebrühet, stillet es den Husten und die Steinschmerzen. Carin Curini.

Der Carrapuli ist ein Baum von mittelmäßiger Höhe. Seine Frucht hat die Größe und den Geschmack einer Kirsche. Carrapuli.

Die Cassummuniar ist eine Wurzel in der Dicke des kleinen Fingers, und sogar in Europa berühmt. Die Kaufleute bringen sie in kleine Stücke zerschnitten zu uns. Es sind solche braun an Farbe, von einem würzartigen, scharfen etwas bitterlichen Geschmacke, und äußerlich geringelt. Zwar findet man bey keinem einzigen Reisebeschreiber einige Nachricht davon, welcher Pflanze diese Wurzel zugehöre, sie ist aber ein treffliches Mittel gegen die Nervenkrankheiten, gegen den Schlag, den Krampf, die Colick, das Bauchgrimmen, und die Mutterbeschwerungen. Cassummuniar.

Der Cattu Schiragam ist eine mannshohe Staude, und wächst an Orten, welche von der Sonnenhitze verbrannt sind. Gestoßen und in Oele gekocht, vertreibt sie die Hautgeschwüre. Der Saamen gestoßen, und in heißem Wasser eingenommen, treibt die Winde, und tödtet die Würmer. Cattu Schiragam.

Champakam ist ein großer Baum, treibt zwar jährlich zweymal eine ungemein wohlriechende Blüthe, trägt aber erst lange Zeit hernach, wenn er gepflanzet worden, Frucht. Aus der Blüthe wird ein Kraftwasser von trefflichem Geruche gebrannt. Seine Champakam.

Wurzel

Naturgeschichte von Ostindien.

Wurzel und Rinde getrocknet und gestoßen, sind ein berufenes Zeitigungsmittel, auch bereitet man aus der Blüthe mit Oele gestoßen, eine Salbe für die Augen und das Zipperlein.

Charameis. Der **Charameis** ist ein Baum, davon es zwo Gattungen giebt. Eine erreichet die Größe des Mespelbaumes, ihr Leib gleicht dem Birnlaube, und hat eine hellgrüne Farbe. Die Frucht hängt in Trauben beysammen, und gleicht einer Haselnuß, hat aber zu äußerst einige Spitzen von gelber Farbe, und einer sehr angenehmen Säure. Die Indianer essen diese Frucht entweder, wenn sie reif geworden ist, oder schon vorher mit Salze eingemacht. Sie dienet die Speisen schmackhaft zu machen. Die zweyte Gattung hat zwar kleineres Laub, trägt aber eine größere Frucht. Aus der Wurzel kömmt ein milchähnlicher Saft; die Rinde mit Senfe zu Pulver gestoßen, ist ein sehr heilsames Abführungsmittel für Leute, die mit dem Keichen behaftet sind.

Kerzenbaum. Der **Kerzenbaum**, arbre aux Chandelles, hat seinen Namen von einer gewissen sehr zarten und zwey Spannen langen Hülse, welche auf beyden Seiten eines jedweden Astes heraus wächst, und die man für zwo grüne Kerzen ansehen sollte. Inwendig liegen viele kleine, wie weiße Erbsen gestaltete Kerne, die man kochet, und entweder allein, oder unter dem Reiße ißt.

Coapoiba. Der **Coapoiba** ist ein gemeiner Baum, in Größe einer Buche, damit er auch, was die Gestalt betrifft, viel Aehnlichkeit hat. Die Rinde ist aschgrau und braun gewässert, das Laub stark, länglicht, und es tropfet, wenn der Stiel abgebrochen wird, ein milchähnlicher Saft heraus. Jede Blüthe hat ihren eigenen Stiel. Sie hat die Größe einer Rose, und besteht aus weißen Blättern, mit kleinen rothen Nägelchen. Statt des Becherherzes, steht ein kleines rothes harziges Kügelchen, in Größe einer Erbse darinnen, das ein klebriges und gelbes, aber wie Terpentin so helles Harz giebt. Die Frucht stecket in einem Häutchen, wie die Eichel.

Codaga Pala. Der **Codaga Pala** ist in Malabar ein gemeiner Baum. Seine Rinde gepülvert und in sauerer Milch eingenommen, stopfet den Bauchfluß und die güldene Ader ganz unfehlbar. Die Wurzel gepülvert und in Reißwasser gekocht, giebt ein treffliches Pflaster gegen alle Geschwulstgattungen, ja sogar gegen das Zipperlein.

Codi Avanam. Der **Codi Avanam** ist eine Staude, die in sandigen Orten wächst. Sein Saft in Wein genommen, ist etwas vortreffliches gegen den Durchfall. In Oel gekocht, wird er als ein vortreffliches Mittel, die verlornen Kräfte wieder herzustellen, gebrauchet.

Coeur Indien. **Coeur Indien**, imgleichen **Wundererbse** nennen die Reisebeschreiber sowohl eine gewisse indianische Pflanze, als ihre Frucht, welche letztere in der That eine Erbse von ganz besonderer Schönheit ist; denn sie ist zum Theile weiß, zum Theile schwarz, allemal aber, mit einem Herzen bezeichnet. Die Pflanze erhebt sich etwa drey bis vier Schuhe hoch auf einem platten und hohlgestreiften Stengel, den man stützen muß. Die Blätter sind schön grün, und gleich dem Eppiche ausgekerbet. Es wird weder die indianische Benennung dieser Pflanze, noch die Farbe ihrer Blüthe gemeldet. Auf diese letztere folget eine Schote, darinnen die Erbsen liegen.

Der

r) Nach Schoutens Berichte giebt es in Ostindien allerley weit von einander abgehende Pflanzgattungen, darauf Baumwolle wächst. Er saget, eine gleicht dem Grase, hat einen beynahe ganz holzichten Stengel, der über und über mit einer harten röthlichen Rinde überzogen ist. Sie wird nur zween Schuhe hoch, und theilet sich in verschiedene kleine Aestchen, welche eben dergleichen, obgleich etwas kleinere Blätter, als der Weinstock, haben. Die Blüthe breitet sich in Gestalt eines

Sterns

Der **Congnare** ist ein ungemein hoher Baum, und treibt gewaltige Aeste. Das merkwürdigste an ihm ist sein Laub; denn es ist rund, und an jedwedem Blatte ein kleines dem Kerne eines Tannzapfens ähnliches Nüßchen. Die Frucht ist eine Gattung kleiner Pflaumen von vortrefflichem Geschmacke. Man machet zu Goa viel Wesens davon. Weil er in jedweder Jahreszeit trägt: so ist er nicht nur ungemein nützlich, sondern man hat auch eben das Vergnügen von ihm, als von dem Pommeranzenbaume, indem er ohne Unterlaß mit Knospen, Blüthen und Früchten von allerley Größe und Alter gezieret ist.

Naturgeschichte von Ostindien.

Congnare.

Der ostindische **Cotonnier**, oder Baumwollenstrauch, ist von demjenigen, welcher unter den africanischen Gewächsen beschrieben wurde, zwar nicht sonderlich unterschieden. Gleichwohl geht er in einem und dem andern Stücke von ihm ab. Er bekömmt die Größe eines Rosenstrauches. Das Laub gleicht dem Laube des Ahornbaumes, die Blüthe treibt gleich den Rosenknospen heraus. Wenn sie abgefallen ist: so schwellen die Knospen, und öffnen sich zum zweytenmale, da denn die Baumwolle zum Vorscheine kömmt. Unter solche ist der Saame vermischet, den die Indianer fleißig in die Erde legen, und aus solchem neue Sträucher ziehen. Diese liefern ihnen die Materie zu dem schönen Gewebe, dagegen sie alles, was man aus Flachs und Hanfe verfertiget, verachten *s*).

Cotonnier.

Der **Cowalam** ist ein großer Baum, dessen Frucht einem runden Apfel gleicht; unter ihrer äußern dicken und grünlichten Schale liegt in einer klebrichten, nassen, gelben, sauern und süßlichen Materie, noch eine holzichte harte Schale, in welcher man flache längliche, weiße, mit einem gummiähnlichen durchsichtigen Safte angefüllete Kerne findet. Die Indianer halten zwar diese Frucht, wenn sie völlig reif geworden, für etwas herrliches, machen sie aber dennoch schon vorher theils mit Eßig, theils mit Honig ein, weil sie ein bewährtes Mittel gegen die Ruhr und den Durchfall seyn soll.

Cowalam.

Der **Cuciombi**, oder **Cumuc** ist eine Staude, die sich gleich der Pfefferstaude um die Bäume windet. Sie trägt, absonderlich auf Java und der sundischen Küste, eine Art von **Cubeben**, welche bey den Indianern **Cuba-Chini** heißen, weil sie, ehe die Portugiesen nach Indien kamen, von den Chinesen abgeholet, und in alle Morgenländer verführet wurden. Es wächst diese Frucht in bloßen Wüsteneyen, und zwar in eben solchen Trauben, als der Weinstock hat, und hängt jedwede Beere an ihrem eigenen Stiele. Die Javaner pflegten sie aus Beysorge, es möchte diese Pflanze anderswo ebenfalls angebauet werden, lange Zeit nicht anders, als abgebrühet zu verkaufen. Man gebrauchet sie gegen gefährliche Brustflüsse, und um die Brust von allerley schädlichen Feuchtigkeiten zu reinigen. Die Mohren aber suchen sich damit, wie mit dem **Calassa**, zur Liebe aufzumuntern.

Cuciombi oder Cumuc.

Cudu-Pariti ist eine Staude, welche zehn bis zwölf Schuhe hoch wächst, und das ganze Jahr über blühet. Das Laub, als einen Umschlag über den Kopf gelegt, erwecket den Schlaf, und vertreibt den Schwindel. Die Frucht in Wasser zerrieben, stillet die Ruhr.

Cudu-Pariti.

Der **Cumana** ist an Gestalt dem Maulbeerbaume ähnlich, gleichwie denn seine Frucht wirklich unter die Maulbeergattungen gehöret. Man machet einen Syrup daraus, der

Cumana

Sterns aus, spielet ins Gelbliche, ist aber in der Mitte röthlich. Aus dieser Mitte wächst eine runde Frucht, in Größe eines kleinen Apfels. Wenn sie zeitig ist: so erscheint die Wolle, und dringt heraus. Hier wird sie gesammelt und zubereitet. Was die Bäume betrifft, welche Baumwolle tragen, so gleicht ihr Laub beynahe den nurbeschriebenen der kleinen Gattung, nur ist es gemeiniglich sanfter und glatter. Die Baumwolle ist nicht so fein, als die Graswolle. II Th. a. d. 264. 265 S.

Naturgeschichte von Ostindien.

der in Brustbeschwerungen große Dienste thut. Das Holz ist dermaßen hart, daß man Feuer damit schlägt, wie mit einem Kieselsteine.

Cambalu.

Der Cambulu ist ein großer, in Malabar gemeiner Baum; seine Wurzel als ein abgekochter Trank gebrauchet, soll ein vortreffliches Mittel gegen das Fieber seyn.

Currutu-Pala

Der Currutu-Pala ist eine Staude. Seine Rinde, wenigstens doch die von der Wurzel, in heißem Wasser zerrieben, stopfet den Durchfall und lindert die Ruhr.

Durion.

Der Durian, oder Durion gleicht an Größe dem Apfelbaume. Die Frucht, welche den Namen Durion gleichfalls trägt, wird in ganz Indien hochgehalten. Sie ist sehr groß und wächst entweder unmittelbar an dem Stamme, wie die Jaka, oder doch an derjenigen Gegend der dickesten Aeste, welche dem Stamme am näheſten ist, wie der Cocos. An Größe gleicht sie ungefähr einem Kürbis, hat eine grüne dicke starke Schale, welche nach dem Zeitigen eine gelbe Farbe bekömmt. Unterdessen tauget doch die Frucht nicht eher zum essen, als bis sie oben aufspringt. Sodann hat das Inwendige seine völlige Reife erlanget, und giebt einen vortrefflichen Geruch von sich. Man schneidet es in vier Vierthel; jedwedes Vierthel ist in kleine Fache voll Mark abgetheilet. Gleichwie aber die Fache nicht einerley Größe haben, sondern einige größer, andere kleiner sind, also haben auch einige mehr Mark, als die andern. Das dickeste Ende der Frucht gleicht in diesem Stücke einem Hühnereye, ist so weiß als Milch, und schmecket wie die beste Sahne. Wer daran gewöhnet ist, der hält diese Frucht für ein köstliches Leckerbißchen, wer sie aber selten, oder zum erstenmale ißt, dem dünket sie anfänglich nicht sonderlich angenehm, sondern nach gebratenen Zwiebeln zu schmecken. Die Durion will frisch gegessen seyn. Sie bleibt auf das höchste ein Paar Tage gut, wird nachgehends teigicht und faulet. In jedwedem Markfache liegt ein Kern, in Größe einer Bohne, den man gebraten ißt, da er denn wie eine Castanie schmecket. Ueberhaupt hat die Durion so wohl an Größe, als an Gestalt eine große Aehnlichkeit mit der Jaka, nur hat jene ein weißes, die letztere hingegen ein gelblichtes Mark, mehr Kerne, und keinen so beliebten Geschmack.

Dutroa, oder Datura.

Die Pflanze, welche den Namen Dutroa, oder Datura trägt, wächst in Indien nur in wüsten Gegenden, und in Gestalt eines Strauches. Sie hat spitziges ausgezacktes, weißes Laub. Wenn dieses abfällt: so kömmt ein runder Knopf zum Vorscheine, der nachgehends größer wird, und sich mit Kernen anfüllt. Nimmt man eine gewisse Menge von diesem Saamen in Wasser, Wein, oder in einer Speise zu sich: so stirbt man unter beständigem Lachen, oder Jauchzen dahin. Nimmt man aber weniger, so kömmt man entweder mit einer zwölf oder funfzehnstündigen Dummheit davon, in welcher man nicht weis, weder was man thut, noch was vorgeht, oder man fällt in einen festen Schlaf, der ganze vier und zwanzig Stunden dauert. Die lüderlichen Frauenspersonen nehmen ihre Zuflucht zu diesem Kunststücke, wenn es darauf ankömmt, den Mann oder die Aufseherinn einzuschläfern.

Fagara.

Fagara ist die Benennung sowohl einer gewissen Staude, als ihrer Frucht. Die letztere hat die Größe einer Zuckererbse, ist außen mit einer zarten aschgrauen und schwarzen Schelfe überzogen, darunter noch eine dünne Schale, und in solcher ein ziemlich fester Kern in einem schwarzen zarten Häutchen liegt. Man leget ihm nicht nur die Kraft, dem Gifte zu widerstehen, sondern auch noch andere herrliche Eigenschaften für den Magen und die Leber bey. Noch giebt es eine kleine Fagara, welche an Gestalt und Größe einer Cubebe gleicht. Sowohl eine, als die andere, ist gewürzhaft. Man glaubet, sie wären ursprünglich aus den philippinischen Inseln hergekommen.

Der

1. Figueira od. Bananes baum der Indianer.
2. Bananes.
3. Jangomeira.
4. Jangomas.
5. Brindeira.
6. Brindons.



C. F. Fritz Sculp.

Der **Fagara** kömmt nirgend besser, als auf der Insel Java fort. Seine Frucht hat die Größe der Cubeben, und ihre Schelfe ist mit einer schwarzen sehr dünnen Schale bedecket. Es liegt in solcher nicht mehr, als ein einziges Korn, das man für ein treffliches Mittel gegen Brustflüsse, Schwachheit des Magens, und den Durchlauf hält. Naturgeschichte von Ostindien.

Der **Figueira**, oder indianischer **Bananasbaum**, ist eigentlich nicht sowohl ein Baum, als vielmehr eine weiche Pflanze, so dick als ein Schenkel, und funfzehn bis zwanzig Spannen hoch. Ihre Blätter sind ungefähr vier Spannen breit. Zufolge der gemeinen Meynung in Indien und Africa, gebrauchten unsere ersten Aeltern diese Blätter, ihre Blöße damit zu decken. Aber die Indianer gebrauchen sie statt der Schüsseln und Teller, und erspahren dergestalt die Mühe, ihr Tafelgeschirr abzuscheuern, weil sie bey jedweder Mahlzeit frische auflegen. Nebstdem bedienen sie sich ihrer auch statt des Papieres, und schreiben darauf. Der Stamm dieser Pflanze gleicht, was die Gestalt betrifft, dem Stamme eines Rohres, und trägt nicht öfter, als ein einziges mal Frucht. Er liefert sechzig, siebenzig bis hundert Bananas, und wird sodann gleich unten an der Wurzel abgehauen, aus welcher eine neue Pflanze zum Vorscheine kömmt. Die indianische Bananas theilet sich in zwo Gattungen. Eine ist etwa einer Spanne lang, so dick und rund, als ein Ey; diese Gattung nennet man Bratbananas. Sie schmecken so süß, als wilde Feigen, und sind, wenn sie gebraten und mit einem wenig Zimmet und Zucker gespeiset werden, ein nahrhaftes Essen. Ihr Fleisch hat eine röthlich weiße Farbe, und ist mit einem kleinen zarten und schwarzen Saamen, der gleichfalls gegessen wird, angefüllet. Man bricht sie schon ab, ehe sie noch zeitig sind, und läßt sie gleich den Wintermelonen unter dem Dache völlig reif werden. Die Bananas von der zweyten Gattung nennt man Gartenbananas, und sind sie süßer, wohl geschmackter und hitziger, als jene, welche von Natur kühlen; hingegen sind sie kleiner, ungeachtet sie eben denselbigen Saamen, als jene, haben. Man ißt sie roh. Beyde Gattungen reifen zu einerley Zeit. Figueira, oder indianischer Bananasbaum.

Der von den Portugiesen also genannte **indianische Feigenbaum** hat eben dergleichen Laub, als der Wallnußbaum, und gleicht übrigens dem europäischen Feigenbaume nicht das geringste. Er treibt eine kleine Frucht, welche sonst zu nichts tauget, als daß man sie verbrennet, und auf diese Weise ein schwarzes Oel, das anstatt Pech und Ruß zum Schiffschwärzen gebrauchet wird, heraus bringt. Das bewundernswürdige an diesem Baume ist eine Eigenschaft, die er mit dem **Paletuvier** gemein hat; es schießen nämlich seine Aeste anfänglich in die Höhe, treiben hernach an der Spitze ein Würzelchen, und beugen sich von selbst gegen den Boden, da sie bewurzeln, und neue Bäume treiben, welche in kurzer Zeit ein ganzes Land ausfüllen würden, wofern man nicht auf ihre Ausrottung bedacht wäre. Das Holz tauget bloß zum Brennen, sonst zu nichts. Indianische Feige.

Die **Galanga**, von den Arabern **Calvegian** genannt, ist eine Pflanze, welche wild, und nur etwa funfzehn bis zwanzig Zoll hoch wächst. Das Laub hat die Gestalt eines Speereisens; die Blüthe ist weiß. Es giebt zweyerley Gattungen, eine kleine, welche ursprünglich aus China herkömmt, und einen sehr guten Geruch hat, und eine größere, die wenig Geruch hat, und **Lanquas** genennet wird. Die Indianer versetzen die erste Gattung, machen aus ihrer Wurzel eine Art von **Achar** oder Salate, gebrauchen sie auch als ein Arzeneymittel für gewisse Krankheiten. Besagte Wurzel ist dick und lang, und hat gleich der Pflanze selbst, die eigentlich unter die Rohrgattungen gehöret, eine Menge Knoten. Aeußerlich ist sie roth, inwendig weiß, und schmecket fast wie Ingwer. Galanga.

Naturgeschichte von Ostindien.

Ingwer.

Der ostindische Ingwer ist eine Pflanze, davon der Stengel etwa zwo bis drey Spannen hoch über die Erde treibt, und nicht dicker, als unsere Binsen ist. Die Indianer essen die Wurzel, entweder roh im Salate, oder mit Salze und Weineßig eingemacht. Wie es scheint, so kömmt sein Name von den Arabern her, indem sie die Wurzel Gingibil nennen.

Theerbaum.

Der **Theerbaum**, das ist derjenige, der ein gewisses Oel, das eben dergleichen Dienste leistet, als der Theer, von sich giebt, ist in des Dampiers Reise sehr genau beschrieben worden. Wie es scheint, so ist er den Europäern unter keiner andern, als dieser Benennung bekannt.

Hermia.

Hermia ist der Name sowohl einer Staude, als ihrer Frucht, welche letztere an Gestalt und Größe dem Pfeffer gleicht, auch wie dieser an einem sehr kurzen Stiele hängt. Allein, seine Rinde ist mit roth und Citronfarbe ungemein schön gestreift. Sie schmecket gewürzhaftig, und beynahe wie Nelken, führet viel flüchtiges Salz und Oel bey sich. Man gebrauchet sie zu Stärkung des Magens, und wenn die Mandel im Halse los geworden ist.

Jacaranda.

Jacarandabäume giebt es zweyerley Gattungen, eine hat weißes, die andere schwarzes Holz, beydes ist hart, schön und gemarmelt. Die weiße Gattung hat keinen Geruch, und gleicht dem Pflaumenbaume. Ihr Laub ist klein, spitzig, oben glänzend, unten weiß, und die Blätter stehen auf beyden Seiten ordentlich neben einander. Jedweder Ast treibt viele Sprossen, und jedweder einen Busch olivenfärbiger, und an Größe einem Kirschkerne ähnlicher Knospen. Nach einigen Tagen springen diese Knospen auf, theilen sich in fünf unterwärts gebogene Blättchen, und stellen inwendig ein zartes seidenes Häubchen von einer glänzenden Olivenfarbe vor. Zwischen nur besagten Blättern wächst eine einblätterichte beynahe runde, gelbe, sehr angenehm riechende Bluhme heraus; sie hat einige weiße Staubstengelchen in der Mitte, worauf ziemlich große gelbe Häuptchen stehen. Auf die Blüthe folget eine Frucht in Größe einer Faust von unregelmäßiger Gestalt; denn sie ist bucklicht, krumm, ungleich, hängt übrigens ihrer Schwere wegen unter sich. Ihre äußerliche Farbe ist weiß mit Grün vermischet, inwendig ist sie mit einem grünen Wesen, das ins Weißliche spielet, und wie Seife gebrauchet wird, ausgefüllet. Bey den Indianern heißt diese Frucht **Manipoy**, und wird gekocht gegessen. Die zweyte Jaracandagattung hat ein schwarzes, hartes, dichtes, aber wohlriechendes Holz; man hält es für ein schweißtreibendes, und seine Frucht für ein magenstärkendes Mittel.

Jambo.

Die **Jambos** sind ungemein hohe Bäume, mit langen dünnen Blättern. Die Frucht trägt eben den Namen, als der Baum, ist so groß, als ein kleiner Apfel, schmecket auch eben also, hat aber einen Geruch wie Rosenwasser. Die Rinde ist gelblich, und das Inwendige zimmetfarbig. In solchem liegen zween Kerne, und zwar ganz frey. Die Frucht fängt im Jenner an, reif zu werden, und ihre Zeit dauert bis in den April.

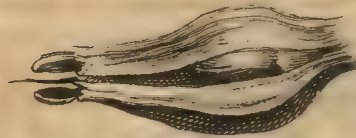
Jamboleira und Jambolonen.

Der **Jamboleira** ist ein wilder Baum, hat eben solches Laub, als der Limonienbaum, und trägt die sogenannte **Jambolonen**, davon die Indianer viel Wesens machen. Es hängt diese Frucht wie unsere Kirschen und Oliven am Aste, hat die rothe Farbe der ersten, und die Gestalt der letztern, nebst eben dergleichen Kerne. Man ißt sie in Indien mit Salze: allein, die Europäer finden kein sonderliches Belieben daran, indem sie nicht nur ihrem Erachten zu Folge, wie Horn schmecket, sondern auch den Bauch aufblähet, folglich der Gesundheit schadet. Die Jambolonen reifen gemeiniglich im April und Maymonate.




6. Jamboleira.


3
Jambo.


7. Jambolon offen.


5
Dessen wachsende Frucht.
4.



T. XII. C.



Jamboyera ist ein anderer Baum von gemeiner Größe; er hat kleines Laub, und seine Blüthe gleicht der Pommeranzenblüthe. Die Frucht hat die Gestalt einer Birn, ist auswendig roth und weiß, ihr Inwendiges hat eine weiße Farbe und einen Kern. Sie riecht und schmecket wie die Kirschen. Ihre Zeit ist im Jenner, Hornung und Märzmonate, da sie wohl zwey bis dreymal nach einander treibt. Naturgeschichte von Ostindien. Jamboyera.

Der Jangomar ist ein Baum voll Dornen, und so groß, als ein Pflaumenbaum, wie denn auch sein Laub dem Pflaumenbaumlaube gleicht. Die Frucht gleicht den Atlaßbeeren, ist nach erlangter Zeitigung gelb, schmecket wie gedörrete Pflaumen, etwas scharf und zusammenziehend. Man gebrauchet sie im Durchlaufe und Entzündungen der Kehle. Jangomar.

Der Jangomeira ist ein mittelmäßig großer Baum, dessen Rinde über und über voll Dornen sitzt. Die Frucht heißt Jangomas, ob sie gleich von den Portugiesen Adamsapfel genennet wird. An Gestalt gleicht sie einer Wallnuß, ist aber äußerlich purpurroth, inwendig weiß, und hat zween Kerne. Ihr Geschmack ist eine Vermischung von Sauer, Süß und Bitter, das mit dem Mispelgeschmacke eine Aehnlichkeit hat. Ihre Zeit ist im Winter- Christ- und Jennermonate. Jangomeira.

Der Jagueira ist so groß, als der Lorbeerbaum. Sein Laub ist grün und gelb. Die Frucht heißt Jaca, und übertrifft an Größe alle Früchte in der Welt. Ein Mann hat an einer einzigen genug, zu tragen. Es giebt welche von vier Schuhen in die Länge, und anderthalben im Durchschnitte. Indem nun für eine so gewaltige Last alle Aeste zu schwach wären, so läßt die vorsichtige Natur diese Frucht ganz unten am Stamme heraus wachsen. Sie ist zwar auf der Insel Ceylan größer und gemeiner, als in keiner andern indianischen Landschaft, wächst aber dennoch sowohl auf dem festen Lande, als auf andern Inseln. Der Geruch, den sie nach ihrer Zeitigung von sich giebt, verräth den Ort, da man sie suchen muß, und meldet gleichsam, es sey hohe Zeit, sie abzubrechen. Ihre Schale ist von weiß und grün gemischet, und stachlicht. Ihr Inwendiges ist in viele Fache abgetheilet, die ein gelbes sehr süßes Fleisch haben. In jedwedem liegt ein Kern, der an Härte einer Eichel gleicht, und wenn er gebraten wird, wie eine Castanie schmecket. Die Zeit dieser Frucht dauert vom Märzen bis in den Herbstmonat. Jagueira.

Ikara Muli ist eine ungemein hitzige Wurzel, welche gegen die Unverdaulichkeit in einem Löffel voll warmes Wasser eingenommen wird. Zuweilen erreget sie ein Erbrechen. Sie wird auch als ein Gegengift gebrauchet, und giebt man vor, es nähmen alle Schlangen die Flucht, wenn sie ihnen, so lange sie frisch ist, vorgehalten werde. Ikara Muli.

Der Indig wächst in Indien hin und wieder. Für den besten hält man denjenigen, der ein Paar Tagereisen weit von Agra, um Brana Indua und Corsa im indostanischen Gebiethe wächst. Gleichfalls wächst viel in der Gegend um Surate, absonderlich bey Sarquesse, zwo Meilen von Amandabath. Eben daher kömmt meistens der Indig in Kuchen. Doch wächst im golkondischen Gebiethe Indig von gleicher Beschaffenheit, wird auch ungefähr für eben denselbigen Preis verkauft. Es gilt nämlich der suratische Mein, welcher zwey und vierzig Handvoll, oder nach unserm Gewichte vier und dreyßig und ein halb Pfund thut, funfzehn bis zwanzig Rupien. Der zu Baroch bereitete hat mit dem itztgemeldeten gleiche Güte. Um Agra wird er in Knollen, oder einer halben Kugel ähnlichen Stücken verkauft. In der Gegend um Raut sechs und dreyßig Meilen von Brampur, wächst er ebenfalls, imgleichen hin und wieder im Bengalischen, von da ihn die holländische Indigo.

Naturgeschichte von Ostindien.

ländische Gesellschaft nach Masulipatan bringen läßt: doch bekömmt man alle diese Indiggattungen um achtzig vom Hunderte wohlfeiler, als den agrischen.

In Ostindien wird der Indig nach geendigter Regenzeit gesäet. Sein Laub gleicht übrigens dem Laube der gelben Pastinacken, nur ist es zärter. Er hat kleine Aeste, die wirkliches Holz sind, und wächst Manneshoch. So lange das Laub noch klein ist, sieht es grün aus, nachgehends aber bekömmt es eine schöne ins Blaue spielende Violetfarbe. Die Blüthe gleicht der Distelblüthe, und der Saamen dem griechischen Heusaamen.

Er wird dem allgemeinen Gebrauche der Indianer zu Folge, das Jahr über dreymal abgeschnitten. Der erste Schnitt geschieht, wenn er zween bis drey Schuhe hoch ist, und schneidet man ihn sodann einen halben Schuh hoch über der Erde ab. Dieser erste Schnitt ist, ohne Vergleichung, der beste unter allen. Der zweyte gilt schon zehn bis zwölfe auf das Hundert weniger, und der dritte, ungefähr zwanzig. Man kennet sie an der Farbe von einander, wenn man die Ballen von einander bricht. Denn der Indig vom ersten Schnitte hat ein weit glänzenderes und helleres Violetblau, als die zweyte und dritte Gattung, gleichwie denn jene hinwiederum die letzte an Lebhaftigkeit übertrifft. Doch, die Indianer lassen es bey diesem Unterschiede, ungeachtet er eine merkliche Aenderung im Preise verursachet, nicht bewenden, sondern verfälschen seine Güte und sein Gewicht durch allerley Zusätze.

Wenn die Pflanze abgeschnitten worden: so zupfet man die Blätter von ihren Stielen ab, und trocknet sie an der Sonne. Nachgehends wirft man sie in einen runden Trog, der zwar nur von einem gewissen Kalche gemachet wird, gleichwohl aber eine solche Festigkeit bekömmt, daß man glauben sollte, er sey aus einem einzigen Marmorstücke gehauen. Ein solcher Trog hat insgemein achtzig bis hundert Schritte im Umfange. Man füllet ihn erstlich halb voll Salzwasser, wirft hernach so viel Blätter hinein, bis er ganz voll wird, und rühret sie öfters um. Endlich werden sie zu einem Schlamme, wornach man sie einige Tage ruhen und sich setzen läßt. Ist nun das Wasser hell geworden: so öffnet man die Löcher, welche ausdrücklich deswegen in den Trog gemacht worden sind, und läßt es ablaufen, der Schlamm aber wird in Körbe geschöpfet. Jedweder tritt mit seinem Korbe auf einen ebenen Platz, nimmt etwas Teig heraus und machet einen Klumpen in Gestalt und Größe eines halben Hühnereyes daraus, das ist, unten flach, und oben spitzig. Doch wird der amandabatsche Indig ganz flach gedrücket, daß er die Gestalt eines Kuchens bekömmt. Ehe die Kaufleute den Indig aus Asien nach Europa führen, sieben sie ihn durch, damit der daran hängende Staub wegkomme, und sie für diese unnütze Last keinen Zoll bezahlen dürfen. Ja, sie haben von dieser Anstalt noch einen anderen Vortheil; denn sie verkaufen besagten Staub an die dasigen Landeseinwohner, die ihn zum Färben gebrauchen. Die Leute, welche das Durchsieben verrichten, müssen sich um das ganze Gesicht mit einem Tuche verbinden, und nur um die Gegend der Augen ein Paar kleine Löcher lassen, übrigens aber Mund und Nase wohl verwahret halten. Dem ungeachtet ist ihr Speichel blau gefärbet, wenn sie diese Arbeit acht bis zehn Tage treiben. Ja, wenn man des Morgens auf den Platz, da gesiebet wird, ein Ey hinleget, und es auf den Abend aufschlägt, so ist, wie die Erfahrung öfters bestätiget hat, das Inwendige ganz blau.

Wenn der Indigteig aus dem Korbe genommen, und in einen Klump gedrücket worden ist, bey welcher Verrichtung man die Finger in Oel eintauchen muß, so läßt man ihn

an

an der Sonne trocknen. Die Käufer pflegen allemal zu versuchen, ob kein Sand darunter gemischet sey, und verbrennen zu diesem Ende einige Klumpen. Denn der Indig wird zu Asche, der Sand hingegen bleibt, wie er ist. Wer sich mit Indigsaamen zum Aussäen auf das künftige Jahr versorgen will, der läßt einige Stöcke stehen, bis sie dürre werden, schneidet sie hernach ab, und nimmt den Samen davon. Ist ein Stück Land drey Jahr nach einander mit Indig angebauet worden: so muß es ein Jahr lang Brache liegen, ehe man es wieder damit anbauen darf. Naturgeschichte von Ostindien.

Kaka Mulon oder **Mullu** ist der Name eines Baumes, welcher Schoten trägt. Seine Rinde mit Milch abgesotten, vertreibt die Krankheiten, welche den Namen **Diabete** und **Gonorrhäa** tragen. Kaka Mulon.

Der **Kaka Toddali**, ist ein Stäudchen, dessen Wurzel und grüne Frucht in Oel gebraten eine sehr gepriesene Salbe gegen das Zipperlein geben. Aus dem Laube, wenn es in Wasser gekocht worden, bereitet man ein Bad, das in der Anasarca, Cachexie, bey wässerigen Geschwulsten am Beine, und überhaupt in allen Krankheiten, welche vom Ueberflusse der salzigen Feuchtigkeit herrühren, gute Dienste leistet. Kaka Toddali.

Der **Kasiava Maram** ist ein Baum von mittelmäßiger Größe. Sein Laub nebst frischem Curcuma im Oele gesotten, giebt ein berufenes Linderungsmittel gegen wässerige Beulen. Die Wurzel, gleichfalls in Oele gekocht, stillet die Schmerzen des Zipperleins. Kasiava Maram.

Der **Katu Cona**, ein großer und in Malabar gemeiner Baum, grünet beständig, und trägt das ganze Jahr sowohl Blüthe als Früchte. Der abgekochte Trank von seinem Laube heilet den Aussatz, und läßt die Haare nicht grauen. Seine Rinde mit Zucker zu einem Teige gemachet, ist gleichfalls gut gegen den Aussatz. Katu Cona.

Der **Katu Naregam**, ein großer Baum, trägt eine sehr kleine Limoniengattung. Der ausgepressete Saft von seinem Laube in die Nase gezogen, ist ein bewährtes Mittel gegen Hauptschmerzen. Mit Pfeffer, Ingwer und Zucker eingenommen, vertreibt er die Lungenkrankheiten, die von der Kälte herkommen. Katu Naregam.

Katuti-jetti-pu, ist eine Pflanze und deswegen sehr berühmt, weil sie das Brusteiter, und andere innerliche Geschwüre, ehe sie aufbrechen, zertheilet, auch die Gicht und Wassersucht vertreibt. Die Deutschen verschreiben die Blätter, und trinken sie wie Thee. Katuti-jetti-pu.

Kedangu ist eine Staude. Man bereitet von ihrem Laube Bäder, welche alle Geschwulstgattungen vertheilen. Der Saft von der Blüthe ist ein vortreffliches Mittel gegen die fallende Sucht, und Blattern der Kinder. Kedangu.

Der **Libby** gleicht dem Palmbaume, ja, er mag wohl gar eine Gattung davon seyn. Er wächst an Flüssen, da man oft fünf bis sechs wälsche Meilen lange Wälder antrifft. Die armen Leute machen Brodt davon, welches mit dem Sagu der moluckischen Inseln eine Aehnlichkeit hat. Sowohl die Rinde, als das Holz, ist hart, so dünne als eine Eyerschale, und gleich dem Hollunder mit einem weißen Marke ausgefüllet. Man hauet den Stamm um, spaltet ihn nach der Länge, und nimmt das Mark heraus. Dieses wird mit einem hölzernen Stempel in einem Mörser oder Troge lange Zeit gestoßen. Nachgehends in einem leinenen Tuche über den Trog gelegt, Wasser darauf gegossen, und fleißig umgerührt, damit das zarteste davon mit dem Wasser zugleich durch das Tuch gehen möge. Was nun in den Trog kömmt, das setzet sich bald zu Boden, und wird zu Brodte oder vielmehr zu Kuchen, die einen sehr guten Geschmack haben, verbacken. Auch machet Libby.

Naturgeschichte von Ostindien.

man, gleichwie von dem moluckischen Sagu, eine Art von Nudeln daraus, und verschicket sie in diejenigen Gegenden Indiens, wo dieser Baum nicht wächst, indem sie mit Mandelmilch gegessen, für ein vortreffliches Mittel gegen den Durchlauf gehalten werden.

Makarekau

Der **Makarekau** ist wegen seiner Nutzbarkeit nicht minder merkwürdig, als wegen seines hohen Stammes und seiner schönen Krone. Seine Wurzeln stehen wirklich über der Erde, indem sie die bloße Spitze in selbige versenken. Demnach läßt es oben, als ob der Baum auf Pfeilern und Schwibbogen stünde, zwischen welchen man durchsehen kann. Denn sie sind lang, dicke, schön und glatt. Haben die Indianer, absonderlich die Maldiver, glattes Holz nöthig: so schneiden sie nur einige solche Wurzeln ab, und lassen dem Baume gemeiniglich nicht mehr als viere zu seiner Unterstützung übrig. Weit gefehlt, daß ihm dieses schaden sollte, so treibt er vielmehr frische, und eben so starke. Seine Blüthe ist einen Schuh lang, dicke, weiß, gefüllt, und riecht sehr angenehm. Die Frucht erreichet die Größe eines Kürbisses, hat eine fleischfarbige harte in Rauten abgetheilte Schelfe, welche Abtheilungen bis in den Mittelpunct sich erstrecken. Die Frucht an sich selbst ißt man nicht, wohl aber die darinnen liegenden Kerne. Jedes Blatt ist anderthalb Ellen lang, und eine Spanne breit; man zieht die obere Haut von der unteren ab, und kann auf jedwede eben so gut, als auf Pergament, mit Dinte schreiben. Das Holz ist feucht, löcherich und faserich, um welcher Ursache willen man wenig damit anfangen kann.

Mangostan.

Die **Mangostan** ist eine vortreffliche Frucht, eines eben also benenneten Baumes. Absonderlich lobet man die javanische, indem ihr keine, die anderswo wächst, an herrlichem Geschmacke beykömmt. Sie gleicht unseren Schlehen ziemlich.

Dampier hält sie für die vortrefflichste unter allen Früchten. Sie gleicht übrigens einem Granatapfel, nur aber ist sie weit kleiner; die äußere Schelfe oder Rinde ist etwas weniges dicker, als am Granatapfel, auch weicher, dem ungeachtet aber brüchicher. Sie hat eine dunkele Purpurfarbe, das Fleisch hingegen eine dunkele Carmesinfarbe. Diese Frucht ist in drey bis vier Fache, jedwedes von der Größe einer Daumenspitze abgetheilet; sie lassen sich leicht von einander absondern, haben eine milchweiße Farbe, sind sehr mürbe, und voll Saft. In jedwedem liegt ein kleiner schwarzer Kern. Man schreibt der Rinde eine zusammen ziehende Kraft zu, um welcher Ursache willen sie getrocknet, und gegen den Durchlauf gebrauchet wird.

Manguera.

Der **Manguera**, welcher die **Mangue** oder **Mangoue** trägt, scheint in der Hochachtung der Indianer den nächsten Rang nach dem Cocosbaume und dem Betleira zu behaupten, ja, es scheinen so gar die Reisebeschreibungen eine gleiche Meynung von ihm zu hegen *t*). Er bekömmt die Höhe eines großen Birnbaumes, hat aber größeres und zärteres Laub. Die Frucht ist sehr schwer, und hängt, vermittelst eines Stieles, der wenigstens einen Schuh lang ist, am Baume. Aeußerlich hat sie eine grüne Farbe, aber nach dem Schälen erscheint sie weißgelblich. Man theilet sie in verschiedene Gattungen, davon eine jede anders schmecket, zum Beyspiele die **Carreiras**, die **Mallajas**, die **Nicolas**, die **Satias** und noch andere mehr, darunter jedwede das herrlichste europäische Obst an gutem Geschmacke weit übertrifft. **Dellon** versichert, er habe in seinem ganzen Leben nie etwas besseres gekostet. Sie werden größtentheils im Aprile, May- und Brachmonate reif, ungeachtet

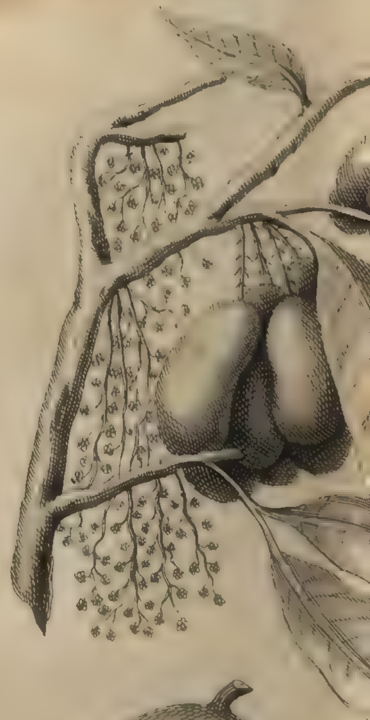
t) **Philipp de la Sainte Trinite**, a. d. 385 S.

u) Nur besagter Reisebeschreiber bemerket, es gebe in ganz Ostindien überhaupt sehr wenig Bäume,

5. Mogoreira oder doppelter Jasmin.



3. Mangueira





4. Mangue



C. F. Fritz Sculp.

geachtet man schon zween bis drey Monate vorher einige zeitige findet *u*). Sie sind von einer sehr hitzigen Beschaffenheit. Man bricht sie, wie alles übrige indianische Obst, grün ab, und läßt sie unter dem Dache völlig reifen, welches in zween oder dreyen Tagen geschieht. Sie werden nach Belieben entweder mit Zucker oder mit Weinessig eingemachet. Aus den letztern bereiten die Indianer einen Salat, den sie Achar nennen, und darauf die Portugiesen nicht weniger viel halten. Das Holz des Mangueirabaumes wird zu Tischlerarbeit gebraucht. Naturgeschichte von Ostindien.

Der Marotti ist ein großer Baum, dessen Blätter den Lorbeerblättern gleichen; er trägt eine runde längliche Frucht, darinnen ein harter breiter und gelblichter Kern liegt, und zehn bis zwölf Mandeln in sich schließt. Man bereitet aus solchen ein Oel, das die Krätze und das Augentriefen vertreibt. Marotti.

Melocorcopali ist der Name sowohl eines Baumes, als seiner Frucht. Die letztere ist eine Quittengattung, welche die Größe einer Melone und den Geschmack einer Kirsche hat. Der Baum selbst gleicht sowohl an Größe, als Laube einem Quittenbaume. In der Frucht liegen drey bis viere denen in einer Weinbeere ähnliche Kerne. Sie machet eine gelinde Oeffnung. Melocorcopali.

Mangoreira ist eine Staude, welcher die Portugiesen den Namen des arabischen Jesmins beylegen. Es ist zwar möglich, daß diese Pflanze aus Arabien gekommen seyn möchte, doch findet man sie sonst nirgend, als im Indostanischen. Sie trägt eine schöne weiße Blüthe, die Mangorin benennet wird, und fast wie Jesmin, wiewohl etwas schwächer riecht; über dieses hat sie mehr als funfzig Kelchblättchen, der Jesmin hingegen nur sechse. Mangoreira.

Molucane ist eine Pflanze, die wenigstens drey, höchstens vier Schuhe hoch wächst, und ihre Benennung deswegen von den moluckischen Inseln bekommen hat, weil sie in keiner anderen Gegend dergleichen heilsame Eigenschaften besitzt. Sie hat eine schöne grüne Farbe. Ihr Stengel ist dünn, zart, etwas hohl, schwach, und treibt viele Aeste, welche, wenn man die Pflanze auf der Erde kriechen läßt, selbst wieder Wurzel schlagen, also daß ein einziger Stock mit der Zeit einen großen Raum wegnimmt. Das Laub gleicht übrigens dem Hollunderlaube, nur ist es weich, zart, und rings herum ausgezacket. Die Blüthe gleicht der Kürbißblüthe, ist aber ein wenig größer, und gelb. Sie wächst an fruchtbaren und feuchten Orten, und bleibt das ganze Jahr über grün. Sowohl die innere Rinde, als das Laub, sind ungemeine Wundmittel. Sie heilen alle offene Schäden, es mögen solche so eingewurzelt und bösartig seyn, als sie immer wollen. Sie stillen die Schmerzen. Sie stillen das Blut. Ja, es besitzt diese Pflanze fast unzählig vielerley kräftige Eigenschaften, und heißt um dieser Ursache willen bey den Indianern die Armenapotheke, und das Unglück der Aerzte. Molucane.

Der Morankgast ist ein sehr großer Baum, dessen Aeste sich sehr weit ausbreiten, wiewohl die Blätter klein und dabey rund sind. Die Frucht ist eine große Schote, darinnen eine Bohnengattung liegt. Die Indianer machen sowohl vom Laube, als von der Frucht eine Suppe, welche dem Pyrard ungemein gut schmeckete. Morankgast.

Der Moringa gleicht an Größe und Laube dem Linsenbaume. Er hat wenig Aeste, und viel Knoten. Sein Holz ist leicht zu zerbrechen. Seine Blüthe hat eine dunkelgrüne Moringa.

me, die nicht das ganze Jahr über grüneten, darum, weil ihr Laub nicht auf einmal, sondern nach und nach abfalle und sogleich wieder frisches nachwachse.

Naturgeschichte von Ostindien. kelgrüne Farbe, und einen Steckrüben Geschmack. Die Frucht wird einen Schuh lang, und so dick, als eine Rübe, ist mit acht Ecken gezieret, von einer hellen Farbe zwischen grau und grün, inwendig weiß und markig, in viele Fache abgetheilet, darinnen ein grüner und sehr mürber Saamen liegt, wiewohl er einen schärferen Geschmack hat, als das Laub. Man ißt diese Frucht gekocht, und verkaufet sie auf dem Markte, wie in Europa die Bohnen. Die Wurzel des Baumes wird für ein vortreffliches Mittel gegen ansteckende Krankheiten, Gift, und den Biß giftiger Thiere gehalten.

Morrenor. Der **Morrenor**, ein sehr kleiner Baum, trägt eine ziemlich große Frucht, **Cunane** genannt, welche von den Indianern gekocht, und um die Kopfschmerzen zu vertreiben, gegessen wird.

Mullava. **Mullava** ist der Name einer schotentragenden Pflanze. Die Blüthe besteht aus fünf gelben Kelchblättchen und einer Schote, darinnen gemeiniglich vier Samenkörner liegen. Die armen Indianer räuchern sich damit, wenn sie den Schwindel oder das Kopfweh haben, und ziehen den Rauch durch die Nase an sich.

Nagam. Der **Nagam** ist sehr groß und trägt Schoten. Er ist beynahe überall in ganz Indien sehr gemein. Der Saft aus dem Laube mit indianischem Nußöle vermischt, giebt eine Salbe gegen das Aufschwellen, absonderlich am Bauche.

Nandi Ervatam. Der **Nandi Ervatam** ist eine Staude, davon alle und jede Theile Milch in sich haben. Ihr Saft mit Oele vermischet, und den Kopf damit gerieben, wird in Indien für ein bewährtes Augenmittel gehalten. Die Wurzel gekauet, stillet die Zahnschmerzen.

Nedum Schetti. **Nedum Schetti** ist gleichfalls eine Staude. Man läßt ihre Beeren in Oele kochen, und machet eine Salbe gegen die Krätze daraus.

Negundo. **Negundo** ist ein großer Baum, von zweyerley Gattung, einer männlichen und einer weiblichen. Die männliche hat die Größe eines Mandelbaumes. Ihr Laub gleicht dem Hollunderlaube, ist rings herum ausgezacket, und haarig wie der Salbey. Die andere Gattung ist zwar eben so groß, hat aber breitere, rundere und nicht ausgezackete Blätter, wie der weiße Pappelbaum. Beyderley Laub schmecket wie Salbey, nur etwas schärfer und bitterer. Des Morgens steht ein weißer Schaum auf diesem Laube, welcher die Nacht über heraus schwitzt. Die Blüthe gleicht der Rosmarienblüthe, die Frucht dem schwarzen Pfeffer, er hat aber keinen so scharfen und hitzigen Geschmack. Man schreibt dem Negundo sehr viele Tugenden zu. Sowohl sein Laub, als seine Blüthe und Frucht hält man, wenn sie gekocht und in Oele zerrieben sind, für ein vortreffliches Linderungsmittel. Das Laub zerquetschet und übergelegt, vertreibt alte Schäden und heilet sie. Die indianischen Frauen bereiten einen Trank daraus, waschen sich auch damit, und hoffen fruchtbar zu werden.

Nilica Maram. **Nilica Maram** ist ein indianischer Pflaumenbaum. Seine Frucht, imgleichen das erste Laub, gedörret, gepülvert, in saurer und geronnener Milch, **Tayr** genannt, eingenommen, sind vortrefflich gegen den Durchlauf.

Nir Notsjil. Die Staude **Nir Notsjil**, wird in Malabar deswegen in großen Ehren gehalten, weil ihr Laub die Franzosen heilen soll. Man nimmt es zu diesem Ende gedörret, und nebst etwas Zucker zu einem Pulver gemachet, in einer Reißbrühe. Auch kochet man die Wurzeln und das Laub im Wasser, und bereitet ein Bad daraus, welches in der **Phrenesie**, **Manie** und anderen Hauptkrankheiten sonderbare Wirkung erzeigen soll. Die Wurzel in Oele gekocht, dienet zu lindernden Umschlägen im Zipperleine.

Nirnala

Niruala ist ein sehr großer, und gemeiniglich dreyßig Schuhe hoher Baum. Er wächst in steinigen und sandigen Orten, am Ufer der Flüsse. Der Saft vom Laube auf ein Tuch gedrücket, und auf den Schmeerbauch gelegt, treibt den Harn ganz unfehlbar. Naturgeschichte von Ostindien.

Der Noela-tali ist ein Dornstrauch mit Pommeranzenblättern. Er bekömmt eine mittelmäßige Größe. Aus seinem Baste werden Seile gedrehet, die eben also aussehen, als ob sie von Hanfe wären. Die Frucht ist ein herrliches Labsal. Niruala. Noelatali.

Oepata ist ein großer Baum, er wächst am Ufer des Meeres im Sande. Seine Frucht hat inwendig eine Mandel, daraus die Indianer ein gewisses Gericht, Caril genannt, zubereiten. Sie machen auch mit Zusatze des Laubes vom Adambog ein vortreffliches Pflaster daraus, das die Röthеln und Kinderpocken zeitiget und vertreibt, auch alle Geschwulst erweicht. Oepata.

Oloturion ist eine Nesselgattung, aber höchst brennend und giftig; denn sie brennet bey bloßem Anrühren eben so stark, wie kochendes Wasser, und wofern man nicht sogleich gestoßenen Knoblauch, als ein durch die Erfahrung bewährtes Mittel, überschlägt, so verfällt man in ein heftiges Fieber. Ungeachtet dieser schädlichen Eigenschaft wird dennoch in mehr als einer indianischen Landschaft der Saft dieser Pflanze unter den Arrak oder den dasigen Branntewein gemischt. Nun giebt es ihm zwar mehr Feuer; man kann aber von diesem Tranke Blutspeyen, die Dürr- und Schwindsucht an den Hals bekommen. Andere kochen das Oloturion in Seewasser, mischen klein geschnittene Schalen und Saft von Limonien darunter, und verwahren dieses Gemenge, um die Speisen damit schmackhaftig zu machen, in hohlen Röhren. Einige rechnen das Oloturion unter die empfindenden Pflanzen. Oloturion

Der Pacatsjetti ist ein Strauch. Sein Laub gepülvert und auf offene Schäden geleget, vertreibt das faule Fleisch. Inwendig gebrauchet, treibt es den Schweiß, und vermindert die Anfälle der abwechselnden Fieber. Pacatsjetti.

Der Pagna, ein sehr hoher Baum, trägt statt der Frucht eine weiße Materie, oder etwas der Baumwolle ähnliches, indem es aus zarten Fäden besteht, und in einer Spannenlangen, und Fingerbreiten harten Schale liegt. Man spinnet diese Materie nicht, sondern stopfet nur die Küssen und Bettdecken damit aus. Pagna.

Paiparoca ist eine Staude. Sie trägt runde flohr haarige Beeren, davon jedwede ordentlicher Weise vier Kerne in sich hat. Die Staude grünet beständig. Das Laub, die Wurzel und die Frucht, im Wasser gekocht, geben einen sehr berufenen Trank gegen das Zipperlein. Paiparoca.

Pala, ein großer Baum, trägt sehr lange, schmahle mit einem milchichten Safte angefüllete Schoten. Seine Rinde ist berühmt, indem sie zu Pulver gestoßen, und ein Trank davon gekocht, den Leib öffnet. Setzet man ihr Salz und Pfeffer zu: so stärket sie den Magen, treibt die Winde, und kühlet die hitzige Leber. Pala.

Die Palmbäume, darauf Datteln wachsen, geben gleichfalls Tary, wie die Cocosbäume. Man theilet sie in verschiedene Gattungen, sie tragen aber wenig Frucht. An dem Palmera de Tranfolin, wie er von den Portugiesen genennet wird, reifen die Früchte schon im Maymonate. Sie sind nicht völlig so groß, als am Cocosbaume. Aus dem obersten Baste, welcher schwarz aussieht, drehet man Seile; die untere Rinde ist von des Cocosbaumes seiner gar nicht unterschieden. Hingegen besteht jedwede Frucht des Tranfolins aus drey kleinen im Dreyecke stehenden Nüssen. Drücket man ihr Mark, Palmbäume.

Naturgeschichte von Ostindien.

welches eine sehr schöne weiße Farbe hat, so geht ein weißes kaltes Wasser heraus. Es weicht dieser Tranfolin dem Cocosbaume gar nicht an Höhe, trägt aber das Jahr über nur ein einzigesmal; dieser hingegen viermal. Seine Blätter sind auch größer, stehen dichter beysammen, und haben das Ansehen eines Besens. Die Portugiesen machen die Sonnenschirme, die sie Sombreiros nennen, daraus. Der Tary des Tranfolins ist von sehr kühlender Beschaffenheit.

Palmier des Bergios. Des Palmier des Bergios, oder des Affenpalmbaumes Aeste sehen einer Peitsche mit vielen Schnüren, oder einer so genannten Klosterdisciplin ähnlich. Von seiner Frucht machet man sehr schöne Rosenkränze, indem die großen Körner von Natur so schön ausgearbeitet sind, als der beste Pitschierstecher kaum thun könnte *x*).

Panoma. Der Panoma, den die Europäer schlechthin das Moluckenholz nennen, ist so groß, als ein Quittenbaum. Sein Laub gleicht dem Pappelkraute, seine Frucht einer Haselnuß, nur ist sie kleiner, hat auch eine dunklere und weichere Schale. Wegen seines vortrefflichen Nutzens wenden die Indianer großen Fleiß auf die Fortpflanzung dieses Baumes, und wer dergleichen in seinem Garten hat, der läßt nicht gern Fremde dazu. Das Holz reiniget den Leib und zwar ziemlich stark. Will es zu heftig wirken: so trinkt man nur ein Glas Gersten- oder Reißwasser. Es widersteht dem Gifte, und heilet alle vergiftete Wunden oder Bisse. Eben so sehr rühmet man es auch gegen das viertägige und alltägige Fieber, gegen die Colik, die Wassersucht und den Stein, gegen die Verhaltung des Harns, gegen Gliederschmerzen, Kopfweh, Verhärtung der Leber, Kröpfe, Würme, und verlorne Lust zum Essen. Man nimmt vier Gran, höchstens einen halben Scrupel in einer Brühe. Zwar kömmt dieses Holz auch nach Europa, es ist aber selten und theuer.

Papeira. Der Papeira wächst nicht über zwanzig Spannen hoch, und wird kaum eine einzige dicke. Sein Holz ist so weich, daß man den Stamm ohne sonderliche Mühe mit einem bloßen Messer abschneiden kann. Das Laub ist eben so breit, als die Kürbißblätter. Die Früchte tragen den Namen Papaies, hängen wie die Weinbeere in Trauben, werden aber nicht auf einmal reif. Die Portugiesen nennen sie Jesuitermelonen. Careri saget, es komme diese Benennung daher, weil besagte Geistlichen sie ungemein gern essen, und alle Tage auf den Tisch bringen *y*). Sie sehen den Liebesäpfeln nicht unähnlich, sind aber dreymal so groß und stehen Paarweise. Aeußerlich sind sie grün und gelb, inwendig gelblicht, und haben kleine schwarze Kerne, die man für Hollunderkerne ansehen sollte. Der Baum trägt das ganze Jahr über.

Papo. Der Papo ist mittelmäßig hoch. Sein Laub gleicht dem Laube des Feigenbaumes. Die Frucht wächst gleich der Cocosnuß oben aus dem Stamme, an dem Ende der Aeste heraus. Eigentlich hat sie die Gestalt einer Feige, ist aber weit größer. Ihr Fleisch gleicht dem Melonenfleische, mit Einschnitten in die Schale. Ihr Saamen liegt an eben dem Orte, als in einer Melone, und der Geschmack geht auch nicht weit ab. Vor erlangter Reife wird sie gleich dem Kürbisse zu Suppen gebrauchet.

Pereyra. Der Pereyra, oder ostindische Guaiavienbaum, ist zwar kein großer Baum, hat aber eine große Menge Aeste, und ist deswegen seiner kleinen Blätter ungeachtet, stark belaubt. Seine Frucht ist äußerlich grün und gelb, und hat die Gestalt einer Birn, inwendig

x) Man sehe das Verzeichniß der übrigen Palmgattungen auf der 210 und folgenden Seite.


5. Pimenteira, od. Pfefferstrauch
3. Pereira,
4
Pero od. Guai



…a, od. Guaiavier
…uave



1. Papeyera
2. Papaja, od. Papaie

wendig ist sie weißlicht und von einem weichen Wesen. Sie schmecket wie eine überzeitige Birne. Man machet sie sowohl trocken, als im Safte mit Zucker ein. Es wächst diese Frucht das ganze Jahr über.

Naturgeschichte von Ostindien.

Wilde Fichte.

Die wilde Fichte ist von den Europäern nur deswegen also benennet worden, weil ihre Frucht einige Aehnlichkeit mit einem wirklichen Fichtenapfel hat. Es wächst aber selbige nur an den Knorren, Holzknoten und Ausgewächsen des Baumes, schlägt gleichsam Wurzel darinnen, und wächst schnurgerade gegen den Himmel. Besagte Wurzel ist kurz und dicke. Die Blätter stecken bey ihrem Hervorsprossen alle in einander, breiten sich aber endlich oben aus. Sie sind ziemlich dick, und zehn bis zwölf Zoll lang. Die äußersten liegen dermaßen dicht beysammen, daß kein Wasser zwischen ihnen durchlaufen kann, wie sie dann bis zwey Maaß Regenwasser fassen, und von diesem Wasser nähret sich die Wurzel. Wo man dergleichen Fichtenäpfel findet, da durchsticht man die Blätter ein wenig über der Wurzel mit einem Messer, und hält entweder das Maul oder sonst ein Gefäß unter, so läuft das Wasser heraus, und man kann seinen Durst löschen.

Plantain.

Der ostindische Plantain gleicht dem Bananasbaume und der einzige Unterschied besteht in der Frucht, welche weit dicker, auch um die Hälfte länger ist, als bey dem letztern. Einige Reisende beehren diese Frucht mit dem Titel einer Königinn aller Früchte, ohne einmal die Cocosnuß auszunehmen. Dampier gehöret mit unter diese Zahl, und giebt eine lesenswürdige Beschreibung davon. Der Baum, darauf sie wächst, saget er, ist gemeiniglich zehn bis zwölf Schuhe hoch, und drey bis viertehalb im Umkreise dick. Er wächst nicht aus dem Saamen, ja, man kann nicht einmal wahrnehmen, wo er ihn haben muß, sondern er wächst aus der Wurzel eines alten Baumes. Reißt man diese zarten Sprößlinge aus, und pflanzet sie anderswohin, so tragen sie erst nach fünf Viertheljahren; läßt man sie aber an ihrer Stelle, so tragen sie schon in einem Jahre. Sobald die Frucht reif ist, verdirbt der Baum: es kommen aber sogleich viele Junge an seine Statt zum Vorscheine. Indem er aus dem Boden heraus sticht, treibt er zwey Blätter: hat er die Höhe eines Schuhes erreicht, so treibt er innerhalb der beyden ersten zwey andere, bald darauf noch zwey, und so fort bis zu Ende des Monates noch mehrere, in eben dergleichen Ordnung, bis endlich, wenn der Monat zu Ende ist, man einen Armdicken Körper mit acht bis zehn Blättern umgeben sieht. Einige von diesen Blättern sind vier bis fünf Schuhe hoch. Die ersten sind anfänglich zwar kaum einen Schuh lang, und einen halben breit, so ist auch der Stengel kaum eines Fingers dick: allein, je mehr der Baum an Höhe zunimmt, desto mehr erweitern sich die Blätter. So wie inwendig mehr junge Blätter nachwachsen, dehnen sich die alten aus und senken ihre Spitze gegen den Boden, und sind sie übrigens um so viel länger und breiter, weil sie näher bey der Wurzel sind. Endlich fallen sie ab und verfaulen: allein, oben wachsen beständig wieder frische nach; daher dann der Baum beständig grünet. Hat er seine Vollkommenheit erreicht: so sind sie wenigstens sieben bis acht Schuhe lang, und anderthalb breit. Sie sind unten am breitesten, werden allmählich immer schmähler und laufen endlich in eine runde Spitze zu. Sodann ist ihr Stengel einen Arm dick, meist rund, und zwischen dem Blatte, und dem Baumstamme etwa einen Schuh lang. Steht das Blatt außen: so umfasset der aus dem Baume herausstehende Theil seines Stengels den Stamm gleich einer dicken Rinde; und auf der

y) Im III Theile a. d. 140 S.

Naturgeschichte von Ostindien.

andern Seite des Baumes, ist jener gleich gegen über wieder eine solche Rinde. Die übrigen beyden Blätter, welche inwendig stehen, haben zwar ihre Stelle gleichfalls gerade gegen einander über, doch auf diese Weise, daß, wenn die beyden äußern, eines gegen Norden, das andere gegen Süden steht: so stehen die innern beyden, eines gegen Osten, das andere gegen Westen. Bey dieser Ordnung bleibt es beständig. Dergestalt scheint der ganze Stamm dieses Baumes, eben wie der Stamm des Bananasbaumes, aus lauter Rindenstücken, davon immer eines aus dem andern heraus wächst, zu bestehen. Hat er seine vollkommene Größe erlanget: so treibt er aus dem Wipfel einen starken Stengel heraus, der weit mehr Festigkeit besitzt, als der Stamm an irgend einem andern Orte hat. Besagter Stengel treibt aus dem Marke oder Kerne des Baumes, und hat sowohl die Länge, als die Dicke eines Armes. Eben an ihm, schlägt erstlich die Blüthe aus, worauf die Früchte klumpweise beysammen hängend, zum Vorscheine kommen. Sie wachsen in einer sechs bis sieben Zoll langen, und Armsdicken Schote. Nach erlangter Reife wird diese ihre Hülse weich und gelb. Sie gleicht einer dicken Wurst, und die in ihr liegende Frucht hat keine größere Festigkeit, als etwa die Butter im Winter annimmt. Ihr Geschmack ist etwas vortreffliches. Sie schmelzet im Munde, wie die beste Marmelade, und besteht ganz und gar aus Mark, ohne den geringsten Kern.

Will man sie statt des Brodtes genießen: so muß man sie gleich nach ihrer völlig erlangten Größe, aber vor dem Gelbwerden, das ist vor der gänzlichen Zeitigung, entweder braten, oder in Wasser kochen. Wer weder Fleisch noch Fische dabey hat, der machet eine Brühe von Citronensafte, Salze und indianischem Pfeffer daran, da sie denn recht wohlgeschmackt wird. Zuweilen ißt man, um der Abwechslung willen, ein Stückchen gebratene **Plantain**, und ein Stückchen reife und ungekochte Plantain zusammen. Jenes stellet Brodt, das letztere Butter vor. Dampier erzählet, weil die Engländer von dieser Frucht eben so viel Wesens machen, als die Indianer: so pflegeten sie ein halb Dutzend zeitige Plantainen klein zu hacken, einen Klump daraus zu machen, und ihn wie **Pudding** zu kochen. Diesem Gerichte legen sie die Benennung **Panzerhemde** bey, weil es eine allgemeine Nothwehre gegen den Hunger abgiebt. Man machet auch sehr gute Kuchen davon. Schneidet man sie, noch grün, zu Scheiben, und trocknet sie an der Sonne: so halten sie sich lange Zeit, und schmecken wie Feigen. Einige Indianer braten erstlich reife Plantainen, schneiden sie hernach in Stücken, pressen den Saft aus, und gießen ein gewisses Maaß Wasser darunter, da denn ein sehr angenehmer Trank daraus wird, welcher süße schmecket, nähret und dem **Lambswool**, einem englischen Getränke von Aepfeln und Biere, das Ale heißt, einigermaßen gleicht. Dem Berichte des vorhinerwähnten Reisebeschreibers zu Folge, sah er in einigen ostindischen Gegenden, da er gewesen war, den Plantainentrank noch auf eine andere Weise machen. Man nimmt nämlich etwa ein Dutzend reife Plantainen, leget sie in ein Schaff, und gießt acht Maaß Wasser darüber. Innerhalb zehn Stunden verzehret der Fruchtsaft das Wasser mit einander darauf, und vier Stunden hernach ist das Getränke fertig: allein, es hält sich nicht über vier und zwanzig bis dreyßig Stunden. Sein einziger Fehler ist, daß es Blähungen verursachet; denn übrigens ist es frisch und kühlet. Die Liebhaber versorgen sich alle Tage mit frischem. Wird es sauer: so giebt es einen guten Eßig.

Kleider davon

Die Einwohner der Insel Mindanao wissen sich von diesem Baume, den andere Indianer bloß zum Essen und Trinken gebrauchen, auch Kleider zu schaffen. Dampier, welcher uns diese Nachricht giebt, meldet nicht, wie es komme, daß diese Erfindung den übrigen

übrigen Indianern unbekannt geblieben sey? Der gemeine Mann, saget er, kleidet sich auf dieser Insel bloß mit dem Tuche, das von diesem Baume gemacht wird. Der Plantain trägt nur ein einziges mal, und wird, sobald die Frucht reifet, in der Absicht, Tuch daraus zu machen, dicht an der Erde abgeschnitten. Ein langes Messer ist bey ihm gleichwie bey dem Bananasbaume hierzu hinlänglich. Hernach schneidet man auch die Krone weg, da denn ein Block von acht bis zehn Schuhen lang übrig bleibt. Man nimmt sodann die Rinde weg, welche unten bey der Wurzel eine große Dicke hat, und hierauf ist der Block überall gleich dick und an Farbe weißlicht. Man spaltet ihn nach der Länge; mit beyden Hälften geschieht ein gleiches, und zwar so genau in der Mitte, als möglich. Die sämmtlichen Stücke läßt man einige Tage lang an der Sonne liegen, in welcher Zeit ihre Feuchtigkeit meistentheils vertrocknet, und beyde Enden voll kleiner Fasern erscheinen. Die Frauenspersonen, welche mit dem Tuchmachen sich beschäfftigen, ergreifen eine Faser, oder einen Faden nach dem andern, und ziehen ihn ohne Schwierigkeit von einem Ende des Blockes bis zum andern ab. Er gleicht an Dicke etwa dem ungebleichten Garne, und haben diese Fäden von Natur eine unveränderliche Dicke. Man machet Stücke Tuch daraus, die sieben bis acht Ruthen lang sind, und sowohl Schafft als Eintrag von einerley Materie und Dicke haben. Zwar ist dieses Tuch von geringer Dauer: allein, was ihm an Güte abgeht, das wird durch die Leichtigkeit, es anzuschaffen, wiederum ersetzet. Wenn es vom Stuhle kömmt, so ist es hart, und wenn es darauf regnet, so klebet es etwas. Naturgeschichte von Ostindien.

Es giebt auf eben dieser Insel noch eine andere niedrigere Gattung Plantainen, die man so hoch, als die vorige, nicht achtet. Sie sind voll kleiner schwarzen Kerne, die am Fleische der Frucht fest hängen.

Die Pfefferstaude ist mit Lust anzusehen: das Laub gleicht dem Laube des Epheu. Die Staude wird allemal, entweder an eine Mauer, oder bey irgend einem Baume gepflanzet, damit sie bey dem Aufwachsen einen Halt finde. Das Laub hat einen starken Geruch, und scharfen Geschmack, wie die Frucht. Wenn der Pfeffer geblühet hat: so kömmt er in kleinen Trauben, wie etwa die Johannisbeeren, aus der Knospe zum Vorscheine. Die Beeren sind anfänglich grün, färben sich aber unvermerkt immer röther und röther, bis sie endlich zur Zeit des Reifwerdens eine ungemein hohe Farbe bekommen. Sind sie nun völlig reif: so werden sie abgepflücket, und an die Sonne gelegt; hier dorren sie, schrumpeln zusammen, und nehmen mit einem Worte diejenige Gestalt an sich, die wir in Europa an ihnen sehen. Unterdessen hat der Pfeffer nicht in jedwedem Lande, darinnen er wächst, einerley Güte. Der malabarische wird für den schlechtesten geachtet. Pfeffer, der von Natur weiß wäre, giebt es gar keinen, ungeachtet es viele Schriftsteller vorgeben. Im Gegentheile sind alle und jede Pfeffergattungen nach dem Trocknen schwarz, oder doch wenigstens dunkelbraun, es sey dann, daß man den Pfeffer währenden Trocknens beklopfe, damit die schwarze runzlichte Haut abspringe, wornach er weiß erscheint. Doch wissen ihn die Indianer auf eine andere Weise, und wenn er schon völlig trocken ist, weiß zu machen. Sie weichen ihn nämlich im Wasser, und bereiben ihn hernach, damit die Haut abgehet: allein, dieses Verfahren benimmt ihm viel von seiner Kraft z). Pfeffer.

Beaulieu erkundigte sich bey seinem langen Aufenthalte auf der Insel Botton mit besonderer Sorgfalt nach der Weise, wie der Pfeffer gebauet werde. Er wächst, wie er saget, in guter und fetter Erde. Man pflanzet ihn bey jedwedem beliebigen Baume, um den Wie er gebauet wird.

z) A. d. 188 S.

Naturgeschichte von Ostindien.

den er sich, gleich dem Hopfen, herumschlingt. Wer etwas damit gewinnen will, der suchet sich gute Pflanzreiser aus, und pflanzet jedwedes an irgend eine Staude, reißt aber, oder jätet alles rings herum wachsende Gras sorgfältig aus. Dergestalt wächst die junge Pfefferpflanze zwey Jahre fort, ohne das geringste zu tragen. Im dritten Jahre machet sie den Anfang zur Fruchtbarkeit, und im vierten bringt sie Frucht in großer Menge. Manche Staude trägt sechs bis sieben Pfund Pfeffer, doch niemals mehr, noch größere Körner, als die drey ersten male, und hält man diese drey Jahre, eines in das andere gerechnet, einander für gleich. Hingegen die folgenden drey Jahre, das ist bis ins sechste, da die Staude trägt, und ins neunte, da sie gepflanzet worden, trägt sie um ein Drittheil weniger; es nimmt auch die Größe der Körner um den dritten Theil ab. Die folgenden drey Jahre trägt sie nicht nur ungemein wenig, sondern es sind auch die Körner sehr klein. Die folgenden Jahre trägt sie gar nicht mehr, und man ist genöthiget, frische Reiser zu pflanzen, woraus, wie Beaulieu erinnert, zur Genüge erhellet, wie sehr diejenigen sich irren, welche vermeynen, man könnte den Pfeffer ohne alle Mühe einsammeln. „Er mag „so jung seyn, als er will, setzet er hinzu: so trägt er wenig oder gar nichts, wenn er nicht „sorgfältig gewartet und gejätet wird. Ich habe in den Wäldern viele Pfefferstauden „gesehen, darum sich niemand bekümmerte, und die folglich nichts trugen „.

Die drey ersten Jahre erfordert das Ausrotten des Grases, wegen der dasigen feuchten Landesart, ungemeine Mühe; denn es regnet nicht nur viel, sondern es fällt auch alle Nächte ganz unfehlbar ein sehr starker Thau; „geht man vor Aufgange der Sonne in einem „Felde, da das Gras nicht ausgejätet worden, spazieren: so wird man eben so naß, als ob „man aus dem Wasser gezogen worden wäre „. Ist es mit der Pfefferstaude so weit gekommen, daß sie nun bald tragen soll: so muß man die Bäume, daran sie sich hält, fleißig ausästen, damit ihr die Aeste den Sonnenschein, der ihr weit nöthiger, als irgend einem andern Gewächse fällt, nicht benehmen. Sind die Trauben zu ihrer rechten Größe gelanget: so muß man sie auf irgend ein Aestchen des Stützbaumes legen, oder ihr einen andern Halt geben, weil sie sonst ihrer Schwere wegen, absonderlich in den fruchtbaren Jahren, die ohnedieß sehr schwache und weiche Pflanze, zu Boden ziehen würde. Eben so sorgfältig muß man darauf sehen, daß gar kein Vieh, am allerwenigsten aber Büffel, Ochsen und dergleichen große Thiere in ein Pfefferland kommen, indem sie die Pflanzen zerreißen, von ihrer Stütze abstreifen, und alle angewendete Mühe des Gärtners auf einmal vernichten. Jedwede Pflanze muß so weit von der andern stehen, daß man rings herum gehen könne. Denn sobald man die Frucht abgelesen hat: so muß man eine Leiter anlegen, und sie abwerfen, weil sie außerdem zu hoch aufschießen, und im folgenden Jahre desto weniger tragen würde.

Der Pfeffer kömmt anfänglich in Gestalt einer weißen Blüthe zum Vorscheine, und geschieht dieses gemeiniglich im Aprilmonate. Im Brachmonate zeiget sich die Frucht. Im August ist sie groß und grün, und hat schon viel Kraft. Nichts destoweniger essen sie die Indianer statt eines Salates, oder machen sie mit andern Früchten und Weineßige zu Achar ein, da sie denn wohl ein ganzes Jahr gut bleibt. Im Weinmonate wird sie roth, im Wintermonate fängt sie sich an dunkel zu färben, endlich wird sie im Christmonate völlig schwarz, mithin zum Einsammeln zeitig. Doch ist diese Regel nicht so allgemein, daß sie an einigen Orten nicht etwas früher, oder auch später reifen sollte.

Man

Man schneidet die Trauben ab, und läßt sie an der Sonne, welche um selbige Zeit ungemein heiß scheint, so lange austrocknen, bis die Körner von selbst vom Stiele fallen. Während dieser Zeit muß man sie fleißig umrühren, und bey Nacht unter Dach bringen. Nachgehends aber ist man in einem Paar Tagen mit dem Auslesen fertig. Es giebt nämlich an der Staude einige Körner, welche weder roth noch schwarz werden, sondern weiß bleiben. Diese werden von den Indianern fleißig ausgesuchet, und zum Gebrauche in der Arzeneykunst verwahret *a*). Sie lassen sich doppelten Preis dafür bezahlen, wenigstens doch von ihren Landesleuten; denn was Ausländer betrifft, welche gleichfalls weißen Pfeffer verlangen, so verkaufen sie ihnen durch Kunst gebleichten gemeinen Pfeffer. Sie reiben ihn nämlich, wenn er noch roth ist, mit Sande und öfters frisch zugegossenem Wasser, da denn das rothe Bälglein, das ihm ein schwarzes Ansehen beylegete, abgeht, und das Korn in seiner natürlichen Weiße, die es auch beständig behält, zum Vorscheine kommen läßt.

Naturgeschichte von Ostindien.

Der Pfeffer, welcher Maaßweise, nicht aber nach dem Gewichte verkaufet wird, ist gemeiniglich der beste, darum, weil er sodann weder benetzet, noch mit Sande und Steingrieße vermischet werden kann, ohne daß der Käufer den Betrug bey dem Abmessen im Augenblicke merken sollte. Das Maaß beym Pfefferkaufe ist der **Nali**, und hält sechzehn **Ganten**. Jedwede **Gante** hält vier **Chuppen**; funfzehn **Nali** machen einen **Bahar**, das ist vierhundert und funfzig Pfund Markgewichte. Doch ist dieses Maaß in des Königes von Achem Lande um ein Viertheil kleiner. Der gemeine Preis zu Beaulieus Zeiten, war das **Bahar** für sechzehn Piaster; über zwanzig stieg er nach seinem Berichte niemals *b*)

Es giebt zweyerley Pfeffergattungen, die große und die kleine. Der große Pfeffer kömmt meistentheils von der malabarischen Küste, und wird zu Calecut und Tutucorin verkaufet. Auch bekömmt man dergleichen aus dem visapurschen Lande, der zu Rajapur, einer dasigen kleinen Stadt, verkauft wird. Vermöge des Berichtes einiger Reisebeschreiber, führen die Holländer ihren Pfefferhandel mit den Malabaren nicht mit baarem Gelde, sondern sie tauschen allerley Waaren dagegen, als zum Beyspiele, Baumwolle, Opium, rothen Lack und Quecksilber. Was sie nun nach Europa bringen, das ist großer Pfeffer. Der kleine kömmt von Bantam, Achem, und andern weit gegen Morgen liegenden Orten, und bleibt meistens in Asien, weil er daselbst, absonderlich von den Muhammedanern in großer Menge verbrauchet wird. Er hat noch einmal so viele Körner, als der große, und die Mohren machen sich eine Ehre daraus, eine große Menge Körner in ihren Speisen zu zeigen, zugeschweigen, daß die Hitze des großen Pfeffers nicht wenig Ungelegenheit im Munde verursachet. Wie man saget: so kömmt den Holländern der Pfeffer, den sie auf der malabarischen Küste einkaufen, im Tausche nicht höher, als fünf hundert Pfund für acht und dreyßig Piaster, und über dieses gewinnen sie noch an denen Waaren, die sie dagegen tauschen, hundert vom Hundert. Eben diesem Berichte zu Folge könnte man zwar den Pfeffer für baares Geld sehr gern um ein und zwanzig bis dreyßig Piaster bekommen: allein,

a) Es scheint aus dieser Stelle, als ob Dellon sich betrüge, wenn er behauptet, es gäbe keinen von Natur weißen Pfeffer. So irret er sich auch einigermaßen wegen der Art und Weise, wie nach seinem Berichte der Pfeffer weiß gemacht werden soll.

b) **Beaulieu bey Thevenot a. d. 81 S.**

Naturgeschichte von Ostindien. allein, er wäre auch um diesen Preis noch immer theuerer, als ihn die Holländer kaufen. Der lange Pfeffer, der in ganz Indien nichts seltenes ist, wird gemeiniglich um sehr wohlfeilen Preis hingegeben: es gilt auch sein Holz allemal zwey Drittheile weniger.

Indianischer Apfelbaum. Die Frucht des indianischen Apfelbaumes ist nicht größer, als eine Wallnuß; ihr Kern ist eben so hart, als einer Pflaume ihrer, und hat einen widerwärtigen Geschmack. Der Baum ist klein, hat auch sehr kleines Laub.

Ponc. Der Ponc ist ein indianischer Baum, aus dessen Holze man Schränke und allerley andere Arbeit, die lackiret werden soll, verfertiget. Es ist weich und dem Tannenholze sehr ähnlich. Ein mehreres von diesem Baume wird in dem Artikel vom Gummi-Lacke beygebracht.

Ponga. Der Ponga ist ein immergrünender Baum, an welchem nicht die geringste Blüthe wahrzunehmen ist. Seine Frucht hängt an den Aesten, wie die Jaca und Durion, und ihr Kelch ist über und über stachlicht. Anfänglich ist sie grün, nachgehends wird sie roth, und füllet sich mit einer großen Menge länglichter, zugerundeter, spitziger und röthlichter Saamkörner. Man machet Pflaster daraus, und bringt die Geschwulsten damit zum eytern.

Pongelion. Der Pongelion ist ein großer Baum. Seine Rinde wird gestoßen, gekocht, und dergestalt ein Oel herausgebracht, das, wie man saget, alle Unreinigkeit aus dem Leibe zieht, wenn man sich damit besalbet. Aus dem Baume selbst fließt ein Saft, welcher mit Cocosmilch vermischet, die Winde treibt.

Ponna. Der Ponna wächst an sandigen Orten. Aus den Mandeln seiner Früchte wird ein Oel gepresset, das man nicht nur in der Lampe brennet, sondern auch die Glieder, um sie gelenke zu machen, damit schmieret.

Portulack, Purpier. Alle trockene Länder zwischen beyden Wendekreisen sind mit einer wirklichen Portulackgattung überall angefüllet. Wenn diese Pflanze ausartet, so ist sie andern, absonderlich noch jungen Pflanzen höchstschädlich. Die dasigen Einwohner können sie kaum mit aller angewandten Mühe aus ihren Gärten ausrotten. Denn ungeachtet sie einen sehr süßen Geschmack hat, und in einem dermaßen heißen Lande ein sehr guter Salat daraus gemachet werden könnte, so wird sie doch im geringsten nicht geachtet noch gebrauchet. Hingegen findet man in nur besagten Landschaften ein anderes Kraut in großer Menge, das in den Teichen wächst, oben auf dem Wasser schwimmt, grüne, schmale, lange und dicke Blätter hat. Dieses nun essen die Indianer, absonderlich die Tunkiner ungemein gern, und halten es für höchst gesund. Sie nehmen es zu ihrem Balachaun, einer Speise von außerordentlicher Stärke, davon das Hauptwerk aus kleinen Seekrebsen und andern kleinen Fischen besteht. Es werden solche mit gemeinem Wasser und Salze eingepöckelt, und in einem wohlverstopften irdenen Gefäße hingestellet. Weil man die Fische nicht ausnimmt: so zerfahren sie in kurzer Zeit zu einem Breye; der von solchem ausgepressete Saft, heißt Nuck-mum, und der trockene Klump Balachaun. Diesen ißt man im Reiße. Einige Reisende loben seinen guten Geschmack. Der Nuckmum hat eine dunkele ins graulichte spielende Farbe, ist aber übrigens hell. Nicht nur die Indianer, sondern auch die Europäer brauchen ihn zu Brühen am Geflügel, und halten ihn für eben so gut, als den japonischen Soy. Man glaubet auch durchgängig in ganz Indien, es kämen Fische mit unter den Soy, ungeachtet einige Reisebeschreibungen behaupten, er bestünde bloß aus Weizen und einer gewissen Bohnengattung, mit Salze und Wasser vermischet.

Teichkraut. Balachaun. Nuckmum.

Die

Die Pflanze, welche bey unsern Kräuterkennern Costus Indicus, bey den Malayern Pucho, bey den Arabern Cost, oder Cast heißt, hat eine weiße Blüthe, die ziemlich stark riecht. Sie gleicht einigermaßen dem Hollunder. Ihr Holz und ihre Wurzel ist eigentlich der wahre Costus, damit in Persien, in der Türkey, Arabien, zu Malacca und anderswo ein sehr starker Handel getrieben wird. Das Inwendige ist weiß, das Aeußere grau. Naturgeschichte von Ostindien. Pucho, oder Costus Indicus.

Die Pumpelnose ist eine Frucht in Größe einer Citrone. Ihre Schaale ist ungemein dick, aber weich und sehr höckericht. Inwendig liegen, wie in einer Granate, eine Menge mit Saft angefüllte Kerne, in Größe eines kleinen Gerstenkornes. Ihr Geschmack ist sehr angenehm. Ungeachtet es in ganz Asien etwas sehr gemeines um diese Frucht ist, so hat sie doch an keinem andern Orte dergleichen Lieblichkeit, als auf der Insel Sumatra. Sie reifet mit Ausgange des Christmonates. Die Engländer machen ungemein viel Wesens davon, und lassen sie in großer Menge nach Madras bringen, wo sie einen Handelssitz haben. Pumpelnose.

Der Puna ist so hoch und so gerade, daß man Maste für große Schiffe daraus machen kann. Er trägt eine rothe Frucht mit einer dicken Schelfe, darinnen zwölf bis funfzehn Kerne liegen. An Größe gleichen sie einer Eichel, am Geschmacke einem Fichtenkerne. Man ißt sie gekocht, weil man sonst Kopfweh davon bekömmt. Puna.

Die Quil, oder Quirpelewurzel, von den Portugiesen Pao de Cobra, von den Holländern Schlangenholz genannt, ist sehr hart, ungemein bitter, und hat eine weiße Farbe, die ins Gelbliche fällt. Die Indianer zerreiben sie in Wasser und Palmweine, und gebrauchen sie gegen hitzige Fieber, Schlangenbisse, und viele andere Gattungen Gift. Ihr indianischer Name kömmt von einem kleinen Thiere, in Gestalt und Größe einer Iltis her, das ein geschworner Feind der Schlangen ist, sie überall aufsuchet, und wenn es einen Biß davon trägt, von dieser Wurzel frißt. Quil, oder Quirpele, Schlangenholz.

Der Rima ist ein Brodtbaum, muß aber mit dem Sagu nicht verwechselt werden. Er wächst sonst nirgend, als auf den marianischen Eylanden. Er hat eine breite und starkbelaubte Krone. Sein Laub hat eine schwärzliche Farbe. Die Frucht wächst gleich den Aepfeln aus den Aesten, ist rund und so groß, als ein Dreyerbrodt. Ihre Schaale ist dick, stark, gelb und glatt. Die Einwohner besagter Inseln haben kein anderes Brodt, als diese Frucht. Sie wird nach erlangter Reife vom Baume abgenommen, und in den Backofen gestecket; da denn die Schaale einschrumpelt und verdorret. Das Verbrannte schabet man ab, worauf ein dünnes weiches Rindchen erscheint, darunter ein sehr wohlgeschmacktes und wie Semmeln so weißes Mark liegt. Indem nun diese Frucht weder Kern noch Saamen bey sich hat: so ißt man sie ganz, und ohne etwas wegzuwerfen; nur muß es geschehen, so lange sie noch frisch ist; denn nach vier und zwanzig Stunden wird sie alt, und bekömmt einen widrigen Geschmack. Rima.

Die Reißpflanze, wovon die Morgenländer hauptsächlich leben, wächst drey bis vier Schuhe hoch. Ihre Blätter sind breiter, als am Weizen. Sie trägt zwo Aehren mit vielen Fachen voll länglichter und breiter Körner. Besagte Aehren haben Bärte von zween bis drey Zollen in die Länge. Oben ist ein solcher Bart, wie eine Gabel gespalten, unten aber gemeiniglich gekräuselt. Die Körner haben eine weiße Farbe, und liegen in einer braunen Hülse. Man glaubet, der Reiß habe sich aus Ostindien in die übrigen Theile der Welt ausgebreitet. Er ist zwar ungemein fruchtbar, liebet aber feuchten Boden, und wächst sogar im Wasser, wie dann in mehr als einer indianischen Gegend die Schnitter bey der Reißerndte bis an das Knie im Wasser stehen müssen. Er wird währender Reiß.

Naturgeschichte von Ostindien.

Sommerhitze zeitig, und im Herbste, oder um die Zeit des Gleichtages zum letztenmale eingeerndtet. Ungeachtet nun er mehr zum Essen, als zur Arzeney, gebrauchet wird: so hält man ihn doch in Leberflüssen, im Blutspeyen, und andern Krankheiten mehr, für ungemein dienlich. Nur muß die Milch, oder das Wasser, damit man ihn zubereitet, vorher geglühet, das ist, es muß ein glühender Stahl, oder glühende Steine darinnen abgelöschet werden. Die Indianer pflegen allerley Arzeneyen in einer dünnen Reißbrühe von bloßem Wasser einzunehmen. Auch machet man in Indien allerley Brodt von Reiß, und ist es daselbst die durchgängige Meynung, wer beständig Reiß äße, der würde fett, ungeachtet ihn die alten Aerzte gar nicht für nahrhaft, sondern für unverdaulich hielten. Auch brennet man ein starkes Wasser daraus, das gleich dem Palmbrandtewein Arrak heißt; indem Arrak eigentlich eine allgemeine Benennung ist, darunter die Indianer alle starke Getränke begreifen. Uebrigens wird dem geneigten Leser aus der Beschreibung von China, Japon und andern Gegenden noch erinnerlich seyn, was für ein großer Unterschied unter dem Reiße aus dieser oder jener Landschaft gemachet werde.

Saamuna.

Der **Saamuna** ist ein schöner Baum, hat aber eine seltsame Gestalt; denn es hat zwar das untere und obere Ende des Stammes einerley Dicke, die Mitte aber eine gedoppelte, und ist so bauchicht, als ein Faß. Das Holz ist dornicht, äußerlich grau, inwendig weiß, markig, und so voller Löcher, als Kork. Die Blätter sind länglicht, äderricht, ausgezackt, und es hängen allemal fünfe an einem langen Stiele beysammen. Seine Früchte sind länglichte Schoten, darinnen rothe Erbsen liegen. Wenn die Dornen noch grün sind: so schneidet man sie ab, und machet einen vortrefflichen Saft daraus, welcher das Gesicht stärket, die Entzündung und das Triefen der Augen vertreibt.

Sabdariffa.

Der **Sabdariffa** ist eine Gattung des **Kermia**, treibt einen drey bis vier Schuhe hohen, geraden hohlgestreiften purpurfärbigen Stengel, mit vielen Aesten und mit Blättern in Größe des Weinlaubes, die aber zertheilet und ausgezacket sind. Die Blüthe ist groß, von fahler und dunkeler Purpurfarbe, und gleicht der Blüthe des Pappellaubes. Die Frucht ist länglicht, spitzig und voll runder Körner, die man wie andere Hülsenfrüchte ißt.

Sagumanda, Brodtbaum.

Der Baum, davon das **Sagu** kömmt, und bey den Europäern eben diese Benennung trägt, heißt bey den Indianern **Sagumanda**. Man machet eine dem Brodte ähnliche Speise von ihm, und zwar aus dem Stamme selbst *c)*. Denn weil sein Holz ein bloßes, aber einigermaßen hartes Mark ist: so wird es zerrieben, mit Wasser zu einem Teige gemachet, und in ausdrücklich dazu verfertigten Modeln an der Sonne zu Kuchen gebacken, die eben so hart sind, als Schiffzwieback. Aus dem feinsten Sagu mit Wasser vermischet kochet man Brey. Dieser Brey ist ungemein kleberig, und läßt sich in so lange Fäden ziehen, als man beliebt, also, daß man ihn vier bis fünf Schuhe weit von der Schüssel mit der Spitze eines Stabes heraus holen, und am Stabe aufwinden kann, ohne daß der Faden risse. Man rühmet den guten Geschmack dieser Speise, und leben die Einwohner in dem größten Theile der östlichen

c) Dampier beschreibt diesen Baum, wie er auf der Insel Mindanao beschaffen ist, und saget, die Einwohner hießen ihn Libby. Sowohl die Rinde, als das Holz wären hart, und so dünn, als eine Nußschaale, aber mit einem dem Hollundermarke ähnlichen Kerne ausgefüllet. Den Baum haue man um, spalte ihn nach der Länge, und nehme das Mark heraus. Dieses stoße man in einem

lichen Eylande, da weder Reiß noch Rocken noch Weizen wächst, hauptsächlich davon. Einige Reisebeschreiber rühmen sie als ein Mittel gegen die Wassersucht, und viele andere Krankheiten.

Naturgeschichte von Ostindien.

Der Sagumanda ist zwar nicht sehr hoch, aber dick. Das Laub gleicht einigermaßen dem Cocoslaube. Wenn diese Bäume noch jung sind, so wirft man einen von den allerdickesten Aesten ab, und setzet eine hohle Bamboche, das ist ein abgeschnittenes Stück von einem recht dicken Zuckerrohre an den Schnitt. Dieses vertritt die Stelle eines Beckens, und wird in kurzer Zeit voll Saft, weil er eben so häufig, als aus dem Cocosbaume, heraus rinnt, und bekömmt man, so lange die rechte Jahreszeit dazu währet, alle Tage ungefähr eben so viel. Die Indianer nennen diesen Saft Saguar. Er schmecket süßer, als Honig, ist aber an sich selbst nicht sonderlich gesund. Eben deswegen wird er mit dem sogenannten Hubat, das ist mit dem Safte einiger Kräuter vermischet. Hiervon wird er zwar etwas bitter, aber auch, wofern man ihn mäßig gebrauchet, gesund, wie denn die Holländer selbst auf Amboyna und den moluckischen Inseln beynahe kein anderes Getränke, als dieses haben. Thut man ihm aber zu viel: so berauschet es, verursachet eine blasse Farbe, ja wohl gar einen aufgeschwollenen Leib. Mit Zucker und Arrak, oder indianischem Brandteweine vermischet, wird er angenehmer.

Sandal.

Der Sandal hat die Größe eines Nußbaumes. Seine Frucht gleicht den Kirschen, wird aber grün, hernach schwarz, und hat gar keinen Geruch. Das Sandelholz wird in Indien ungemein hoch gehalten. Es giebt rothes, gelbes und weißes. Beyde letztere Gattungen, welche auf Timor und Solor im Ueberflusse wachsen, suchet man am stärkesten. Das Holz wird zu Mehle gestoßen, mit Wasser zu einem Breye gemachet, und der Leib damit bestrichen. Auch läßt man kleine Stückchen von diesem Holze in den Zimmern brennen, weil man den Rauch für etwas sehr heilsames hält. Ungeachtet die Indianer den rothen Sandel an Kraft und Wirkung für geringer schätzen, und ihn aus dieser Ursache wenig gebrauchen, so wird er doch in andere Länder verführet, und daselbst zu Arzeneyen angewendet.

Seifenbaum.

Der Seifenbaum ist groß, und gehöret unter die Gattungen, welche ihr Laub abwerfen. Statt der Frucht trägt er kleine den Speyerbeeren einigermaßen ähnliche Kügelchen, obgleich ihr Balg nach dem Zeitigen sich gelb färbet. Zwischen der Hand gerieben, werden sie zu einer ungemein weißen Seife, welche zur Seidenwäsche sehr dienlich ist, auch von den Indianern darzu gebrauchet wird.

Scararagam.

Der Scararagam ist ein Baum, der grünlichte Früchte in der Größe einer Wallnuß trägt. Man nennet sie Undis, und haben sie einen sehr angenehmen Geschmack.

Schagri Cottam.

Der Schagri Cottam ist eine Gattung eines Cornelkirschbaumes. Die Frucht mit Zucker vermischet, ist ein herrliches Labsal. Den Saft des Laubes gebrauchet man gegen Leberflüsse und den Durchlauf. Das Laub abgekocht, und sich mit dem Wasser gegurgelt, ist vortrefflich gegen das Abfallen der Halsmandel.

einem großen Troge mit einem hölzernen Stämpel, gieße Wasser daran, und seihe es durch ein Tuch, da denn das feinste Mehl mit dem Wasser durchgehe, und zu einem Kuchenähnlichen Brodte verbacken werde. Unterdessen läßt sich diese Erzählung mit dem Berichte der Holländer ganz wohl vergleichen, wofern man nämlich annimmt, es habe jedwede Insel ihre eigene Weise.

Naturgeschichte von Ostindien.

Schetti, und Bem Schetti. Schetti ist eine Staude, welche Beeren trägt. Die Wurzel gestoßen, und in frischem Wasser eingenommen, lindert die Hitze im hitzigen Fieber, imgleichen die innerliche. Sie stillet auch das Blutspeyen. Es ist diese Pflanze von der Bem Schetti unterschieden. Zwar sehen sie einander ziemlich ähnlich: allein, die letztere hat einen mehlichten und süßlichten Geschmack.

Schulli. Die Schulli ist eine Staude, und von zweyerley Gattung: nämlich die Pema Schulli, welche, so viel man weis, in der Arzeneykunst keine Kraft hat; und die Nir Schulli, davon das Laub zu Pulver gestoßen, und mit Oele vermischt die Geschwulst der Geburtsglieder vertreibt.

Fühlbaum. An vielen Orten Ostindiens, giebt es den sogenannten Fühlbaum, dessen Frucht zu hüpfen anfängt, wenn sie im allergeringsten berühret wird. Walther Schouten erzählet, als er einstens mit einem guten Freunde, in der Gegend um Cochin unter einem solchen Baume gesessen, „wären sie alle beyde darüber erstaunet, wo nicht gar erschrocken, als „diese wunderbare Frucht, die sie für ein Blaumblatt angesehen und als ein solches berühret „hätten, sich aufblähete, bewegte, und allerley Sprünge machte d).„

Simbor. Simbor ist ein Gewächs von sehr sonderbarer Gestalt; denn es gleicht den Hörnern eines Elendthieres, daher ihm auch einige Reisebeschreiber diesen Namen beylegen. Es wächst am Meere, und hat, so viel man sehen kann, keine andere Wurzel als eine schwammige weiche Materie, aus welcher es heraus wächst. Daher hat es auch zu seinem Wachsthume nicht die geringste Erde nöthig, sondern man darf es nur auf einen Stein oder in einen hohlen Baum stellen, damit es einigermaßen angefeuchtet werde. Es grünet diese Pflanze Sommer und Winter. Ihr Laub gleicht dem Laube unserer weißen Lilien, es hat einen bittern Geschmack, und besteht aus einem klebrichten Wesen. Man schreibt ihr eine erweichende und ablösende Kraft zu, nebst dem öffnet sie den Leib, und tödtet die Würmer.

Siuanna. Die Siuanna ist eine vom Anblicke sehr angenehme Staude. Sie gehöret unter die Schirmpflanzen und trägt Beeren. Zu eben der Zeit, da ihre oberen Aeste Knospen und Blüthen tragen, wächst auf den unteren schon Frucht. Doch ihre ganze Kraft sitzt in ihrer Wurzel, welche ein bewährtes Mittel gegen alles Schlangengift, auch das allergefährlichste seyn solle.

Tagera. Tagera ist eine ziemlich hohe Pflanze. Ihr Laub gestoßen, und auf die Stiche der Bienen, Mustiquen und anderer großen Fliegen gelegt, stillet die Schmerzen im Augenblicke. Der Saame klein gestoßen, wird gegen Beulen und Geschwüre gebrauchet.

Talassa. Talassa ist eine Pflanze, welcher weder Blüthe noch Frucht trägt, doch wird ihr Laub, um die Brühen wohlgeschmackt zu machen, auf allerley Weise gebrauchet. Grün gegessen, reizet es zur Wollust.

Taliir Kara. Der Taliir Kara ist ein großer Baum, mit einem weißlichten dicken Stamme, glatter, mehlichter und aschfarbiger Rinde. Zwar ist die Wurzel ebenfalls weißlicht, sie hat aber eine dunkele, starke Rinde, von einem zusammenziehenden Geschmacke. Im Wasser gekocht, giebt sie einen Trank, welcher den Schweiß stark treibt, auch die scharfe salzichte Feuchtigkeit abführet. Sonst hat dieser Baum weder Blüthe noch Frucht.

d) Walther Schoutens Reisen im I Theile a. d. 476 S.

Naturgeschichte von Ostindien.

Tamarinde.

Die Tamarinen, oder wie andere Reisende schreiben, die Tamarinden, wachsen beynahe in allen Gegenden von ganz Indien, und sind absonderlich in Bengalen sehr gemein. Nicht nur die Größe, sondern auch die Schönheit, machet diesen Baum ansehnlich. Sein Stamm hat einen schönen Wuchs; die Aeste steigen hoch empor, und treiben das angenehmste Laub. Die Natur weist der Tamarinde ihre Stelle in wüsten Gegenden an; hier werden sie aufgesuchet, und an solche Orte, da der Boden niemals umgegraben wird, als zum Beyspiele an Scheidewege, auf die Marktplätze, Gassen u. s. w. zur Zierrath verpflanzet. Ihr Schatten ist höchst angenehm, und bergen sich die Indianer gegen die Sonnenhitze darunter. Die Blüthe gleicht der Pfirsich- oder Mandelblüthe nicht uneben, wird aber zuletzt bitter. Die Frucht ist länglicht, etwas gekrümmet, und liegt in einer etwa eines Fingers langen und fast eben solchen Schote, als unsere Bohnen. Sie sieht anfänglich grün, wird aber nachgehends grau. Wenn die Sonne untergeht, so verkriecht sich die Frucht unter die Blätter, kömmt aber des Morgens, sobald die Sonne aufgeht, wieder zum Vorscheine. In jedweder Schote liegen drey bis vier kleine bräunliche Bohnen, und sind mit einem kleberichten Marke eingehüllet. Nurbesagtes Mark heißt eigentlich Tamarin. Es hat aber einen rauhen sauern Geschmack. Sowohl die Indianer als Portugiesen, würzen ihre Speisen damit. Es wird auch eingesalzen; es wird mit Zucker eingemacht, und durch die ganze Welt verführet. Diese letztere Zubereitung ist die beste, und geschieht folgender Maßen. Man nimmt die Kerne aus den Schoten, knetet sie durcheinander, mischet Zucker darunter, und füllet sie ohne weitere Umstände in Töpfe. Sie behalten den säuerlichen Geschmack, der ihnen viele Lieblichkeit giebt, beständig, und es besteht ihre hauptsächlichste Kraft im Reinigen des Geblütes.

Tamaris

Der Tamaris, eine Tamarinden Gattung, ist ein ziemlich hoher Baum. Er trägt ziemlich große Bohnen, davon die Kerne gleichfalls Bohnen ähnlich sehen. Die Schote an sich selber ist sehr rauh; die Frucht ungemein bitter, und dienet zum Abwürzen der Speisen. Das Laub ist schmahl und lang, die Blüthe steht büschelweise beysammen.

Tani.

Tani ist eine Pflaumengattung, trägt aber eine birnähnliche Frucht, in Größe einer guten Pflaume, mit grünem Fleische, und voll Saft, der aber keinen Geschmack hat. Ihre Schelfe ist glatt, roth und glänzend. Inwendig liegt ein länglichter Kern, und an solchem eine weiße, angenehmschmeckende Mandel, die man gegen ansteckende Uebelkeiten gepülvert einnimmt.

Tapia.

Tapia ist eine Staude. Das Holz ist äußerlich mit einer glatten aschfarbigen Rinde überzogen, innerlich voll Mark wie der Hollunderbaum, und leicht zu brechen. Die Blätter hängen drey und drey an einem einzigen Stiele. Sie sind grün, glatt und glänzend. Die Blüthe besteht aus vier Finger langen weißen Blättern, jedwedes steht auf einem kurzen Stielchen, und ist der Länge nach mit einem Knoten und einigen grünlichten Queeradern befestiget. Bey diesen vier Blättern stehen vier andere kurze, grünlichte, imgleichen einige röthliche Staubstengelchen. Die Frucht gleicht an Größe, Gestalt, Schale und Farbe einer Pommeranze, schmecket süß, riecht aber ekelhaft. Das Laub zerknirschet, ist ein vortreffliches Mittel gegen Entzündungen, absonderlich des Mastdarmes, als eine da zu Lande sehr gewöhnliche Krankheit.

Taranja.

Der Taranjabaum ist, dem Vermuthen zu Folge, aus Africa nach Indien versetzet worden, und hat sich da ungemein ausgebreitet. Er ist klein und dornicht, die Frucht

Naturgeschichte von Ostindien.

rund, mit einer gelblichten Schale, inwendig roth, und schmecket wie eine Pommeranze, wiewohl ihr Mark mehr Festigkeit besitzt. Sie reifet im Wein- und Wintermonate.

Obgleich der Cocosbaum in Malabar schöner und häufiger, als an keinem anderen Orte wächst: so hindert uns doch dasjenige, was bey der Beschreibung des nurerwähnten Landes von ihm erzählt worden ist, im allergeringsten nicht, voritzt von seiner Beschaffenheit in anderen Landschaften Indiens, da ihm seine Nutzbarkeit den Vorzug vor allen übrigen Bäumen erwirbt, noch einige Anmerkungen beyzubringen; um so vielmehr, da wir das von den Gattungen der Palmbäume bereits gegebene Verzeichniß mit noch einigen zu vermehren gedenken.

Tenga.

Den Cocosbaum nennen die Indianer **Tenga**, die Portugiesen aber **Palmera de Cocos**. Wir haben zwar bereits angeführet, man könne bloß von dem Holze, dem Laube und der Frucht dieses Baumes ein Schiff bauen, in segelfertigen Stand setzen, und befrachten, ein Haus bauen und mit Geräthe versehen, seine Einwohner kleiden und ernähren: wir haben aber damals nicht bemerket, daß seine Blätter statt des Papieres darauf zu schreiben dienen, und daß man aus dem äußeren Baste seiner Frucht Seide drehet. Nurbesagter Bast sieht, wenn er reif wird, gelb aus. Aus der unter ihm liegenden zweyten Schale verfertiget man allerley Gefäße. Das inwendige Mark ist ein weißes einen halben Finger dickes Fleisch, das fast wie eine Mandel schmecket. Mitten darinnen findet man ein christallenhelles Wasser, von vortrefflichem Geschmacke. Es wird diese Frucht auf allerley Weise eingemacht. Man bereitet auch ein Oel sowohl für die Speisen, als für die Lampen daraus. Drücket man das Mark, so geht ein milchähnlicher Saft heraus, darinnen man nicht nur den Reiß kochen, sondern ihn auch unter andere Speisen mischen kann. Der Saft, welcher aus dem Baume rinnt, wenn man Einschnitte in die Aeste machet, heißt zu Folge des Unterschiedes in seiner Zubereitung und der Oerter, **Tary**, **Toddy**, **Nery** und **Sory** oder **Sura**. Tary heißt der erste und am wenigsten gekünstelte Saft. Er schmecket süß wie Most, oder vielmehr wie Wein aus zerquetschten Trauben und Wasser. Man muß ihn vor Aufgange der Sonne abhohlen; denn wofern er entweder von der Sonnenhitze erwärmet, oder sonst zu lange steht, so wird er sauer, und heißt hernach Sory oder Sura. Sodann muß man ihn gewärmet trinken, weil er außerdem durch seine Kälte ein heftiges Schneiden im Leibe verursachen würde. Wird der Sory abgezogen: so bekömmt man abermals ein weinähnliches Getränk, das nach dem Ausrauchen gleichfalls zum Essige wird. Zwey bis dreymal abgezogen, hat man Branntewein. Eingekocht, giebt er den schwarzen Zucker, **Jagra** genannt. Mit einem Worte, man hat in Indien von keiner Sache bessere Einkünfte, als vom Cocosbaume. Er schießt bis sechzig Spannen hoch schnurgerade in die Höhe, und hat von der Wurzel bis an den Gipfel einerley Dicke.

Thamalapatra.

Thamalapatra ist der Name eines Baumes, dessen herrliche Tugenden so gar in Europa berühmt sind, indem sein Laub mit unter den Theriack genommen wird. Unsere Apotheker nennen es **Malabastrum**, oder **Folium Indicum**.

Theca.

Der **Theca** ist gleichsam der indianische Eichbaum. Er ist sehr groß, und man findet ganze Wälder von ihm. Die heidnischen Indianer nehmen zu Erbauung und Ausbesserung ihrer Tempel kein anderes, als dieses Holz. Aus dem Laube machen sie einen Saft, damit sie ihre Seiden- und Baumwollenzeuge purpurroth färben. Eben dieses Laub dienet ihnen auch zur Speise. Die Aerzte bereiten mit Zucker einen Kühlsaft, die Mundgeschwüre

damit zu vertreiben daraus. Die Blüthe mit Honig gekocht, befreyet die Wassersüchtigen von ihrer Geschwulst. Naturgeschichte von Ostindien.

Saint Thomas. Der **Thomasbaum** trägt zwar keine Frucht: allein, er ist sehr schön, nicht nur wegen seines Laubes, das dem Epheulaube vollkommen gleicht, sondern auch und zwar hauptsächlich, wegen seiner Blüthe, welche eigentlich nichts anderes, als eine violettblaue Lilie, von ungemein schönem Geruche ist.

Trauerbaum. Der **Trauerbaum**. Diesen Namen legen einige Reisebeschreiber einem gewissen indianischen Gewächse bey, davon **Philipp de la Trinite** folgende Beschreibung giebt. „Man nennet diesen Baum deswegen den traurigen, weil er seine Blüthe zu eben der Zeit „fallen läßt, wenn andere über den Aufgang der Sonne sich gleichsam erfreuen, und auf„blühen. Sie ist dem weißen Jesmin ähnlich, nur hat sie gelbe Stiele. Der Baum „selbst hat eine mittelmäßige Höhe, kleines dunkelgrünes, und ein wenig rauhes Laub.„ Aus dieser Beschreibung sollte man glauben, er meyne den indianischen Safran.

Tsjaskela. **Tsjaskela** ist eine Feigenbaumgattung. Aus dem Baste drehen die Indianer Schnüre für ihre Bogen. Auch bereiten sie eine rothe Farbe daraus, damit man das cambaysche Tuch färbet.

Valli. **Valli** ist eine Staude. Sie schlingt sich um alle Bäume, die sie erreichen kann. Ihre Blätter gleichen dem Eschenlaube. Die Blüthe ist zweyblätterig und ohne Geruch. Die Länge der Schote beträgt einen Zoll, und ihr Umkreis eben so viel. Sie sind glatt, und in jedweder liegen einige Körner, welche vermittelst einer Scheidewand von einander abgesondert sind; besagte Körner oder Bohnen bekommen, wenn sie an der Sonne gedörret worden, eine aschgraue Farbe, und einen sehr widerwärtigen Geschmack. Rohe gegessen, verursachen sie einen schmerzhaften Durchfall. Die Umschläge vom Laube, vertreiben das Rothlauf, und aus dem Baste werden Seile gesponnen.

Venen. **Venen** ist ein dornichter Baum, der nur in den allerostlichsten Gegenden von Indien wächst, und Blüthe von einem höchst angenehmen Geruche trägt. Seine Frucht ist ziemlich groß, hat eine Schelfe wie die Quitten, und ein röthliches Fleisch, das wie unzeitige Weinbeeren schmecket. Aus der Blüthe wird ein sehr wohlriechendes Wasser gebrennet; Aus der Frucht aber ein Saft gepresset, und zu Branntewein bereitet.

Vettagadu. **Vettagadu** ist eine Beerstaude, trägt eine weißlichte Blüthe mit fünf Kelchblättern, aber ohne Geruch. Die Beeren sind rund, von einer blassen Purpurfarbe. Es liegen fünf feste und dreyeckige Kerne darinnen, welche anfänglich weiß sind, hernach röthlich, und zuletzt wieder weiß werden. Die Staude grünet beständig, und trägt das Jahr zweymal Frucht.

Vez Cabuli. **Vez Cabuli** ist eine zur Arzeney dienliche Wurzel, die, gleichwie andere Specereyen mehr, über Surat nach Europa verführet wird. Man gebrauchet sie auch zum Färben.

Zerumbet. Zwischen dem **Zerumbet** und der Ingwerpflanze wäre nicht der geringste Unterschied, wenn jener nicht längere und etwas breitere Blätter hätte. Die Wurzel wird in Stücke geschnitten und gedörret, oder mit Zucker eingemacht. Sie ist von größerer Kraft und feinerem Geschmacke, als der Ingwer.

Camchain. Unter einer großen Anzahl Pommeranzengattungen hält man die **Camchain** und **Camkit** für absonderlich hoch, zumal in Cochinchina und Tonquin, da ihre Vortrefflichkeit mit gar nichts verglichen werden kann. Die Camchain hat eine gelblichte Farbe. Ihre Schelfe ist zwar dick und rauh: allein, die Frucht selber hat einen ganz unvergleichlichen

Naturgeschichte von Ostindien.

Geruch und Geschmack. Sie ist so gelb, als Bernstein, dabey so gesund, daß sie jedweder Kranker essen darf. Die Camkit ist rund, und um die Hälfte kleiner, als die Camchain. Ihre Farbe ist dunkelroth. Sie hat eine zarte dünne Schelfe, und einen vortrefflichen Geschmack: allein, sie schadet der Gesundheit, absonderlich einem schwachen Magen. Denn sie verursachet den Durchfall, und denen, welche bereits damit geplagt sind, heftiges Schneiden im Leibe. Die Zeit dieser Früchte fängt im Weinmonate an, und währet bis in den Hornung.

Zimmet.

Vom Zimmet müssen wir bemerken, daß er heutiges Tages bloß aus Ceylan komme. Es ist in der Beschreibung besagter Insel schon erzählet worden, es sehe der Zimmetbaum unseren Wasserweiden nicht unähnlich e), und er habe drey Rinden über einander, davon man nur die erste und zweyte abscheele. Voritzt müssen wir noch beyfügen, es sey die letztere ohne allen Vergleich die beste, die dritte rühre man deswegen nicht an, weil sie dem Baume zu seiner Erhaltung nöthig falle. Das Abscheelen müsse mit ungemeiner Vorsichtigkeit geschehen, und gleich einem Handwerke von Jugend auf erlernet werden. Die neuesten Reisebeschreiber versichern, es koste der Zimmet den Holländern mehr, als man glauben sollte. Denn der König der Insel, welchem man die Benennung des Königes von Candi beyleget, führet beynahe ohne Unterlaß Krieg mit ihnen, und suchet sie während der Zimmetlese beständig zu überfallen, oder durch unaufhörliche Anfälle zu beunruhigen. Daher müssen sie bey sechzehnhundert Soldaten unterhalten, um den Rindenscheelern, davon die Anzahl ungefähr eben so hoch steigt, bey ihrer Arbeit im Walde Sicherheit zu verschaffen. Nurbesagte Arbeitsleute werden das ganze Jahr über im Brodte gehalten. Nebst dem müssen sie Colombo, Puntogallo, Manaar, Jafnapatan, und viele andere Orte, welche die Gesellschaft an dem Umkreise der Insel besitzt, stark besetzt halten. Dergleichen gewaltige Kosten müssen den Preis des Zimmets freylich vergrößern. Der Baum trägt eine Oliven ähnliche Frucht, die man zwar nicht ißt, die aber von den Portugiesen gleichwohl nützlich angewendet wurde. Sie ließen nämlich selbige nebst den zarten Astspitzen so lange mit gemeinem Wasser in einem Kessel kochen, bis das Wasser völlig verrauchet war. Nach dem Erkalten fand man oben eine weiße dem Wachse nicht unähnliche Materie, unten aber eine Art von Campher. Aus jener machten sie Kerzen, die an den Hauptfesten in der Kirche angezündet wurden, und einen so herrlichen Geruch, als das beste Räucherwerk thun könnte, von sich gaben. Sie schickten

e) Schotten, der sich mit großem Fleiße darnach erkundiget hatte, giebt uns folgende Nachricht von diesem Baume. „Er gleicht, saget er, „ungefähr einem Pommeranzenbaume, nur sind so„wohl der Stamm, als die Aeste, zärter, nicht so „knotig, sondern wachsen gerader. Das Laub „gleicht fast den Lorbeerblättern. Die Blüthe ist „weiß, und riecht höchst angenehm. Die Frucht „hat etwa die Größe einer Olive. Die Affen und „Vögel fressen eine große Menge davon. Man „bereitet ein Oel daraus, welches große Kraft in der „Arzeney haben soll. Fast alle Früchte, die auf die „Erde fallen, bekeimen, und bringen junge Bäu„me hervor. Sind nun die jungen hoch genug „heran gewachsen: so machet man ihnen Platz und „hauet die alten um. Sie haben eine doppelte „Rinde. Die äußere ist dünne, und wird nur „deswegen abgescheelet, damit sie wegkomme. „Ist dieses geschehen, so zieht man auch die innere, als die eigentliche Zimmetrinde, stückweise ab, „und läßt die Stücke an der Sonne trocknen, da „sie sich denn von selbst aufrollen, und eine ins „Rosenrothe spielende Farbe annehmen. Als ich „einstens aus bloßer Neugierigkeit einen Baum ab„schälete, fand ich diese Rinde schlüpfrig, fett, „grün, ohne Geruch und ohne Geschmack, wenig-

ten auch dergleichen Kerzen in die königliche Kapelle zu Lissabon. Ob die Holländer diesen Gebrauch ebenfalls beobachten, das wird nicht gemeldet.

Naturgeschichte von Ostindien.

Die Portugiesen sammelten in der Gegend um Cochin ebenfalls Zimmet, welcher zwar nicht so gut, als der ceylanische, hingegen aber auch wohlfeiler war. Als aber die Holländer Herren vom Lande wurden: so rotteten sie alle Zimmetbäume aus. Von denen auf Mindanao und einigen anderen Inseln befindlichen, verlohnet es sich der Mühe nicht, zu reden, so wenig als von den Nelkenbäumen, die anderswo als auf den moluckischen Inseln wachsen, indem sie, wie die Erfahrung lehret, gleichsam nur ein wildes Gewächse sind, das den Namen eines Gewürzes nicht verdienet.

Chiampim.

Die **Chiampim** ist eine weiße aus China herstammende Bluhme, und giebt einen ungemeinen guten Geruch von sich. Sie wird eingemacht, und bekömmt in diesem Zustande eine sehr große Festigkeit, wiewohl sie dem ungeachtet dem Munde süß und lieblich schmecket. Der Baum, darauf sie wächst, ist eine kleine Ahorngattung. Noch giebt es eine andere Art von Chiampim, welche zwey gerade lange und weiße Blätter, nebst zwey rothen und umgekehrten hat; sie wächst aber auf keinem Baume, sondern auf einer niedrigen Pflanze.

Findolim.

Die **Findolim** ist eine Pflanze mit einer rothen Blüthe, worauf eine Frucht von gleicher Farbe, und in Größe einer Limonie folget.

Ignama Cona.

Ignama Cona ist eine Frucht mit einem sehr weißen Fleische. Sie wächst unter der Erde, wie die Erdäpfel, ist aber weit größer, und wiegt gemeiniglich viele Pfunde. Ihres Namens ungeachtet, gleicht sie der Ignama weder am Geschmacke, noch an Gestalt; sondern es ist diese letztere in Ostindien eben also beschaffen; als in Africa und in den americanischen Inseln, und behält ihren Castaniengeschmack, man mag sie zubereiten, wie man will.

Mazarikan.

Mazarikan ist eine Bluhme von eben dergleichen grüner Farbe, als die Pflanze, darauf sie wächst.

Muscatenbaum.

Es kommen alle und jede Reisebeschreiber darinnen überein, der Muscatenbaum werde nicht gepflanzet. Weil es nun schwer zu begreifen ist, wie er ohne dieses Mittel sich vermehren könne: so sagen sie, um zu beweisen, daß es ganz natürlich damit zugehe: wenn die Nüsse zeitig wären, so kämen aus den südlichen Inseln Vögel in großer Menge zum Vorscheine, verschlängen die Nüsse, und gäben sie unverdauet wieder von sich. Eine solche

„stens war er doch sehr gering. Ein also abgeschäleter Baum steht wohl zwey bis drey Jahre „da, ehe er eine neue Rinde bekömmt, ja, es „scheint, als ob er gänzlich verderben wollte: allein, „endlich erhohlet er sich gleichwohl wieder. Der „allerbeste Zimmet wächst zwischen Punto Gallo „und Negumbo, da es ganze Wälder von Zimmetbäumen giebt, ohne was hier und dort auf unangebauten Plätzen steht.

„Man theilet den Zimmet in feinen, mittelmäßigen und groben. Der letzte kömmt von dicken und dabey schon alten Bäumen. Das Holz „dieser Bäume gebraucht man nicht nur zum Häuserbaue, sondern auch zum Brennen. Es giebt „während Verbrennens einen wunderbaren Geruch von sich. Ungeachtet man den Zimmet für „hitzig im dritten Grade hält, so geben doch die „Wurzeln des Baumes ein sehr wohlriechendes „Wasser, ja, gar eine Art Campher von sich. Die „Einwohner der Insel Ceylan wissen die grüne „Rinde, das ist, den wahrhaften Zimmet, zu verarbeiten; sie legen Schränke, Schreibtische, Kästchen und dergleichen damit ein. Ja, sie überziehen Spazierstöcke damit, und ich habe selbst einen „gehabt, der gewiß recht unvergleichlich gearbeitet „war.„ Im II Theile a. d. 29 u. folg. S.

Naturgeschichte von Ostindien.

solche Nuß, wenn sie bey ihrem Falle einen bequemen Boden antreffe, schlage sodann vermittelst der klebrichten Materie, damit sie überzogen seyn soll, Wurzel, und bringe einen Baum hervor, den man der Natur auf eine andere Weise unmöglich abzwingen könne. Besagte Vögel sind meistentheils von der Art, die man in Europa Paradiesvögel nennet, wiewohl sie eigentlich Manucodiatas heißen. Sie ziehen schaarweise, wie etwa die Drosseln währender Weinlese. Von den gefressenen Muscaten werden sie betäubt, ja, es gehen allemal einige darüber zu Grunde, da denn die Ameisen, davon diese Inseln wimmeln, ihnen die Füße abnagen. Daher nun rühret der gemeine Wahn, als ob die Paradiesvögel keine Füße hätten *f*), ungeachtet sehr viele Reisebeschreiber bezeugen, sie hätten welche mit Füßen gesehen, ja, ungeachtet man in der französischen Geschichte liest, es habe ein Kaufmann, Namens **Contour**, einen solchen Vogel, welchem gar nichts, was andere Vögel haben, abgieng, von Aleppo an **Ludwig** den dreyzehnten geschicket *g*). Eigentlich wächst die Muscate nirgend, als in den sechs kleinen Bandainseln, und in der Insel **Damme**, eben wie heutiges Tages die Nelke, davon an einem anderen Orte dieses Werkes eine Beschreibung zu finden ist, nirgend in größerer Menge wächst, als auf der Insel Amboina, indem die Holländer in dem größten Theile der Inseln, welche man unter dem allgemeinen Namen der moluckischen begreift, die Nelkenbäume ausrotten lassen.

Omlan.

Omlan ist ein Baum, trägt eine rothe Frucht in Gestalt einer Mandel, mit einer langen schönen, sehr angenehm riechenden Blüthe.

Pachaa.

Pachaa ist eine grüne Bluhme vom angenehmen Geruche, wächst auf einer niedrigen grünen Pflanze, welche beynahe eben so lieblich riecht, als ihre Bluhme.

Padolim.

Padolim, eine grüne Pflanze, trägt eine weiße Bluhme gleiches Namens, nebst einer angenehmen Frucht, in der Größe einer europäischen Gurke.

Quegadam Cherosa.

Quegadam Cherosa ist eine große gelbe Bluhme, von einer seltsamen Gestalt und vielerley Farben. Ihre Pflanze hat langes grünes und stachlichtes Laub.

Wir geben dieses Verzeichniß von ostindischen Gewächsen keinesweges für vollständig aus. Unsere Absicht war nur, diejenigen, davon die Reisebeschreiber Erwähnung thun, zu sammeln. Der Hortus Malabaricus, den jedermann nachschlagen kann, enthält ganz allein eine weit größere Menge. Es ist dieses Werk von dem **Cascarius** und **Van Reede**, aus den Nachrichten eines Carmeliterbarfüßers, Namens Pater **Mathias** vom **heil. Joseph**, in zwölf Folianten mit vielen Kupfern, abgefaßt worden. Zu dem ersten Bande hat **Arnold Syen**, ein berühmter Kräuterkenner zu Leyden, zu den übrigen aber, **Commelin**, Anmerkungen gemacht. Bey dem letzten Theile findet man einen Anhang, unter dem Titel Flora Malabarica, in welchem die Namen der Pflanzen in allerley Sprachen, oder die Weise, wie sie von den Schriftstellern dieser Wissenschaft angeführet werden, enthalten sind.

Der

f) Hiezu kömmt, daß die Kaufleute den Irrthum durch allerley Kunstgriffe stärken.

g) Sie gleichen einer Schwalbe, sind aber weit größer.

h) Zu Amsterdam im Jahre 1678 bey Sommeren und Van Dyk.

Der V Abschnitt.

Ostindische Specereyen, Edelgesteine und Seide.

Naturgeschichte von Ostindien.

Gummi Lack. Holz Ponc. Zucker und Taback. Opium. Salpeter. Corallen. Ambra. Muscus. Bezoar. Anmerkung von dem golcondischen Bezoar. Stachelschweinstein. Schlangenstein. Hutschlangenstein. Rubine. Türkiß. Smaragde. Vornehmste Perlenfischereyen. Anmerkung von der gelben Farbe der Perlen. Zeit und Umstände bey dem Perlenfischen. Perlenkauf. Seidenwaare.

Wir liefern hier die Namen der meisten Specereyen, welche aus Ostindien in andere Länder verführet werden. Sie sind aus einer großen Menge Reisebeschreibungen gesammelt worden. Will jemand weitläuftigere Nachricht davon haben, den verweisen wir auf das in Spanien herausgekommene Buch von indianischen Specereyen und Arzeneyen i).

Podi ist eine Art Mehl, oder das feineste vom Mehle, und wird gegen die Kälte und schneidende Luft gebrauchet.

Capumba oder Flors, ist eine Wurzel, damit man dem Essen einen guten Geschmack giebt. Sie dienet auch zum Baumwollenfärben.

Casuasti ist ein Holz, das im Munde erstaunlich brennet. Man stößt es zu Mehle, und bestreicht sich den Leib damit, nicht nur um der Gesundheit, sondern hauptsächlich um des guten Geruchs willen, indem kein Volk in der Welt so viel auf wohlriechende Sachen hält, als die Indianer.

Cantior ist eine Frucht von eben solcher Beschaffenheit, als die Erdäpfel und Trüffeln. Von ihren Tugenden wird nichts gerühmet.

Semparentaon ist eine bittere Wurzel, welche gegen allerley Krankheiten kräftige Wirkungen erzeiget. Zugleich ist sie sehr gemein, und deswegen nichts weniger, als theuer.

Der Pontion wächst auf der Küste Coromandel; und weil er anderswo entweder seltener oder schlechter gefunden wird, so erhält ihn seine Eigenschaft eines vortrefflichen Mittels gegen das Fieber, allemal auf einem sehr hohen Preise.

Gato Gamber ist eine den Oliven oder der grünen Areka ähnliche Frucht. Sie wächst zu Cambaya, auf der Küste Coromandel und auf allen sondischen Küsten.

Ganti ist eine Wurzel. Sie gleicht dem Ingwer, und wird sehr theuer verkauft. Die Indianer bereiben sich den Leib damit.

Sabani ist eine Art von Senf, und wird in ganz Indien auf allen Märkten häufig verkauft.

Doringi ist ein den Wind treibender und Wurm tödtender Saamen, dabey aber, so süß und gelinde, daß man ihn, wiewohl in geringer Menge, neugebohrnen Kindern geben darf.

Tianco ist eine Frucht. Sie wird gestoßen, und sobald den Indianern das geringste fehlet, eingenommen.

Der Madian, der Masu, und der Carassani sind lauter Gattungen des Anfion oder Opiums, und werden von den Indianern gebrauchet, wenn sie sich berauschen wollen.

 Spodiam

i) Gedruckt zu Burgos im Jahre 1578 in Quart.

Naturgeschichte von Ostindien.

Spodiam ist die Asche eines gewissen Baumes, in den sondischen Landschaften. Man brauchet sie zu sonst nichts, als den Leib damit zu bereiben.

Der beste Kümmel, welcher in malayischer Sprache Jentanierau heißt, wächst in Persien, und trägt daselbst den Namen Chirman. Die Indianer gebrauchen ihn nebst dem Madian, Maju und dem Daontaio, oder Siebenblatt sehr stark gegen den Schnuppen, welchem sie sehr unterworfen sind, und viel davon ausstehen müssen, weil sie beynahe ganz nackend gehen.

Sari ist ein gewisses feines Mehl, damit man den Leib bestreicht, um sich gegen die schneidenden Winde zu verwahren.

Die Tagari, die Suruban, und die Sedovaia sind Wurzeln. Sie werden von den Indianern gestoßen, oder gemahlen, und der Leib damit bestrichen.

Die Sambaia, welche in einigen Gegenden von Indien den Namen Guduan trägt, ist eine Frucht in Größe einer Eichel, welche gegen allerley Krankheiten, absonderlich gegen giftige Bisse und ander Gift gebrauchet wird. Sie ist eben so selten, als theuer.

Jalava ist die Frucht eines eben also genannten Baumes. Man gebrauchet sie zu Arzeneytränken. An Größe gleicht sie der Sambaia.

Paravas ist ein Kraut, das zum Erlaben dienet, welches wenig gefunden und theuer verkaufet wird. Er reiniget die Säfte des menschlichen Leibes, und machet auf diese Weise gutes Geblüte.

Tomon Pute ist eine der Galigan, oder Curcuma ähnliche Wurzel, nur aber weiß. Man bestreicht den Leib damit. Sie kühlet und ist sehr gesund, wird auch für die hitzige Leber gebrauchet.

Die kleine Bohnengattung, damit man Gold, Silber und andere Metallen abwiegt, heißt malayisch Conduri, in der javanischen Sprache Saga. Es haben diese Bohnen die schönste rothe Farbe, mit einem schwarzen Flecken an der Seite. Einen andern als den nurerwähnten Gebrauch haben sie nicht, weil sie nicht nur bitter, sondern auch, wie man glaubet, giftig sind.

Gummilack.

Der Gummilack heißt bey den Mohren Lack, und bey den Peguanern, welche starken Handel damit treiben, Tick. Er verschaffet den Indianern die schöne Scharlachfarbe, damit sie ihre Zeuge färben und bemalen. Dem Vorgeben nach ist er nicht sowohl ein Werk der Natur, als gewisser beflügelter Ameisen, welche das Gummi, so wie es aus dem Baume fließt, verschlucken, und es nachgehends fast auf eben die Weise, wie die Bienen ihr Honig auf die Blätter eben desselbigen Baumes von sich geben. Wenn nun die Aeste mit dieser Materie ganz überzogen sind: so bricht man sie ab, und läßt sie dürre werden. Sobald sie verdorren, geht der Lack von selbst los, unt behält, vermöge seines zähen Wesens, die Gestalt eines Rohres. In diesem Zustande hat er nach dem Berichte eben dieser Schriftsteller eine dunkelrothe Farbe. Tavernier erzählet die Sache anders. Er behauptet, in Pegu würde der Lack von den geflügelten Ameisen auf dem bloßen Erdboden bereitet, und in Häufchen, die zuweilen einem Fasse an Dicke gleichen, zusammengetragen, nicht aber, wie in Bengalen um die Astspitzen von allerley Stauden geklebet. Daher kömmt es, saget er weiter, daß der bengalische Lack allemal schöner und reiner, als der peguanische, dieser letztere hingegen allemal mit einer Menge Unrath vermischet ist; gesteht aber dabey, in Pegu sey er häufiger zu finden, würde daselbst von den Holländern

stark

stark aufgekaufet, und nach Persien, da man ihn gleichfalls zum Färben brauchet, verführet. Der Satz von dem Lacke, daraus man die Farbe gezogen hat, wird zum Lackiren gebrauchet, oder man giebt ihm eine beliebige Farbe, und machet Siegelwachs daraus. Es nähren sich viele indianische Weiber bloß damit, daß sie den Lack, woraus man die Scharlachfarbe gezogen hat, reinigen. Sie geben ihm eine andere Farbe, und die Gestalt der Siegellackstangen. Die engländische und holländische Kaufgesellschaften kaufen alle Jahre hundert und funfzig Kasten voll. Sie ihres Ortes geben für das Pfund nicht mehr, als vier Groschen; dahingegen zu Taverniers Zeiten in Frankreich eine einzige Unze vier Groschen galt, und noch darzu stark mit Harze vermischet war.

Naturgeschichte von Ostindien.

Baron, aus dessen Berichte wir unsere Beschreibung von Tunkin genommen haben, versichert, man mache daselbst so feine Lackarbeit, als an irgend einem Orte in der ganzen Welt, nur die Japonische, als welche ihres Gleichens nirgend hat, ausgenommen. Doch auch dieser Unterschied liegt nicht sowohl im Gemälde, oder im Fürnisse, als in welchen Stücken kein merklicher Unterschied zu spühren sey, sondern vielmehr im Holze, indem das japanische weit besser sey. Der tunkinische Lack ist seiner Erzählung zu Folge, ein bloßes flüßiges Gummi, das aus dem Stamme, oder aus den Aesten des Baumes rinnt. Die Landleute sammeln es in so großer Menge, daß sie alle Tage, absonderlich zur Lackirzeit ganze Fässer voll nach Cachao zu Kaufe bringen. Von Natur ist er weiß, und so dick, als Sahne, färbet sich aber an der Luft und wird schwärzlicht. Daher decken diejenigen, die ihn in die Stadt zu Kaufe bringen, allemal einige Bogen Papier darüber, damit er frisch bleiben und seine natürliche Farbe nicht verlieren möge. Alle Schränke und übrige Tischlerarbeit, die man lackiren will, verfertiget man von einer gewissen Gattung Tannenholz, Ponc genannt, nur sind die dasigen Künstler bey weitem nicht so geschickt, als die unserigen, sondern es geschieht gar oft, daß sie bey dem Auftragen des Fürnisses, die Leisten, Spitzen, oder Ecken an irgend einer Schieblade abstoßen, gleichwie man dieses an dergleichen Waare, die nach Europa gebracht wird, nur allzuhäufig wahrnehmen kann. Dampier erzählet, es hätten zu seiner Zeit die Engländer allemal einen geschickten Tischler mit sich nach Tunkin genommen; dieser habe die Holzarbeit verfertiget, die dasigen Künstler aber den Fürniß darauf getragen. Ja, sie nahmen so gar europäische Tannenbretter mit, weil sie besser sind, als die vom Ponc. Zum Beschlusse, so sind die Häuser, darinnen lackiret wird, sehr ungesund, und schreibt man dieses einem gewissen Gifte zu, das mit dem Gummi vermischet wäre, und durch die Nase bis in das Gehirn dringen soll. Die Leute sind wirklich voll Beulen und Geschwüre, ungeachtet der Lack, den sie verarbeiten, weder einen heftigen Geruch, noch sonst etwas unangenehmes an sich hat. Sie können nicht arbeiten, als entweder in der trockenen Zeit, oder wenn der Nordwind, welcher ebenfalls trocknen hilft, bläst. Die Ursache ist, weil man den Fürniß etlichemal nach einander auftragen, und dazwischen allemal das Trocknen des vorigen Anstriches abwarten muß. Man mag diesen Fürniß so sorgfältig verwahren, als man immer will: so wird er doch in freyer Luft schwärzlich. Man mischet also, um ihn aufzuhellen, Oel und allerley andere Dinge darunter. Sobald der letzte Anstrich trocken ist, wird er poliret; man bereibet ihn nämlich recht stark mit der flachen Hand, wornach er wie ein Spiegel gläntzet. Sonst wird auch von diesem Lacke ein Leim bereitet, welcher seines Gleichen nicht in der Welt haben soll.

Holz Ponc.

Der

Naturgeschichte von Ostindien.

Zucker und Taback.

Der Cassonadezucker kömmt hauptsächlich aus Bengalen. Man ist in dasiger Gegend der festen Meynung, wenn der Zucker dreyßig Jahre liege, so werde er zu einem höchstschädlichen Gifte. Zwar wird an vielen andern Orten ebenfalls Hutzucker gemachet, nirgend aber vollkommen fein, als zu Amandabath, deswegen er auch Königeszucker daselbst genennet wird. Ein Hut wiegt gemeiniglich acht bis zehn Pfunde.

Der Taback wächst hin und wieder in Ostindien, ja zuweilen in dermaßen großem Ueberflusse, daß man kaum die Hälfte einsammelt, das übrige aber stehen läßt. Seine Güte ist unterschiedlich.

Opium.

Das beste Opium kömmt aus der Insel Celebes. Doch giebt es an andern Orten, absonderlich zu Brampur im Indostanischen, ebenfalls Opium. Die Holländer holen an diesem Orte eine große Menge ab, und tauschen Pfeffer dagegen.

Salpeter.

Salpeter giebt es in Bengalen die Menge. Der geläuterte kostet dreymal so viel, als der ungeläuterte. Die Holländer haben eine Salpeterniederlage zu Chupar vierzehn Meilen über Patna, und verführen den geläuterten von da zu Wasser, bis nach Ougly, wo sie einen Handelssitz haben. Sie ließen einstens Kessel und Leute aus Holland kommen, und wollten ihn selbst läutern: es gieng aber nicht an, weil die Indianer aus Unwillen, daß sie am Läutern nichts mehr verdienen sollten, keine Molken, ohne welche man den Salpeter unmöglich weiß machen kann, darzu hergaben, der Salpeter aber, wenn ihm die durchsichtige Weiße fehlet, nicht geachtet wird *k*).

Corallen.

Corallen hat man im indianischen Meere niemals gefunden, so wenig als in andern Gegenden des großen Weltmeeres, sondern es ist diese Gabe der Natur dem mittelländischen Meere ganz allein eigen. Bernstein hat Indien eben so wenig; denn so viel man weis, wird er nirgend, als an der preußischen Küste am balthischen Meere gefunden. Hingegen liefern die morgenländischen Küsten sehr öfters Ambra; weswegen einige Reisebeschreiber auf die Meynung gerathen sind, es entstehe daselbst. Die portugiesischen Statthalter zu Goa und Mozambique haben zuweilen erstaunliche große Stücke mit nach Hause gebracht; und überdieses ist es eine bekannte Sache, daß man in China bey großen Gastereyen, nebst anderm kostbaren Räucherwerke eine große Menge Ambra aufsetzet, und für große Summen Geldes verbrennet.

Ambra.

Muscus.

In der Beschreibung des Königreiches Butan ist bereits erwähnet worden *l*), es käme aus diesem Lande der beste und allermeiste Muscus.

Bezoar.

Man hält keinen Bezoar für besser, als der aus dem Königreiche Golkonda kömmt. Er wird bereits angeführter maßen *m*) in den Ziegen der nordostlichen Gegend desselbigen Landes gefunden, und geben ihm die Knospen und Astspitzen einer gewissen Staude, davon diese Thiere fressen, seine Gestalt; wenigstens will man es doch auf diese Weise erklären, warum der Bezoar so mancherley Gestalt habe. Die dasigen Einwohner können es an einer Ziege fühlen, wie viele Bezoarsteine sie bey sich habe, und verkaufen

k) Walther Schouten berichtet, der meiste Salpeter komme aus der mitternächtigen Gegend von Großindien; man mache ihn gemeiniglich aus einem Thone, oder aus einer schwarzen, fahlen, oder auch weißlichten Erde. Der beste werde aus bloßer Erde gemachet. Die Indianer gehen folgender maßen damit zu Werke. Sie graben einen weiten Brunnen, gleich einem Salzbrunnen, und füllen ihn mit Thone, Salpetererde und gemeinem Wasser. Alles dieses kneten und arbeiten sie so lange durch einander, bis ein Brey daraus wird, und das Wasser alles Salz heraus gezogen hat. Wenn nun das Gröbeste zu Boden gesunken ist: so schöpfet man das Helleste in eine andere weite, doch aber

kaufen sie nach dem Verhältnisse dieser Zahl. Zu diesem Ende streichen sie die Ziege mit beyden Händen nach der Länge unter dem Bauche, auf welche Weise die Steine sich in die Mitte des Leibes begeben, und ohne allen Irrthum gezählet werden können. Ihre Seltenheit besteht in der Größe; denn sonst hat der kleine eben so viel Kraft, als der große. Man wird mit jenen zum öftern betrogen; denn die Arglist hat das Kunststück ausgesonnen, nicht nur ihre natürliche Größe durch einen Teig von Gummi und andern Materien zu vermehren, sondern auch sie in so viel Häute einzuwickeln, als der Bezoar von Natur hat. Zu Entdeckung dieser Betrügerey giebt es ein doppeltes Mittel. Das erste ist, wenn der Bezoar gewogen, und eine Zeitlang in warmes Wasser geleget wird; behält nun dieses seine natürliche Farbe, und jener sein Gewicht, so ist der Stein gut. Die zweyte Probe ist, wenn man eine glühende Nadel daran bringt; geht sie ein, und giebt dem Steine eine braune Farbe: so ist er nicht natürlich. Mit dem golkondischen Bezoar ist es eben also beschaffen, wie mit einem Diamante; mit der Größe steigt auch der Werth. Gehen fünf bis sechs Bezoarsteine auf eine Unze: so gilt diese Unze funfzehn bis achtzehn Livres; hingegen gilt ein einziger Bezoarstein, der eine Unze wiegt, wenigstens hundert Livres. Es giebt welche von vier bis fünf Unzen, dafür man wohl zwey tausend Livres bezahlet.

Naturgeschichte von Ostindien.

Ein gewisser Reisebeschreiber, welchem man in Dingen, die er selbst gesehen hat, ganz wohl trauen darf *n*), erzählet, er sey etlichemal nach Golkonda gereiset, und habe allemal wegen des Bezoars und seiner eigentlichen Beschaffenheit zuverläßige Nachricht einzuziehen gesuchet, dem ungeachtet aber, lange nicht erfahren können, an welchem Orte des Leibes er bey den Ziegen liege. Endlich als er einigen Bezoarhändlern Gelegenheit gemacht, daß sie an die engländischen und holländischen Aufseher für sechzig tausend Rupien verkaufeten, hätten sie sich dafür erkenntlich bezeugen wollen, er aber einige Bezoarziegen verlanget. Hierüber wären sie bestürzt geworden, und hätten vorgeschützet, es dürfte bey Lebensstrafe kein Mensch diese Thiere lebendig aus dem Lande führen. „Gleichwohl, fährt „unser Verfasser fort, kamen sie vierzehn Tage hernach, als ich nicht mehr an sie ge„dachte, wieder, frageten mich, ob meine Bediente Ausländer wären? und giengen nach „erhaltener Antwort, ich hätte lauter Persianer um mich, ganz vergnügt, und ohne wei„ter etwas zu sagen, weg. Aber nach einer halben Stunde stelleten sie sich abermals ein, „und brachten sechs Ziegen mit, die ich nach Belieben betrachtete. Es sind ungemein „schöne Thiere, sehr hoch, und haben Haare so fein, als Seide. Der vornehmste un„ter diesen Handelsleuten bath mich, sie als ein Zeichen ihres guten Willens anzunehmen. „Ich wollte sie durchaus nicht umsonst haben, sondern fragete nach ihrem Werthe. Nach „langem Nöthigen, vernahm ich endlich mit großer Verwunderung, eine unter diesen „sechsen sey hundert Rupien werth, zwo andere nur viere, und die drey übrigen zusam„men

Anmerkungen von dem golkondischen Bezoar.

aber kleinere Grube, als die vorige war, heraus. Hier senket sich von dem hellen abermal ein Satz zu Boden, und das oben aufschwimmende Wasser, ist mit Salpeter ganz angefüllet. Dieses wird in einer eisernen Pfanne gekocht, oft abgeschäumet, und endlich bleibt der bloße Salpeter zurück. II Th. a. d. 267 S.

l) Die Beschreibung und Abbildung dieses Thieres steht im X Theile, in dem Artikel von Butan.

m) Man sehe die Beschreibung seiner Reise nach den Diamantgruben, im X Theile.

n) Tavernier IV Th. a. d. 80 S. Pariser Ausgabe vom Jahre 1724. in 12.

Naturgeschichte von Ostindien.

„men etwa fünftehalb Rupien. Ich wollte wissen, woher dieser Unterschied rühre? und „bekam zur Antwort, eine unter ihnen habe nicht mehr, als einen einzigen Stein, die „übrigen aber, theils zwey, theils drey bis viere, wovon sie mich sogleich überzeugeten, „indem sie ihnen an den Bauch klopfeten. Die erste hatte einen Stein von schöner Größe, „die fünf übrigen alle zusammen hatten siebenzehn und einen halben, welcher letztere eben „also anzufühlen war, als eine halbe Haselnuß. Weil er nun erst halb gebildet war: so glich „das Inwendige einem weichen Ziegenkothe„.

Affenstein.

Man findet im Morgenlande sowohl in Kühen, als in andern Thieren ebenfalls Bezoar, ja, einige von siebenzehn bis achtzehn Unzen am Gewichte: es wird aber wenig Wesens davon gemachet, indem sechs Gran vom Ziegenbezoar in dergleichen Zufällen, dafür man sie brauchet, mehr Wirkung erzeigen, als dreyßig von einem andern. Gleichwohl muß man die Affensteine hiervon ausnehmen, weil man sie dem Ziegensteine noch vorzieht. Sie sind äußerst selten. Man bekömmt sie absonderlich von einer gewissen Affengattung, die sonst nirgend, als auf der Insel Celebes, bekannt ist. Besagte Steine sind allemal rund; dahingegen der andere Bezoar nicht einerley Gestalt hat; gleicht einer an Größe einer Wallnuß, so zahlen die Portugiesen wohl hundert Thaler dafür; denn sie sind deswegen mehr, als irgend eine Nation darauf erpicht, weil sie diesen Stein für ein unvergleichliches Gegengift, folglich bey seinem Besitze sich selbst gegen dem Vergiften, das immer einer vom andern besorget, für gesichert halten.

Stachelschweinstein.

Noch höher als den Bezoar schätzet man den Stein, der im Kopfe der Stachelschweine gefunden wird. Man bezahlet vier bis fünfhundert Thaler dafür. Läßt man ihn nur eine Viertelstunde im Wasser liegen: so bekömmt er eine Bitterkeit, die ihres Gleichen in der Welt nicht hat. Eben dieses Thier hat zuweilen auch in seinem Leibe einen Stein von nicht geringerer Kraft; nur zeiget sich zwischen beyden dieser Unterschied, daß der letztere, wenn er in Wasser geleget wird, nicht das geringste, weder am Gewichte, noch an der Größe verliert, jener hingegen einigen Abgang leidet.

Schlangenstein.

Der Schlangenstein hat ungefähr die Größe eines französischen Liards. Zuweilen gleicht er einigermaßen einem Eye, er ist nämlich in der Mitte dick, am Rande dünne. Die Indianer behaupten, er wachse einer besondern Schlangengattung auf dem Kopfe. Unsere vernünftigsten Reisebeschreiber ziehen die heidnischen Pfaffen in Verdacht, als ob sie diesen Wahn aufgebracht hätten, und glauben vielmehr, er werde aus allerley Sachen durch Kunst zusammengesetzet, absonderlich, weil ihn sonst niemand, als die Braminen, verkauft. So viel aber bleibt richtig, daß er gegen alle Bisse giftiger Thiere ungemeine Wirkung erzeige. Erstlich ritzet man den verletzten Ort auf, um dem Blute Luft zu machen, und leget hernach diesen Stein auf, welcher von selbst abfällt, wenn er das Gift ausgesogen hat. Um ihn nun davon zu reinigen: so leget man ihn etwa zwölf Stunden lang in Frauen- oder Kühmilch, die er denn so gelb, als Eiter, färbet. Die Indianer haben zwo Proben, daran sie erkennen, ob ein Schlangenstein die gehörige Güte habe, oder nicht. Sie nehmen ihn entweder in den Mund, worauf er, wenn er gut ist, sogleich an den Gaumen springt, und sich daran hängt, oder sie werfen ihn in ein Glas voll Wasser, welches von einem unverfälschten Steine sogleich aufbrauset, indem der Stein, ob er gleich zu Grunde liegt, bis an die Oberfläche des Wassers Blasen aufwirft.

Hutschlangenstein.

Der Hutschlangenstein wird gleichfalls für ein Gegengift gehalten. Wir haben derjenigen Schlangengattung, welche wirklich etwas einem Hute ähnliches auf dem Na-

cken hat, schon etlichemal erwähnet; hinter besagtem Hute nun findet man den Stein, obgleich die Schlange wenigstens zween Schuhe lang seyn muß, wofern er da seyn soll. Wie man versichert, so hat der allerkleineste die Größe eines Hühnereyes. Ein solcher Stein läßt sich, weil er wenig Härte besitzt, auf einem gemeinen Steine sehr leicht zu einem Mergel zerreiben; diesen läßt man in Wasser zergehen, und nimmt ihn ein, da er denn alles Gift, von was für Art es auch seyn mag, aus dem Leibe treibt. In Africa giebt es mehr Hutschlangen, als in Ostindien. Naturgeschichte von Ostindien.

Der so berühmte **Wurmsaamen**, davon die Engländer und Holländer nach dem Beyspiele der Persianer, viel Wesens machen, und ihn überzuckern, kömmt von einer gewissen Grasgattung. Es wächst solche auf den Wiesen, und wird desto höher geschätzet, weil das Einsammeln des Saamens viele Schwierigkeit leidet. Es hat nämlich dieser Saamen vor seiner Zeitigung nicht die geringste Kraft, sodann aber fällt er bey dem geringsten Winde aus, und zerstreuet sich im Grase; da er nun verdorben ist, sobald man ihn mit der Hand berühret, so wird er durch das Ausfallen unnütz. Die Indianer haben demnach einen eigenen Kunstgriff, ihn einzusammeln, erdacht. Sie nehmen zween Körbe mit Henkeln, gehen damit auf der Wiese hin und wieder, und fahren zugleich mit einem Korbe rechts, mit dem andern links von sich weg, eben als ob sie das Gras oben, das ist an der Aehre abhauen wollten. Dieses Hin- und Wiederfahren mit den Körben verursachet, daß der Saamen hinein fällt. Sie berühren ihn durchaus nicht mit der Hand, sondern wenn sie den Kaufleuten ein Muster zeigen wollen: so nehmen sie mit einem ausdrücklich darzu verfertigten Löffelchen etwas aus dem Korbe heraus. Man sammelt diesen Saamen absonderlich in **Butan** und **Kerman**. Wurmsaamen

Eigentlich giebt es im ganzen Morgenlande nicht mehr, als zwo Landschaften, darinnen man allerley Edelgesteingattungen in großer Menge findet, nämlich das Königreich Pegu und die Insel Ceylan. Es ist in Pegu ein gewisser Berg, Namens **Capelan**, welcher zwölf Tagereisen weit gegen Nordost von **Siren**, der Hauptstadt des ganzen Landes liegt. Hier nun sind die Gruben, daraus man die meisten Rubine, Spinelle, oder Rubinmütter, gelbe Topasen, blaue und weiße Saphiren, Hyacinthen, Amethisten und andere Steine von allerley Farbe gräbt. Auch findet man daselbst eine gewisse bunte Steingattung, welche von den Indianern **Bacan** genennet, aber wegen ihrer Zerbrechlichkeit wenig geachtet wird, ungeachtet sie übrigens allerley Farben an sich hat. In dem Gebirge, das sich von Pegu, bis an das Königreich **Cambalu** erstrecket, giebt es gleichfalls einige Orte, da man Rubine, obgleich meistentheils nur blasse, findet, imgleichen viele Spinellen, Saphire und Topasen. Besagtes Gebirge hat über dieses auch Goldgruben; ferner wächst **Rhabarbara** darauf, die man, weil sie länger gut bleibt, als die **Rhabarbara**, welche anderswo in Asien wächst, sehr hoch schätzet. Nach des Taverniers Berichte, welcher den Edelgesteinhandel mit Eifer trieb, und sich sehr wohl darauf verstund, kommen das Jahr über kaum für hundert tausend Thaler Rubine aus dem Peguanischen in fremde Länder, ja, es ist unter allen diesen Steinen kaum ein einziger schöner, der vier Karath wöge. Er schreibt es der ungemeinen Begierde des dasigen Königes nach Rubinen zu; denn sie müssen ihm alle vorher gezeiget werden, ehe man sie aus dem Lande führen darf; die ihm nun gefallen, die behält er. Alle Rubine werden nach dem in Indien also genannten **Ratis** Gewichte verkaufet, welches viertehalb Gran, oder sieben Achtheil eines Karaths beträgt. Wiegt ein Rubin über sechs Ratis: so hat er keinen gewissen Edelgesteine, Rubine.

Naturgeschichte von Ostindien.

Preis mehr. Nurbesagter Reisebeschreiber merket dabey noch an, man nenne in Pegu alle gefärbte Steine überhaupt Rubine, und unterscheide sie durch den Beysatz ihrer Farbe von einander, dergestalt sey nach der peguanischen Redensart der Saphir ein blauer Rubin, der Amethyst ein violetter, der Topas ein gelber, u. s. w.

Die zweyte indianische Landschaft, darinnen man Rubine und andere gefärbte Steine findet, ist die Insel Ceylan, absonderlich ein daselbst befindlicher Fluß, der seinen Ursprung in ihrem Mittelpuncte auf dem hohen Gebirge nimmt. Weil er vom Regen sehr anwächst, dagegen aber einige Monate nach verstrichener Regenzeit sehr seichte wird: so suchen die Einwohner sehr fleißig im Sande seiner Ufer, finden auch allemal sowohl Rubine, als Topasen und Saphire. Alle Steine aus diesem Flusse sind gewöhnlicher Weise schöner und reiner, als die peguanischen.

Türkiß.

Türkisse findet man sonst nirgend, als in Persien, und zwar in zwo Gruben. Eine trägt den Namen der alten. Sie liegt drey Tagereisen weit von Meched gegen Nordwest, bey dem großen Flecken Nixaburg; die zweyte liegt nur fünf Tagereisen davon, und heißt die neue Grube. Die Türkisse der letztern haben eine schlechte blaue Farbe, und fallen mehr ins Weißlichte, daher sie auch wohlfeil verkauft werden. Allein, zu Ausgange des vorigen Jahrhundertes erlaubete der König von Persien keinem Menschen mehr, Steine in der alten Grube zu suchen, sondern behielt sie alle für sich selbst. Denn da die persischen Goldschmiede die Schmelzarbeit auf Gold nicht verstehen: so ließ er seine Säbel, Dolche und andere Sachen statt des Schmelzes mit Türkissen auszieren; er ließ nämlich die Steine schneiden, zufolge der Gestalt, die ihnen die Natur gegeben hatte, fassen, und an einander setzen, damit sie Bluhmen, Laubwerk und andere Zierrathen vorstelleten.

Smaragde.

Ungeachtet die Smaragden in Ostindien nichts rares sind: so behaupten doch einige geschickte Reisebeschreiber, es sey ein uralter Irrthum, wenn man sich einbilde, sie kämen ursprünglich daher, und es geschähe sehr mit Unrecht, wenn noch heutiges Tages viele Juwelirer, die hochfärbigen und ins Dunkele spielenden Smaragden, morgenländische benennen. So viel ist gewiß, daß man keinen einzigen Ort in ganz Asien anzugeben weis, da man welche fände. Tavernier behauptet ungescheuet, es habe gar niemals Smaragde im Morgenlande gegeben. Zwar gesteht er, es wären vor Erfindung der neuen Welt die Smaragde aus Asien nach Europa gekommen: allein, sie hätten ursprünglich aus Peru hergestammet. Zu Erläuterung dieser neuen Meynung saget er, die Americaner hätten, ehe sie uns bekannt gewesen, mit den philippinischen Inseln Handlung getrieben, auch Gold und Silber, obgleich das letztere in größerer Menge, als jenes, dahin gebracht, weil sie wegen der vielen im Morgenlande befindlichen Goldbergwerke weniger Vortheil dabey gefunden. Diese Gewohnheit, fährt er fort, geht noch heutiges Tages im Schwange; die Peruvianer kommen noch alle Jahre mit zwey bis drey Schiffen, darinnen sie keine andere Waaren, als Silber und rohe Smaragden haben, in besagte Inseln. Doch seitdem sie ihre Smaragden alle mit einander über das Nordmeer nach Europa schicken, bringen sie keine mehr dahin. Dem ungeachtet waren sie zu Ende des verwichenen Jahrhundertes in Indien um zwanzig vom Hundert wohlfeiler, als in Frankreich. Eben diese Nachrichten besagen ferner, es brächten nach der Peruvianer Ankunft an den philippinischen Inseln, die Indianer aus Bengalen, Arrakan, Pegu, imgleichen die Portugiesen aus Goa allerley Gattungen baumwollene Zeuge, eine Menge eingefaßter Steine, Goldarbeit, seidene Zeuge, und persianische Teppiche dahin, unge-

achtet es ihnen nicht erlaubt ist, den besagten americanischen Kaufleuten etwas unmittelbar zu verkaufen. Denn es geht dieses Verboth so weit, daß derjenige, welcher Erlaubniß bekäme, über das Südmeer von Goa nach Spanien zu reisen, nicht die geringste Handlung treiben dürfte, sondern sein Geld bis in die philippinischen Inseln für achtzig bis hundert vom Hundert hingeben, ja, eben diese Verordnung auch auf der Reise von besagten Inseln, bis nach Neuspanien beobachten müßte.

Naturgeschichte von Ostindien.

Vornehmste Perlenfischereyen.

Wir haben zwar von den Diamantgruben und der Perlfischerey an mehr als einem Orte bereits eine so vollständige Erläuterung beygebracht, daß sie keine Zusätze bedarf. Gleichwohl müssen wir anjetzt noch folgendes anführen. Die besten Perlfischereyen sind 1. zu Bahren im persischen Meerbusen. Diese gehöret dem Könige von Persien, und hält er, um seine Gerechtsamen zu behaupten, ein Besatzung von zwey bis dreyhundert Mann auf besagter Insel. 2. Zu Catifa im glückseligen Arabien, Bahren gegen über. Was hier an Perlen gefischet wird, das wird meistentheils nach Indien verkaufet; und weil die Indianer nicht so ekel sind, als die Europäer: so wird alles ohne Mühe an den Mann gebracht. Eine Perle mag rund oder eckicht seyn, so hat sie ihren Preis. Einige werden nach Balsora geführet. Die nach Persien und Rußland gehen sollen, werden zu Benderabassi verkaufet. Man hat in ganz Asien eine Perle mit einem gelblichten Wasser eben so gern, als wenn ihr Wasser ganz weiß ist, und zwar aus der Ursache, weil man glaubet, eine Perle, welche etwas goldfärbig spiele, behalte ihre Lebhaftigkeit beständig, dahingegen eine weiße keine dreyßig Jahre also bleibe, sondern entweder von der dasigen warmen Luft oder von dem Schweiße der Personen, die sie tragen, eine häßliche gelbe Farbe annehme. Bey Gelegenheit nur erwähnter beyder Fischereyen, wird zugleich angeführet, es hätte der arabische Fürst, welcher den Portugiesen Mascate wegnahm, und für sich behielt, eine der allerschönsten Perlen in der ganzen Welt in seinem Schatze. Ihre Schätzbarkeit besteht nicht sowohl in ihrer Größe, als welche nur etwas über zwölf Karath beträgt, sondern vielmehr in ihrer vollkommenen Rundung und dem vortrefflichen Wasser, das ihr eine beynahe gänzliche Durchsichtigkeit beyleget. Der große Mogol hat ihm dafür bis hundert und zwanzig tausend Livres, obgleich vergeblich, angebothen.

3. Die Fischerey zu Manar auf der Insel Ceylan. Die dasigen Perlen sind, was die Rundung und das Wasser betrifft, die allerschönsten, die man kennet, sie wiegen aber selten mehr, als drey bis vier Karath.

4. Die Fischerey am Vorgebirge Comorin, welche diesen Namen schlechtweg, und gleichsam aus einem Vorzuge führet. Gleichwohl ist sie heutiges Tages in geringerm Ansehen, als die beyden in Ceylan und im persischen Meerbusen.

5. Endlich so ist zwar in Japon mehr als eine Fischerey, es sind auch die dasigen Perlen groß genug und von schönem Wasser, aber meistens eckicht.

Man möchte vielleicht sich darüber wundern, daß man Perlen nach dem Morgenlande schicket, da sie doch in großer Menge heraus kommen: allein, es liefern erstlich die morgenländischen Fischereyen keine so große Perlen, als die abendländischen, nebstdem bezahlen die asiatischen Monarchen und großen Herren nicht nur die Perlen, sondern auch überhaupt alle Edelgesteine von besonderer Schönheit, nur die Diamante ausgenommen, weit besser, als es in Europa geschieht.

Naturgeschichte von Ostindien.

Anmerkung von der gelben Farbe der Perlen.

Ungeachtet die Perlen von Bahren und Catifa ein wenig gelblicht spielen: so hält man sie doch denen von Manar gleich, weil die Morgenländer behaupten, sie wären völlig ausgekocht, oder reif, und veränderten ihre Farbe nimmermehr. Es ist bereits von dem Unterschiede des Wassers bey den Perlen eine wichtige Anmerkung beygebracht worden. Es haben nämlich einige sehr weißes Wasser, bey andern ist es gelblicht, oder schwärzlicht, oder spielet bleyfärbig. Die gelblichte Farbe nun soll, dem Vorgeben nach, daher kommen, weil die Fischer ihre Austern haufenweise verkaufen, die Kaufleute aber sie zuweilen wohl vierzehn Tage und so lange, bis sie sich selbst öffnen, also liegen lassen, da denn nicht wenige Austern ihr Wasser verlören, und stinkend würden, auch die Perle ansteckten, daß sie eine gelbe Farbe bekomme. Dieser Bericht scheint um so viel glaubwürdiger zu seyn, weil alle und jede Austern, die ihr Wasser behalten, allezeit weiße Perlen geben. Man wartet aber deswegen so lange, bis sie sich selbst öffnen, weil man die Perle beschädigen, oder entzweyschneiden könnte, wofern man die Auster, gleichwie mit denen, die man ißt, zu geschehen pflegt, mit Gewalt öffnen wollte. Die Austern von der Meerenge Manar öffnen sich allemal fünf bis sechs Tage eher, als die im persischen Meerbusen. Die Ursache davon liegt in der Wärme der Luft; denn da Manar unter dem zehnten Grade Norderbreite liegt, die Insel Bahren hingegen unter dem sieben und zwanzigsten Grade: so ist freylich an dem ersten Orte die Hitze weit größer. Es sind auch unter denen Perlen, die von Manar kommen, wirklich sehr wenig gelbe. Im Grunde tragen, dem einstimmigen Zeugnisse aller Reisebeschreiber zu Folge, die Morgenländer eben so großes Belieben an der weißen Farbe, als die Europäer, sie haben die weißesten Perlen, die weißesten Diamanten, das weißeste Brodt, und das weißeste Frauenzimmer eben so gern, als wir.

Zeit und Umstände bey dem Perlfischen.

Wir haben schon anderswo eine lesenswürdige Beschreibung beygebracht, wie es mit der Perlfischerey am Vorgebirge Comorin und im persischen Seebusen zugehe. Voritzt fügen wir noch dieses bey, sie werde in den morgenländischen Meeren das Jahr über zweymal vorgenommen, das erstemal im März- und Aprilmonate, das zweytemal im August- und Herbstmonate. Der Perlkauf währet vom Brachmonate bis in den Weinmonat. Es geht aber manches Jahr vorbey, da man gar nicht fischet. Denn wer dergleichen Fischerey zu unternehmen gedenket, der will zum Voraus wissen, ob der Fang gut seyn werde, oder nicht. Zu diesem Ende schicken die Kaufleute sieben bis acht Barken auf die Bank, und lassen jedwede ein tausend Austern holen. Diese Austern öffnet man; und wofern man in einem tausend nicht für fünf Fanos, das ist für etwa einen halben Thaler Perlen findet, so setzet man die Fischerey dasselbige ganze Jahr beyseite, weil der Gewinn die Kosten nicht tragen würde.

Die Kaufleute müssen die Austern auf ein Gerathewohl kaufen, und mit dem, was ihnen ihr Glück beschehret, zufrieden seyn. Große Perlen sind etwas seltenes, absonderlich auf der ceylanischen Bank. Die meisten sind nur Loth- oder Staubperlen. Zwar findet man zuweilen welche von einem halben oder ganzen Grane, aber eine Perle von zwey bis drey Karathe ist etwas außerordentliches. Ist das Jahr gut: so gilt das Tausend Austern wohl sieben Fanos, und sodann trägt die Fischerey zu Manar über hundert tausend Piaster. Als die Portugiesen noch Herren im Lande wa-

waren: so mußte jedwede Barke ein gewisses bezahlen. Den Holländern muß man von jedwedem Taucher acht, ja zuweilen neun Piaster erlegen. Diese Auflage hat ihnen nicht selten über siebenzehn tausend Piaster eingetragen, ohne daß man sie deswegen einer Gewinnsucht beschuldigen könnte, indem sie dagegen gehalten sind, die Taucher gegen ihre Feinde, die Malabaren, zu beschützen, welche währender Fischerey mit ihren Kriegesbarken beständig auf die Fischer lauren, und sie in die Leibeigenschaft zu führen trachten. Die Holländer halten also diese Zeit über einige kleine Fahrzeuge zum Schutze des Perlfanges.

Naturgeschichte von Ostindien.

Perlkauf.

Man verkaufet sie nicht, wie in Europa, nach dem Karathe, oder Diamantengewichte, welches vier Gran beträgt, sondern es haben die Asiater ihr eigenes Gewicht. In Indien, absonderlich im Indostanischen, imgleichen in den Königreichen Visapur und Golkonda, wiegt man sie nach Ratis, davon jedes um ein Achttheil leichter ist, als ein Karat. In Persien werden sie nach Abas gewogen. Es ist aber zwischen dem Abas und dem Ratis kein anderer Unterschied, als in der Benennung. Der allerstärkeste Handel mit Diamanten, Rubinen, Saphiren, Topasen und Perlen, wurde vorzeiten zu Goa getrieben. Denn weil jedweder verkaufen durfte, was er hatte: so brachten alle Steingräber und Kaufleute ihre kostbaresten Stücke zu Markte, dahingegen sie in ihrem eigenen Lande kein seltenes Stück zeigen durften, oder gewärtig seyn mußten, ihr Landesherr würde es wegnehmen, und dafür zahlen, was er wollte. Zwar haben die Portugiesen in Indien ihr eigenes Perlgewicht, das bey keinem andern Volke, weder in Asien und America, noch auch in Europa im Schwange geht, und Chegos heißt: allein, ob sie gleich an solchen Orten, wo sie Herren sind, die Perlen darnach verkaufen, so thun sie doch den Einkauf nach dem Gewichte, das in der Verkäufer Heymath üblich ist, es sey nun Karat, Ratis, oder Abasgewichte.

Seidenwaare.

Die allerschönsten Baumwollen- und Seidenzeuge, die wir aus Indien bekommen, werden in des Großmogols Gebiethe verfertiget. Denn ungeachtet es beynahe in keiner einzigen Gegend des ganzen Morgenlandes weder an Seide, noch an Baumwolle fehlet: so scheint doch die Geschicklichkeit und der unverdrossene Fleiß gleichsam das Eigenthum der Einwohner dieses weitläuftigen Reiches zu seyn *o*). Das einzige Dorf Kasambazar in Bengalen liefert alle Jahre bis zwey und zwanzig tausend Ballen Seide, jedweden zu hundert Pfund. Die Europäer kaufen zum höchsten etwa sieben tausend, und würden mehr nehmen, wenn ihnen nicht die mogolschen und tatarischen Kaufleute, welche eben so viel abholen, Hindernisse in den Weg legeten. Das übrige behalten die dasigen Landeseinwohner zu ihren Seidenwebereyen für sich. Was die rohe Seide betrifft, so hat man bemerket, daß es nirgendwo von Natur weiße Seide gebe, als im gelobten Lande, und daß die Kaufleute von Aleppo und Tripoli selbst, kaum etwas davon bekommen. Die Seide zu Kasambazar ist, gleichwie alle rohe Seide, die aus Persien und Sicilien kömmt, gelblicht: allein, die dasigen Einwohner verfertigen aus der Asche eines gewissen Baumes, welcher die sogenannten Adamsfeigen trägt, eine Lauge, damit sie ihre Seide eben so weiß machen, als die palästinische von Natur ist.

In

o) China wird hier übergangen, weil es unter dem Namen Ostindien nicht eigentlich begriffen werden kann.

Naturgeschichte von Ostindien.

In ganz Indien wird die Seidenarbeit nirgend fleißiger und geschickter getrieben, als im Königreiche Guzurate, absonderlich in dem Bezirke um Surat und Amadabath. Hier verfertiget man nicht nur allerley seidene Zeuge, sondern auch ungemein schöne Teppiche, theils von bloßer Seide, theils mit Silber und Gold durchwirkt. Die Chiten oder gemalte baumwollene Zeuge, die man Calmandar, das ist, mit dem Pinsel verfertigte, nennet, werden hauptsächlich im Königreiche Golkonda und am allerstärkesten in der Gegend um Masulipatan gemacht. Unter den gedruckten Chiten ist sowohl wegen Zartheit des Zeuges, als wegen Feinkeit des Druckes ein großer Unterschied. Die meisten weißen Zeuge werden ungebleicht nach Renonsari und Baroche gebracht, weil diese Gegenden wegen ihrer schönen Wiesen und des großen Ueberflusses an Limonien, absonderlich bequem zum Cattunbleichen sind. Denn es bekömmt der Cattun, wofern er nicht durch Limonienwasser gezogen wird, nimmermehr eine rechte schöne Weiße. Es giebt dermaßen feine baumwollene Zeuge, daß nach Taverniers Berichte, ein persischer Bothschafter am mogolschen Hofe nach seiner Zurückkunft seinem Herrn eine Cocosnuß in der Größe eines Straußeneyes verehrete, darinnen sechzig Ellen Zeug zu einem Turbane von so feinem Gespinnste waren, daß man es kaum auf der Hand wahrnahm. Nurbesagter Reisebeschreiber erzählet ferner, er habe eine Unze von solchem Faden, davon das Pfund sechshundert Mahmudis *p)* kostet, mit nach Frankreich gebracht, und durch den Anblick eines Fadens, den das Auge kaum zu erkennen vermocht, den ganzen Hof in Erstaunen gesetzet. Es wird zwar in allen Gegenden von Indien, sowohl gesponnene als ungesponnene Baumwolle aufgekauft, nach Europa aber wird sehr wenig ungesponnene, gebracht, weil es nicht nur eine Waare von geringem Werthe ist, sondern auch unterwegens große Beschwerlichkeit verursachet. Man führet sie nicht weiter als ins rothe Meer, imgleichen nach Ormus und Bassora, zuweilen auch in die sundischen und philippinischen Eylande. Was die gesponnene Baumwolle betrifft, so führet zwar die englische und holländische Gesellschaft eine große Menge nach Europa, aber im geringsten nicht von der feinesten Gattung. Sie nehmen nur von derjenigen, daraus man Lampendochte und Strümpfe machet, oder die man mit Seide durchschießen kann. Die feine ist in unseren Gegenden etwas unnützes.

Der VI Abschnitt.

Ostindianisches Fuhrwerk, und Art zu reisen.

Fuhrwerk der Indianer und dessen Gebrauch. Zug Palankine. Begleitung. Lebensmittel. Chevon Wägen. Ochsen zum Reisen. Kutschen. rafen oder Geldwechsler.

Ostindisches Fuhrwerk.

Man gebrauchet in Indien weder Pferde, Esel noch Maulesel zu einer Reise, oder zum Anspanne. Man bringt das Gut entweder auf Ochsen und Kameelen fort, oder auf Karren mit Ochsen bespannet. Ein Ochse trägt gemeiniglich drey bis viertehalb Zentner. Alle Reisebeschreiber melden mit großer Verwunderung, daß man gar oft Schaaren von mehr als zehn oder zwölftausend Ochsen begegne, welche Reiß, Getreyde und Salz an solche Orte, da man diese Waaren gegen einander austauschet, bringen. Den Reiß bringen sie hin, wo nichts als Getreyde wächst, das Getreyde in bloße Reißländer, und das Salz, wo die Natur keines austheilet. Die Kameele sind hauptsächlich nur für das Geräthe

p) Ein Mahmudi galt zu seiner Zeit vier dreyviertheil Groschen oder zwölf französische Sols.

che vornehmer Herren bestimmt. Weil nun in des großen Mogols Gebiethe, welches sehr wohl angebauet ist, um jedwedes Baufeld ein guter Graben gezogen, oder ein Wasserbehälter in Gestalt eines Teiches darinnen angelegt wird, damit man es zu seiner Zeit wässern könne: so ist diese Gewohnheit etwas sehr beschwerliches für Reisende. Ostindisches Fuhrwerk.

Denn wofern sie einem ungeheuern Ochsenzuge auf einer solchen engen Straße begegnen: so müssen sie wohl zween bis drey Tage stille liegen, und warten, bis der Weg wieder frey werde. Die Ochsentreiber verstehen sonst keine andere Handthierung; sie wohnen auch an keinem gewissen Orte, sondern führen Weib und Kind mit sich herum. Einige haben hundert Ochsen unter sich, andere mehr oder weniger: doch stehen sie alle mit einander unter einem Oberhaupte, der sich so viel einbildet, als ein Fürst, und beständig eine Perlschnur um den Hals trägt. Begegnet der Reißzug dem Getreydezuge: so setzet es zum östern des Ausweichens wegen blutige Köpfe. Ein gewisser Reisebeschreiber berichtet, es habe einstens der große Mogol in Erwägung, wie schädlich diese Schlägereyen der Handlung und dem Verführen der Lebensmittel in seinem Lande wären, die Oberhäupter beyder Züge vor sich kommen lassen, sie zur Eintracht ermahnet, und jedwedem ein Leck Rupien nebst einer Perlschnur verehret, um durch diese Gleichheit seiner Gnadenbezeugungen eine Gleichheit des Ranges unter ihnen einzuführen.

Um diese Weise, die Lebensmittel in Indien von einem Orte zum anderen zu führen, desto begreiflicher zu machen, müssen wir bemerken, es gebe unter den heidnischen Stämmen viere, welche den Namen **Muris** führen; jedweder besteht aus etwa hunderttausend Seelen. Diese Leute nun leben bloß unter Zelten, und treiben keine andere Handthierung, als die Lebensmittel an Ort und Stelle zu bringen. Der erste Stamm hat bloß mit Getreyde zu thun; der andere mit Reiße; der dritte mit Hülsenfrüchten; der vierte mit Salze, und suchet es von Surat bis an das Vorgebirge Comorin zusammen. Besagte vier Stämme unterscheiden sich noch auf eine andere Weise; denn ihre Priester bezeichnen die zum ersten gehörigen Personen, mitten auf der Stirne mit einem rothen Gummiflecken eines Thalers groß, imgleichen mit einem Striche über die Nase herab, und kleben einige Getreydekörnchen in der Gestalt einer Rose darauf. Die vom zweyten Stamme bezeichnen sie an nurbesagten Orten mit gelbem Gummi, und Reißkörnchen; die vom dritten mit grauem Gummi, und Hirse. Die Mitglieder des vierten Stammes tragen einen Sack mit acht bis zehn Pfund Salze am Halse, indem ihnen die größere Schwere desselbigen auch größere Ehre bringt. Mit diesem Sacke schlagen sie sich unter dem Bethen an die Brust. Jedweder hängt auch ein silbernes Schächtelchen in der Größe einer Wallnuß mit einer Schnur an den Hals, und verwahret einen Segensspruch, den ihm seine Priester geben, darinnen. Ja, sie hängen dergleichen auch ihren Ochsen an, wenigstens doch denen, darauf sie das meiste halten. Die Kleidung ihrer Weiber besteht aus einem Stücke weißen oder gemalten Cattune, der fünf bis sechsmal um den Unterleib gewunden wird, da es denn läßt, als ob sie eben so viel Röcke über einander trügen. An dem Oberleibe schneiden sie sich allerley Bluhmen in die bloße Haut, und malen sie durch Hülse des Saftes einiger Wurzeln mit allerley Farben aus; dergestalt sieht ihre Haut einem gebluhmten Zeuge gleich. Fuhrwerk der Indianer, und dessen Gebrauch.

Indem die Männer ihre Thiere beladen, brechen die Weiber die Zelte ab. Hinter dem Zuge folgen die Priester, und richten auf der Ebene, wo man das Lager aufschlägt, ihr gewöhnliches Götzenbild auf. Es hat die Gestalt einer Schlange, die sich um eine

Ostindisches Fuhrwerk.

ungefähr acht Schuhe hohe Stange windet, und der Ochse, der es trägt, wird für heilig gehalten.

Zug von Wägen.

Ein Zug, der aus Wägen besteht, begreift selten eine größere Anzahl, als zweyhundert in sich. Jedweder Wagen ist mit zehn bis zwölf Ochsen bespannet. Neben her gehen vier Soldaten, welche der Kaufmann bezahlet, auf jeder Seite zwey, und halten das Ende von zween quer durch den Wagen gezogenen Seilen. Werden diese Seile, wo schlimmer Weg ist, stark angezogen: so kann der Wagen nicht umfallen.

Ochsen zum Reisen.

Man bedienet sich auf Reisen gemeiniglich der Ochsen, als welche hier zu Lande die Stelle der Pferde versehen. Sie gehen sanft genug, nur muß man bey dem Erkaufe eines Reutochsens darauf sehen, daß seine Hörner nicht über einen Schuh lang seyn, weil er sonst, wenn ihn die Fliegenstiche unruhig machen, den Reuter vor die Brust stoßen könnte. Sie lassen sich eben so gut regieren, als ein Pferd, ungeachtet man ihnen nicht das geringste Gebiß anleget, sondern nur eine Schnur durch den Nasenknorpel zieht. Wo ebener Weg ohne Steine ist, da beschlägt man sie nicht, wohl aber an rauhen felsichten Orten, weil ihnen sonst die Steine nebst der großen Sonnenhitze den Huf verderben würden. Ein indianischer Ochs ist von der Natur mit einem großen Höcker auf dem Rücken begabt. Soll er nun angespannet werden, so hängt man ihm ein ledernes, und vier Finger breites Kummet an den Hals, das sich währenden Ziehens an besagten Höcker stämmet.

Kutschen.

Nebst dem reisen die Indianer auch in kleinen und sehr leichten Kutschen. Zwar haben zwo Personen Platz in einer: gemeiniglich aber sitzt, um besserer Bequemlichkeit willen, und damit man seine besten Sachen neben sich haben könne, nicht mehr als eine einzige darinnen. Sie sind mit einem Kasten, darein man Lebensmittel leget, versehen, und werden nur mit zween Ochsen bespannet *q*). Es fehlen ihnen weder Polster, und Vorhänge, noch andere Bequemlichkeiten; nur sind sie nicht eingehängt. Man möchte sich wundern, daß ein Paar solcher Ochsen wohl fünfhundert Rupien kostet: es wird aber die Verwunderung bald wegfallen, wenn man dagegen höret, sie könnten eine sechzigtägige Reise aushalten, und alle Tage funfzehn französische Meilen im beständigen Trabe weglaufen. Zu Mittage giebt man ihnen einige mit Butter und schwarzem Zucker angerührte Klumpen Weizenmehl. Des Abends besteht ihr Futter in zerstoßenen Kichererbsen, die man vorher eine halbe Stunde in Wasser weichet. Das tägliche Miethgeld für eine solche Kutsche beträgt eine Rupie.

Palankine.

Wer bequem reisen will, ohne die Kosten zu scheuen, der nimmt ein Palankin; denn darinnen befindet man sich nach Wunsche. Ein Palankin ist einem Bette ähnlich, ungefähr sieben Schuhe lang, und drey breit, mit einem kleinen Geländer rings herum. Oben darüber liegt eine Decke, auf einem Bambusriethe, das man bey Zeiten beuget, und ihm eine Bogenkrümmung angewöhnet. Besagte Decke ist von Brocate oder Atlasse; bekömmt man nun die Sonne auf eine Seite, so zieht ein Bedienter, der zu Fuße neben her läuft, die Decke auf selbiger Seite vor. Ein anderer Bedienter führet einen von Weiden geflochtenen, und mit irgend einem schönen Zeuge überzogenen Schirm an einem Stabe, und hilft damit die Sonnenstrahlen abhalten, absonderlich wenn der Reisende sich umwendet, und von ihnen getroffen wird. Beyde Enden des erwähnten Bambusriethes, sind

q) Man sehe den Kupferstich im X Theile.

sind an der Kopf- und Fußseite des Palankins zwischen zwo in der Gestalt eines Andreas- kreuzes durchgehenden Stangen fest gemacht. Sechs Kerl nehmen das Palankin auf die Schulter, drey an der Kopf- und drey an der Fußseite, und laufen damit noch geschwinder fort, als unsere Senftenträger. Will man noch geschwinder fortkommen, so nimmt man zwölf Kerl, die einander ablösen, und des Tages dreyzehn bis vierzehn französische Meilen machen. Ihre Bezahlung beträgt des Monates für den Mann nicht mehr, als vier Rupien. Ostindisches Fuhrwerk.

Man mag aber seine Reise anstellen, wie man will: so pflegen doch Personen, die von mehr als gemeinem Stande sind, etwa zwanzig bis dreyßig theils mit Pfeil und Bogen, theils mit Büchsen gewaffnete Kerl, zu ihrem Leibschutze mitzunehmen. Man bezahlet sie nicht höher, als die Träger; dafür müssen sie nicht nur ihrem Besolder Ansehen machen, sondern auch zu seiner Vertheidigung bereit seyn. Sie haben in jedweder Stadt, da man sie annimmt, ein Oberhaupt, das für ihre Treue gut saget. Begleitung.

Die muhammedanischen Dörfer sind mit Hühnern, Tauben und anderem Fleischwerke genugsam versehen: wo aber sonst niemand, als Banianen, wohnet, da bekömmt man keine andere Lebensmittel, als Mehl, Reiß, Gemüse und Milch. Weil ein Ausländer, wenn er die ungemeine Hitze in Indien noch nicht ertragen kann, bey der Nacht zu reisen und bey Tage zu ruhen genöthiget ist: so darf er sich in verschlossenen Flecken nicht länger, als bis zu Untergange der Sonne, verweilen; denn da die Oberhäupter eines solchen Ortes für alle Diebstähle in ihrem Bezirke gut stehen müssen, so wollen sie nach dem Thorschlusse niemanden mehr hinaus lassen, und es geht schwer damit zu, ehe man die Freyheit abzureisen von ihnen erhält. Wer nun dergleichen Hindernisse besorget, der betritt solche Orte nur, wenn er Lebensmittel einkaufen will, geht bey guter Zeit wiederum hinaus, und lagert sich so lange auf freyem Felde unter irgend einem Baume, bis die bequeme Stunde zum Aufbruche erscheint. Lebensmittel.

Ein indianisches Dorf muß sehr geringe seyn, wenn es keinen sogenannten Cheraf oder Geldwechsler haben sollte. Diese Leute zahlen auf Anweisungen, oder Wechselbriefe, wie unsere Wechsler ebenfalls, nur muß man gemeiniglich ein sehr großes Aufgeld bezahlen, weil das vorgeschossene Geld verloren ist, wenn der Reisende ausgeplündert wird. Nebst dem haben sie bey ihren Zahlungen einen sehr verdrießlichen Gebrauch; denn sie nehmen ein altes Münzstück, es mag nun von Golde oder Silber seyn, nie für eben den Werth, als ein neugeprägtes: darum, weil es etwas vom Gewichte verliert, wenn es durch viele Hände geht. Vergisset man nun, es ausdrücklich zu bedingen, daß man in keinem anderen als neuem Gelde bezahlet seyn wolle: so bekömmt man lauter altes, folglich in der That drey bis viere vom Hunderte zu wenig. Falsches Geld giebt es sehr selten. Hat man ja in irgend einer Zahlung ein falsches Stück bekommen: so ist es besser, man schneide es entzwey, und trage diesen Verlust mit Geduld, als daß man sich darüber beschwere, weil man sich einer großen Gefahr unterwürfe. Man müßte nämlich den Geldsack demjenigen, von welchem man ihn bekommen hat, wieder zurück geben, und dergestalt der Sack so lange aus einer Hand in die andere gehen, bis endlich der falsche Münzer entdecket würde, welcher dafür die Hand verliert. Könnte man ihn aber nicht entdecken: so würde sowohl der Ausgeber, als der Empfänger des falschen Stückes, um Geld gestraft. Dieses strenge Verfahren trägt den Cherafen nicht wenig ein; denn weil niemand eine Zahlung weder annehmen noch leisten will, es habe denn ein Cheraf die Stücke vorher besichtiget: Cherafen oder Geldwechsler.

Ostindisches Fuhrwerk.

tiget: so muß man ihnen diese Bemühung mit einem Sechzehntheile vom Hunderte bezahlen. Sie sind ungemein heißhungerig auf das Gold, und wissen so gar das wenige, was bey dem Streichen auf dem Probiersteine zurück bleibt, auf eine den Europäern unbekannte Weise zu nutzen; denn sie wischen es mit einem Kügelchen von schwarzem Peche und weißem Wachse vom Steine weg, verbrennen nach einigen Jahren die Kugel, und bekommen also das in ihr vorhandene Gold.

Bey dem Golde und Silber, das aus der Landesherren Schatze kömmt, wird dermaßen große Vorsichtigkeit gebrauchet, daß kein Betrug damit vorgehen kann. Es berichtet sowohl Rhoe, als Tavernier, welche sich alle beyde mit besonderem Fleiße auf dergleichen Wahrnehmungen legeten, es werde alles Silber, das in den Sarquet oder Schatz des großen Mogols kommen solle, vorher in ein großes Kohlenfeuer geworfen; sobald die Münzstücke glühen, gieße man das Feuer aus. Finde man nun an einem Stücke nur die allergeringste Spur eines Zusatzes, so schneide man es den Augenblick entzwey. So oft ein Goldstück in den Schatz kömmt, wird mit einem Stempel ein Löchelchen, doch nicht durchaus, darein geschlagen, und es dergestalt bezeichnet. Manches hat wohl sieben bis acht dergleichen Löcher, und ist folglich eben so oft schon im Schatze gewesen. Sie werden tausendweise in Säcke gethan, mit des Großschatzmeisters Siegel bedrücket, und die Zeit, wenn sie gepräget worden, beygefüget.

Der VII Abschnitt.

Besondere Bäume und Pflanzen in Japon.

Einleitung. Beerentragende Bäume. Verschiedene Arten von Lorbeer. Sjio, japonischer Campher. Na oder Nagi. Tobira. Aepfel und Nüsse tragende Pflanzen. Itabu. Si. Kürbisse. Melonen. Gurken. Küchengewächse. Kräuter. Hülsenfrüchte und Mooße. Reiß und Getreyde. Pflanzen mit schönen Bluhmen. Verschiedene Arten von Hollunder. Mancherley Lilien. Vielerley Iris. Viele schöne Mutterkräuter. Pflanzen von verschiedener Art. Verschiedene Arten von Epheu. Japonischer Pfeffer. Japonische Palmen. Mancherley Rohr. Binsen. Wohlriechende Bäume. Andere Pflanzen. Indianische Vogelnester.

Einleitung.

Die Geschichte der morgenländischen Gewächse würde einen ihrer wichtigsten Theile vermissen, wenn wir die japonischen wegließen. Außer dem, da ich die Pflanzen aus einer gegründeten Ursache aus der Beschreibung dieses Reiches weglassen mußte, und sie bey anderer Gelegenheit zu liefern versprach: so bin ich schuldig, mein Wort zu halten; und endlich so verdienet die Vortrefflichkeit ihrer Quelle, das ist, ihre von dem berühmten Kämpfer in lateinischer Sprache r) heraus gegebene Beschreibung, woraus der Verfasser der neuen japonischen Geschichte die seinige genommen hat, daß wir sie der gegenwärtigen Sammlung einverleiben.

Beerentragende Bäume. Verschiedene Arten von Lorbeer.

Japon hat zwar mehr als einerley Gattung Lorbeerbäume: sie werden aber sämmtlich unter dem allgemeinen Namen Tsus-no-Ki s) begriffen. Diejenige, welche mit einer ihr eigenen Benennung, Kuro Tsons, oder Proh Tsons heißt, trägt große Beeren von einer

r) Amoenitatum exoticarum etc. Fasciculi quinque, Lemgoviæ bey Meyern im Jahre 1712 in 4.

s) Tsus bedeutet Lorbeerbaum, Ki, Pflanze oder Baum, No ist der Artikel. Dergestalt heißt Tsus-No-Ki Lorbeerbaumspflanze.

t) Man muß sich hiebey erinnern, daß bey den Gelehrten

einer dunkeln Purpurfarbe; ihre Blätter sind zuweilen sehr breit, zuweilen schmahl und gewässert. Noch eine andere Gattung heißt Aka Tsutsu, hat breites Laub, und ziemlich große rothe Beere.

Bäume und Pflanzen in Japon.

Der Ssio, insgemein Kus No-ki oder Nambok genannt, ist ein Lorbeerbaum, welcher Campher giebt, absonderlich aus der Wurzel. An Dicke und Höhe gleicht er einer Linde. Er wächst sonst nirgend, als in der Landschaft Saruma, und auf den Gottoinseln. Die dasigen Einwohner schneiden Wurzel und Holz in kleine Stücke, und kochen sie und bringen dergestalt den Campher heraus. Allein, ob er gleich nachgehends sublimiret wird, so gilt er doch nur den vier und zwanzigsten Theil so viel, als der borneische, den man durch bloßes Aufritzen des Baumes zwischen der Rinde und dem Holze bekömmt. Der japonische Baum hat wenig Zweige. Seine Rinde ist sonst zwar hart und dunkelgrau: an den jungen Sprossen aber dünne, klebericht, und leicht abzustreifen. Das Mark ist hart und holzicht; das Holz von Natur zwar weiß, gewinnet aber, wenn es dürre wird, einen röthlichen Blick. Seine Fasern liegen nicht sonderlich dicht beysammen, sind aber hart genug, und kann deswegen allerley Tischlerarbeit aus diesem Holze gemachet werden, nur wird sie immer rauher, je mehr das in ihm befindliche Harz verrauchet. Von der Wurzel dieses Baumes und des Fatz-no-ki werden die allerschönsten japonischen Schränke gemacht, und sind ihre beyderseitigen Adern und Schattirungen sehr angenehm anzusehen.

Ssio, japonischer Campher.

Wir wollen dem Verfasser in seiner Beschreibung auf dem Fuße nachgehen. Das Laub des japonischen Campherbaumes hängt an ziemlich langen Stielen. Anfänglich sind sie grün, werden aber nachgehends röthlich. Jedes Blatt hängt allein, und in keiner gewissen Ordnung; es ist häutig, beynahe eyrund, am Ende spitzig, seine Ränder laufen wellenweise, sind aber doch nicht ausgezacket. Nebst dem hat es viele Aestchen von einer etwas blassern Farbe. Unten ist es dunkelgrün, aber glänzend, oben ist es grasgrün, und so sanft, als Seide anzufühlen. Die Hauptrippe ist auf beyden Seiten über die Blattfläche erhoben, weißgrünlich, und treibt seine Aeste bogenweise nach der Länge des Blattes. Diese Aeste theilen sich abermal in andere noch zärtere. Die Faserenden machen sehr oft kleine Wärzchen, welche diesem Baume eigen sind. Wenn er seine völlige Größe hat, so treibt er im May- und Brachmonate eine kleine Blüthe. Sie schlägt am Ende der kleinen Aeste unter den Blattstielen heraus; ihre eigenen Stiele sind um ein Drittheil kleiner, als die Blattstiele, sehr zart, und in kleine Aestchen vertheilet; jedwedes trägt eine sechsblätterige Blüthe mit neun Staubstengelchen, drey in der Mitte, und die sechs übrigen rund um selbige herum. Je mehr der Bluhmenkelch an Größe zunimmt, desto näher tritt der Saamen seiner Zeitigung. Ist er völlig reif: so hat er die Größe einer Erbse, eine glänzende dunkele Purpurfarbe, eine zwar runde doch gleich einer Birne, länglichte Gestalt, und eine dünne Hülse, die ins Purpurfärbige fällt, und schmecket wie mit Nelken versetzter Campher. Inwendig liegt ein Korn in der Größe eines Pfefferkornes, das sich in zwo Hälften theilet, und eine schwarze glänzende Hülse hat. Es ist von einer ölichten Natur und wiederwärtigem Geschmacke.

Na, insgemein t) Nagi und Tsikkburasiba genannt, ist eine sehr seltene u) Lorbeerbaumgattung

Na oder Nagi.

Gelehrten in Japon die chinesischen Schriftzeichen, obwohl mit etwas veränderter Gestalt, üblich sind. Dergestalt ist der erste Name derjenige, damit die japonischen Gelehrten das chinesische Zeichen, das diese Pflanze bedeutet, aussprechen.

u) Nach Kämpfers Beschreibung: Laurus julifera, folio specioso enervi.

Bäume und Pflanzen in Japon. gattung und wird in Japon für einen Glücksbaum gehalten. Er behält sein Laub das ganze Jahr, wächst in den Wäldern, und wird aus solchen versetzet, aber unter ein Dach gebracht, indem man ihn nie beregnen läßt. An Größe gleicht er einem Kirschbaume. Der Stamm wächst sehr gerade, und hat eine dunkelbraune, weiche, fleischige Rinde, an den kleinen Aesten ist sie ungemein schön grün, und hat einen balsamischen Tannengeruch, das Holz ist hart, schwach und beynahe ohne alle Fasern. Sein Mark gleicht an Wesen ungefähr einem Feldschwamme (Champignon), bekömmt aber, wenn der Baum alt wird, eben so große Härte, als Holz. Die Blätter wachsen Paar und Paar, doch ohne Stiele, haben keine Rippen, ein hartes Wesen, und gleichen mit einem Worte in vielen Stücken dem Laube des alexandrinischen Lorbeerbaumes. Sie sind glatt, einen starken Daumen breit, und nach Verhältniß lang, haben oben und unten einerley und zwar dunkelgrüne Farbe, mit einem blauen Anstriche und röthlichem Blicke. Unter jedwedem Blatte stehen drey bis vier weiße kurze haarige mit kleinen Bluhmen vermischte Staubstengelchen heraus, und lassen, wenn sie abfallen, eine kleine und selten harte Beere zurück, die an Gestalt ungefähr einer wilden Pflaume gleicht, und wenn sie zeitig geworden, eine schwarze Purpurfarbe hat. Ihr Fleisch ist dünne und ohne Geschmack. In dieser Beere liegt ein rundes Nüßchen, in der Größe einer Kirsche, mit einer harten steinigen, obgleich dünnen und zerbrechlichen Schale. Der inwendige Kern hat vier dünne rothe Hülsen, schmecket bitter und ist übrigens zwar rund, doch steht eine kleine Spitze daran, die ihre Wurzel mitten im Kerne selber hat.

Ajikuba. **Ajikuba** ist eine große Staude. Ihre Sprossen sind hellgrün, voll Knospen und von einem fetten Wesen. Ihr Laub ist gleich dem Steineichenlaube, etwas gebogen. Die Blüthe steht auf einem ziemlich dicken Stengel, ist dreyblätterich, von einer ins Rothe fallenden Purpurfarbe, und in der Größe eines Pfefferkornes. Die Frucht ist roth, länglicht, ziemlich groß, hat ein weißlichtes süßes Fleisch, darinnen ein harter und scharfschmeckender Kern liegt.

Taraijo. **Taraijo**, insgemein Onimatsi genannt, ist eine Lorbeerkirschengattung. Ihre Blüthen sind vierblätterich, wohlriechend, blaßgelb, und stehen unter den Achseln des Laubes in großer Menge beysammen. Die Frucht hat vier Saamenkörner in sich, ist roth, so groß als eine Birne. Der Baum selbst gleicht einem Birnbaume. Er wird in Gärten gezogen, und behält seine Schönheit beständig.

Sankitz. **Sankitz**, insgemein Jamma-Tadsi-Banna genannt, ist ein kleiner Muschelkirschbaum, mit wildem in einer Rundung stehenden Kirschlaube. Seine Blüthe ist fünfblättericht, und gleicht den Mayblühmchen. Seine Frucht ist röthlich, größer als eine Erbse, schmecket süß und stopfet, hat einen weißen, harten, durchsichtigen Kern.

Quackitz. **Quackitz**, oder insgemein Tianna-Tadsi-Banna, ist gleichfalls ein Muschelkirschbaum, der sein Laub nie verliert. Sowohl Blüthe, als Frucht, ist wie an dem Sankitz. Doch giebt es eine besondere Gattung von ihm, mit Weidenlaube, ausgenommen daß es mit kleinen Bläschen bestreuet ist. Seine Blüthe steht gleich der Dulcamara ihrer, auf rückwärts gebogenen Kelchblättchen.

Nandstokf. **Nandstokf**, nach der gemeinen Sprache Nattin oder Nandin-Tsikku, ist ein Stäudchen, das etwa eines Armes hoch wächst, und von weitem einem Rohre ähnlich sieht. Seine Aeste stehen an einander gerade gegen über, und machen mit dem Stamme rechte Winkel. Das Laub ist anderthalb Zoll lang, und dem Weidenlaube an Gestalt gleich.

gleich. Die Blüthe ist weiß, fünfblätterícht, des Solani lignosi seiner ähnlich, und dauert nur einen einzigen Tag. Die Beeren sind roth, so groß als eine Erbse und haben zwey halbrunde Saamenkörner in sich. Bäume und Pflanzen in Japon.

Nysimi Motsi, oder Tanua-Wattasi, ist die gemeine Reinweide. Nysimi Motsi

Jubeta ist so groß, als ein Pflaumenbaum, gleicht an Blüthe und Beeren der Reinweide. Seine Rinde ist grünlich. Die Blätter sind in großer Menge vorhanden, eyrund, mürbe, welken gern bald, und stehen einander gegen über. Der Kern ist weiß, von einem zusammenziehenden und brennenden Geschmacke, die Beeren sind giftig. Jubeta.

Kooki, insgemein Kuko und Numi-Gussari genannt, ist eine dornichte Reinweide, hat sehr viele, eyrunde, eines Daumens lange Blätter ohne einigen Ausschnitt. Die Blüthe steht einfach oder auch paarweise auf einem Stiele, ist purpurfärbicht, fünfblätterícht, und der Hyacinthe ähnlich. Es wird nicht nur Beere und Saamen, sondern auch das Laub in der Arzeney gebrauchet, und das letztere wie Thee getrunken. Kooki.

Fechosatz ist ein mittelmäßig großer, stark beästeter Baum. Sein Laub schlägt an den Spitzen der jungen Aeste in großer Menge heraus, ist zween Zoll lang, oben spitzig, unten eyrund, dick, hart, und etwas weniges gezacket. Die Blüthen stehen in Aehren beysammen. Die Beeren sind roth, und so groß, als eine Kirsche. Ihr Fleisch schmecket wie Waldobst, und der Kern, welcher sich in zwo Hälften spaltet, schmecket zusammenziehend. Fechosatz.

Kemboku, sonst Kumgambokf und Sakaki genannt, ist ein Baum von mittelmäßiger Größe, gleicht an Laube und Blüthe der römischen Myrthe des Matthioli. Seine Beeren wachsen einzeln an einem Stiele, sind spitzig und so groß, als ein Pfefferkorn. Der Saamen gleicht den Agleysaamen, schmecket etwas bitter und sehr zusammenziehend. Es ist dieser Baum den Göttern geheiliget. Kemboku.

Fisakaki ist ein Stäudchen, das dem Thee gleicht, auch dergleichen Blätter hat. Seine Blüthe wächst längst an den Aesten hin, ist roth, fünfblätterícht, und glockenförmicht. Auf die Blüthe folgen Beeren, die man für Wachholderbeeren ansehen sollte, und viele harte Saamenkörner in sich haben. Man zieht diese Pflanze um ihrer Schönheit willen. Es giebt noch eine andere Gattung mit weißen Blüthen, ihre Beeren sind mit einem purpurrothen Safte angefüllet. Fisakaki.

Sasjebu ist ein Stäudchen, und an Gestalt und Laube von dem Fisakaki wenig unterschieden. Nur die Blüthe ist einblätterícht, kegelförmicht, so groß als ein Gerstenkorn, weiß, steht hin und wieder auf den jungen Sprossen, und ist mit sehr kleinem Laube untermischet. Die Beeren gleichen den wilden Weinbeeren nicht übel, haben eine Purpurfarbe, keine Hülse, aber einen weinigen Geschmack, sind so groß, als ein Pfefferkorn, und mit vielen Saamenkörnern angefüllet. Sasjebu.

Okamni, nach der gemeinen Sprache Iso-Fisakaki, ist ein Stäudchen mit geraden, dünnen, und vielen Aesten. Die Blätter sind anderthalb Zoll lang, eyrund, dick, hart, schmahl gezacket, und zuweilen umgebogen. Die Blüthen stehen zu Paaren oder zu dreyen unter den Achseln der Blätter, sind klein, vierblätterícht, blaß fleischfärbicht. Die Beeren sind rund, purpurfärbicht, fleischicht, haben rothe und glänzende Saamenkörner. Okamni.

Sjiroggi ist abermals eine Staude, mit einer rauhen Rinde, drey Daumen langen an beyden Enden spitzigen und nicht ausgeschnittenen Laube. Die Blüthen stehen auf schirm- Sjiroggi.

Bäume und Pflanzen in Japon.

schirmähnlich geordneten Stielen, sind in großer Menge vorhanden, klein uud fünfblätterigt. Im Winter, wenn das Laub abgefallen ist, haben die Beeren eine schöne rothe Farbe, ein weißes, markiges und bitteres Fleisch, und sind kleiner, als Erbsen. Der Saamen ist dreyeckicht, und so groß, wie der Feldkümmel. Noch giebt es einen andern Sjiroggi, insgemein Namome genannt; dieser ist ein kleiner Baum, dessen Blätter der Länge nach hohl, umgebogen, und am Rande kurz ausgezacket sind. Seine Beeren haben ungefähr die Größe einer Kirsche, und sein Saamen, dessen Menge jedoch nicht groß ist, des Kümmels.

Sinsan.

Sinsan, in der gemeinen Sprache Mijamma-Skimati genannt x), ist ein großer Baum. Seine Blätter stehen in einer Rundung um die kleinen Aeste, sind etwa drey Zoll lang, dick, spitzig, mit etwas geflammetem aber nicht ausgekerbetem Rande, schmecken wie Sagapenum, und brennen auf die Zunge. Die Blüthe hat vier auch fünfe kleine röthliche Kelchblättchen. Die Beeren gleichen an Gestalt einer Birne, an Größe den Weißdornschlehen. Inwendig liegen vier weiße den Pommeranzenkernen ähnliche Saamenkörner, und sind in zwo Hälften gespalten.

Come-Goomi.

Come-Goomi, insgemein Mantus genannt, ist ein Stäudchen, das der Reinweide gleicht, und ein Ansehen wie Buchsbaum hat. Es wächst drey Schuhe hoch, hat eyrunde zugespitzte Blätter, welche buschweise beysammen stehen, und wie Menschenkoth riechen. Die Blüthe gleicht dem Jesmine, ist nach der Länge mit sechs, sieben, ja, nachdem der Boden gut ist, mit noch mehr Lefzen ausgeschnitten, unter die Laubbüsche geflochten, und hat eine blasse Purpurfarbe.

Jamma Go-Gomme.

Jamma Go-Gomme ist eine Staude, die auf dem Gebirge wächst, und viel Aeste hat. Ihre Blätter gleichen den Theeblättern und stehen gegen einander über. Die Blüthe ist klein, purpurfarbicht und mit vier Lefzen ausgeschnitten. Die Beeren sind so groß, als Coriander, und haben vier Saamenkörner.

Kinsin.

Kinsin oder Sin Baku, nach der gemeinen Sprache Jme-Baki y), ist ein Baum, der etwa drey Klafter hoch, und kegelförmicht, wie eine Cypresse, wächst. Sein Laub gleicht dem Laube des Oleanders. Die Frucht ist länglich, in zwo Hälften getheilet, gleicht an seinem obern Theile einem Pfefferkorne, und hat inwendig einen Kern.

Sin.

Sin, insgemein Fon-Maki z), ist ein großer Baum, von eben der Gattung, als der vorige. Sein Holz ist weiß, leicht, vor Würmern sicher, faulet auch nicht, und wird deswegen sehr gern zu Kisten und anderen Gefäßen verarbeitet. Wenn heißes Wasser daran kömmt, giebt es einen sehr übeln Geruch von sich, und trägt deswegen den Namen Ksa-Maki oder Stink Maki.

Tsjo-Tei.

Tsio-Tei, insgemein Fimitz Baki und Fimeri Baki, ist ein wilder langblätterichter Myrthenbaum, und nach Kämpfers Berichte, die gemeine wälsche Myrthe des Caspar Bauhins.

Ojo.

Ojo, insgemein Tsuge, ist ein großer Buchsbaum, mit eyrunden zugespitzten, und schwach ausgekerbeten Blättern. Die Blüthe ist weiß, mit vier runden Blättchen, einem Bluhmenkelche, und in der Größe eines Corianderkornes. Die Beeren sind rund, haben eine dunkele Purpurfarbe, und drey bis vier Saamenkörner, in der Größe und Gestalt

x) Mi-Jamma heißt wild.

y) Jme heißt falsch.

z) Fon heißt wahr.

stalt des Feldkümmels in sich. Es giebt noch einen andern Tsuge, welcher ein kleiner Buchsbaum ist, und dessen Blätter an beyden Enden nicht zugespitzet sind. Bäume und Pflanzen in Japon.

Koo=Kotz, insgemein Firaggi, ist mit unserer gemeinen Stechpalme einerley. Koo Kotz.

Sankira, oder nach der gemeinen Sprache Quakera, ist der Smilak *a*). Seine wegen ihrer Tugend bekannte Wurzel ist dick, hart, knoticht, ungleich, mit langen Fasern besetzet, äußerlich roth, oder schwarz, inwendig weiß, und schmecket widerwärtig. Trifft diese Pflanze nichts an, daran sie sich halten kann: so erhebt sie sich nur etwa ein Paar Aerme lang: steht aber ein Gebüsche in der Nähe, so wächst sie weit höher. Die Aeste sind holzicht, so dick als ein Gerstenhalm, an der Erde rothbraun, alle zween Zolle weit mit Knoten besetzet, und anders gebogen. Aus jedem Knoten treiben zween den Weinreben ähnliche Sprößlinge heraus, mit welchen die Pflanze sich an alles, was ihr vorkömmt, anhält. Das Laub hat beynahe gar keinen Stiel, ist rund, läuft in eine kurze Spitze zu, ist drey Zoll lang, dünn, nicht ausgeschnitten, sowohl unten, als oben hellgrün. Auf einem sehr zarten etwa eines Zolles langen Stielchen stehen ungefähr zehn gelbliche Blühmchen, in Gestalt eines Schirmes, und Größe der Corianderkörner. Sie haben sechs Kelchblättchen und sechs Staubstengelchen, mit weißen ins Gelbe spielenden Häuptchen. Der Kopf am Stengel, welcher mitten in der Bluhme steht, ist meergrün. Auf die Blüthe folget eine Frucht, die wenig Fleisch hat, sonst aber an Gestalt, Größe und Farbe einer Kirsche gleicht; nur ist sie trocken, mehlicht, und von einem herben Geschmacke. Saamenkörner hat sie in Größe einer Linse, und in Gestalt eines halben Mondes, viere, fünfe, bis sechse bey sich; nach dem Trocknen werden sie außen schwärzlicht, inwendig weiß und ungemein hart. Es wächst diese Pflanze sehr häufig unter dem Dorngebüsche und Heidekraute. Sankira.

So=No=Ki, insgemein Fira und Firasi, ist ein wilder Weinstock *b*), und wächst einen Schuh hoch. Sein Laub gleicht den Blättern des kleinen Buchsbaumes *c*). Seine Blüthe ist vierblätterícht, mit einem Bluhmenkelche versehen und purpurfärbig. Die Frucht ist roth, so groß als Pfeffer, hat einen süßen widrigen Geschmack, hingegen drey bitterliche Kerne. So=No=Ki.

Siso, insgemein Murasakki, ist eine Pflanze eines Schuhes hoch, mit einer sehr faserichten Wurzel, und ästigem Stamme. An der Spitze der Sprößlinge steht ein kegelförmiger Blüthenbusch. Das Laub ist eyrund, zugespitzt, und steht in einer Rundung um die Aeste. Diese Pflanze wird zur Purpurfarbe auf Seide gebrauchet. Siso.

Fakkubukon, insgemein Fekuso=Kadsura, ist eine kriechende, und dem Windekraute ähnliche Pflanze. Ihr Laub ist drey Zoll lang, spitzig, herzförmig, und nicht ausgeschnitten. Die Blüthen hängen in Trauben beysammen, haben die Gestalt einer Röhre, fünf Lefzen, sind inwendig roth, äußerlich weiß. Die Frucht ist gleich der Dulcamara ihrem, mit einem häßlich stinkenden Safte angefüllet, und hat einige wenige Saamenkörner in sich. Fakkubukon.

Der gemeine Murasaki ist eine Pflanze mit einem runden Stengel; die Blätter stehen einzeln und wechselsweise, sind zween Zolle lang, rund, dick spitzig, ohne Zacken. Unter ihren Flügeln treibt ein vier Zoll langer Kegelbusch von Blüthen hervor. Zwischen jeder Murasaki.

a) Kämpfer beschreibt sie folgendermaßen: Smilak minus, fructu rubicundo, radice virtuosa, China dicta

b) Vitis Idæa.

c) Chamæ Buxus.

Bäume und Pflanzen in Japon. jeder Blüthe ist einiger leerer Raum. Sie selbst hat keinen Stiel, sondern die Größe eines Corianderkornes, eine blasse Purpurfarbe, und vier bis fünf Kelchblättchen. Sie öffnet sich nie.

Nin-Too. Nin-Too, insgemein Sui-Kadsura, und Kin Ginqua *d*), ist das gemeine Periclymenum *e*), mit purpurfärbigen, oder schwarzen Beeren.

Ken-Koo. Kenkoo, insgemein Sane Kadsura, oder Oreni Kadsura, ist eine Pflanze, davon man Papier machet. Wir haben in der Beschreibung von Japon ihrer bereits Meldung gethan.

Ksei. Ksei, insgemein Jodoriki, ist ein Mistelbaum mit rothen Beeren, die Blätter gleichen dem Kenkoolaube, wachsen einzeln und wechselsweise gegen einander über. Das japonische Wort bedeutet jedwede Schmarotzer-Pflanze überhaupt, insbesondere aber den Mistel. Kämpfer sah in Japon sonst nirgend einen, als in einem Walde von Lerchenbäumen, in der Landschaft Mikowa. Daher hießen ihn auch die Bauern in dasiger Gegend Gomi-Maaz, das ist Lerchenmistel.

Sans-jo. Sans-jo, insgemein Foo-Dsukki, ist der wahre Alkekenjo *f*).

Kiro. Kiro, oder Kirjo, insgemein Omotto, ist ein großblätterichtes Aaronkraut, aber ohne Schärfe, und gleicht das Laub dem Laube unserer Lilien. Die Wurzel ist dick und lang, fleischicht, faserig, etwas bitter. Ihre Frucht ist roth, von Größe und Gestalt einer kleinen Olive, und sehr übelm Geschmacke. Man besetzet die Gartenmauern mit diesem Stäudchen.

Konjaku. Konjaku, oder Kusako, insgemein Konjakfdama ist ein Dracunculus, mit grünen Flecken am Stengel. Das Laub ist lang, in ungleiche Lappen getheilet, die Wurzel lang, hitzig, und abführend.

Nansoo. Nansoo, insgemein Osoni und Dammakonjakf *g*), ist ein Dracunculus mit großem spitzigen Laube. Die Beeren sind sehr hitzig.

Foto. Foto, insgemein Jebi und Budo, ist eine Weinstockgattung, hat aber fleischichte Beeren, die sich zum Weinmachen gar nicht schicken.

Ganebu. Ganebu, ist eine Weinstockgattung mit kleinen Trauben. Die Beeren sind schwarz, und den Wachholderbeeren ähnlich. Sie schmecken süß, und haben einen purpurrothen Saft.

Jamma Budo. Jamma Budo ist ein wilder Weinstock, mit kleinen Trauben, und Beeren in Größe der Corinthen, ohne Kerne. Man besetzet die Lusthäuschen im Garten damit.

Niwa Toka. Niwa Toka, oder Ton ga ist der gemeine Hollunderbaum, ob es gleich dennoch wieder dreyerley Gattungen von ihm giebt. 1. Den Tadsu, dessen Beeren Traubenweise hängen. 2. Der Jamma Toosimi ist der Wasserhollunder, mit einfacher Blüthe; das Mark gebrauchet man statt des Dochtes zu Lichtern. 3. Der Mitse, oder Jamma Simira, gleichfalls ein Wasserhollunder, mit rothen, kegelförmigen und etwas platt gedrückten Beeren.

Foo. Foo, oder Moo, insgemein Itzingo, ist der gemeine Brombeerstrauch mit schwarzen Beeren. Noch ein anderer Brombeerstrauch heißt Fasso Itzingo, und trägt röthliche Beeren, die man ißt. Ki-Itzingo ist eine Art eines Hinbeerstrauches mit gelber und widerwärtigschmeckender Frucht. Kutz-Nawa Itzigo ist der gemeine Erdbeerstrauch mit rother Frucht; sie tauget aber in Japon nicht zum Essen. Quanso Itzigo, ist

d) Das ist Gold- und Silberbluhme.

e) Sonst Caprifolium non perforatum.

f) Solanum vesicarium.

ist eine andere Gattung solcher Sträuche, deren Frucht so groß, wie eine Pflaume ist, und auch nicht gegessen wird. Bäume und Pflanzen in Japon.

Soo, insgemein Kuwa, ist ein Art von Maulbeerbaume, deren man zweyerley Arten hat; eine mit weißer, die andere mit schwarzer Frucht. Soo, oder japanischer Maulbeerbaum.

Den, oder Loots, insgemein Sendam und Kindeis, ist eigentlich der Baum, den wir Azederac nennen, und der falsche Sycomorus des Mathiolus. Den.

Kuroggi ist ein großer wilder Baum mit eyrunden Blättern, die spitzig ausgehen, zween Zoll lang, und leicht gezacket sind. Seine Bluhmen sind gefüllet, blaßgelb, klein, mit einer großen Menge Fädchen um den Griffel. Es stehen viele Bluhmen auf einem einzigen Stiele. Die äußerlichen Bluhmenblätter sind schuppicht und gekrümmt. Seine Beeren sind dicker, als die Erbsen, länglicht, fleischicht und purpurfarben. Kuroggi.

Akai-Sindjo, oder Sindrio, ist ein Strauch einer Ellen hoch: er treibt gleich unten an der Erde schon belaubte Aeste, mit wechselsweise stehenden Blättern. Die Beeren sind rund, etwas flach, kleiner als eine Erbse, leibfärbig, sie haben ein weiches saftiges Fleisch, und einen Kern in Größe des Corianders. Akai-Sindjo.

Jesura ist eine drey Ellen hohe, der Philirrea ähnliche Staude. Ihr Blätter sind haaricht, drey Zoll lang, eyrund, laufen spitzig zu, und sind am Rande stark ausgeschnitten. Die Beeren sind roth, fleischicht, und so groß, als eine Erbse. Jesura.

Kotai, insgemein Gommi genannt, ist ein wilder dem böhmischen ähnlicher Oelbaum, und blühet im Frühjahre. Der Sim-Kotai, oder Akin-Gommi ist eine von diesem unterschiedene Oelbaumgattung; denn sie wächst nur auf dem Gebirge, und blühet im Herbste. Kotai.

Naatsme ist eine Gattung des Paliurus, und zwar wie Kämpfer meynet, des Prosper Albinus seine. Die Frucht hat die Größe einer Pflaume, nebst einem herben Geschmacke, wird aber in Zucker eingemachet und gegessen. Der Kern ist an beyden Enden spitzig. Naatsme.

Midsikki, insgemein Ume Madakker genannt, ist eine Staude mit dergleichen Laube, als der wilde Pflaumenbaum hat. Die Beeren wachsen in sehr kleinen Trauben am Ende der Zweige, sind roth, so groß wie Coriander, und haben viele feuerrothe, dreyeckichte Saamenkörner in sich. Midsikki.

Abrasin ist ein mittelmäßig großer stark belaubter Baum. Sein Holz gleicht dem Weidenholze. Er hat viel Mark. Das Laub ist groß, gleicht dem Laube des Weinstockes, und hat lange Stiele. Die Blätter sind theils ganz, theils dreymal sehr tief ausgeschnitten, und bestehen gleichsam aus drey spitzig zulaufenden Stücken. Unten sind sie rund, am Rande weich und geflammet. Zu äußerst an den Aesten stehen lange zwey bis dreyfach getheilete Stiele, daran eine weiße eyförmige fünfblätterichte Blüthe wächst. Die Frucht gleicht an Größe einer Haselnuß, an Gestalt einer Pyramide, ist fleischicht, weich, und hat inwendig eben dergleichen Saamenkörner, als der Ricinus, welche ein gutes Brennöl geben. Abrasin.

Jaatzde ist ein Stäudchen mit Blättern, wie der gemeine Ricinus. Die Blüthe ist weiß und fünfblätterichte, die Beere kleiner, als ein Pfefferkorn, und hat oben ein Büschchen, das aus ihren fünf Staubstengelchen besteht. Jaatzde.

g) Die Aerzte nennen ihn Ten Nan Sio.

Bäume und Pflanzen in Japon.

Finua. Finua, insgemein Tooguena, oder Karaji und Karagasju genannt, ist der gemeine Ricinus des Caspar Bauhinus.

Modoras. Modoras ist ganz genau eben das, was man in Frankreich Pfaffenhütchen *h*) nennet. Jso Kuroggi ist ebenfalls eine Gattung davon, aber mit breitem Laube.

Nisi Kingi. Nisi Kingi ist ein Ständchen, das in den Gärten gezogen wird. Die Frucht ist roth, so groß als eine Kirsche, und wächst traubenweise. Noch giebt es eine andere Gattung dieses Ständchens, davon die jungen Leute den Wipfel nehmen, und als eine Artigkeit an die Hausthüren ihrer Gebietherinnen hängen.

Kuro Ganni. Kuro Ganni ist ein Baum, dessen Holz, seinem Namen gemäß, an Härte dem Eisen beykömmt. Das Laub hat weder Haare, noch Ausschnitte, und gleicht übrigens den Blättern des gemeinen Telephium. Die Beeren sind so groß, als kleine wilde Pflaumen. Es giebt noch eine andere Gattung, welche Kuro Kaki heißt.

Tobira. Tobira, eine große Staude, gleicht an Gestalt dem Kirschbaume *i*), an Blüthe dem Pommeranzenbaume: doch riecht selbige wie die Blüthe des Sagapenum. Die Aeste sind lang, und vertheilen sich an einerley Orte auf einmal, in viele Zweige. Das Holz ist weich, das Mark dick, die Rinde rauh, dunkelgrün, fett, läßt sich leicht abschälen, und giebt ein weißes klebrichtes Harz. Die Blätter haben kurze Stiele, und wachsen rund um die kleinen Aeste. Sie sind zween bis drey Zolle lang, fest, fett, unten schmal, oben rund, oder eyförmig, ohne Ausschnitt, auf der untern Seite dunkelgrün. Die Blüthe kömmt im Maymonate zu äußerst an den Zweigen auf einem Zoll langen Stiele, und buschweise zum Vorscheine, und scheint es sodann nicht anders, als ob der Baum voll Schnee liege. Sie hat fünf Kelchblätter von eben solcher Gestalt und Größe, als die Pommeranzenblüthe, riecht auch ungemein lieblich; ihre fünf Staubstengelchen sind übrigens zwar weiß, an der Spitze aber, die eine ziemliche Länge hat, feuerroth. Der Stämpel ist kurz. Die Früchte sind vollkommen rund, größer, als eine Kirsche, roth, mit drey seichten Kerben, die aber im Herbste sich sehr tief spalten, bezeichnet, haben eine starke zähe und fette Schelfe. Die Kerne, an der Zahl dreye, sind feuerfarbig und eckicht: ihr Inwendiges ist weiß und hart, und stinkt gewaltig.

Too. Der Too, in der gemeinen Sprache Momu genannt, ist eigentlich der Pfirsingbaum, und theilet sich in verschiedene Gattungen, eine davon heißt Jobai, oder insgemein Jamma-Momu, das ist der wilde Pfirsingbaum *k)*, und gleicht dem Meerkirschbaume des Caspar Bauhinus; eine andere heißt Ri, insgemein Ssu Momu, ist ein Pfirsingbaum, mit einer säuerlichen Frucht, die nach dem Zeitigen roth wird.

Kjoo. Kjoo ist eine Abricosenbaumgattung, mit großer Frucht. Man nennet ihn insgemein Ansu und Kara Momu, das ist catayischer Momu.

Bai. Bai, insgemein Ume, und Ume-Bos genannt, ist ein wilder dornichter Pflaumenbaum. Die Frucht ist groß, wird mit japonischem Biere eingemacht, nach China und Indien verführet. Muk-No-Ki ist eine andere wilde Pflaumengattung, mit schwarzer Rinde, schwerem und festem Holze, holzichtem Marke, ausgezacktem starken Laube, damit man das Holz, wie die Tischler zu thun gewohnt sind, sauber glätten kann. Die Frucht ist dunkel purpurroth, und wird ungeachtet sie eine widrige Süße hat, dennoch gegessen. Der Kern geht nicht los. Ruko ist der gemeine Gartenpflaumenbaum, und

h) Ist der Evonimus.

i) Kämpfers Beschreibung lautet folgender Gestalt: Frutex arboreus, sagapeni odoris, flore Mali Aurantiæ, fructu polyspermo, Cerasi facie.

und gleichfalls von mehr als einerley Gattung; der Unterschied liegt in der Farbe der Früchte; denn einige sind weiß, andere purpurfärbig. Doch haben sie alle mit einander kleine Kerne, wie die Maulbeeren, und machet man einen sehr lieblichen Wein davon. Gleichfalls werden sie mit unter den Atsiaer genommen. Jasjibo, ist ein Pflaumenbaum mit rother Blüthe. Noch ein anderer, Mogotto genannt, hat gefüllete Blüthe. Eben ihrer Schönheit wegen, wird der Baum in die Gärten versetzet; je älter und knorriger er ist, desto größere Anmuth zeiget die Blüthe. Bäume und Pflanzen in Japon.

Je-Jo-O, insgemein Sakira genannt, ist ein Kirschbaum mit einfacher Blüthe, und herbschmeckender Frucht. Es giebt in Japon noch einige andere Kirschbäume. 1. Den Jamma Sakira, oder wilden Kirschbaum. Seine Blüthe ist gefüllet, und wird vermittelst fleißiger Wartung so groß, als eine Rose. Nichts sieht schöner, als ein Spaziergang von solchen Bäumen, wenn sie im Frühlinge blühen. 2. Den Jto-Sakira, welcher gleich unten am Boden Aeste zu treiben anfängt. 3. Den Niwa-Sakira, ein Zwergbaum, mit weißer gefülleter Blüthe. Es giebt noch einen, der eben diesen Namen trägt, aber fleischfarbene einfache Blüthe hat. 4. Den Ko-Sjoi-Sakira, von mittelmäßiger Größe, fleischfarbener gefüllleter Blüthe, in Größe einer gemeinen Rose. Je-Jo-O.

Biwa ist ein Baum, dessen Laub dem Laube des Muscatenbaumes, die Blüthe aber des Mispelbaumes seiner gleicht, und bald in einem Kegel, bald in einem Busche beysammen steht. Die Frucht gleicht einer Quitte, hat ein markiges und weinigschmeckendes Fleisch. Inwendig liegen viele Kerne, die an Gestalt einer Castanie gleichen. Aepfel und Nüsse tragende Pflanzen. Biwa.

Ri, oder Nas ist ein Gartenbirnbaum, mit einer großen harten Frucht. Es giebt vielerley Gattungen von Birnen in Japon. Sie sind daselbst etwas sehr gemeines, und von gewaltiger Größe. Die allerkleinesten wiegen ein Pfund: allein, ungekocht taugen sie nicht zum Essen. Ri.

Dai, insgemein Kara-Nas ist ein wollichter Apfelbaum, trägt eine runde mittelmäßig große Frucht mit festem Fleische. Dai.

Rai-Kin, insgemein Ruko-Reikin und Reiko, ist gleichfalls ein Apfelbaum, mit einer kleinen herben Frucht. Rai-Kin.

Umbatz, insgemein Marmur, ist ein Quittenbaum mit dicker länglichter und fast birnähnlicher Frucht, wurde aber von den Portugiesen nach Japon gebracht. Umbatz.

Dsjakurjo, insgemein Sakuro, ist ein Granatenbaum, wird in Gärten gezogen. Man findet ihn selten, und seine Frucht hat keinen angenehmen Geschmack. Dsjakurjo.

Kan, insgemein Kummi-Fo, ist ein Pommeranzenbaum, mit ziemlich großem Laube. Die Frucht Ko-Mikan genannt, hat eine mäßige Größe. Kan.

Juu, insgemein Aie-Tatz-Banna, ist wieder eine Pommeranzengattung, mit einer großen höckerichten Frucht voll kleiner Grübchen. Juu.

Kitz, insgemein Tatz-Banna, ist ein Limonienbaum, mit kleiner runder Frucht, die einen Weingeschmack hat. Kitz.

Kin Kan, insgemein Fime-Tatz-Bonna, ist gleichfalls ein Limonienbaum, mit sehr süßer Frucht. Kin Kan.

Ssi, insgemein Karatz Banna, oder Gus, ist ein wilder Pommeranzenbaum, dessen Frucht sehr widrig schmecket *l*). Seine Aeste sind ungleich, krumm, mit langen starken Ssi.

k) Kämpfer beschreibt sie: Malus persica sylvestris, fructu resballo granulato, osse in oblongum rotundo, nucleo integro.

l) Aurantia trifolia sylvestris, fructu citrino. nach Kämpfers Beschreibung.

Bäume und Pflanzen in Japon.

starken auch ungemein spitzigen Dornen besetzet. Sein Holz hat keine Härte. Die Rinde ist fett und glänzend grün, läßt sich ohne Mühe abschälen. Jedwedes Blatt besteht aus drey kleinen, die in der Mitte auf einem dünnen, halben Zoll langen, und auf beyden Seiten geränderten Stiele beysammen stehen. Nurbesagte kleine Blättchen sind eyrund, einen Zoll lang, auf der obern Seite dunkel- auf der untern hellgrün. Das mittelste übertrifft die übrigen etwas an Länge. Die Blüthe sieht des Mispelbaumes seiner ähnlich, wächst neben den Dornen, oder auch an der Fuge der Laubblättchen, bald einzeln, bald paarweise, doch ohne Stiel heraus. Sie hat fünf eines halben Zolles lange Kelchblättchen, welche weiß, mit einer Hülse eingefaßt, und fast ohne allen Geruch sind. Der Griffel ist kurz, und mit vielen kurzen spitzigen Staubstengelchen eingefaßt. Die Frucht gleicht äußerlich an Gestalt einer Pommeranze; sie gliche ihr auch innerlich, wenn nicht das Mark klebrig wäre, häßlich röche und schmeckete. Doch wird die Schaale getrocknet, und zu dem Ki Kolum, einem in Japon sehr berühmten Arzeneymittel, gebrauchet.

Itabu, und Inu Itabu.

Itabu, ist ein wilder Feigenbaum, mit purpurfärbiger Frucht, vier bis fünf Zoll langem, spitzigem und unausgeschnittenem Laube. Noch ein anderer Feigenbaum, Inu Itabu genannt, trägt ungeschmackte Früchte, und treibt röthliche Wurzeln. Seine Aeste sind kurz, dick, mit einer feuerrothen, oder hellgrünen Rinde überzogen. Sein Laub bleibt das ganze Jahr über hängen, ist derb, hart, dick, länglichtrund, gemeiniglich drey Zolle lang, läuft spitzig zu, ist oben glatt und glänzend, auf dem Rücken hellgrün, und mit einer unendlichen Menge kleiner Rippen sehr artig durchflochten. Die Blüthe sieht man nicht. Die Frucht hat einen kurzen dicken holzichten Stiel, nebst der Größe und Gestalt einer Wallnuß. Doch gleicht sie zuweilen auch einer Birn. Ihr Fleisch ist weiß und schwammicht, inwendig liegt eine große Menge weißer durchsichtiger Saamenkörner, in einer weißen ungemein kleinen vierblätterichten Blüthe. Der Baum wächst an steinichten Orten und an Mauern.

Si.

Der Si, insgemein Kaki genannt, ist ein Gartenfeigenbaum mit Birnlaube, und trägt köstliche Früchte. Seine eigene Gestalt ist sehr häßlich. Er hat wenige und lauter krumme Aeste; anfänglich ist seine Rinde braun, oder schwarz, aber mit der Zeit wird sie weiß und rauh. Sein Laub hat kurze Stiele, gleicht an Farbe und Gestalt zwar dem Birnlaube, ist aber länger, dabey länglicht, platt und auf der untern Seite wollicht. Die Blüthe kömmt im May- und Brachmonate unten am Laube hervor. Sie hat die Gestalt einer Röhre, die Größe einer Erbse, ist etwas gelblicht, und mit einer etlichemal gespaltenen Hülse eingefaßt. Sie hat verschiedene Staubstengelchen, und einen kurzen Griffel. Die Frucht gleicht an Größe und Gestalt einem Apfel, ist äußerlich weiß, inwendig roth, mürbe, und von einem Honiggeschmacke. Der Saamen gleicht den Kürbiskernen, und liegt in Gestalt eines Sternes mitten in der Frucht.

Der europäische Feigenbaum ist von den Portugiesen nach Japon gebracht worden, und trägt daselbst weit größere und bessere Feigen, als bey uns. Nichtsdestoweniger wird für seine Vermehrung sehr schlecht gesorget.

Ono Kaki.

Ono Kaki ist ebenfalls ein Feigenbaum, mit Pommeranzenähnlicher Frucht. Man trocknet sie an der Sonne, bestäubet sie mit Mehle und Zucker, und verkaufet sie hernach.

Kineri Gaki.

Der Kineri Gaki ist zwar an Gestalt und Frucht von den vorigen Feigenbäumen wenig unterschieden: allein, seine Feigen halten sich nicht, sondern wollen ganz frisch weggegessen seyn.

Die

Die Frucht des Ssibu Kaki, eines andern Feigenbaumes, wird gar nicht gegessen, sondern man gräbt sie in einem Topfe so lange in die Erde, bis sie faulet, und sich ganz auflöset. Der Saft wird sorgfältig durchgeschlagen, und das Papier, davon man die Kleider machet, darein getauchet, um es gegen die Fäulniß zu verwahren. Man giebt auch dem Nesseltuche und der Hanfleinwand eine braune Farbe damit. Bäume und Pflanzen in Japon. Ssibu Kaki.

Der Ssi, insgemein Kutspinas ist, ein Mispelbaum mit großem Laube, sehr weißer, wohlriechender, einem Rohre ähnlicher Blüthe; sie ist in sechs lange schmale Lefzen gespalten, die ihr, wenn sie sich öffnen, die Größe einer Rose geben. Die Frucht ist sechseckicht und kegelförmig, hat gelbes Mark, einen unangenehmen Geschmack, und inwendig eine Menge kleine, dem Sesam ähnliche Saamenkörner. Nur besagtes Mark wird zum Gelbfärben gebrauchet. Es giebt noch einen andern Baum gleiches Namens mit kleinerm Laube, weißer und gefülleter Blüthe. Ehe sich die Knospe öffnet, gleicht sie einem schönen Schneckenhäuschen von länglichter Gestalt. Ssi.

Der Sidom, insgemein Sidomi-Notti genannt, ist eine Staude, welche an Laube und übrigem Ansehen dem wilden Birnbaume gleicht. Die Blüthe ist hochroth, fünfblättericht, mit einer kegelförmigen Hülse eingefasset, daraus noch vor dem Abfallen der Kelchblättchen eine fleischige Frucht zum Vorscheine kömmt. Sidom.

Der Siku, insgemein Ken und Kenpocones genannt, ist ein Birnbaum, der eine Frucht von sehr seltsamer Gestalt, aber trefflichem und unsern Bergamottenbirnen ähnlichem Geschmacke trägt. Sie hängt an einem sehr langen Stiele, theilet sich anfänglich gleichsam in zween Aeste, und nachgehends in viele andere. Sie stehen einander gegenüber, sind dicker, als ein Gerstenhalm, krumm und einen halben Zoll lang. Zu äußerst daran hängen an einem kleinen Stiele, zwey Körner in Gestalt und Größe eines Pfefferkornes; sie sind in drey Lappen zertheilet, und in jedem liegt ein Samenkorn, das an Farbe, Glanz und Größe dem Leinsaamen gleicht. Das Laub des Baumes ist eyrund, spitzig, hellgrün und zart ausgezacket. Siku.

Der Ka, oder insgemein Nassubi, ist der wilde Apfelbaum. Die Japoner haben Kürbisse und Melonen von allerley Gattungen. Feo, insgemein Nari Trigango, ist ein großer Kürbiß, und in der Mitte dünne. Eine gewisse andere Gattung, gleiches Namens, und von runder Gestalt, hat ein dichtes Fleisch. Die Gattung Ko ist länglicht, und trägt eine große weiße Blüthe. Die Gattung Kwa, insgemein Furi-Uri, Sptoori, Tske-Uri und Tsutke-Uri genannt, ist groß, von länglichtrunder Gestalt, und hat statt der Schale ein festes Fleisch, das wie Gurken schmecket. Man bereitet es mit gepresseten Kirschen zu, und ist dieses Gerichte sehr gewöhnlich. Man nennet es Connemon. Ka. Kürbisse.

Kwa, insgemein Togwa und Kamo Uri genannt, ist eine große länglichte Melone mit dichtem Fleische. Ten-Kwa, ist die gemeine hohlgestreifte Melone. Sjo Kwa, insgemein Awo Uri, ist eine kleinere, ebenfalls hohlgestreifte Melone. Melonen.

Awa, insgemein Karas Uri, ist die gemeine Gartengurke, davon es allerley Gattungen giebt. Ko Kwa, insgemein Soba Uri, ist eine lange Gurke voll Warzen und Spalten. Si Kwa, insgemein Fitzma, ist eine länglichte, hohlgestreifte, krumme und zugespitzte Gattung. Gurken.

Ginkgo, oder Gin-an, insgemein Itsjo, ist ein Nußbaum mit einem dem Frauenhaare ähnlichen Laube. Sein Stamm ist lang, gerade, dick und stark beästet. Die Rinde sieht aschfarbig. Das Holz ist weich und schwach, das Mark zart und schwammig. Das Laub steht sowohl einzeln, als in vielen Blättern beysammen an einem langen Stiele, Ginkgo.

ist

Bäume und Pflanzen in Japon.

ist unten schmal, wird aber wie das Frauenhaar immer breiter. Seine Breite beträgt drey bis vier Zolle, und die Länge eben so viel. Der obere Rand ist zugerundet, hat Zacken von ungleicher Länge, und in der Mitte einen tiefen Ausschnitt. Das Blatt selber ist dünne, glatt, meergrün, wird aber im Herbste rothgelb, hat keine Rippen. Die kleinen am Wipfel des Baumes stehenden Zweige tragen kleine mit einer Art vom Mehle bestaubete Häubchen. Die Frucht ist rund, oder länglichtrund, gleicht an Gestalt und Farbe einer Zwetschke nicht uneben, und wächst an einem Zoll langen Stiele, der an den Blattflügeln hervor kömmt. Außen ist sie uneben und blaßgelb. Ihr Fleisch ist weich, voll Saft und schmecket herbe. Inwendig in solchem liegt, oder hängt vielmehr eine Nuß dermaßen fest, daß man sie unmöglich los machen kann, man lege dann die Frucht in Wasser, und lasse sie faulen. Besagte Nuß trägt den Namen Ginnant, gleicht einer Pistacie, ist aber noch einmal so groß. Ihr Kern ist weißlicht, etwas hart, und wird zum Nachtische aufgetragen, weil er die Verdauung befördern soll. Er wird auch in allerley Speisen gebrauchet.

Kaja.

Die nordlichen Landschaften des japonischen Reiches haben noch eine andere Gattung Nußbäume aufzuweisen. Sie trägt den Namen Kaja, und wächst sehr hoch. Die Nuß ist länglicht, und liegt in einem fleischigen Marke, das an Gestalt und Größe einer Arrekanuß gleicht. Sie schmecket, wenn sie dürre geworden ist, sehr angenehm, und verwechselt ihre vorherige zusammenziehende Eigenschaft mit der entgegengesetzeten, indem sie den Leib öffnet. Das Oel davon ist am Geschmacke vom Mandelöle wenig unterschieden, und wird sowohl in Speisen, als zur Arzeney, gebrauchet. Die Kerne werden verbrennet, und der Rauch aufgefangen, weil aus diesem Russe die beste Dinte gemachet wird.

Fi.

Fi, oder insgemein Kaja, ist eine Gattung Eibenbäume, die aber Nüsse trägt. Sie gehöret unter das Geschlecht der Kaja, ist im ganzen Reiche sehr gemein, wächst auch sehr hoch. Die Aeste wachsen neben einander, breiten sich auch beynahe in einerley Fläche aus. Die Rinde ist schwärzlich, dick, wohlriechend und sehr bitter. Das Holz ist trocken, leicht, und hat wenig Mark. Die Blätter haben keine Stiele, gleichen den Roßmarinblättern sehr viel, sind aber weit härter, steif; auf der obern Seite sind sie dunkelgrün, auf der untern hellgrün, und laufen stumpf zu. Die Frucht gleicht der Arrekanuß nicht uneben, wächst zwischen den Blattflügeln, und hängt ohn allen Stiel sehr fest daran. Sie kömmt im Anfange des Frühlinges zum Vorscheine, und reifet zu Ende des Herbstes. Ihr Fleisch ist weich, faserich, grün, von einem balsamischen und einigermaßen zusammenziehenden Geschmacke. Inwendig liegt eine eyförmige unten und oben spitzige Nuß, mit einer holzichten dünnen zerbrechlichen Schaale. Der Kern hat ein süßes ölichtes Wesen; er zieht aber dergestalt zusammen, daß er unmöglich zu essen ist, absonderlich wenn er alt wird. Hingegen machet man Oel davon, das die Bonzen in der Küche gebrauchen.

Sui.

Sui, insgemein Ssi-No-Ki, ist eine Buche mit Eichenlaube. Die Blüthe hat sechs Blätter, und steht in einem Kegelbusche beysammen. Die Frucht ist eine Nuß, in Größe einer Haselnuß, und liegt in einer schuppichten mit Stacheln besetzten Hülse.

Kas No Ki.

Kas-No-Ki ist eigentlich die Steineiche, davon es in Japon zwo Gattungen giebt; eine heißt Kotu, insgemein aber Kasjuwa, Boku Soku und Sjirakas; diese hat weißes Holz; die andere heißt Reki, insgemein Kunugi, Spira Kunugi, und Akakas; diese hat röthlichtes und sehr hartes Holz.

Der

Der Riitz, insgemein Kuri, ist der gemeine Castanienbaum, und in Japon, absonderlich aber in der Landschaft Chicugen, sehr gemein, da er weit bessere und größere Früchte trägt, als bey uns. Es giebt allerley Gattungen von diesem Baume, obgleich der hauptsächlichste Unterschied nur in der ungleichen Größe der Castanien besteht. Bäume und Pflanzen in Japon.

Der Sin, insgemein Fasi Bami und Fa genannt, ist eine Gattung einer Haselstaude mit einer länglichten Frucht und ohne Bärte. Riitz. Sin.

Sarfio, insgemein Jus-No-Ki, das ist Eisenbaum genannt, ist ein ungemein hoher Baum. Seine Blätter stehen wechselsweise neben einander, sind eyrund, spitzig, zween Zoll lang, ungleich, hart, dick und ohne Ausschnitt. Die Frucht hat eine kegelähnliche Gestalt, und wächst ohne Stiel an dem Gipfel der jungen Sprößlinge. Nach dem Trocknen wird sie holzicht, und inwendig gleich einem Gallapfel, wie zerfressen. Frisch ist sie ziemlich groß, und füllet eine Hand aus. Die Affen fressen sie gern, und eben dieses will der Name Sarfio sagen. Sarfio.

Ta, oder Sa, insgemein Tsja, ist ein Obstbaum, dessen Aeste gleich an der Wurzel ohne alle Ordnung herauszutreiben anfangen. Sein Laub gleicht anfänglich den Blättern des Evonymi, wird aber mit der Zeit dem Kirschlaube ähnlich. Die Blüthe ist von der Feldrose wenig unterschieden. Das Saamenfach ist gleichsam holzicht, öffnet sich zu seiner Zeit, und giebt zwey bis drey Saamenkörner. In jedwedem liegt ein einziger Kern, in Gestalt einer Castanie, ist auch mit einer solchen Schaale eingefaßt, nur aber weit kleiner. Ta.

Rjugan, oder Djugan, insgemein Djugan Nuki, welches Schlangenauge bedeutet, ist ein ursprünglich chinesisches Stäudchen, mit dünnen Aesten. Das Laub ist in fünf Lappen zertheilet, die Blüthe ist unvergleichlich weiß, und gleicht einer Rose. Die Frucht hängt in Trauben, hat die Größe einer Wallnuß, ein schwarzes, weiches, süßes Fleisch, mit einem aschgrauen, harten, abgeschmackten Kerne. Hingegen bekömmt das Fleisch den Japonesen desto besser; es schmecket auch wirklich wie gedörrete Weichseln in Wein und Zucker gekocht. Es giebt noch zwo Gattungen von diesem Baume, welche Roganna und Ritsji heißen. Rjugan.

Sju, oder Sjin, insgemein Nesji, Nindsin, oder Dsindsom genannt, ist eine Art von Gebirgzuckerwurzel. Sie ist die berufene Ginseng, die von den Chinesen Som, und von den Tatarn Soasai genennet wird. So lange diese Pflanze noch jung ist, hat sie nur eine einfache, der Pastinacken ihrer ähnliche, drey Zoll lange, und eines kleinen Fingers dicke, fleischige, weißlichte, zuweilen zwieselichte, und mit wenig Fasern versehene Wurzel, welche fast wie gelbe Pastinacke riecht, und wie unsere Zuckerwurzel, doch aber angenehmer und süßer, obgleich mit einer untermischten beynahe unmerklichen Bitterkeit, schmecket. Ist die Pflanze etwa einen Schuh hoch gewachsen: so schlägt sie noch eine, oder zwo, der vorigen ähnliche Wurzeln, und wenn sie ihre völlige Stärke erreichet, noch weit mehrere. Der Stengel wird etwa zween Schuhe hoch, ist aber nicht einmal so dick, als der kleine Finger, rund, wiewohl ungleich; hohlgestreift, und mit Knoten besetzet, woraus die Aeste wechselsweise gegen einander über wachsen. Die Blattstiele sind anderthalb Zoll lang, und bis zur halben Länge tief eingekerbet. Die Blätter haben nicht immer weder einerley Gestalt noch Größe, sondern ändern sich in diesem Stücke mit dem Alter der Pflanze. Anfänglich sind sie rund, einen Zoll lang, und leicht ausgezacket, werden aber nachgehends größer, theilen sich in verschiedene Lappen, und gleichen Küchengewächse. Sju, oder Ginseng.

Bäume und Pflanzen in Japon. den Blättern der Zuckerwurzel vollkommen. Die Blüthen stehen in der Gestalt eines Schirmes beysammen, jedwede auf einem eigenen Stiele, sind weiß, fünfblättericht, und so groß, als Coriander. Die Staubstengelchen sind kurz, und stehen zwischen den Kelchblättchen. Der Stengel ist beynahe gar nicht zu sehen. Der Saamen gleicht dem Anis. Man zieht diese Pflanze zwar zu Meaco, sie hat aber wenig Kraft. Ihr Vaterland ist Corea und die Tatarey. Weil ihre hauptsächlichste Kraft darinnen besteht, daß sie die Fleischfasern stärket, und den Umlauf der Säfte befördert: so wird beynahe gar keine Arzeney oder Herzstärkung verfertiget, darunter nicht etwas von der Ginseng käme *m)*.

Kofuk. **Kofuk**, insgemein **Nisji** und **Jobu Ninsin** genannt, ist die europäische Pastinacke, gleichwie **Jamma Ninsin** unsere wilde Pastinacke ist.

Rüben. **Busei**, insgemein **Aona**, ist die runde Gartenrübe. **Rei-Fuku**, insgemein **Daikon**, ist der große Meerrettich, davon das gemeine Volk in Japon hauptsächlich lebet. Man ißt ihn sowohl roh, als gekocht, alt und frisch. Er wird in großer Menge auf dem Felde gebauet. **Farjo** ist die kleine pyramidenförmige Rübe des **Bauhinus**.

Sadsin. **Sadsin** ist eine wilde Lychnis, mit Nelkenlaube. Der Stengel wächst etwa einen Schuh hoch, die Blüthe ist weiß und fünfblättericht. Die Wurzel ist etwa vier Zoll lang, und hat einen widrigen den Pastinacken einigermaßen ähnlichen Geschmack. Einige Betrieger verkaufen sie für die Ginseng.

Kekko. **Kekko**, insgemein **Kikjoo** und **Kirakoo**, ist eine Rapunze, eines Ellenbogens lang, mit länglichten ausgezacketen Blättern, einer vier Zoll langen dicken, milchichten Wurzel. Sie wird ihrer großen Kraft wegen, nur die einzige Ginsing ausgenommen, höher, als alle übrigen Kräuter geschätzet. Die Bluhmen wachsen oben auf dem Gipfel des Stengels, und bilden gleichsam eine Glocke von anderthalb Zolle im Durchschnitte, sind blau, und fünfmal tief eingeschnitten. Es giebt von dieser Pflanze dreyerley Gattungen. Eine mit weißen gefülleten Blüthen. Die zweyte hat purpurblaue einfache Bluhmen mit purpurrothen Hohlstreifen. Zwischen diesen Streifen ist sie mit Haaren bewachsen. Sie hat gelblichte Spitzen, und einen blauen haarichten Griffel. Die dritte Gattung trägt gefüllete purpurblaue Bluhmen.

Mondo. **Mondo** und **Biakf Mondo**, insgemein **Riuno Figu**, ist das Kraut Hundeszahn mit sechsblätterichter Blüthe in einem Kegelbusche. Die Wurzel ist fasericht und zwiebelähnlich. Noch eine andere Hundeszahngattung heißt gleichfalls **Riuno Fige**, breitet sich sehr weit aus, und treibt beständig frische Sprößlinge. Die äußersten kleinen runden Würzelchen werden mit Zucker eingemachet, und den Kranken gegeben. Die Frucht ist rund, etwas länglicht, und liegt in einer Hülse mit zackichtem Rande. Eine andere Gattung heißt **Tomondo**, ist insonderheit in der Landschaft Lexuma gemein, und hat eine dickere Wurzel.

Boofu. **Boofu**, sonst auch **Fosu** und **Fumas Kanna**, ist das gemeine Liebstöckchen.

Petersilien. Petersilien giebt es allerley Gattungen. **San Bofu**, insgemein **Jamma Bofu** genannt, ist der Meerpetersilien, dessen Blätter dem Aglen gleichen, nur aber etwas fetter sind. **Nadagi Nadaki** ist der Wasserpetersilien des **Bauhinus**. **Kin**, insgemein **Seri**, ist der kleine Petersilien mit Hühnerdarmblättern. **Quaiko** oder **Vikio**, insgemein **Kureno-Ommo**, ist der gemeine Anis. **Ssiro**, insgemein **Tagara-Kinso**, ist

m) Getrocknet und gepülvert. Man nimmt ein oder anderthalb Quentchen auf einmal.

ist der Gartensenf. Bansjo, insgemein Toogaras, ist die gemeine indianische Pfefferstaude. Bäume und Pflanzen in Japon.

Doku Quatz. Doku Quatz, insgemein Dosjen und Udo, ist eine Jahrstaude mit einer fetten fleischichten Wurzel. Man ißt sie, sowohl als die jungen Stengel. Die Blätter sind einen Schuh lang, und in Lappen vertheilet, die in einem Dreyecke stehen. Die Blüthe ist klein, weißlicht, und hat fünf Blättchen.

Kjoo. Kjoo, insgemein Ssonja, ist wilder Ingwer mit breitem Blatte, und heißt auch Fusi Kami, imgleichen Kureno Fasi Kami. Noch giebt es eine andere Gattung, Djooska, und insgemein Mjoga genannt, welche keinen starken Geschmack hat, auch sowohl an Stengel als Blättern dem Schilfe gleicht.

San Djoska. San Djoska, insgemein Jamma Mjoga, ist eine Gattung vom Knabenkraute, mit einem Schuh hohen Stengel, schmahlem Blatte, und kegelbuschichten Blüthen. In dem Saamenbehältnisse, das die Größe einer Erbse hat, liegt eine große Menge kleiner Saamenkörner.

Tsiwa. Tsiwa ist eine Gattung vom Doronico mit knotichter, faserichter, und übelschmeckender Wurzel. Ihre Blätter gleichen dem Laube des Grindkrautes; der Stengel ist kahl, und eine Elle hoch, die Blüthe gelb und wie an der Goldbluhme, der Saame walzenförmicht, etwas hohlgestreift, silberfarbicht, klein, von einem fettigen und höchstwidrigen Geschmacke.

Seo Kusitz. Seo Kusitz, insgemein Kusaggi, das ist, Stinkkraut genannt, ist eine große Staude, hat große wechselsweise stehende dem Klettenkraute ähnliche Blätter. Man ißt sie. Die Blüthe gleicht der Blüthe des wilden Rosmarins (Ledum).

Bossai. Bossai, insgemein Quai, ist eine Wasserbinse, man ißt ihre Wurzel, welche fasericht und voll Knoten ist.

Siko. Siko, insgemein Omodaka genannt, ist die kleine Gattung des Phleos, mit fünf breiten Blättern. Seine Wurzel gleicht der nur vorhergehenden, wird auch gleich selbiger gegessen.

Kai. Rai, insgemein Tokoro ist ein Waldkraut, das sich um die Bäume windet, und der weißen Stickwurz nicht ungleich sieht. Die Wurzel gleicht der Ingwerwurzel und wird gegessen. Die Blüthe machet einen Kegelbusch, ist weiß, sechsblättericht, so groß als Coriander, und hat einen Griffel in der Mitte.

Dsojo. Dsojo, insgemein Jamma Emo ist ein Bergkraut, und windet sich um die Bäume. Die Wurzel wird gegessen, ist dick, lang, fleischicht faserícht, und nach Beschaffenheit des Ortes auch anders gestaltet. Ihr Laub ist häuticht, und gleicht dem Laube des Zweyblattes *n*). Die Blüthe ist von der Blüthe der Lychnis gar nicht unterschieden; nur öffnen sie sich nicht sonderlich, sind sehr klein, und sechsblätterícht. Eine andere Gattung, Tsukne Imo genannt, trägt Beeren, und der Saame wächst unter den Blattflügeln.

U, und Spen. Der U, insgemein Imo und Satai Imo genannt, wächst an sumpfichten Orten, ist eine Gattung des Phleos, und der breitblätterichten großen Art des Bauhinus ähnlich. Seine Wurzel ist lang, dick, fleischicht, faserícht, mit moßähnlichen Sprößlingen.

n) Gramen Parnassi.

Bäume und Pflanzen in Japon.

gen. Man ißt sie, sowohl als den Stengel. Spen ist eine andere Gattung, davon die Wurzel ebenfalls zum Essen tauget.

Gobo.

Der Gobo, sonst auch Umma Busuki genannt, ist eigentlich das große Klettenkraut. Man bauet es in Japon in schwarzem Boden und ißt die Wurzel, ehe sie einen Stengel treibt.

Sjooriku.

Sjooriku, insgemein Jamma Gobo und Jsjuwo Sikki, ist eine wilde Pflanze. Die Wurzel gleicht einer Steckrübe, und wird gegessen. Sie riecht und schmecket, wie Klettenkraut. Am Laube gleicht sie dem Grindkraute. Die Blüthe ist fünfblätterich, weiß, und machet einen Kegelbusch.

Zwiebeln.

Soo, insgemein Fitomosi, ist die europäische Zwiebel, gleichwie San, insgemein Fir oder Ninniku der gemeine großzwieblichte Lauch ist. Aber Kiu, insgemein Miirra-Niira ist ein gespaltener Lauch mit Binsenblättern, und Kei, insgemein Oi-Nira, ist ein gespaltener Lauch mit breitem Blatte.

Kio.

Kio, insgemein Tsisa, ist der gemeine Gartenlactuck, der keine Köpfe bekömmt. Noch giebt es ein Paar andere Gattungen, welche Kukio und Kikio heißen.

Kantatz.

Kantatz, insgemein Futsu Kusa ist ein chinesischer weißer krauser Kohl, er wird drey Ellen hoch, und schließt sich selten.

Kräuter, Hülsenfrüchte und Mooße.

Bakin.

Bakin, insgemein Uma Biju und Siberi Fiju, ist der breitblätterige Gartenportulack. Fo-Sei, insgemein Futsina, Tsugumigusa und Tampopo ist der Löwenzahn mit breitem Blatte. Ro, insgemein Fuki Sabuki, ist die gemeine Pestilenzwurzel. Tas, insgemein Koki, bedeutet überhaupt Mooß. Soo oder in der gemeinen Sprache Momubah, bedeutet Seegras (alba marina) überhaupt. Si, insgemein Naka, ist der Feldpfiffer, mit weißem Stiele, flachem und geflecktem Hute. Man ißt ihn. Tan, insgemein Taki, ist ebenfalls ein Feldpfiffer, weißlicht und gut zu essen, hat einen Hut ohne Ueberzug, ungleichen und öfters gekräuselten Rand. Noch giebt es einen andern kleineren, davon viel Wesens gemachet wird; sein Hut ist auf der unteren Seite schwarz. Sjorto ist die japonische Trüffel, und wächst unten an den Tannen. Bokudsi, insgemein Kikuragi und Ki-No-Mimi, ist ein Feldpfiffer mit schwarz und weiß geflecktem Hute, wächst unten an alten Bäumen. Man ißt ihn. Si-Fai, insgemein Ama Nori und Murasaki, ist ein purpurfärbiges Meermooß. Es wächst auf den Felsen, und wird seines harten, hautigen Wesens ungeachtet, dennoch gegessen. Sekisi, insgemein Jwatagi ist ein Mooß, das auf den höchsten Felsen wächst. Seki Qua, insgemein Kokuro-Buto, und Tokoro Tengusa ist ein ästiges und gelblichtes Haarschilf, wächst auf den Felsen. Man machet sowohl in Japon, als in China, eine Art spanische Nudeln daraus, welche den Namen Tokororen tragen. Toi Sei, insgemein Aii-Nori ist ein Meergras, gleicht dem Korallenmooße, ist an vielen Orten gespalten, und hat ungemein zarte Blätter. Firomeh, sonst Kambu genannt, ist ein Fucus marinus, hat die Gestalt einer Lanze, ist etwa eine Klafter lang, und ausgezacket. Er wächst auf Felsen, darüber die Seewellen schlagen, und schwimmt oben auf dem Wasser. Er wird zubereitet und gegessen. Kaitei, insgemein Arame, ist gleichfalls ein Fucus von eben solcher Gestalt, als der vorige, nur aber nicht ausgezacket. Sisjoo, insgemein Miru, ist ein ästiges Meermooß, in Gestalt einer Corallenstaude. Roku-Kaku, insgemein Ino-Matta ist auch ein Mooß, größer, als das vorige, und gleicht einem Hirschgeweihe.

Come oder Wasi heißt überhaupt Reiß. Es giebt zweyerley Gattungen davon; eine ist fett, sehr weiß, und trägt den Namen Ko, insgemein Marzji Gomme, und Urursjine. Die andere Gattung ist mager, röthlich, und wird Da, insgemein aber Motsi Gomme, und Motsi-No-Jome genennet. Alle Getreydegattungen, absonderlich die Gerste, tragen die Benennung Baku, in der gemeinen Sprache aber Muggi und O Muggi. Ko Muggi ist der Weizen. Jenbaku, insgemein Karas Muggi, ist der Rocken. Jokui, insgemein Dsudsudama, ist die Hiobsthräne. Bäume und Pflanzen in Japon. Rieß und Getreyde.

Sioku, insgemein Kibi und Kimmi Kiki, ist der gemeine gelbe Hirsen. Sjokkuso, insgemein Too Kibbi, ist der chinesische Hirsen, welcher schon vor vielen hundert Jahren nach Japon gebracht worden ist. Er gleicht an Stamme und Blatte dem Schilfe, und hat gelblichte Körner. Dsjeku, insgemein Awa, ist eine Gattung vom Fuchsschwanze, mit einem großen herabhängenden und haarigen Schwanze. Fai, insgemein Fije, ist dergleichen mit schwarzen Körnern, Kjokuso, insgemein Nan-Bankiwi o), ist eine Hirsengattung, welche die Portugiesen aus Indien nach Japon brachten. Kjo, insgemein Soba, ist eine Gattung von Heidekorne, das gesäet wird. Es giebt noch zwo andere Gattungen davon; eine kriecht im Gehölze auf der Erde, und heißt Sjoo, insgemein Jwo-Nome; die andere wächst im Wasser, und die Aehre hängt sich an die Kleider. Man nennet sie Sui Koo, insgemein Midsu-Soba. Koba, insgemein Gomma, ist der Sesam, davon das Oel zum Lackiren, in Speisen, und zur Arzeney gebrauchet wird. Jeisoku, insgemein Kos, bedeutet den Mahn überhaupt. Wan, insgemein Nora Mame, bedeutet die großen Gartenerbsen mit weißer Blüthe und Frucht. Sandsu, insgemein Sora Mame, ist die Gartenbohne, mit schwärzlichter Frucht. Fen, insgemein Adsi Mame und Kaadsi Mame, sind die Schminkbohnen; sie kriechen auf der Erde weit um sich. Die Blüthen sind schmahl und purpurfärbicht, die Schoten kurz und breit, der Saamen ist roth und den Kichererbsen ähnlich. Toodsu ist eine Schminkbohne mit grossem Blatte, hat Schoten eines Schuhes lang, und von Gestalt eines Schwerdtes, gleichwie auch ihr Name bedeutet. Die Blüthe ist weiß mit Purpur vermischet, und zween Zoll lang, der Saamen roth, und größer als eine Gartenbohne. Reodsu, ist ebenfalls eine Schminkbohne; ihre Blüthe hat eine schöne Purpurfarbe, die Schote ist wie bey den Gartenerbsen. Es giebt noch mancherley andere Gattungen dieser Bohnen, unter andern eine, daraus die Japonesen einen Brey machen, ihn statt der Butter gebrauchen, auch eine köstliche Brühe, die man zum Braten aufsetzet, damit bereiten. Der Brey heißt Miso, und die Brühe Sooju. Sioku.

Der Koquan, insgemein Nemu-No-Ki, das ist, schlafender Baum genannt, gleicht am Laube der Acacia, hat herabhangende Schoten, und diese haben zu seiner letzterwähnten Benennung Gelegenheit gegeben. Koquan.

Quai, insgemein Jens und Quai Kaku, ist ein Baum mit einem ungemein dicken Stamme. Das Laub besteht aus vier Lappen; die Schoten sind gliedweise abgetheilet. Kämpfer hält ihn für den Tamarindenbaum: er ist aber in Japon ein ausländisches Gewächs, wird selten gefunden, und trägt beynahe gar nichts. Quai.

Sokio ist ein sehr hoher Baum. Sein Laub ist sehr lang, und in verschiedene Lappen vertheilet. Seine Aeste sind lang und dünne. Er ist gleich dem vorigen ein Aus- Sokio.

o) Das ist, Hirsen der mitternächtigen Länder.

Bäume und Pflanzen in Japon. Ausländer und meistens unfruchtbar. Kämpfer hält ihn muthmaßlich für den Cassienbaum.

Kakusju. **Kakusju**, insgemein **Kawara Fisagi**, oder Adsja, ist ein Strauch mit Blättern, dergleichen das Klettenkraut hat. Seine Blüthe ist einblätteticht, die Schoten sind lang und dünne, der Saamen hat die Gestalt einer Niere, ist klein, und an beyden Enden mit Haaren bewachsen. Der Strauch hat wenige aber sehr lange Aeste. Die Blüthe ist von blasser Farbe und angenehmem Geruche; ihr Griffel verwandelt sich in eine hängende, runde Schote, von der Dicke eines Haberhalmes. Sie wird abgekocht, und die Brühe gegen die Engbrüstigkeit getrunken. Das Laub hat auf jeder Seite zwey Oehrchen, wird auf schmerzhafte Glieder gelegt, und ist den Nerven dienlich.

Pflanzen mit schönen Bluhmen. Sjiko. **Sjiko**, insgemein **Rintsjo** und **Rantsjoge** genannt, ist ein Stäudchen zwo Ellen hoch, mit spitzigem Laube. Die Blüthe steht zu äußerst an den Aesten im Schirme. Sie ist weiß und von ungemein angenehmem Geruche. Es giebt noch eine andere Gattung, welche **Jamma Rinsjo** heißt, aber längere und schmählere Blätter fast wie die Gartennelke hat.

Mokksei. **Mokksei** ist ein Baum, wird in den Gärten gepflanzet, und gleicht am Laube dem Kastanienbaume. Die Blüthe wächst an den Blattflügeln, ist klein, vierblätterichť, weißgelb, und riecht wie Jesmin.

Buke. **Buke** ist ein kleiner Strauch mit rother fünfblätterichter Blüthe; er gleicht dem deutschen Schlehendorne.

Teito. **Teito**, in der gemeinen Sprache **Jamma Buki**, ist eine Waldstaude, und gleicht dem Geisklee. Die Blüthe ist gelb, hat fünf, sechs bis sieben Blätter, und gleicht dem Hahnenfuße. Noch giebt es eine andere Gattung, mit gelber und gefülleter Blüthe.

Bioru. **Bioru**, insgemein **Bijo-Janagi**, ist eine kleine Weidenart, gleicht, was die Blüthe betrifft, dem Hahnenfuße *p*).

Sini. **Sini** oder **Consusi**, insgemein **Robus**, ist ein wilder Baum, in der Größe eines Kirschbaumes. Seine Aeste sind krumm und knorrig. Die Rinde riecht nach Campher; das Laub gleicht dem Laube des Mispelbaumes. Hingegen die Blüthe, welche zu Anfange des Frühjahres ausschlägt, ist eine Art von Tulpen, oder weißen Lilien. Sie hat einen großen kegelförmichten Griffel, um welchen eine große Menge Staubstengelchen herum steht.

Mokwuren. **Mokwuren** ist eine Staude, welche beynahe eben dergleichen Blüthe, als die vorige trägt, nur ist selbige roth.

Tecki Tsyocku. **Tecki Tsyocku**, insgemein **Tsutsusi**, ist der indianische **Cistus**, mit dergleichen Laube, als das großbluhmige Ledum alpinum des **Paul Hermanns** hat. Es ist eine Staude mit einer dunkelgrünen Rinde. Die Blüthe ist einblätterichť, und gleicht der Asphodellilie. Ihre Farbe ist nicht allezeit einerley. Es ist diese Staude in Japon sehr gemein, und dienet nicht nur den Gärten, sondern auch dem Felde zum Zierrathe. Zuweilen hat sie eine weiße rothgestreifte Blüthe, zuweilen eine blaßviolette, mit dunkeln purpurrothen Flecken, zuweilen eine kleine purpurfärbichte u. s. w.

Riuku Tsutsusi. **Riuku-Tsutsusi** ist eine Pflanze, welche aus den philippinischen und Liquejosinseln nach Japon kam. Sie trägt eine blaßgelbe lilienähnliche Bluhme, mit geraden und dunkelgelb

p) Kämpfer giebt folgende Erklärung davon. Androsoemum constantinopolitanum, flore maximo Wheleri.

kelgelb gesprengten Kelchblättchen. Noch eine andere Pflanze gleiches Namens hat eine purpurfärbichte, dunkelgefleckte Blüthe. Bäume und Pflanzen in Japon.

Jedogawa Tsutsusi ist ein in Japon sehr berufener Geisklee. Seine Aeste sind voll Stacheln. Das Laub ist mit Haaren bewachsen, und wie ein Speereisen gestaltet. Es giebt dergleichen Pflanze mit weißer Blüthe, imgleichen mit purpurrother, und noch einen mit fleischfarbener. Jedowaga Tsutsusi.

Jamma Tsutsusi ist eine Gattung Geisklee, die auf dem Felde wächst. Die Blüthe gleicht einer Lilie, ist aber hoch Leibfarbe, und mit feuerrothen Puncten besprenget. Es giebt noch eine Gattung mit rothen Puncten, imgleichen eine mit Carmesinfarbe und dunkelroth besprengter Blüthe. Jamma Tsutsusi.

Mijamma Tsutsusi ist eine Gebirglilie, hat leibfarbichte Blüthe, welche sowohl vor, als nach dem Laube, in großer Menge zum Vorscheine kömmt. Eine besondere Art davon hat purpurfarbichte Blüthen. Mijamma Tsutsusi.

Kirisma Tsutsusi ist ein sehr belaubter, und sonderbar beliebter Strauch. Die Bluhme hat eine Scharlachfarbe, und erscheint im Maymonate dermaßen häufig, daß es scheint, als ob der ganze Strauch voll Blut wäre. Kirisma Tsutsusi.

To Ken, insgemein Satsuki ist abermals eine Gattung von Geisklee, von welcher Pflanze man in Japon über hundert Arten findet. Sie trägt Lilien, blühet nur im Herbste, und mit wenig Bluhmen. Es stehen solche einzeln, gleichen aber dem ungeachtet einander nicht alle; denn einige sind schöne Leibfarbe, einige blaß scharlachfärbicht, andere weiß und gefüllet, noch andere gleichen am Farbe dem feinesten Scharlache, und wieder andere einem blassen Purpur. To Ken.

Sakanandsio ist gleichfalls ein Strauch mit einer lilienähnlichen Bluhme, nur ist sie breiter, und der Strauch selbst seltener, als der vorige. Sakanandsio.

Sa oder Sjun, insgemein Tsubakki, ist ein Strauch mit rosenähnlicher Blüthe. Die Frucht ist pyramidenförmicht, und hat drey Saamenkörner in sich. Es giebt einen wilden Sa, welcher nur einfache Bluhmen trägt, und einen Gartensa, dessen Bluhme gefüllet und schöner, als die vorige ist. Der Strauch selbst gleicht den Theeständchen. Sa.

San Sa, insgemein Jamma Tsubakki, ist ein großer Strauch mit kurzem Stamme, und dunkelgrüner Rinde. Das Laub gleicht dem Kirschlaube. Aus den Blattflügeln sprossen im Herbste ein oder zween schuppichte Knospen, in der Größe einer Flintenkugel hervor, aus welchen eine Bluhme mit sieben großen hochrothen Blättern in der Gestalt einer chinesischen Rose ausschlägt. Auf dem Boden der Blüthe steht gleichsam eine Krone, aus welcher mehr als hundert kurze, gespaltene Staubstengelchen von blasser Leibfarbe mit gelben Spitzen emporragen. Es zeiget diese Pflanze, was ihre Bluhme betrifft, mancherley Unterschied an sich, indem nicht nur die Farbe derselbigen sehr abwechselt, sondern auch einige Arten gefüllete, einige nur einfache Blüthen tragen; daher sie dann verschiedene Namen bekommen. Diejenige Art, welche Sansaqua heißt, trägt eine Frucht in der Größe einer Pistazie. Das Laub wird auf gewisse Art zubereitet, und unter den Thee gemischet, um ihm einen angenehmern Geruch zu geben. Mit dem Wasser, darrinnen sie abgekocht worden, zwagen die Weibespersonen ihre Haare. San Sa.

Sijo, insgemein Adsai und Adsiki, ist ein Wasserhollunder, mit dergleichen Laube, als die Hortula Malabarica hat, und mit vier bis fünfblätterichten blauen Blüthen, die in einem runden Traubenbusche beysammen hängen. Sijo.

Fundan,

Bäume und Pflanzen in Japon.

Verschiedene Arten von Hollunder.

Fundan.

Fundan, insgemein Te-Mariqua ist eine Hollundergattung. Ihr Laub ist runder, als am Wasserhollunder, mit vielen Aestchen durchflochten, und mit einem ausgezackten Rande versehen. Die Blüthe ist weiß, fünfblätterricht, und hängt in runden Traubenbüschen beysammen. Rade-Mariqua, ist ein schmahlblätterichter Hollunder. Die Blätter stehen wechselsweise gegen einander über, und sind ausgezacket. Die Blüthe gleicht der vorhergehenden. Joro, insgemein Utsugi, ist gleichfalls eine Hollundergattung, wächst aber nicht höher, als etwa fünf Schuhe. Die Blüthe schlägt zu äußerst an den Aesten in großer Menge heraus, und gleicht der Pommeranzenblüthe. Das Laub steht paarweise, ist halb eyrund, spitzig, und sehr zart ausgezacket. Aus der Rinde, welche mitten am Baume abgeschälet wird, machet man sehr gute Pflaster. Fon Utsugi hat eine sehr weiße und gefüllete Blüthe. Man zieret die Lustſtücke damit aus. Korai Utsugi, das ist, der coreische Hollunder, hat eben dergleichen Laub, als der Adsai. Zu äußerst an den Zweigen wachsen lange Stiele heraus, die sich in fünf Aeste vertheilen, und das Untertheil einer ungemeinen schönen einblätterichten aber fünfmal gespaltenen Blüthe umfassen. Aus solcher raget ein Griffel mit einem dicken Hute hervor, um welchen fünf oben in eine Spitze zusammenlaufende Staubstengelchen stehen. Es hat diese Blüthe einen vortrefflichen Geruch, und eine weißlichte mit hochroth vermischte Fleischfarbe. Nippon Utsugi ist ein Gebirghollunder, mit purpurfarbener und kleinerer Blüthe, als die vorige.

Sibi.

Sibi, insgemein Fokudsitqua, Fakusinda und Fakusitz, ist ein sehr seltener Baum, von der Größe eines Granatenbaumes, knorricht, gelb und eben also anzusehen, als ob er keine Rinde hätte. Die Blüthe steht in großen Büschen zu äußerst an den Aesten, ist so groß, als eine Nelke, und fleischfarbicht.

Riotsjo.

Riotsjo, insgemein Nadsen Radsura und Nodsjo ist ein Strauch, der sich weit ausbreitet, und eben solches Laub, als der Gartenrosenstrauch hat. Die Bluhme spaltet sich beym Aufblühen in fünf den Rosenblättern ähnliche und ungemein schön hochrothe Lefzen.

Kingo und Kos.

Kingo, insgemein Assagawo, ist ein Lisot mit großen weißen Blüthen, die sich des Morgens öffnen, gleichwie hingegen Kos und Kudsi, insgemein Firagavo genannt, eine andere Gattung ist, die nur des Mittages aufblühet. Sie werden beyde in Gärten gezogen.

Too.

Too, insgemein Fudsi, und Fisji ist eine Gartenstaude, die man um das Gitterwerk und die Lusthäuser zieht; sie hat lange Blätter, ohne allen Ausschnitt, treibt eine große Menge Bluhmen, welche über eine Spanne lang sind, den ganzen Frühling dauren, und, weil sie eben also wie Weintrauben da hängen, den schönsten Anblick von der Welt verursachen. Sie sind zweyblätterricht, und ohne Geruch. Eine einige oder doch zwo bis drey solche Pflanzen vermögen öfters einen weitläuftigen Platz zu beschatten, ihre Liebhaber pflegen die Wurzel mit Sacki oder Reißbiere, zu begießen, damit sie desto mehr Kräfte bekommen, und Kegelbüsche von drey bis vier Spannen lang treiben solle. Man besuchet dergleichen Orte aus Neugierigkeit, und die Dichter machen ihnen zu Ehren Verse. Die Farbe der Blüthe ist entweder ganz weiß oder ganz purpurfarbicht. Noch giebt es einen wilden Too, dessen Blüthe und Laub aber keine so große Schönheit zeigen.

Saru Kahe Banna.

Saru Kahe Banna ist eine Staude mit wenigen aber langen Aesten, und eben dergleichem Blatte, als das Süßholz hat. Die Blüthe wächst im Kegelbusche, ist gelb, hat

hat fünf Blätter darunter ein rothgesprengtes und kleineres, als die übrigen, welche kreuzweise stehen. Die Staubstengelchen sind an der Zahl zehn, und haben hochrothe Häuptchen. Bäume und Pflanzen in Japon.

Sui Sin Radsira ist das Sinngrün mit gefülleter Bluhme. In Sin Radsura ist eine andere Gattung desselben mit weißer sechsblätterichter Blüthe. Die Hälfte vom Kelche ist purpurroth. Sui Sin Radsira.

Kin, insgemein Mukinge, ist eine Gattung Gartenpappeln mit purpurblauer einfacher Blüthe. Es giebt auch ein Kin mit gefülleter und blaulichter Bluhme. Fupeo ist eine Gattung des Heilkrautes mit stark gekerbtem Feigenblatte. Ki, insgemein Awoi, ist die Pappelrose, davon es mehr als einerley Art giebt. Kin.

Fujoo, eine berühmte Pflanze, ist die chinesische Rose mit Tageblüthen. Des Morgens ist sie hochroth, zu Mittage fällt sie ins Purpurfärbichte. Fujoo.

Foo, insgemein Kiri, ist ein Baum. Er gleicht, so viel die Blüthe betrifft, dem Fingerkraute. Sein Holz ist leicht, aber dabey fest, wird zu Schränken und Tischchen verarbeitet. Das Laub ist sehr groß, wollicht, mit einem Oehrchen an jedweder Seite. Die Blüthe gleicht der Bluhme des Kühmaules, ist außen purpurblau, inwendig weiß, zween Zoll lang, riecht angenehm, hat fünf ausgekerbte und sehr artig gestaltete Lefzen. Der Saamen besteht in zween einer Mandel an Gestalt und Größe gleichenden Kernen; man bereitet ein Oel daraus, das zu mancherley Gebrauche dienet. Das Laub von diesem Baume führen die japonischen Dairi im Wapen, und oben darüber drey Blüthenbüsche. Foo.

Go Too, insgemein Fi Giri, ist eine ausländische Staude, die aus Corea und den philippinischen Inseln nach Japon kam. Das Laub gleicht dem Weinlaube. Die Blüthe ist sehr schön, hat einen Zoll im Durchschnitte und fünf Blätter, die eine Glocke vorstellen. Go Too.

Saku Jaku ist die weibliche blutrothe Pöonie, mit einfacher Blüthe. Botan, ist die große Pöonie, hat einen geraden holzichten Stengel, ästige und ungleich ausgefranzte Blätter. Einige haben leibfarbichte und gefüllete Bluhmen, bey andern sind die Bluhmenblättchen lang, gerade, und wie ein Hahnenkamm geordnet. Saku Jaku.

Foo Sen, oder Kinfu Gua, insgemein Ibara, ist unser gemeiner Rosenstrauch, den die Portugiesen nach Japon brachten. Nur haben seine Rosen keinen so angenehmen Geruch, als in Europa, und in dem westlichen Theile von Asien. Foo Sen.

Kei Quan, insgemein Kei Foge, ist vermuthlich die Amarante oder Tausendschön. Die Bluhme zeiget allerley Abwechslungen an sich. Von der gelben rothgefleckten, mit einem rothgestreiften Stengel, wird das meiste Wesen gemacht. Kei Quan.

Joksan, insgemein Gibboosi, ist eine Schwerdtlilie mit Wegerichblättern. Der Stengel ist gerade, und etwa einen Schuh hoch. An seinem obersten Ende stehen zehn bis zwölf drey Zoll lange Lilienbluhmen, von blasser Purpurfarbe. Sie kommen im Frühjahre zum Vorscheine. Es giebt noch eine andere Gattung mit schmahlem Blatte, die im Herbste blühet. Joksan.

Ran ist eine Schwerdtlilie mit faserichter Wurzel, das Blatt gleicht einem Schilfblatte, der Stengel ist dünn, und die Bluhme wie am Vogelkraute. Es hat diese Bluhme fünf Blätter von drey Zollen im Durchschnitte, weißgelblichter Farbe mit Purpurstreifen, und riecht sehr angenehm. Ran.

Bäume und Pflanzen in Japon.

No Ran.

No Ran ist ebenfalls eine Schwerdtlilie mit gelber Bluhme. Der Stengel ist dick, gerade, und gleich vom Boden an mit Blättern umwunden. Es giebt noch andere, theils purpur- und carmesinfärbige Gattungen; imgleichen gelbe mit kleinen Bluhmen; gelbe mit einem Purpurstriche, u. s. w. Furan ist gleichfalls eine hiehergehörige Gattung, hat weiße Blüthen, und einen mehlichten Saamen. Die Japonesen hängen den Stengel und das Laub dieser Pflanze über die Hausthüre.

Angurek Warna.

Angurek Warna ist eine Schmarutzerpflanze mit wenigen und Schilfähnlichen Blättern. Die Bluhme steht auf einem dünnen Stengel, und gleicht wegen der Einrichtung ihrer Kelchblättchen einem fliegenden Zweyfalter. Es sind ihrer sechse, jedwedes ist einen Zoll lang, hat auf jeder Seite einen Purpurstrich, und eine Menge Puncte von gleicher Farbe.

Katong Ging.

Katong Ging, insgemein Fuli Lacra, ist ebenfalls eine Schmarutzerpflanze, davon die Blüthe einem Scorpion gleicht. Sie riecht wie Muscus, und hat fünf citronengelbe Blättchen, mit schönen Purpurflecken. Jedwedes ist zween Zolle lang, und so breit, als eine Gansfeder. Sie sind steif, dick, zu äußerst am breitesten und ein wenig ausgebogen. Das mittelste strecket sich in gerader Linie aus, wie ein Scorpionschwanz. Die vier übrigen krümmen sich, zwey auf jeder Seite, in Gestalt eines halben Mondes, und stellen die Füße vor. Dem Schwanze gegenüber ist gleichsam ein kurzer krummer Rüssel, welcher den Kopf des besagten Thieres nicht übel abbildet. Das allerseltsamste dabey ist dieses, daß der Muscusgeruch sonst nirgend, als im äußersten Ende desjenigen Kelchblättchens, welches den Schwanz vorstellet, zu finden ist, und daß die Bluhme, so bald man dieses Blatt abschneidet, gar keinen Geruch mehr von sich giebt.

Sekika.

Sekika, insgemein Kisinso, ist eine Gattung von ausländischem Saniale, und gleicht dem Cotyledon, oder Venusnabel. Das Laub sollte man für das Laub des Cyclamen, oder Schweinbrodtes ansehen, und zeiget eine angenehme Abwechslung von allerley Farben. Der Stengel ist anderthalb Schuhe hoch, trägt unterschiedliche fünfblätterige Bluhmen, welche die Gestalt einer fliegenden Wespe vorstellen. Sie haben eine carmesinrothe Farbe.

Sjiroi.

Sjireh, oder Sjiroi, ist eine weiße Lilie mit Blättern, wie die Sumpfringelbluhme hat. Der Stengel ist dick, und anderthalb Schuh hoch. Die Bluhmen stehen, obgleich in geringer Anzahl, oben drauf. Jede hat drey Zoll im Durchschnitte, und wenig Oeffnung. Die Kelchblättchen sind schmal, und inwendig hochroth getüpfelt.

Mancherley Lilien.

Jamma Ospiroi

Lilien giebt es allerley Gattungen. Jamma Ospiroi ist eine wilde. Ihr Laub ist in drey große Lappen vertheilet, und hat lange hohlgestreifte Stiele, die sich um den Stengel winden. Biakko, insgemein Juri, ist unsere gemeine weiße Lilie, riecht auch eben also. Sazuri ist eine weiße einblätterige in sechs Lefzen vertheilete Lilie. Kentan, insgemein Oni Juri, das ist Teufelslilie, ist eine Asphodellilie, mit dickem und einen Schuh hohem Stengel, einer schönen Bluhme vier Finger breit im Durchschnitte, mit purpurrothen Flecken und Hübelchen; ihre Wurzel ist zwiebelicht, und wird gegessen. Kasbiako, insgemein Konokko Juri, hat die Bluhme vom Salomonssiegel. Ihr Stengel ist dünne; die Bluhme prächtig, weiß fleischfarben, mit blutrothen Flecken gezeichnet, nebst außen gekrümmten und spitzzulaufenden Blättern und einem sehr langen mit fünf Fäserchen umgebenen Bluhmengriffel. Santan, insgemein Fime Juri, ist eine Lilie, die

Bäume und Pflanzen in Japon.

die ganz mit Blute befleckt zu seyn scheint, und deren Stengel mit schmalen Blättern, wie Kornähren umgeben ist. Eine andere Art, Kaiserkrone genannt, hat eine sehr kleine blutroth gefleckte Bluhme; eine andere ist feuerfarben und heißt Fi-Juri.

Seki-Kan.

Seki-Kan, insgemein Sibito Banna, ist eine Narcisse mit gelben Bluhmen, so glänzend als Gold. Die Zwiebel dieser Pflanze ist ein wahrhaftes Gift.

Kui-Symira.

Kui-Symira ist eine Astrodilla, deren Stengel einen Fuß hoch, hohlstreifficht und wie eine Aehre mit sechsblätterichten Bluhmen umgeben ist, deren Farbe ins Purpurrothe fällt.

Jakan.

Jakan, insgemein Karasu Oogi und Fi Oogi, ist eine Pflanze mit einer kleinen, rothen und inwendig wie mit Blut gesprengten Lilienblüthe. Auf den Bergen wächst eine andere Art davon, Siaga genannt, die eine weiße, doppelte und zuweilen wasserblaue Bluhme trägt.

Dandoqua.

Dandoqua ist das große wilde indianische Rohr, mit breiten Blättern, dessen Bluhme glänzend gelb ist.

Vielerley Iris Sjigogusa.

Sjigogusa ist die gemeine Iris, deren Bluhmen sehr bunt sind. Farin, insgemein Buran und Reso-Kjosa ist die weiße Garten-Iris in Deutschland. Auf den Bergen wächst eine andere, die eine kleine Bluhme trägt. Ken, insgemein Quanso und Wassingusa ist die Garten-Iris, mit breiten Blättern, und großen doppelten feuerfarbenen Bluhmen. Kaki-Tsubatta ist die Garten-Iris, mit doppelten violettnen Bluhmen. Eine andere hat schmale Blätter, doppelte und blaue Bluhmen. Eine dritte mit breiten Blättern, deren Bluhmen ultramarinfarbicht mit safrangelbgefleckten Spitzen sind. Fennasob ist eine Iris, deren Bluhme purpurroth ist, und die Sissibi ist eine kleine, mit großen doppelten Bluhmen.

Ssisen.

Ssisen ist eine weiße Bergnarcisse, die eine große Menge Bluhmen treibt. Man hat eine große und kleine Art.

Sen-Sjun.

Sen-Sjun ist eine gekrönte Lychnis, deren Bluhmen von einem weißlichten Grün sind, zackichte Blätter und aschfarbichte Spitzen haben. Eine andere Art hat ganz weiße Bluhmen. Senno ist eine andere, deren Blätter und Kelch voller kleinen Haare, von blaßblutrother Farbe, die Bluhmenblätter gekräuselt, und die Spitzen violettfarben sind. Die Fusji Guro, eine andere Lychnis, die am Stiele gekrönet und mit dunkeln purpurnen Knoten gleichsam besäet ist. Ihre Bluhme ist klein, röthlich, und ihre Bluhmenblätter sind ganz.

Mokokf.

Mokokf ist ein Baum mit Telephiumsblättern, und einblätterichter Blüthe, dessen Frucht der Kirsche gleicht, und dessen Saame die Gestalt einer Niere hat. Seine Größe ist mittelmäßig, sein Stamm gerade, und ungefähr so dick, wie ein Bein. Seine Blätter gleichen des gemeinen Telephiums seinen. Seine Blüthen sind einblätterich, in fünf Lefzen getheilet, von blaßgelber Farbe, von einem Nelkengeruche und mit einer großen Menge Fäserchen versehen. Die Frucht ist von der Größe und Gestalt einer Kirsche, äußerlich weißfleischfarben, und hat ein weißes Fleisch, welches trocken ist, und sich leicht zerreiben läßt, ein wenig bitter und herbe schmecket.

Kiusai.

Kiusai, insgemein Sumire, ist die Pensee, die man ihrer drey Farben wegen auch die Dreyfaltigkeitsbluhme nennet.

Bäume und Pflanzen in Japon.

Sju, insgemein Fagi, ist ein Cytisus mit purpurfarbenen Anaghrisusbluhmen, die auf kleinen hohlstreifichten Kegelbüschen wachsen. Ihre Schoten oder Hülsen sind schmal und sehr klein.

Tsoo Sju.

Tsoo Sju, insgemein Ssoo Fagi, ist ein Gartenkraut, einen Ellbogen hoch, wie gemeiner Isop gestaltet, und ohne Geruch. Ihre Bluhme ist sechsblätterich und purpurfarben.

Viele schöne Mutterkräuter.

Kik, Kikf, oder Kikku, insgemein Kamara Jamagi, ist eine Matricaria, oder ein Mutterkraut, deren es verschiedene Arten, wilde und gepflegte, giebt. Jamagi heißt Beyfuß. Diese Pflanze hat also von dem einen und dem andern etwas an sich. Ihre sonderbare Schönheit und die Menge ihrer Bluhmen machen den vornehmsten Schmuck der Felder und Gärten aus; und das um so vielmehr, weil sie zu verschiedenen Zeiten blühen. Die eine heißt No Gikf; das ist das gemeine europäische Mutterkraut, dessen Bluhme gelb, klein und von vortrefflichem Geruche ist. Die Keitsjo, insgemein Jomega-Taji ist eine Waldmatricaria, die den Sommer über bis zum Ende des Herbstes blühet. Sie hat ein fettichtes langes, schmales und etwas scharfes Blatt; ihre blaue Bluhme fällt ins Purpurne, und riecht ein wenig; ihr Saame ist länglicht, dicht zusammen und mit Haaren bedeckt. Ko-Gikf ist eine kriechende Waldmatricaria, deren Stengel hart und kurz und die Bluhme klein ist. Eine andere mit gefüllten goldfarbenen Bluhmen, blühet im Herbste. Sso Sjo ist eine andere Gartenmatricaria mit großen einfachen Blättern, deren Bluhme ins Blaue fällt; eine andere mit gefüllten Bluhmen ist gelb und roth untereinander. Eine andere eben so bunte hat Blätter, die drey Zoll im Durchschnitte sind. Eine andere mit wohlriechenden breiten Blättern hat eine goldfarbene Bluhme, die sehr gefüllt und ohne Geruch ist, an Größe und Gestalt gleicht sie der Provinsrose, oder dem Centifolio. Eine andere hat weiße Bluhmen von verschiedener Größe. Eine andere etwas fleischfarbene gefüllte Bluhmen, zween Zoll im Durchschnitte; eine andere purpurrothe Bluhmen; noch eine andere ist sehr zweigicht mit scharlachrothen Bluhmen; und endlich noch eine mit weißen Bluhmen, deren Spitzen purpurfarben sind, und mit kleinen gelben Röhrchen zwischen den Bluhmenblättern.

Dsio Gikf.

Dsio-Gikf, ist der peruvianische Chrysanthemus Dodonäus, oder Caspar Bauhins großes indianisches Helenium.

Sekkikan.

Sekki-Kan ist eine Staude eine Klafter hoch, deren Blätter, welche die Zweige von einer Weite zur andern einhüllen, schmal, lang, dick, unten silberfarbicht, hängend und ohne Einschnitte sind. Ihre Bluhmen sind fleischfarben und an den Spitzen der Zweige buschweise zusammen von zehn bis funfzehn, die aus einer gemeinschaftlichen Hülle kommen. Sie sind einblätterich, und in sieben große Lefzen zerschnitten. Man hat noch zwo andere Arten, die eine mit weißen, und die andere mit rothen Bluhmen.

Sen-Fuku.

Sen-Fuku, insgemein Ogurenna, ist ein gelber Aster, deren Stengel ästig, mit Haaren besetzet und anderthalb Ellen hoch ist. Ihre Bluhme kömmt der Persicaria mit Schoten ihrer nahe.

Obai.

Obai, oder Robai ist eine Art von gefülltem Jasmin. Sie hat eine braune Rinde, ein schwaches Holz voller Mark, und ihre Blätter stehen wechselsweise gegen einander über, und endigen sich mit einer etwas gekrümmten Spitze. Ihre Bluhmen, die im Hornunge vor den Blättern erscheinen, kommen aus einem schuppichten Kelche, sind blaßgelb und bestehen aus zweyerley Blättern, wovon die äußersten ordentlicher weise acht an

der Zahl, einen halben Zoll lang und eyrund sind; die inwendigen aber etwas kleiner, von ungleicher Größe, ihrer acht und mehr an der Zahl und mit blutrothen Spitzen gesprengt sind. Der Geruch der Bluhme ist wie der Veilchen ihrer; er wird aber in der Länge widrig, und der Geschmack ist sehr unangenehm. Diese Staude, von welcher man glaubet, sie sey aus China gebracht, ist sehr schön, so, daß man sie auch sorgfältig in den Gärten wartet. Bäume und Pflanzen in Japon.

Ren, insgemein Hatsis, ist eine in Indien unter dem Namen Tarate bekannte Pflanze. Sie ist das indianische Nenuphar, und des Prosper Albinus ägyptische Bohne. Ihre Stengel sind außerordentlich lang, und werden gegessen. Ihre Wurzel, die auch sehr lang ist, breitet sich in die Queere aus. Sie ist wie ein Arm dick, mit von einander abgesonderten fäserichten Knoten. Diese Pflanze wird für heilig gehalten, und ihre Bluhmen dienen, die Altäre aufzuputzen. Die Feifo ist ein großer Nenuphar, deren Blatt so spitzig, wie ein Spieß ist. Ren u. Feifo.

Somo, insgemein Skimmi, und vorzugsweise Fanna, die Bluhme, genannt, ist ein wilder Baum mit Lorberblättern und Narcissenblüthen. Seine Rinde ist würzhaftig. Er ist so groß, wie ein Kirschbaum, und hat ein rothes, hartes und zerbrechliches Holz. Seine Blätter stehen rund herum um kleine Zweige und die Bluhmen am Ende derselben. Die chinesischen und japonischen Bonzen stecken Büsche von den Blättern dieses Baumes vor ihre Götzen und auf die Gräber. Somo.

Sjo, insgemein Maatz, ist der allgemeine Name der Fichte. Man hat ihrer verschiedene Arten, deren Unterschied in der Anzahl, der Stellung und Gestalt ihrer Blätter besteht, und die Fusji-Maatz, Aka-Maatz, O-Maatz, Me-Maatz und Gojono-Maatz heißen. Pflanzen von verschiedener Art. Sjo.

San, insgemein Ssuji ist eine kleine Cypressenfichte, welche Harz giebt, und deren Frucht schuppicht, von einer sphärischen Gestalt, und so dick, als eine Pflaume ist. Ihre Saamen sind dünn, länglicht, hohlstreificht und braunroth. San.

Scosi, insgemein Kara-Maatz-Nomi, ist ein Lärchenbaum; dessen Früchte pyramidenförmige Kerne haben. Dieser Baum läßt im Winter seine Blätter fallen. Scosi.

Moro-Unig, oder Sonoro-Maatz ist ein großer Wacholderbaum, dessen Beeren denen Sevenbeeren gleichen. Moro-Unig.

Si-Moro ist ein bärtiger Wacholderbaum, dessen Bärte schuppicht, und die Bluhmen safranfarbicht sind. Seine Beeren gleichen den Sevenbeeren, und sind vieleckicht. Der Nanqui-Ssugi ist der bermudische Wacholderbaum, den man wegen seiner Schönheit sorgfältig wartet. Der Jempak ist ein Wacholderbaum, der wie eine Cypresse aussieht, und einen sehr schlechten Geruch von sich giebt. Si-Moro.

Quai, insgemein Fi-No-Ki, ist eine Cypresse, voller fettichten, leimichten und würzhaften Saftes, der wie Wacholder riecht. Seine Frucht ist so groß, wie eine Erbse, mit einem Hübelchen. Unsere gemeine Cypresse, die auch in Japon wächst, giebt daselbst von ihren Blättern einen balsamischen Geruch; und ihre Frucht enthält fünf Saamenkörner, wie Weitzenkörner. Quai.

Fa-Ku, insgemein Kasiwa, ist ein Baum von mittelmäßiger Größe, dessen Blätter der Patientia ihren gleichen. Seine Blüthen sind weiß, als eine Aehre, und vorn an den Zweigen. Seine Frucht ist voller spitzen Stacheln. Fa-ku.

Bäume und Pflanzen in Japon.

San kakso. San=Kakso, ist eine Osterlucey, oder Aristolochia, welche aufwächst und sich weit ausbreitet, und deren Bluhme bunt ist. Eine andere Aristolochia ist der Senninsso, dessen Bluhme weiß und vierblättericht ist, und wie Mayenblühmchen riecht.

Tsto Megusa. Tsto Megusa ist eine Hauswurz, oder Jovis barba, mit gelben Bluhmen, deren Blatt spitzig ist.

Tsisu. Tsisu, insgemein Fawa Kingi, oder Niwa=Gusa, oder Fooki=Gusa, ist die Scoparia, sonst Belvedere der Italiener, wovon man in Japon ein daselbst berühmtes Arzeneymittel machet.

Fudsi Bakama. Fudsi Bakama ist eine kleine Pflanze, dem Eisenkraute sehr ähnlich, dessen Blatt sie auch hat. Ihr runder purpurfarbener Stengel trägt an seinem äußersten Ende Büsche von kleinen fünfblätterichten Bluhmen, die von weißlichter Purpurfarbe in einem runden und schuppichten Kelche eingehüllet sind. Ihr Saame stecket in Winkeln, ist braun und von sehr bitterm Geschmacke. Eine andere Art hat einen weißen Stengel, und weiße Bluhmen.

Ominamisji. Ominamisji, sonst Sjiro = Banna, welches Frauenbluhme heißt, hat diesen Namen von ihrer Schönheit. Sie gleicht, ihren Blättern nach, dem Eisenkraute. Ihr runder und hohlgestreifter Stengel treibt viele Zweige, die sich mit Büscheln von rothen Bluhmen, wie die Hollunderblüthen endigen. Ihr Korn ist eyrund und so groß, wie Anis.

Tobi. Tobi, insgemein Taranoo, ist eine Pflanze, die wegen ihrer dicken Blätter und ihrer Zweige, die sich mit Bluhmenähren endigen, und da sie dicht an dem Stengel liegen, der Bedeutung ihres Namens nach, einem Drachenschwanze gleichen. Ihre Blätter sind schmal, ungleich gekerbet. Ihre Bluhmen sind hellblau, wie Röhre gestaltet, und in vier Lefzen getheilet.

Sitsisu=Ssoo. Sitsisu=Ssoo, insgemein Ssusu=Kaki, ist ein Marrubium, dessen Stengel gerade, eine Elle hoch, und fast rund ist. Seine Bluhme sind so groß, wie des Lavendels seine, hellblau und sehr dicht an einander. Sie wachsen zwischen den Blättern hervor. Eine andere Pflanze gleiches Namens riecht wie Anis, und ihr Saame schmecket auch so. Ihr Stengel ist viereckicht, die Bluhme purpurfarbicht, wie ein Röhrchen gestaltet, und das Blatt geht spitzig aus, wie ein Melissenblatt.

Tsiosigusa. Tsiosigusa ist eine Verbena, oder Eisenkraut, dessen Bluhmen, wie eine Aehre sehr dicht und der Salvey ihren ähnlich sind.

Verschiedene Arten von Epheu. Tsjoo, insgemein Tsta, ist ein Epheu, der aufsteigt und sich weit ausbreitet. Seine Blätter, die dem Weinlaube gleichen, fallen jährlich ab. Seine Beeren sind länglicht und fleischicht. Fotogi=Tsta ist der gemeine Epheu, welcher Beeren trägt. In=Ssta ist der Steinepheu, welcher deswegen so genannt wird, weil er sich an den Steinen hält. Seine Wurzel ist holzicht, und seine Blätter gleichen der Hederæ nummulariæ, oder Pfenningähnlichen Epheue. Er bleibt stets grün. Tsta=Mongira ist ein Epheu, der auf der Erde kriecht, und dessen Blätter dem kleinen Pfenningkraute gleichen. Sakusetz, insgemein Kakidoro, ist eine kriechende Pflanze, die dem Epheu sehr gleicht. Ihre Bluhmen wachsen unter den Blättern, von unten am Stengel. Sie sind purpurfarben und sechsblätterich. Der Saamen ist rund, ein wenig platt.

Sju=

Sjukaido ist eine Art von Sauerampfer, eine Elle hoch, und von sehr scharfem Geschmacke. Sein Stengel ist fetticht, zweigicht und knoticht. Seine Blätter sind dick und zart gekerbet. Seine Bluhmen sind vierblätterieht, fleischfarben und von einem sonderbar vortrefflichen Baue, wie Kämpfer saget. Bäume und Pflanzen in Japon. Sjukaido.

Sasjo, insgemein Katabami, ist die dodonnälsche Alleluja mit gelben Bluhmen. Sasjo. Koo=Seki, insgemein Skigusa, ist eine Art von Ephemerum, mit Mayenblühmchenblättern, deren Bluhme blau ist und der Dreyfaltigkeitsbluhme gleicht; sie ist aber viel erhabener und den Schmetterlingsflügeln gleich. Ihre Blätter haben keine Stiele. Ihre Bluhmen brauchet man, die blaue Farbe zu machen, die man Ultramarin nennet, indem man sie mit der Kleye vom Reiße vermenget, der angefeuchtet wird. Man drücket darauf den Saft aus dieser Masse, und tunket ein sauberes Papier hinein, welches man trocken werden läßt, wenn es wohl durchzogen ist. Man wiederholet solches vielmals, und dieses Papier dienet alsdann zur Farbe.

Fakkona Ksa ist eine berühmte Capillaria, welche auf dem Berge Fakkona wächst, und zu Arzeneyen gebrauchet wird. Sie hat Corianderblätter. Fakkona=ksa.

Sin=Sioos, insgemein Firu=Musiro, ist eine Wasserähre mit Thallilienblättern. Sin=Sioos.

Fibi ist eigentlich die kleine scharfe Lonchytis. Man hat aber noch eine andere mit krausen Polypodienblättern. Fibi.

Dsjemmai ist eine Phyllitis mit zweigichten Blättern, deren Wurzel man ißt. Dsjemmai.

Secki=Ji, insgemein Jawanokawa, ist eine steinichte Hermionite, mit einem schlechten, länglichten, ziemlich großem Blatte, das an der Wurzel sehr breit ist, und sich hernach zusammenzieht, da es die Gestalt eines Spießes bekömmt. Secki=Ji.

Tsjo, insgemein Sjiro, ist ein weißer Hanf, oder vielmehr nichts anders, als die große gemeine Nessel, die im Frühlinge blühet. Ihr Stengel aber hat Fäden, die Zeug daraus zu machen dienen. Der Saame ist von einem sehr scharfen Geschmacke, und man zieht ein beizendes Oel heraus. Tsjo.

Rio, insgemein Tade, ist die scharfe und brennende Persicaria, sonst Curage genannt, oder Wasserpfeffer. Ihre Blätter dienen den Japonern statt des Pfeffers. Rio.

Koo, Ke=Tade und Inu=Tade, ist eine andere Persicaria, deren Stengel mit Haaren versehen, vier Fuß hoch, nach Gelenken oder Schüssen abgesetzet, und an der Spitze in viele Kegelbüsche von leibfarbenen Bluhmen abgetheilet ist. Ihr Blatt ist groß, geht spitzig aus, und hat keine Einschnitte. Koo.

Recquan=Mokf, insgemein Kaide, ist ein Ahornbaum, dessen Blätter klein, und purpurfarben und gelb gemischt sind. Recquan=Mokf.

Sco und Sansjo, insgemein Naru=Fatsi=Kami, oder Kawa=Fasi=Kami, ist eigentlich der japanische Pfefferbaum. Diese berühmte Staude wächst etwa zwo Toisen hoch. Ihre Rinde ist tannenfarbicht, mit Hübelchen und einigen Spitzen einen halben Zoll lang, versehen. Ihr Holz ist schwach, leicht und sehr markicht. Ihre Blätter, deren Stiel sehr kurz ist, sind wie Flügel, eins gegen das andere über, vier bis fünf Queer Finger breit, zum Theile wie der Esche ihre, länglichrund von einem angenehmen Grüne, mit einem etwas gekerbten Rande, und einer zarten Ribbe, welche länge lang von einem Ende zum andern geht. Ihre Bluhmen, die zwischen den Blättern, und zu Sco, japanischer Pfeffer.

Ende

Bäume und Pflanzen in Japon.

Ende der kleinen Zweige wachsen, haben sieben bis acht Kelchblättchen und eben so viele Staubstengelchen, deren Knöpfchen rund und gelb sind. Die Bluhmen sind auch fast rund, und so groß, wie ein Corianderkorn. Wenn die Blüthe abgefallen ist: so sieht man ein oder zwey Saamenbehältnisse, von der Größe eines Pfefferkorns, die häutig und voller kleinen Hübelchen, bey ihrer Reife röthlich und hart sind, und sich eröffnen, um einen einzigen eyrunden, etwas harten, mit einer schwarzen und glänzenden Haut bedeckten Saamen von der Größe eines Cardamomenkornes heraus zu geben, welcher nach nichts schmecket, aber nur ein wenig hitzig ist. Diese Staude hat in allen ihren Theilen, vornehmlich aber in ihrer Rinde, ihren Blättern und ihrer Frucht einen Pfeffergeschmack, und ist so hitzig und würzhaft, wie die Bertramwurzel. Ihre neuen Blätter, ihre trockne Rinde, und vornehmlich ihre Saamenhülsen werden statt des Pfeffers und Ingwers bey den Speisen gebrauchet. Die Aerzte zerstoßen die Blätter, vermengen sie mit Reißmehle, und machen ein zertheilendes Pflaster für die von schmerzhaften Flüssen angegriffenen Theile daraus. Man findet ein Sjo, oder wildes Sansjo, welches fast eben die Kräfte hat.

Baibokf.

Baibokf, insgemein Fusi, ist ein gebirgischer Baum, welcher große und schöne Blätter hat. Seine Bluhmen sind klein, weiß, fünfblättericht, und an den Spitzen der Zweige zusammen wie Aehren in conischer Gestalt. Seine Blätter bekommen Auswüchse, die den Japonern statt der Galläpfel dienen.

Sjo Ri.

Sjo Ri, insgemein Kandsi Kansi, ist der Maulbeerbaum, woraus man das Papier machet, und den man in der Naturgeschichte von Japon nebst dem Kadsi Kadsura schon beschrieben hat.

Kioh.

Kioh, insgemein Dara, ist eine große wilde Staude voller Stacheln, deren Blätter groß sind, spitzig ausgehen, und zart gezacket sind. Ihre Bluhmen sind weißlicht, fünfblätterict, und stehen Doldenweis. Ihr Saame gleicht dem Leinsaamen.

Asjebo.

Asjebo ist eine andere Staude, eine Elle hoch, deren Zweige sehr biegsam, die Blätter schmal, ohne Einschnitt, von einem bittern Geschmacke und verstopfend sind. Ein abgekochtes Wasser von ihr tödtet die Fliegen und die Würmer. Ihre Bluhmen sind einblätterícht und sehr weiß.

Ibutta und andere kleine Pflanzen.

Ibutta ist eine Staude, welche das Ansehen und Blätter von einem wilden Pflaumenbaume hat; die Bluhme ist weiß, und der Trocsne ihrer gleich. **Takusitsu**, insgemein Toraigusa, ist die kleine gemeine Ejule. **Fan Ru**, insgemein Fa Kobi, ist die gemeine Morgeline, oder Hühnerbiß. **Mundo**, insgemein Jamasuje, ist die gemeine Bentite. **Rakko**, insgemein Utsu Bogusa, ist die große Brunelle, ohne Einschnitt. **Gai**, insgemein Jamogi, ist der große gemeine Beyfuß, der in der Jugend Futz heißt, und dessen Blätter zur Moxa dienen, die man bereits beschrieben hat. **Roo** ist der Beyfuß mit kleinen Blättern. **Intsjin**, insgemein Fki-Jamogi, ist das Abrotanum, oder die männliche Feldaurora. **Ba**, insgemein Asa, ist ein Hanf, welcher gesäet wird. **Kee** ist eine Wiesendiestel mit breiten Blättern. **Kei**, insgemein Akasa, ist die Wald-Acroche, mit großen Einschnitten. **Sei**, insgemein Nadnusa, ist das Täschelkraut (Tabouret), dessen Blätter ebenfalls sehr zerschnitten sind.

Japonische Palmen.

Tessio, insgemein Sotitz und Sodetz, ist eine Gattung von Palmen, woraus man den Sagu machet. Man giebt vor, die Feuchtigkeit thue an seinem Holze eben das, was das Feuer an dem Pergamente thue; man lege an seinen Fuß Feilstaub statt des Düngers, und wenn einer von seinen Zweigen abbreche, so hefte man ihn mit einem Na-

gel

gel wiederum an, damit er fortwachse. Der Sjuro, oder Sodio kömmt dem malabarischen gebirgichten Palmbaume sehr nahe: er ist aber in Japon unfruchtbar. Soo-Tsi-ku ist eine kleine Art davon, deren Blätter spitzig, wie Schilf sind. Bäume und Pflanzen in Japon.

Tsiku, insgemein Tacke und Fatsku, ist das Rohr, welches in Indien Bambu heißt. Man sieht in Japon sehr großes, welches viele Jahrhunderte gedauert zu haben scheint. Es dienet, wie in den meisten Morgenländern, Hausgeräthe und so gar Wände daraus zu machen. Die jungen Sprossen seiner Wurzeln werden mit Weineßige, Salze, Knoblauche und Pfeffer eingemacht. Man hat über dieses bemerket, daß diese Wurzeln in der Provinz Oomi sehr schön sind, und daß man die schönen Spazierstäbe daraus machet, die wir unter dem Namen der Rottang kennen. Tsiku.

Rotsiku, insgemein Najo Dacke, ist das bittere Rohr in Indien, welches eine Art von Staude machet. Die Bitterkeit ist in der Wurzel. Das Futsiku, insgemein Futamma Tacke, das ist, das gespaltene Rohr, ist eine Staude, dessen Stengel zwo Gabeln machet. Das Ssi-Tsiku ist auch noch ein Rohr, welches als eine Staude wächst, und dessen Stengel schwarzpurpurfarben, dünn und voll ist. Seine Blätter sind breit, kurz, hängend und gefalten. Raansia, insgemein Satto Dacke, ist ein Zuckerrohr, welches in Japon selten ist, und nur von Neugierigen gebauet wird. Das Dso, insgemein Sasa, ist ein kleines niedriges Rohr mit schmalen Blättern; oder vielmehr eine kleine Staude mit Rohrblättern. Come-Sasa ist eine andere Art, deren Blätter hohlstreisicht und breiter sind. Fackona-Sasa ist dergleichen, nur mit dem Unterschiede, daß deren Blätter einen sehr schönen weißen Rand und eben dergleichen Ribbe in der Mitte haben. Fuku, insgemein Tsikkusitz, ist ein kleines zweigichtes Rohr, wie eine Staude, wovon es vielerley Arten giebt. Mancherley Rohr.

Das J, insgemein Assi und Jussi, ist der gemeine Binsen in den japonischen Sümpfen. Seine Blätter sind breit, seine Halme fest, und Kämpfer glaubet, daß man Schreibpinsel daraus machet. Fo, insgemein Ramena, ist der Sumpfsouchet, oder das Cypergras. Rin, insgemein Sikiso, ist eine Art von dünnem, glattem, langem Binsen, den man in den feuchten Ebenen nach Art des Reises bauet, um Matten daraus zu machen, welche zur Bedeckung des Estriches der Zimmer dienen. Der Sju ist ein Sumpfbinsen mit Lilienbluhmen, den man seiner Schönheit wegen in den Gärten hat. Man hat deren dreyerley Arten, die nur in der Größe der Blätter von einander unterschieden sind. Setz, insgemein Suge, ist ein Sumpfkraut mit kurzen und starren Binsenblättern. Man bleicht es, um sehr schöne Hüte daraus zu machen, womit sich die Frauenspersonen beym Spazierengehen den Kopf bedecken. Binsen.

Kjoo, insgemein Asasa, ist eine Art von Seebluhmen, Nymphäa, oder Nenuphar mit Thorablättern. Ren, insgemein Midsubaki, ist eine andere Art davon mit Populagoblättern. Fe, insgemein Ukingusa, ist die gemeine Wasserlinse. Man hat noch eine andere Art davon mit viereckichten Blättern. Nenuphar.

Wanhom ist eine siamische Pflanze, womit Kämpfer Japon bereichert zu haben glaubet, und die er wenigstens mit gutem Erfolge daselbst zog. Es ist eine Art von Plantain, deren Bluhme weiß, sechsblättericht, und der Orchis ihrer gleich ist, die aber nicht lange dauert. Man schreibt ihrer Wurzel die Kraft zu, die hypochondrischen Beschwerungen zu heben, den Magen zu erhitzen, die Winde zu vertreiben, das Schneiden zu stillen, die Eingeweide und nervichten Theile zu stärken. Bey den Siamern heißt sie Wanhom und wird fleißig gebauet: die Ausländer aber nennen sie Kantsjoor. Wanhom, eine Art von Plantanen.

Bäume und Pflanzen in Japon.

Wohlriechende Bäume.

Sinkoo, insgemein Kawo-Kiki ist ein wohlriechender Baum, welchen Kämpfer für den Aquila oder das Adlerholz, eine Art von Aloe hält, und wovon er glaubet, daß es die harzigsten Stücke und folglich diejenigen sind, die am meisten Geruch haben, denen man den Namen Calamba giebt. Sein Stamm, saget er, ist eine Elle hoch, gerade, dünn, angenehm grün, von unten auf mit Blättern versehen, mit Haaren bedeckt, und theilet er sich in zween Zweige. Seine Blätter wachsen einzeln, einen Zoll breit von einander, gleichen den Pfirsichblättern, haben auf jeder Seite ein glänzendes und lebhaftes Grün, und sind ohne Einschnitte; doch geht auf dem Rücken eine starke Nerve länge lang mitten hindurch, die auf beyden Seiten eine Menge kleiner zarten und fast unmerklichen Aestchen decket. Diese Beschreibung ist um so viel wichtiger, weil man nur eine unvollkommene Kenntniß von diesem Baume hatte. Man wußte nur, wie Kämpfer anmerket, daß er sich bloß an den entferntesten Orten der Gehölze und Gebirge befand. Nach der Japoner und Siamer Berichte erlanget er den Geruch, der ihn so kostbar machet, nicht eher, als wenn er ganz alt ist.

Sindant. Sindant, insgemein Tauko und Bjaddon ist der japonische Sandelbaum. Er findet sich nur auf den höchsten Gebirgen von Bungo. Baso. Baso, welcher der Musa ist, den die Indianer Pisang nennen, ist in Japon selten und unfruchtbar. Tobe. Tobe oder Karakatz ist der Araber Sumach, und Bauhins Roux oder Rhus mit Ulmenblättern. Tambre-Noki ist ein wilder Lorbeerbaum, von der Größe des Campherbaumes. Von seinen Beeren, die von dunkler Purpurfarbe und größer, als eine Erbse sind, machet man ein Oel zu den Lampen. Die Rinde gepülvert und mit Gewürze vermenget, dienet kleine wohlriechende Stäbe daraus zu machen, die man Sencos nennet. Die Priester verbrennen solche auf den Altären ihrer Götter; und die Wundärzte, die das Brennmittel Moxa anwenden, brauchen sie, um solches in Brand zu bringen.

Tamu-No-Ki. Tamu-No-Ki ist ein Baum, dessen Blätter gerade, dicht zusammen und von einer wunderlichen Schönheit sind. Seine Blätter sind zwey und zwey, trocken, länglich, spitzig an beyden Enden, von einem glänzenden Grüne auf der einen Seite und einem weißlichten auf der andern. Seine Bluhmen sind sechsblätterícht, von einem gelblichen Grüne, und stehen auf einem sechsfach eingeschnittenen Kelche.

Taabi. Taabi ist ein Baum, dessen Blätter groß, zackigt und die Zweige mit einer drey Zoll langen Bluhmenähre, versehen sind, an deren Spitze viele Schoten sind.

Too Sei. Too Sei ist ein Baum von mittelmäßiger Größe, dessen Zweige sehr gekrümmt und mit länglich runden, rauhen Blättern ohne Einschnitt wohl versehen sind. Man zerstößt seine Rinde, um Leim daraus zu machen.

Taamo-Sjibatta. Taamo Sjibatta ist eine Staude, deren Bluhme wie eine Lilie gestaltet ist, und deren Blätter den Lorbeerblättern gleichen.

Mame. Mame oder Mamelos ist eine Staude, deren Aeste lang und gerade sind, das Holz hart aber leicht, gelblich und voller Mark ist. Seine Blätter gleichen des Kirschbaumes seinen. Seine Blüthen sind weiß, hängend, ohne Stiele, gemeiniglich von acht Kelchblättchen, die in Gestalt einer Glocke vereiniget und von ungleicher Länge sind.

Rengjo. Rengjo ist eine Staude, die von unten auf Zweige treibt, und deren Rinde voller Beulen ist. Ihre Bluhmen sind gelb, zart, wie Glocken gestaltet, bis über die Mitte eingeschnitten, und inwendig roth gestralet.

Ko-Gommi ist eine andere Staude, die nicht über eine Klafter hoch ist, deren Blätter schmal und grünspanfarbicht, die Bluhmen weiß, ohne Geruch, fünfblätterischt in einem Busche zusammen und mit fünf oder sechs kleinen Blätterchen umgeben ist. Ko-Gommi Sakira ist eine Art davon, deren Bluhme weiß und voll gleich einem schönen Maßliebchen ist. Bäume und Pflanzen in Japon. Ko-Gommi.

Jo, insgemein Janangs, ist eine Art von Buche, die zum Kuffermachen dienet, nicht viel von einer, Mids-Janaji genannt, unterschieden. Jo.

Rju, insgemein Aukaji, ist ein Baum, der wenigstens den Blättern nach, der Weide nahe kömmt. Kawa-Janogi ist eine kleine schwärzliche Weide, deren Kätzchen mit einem weichhaarichten Wesen versehen sind, welches den Japonern zur Wolle dienet. Kuro-Nosji ist eine Bergstaude, mannshoch, die aber wenig Zweige und Weidenblätter hat. Ihre Bluhmen sind klein, fünfblätterischt und von einem mit Gelb vermischten Grüne. Rju.

Boi, insgemein Awu-Kadsira, ist ein großer unfruchtbarer Epheu. Fritori-Ksa ist ein gebirgichter Erdepheu mit inwendig gefleckten Bluhmen. Teka-Kadsura ist ein anderer mit einem länglichten dunkelgrünen Blatte. Er gleicht dem Baumepheu. Boi.

Magubi ist eine sehr hohe Staude mit Knoten versehen, deren Rinde von einem glänzenden Grüne ist. Ihre Blätter wachsen drey und drey. Magubi.

Gube ist ein sehr hohes Kraut, dessen Zweige schwach, kastanienbraun und die Blätter in fünf Absätze getheilet sind. Seine Bluhmen sind auf Dolden (en ombelle) fünfblätterischt und weißgrünlicht. Uno-Fanna, eine große Staude, welche der Syringa gleicht, hat büschelweise Blüthen, welche fünfblätterischt, ein wenig riechend, ohne Fädchen und Griffel sind. Bantus ist eine Art von Jasmin mit gekerbten Blättern, dessen Bluhmen in Aehren, gelb und dreyblätterischt sind. Gube. Uno-Fanna. Bantus.

Nonigi ist der große Erdrauch, mit einer hohlen Wurzel und blauen Bluhme. Keman-Sso oder Narni ist ein Kraut von einem Fuße hoch, dessen Blätter der Ackley ihren gleichen. Ihre Bluhmen sind incarnat von zwoen Arten von Kappen gebildet, die sich mit einer langen gekrümmten Spitze endigen, und einen hohlstreifichten kegelförmichten Körper enthalten, der mit einem Griffel und sechs Staubstengelchen versehen ist. Nonigi. Keman-Sso.

Seki-Tsiku ist eine einfache Nelke mit großen Bluhmen. Foosen oder Kin-Soqua ist Rais vortreffliche Peruviana mit weißen und rothen Bluhmen. Seki-Tsiku. Foosen.

Koogua, insgemein Kurenei und Benino-Fanna, genannt, ist ein Kraut mit langem Stengel und großen Blättern, aus welchen man die blaue Farbe nimmt. Koogua.

Reisjun, insgemein Bidsinsoo, ist eine Art von Lychnis, die etwas von Mohn an sich hat, dessen Kopf sie auch hat. Ihre Bluhme ist einfach und blau, aber so schön, daß man sie in Kästchen aufhebet. Neko-Fanna ist eine Anemonenart, deren Blätter von außen haaricht und dunkelroth sind. Reisjun. Neko-Fanna.

Jamma Kibjo ist eine Pflanze, die der Gentiana gleicht. Ihre Stengel sind weiß mit Grün vermischt. Ihre Bluhmen sind wie Röhre gestaltet, anderthalb Zoll lang, von außen blau, und inwendig weiß, mit blauen Strichen. Sie schließen sich bey der Sonnen Untergange, und thun sich bey ihrem Aufgange wiederum auf. Furine ist ein blauer Knicus, den man auf dem Felde bauet, weil dessen Bluhme zum Färben dienet. Kibjo.

Bäume und Pflanzen in Japon.

Sso. Dsin.

Sso, insgemein Naraje und Sjako-Gusa genannt, ist eine Art von großem Basilicum. Dsin, insgemein Je und Fakkuso, ist eine andere Art, deren Saame ein berühmtes Oel giebt, Jene-Abra genannt.

Sun-Giku. Gositz. Jotei. Tenka. Sen. Sjaden. Andere Pflanzen.

Sun-Giku ist eine Art von coreischem Mutterkraute, dessen Bluhme gefüllt und sehr schön ist. Gositz ist ein Thlaspi, dessen Blätter einander gegen über stehen und ohne Einschnitte sind. Der Jotei ist eine andere Art davon, welche Blätter wie die Patientia hat, und deren Stengel, wie der vorhergehenden ihre, mit Capseln versehen sind. Tenka, gemeiniglich Rona-Subbi, ist die Gartenmorelle. Sen ist ein Kraut, einen Fuß hoch, voller Aeste, und nach der Erde geneigt, dessen Blätter der Numularia gleichen und zum Färben dienen. Sjaden ist ein großer Wegerich mit breiten Blättern; wie der Sansoo mit gesternten Blättern und der Kawa-Ssobu mit schmalen und einen Fuß langen Irisblättern, mit einer vier Finger langen Aehre.

Ketz. Sinqua. Doki. Keison-Kusa. Kimpaku.

Ketz, insgemein Waribi, ist das Farrenkraut, dessen junge Stengel man in Japon ißt. Sinqua, insgemein Jkingusa, ist die gemeine Wasseraloe, (Stratiotes), die in Töpfen wächst. Doki ist ein hohlstreifichter Aron, dessen Blätter wie Finger gestaltet sind. Roganneguſa ist ein Alleluja, dessen Stengel dünne und zweigicht, die Blätter gewunden und mit Haaren bedeckt sind. Keison-Kusa ist eine Hermionite mit sehr kleinen am Rande geflammten und spitzzackichten Blättern. Kimpaku, insgemein Jwagoki, und Jwasiba, ist ein Felsenmooß, dem Heidekraute gleich. Matsebutz ist eine große kriechende und straubichte Pilosella (Mäuseöhrchen), woraus die Japoner eine Art Zeug machen, Butz genannt.

Indianische Vogelnester.

Endlich belehret uns Kämpfer auch, daß die japonischen Vogelnester, aus denen man so viel Werkes bey den Speisen machet, und die daselbst Jenwa oder Joniku, insgemein Jens heißen, das Werk der Meerschwalben sind und aus denen Holothuries oder Fischpflanzen bestehen, die auf dem Wasser schwimmen. Er meldet nichts von den Cedern, ob man gleich aus seinem eigenen Zeugnisse, wie aus aller andern Reisenden ihrem weis, daß sie in Japon überflüßig sind. Er setzet aber überhaupt hinzu, daß sich außer denen Pflanzen, die er genannt hat, noch viele andere daselbst befinden, und daß ihrer wenige darunter sind, deren Wurzeln, Blätter, Bluhmen oder Früchte den Einwohnern nicht zur Nahrung dienen.



Geogra-

Geographisches Verzeichniß

der in diesem Bande vorkommenden Länder, Inseln, Städte und anderer Oerter.

Erklärung

der abgekürzten Wörter.

B. bedeutet Bay; Bg. Berg; Bt. Bucht; Bgw. Bergwerk; C. Canal; Col. Colonie; Df. Dorf; E. Eyland; F. Fort, Festung; Fl. Fluß; Fn. Flecken; Gb. Gebirge; H. Hafen; Hg. Hügel; J. Insel; K. Küste; Kl. Klippe; Klr. Kloster; Kr. Königreich; L. Land; Lz. Landzunge; Mb. Meerbusen; ME. Meerenge; Rh. Rhede; Sb. Sandbank; Sch. Schanze; Schl. Schloß; Sp. Spitze; St. Stadt; Th. Thal; Vg. Vorgebirge.

Wo ein * bey der Ziffer steht, da bedeutet es, daß an dem Orte eine vollständige Beschreibung anzutreffen ist.

A.

Aalraupenbay B. 31.
Abraham Fl. 21.
Abrolhos Sb. 120.
Acapulco, H. 158. 153. 163. 390 *
— J. 390 *
— St. 390
Acencaon, J. 111
Aculsingo, Df. 550
Agnaguezinga, Df. 541
Agnignan, J. 177
Alapores, J. 525
Alcal, Schl. 485
— St. 485
Algatros, Bg. 389
Almarez, Df. 570
Alpugleco, Df. 541
Alvay, St. 525
Alveredo, J. 121
Amabie, Kr. 257
Amacusac, Df. 541
Amapalla, Mb. 355. 630
Amazonenfluß, 55
Ambil, J. 524
Amboina, J. 322 *
Amsterdam, J. 220
Amabao, J. 251. 253
Anamabao, J. 233 *
Anatatan, J. 177
Anblau, J. 281
Ancotoque, Df. 549
Andeman, J. 430
Andes, Gb. 348
Angra, St. 113. 116 *
Anhold, J. 342
Anican, Vg. 247
Anna, Vg. 247
Annabon, J. 22
Anthong Java, J. 220
Antoninsinsel 122
Anton Caensinseln, 221
Anton Cava, J. 242
Arassingo, Df. 549
Arazatiba, Mb. 98
Arcolna, Df. 483
Arlington, J. 44
Arracka, Fl. 285
— St. 284
Arrakan, Kr. 314
Arroyos, Fn. 539
Ascension, J. 752
Aseri, F. 475
Asparilla, Df. 550
Assomtion, K. 110
Attaxo, Fn. 539
Ava, J. 525
Aynan, J. 520

Felsenkopf, Sp. 85
Fernandez, J. 346
Fernand Noronha, J. 262
Ferro, J. 327
Fetter, J. 235
Feuerland, J. 25* 100*. 130
Flamburg, Vg. 255
Fleury, J. 99
Focheu, St. 602
Fockien, L. 517. 594. 602*
Formigas, L. 117
Formosa, J. 185. 293. 594
Fortescuebay, 44. 89
Forward, Vg. 43. 44. 48. 54
France, J. 622
Franzosenbay, B. 54
Frenay, B. 93
Freschwaterbay, 42
Friana, St. 567
Frie, Vg. 52
Friedrichheinrichsbay, 218
Friedrich Outmañs-Felsen 210
Frio, Vg. 120
Froward, Vg. 13
Fuchenkie, St. 501
Fuchian, St. 517
Fuenta de Cantor, Df. 570
Fukiang, St. 501
Fukian y, Fn. 510
Fúnian fu, St. 512
Furian y, Fn. 513

G.

Gal, J. 97*. 122
Galant, H. 89
Galant, Vg. 44. 89
Galera, J. 372
Galgala, St. 483. 486
Gallapagos, J. 73. 349. 350*
Gallegoes, Fl. 40
Gallo, J. 160. 368. 371*
Galloe, J. 562
Galvan, Vg. 524
Gambia, Fl. 52
Gambiot, Df. 490
Ganges, Fl. 321
Gardafu, Vg. 641
Gardeners Inseln, 221
Garrachine, Sp. 372. 377
Garret Denis, J. 241
Gasparico, J. 170
Gatulco, H. 387
Gauchien, Fn. 510
Gelves, Df. 567
Genes, Fl. 54
Genki fu, St. 510
Georg, J. 88
Gerechtigkeitsinsel, 38
Ghinriana, St. 501
Ginkien rien, Fn. 510
Glocester, Vg. 247
Goa, St. 477. 483*
Goran, J. 282
Gorgone, E. 71. 631
Gorgonia, J. 371
Gormandel, Df. 477
Graftonseyland, 419
Grande, J. 52. 55
Gratia Dios, Vg. 358. 630
Gratiosa, J. 577
Gregoriusbay, 49
—— Vg. 49. 53
Guacho, H. 590
Guadalquivir, Fl. 567
Guadalupa, J. 534
Guadiana, Fl. 570
Guaham, J. 28. 76. 401. 592
Guajaquil, St. 349. 362. 364*
—— Fl. 364
Guam. J. 177
—— St. 182
Guanchaco, H. 349
Guatimala, St. 386*
Guaura, St. 589
Guave, St. 376
Guernesey, J. 577
Guipuple, Df. 542
Guisilac, Df. 541

H.

Haemskerks Untiefen, 220
Hafē des gutē Fortganges, 101
Hafen des Verlangens, 12
Haseninsel, J. 35. 80
Havana, H. 564
—— St. 564*
Hean, St. 442
Hermanas, J. 615
Hin kie kien, Fn. 512
Hitland, J. 327
Hollandsvorgebirge, 44. 54
Honduras, Sb. 630
Hornsvorgebirge, 24
Hülfsinsel, 91
Huenlon, St. 514
Hungerhafē, H. 10. 12. 13. 43* 55

J.

Jacob, J. 44
—— Fl. 397
—— Vg. 524
Jafnapatam, J. 315
Jafnapatan, St. 300
Jalapay, H. 195
Janeyro, Fl. 10. 52
Janson, St. 189
Japara, St. 279. 280
Japon, Kr. 531
Jauchiaen, St. 501
Java, E. 77. 251. 616
Jaynfu, St. 514
Jeltefurt, C. 329. 336
Jenkiefu, St. 500
Jinkieurien, Df. 502
Jloccos, J. 521
Jmhininsel, 142. 143*
Insel, die lange, 247
—— des Ritter Rook, 247
Insel, die weiße, 237
Inseln, die neuen, 134
Jslo, Fl. 348
Jstapalapa, St. 559
Jstaqua, Fn. 549
Juan Fernandez, J. 27. 68. 126. 134. 135*
Julian, H. 82
Jungfernvorgebirge, 12. 40. 86. 87. 100. 130

K.

K.

Kakore, Df. 484
Kalempu, Df. 499
Kankre, Df. 485
Kammmuschelinsel 239
Kautancheu, St. 501
Kian, Fl. 499. 513
Kiankeu, Fl. 516
Kianxoy, Df. 500
Kichina, Fl. 486
Kieuxien, Df. 501
Kilang, J. 251
Kinangfu, St. 514
Kincheu, St. 501
King xoy teh fa 511
Kiu kiafu, St. 513
Kiunion, St. 515
Koanloanga, St. 513
Kodelki, Df. 486
Königliche Inseln, J. 44. 372
Kosiway, J. 236
Kreuz, heiliges, Fl. 40
Kroneninsel, 248
Kruginsel, J. 19
Kruisfurt, C. 329. 336
Kuchipo, St. 501
Kuhinsel, 475
Küste, die große, J. 19

L.

Langano, Vg. 197
Lantchidol, M. 208
Lantun, J. 187
Laphao, B. 234
—— St. 255
Larentuka, St. 234
Laubana, J. 233. 251
Leanchen, Fn. 511
Lean-xiencie, St. 502. 509
Leau xien, Fn. 512
Lemainseln, 187. 198
Leon, St. 383. 384*
Lesu, J. 342
Lexido, Fn. 539
Lezard, Sp. 30
Lichi-iven, St. 517
Lima, St. 150
Linxuayxien, St. 499
Lioliroa, Df. 502
Liu-Chimiau, St. 501. 510
Lobos, J. 153. 349*
Lopez, Vg. 629
Lortribie, Kr. 257
Los Santos, St. 570
Löwenberg, Bg. 323
Lucaparros, J. 236
Lucasvorgebirge, 170. 535
Luchi chiu xien, St. 512
Luchisu, St. 512
Lucipara, J. 615
Lugala, Fn. 511
Luhu, J. 28
Lupuxau, Fn. 509
Luvan, J. 524

M.

Macabu, Fl. 58
Macao, J. 181
—— B. 187. 518
Macassar, St. 283
Madera, J. 119
Madrid, St. 571*
Magu, F. 475
Maguella, Th. 392
Mahon, Vg. 239. 249
Mahury, Fl. 59
—— Sp. 59
Maire, le, J. 35
Malabar, Kr. 447*
Malabrigo, St. 379
Malaca, St. 299
Mamcabocki, J. 282
Manar, St. 300
Manche de la, C. 94. 95
Mandapur, St. 485
Mangalor, St. 469
Mangeva, St. 355
Manilla, J. 165. 167. 412. 521
Manta, Df. 359*
—— Sp. 160
—— St. 160
Manxo, Fn. 510
Marbabu, Gb. 315
Mardanghor, Schl. 484
Maribales, J. 521
Maricavan, J. 524
Mariconda, Sp. 524
Marieninseln, 400
Marinduque, J. 524
Mariuman, B. 521
Mark, J. 221
Maroug, Fl. 57
Martin Vaz, J. 268
Masacura, J. 122
Masa fuero, J. 141. 146*
Masiaro, Vg. 160
Masnate, J. 525
Massaclan, St. 397
Massacre, Fl. 109
Masulipatam, St. 315
Matagorda, J. 566
Mataram, St. 315*
Matur, Fn. 486
Matura, J. 315
Mauchio, St. 502
Mauritius, H. 101
Maxentalbo, Bg. 397
Meangiseylande, 406
Medekin, Df. 570
Mementoasbay, B. 362
Mendocin, Vg. 535
Mericaya, B. 630
Merida, St. 570
Mostre de Camp, J. 425
Mexicalsingo, Df. 549
Mexico, St. 541
Miajadaos, Df. 570
Milerang, Gb. 315
Mindanao, J. 403

Mindanao, St. 404. 412
Mindoro, J. 524
Mirabila, J. 521
Misacombi, J. 251
Misicomba, J. 233
Moa, J. 221
Mochegoa, St. 584
Monastera, Fn. 570
Mönche, die weißen, Bg. 172
Mondrain, Bg. 127. 130
Monja, J. 521
Monmouth, J. 44. 419
Montagsvorgebirge, 45. 90
Montaigu, H. 246
Montbresil, Lz. 113
Monterey, H. 535
Mörderbay, 219
Moritz, Bg. 21. 208. 217
Moritzland, K. 23
Moro de Porces, J. 382
Morro, Schl. 483
Morrovejo, J. 150
Mostobes, Df. 571
Motines, K. 537
Muddol, Fn. 486
Muschelbay, 20. 44

N.

Namen, St. 515
Namquimal, Kr. 257
Nangafu, Gb. 515. 516
Nanganfu, Fl. 514. 515
Nankianfu, St. 514
Nankin, St. 498
Nansuchey, St. 500
Nanyunfu, St. 516
Nanyunsu St. 515
Nanzian, Fn. 512
Narboroughseyland, J. 46
Nassau, B. 24. 25
—— J. 430
Natividad, H. 537
Navarro, Bgw. 542
Negapatan, St. 299. 314
Negambo, St. 300
Neu Albion, J. 6. 208
Neu Britannien, L. 209. 247
Neu Gallicien, L. 537
Neu Guinea, J. 208. 237*
Neu Holland, J. 208. 225*. 427
Neu Seeland, L. 299. 218
Ngeam, L. 442
Nicaraga, S. 352
Nicobar, J. 430
Nicoya, St. 352. 383
Nivi y, Fn. 511
Nombra de Jesus, F. 10
Nopalillo, Df. 540
Nostra-Señora-Del-Socoro, J. 46. 90. 126. 134
Nuitz, L. 209
Nuzan, St. 500

O.

Oarrha, St. 393
Oatz Harbaur, H. 41
Oleta, Fl. 397
Omba, J. 235. 251. 426.
Ongaran, Fn. 315
Ongaran, Gb. 315
Onor, Df. 485
Oranieninsel, 419
Oreson, St. 342
Orixa, Kr. 314
Orizava, St. 550
Orogko, Df. 570
Oryenton, St. 285
Ougly, St. 321*

P.

Pacanda, J. 293
Pachacamac, L. 587
Pachequa, J. 372. 381
Pachuca, Fn. 542
Paita, St. 149. 15. 153*
Paliacate, St. 314
Palmeninsel, 96
Palmeris, Bg. 323
Palmes, Bg. 629
Panama, St. 153. 157. 159. 375. 562
Pangasiinan, St. 521
Panuco, Fl. 558
Papegeyeninsel, 99. 122
Paraty, St. 578
Parou, Fl. 58
Passagespitze, Sp. 44
Passange Jonca, Fl. 437
Passar, Bg. 368
Passionsinsel, 591
Pastla, Fl. 396
Patagon, großes, J. 19
Pataquillas, Df. 540
Patagonküste, 127. 128*
Patatan, H. 537
Patein, Fn. 512
Pati, St. 315
Paxog, St. 512
Payta, L. 360
—— St. 361
Pecaque, St. 398*
Pecuxo, Df. 502
Pedro Blanco, Bg. 186
Peguineninsel, 19
Pekiazun, St. 514
Pekin, L. 501
Pekin, St. 498. 502
Pekuxiu, Fn. 510
Penguineninsel, J. 16. 19. 32
Pennas, Bg. 22
Pennen de St. Petro, Kl. 117
Pentari, J. 251. 426
Pentica, Sp. 395
Pepys, J. 133
Percatti, Kr. 469
Peregrino, Bg. 540
Pericon, J. 375

Perleninsel, 372
Peru, Df. 516
Petaplan, B. 172. 391
Petapoli, St. 315
Peyentau, St. 516
Pfefferbay, 20
Pfeilervorgebirge, Vg. 45
Philippsstadt oder Philippeville, Col. 2
—— F. 10. 12*
—— St. 10. 12*
Pintaro, J. 233
Pipely, Fl. 323
—— St. 321. 322*
Piscadoresinseln, 417
Pisco, St. 584
Plata, Fl. 4. 120
—— J. 160. 359*
Plymuth, H. 9
Pobumbie, Kr. 257
Ponda, St. 484
Porca, St. 468
—— Kr. 469
Porcas y Porquitas Sp. 521
Porta Nova, St. 256
Port Angles, J. 388
Port Marquis, H. 391
Porto bello, J. 157
Porto Pinas, H. 378
Possession, Sp. 10. 40. 53. 86
Posuelos, Fn. 539
Prata, J. 417
Praya Onda, J. 521
—— Df. 567
Prinz Georgens Eyland 400
Prinzeneyland, 617
Prinz Wilhelms Inseln, 220
Puebla, St. 548. 549*
Pueblo nuevo, Fn. 540
Puerto Real, St. 566
Puseu, St. 499
Pulo Condor, J. 414*
—— Dinding, J. 444*
Puna, J. 362. 364.* 562
Puna, St. 364*
Punta d'Arena, Sp. 364
Puntales, F. 566
Puntogallo, St. 299. 300. 315
Purification, St. 394
Pylstaartsinsel, 220

Q.

Quade, Vg. 44. 48. 90
Quancheusu, St. 517
Quantiteu, St. 516
Quechiula, Fn. 549
Quibo, J. 159. 160. 161.* 382
Quicara, J. 160. 382
Quir, L. 208

R.

Rancheria, J. 382
Rancho de Palula, Fn. 540
Rasalgate, Vg. 314
Rechelipu, Df. 501. 510
Remive, Bt. 59
Reyes (los), H. 535
Ria Lexa, L. 355
Ria-Lexa, St. 351. 355. 383. 385
Ricca d'Oro, J. 529
Ricca de Plata, J. 529
Richter, Kl. 48
Richtungseylande, J. 46
Riesenenyland, J. 19
Rio de las Balsas, Fl. 540
Rio de las Esmaraldas, Fl. 72
Rio de la Plata, 22
Rio de Sal, S. 396
Ritterbay, 15. 45
Rivera, St. 153
Rodelki, Df. 489
Rokbo, Fl. 441
Romblon, J. 525
Rosario, Fl. 397
—— St. 397*
Romata, Bt. 59
Romata, Hg. 59
Rota, J. 183
Rotay, J. 232
Rotte, J. 251
Rotterdam, J. 220
Roxas, St. 571
Rupert, J. 44

S.

Sabuda, J. 238*
Sacrificio, J. 388
Sahavedra, J. 28
Sainte Marie de l'Aiguade J. 73
Salcier, J. 281
Saleriga, Fn. 315
Salina, Fn. 537
Sallagua, Df. 537
—— H. 393
Sallowaki, J. 282
Salomonsinseln, 208. 529
Salsette, J. 476. 481*
Saluchey, Fn. 513
Salvador, St. 55
Samal, J. 192
Samavang, St. 315
Sambo, Fl. 377
Sambrane, Df. 485
Sancreta, K. 536
Sandwich, J. 44
Saniaru, Fn. 514
Sankixien, St. 502
Sankon xien, St. 510
Sanpu, St. 511
Santa Cruz, Bgr. 542
—— St. 570
Santa Olalia, Fn. 570
Sarc, J. 577
Saypan, J. 177
Schagen, Fn. 342
Schapenhamsbay, 27
Scherborough, Fl. 344
Schleudererbay, 241
Schouten, J. 222. 240

Schu-

Schucharedos, Fn. 378
Scu chi y, Fn. 513
Scutan, St. 517
Sebaco, J. 160. 161
Sebaldsinseln, 17. 111. 345
Sedgar, Fl. 89
Seehundsbay, 226
Seekälberbay, 31. 33
Segars, Fl. 49
Seguatanejo, H. 537
Seguateneio, L. 164
Segura, B. 74
Sempoallo, Fn. 556
Senfun, Df. 500
Serigan, J. 177
Serini, St. 514
Sesial, H. 234. 235
Sevilien, St. 567*
Siam, Kr. 497
Siau chi cheu, St. 513
Sibbasee, J. 275
Sibugan, J. 525
Siegesvorgebirge, Vg. 48
Silimby, Fn. 315
Sillebar, B. 273
Sillibar, Sp. 445
Simarre, J. 525
Simbones, Sp. 524
Sin-chian-chieny, St. 516
Sin kien xien, St. 513
Sintien, St. 501
Smaragdenfluß, 72
Solon, J. 235
Solor, J. 257
Songkog, Fl. 443
Sorlingen, J. 21
South Desolation, L. 45
Spilbergsbay, 20
Spiringsbay, 31. 32
Spiritu Santo, Vg. 192
St. Anna, J. 52
— Antonius, Vg. 55. 114
— Augustin, Vg. 55. 637
— — Df. 549
St. Bartholomäus, E. 41. 102. 130. 170
— Catharina, J. 10. 97.* 98. 119*
— Diego, Vg. 101. 130
— Esprit, Vg. 100
— Franciscus, Vg. 72. 358
— Gallan, J. 150
— Georgenseyland, J. 41. 53. 54*. 243. 249. 577
— Gregorius, B. 41
— Helena, Sp. 359
— Hieronymus, E. 13
— Jago, J. 119
— — Fl. 368
— Jean d'Ulva, St. 552
— Jean Sch. 121
— Johann, J. 221. 243. 249. 417
— Isidor, Sp. 11
— Julian, H. 4. 36*
— Jwes, Vg. 40
— Laurent de los Negros, St. 550
— Lorenz, Vg. 360
— Lucar de Barrameda, H. 567
— Lucas, Hg. 157
— Malo, J. 108
— — St. 108. 109
— Maria, H. 566
— — J. 117. 221
— — Fl. 377
— — St. 377
— Michael, J. 113. 116. 377. 562
— Michal, F. 490
— Nicolas, Df. 550
— Olavia, Fn. 571
— Paul, J. 372
— Quentin, B. 535
— Salvador, St. 112
— Thomas, St. 314
St. Vinzent, J. 95.* 101. 130
St. Ymetz de las Barreas, Vg. 53
Santa Cruz, Sch. 121
Staatenland, J. 23. 103. 104. 130. 208
Struys Hoek, Vg. 221
Sturminsel, 240
Succadama, Kr. 493
Suchen, St. 500
Sucheu, Fl. 511
Südland, L. 208
Sumatra, J. 430. 615
Supata, J. 198
Surat, St. 475. 476
Surinam, J. 630
Sursegon, St. 525
Suykeu, Df. 499
Sweepstakes, B. 43

T.

Tabaco, J. 375*
Tabasco, St. 552
Tablas, de las, J. 525
Tabogille, J. 376
Tachiampu, Df. 499
Tacuba, St. 559
Tacuon, Fn. 513
Tafelberg, 324*
Tagus, Fl. 570
Tajueng, St. 513
Takiauren, Df. 499
Takto, St. 501
Talavera, St. 571
Tambo de Guyanacava, Df. 586
Tanchen, St. 512
Tangaria, St. 501
Tangola, J. 387
Tangora, J. 562
Tankian, St. 514
Tansikan, Df. 499
Tantien, St. 509
Tasman, L. 209
Tattenango, Df. 541

Tauche ny, Fn. 513
Tauchiany, Df. 500
Tayn xuo xyen, St. 513
Tecanes, B. 72*
—— Fn. 72
Techischeac, Df. 542
Tecoantepeque, St. 387
Teguaquilla, Fn. 559
Tenam, L. 442
Tenchoa, L. 442
Tengan xien, St. 513
Teotiguacau, Df. 547
Terhaltens, J. 25
Ternate, J. 9
Terzera, J. 113
Tesayucco, Df. 547
Tescuco, St. 559
Teufelsspitze, 521
Thamahoo, Gb. 281
Thalupan, St. 392
Tianpu, St. 512
Ticao, J. 525
Tikli, Fn. 485
Tengan xyen, St. 512
Tinian, J. 177. 178*
Timor, J. 231.* 253.* 427
Tin san y, Fn. 513
Tipa, H. 188
Tivi, Fn. 490
Tlascala, St. 549
Tomaco, Fl. 371
—— Df. 371
Tomahauke, J. 31
Toppersheutien, J. 275
Tordesillas, St. 570
Toujouqua, Mb. 99
Trapiche de Massatlan Df. 540
Trapur, F. 475
Traversine, J. 275
Trennung der Freunde, B. 5
Truxillo, St. 154. 349. 570
Tucen-y, Fn. 510
Tumbez, J. 562
Tunchery, St. 501
Tun chiu xien, St. 513
Tungokia, St. 501
Tunkin, Kr. 440. 497
Tunpinkien, St. 501
Tur tan tien, St. 510
Tutansien, St. 500
Tutucorin, St. 316. 300

U.

Ubi, J. 416
Uchienen, St. 513
Ukiankyai, Df. 500
Upright, Bg. 45
Uya, St. 511

V.

Vaipin, J. 469
Vaiping, J. 306
Valderas, Th. 394
Valentinsbay, 24. 101
Valparaiko, St. 150
Van Diemen, L. 217
Vansucan, Fn. 516
Varadero-vejo, B. 524
Vaughan, H. 88
Vele Rete, Kl. 185
Velos, Bg. 630
Veracruz, St. 548. 551
Versava, F. 482
Verlangter Hafen, 31. 32. 80
Verschoorsbay, B. 23
Viane, Bg. 19
Villafranca, St. 570
Villa Grande, St. 578
Villa Hermosa d'Arequipa, St. 584
Virginien, Bg. 18
Vischers Inseln, 221
Vögelinsel, J. 236
Volcan von Guatimala B 386
Volcan Vejo, B. 383
Vorgebirge der Königinn Catharina, 86
—— das weiße, 127
Vorsichtsinsel, 240
Votian Chian xien, St. 510

W.

Wallfischbay, 44
Wallfischspitze, 44
Wampo, Rh. 201
Warmias, J. 315
Westminster, J. 45
Wenkiankien, St. 501
Wilhelms Eyland, 239
Windhundsbay, 25
Wishart, B. 240
Woodsbay, B. 44
Wren, J. 44
Wilhelmsinsel, 249

X.

Xaguixaguana, Th. 563
Xanapa, Df. 550
Xangua biena, Fn. 510
Xanton, L. 500
Xiaseu, St. 516
Xien-ghen-son, Kr. 509
Xiuxien, St. 502. 510
—— Fl. 502
Xokiensu, St. 501
Xopu, St. 514
Xuanchen, St. 512
Xuan may xien, St. 513
Xuanipu, Df. 499
Xuanxo, Fl. 500
Xuatan, St. 516
Xuayxo, Fl. 512
Xuneian, Df. 500

Y.

Ylo, H. 584
Ynangian, Df. 499
Ynanpu, St. 513
Yorksrhede, 44

Z.

Zana, St. 349
Zebu, J. 413
Zeland, F. 283
Zelisco, Bg. 397
Zenzyanxien, St. 513
Ziegeninsel, 419
Zulayer, Ml. 76
Zumpango, Df. 540
Zuxien, St. 500. 511

Register
der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

A.

Aalraupen in der See, sehr große 89
Aavora, Beschreibung dieser Frucht, nebst ihrem arztneylichen Nutzen 654
Abentheuer, Beschreibung eines erstaunlichen 518
Aberglaube, Beyspiel des chinesischen 597
Abhal, eine Gattung Cypressen 654
Abrasin, eine Art Weidenbäume 715
Abrolhos, Erforschung dieser Sandbank durch die Engländer 120
Acaju, eine sonderbare Frucht, die ihren Kern außen hat 661
Achia, Nutzen dieser Gattung Rohres 654
Aderlassen, dessen Nutzen bey hitzigen Fiebern 30
Adhatoda, medicinischer Nutzen dieses Baumes 654
Adive, oder Jackar, Beschreibung dieses sonderbaren Thieres 465. Verständniß desselben mit dem Tieger 465
Affen, sehr viele und verwegene 485. so groß, als ein Kalb 577
Affenbezoar, wie er gewonnen wird 495
Affenstein, Beschreibung und Nutzen desselben 698
Agathy, ein Baum, von dem man Gummi erhält 654
Agoutil, Beschreibung dieses Thieres 57
Agula, oder der Adlerholzbaum 654. medicinische Kraft desselben 655
Ahate de Paundo Recchi, Beschreibung dieses sonderbaren Baumes 655
Ahegast, Nutzen der Wurzel dieses Baumes zum Färben 655
Ahnenopfer der Chinesen, deren Beschaffenheit 605
Ajikuba, Beschreibung dieser japonischen Staude 710
Akai-Sindjo, Beschreibung dieses Strauches 715
Alafreira, oder der indianische Safranbaum 655
Algatrane, eine Harzquelle auf der Spitze St. Helena 359
Alises, was die Franzosen für Winde also nennen 634
Almagro Jago d', verliert ein Auge 562
Aloe, Beschreibung der indianischen 655
Alonso von Comargo, wie seine Fahrt durch die magellanische Straße abgelaufen 2
Alpam, Nachricht von dieser berufenen Staude 655. medicinischer Nutzen derselben 656
Alter, ganz besondere Achtung ewisser Indianer für dasselbe 58
Amazonenfluß, Beschaffenheit des Wassers in demselben 55
Ambalan, Beschreibung dieses großen Baumes 656
Ambareh, Beschreibung dieses Baumes 656
Ambela, zwo Gattungen dieses Baumes 656
Ambon, eine Frucht, deren Kern wahnsinnig machet 656
Ambra, wo er gefunden wird 696
Amsaleira, angenehme Frucht dieses Baumes 657
Anamabao, Beschreibung dieser Insel und der Einwohner daselbst 233
Ananenseira, oder Ananasbaum 657. hat eine sehr gesunde Frucht 657
Anavinga, Nutzen der Frucht von diesem Baume 657
Angolam, Kraft der Wurzel dieses ungemein hohen Baumes 657
Angra, Beschreibung dieser Stadt, und wie sie anzugreifen wäre 116
Angsana, ein Baum von dem man Gummi erhält 657
Anguret Warna, eine Pflanze mit einer ganz besondern Bluhme 729
Anis, Nachricht von den ostindianischen 657
Anoneira, ein sehr großer Baum mit einer angenehmen Frucht 658
Anson, dessen Reise um die Welt durch Südwest 118. seine Abreise und Ankunft zu Madera 119. die Spanier lauern auf ihn 119. er kömmt an die Catharineninsel 121. seine Fahrt von da bis in den Julianshafen 125. Verhaltungsbefehle der Schiffshauptleute 126. er läuft durch die Straße, und steht erschrecklich Stürme aus 131. kömmt in einem elenden Zustande nach der Insel Juan Fernandez 134. wie auch drey von ihm getrennt gewesene Schiffe 141. 142. was er für Schiffsanstalten machet 141. 142. Schicksal dreyer anderer Schiffe von seinem Geschwader 145. er schaffet die Pinke Anna ab 146. Zustand seines Geschwaders 147. er erobert ein spanisches Schiff 147. nützliche Nachrichten, die er auf demselben gefunden, und Gefahr, die ihm bevor stund 148. er machet sich zum Kreuzen fertig, und erobert wieder ein spanisches

sches Schiff 149. auch bald darauf noch zwey 151. 152. überrumpelt die Stadt Paita 154. welche abgebrannt wird 155. was er mit den Gefangenen gemachet 156. er erobert noch mehr Schiffe 157. er hoffet mit dem Admirale Vernon Gemeinschaft zu pflegen 157. sein Anschlag auf Panama 157. er stellet der manillischen Galion nach 158. will zu Quibo Wasser einnehmen 160. irret sich in Aufsuchung der Gallion, und suchet Acapulco 164. er verfehlet die Gallion 165. 171. muß frisches Wasser suchen 171. thut einen vergeblichen Streif 173. er verbrennt die eroberten Schiffe und setzet die Gefangenen in Freyheit 175. seine Fahrt nach China 175. er verbrennt den Glocester 176. nimmt einen spanischen Wachtmeister weg 177. der Sturm führet ihm ein Schiff weg 181. glückliche Zurückkunft desselben, und was es ausgestanden 184. er segelt von Timon ab und geht nach Macao 185. trifft eine erstaunliche Menge Fischernachen an 186. seine schlechte Meynung von den Chinesern 186. er geht nach Canton 188. sein Schiff wird von einem chinesischen Mandarin besucht 189. er bekömmt Lebensmittel, und bittet die Mandarinen zu Gaste 190. seine Besorgniß wegen der französischen Ränke 190. er geht wieder unter Segel und streuet ein falsches Gerücht aus 191. wichtige Anschläge desselben 192. er übet seine Leute 193. erblicket die Gallion und rüstet sich zum Gefechte 194. welches sehr hitzig wird 195. die Gallion ergiebt sich an ihn 196. wie er die Gefangenen verwahret 197. er kehret nach Canton um 197. die Chinesen erforschen die Stärke seines Schiffes 198. läuft wider ihren Willen durch das Gat, und schreibt an den Unterkönig zu Canton 199. seine Klagen über die Chinesen, Reise nach Canton, und Anstalten wegen des Schiffes 200. 201. er wird von den chinesischen Kaufleuten betrogen 201. was bey seinem Gehöre bey dem Unterkönige vorgegangen 202. seine Rückreise nach England 203

Antonio Machado de Brito, trauriges Ende desselben 482

Apfelbaum, indianischer 682

Arata, Nutzen dieses Gewürzes, und wie es wächst 661

Arecka, diese Frucht wird mit dem Bethel gekauet 658

Armadillo, Beschreibung dieses sonderbaren Thieres 35

Arrakan, Großthum der Einwohner dieser Stadt 286. ihre Gestalt, und Zug der Holländer nach Arrakan 286. wie sie vor dem Monarchen Gehör haben 287. welcher sich nur alle fünf Jahre sehen läßt 288. wie es dabey zugeht 288. die Stadt wird in Schrecken gesetzet 289. Beschreibung dieser Stadt 292. 293

Aerzte auf der Insel Cayenne, seltsame Art, wie sie gemachet werden 61

Asjebo, Nutzen dieser Staude 735

Asjogam, medicinische Kraft der Blätter dieses Baumes 658

Asutinat, Nutzen dieses sehr hitzigen Gesämes 659

Ateira, oder der Zimmetapfelbaum 659

Aurengzeb, Großmogol, dessen Gestalt 487 Beschreibung seines Hofstaates im Lager bey Galgala 487

Austern, die auf Bäumen wachsen 323. eine besondere Art, die Calms heißt 373

Avogato, Beschreibung dieses Baumes, und seiner Frucht 380

Awa, oder die japonische Gurke 719

B.

Badukka, medicinischer Gebrauch desselben 659

Babel Schulli, ein Dornstrauch, dessen Wurzel stark öffnet 659

Bai, ein wilder dornichter Pflaumenbaum 716

Baibokf, was dieses für ein Baum sey 735

Backin, breitblätteriger Gartenportulack 724

Balachaun, eine Art ostindischer sehr starken Speisen 682

Bambu, oder **Mambu**, Nutzen des Saftes von dieser Gattung Rohr 659

Bananasbaum, Beschreibung des indianischen 667

Bandura, ein Baum, dessen Saamen dem männlichen Gliede gleicht 659

Bantus, eine Art Jasmin 738

Barbinais le Gentils Reise um die Welt 576 seine Abreise von Cherburg 576. Begebenheit mit einigen Portugiesinnen 578. Verschwörung auf dem Schiffe, darauf er sich befindet 579. er kömmt zu la Conception an 580. wird der Handlung überdrüßig und entschließt sich, um die Welt zu fahren 581. seine Begebenheiten in dem Lande Chinchan 586 f. seine Abreise nach China 589. er langet auf der Insel Emuy an 595. was den Franzosen daselbst widerfahren 599. er geht in ein Bonzenklo=

zenkloster 601. seine Aufführung bey dem Streite der Mißionarien 603. was er im Tempel gesehen 603. er reiset von Emuy wieder ab 611. was ihnen unweit Sumatra begegnet 611. Begebenheit mit einer malayischen Brigantine 612. Seine Beobachtungen wegen der Straße de la Sonda 614. er thut eine Nachtreise 616. er landet mit seinen Gefährten auf einer kleinen Insel, wo sie mit den Indianern Freundschaft aufrichten 617. 618. sie finden süßes Wasser 619 er durchreiset die Insel, besuchet einen Tempel, und nimmt einige Manuscripte daraus 620. er kehret über Brasilien nach Frankreich zurück 625
Barken, von besonderer Art, zu Colan 360. 361
Basaal, Nutzen des Laubes davon für böse Hälse 659
Baschi, ein besonderes Getränk 422
Baso, was es sey 737
Batavia, warum es die Franzosen meiden 616
Bäume, wol riechende in Japon 736
Baumöl, chinesisches, wie es gemacht wird 415
Baumwollenbaum, Beschreibung desselben 369 wie er auf der Insel Timor beschaffen ist 259
Baxana, sonderbare Eigenschaften dieses Baumes 659
Beajous, Nachricht von diesem Volke auf der Insel Borneo und ihrem Gottesdienste 495. 496
Beauchene Gouin, Tageregister desselben 66
Begebenheiten eines Moskiten auf der Insel Fernandez 346 f. eine andere ganz besondere 611. 612
Belilla, medicinischer Nutzen dieser Staude 660
Belutta, ein Baum, dessen Wurzel Schweiß treibt 660
Benculi, Auslegung eines Handelssitzes für die Engländer auf dieser Insel 445. Beschreibung der Landeseinwohner daselbst 446
Benjoin, aus was für einem Baume, und wie man denselben gewinnet 660
Berban, eine seltsame Krankheit 534
Berg, Beschreibung eines entsetzlich Feuerspeyenden 246. 354
Bergwerke, Beschreibung der mexicanischen 542. 543. wie die Erzte daselbst gut gemachet werden 544. 545
Bethel, warum er gebauet wird 658. was er eigentlich ist, und wie er gebleichet wird 660
Bezoar, der beste ist der golkondische 696. Betrügerey damit 697
Bezoarziegen, Beschaffenheit derselben 697
Bilderschriften der Chineser 607
Bilimberia, ein Baum, dessen Frucht wie Gurken schmecket 660
Bilimbi, oder Bilingbing, ein Baum, der beständig Blüthen und Früchte zugleich hat 660
Binsen, verschiedene Arten in Japon 736
Bintambaru, ein Strauch, der viel abführendes Salz bey sich hat 660
Bioru, eine Weidenart 726
Bitter, holländischer Admiral, geht mit eilf Schiffen unter Segel 326. weicht den Engländern glücklich aus 327. erhält schlechte Zeitungen 328. und Befehl, zu Bergen in Norwegen vor Anker zu legen 329. welches er auch thut 329. Gefahr, die ihm daselbst drohet 330. seine Vorsicht wider den Angriff der Engländer 332. er liefert ihnen ein Treffen 333. 334. welches glücklich für ihn abläuft 335. er geht wieder unter Segel 336
Biwa, eine Art von Apfelbäumen 717
Blanc d' Espagne, eine Art Schminke 457
Boi, eine Art Epheu 738
Bonzen, Unkeuschheit derselben 608. ihre übrige Beschaffenheit 608. besondere Einfalt eines unter ihnen 609
Boofu, ist das gemeine Liebstöckel 722
Borneo, Nachricht des P. Vintimiglia von dieser Insel 491. Unstern der Portugiesen auf derselben 493. wie auch der Holländer 493. was diese Insel hervorbringt 494. sonderbare Thiere auf derselben 494
Bortons, eine besondere Art Bäume 350
Bossai, eine Art Wasserbinsen 723
Bourbon, Anmerkungen von dieser Insel 623. Beschaffenheit der Himmelsgegend allda 623. Eintheilung der Insel 624. warum sie nur auf einer Seite bewohnt ist 624. warum keine giftige Thiere auf derselben sind 625
Braminen, ein Stamm unter den heidnischen Malabaren 450
Brasilien, ob es Goldbergwerke daselbst giebt 124. wie die Diamante daselbst gewonnen werden 124
Brindeira, ein Baum, dessen Früchte den Goldäpfeln gleichen 660
Brisen, werden die erfrischenden Seewinde genennet 643. ihr Lauf und ihre Ordnung 644. ihr Unterschied 645
Brodt vom Baummarke gebacken 671
Brodtfrucht, wie sie wächst 179

Bräcke, Beschreibung einer ganz erschrecklichen 586
Buffadore, ein Felsen, der Wasser ausspritzet 387
Büffel, wilde, deren giebt es sehr viele in Malabaren 466
Buke, eine Art Schlehensträuche 726
Bullawan, ein ganz besonderes Metall 420. 422
Busei, eine Art Gartenrüben 722

C.

Cachao, Beschreibung des Zustandes dieser Stadt 442
Cajan, vortrefflicher Nutzen dieser Staude 661 sie ist mit der
Cajan-heba nicht zu vermengen 661
Cajeput, ein Baum, der ein gewürzhaftes Oel giebt 661
Cajuasti, Gebrauch dieses Holzes 693
Cajuyera, ein Baum, der die Acaju trägt 661
Calaba, ein Baum der Gummi giebt 661
Calalalu, ein wildes aber gesundes Kraut 260
Calamba, Nutzen dieses vortrefflichen Baumes 661
Calame, oder das Gewürzrohr, Beschreibung desselben 661
Calesiam, vortrefflicher Nutzen dieses Baumes 662
Calin, eine Art sehr feinen Zinnes 497. 498
Calms, eine besondere Art Austern 373
Cambulu, Nutzen der Wurzel von diesem Baume 666
Camchain, eine Gattung Pommeranzen 689
Caminfeger, eine Art Fische, wie Karpen 140
Camitto, Beschreibung dieser besondern Frucht 565
Campher, japonischer, dessen Zubereitung 709
Campherbaum, Beschreibung desselben, und wie der Campher gewonnen wird 662
Cana Fistula, Beschreibung dieses Baumes und seiner Frucht 259
Canal, Nachricht für diejenigen, welche in demselben schiffen 223
Canarin, Beschreibung des prächtigen Tempels daselbst 476. 477
Candish, Thomas, befährt die magellanische Straße 2. seine Abreise 11. und Ankunft in dem Hafen des Verlangens 12. und hernach in gedachter Straße 12. seine übrigen Verrichtungen und Rückkunft nach Plymouth 13
Caninchen, eine seltsame Art derselben auf Neu-Albion 8. 9
Caniram, sonderbare Eigenschaft des Laubes von diesem großen Baume 662
Cantior, eine Art Trüffeln 693
Canton, wie schwer es falle, von da weg zu kommen 520. Weg von da nach den philippinischen Inseln 520
Cap Verd, Anmerkungen über die Inseln desselben 95
Cara Schulli, mediciniſcher Nutzen dieser Staude 662
Caramboleira und Carambola, Nutzen dieses Baumes und seiner Frucht 663
Caramdeira, ein Baum, der eine Gattung Weintrauben trägt 663
Carazzo, eine Art von Pest 476
Cardamomen, wo dieselben wachsen 460. 663
Cardinal, Beschreibung dieses Vogels 52
Careri, siehe Gemelli.
Carin Curini, Nutzen dieses Ständchens für den Husten 663
Carpentero, seltene Eigenschaft dieses Vogels 550
Carugen, was dieses für eine Art Bäume sind 259
Cassonadezucker, wo er hergebracht wird 696
Cassummuniar, herrlicher Nutzen dieser Wurzel 663
Catharino, St. Beschreibung dieser Insel 98. 99. 121. Früchte auf derselben 122. Beschaffenheit des Wassers und der Witterung allda 123
Cattu Schiragam, Nutzen dieser Staude 663
Cavallis, eine Art Fische mit gelben Schwänzen 246
Caxumba, oder Flors, Nutzen dieser Wurzel 693
Cayenne, Lage dieser Insel und Stadt gleiches Namens 56. 59. Handel daselbst 56. was die Insel hervor bringt 57. Regierung allda 57. Kleidung, Geschicklichkeit, Religion und einige andere Gebräuche der Indianer auf dieser Insel 58. besondere Einsetzung ihres Hauptmannes 60. und außerordentliche Proben, die vorhergehen 60. 61. wie sie ihre Aerzte machen 61. sonderbare kräftige Kräuter 62. Beschaffenheit der Sprache auf dieser Insel 62. 63
Champakam, Nutzen dieses Baumes 663
Charameis, Nutzen von beyden Gattungen dieses Baumes 664

Chepelio, Beschreibung dieser Insel, und der Rhede daselbst 380
Chequetan, Beschreibung dieses Hafens, und Schwierigkeit, denselben von der See aus zu erkennen 172. Beschaffenheit des Wasserplatzes daselbst 173. fernere Beobachtungen wegen desselben 174
Cherafen, oder Geldwechsler in Ostindien, wie es mit ihnen beschaffen ist 707
Cheten, ein Stamm unter den heidnischen Malabaren 450
Chiachialacas, Beschreibung dieses Vogels 539
Chiampin, eine Bluhme, die eingemachet wird 691
China, guter Rath für diejenigen, welche dahin reisen 497. Beschreibung eines chinesischen Umganges 501. Putz der Weiber 502 Pracht der chinesischen Großen auf Reisen 512. wie die Chineser das Wachsen der Pflanzen im Winter befördern 513. Pracht einer chinesischen Frau vom Stande 515. Rath, wie man sich in China verhalten müsse 601
Chincha, Merkwürdigkeiten dieses Landes 585. 586
Chineser, Beurtheilung ihrer Künste und Gelehrsamkeit 204. ihrer Sittenlehre und Staatsverfassung 205. 206. ihre Gemüthsart 595. ihre Gastmahle auf französische Art 595
Chiokiaccos, Beschreibung dieser angenehmen Waldfrucht 539
Coapoiba, Beschreibung dieses Baumes 664
Cobra Capel, eine besondere Art Schlangen 466
Cochin, Lage dieser Stadt 306. sie wird von den Holländern belagert 309
Cocosbaum, Beschreibung desselben 461. die Malabaren nennen ihn Tenga 461. wie sie den Saft desselben nutzen 461. 462. Eigenschaften dieses Baumes, Beschreibung seiner Frucht und der Schale davon 462
Codaga Pala, Nutzen der Rinde und der Wurzel von diesem Baume 664
Codi Avanam, Nutzen des Saftes von dieser Staude 664
Coeur Indien, oder Wundererbse, Beschreibung derselben 664
Colibri, Beschreibung dieses sehr kleinen und sehr schönen Vogels 52
Colitri, werden die Könige von Cananor genannt 455
Colombo, die Holländer nehmen diese Stadt den Portugiesen weg 300
Come, oder Wasi, heißt überhaupt Reiß 725
Come Goomi, Beschreibung dieses Stäudchens 712
Commißionen, sonderbare des Statthalters zu klein Guave 376
Condor, oder Condur, ein sehr großer peruanischer Vogel 587
Conduri, Bohnen, die man statt des Gewichtes braucht 694
Confucius, hat in jedweder chinesischen Stadt einen Tempel 603. Opfer für denselben 604
Conguare, was das merkwürdigste an diesem Baume ist 665
Cook, ein Freybeuter geht mit dem Dampier unter Segel 344. Sein Tod 354
Corallen werden im indischen Meere nicht gefunden 696
Cornelis, Hieronymus, entsetzliches Unternehmen desselben 214. er wird gefangen genommen 215
Cortez, siehe Fernand.
Costus Indicus, Beschreibung desselben 683
Cotonnier, oder Baumwollenstrauch, Beschreibung desselben 665
Cowalam, Nutzen der Frucht dieses Baumes 665
Coxinga, greift die Holländer auf Formosa an 295. seine Unmenschlichkeit 296
Coylang, wird den Portugiesen von den Holländern abgenommen 301-303
Cranganor, zwo Städte dieses Namens, ihre Lage 303. Eroberung der portugiesischen durch die Holländer 305
Cuciombi, oder Cumuc, eine Staude, die eine Art Cubeben trägt 665
Cudu-Pariti, Nutzen des Laubes und der Frucht von dieser Staude 665
Cumana, eine Art Maulbeerbäume
Curratu-Pala, Nutzen dieser Staude 666

D.

Dai, ein wollichter Apfelbaum 717
Daman, Beschreibung dieser Stadt 475
Damiers, eine Art Vögel wie Tauben 99
Dampier Wilhelm, geht mit dem Woodes Roger nach Ostindien 65. seine Reise nach den Südländern 222. er geht nach Brasilien 224. seine Beobachtungen über die Annäherung eines Sturmes 224. er nähert sich neu Holland 225. sein Streit mit den Einwohnern daselbst 226. ein Unternehmen, das er nicht ausführen kann 230. seine Gedanken von den Südländern, die er richtig befindet

findet

findet 230. er segelt nach Timor 231. trifft den Statthalter des Forts an 232. genießt in der Bay Laphao von den Portugiesen allerhand Höflichkeit 234. auch hernach von den Holländern zu Anabao 235. er verläßt Timor wieder 235. langet in neu Guinea an 237. 240. was sein Anblick bey den Einwohnern wirket 240. 241. seine Geschicklichkeit rettet ihn aus einer Gefahr in der tiefen Bay 244. wie er sich bestrebet, die Wilden leutseliger zu machen 244. er besuchet ihre Wohnungen und ersetzet dasjenige, was seine Leute den Wilden gewaltsamer Weise geraubet hatten 245. entdecket eine neue Durchfahrt und giebt Neu Britannien den Namen 247. äußerste Gränze nach Osten, an die er gekommen 249. Rückkunft desselben durch einen unbekannten Weg, und Abschilderung seiner Umstände 249. Rückkehr in sein Vaterland 251. wie er sich bey seinem Schiffbruche auf der Ascensionsinsel hilft 252. wie er wieder nach England gekommen 253. er reiset nochmals um die Welt 343. geht als ein Freybeuter von Virginien ab, und fährt an den africanischen Küsten nach den Sebaldisinseln 344. geht ins Südmeer 345. ankert bey der Insel Fernandez 346. geht nach der Insel Lobos 349. seine Absicht auf Truxillo und Fahrt nach den Inseln Gallapagos 349. seine Absicht auf Ria-Lexa 351. lehrreicher Weg desselben für die Schiffer 351. er wird von einigen Indianern hintergangen 352. kömmt nach Ria-Lexa 354. läßt seinen Anschlag darauf fahren 355. hintergeht die Indianer auf der Insel Amapalla 357. segelt mit dem David nach Süden 358. ihr Anschlag auf Guajaquil schlägt fehl 367. was er bedauert 368. sie suchen unbekannte Flüsse 368. siehe ferner Freybeuter. er trennet sich nebst dem Swan von den andern 386. bekömmt die Wassersucht 393. was man für ein Mittel dafür gebrauchet 402. Beschreibung seiner siebenfachen Tafel 402. sein Vorschlag sich auf einer gewissen Insel nieder zu lassen 407. er steht mit dem Reed einen entsetzlichen Sturm aus 417. wodurch er sich bey demselben verhaßt gemacht 430. wie er sich in Freyheit gesetzet 431. 432. er kömmt nebst seinen Gefährten in Gefahr 433. ihr verwegenes Unternehmen 434. 435. er kömmt in entsetzliche Umstände 436. erreichet Sumatra und verliert fast alle seine Gefährten 437. reiset nach Europa zurück 438. Nachricht von seiner Reise nach Tunkin 440. und Benculi 445. Vorwürfe, die er der holländischen Compagnie machet 446. seine Anmerkungen über die Fluth in der Südsee 650. 651

Dandoqua, oder großes wildes indianisches Rohr 731

Daontaio, Nutzen dieses Blattes 694

Datura oder Dutroa, dummmachende Kraft dieses Gewächses 666

David, Eduard, geht mit dem Dampier auf Freybeuterey aus 354. seine Kühnheit 356. er hintergeht die Indianer auf der Insel Amapalla 357. segelt mit dem Dampier nach Süden 358. vereiniget sich mit dem Hauptmanne Swan 360. 361. und segelt mit ihm nach Lobos 361. sie nehmen daselbst Lebensmittel ein, und wollen Guajaquil angreifen 362. welches ihnen aber fehl schlägt 368. gehen wieder nach Plata 368. kommen an den Fluß St. Jago 368. 370. plündern Tamaco 371. fangen spanische Briefe auf, und machen Anschläge auf die spanische Silberflotte 371. wechselt zu Panama ein Paar Gefangene aus 375. wird durch andere Freybeuter verstärket 376

Den, ist der falsche Sycomorus 715

Descordes trifft auf einer Bay sehr große Wilde an 14

Dieb, einer wird zu Mindanao hart gestrafet 409

Diebstahl, wird von den Malabaren härter als der Todschlag bestrafet 453

Dildos, Beschreibung dieses seltsamen Strauches 350

Doki, oder hohlkehlichter Aron 739

Doku Quatz, eine japonische Staude 723

Doringi, ein Wurm tödtender Saame 693

Dougthie, warum er enthauptet worden 4

Drake, Franz, befährt die magellanische Straße 2. Ursachen seiner Reise 4. seine Beobachtungen über die magellanische Meerenge 5. er fährt durch dieselbe in das Südmeer und machet sehr reiche Beute von den Spaniern 5. warum er nicht wieder durch gedachte Straße zurück gehen wollen 5. 6. er entdecket Neu-Albion 6. der König des Landes besuchet ihn 7. und er wird selbst zum Könige allda gekrönet 8. seine Rückkehr 9

Drosseln, sehr fette und zahme 625

Dsin, eine Art Basilicum 740

Dsio Gikf, eine Art Helenium 732

Dsjakurjo, ein Granatenbaum 717

Dsjemma, was es für eine Pflanze 734
Dsojo, ein japonisches Bergkraut 723
Durian, oder **Durion**, ein Baum, dessen Frucht ein rechtes Leckerbißlein ist 666

E.

Edelgesteine, die in Ostindien gefunden werden 699
Eisschollen, von erstaunlicher Größe 108. wie sie wahrscheinlicher Weise entstehen 108
Elephant, wird ein schrecklicher Sturmwind genannt 285, 646. 647
Elexir, werden die halbzeitigen Cocosnüsse genannt 462
Elisabeth, Rath für diejenigen, welche an dieser Insel anlanden wollen 87. Beschreibung derselben 88. und ihrer Einwohner 41. 42
Engländer, nehmen den Spaniern viele Schiffe weg 5. werden auf der Insel Neu-Albion für Götter gehalten 7. Erläuterungen wegen ihrer Reisen durch Südwest 63. Anmerkungen über die Handlungsvortheile der Engländer 64. 65. sie erforschen die Sandbank Abrolhos 120. nehmen den Spaniern Paita weg, brennen es ab und machen sehr reiche Beute 154. 155. irrige Meynung derselben wegen der Fahrt nach China 175. sie gerathen mit den Holländern in Krieg 327. nähern sich Bergen, wohin die Holländer ihre Zuflucht genommen und legen sich daselbst vor Anker 331. sie greifen die Holländer an 333. müssen sich aber zurück ziehen 334. ihre Drohungen 335. Nachricht von ihrem Handelssitze zu Benculi, und wie sie die Holländer daselbst vertrieben 445. wie sie über die Linie fahren 637
Erdbeben, Nachricht von einem erschrecklichen 588
Erdstrich, Beschaffenheit der Witterung in dem heißen und gemäßigten 627. 628
Erndtezeit in Ostindien 630
Escurial, Beschreibung desselben 571. 572. königliche Grabmaale daselbst 572. andere Seltenheiten 572. Reichthum dieses Klosters 573
Eydechsen, fliegende, deren Beschreibung 619

F.

Fagara, Nutzen dieser Art Erbsen 666
Fa-Ku, ein Baum mit stachlichten Früchten 733
Fakkona Ksa, ist die Capillaria 734
Fakkubukon, eine der Winde ähnliche Pflanze 713
Falkland, Lage dieser Inseln 67
Faulthier, Beschreibung desselben, und was das sonderbarste an ihm ist 72
Fechesatz, Beschreibung dieses Baumes 711
Feigen, besondere auf der Insel Timor 259
Feigenbaum, indianischer, sonderbare Art desselben 667
Feldschlange, eine aus Gold und Silber gegossene 561
Fernand Cortetz, wird nach Mexico geschickt 552. seine List zur Aufmunterung seiner Leute 552. er zieht in Tlascala und hernach zu Mexico ein 553. nimmt den Kaiser Montezuma gefangen 554. läßt einige Prinzen hinrichten, und zwingt den Montezuma dem Könige in Spanien zu huldigen 555. man will den Cortez gefangen nehmen, welches er aber hintertreibt und den Nervanz gefangen nimmt 556. er muß aus Mexico entweichen 557. erhält eine Verstärkung und kömmt wieder nach Mexico 558. 559. und nimmt den neuen Kaiser gefangen 560. er schicket große Schätze an den König in Spanien, welche aber die Franzosen wegnehmen 561. er entdecket Californien, fällt in Ungnade und stirbt 561
Feuersbrunst, einige Meilen lang 291
Feuerland, Beschaffenheit der Einwohner auf demselben, und ihrer Schiffe 26. 346
Fi, eine Gattung Feigenbäume 720
Fibi, was es für eine Pflanze 734
Fichten, eine besondere Art auf der Insel Timor 260. ostindianische wilde 677
Fieber, hitzige, Nutzen des Aderlassens dabey 30
Figueira, oder indianischer Bananasbaum, Beschreibung desselben 667
Findolin, Beschreibung dieser Pflanze 691
Finna, ist der gemeine Ricinus 716
Fisakaki, eine dem Thee ähnliche Staude 711
Fische, wie sie in Neu Guinea geschossen werden 238
Fledermäuse, so groß als Caninchen 238. andere, so groß als Enten 413. 625
Flotte, die nassauische, deren Ausrüstung 22
Fluth, was darunter verstanden wird 648. ihre Vergleichung mit den Winden 648. allgemeine Grundsätze davon 649. unordentliche Fluth in Ostindien und außerordentliche in Neu Holland 649. Beschaffenheit derselben

ben an der Straße von Malacca, und in dem Busen St. Michael im Südmeere 650. bey weit vom Lande entfernten Inseln steigt sie nicht so hoch 651. Unterschied zwischen den Strömen und der Fluth 651
Foo oder Moo, ist der Brombeerstrauch 714
Foo, eine Art Fingerkrautes 729
Foosen, was es für eine Bluhme 738
Foo Sen, ist der gemeine Rosenstrauch 729
Formosa, Beschreibung dieser Insel 294. Vorbedeutungen eines ihr bevorstehenden Unglücks 294. sie wird den Holländern von den Chinesen abgenommen 293-299
Foto, eine Weinstockgattung 714
Franz Garcias Joffre von Layala, befährt die magellanische Straße 2
Franzosen, Reise zweyer französischen Schiffe nach den Südländern 261. ihr Weg und ihre Beobachtungen 262. Ursachen, warum sie ihr Vornehmen unterlassen 267. ihre Rückreise nach Frankreich 267. Anmerkung über ihren Handel in der Südsee 580. 581. sie wollen Guaham bevölkern 593. warum sie Batavia meiden 616
Frauenzimmer, Großmuth der Engländer gegen drey gefangene 151
Freybeuter, Aufführung verschiedener im Südmeere 50. sie kommen durch die magellanische Straße zurück und theilen ihre Beute 50. Erläuterung ihres Ursprunges in dem Südmeere 373. Prophezeyung von ihrer Ueberkunft durch die Erdenge von Darien 373. wie sie die Freundschaft der Indianer auf der Erdenge gewinnen 374. sie werden durch andere verstärket 376. 378. gehen nach dem Busen St. Michael 377. fangen spanische Briefe auf und werden nochmals durch andere Freybeuter verstärket 379. sie entdecken die spanische Silberflotte 381. schätzen sich aber glücklich, ihr zu entgehen, und segeln nach den Inseln Quibo 382. machen Canoen und gehen nach Ria Lexa 383. erobern die Stadt Leon und plündern sie aus 384. und hernach auch Ria Lexa 385. worauf sie sich trennen 386. siehe ferner Swan, Townley.
Frezier, Reise desselben durch die Straße des le Maire 91. seine Abreise und Aufenthalt in der Rhede de la Frenaye 93. er geht nach den Inseln des Cap Verd 95. und von da nach der Insel St. Catharina in Brasilien 97. steht einen Sturm aus 102. seine Bekümmerniß 103. Rückkehr desselben ins Nordmeer 108. seine Meynung von den südlichen Ländern 109. Ankunft zu Marseille 117
Frogers Reise nach der magellanischen Straße 50. seine Abschilderung 51
Fudsi Bakama, eine Art Eisenkraut 733
Fühlbaum, sonderbare Art der Frucht dieses Baumes 686
Fuhrwerk, Nachricht von dem ostindianischen 704. 705
Fujoo, oder die chinesische Rose 729
Fundan, eine Gattung Hollunder 728

G.

Galanga, Beschreibung dieser Pflanze 667
Gallapagos Beschreibung dieser Inseln 350
Gallion, Beschaffenheit dieser Schiffe 167. wie sie mit süßem Wasser versorget werden 168. Merkmaale, davon die Gallion die Nähe des Landes erkennet 169. was sie bey ihrer Rückkehr beobachtet 170
Ganebu, eine Weinstockgattung 714
Ganges, holländischer Handelssitz am Ausgange desselben 321
Ganti, eine dem Ingwer ähnliche Wurzel 693
Garapattas, ein ganz besonders beschwerliches Ungeziefer 551
Garret Denis, seltsame Gestalt der Einwohner auf dieser Insel 242
Gasca, Pedro, Verrichtungen desselben in Peru 563
Gato Gamber, eine Oliven ähnliche Frucht 693
Gemelli Careri, seine Nachricht für die, welche die Reise um die Welt thun wollen 470. verschiedene Wege dazu 470. 471. Nutzen von dieser Reise 471. und zwar bey einem kleinen Capitale 472. wie man die Reise auch ohne Handlung thun kann 472. er geht von Bender Abassi nach China ab 474. er besieht den wunderbaren Tempel bey Camarin 476 f. f. und allerley andere Denkmaale 480. geht nach Goa 483. besichtiget des Mogols Lager 483. erhält geheimes Gehör bey dem Mogol 486. reiset nach Goa zurück 489. sein guter Rath für die nach China reisenden 497. er wird für einen Kundschafter des Pabstes angesehen 498. reiset nach Nankin 498. und von da nach Pekin 499. wie ihn die Jesuiten bey seiner Ankunft empfangen 502. er wird vom Pater Grimaldi nach Hofe geführet 503. Gewogenheit die er von dem Pater erhält 504. er kömmt

und Kleidung der Einwohner auf denselben 420. ihre Geschicklichkeit, Speise und Getränke 422. ihr Gewehr, Religion, und Beyspiel ihrer Gerechtigkeit 423
Instrumente, musicalische der Chineser 607
Jo, eine Art Buchen 737
Jockfan, eine Art Schwerdtlilien 729
Jotei, eine Art Thlaspi 738
Itabu und Inu Itabu, ein wilder Feigenbaum 718
Juan Fernandez, genaue Beschreibung dieser Insel 135. 136. Früchte und Schönheit derselben 137. Thiere darauf 138. und Vögel 140
Jubeta, Beschreibung dieses Baumes 711
Jucca, eine nahrhafte Wurzel, wie sie vermehret wird 564
Judenfisch, warum er so genannt wird 391
Julian, Beschreibung dieses Hafens 36. 82. Woods Anmerkungen über denselben 83. Salzwerke daselbst 37. 83. verschiedene Thiere 84. 85
Juliansbafen 127. Beschreibung der Küste von da, bis an die magellanische Meerenge 128
Inu, eine Pommeranzengattung 717

K.

Ka, ein wilder Apfelbaum 719
Kai, eine Art Stickwurzel 723
Kaja, eine Art Nußbäume 720
Kaka Malon, ein Baum, welcher Schoten trägt 671
Kaka Doddali, medicinischer Nutzen dieser Staude 671
Kakusju, Nutzen der Frucht von dieser Staude 726
Kan, eine Art Pommeranzenbäume 717
Kambi, chinesischer Kaiser, dessen Character und andere Nachrichten von ihm 609
Kammuscheln, ungemein schöne und große 239
Kantatz, chinesischer weißer krauser Kohl 724
Kasiava Maram, Nutzen dieses Baumes 671
Kas-No-Ki, die japonische Steineiche 720
Katong Ging, eine Pflanze mit einer dem Scorpion ähnlichen Bluhme 730
Katu Cona, Nutzen dieses Baumes 671
Katu Naregam, ein Baum, der limonienartige Früchte trägt 671
Katuti-jettipu, großer Nutzen dieser Pflanze 671
Kecquan-Mokf, ein Ahornbaum 734
Kedangu, Nutzen der Blätter von dieser Staude 671
Kei Quan, japonische Amaranthe 729
Keisen-Kusa, eine Hermionite 739
Keki-Tsiku, die einfache Nelke 738
Kekko, eine Art Rapunzen 722
Keman Sso, eine Art Akley 738
Kembocku, Beschreibung dieses Baumes 711
Ken-Koo, eine Pflanze, davon Papier gemachet wird 714
Kerzenbaum, ein sonderbarer Baum 664
Ketz, ist das Farrenkraut 739
Kibjo, eine Art Gentiana 738
Kik, Kikf, oder Kikku, Arten von Mutterkraute 731
Kimpacku, eine Art Mooß 739
Kin, eine Gattung Gartenpappeln 729
Kineri Gaki, eine Gattung Feigenbäume 718
Kingo, oder Kos, Arten von Rosen 728
Kin Kan, eine Gattung Limonienbäume 717
Kinsai, oder die Dreyfaltigkeitsbluhme 731
Kinsin, oder Sin Backu, Beschreibung dieses Baumes 712
Kio, oder der gemeine Gartenlactuck 724
Kioh, was dieses für eine Staude 735
Kirisma Tsutsusi, ein sehr angenehmer Strauch 727
Kiro, eine Art Aaronkraut 714
Kitz, eine Art Limonienbäume 717
Kjoo, eine Gattung Abricosenbaumes 716
Kjoo, oder der wilde Ingwer 723
Kofuck, oder die japonische Pastinacke 722
Koganneguſa, eine Art Alleluja 739
Ko-Gommi, was es für eine Staude 737
Kohlbaum, am Flusse St. Jago, Beschreibung desselben 369
Konjaku, eine Art Dracunculus 714
Koo, eine Art Persicaria 734
Kooki, oder Kuko, Nutzen der Blätter dieses Baumes 711
Koo-Kotz, eine Art Stechpalmen 713
Koquan, der schlafende Baum 725
Kotai, eine Gattung Oelbäume 715
Krampffisch, Beschreibung desselben 174
Krankheit, sonderbare, und deren Wirkung 272
Krankheiten in hitzigen Gegenden, Mittel darwider 30
Krebse, rothe, sehr viele an einem Orte auf der See 53. 345
Krug, einer von Cana in Galiläa 572
Ksei, ein Mistelbaum mit rothen Beeren 714
Kui Symira, eine Art von Astrodilla 730
Kürbisse, verschiedene Gattungen in Japon 719
Kürbisflösse, wie sie gemacht werden 540

Kuro-Sanni, ein Baum mit eisenhartem Holze 716
Kuroggi, Beschreibung dieses Baumes 715
Küsten, Beyspiele von trockenen 628. von nassen 629
Kutschen, Beschaffenheit der indianischen 706
Kwa, eine Gattung Melonen 719

L.

Landstreicher, wie man sie in Batavia hinrichtet 278. 279
Langneh, werden die halbzeitigen Cocosnüsse genannt 462
Laphao, Abschilderung der Einwohner daselbst 255. ihre Handlung 256
Laureati, Begebenheit dieses Jesuiten in China 598. 599
Layala, siehe Franz Garcias.
Lebensmittel, wie man sich in Ostindien auf der Reise damit versorget 707
Leichen, unverwesete in Pachanamae 587
Leichenbegängniß eines französischen Hauptmannes auf der Insel la Conception 182
Leon, die Hauptstadt in Mexico, wird von den Freybeutern erobert und geplündert 384
Lequie, ein Freybeuter, vereiniget sich mit dem David 376
Libby, eine Gattung Palmbäume, davon Brodt gemachet wird 671
Liebe, väterliche, besonderes Beyspiel davon 295
Lilien, verschiedene Gattungen in Japon 730
Limpers, eine gewisse Art Schaalenfische 33
Linie, Fahrt der Holländer und Engländer über dieselbe 637. Wind auf der Südseite der Linie 638. Unterschied der Mussone im Norden und Süden derselben 642
Llamas, eine besondere Art Schafe, Beschreibung derselben 34. 84
Lobillo, Beschreibung dieses seltsamen Fisches 533
Locklinie, Beschreibung derselben und Anmerkungen darüber 94
Lorbeerbäume, verschiedene Gattungen derselben 708
Lucasvorgebirge, indianische Pflanzstadt an demselben 170
Lufterscheinung, eine sonderbare 527

M.

Macao, Beschreibung dieser Stadt 187. Zustand des Nordcastells daselbst 518
Madian, eine Gattung Opium 693
Magellan, sonderbare That, die ihm zugeschrieben wird 82
Magellans Straße, von wem man Anmerkungen wegen derselben hat 2. Drakens Beobachtungen von derselben 5. Die Spanier wollen sie befestigen 9. des Sarmiento Beobachtungen in derselben 10. 11. Gemüthsart und Gestalt der Wilden an der Straße 15. ihre Mündung 40. englischer Arm derselben 44. Schiffsnachrichten wegen der Einfahrt aus der Südsee 46. Rath für diejenigen, welche die westliche Einfahrt in die Straße erreichen wollen 47. Woods Anmerkungen über dieselbe 86
Maghey, eine Pflanze, woraus ein berauschend Getränk gemachet wird 541
Magnetnadel, deren Abweichung wird Magnetbergen zugeschrieben 217. ganz besondere Abweichung derselben 528
Magubi, was es für eine Staude sey 738
Mainaten, ein Stamm unter den heidnischen Malabaren 450
Maire, le, wer von der Straße geschrieben, die derselbe entdecket hat 3. Denkmaal desselben 82. Zugänge zu derselben 101
Maju, eine Art Opium 693. 694
Mackarekau, Nutzbarkeit dieses Baumes 672
Malabar, Größe der malabarischen Küste 447. Gestalt ihrer Einwohner, deren Kleidung und lange Ohren 448. ihr Unterschied in Muhammedaner und Heiden 448. davon die erstern auch Seeräuber sind 449. ihre Grausamkeit gegen die Gefangenen 449. die heidnischen machen den größten Theil aus, und werden in verschiedene Stämme getheilet 450. ihre Heirathen 453. grausames Recht wegen einer strafbaren Frauensperson 453. sie strafen den Diebstahl härter, als den Todschlag 453. was sie beym Eide und den Vollstreckungen der Todesurtheile beobachten 454. Nachricht von dem königlichen Stamme unter ihnen, und dem Reichsstatthalter 454. Stolz ihrer Könige und der andern Großen 455. Ordnung der Geburt von einem Stamme auf den andern 455. 456. ihre Weiber dürfen so viele Männer nehmen, als sie wollen 456. Erbschaftsordnung bey ihnen 457. ihre Töchter verheirathen sie sehr jung 457. schlechte Lebensart, aber prächtige Tempel der Malabaren 457. ihre Religion, Feste und Ceremonien, auch Ehrerbiethung gegen die Götter und Großen 458. Geschicklichkeit in den

den Kriegesübungen, und wie sie ihre Streitigkeiten ausmachen 459. ihre Art Krieg zu führen 460. Beschaffenheit der Luft und des Erdreiches in Malabaren 460. verschiedene diesem Lande eigene Bäume und sonderbare Pflanzen 463. merkwürdige Thiere 464. Urtheil von der Schönheit dieses Landes 468
Malagita, eine Art schwarzen Pfeffers, dessen Nutzen 70
Malory, Beschreibung dieses Baumes 430
Mame, Beschaffenheit dieser Staude 737
Mammet, Beschreibung dieses Baumes 376
Mammet-Sapota, Beschreibung dieses Baumes 380
Mangles, was dieses für Bäume sind 259
Mangobaum, Beschreibung desselben 415
Mangoreira, oder der arabische Jesmin 673
Mangostan, Beschreibung dieser vortrefflichen Frucht 672
Manguera, Mangue, oder Mangoue, Beschreibung dieses Baumes und seiner Früchte 672
Manilla, was für Handlung zwischen Manilla und Mexico getrieben wird 165. Einrichtung derselben, und ob sie den Spaniern nachtheilig sey 166
Manucodiatas, oder der Paradiesvogel 692
Mapou, eine ganz besondere Art Birnen 52
Marienpalmen, deren Beschreibung und Nutzen 582
Marotti, Nutzen der Früchte dieses Baumes 673
Masa Fuero, Beschreibung dieser Insel 146. worinnen sie die Insel Fernandez übertrifft 146
Mataram, Lage dieser Stadt 315. ihre Größe, Gestalt und Regierung 316. Turniere daselbst 317. der König wird von Weibern bewacht 318. wie sie ihn belustigen 318
Matrosen, Wildheit verschiedener 210
Mausfänger, eine Art Schlangen in Malabaren 468
Mazarikan, eine grüne Bluhme 691
Meer, Beschaffenheit des stillen 348. Seltenheit der Flüsse an den Küsten des Südmeeres 348. 349. Zeitwinde des rothen Meeres 641
Meerkälber schlafen auf den Rücken in der See 53
Melocorcopali, eine Art Quitten, die wie Melonen schmecken 673
Mexico, wie man die Ankunft der spanischen Galionen daselbst erfährt 537. Nachricht von den Bergwerken allda 542. 543. von der Münze und der Scheidung des Goldes vom Silber 547 Cortez bemächtiget sich der Stadt 553. Empörung in derselben 556. Cortez nimmt sie zum andernmale ein 569. und den neuen Kaiser gefangen 560. was für Handlung zwischen Mexico und Manilla getrieben wird 165-170
Midsikki, eine Gattung wilden Pflaumenbaumes 715
Myamma Tsutsusi, eine Gebirglilie 727
Mißionarien in China, deren Zustand 506. chinesische Schriften derselben 507. Begebenheit, die ihrer vieren in China begegnet 596
Modoras, ist das sogenannte Pfaffenhütchen 716
Mokksei, Beschreibung dieses Baumes 726
Mokokf, eine Art von Kirschbäumen 731
Mokwuten, eine Kirschbaum ähnliche Staude 726
Molucane, eine sehr heilsame Pflanze, welche auch die Armenapotheke und das Unglück der Aerzte heißt 673
Moluckenholz, siehe Panama.
Mondo, oder japonischer Hundeszahn 722
Montezuma unterwirft sich den Spaniern 553. Abschilderung desselben 553. er wird von den Spaniern gefangen genommen 554. sein trauriges Ende 557
Morankgast, ein Schoten tragender Baum 673
Moringa, Nutzen der Frucht und Wurzeln dieses Baumes 673. 674
Morrenor, Wirkung von der Frucht dieses Baumes 674
Moskiten, wer so genennet wird 346
Mücken, sehr viele auf der Catharineninsel 123
Mucuas, heißt ein Stamm unter den heidnischen Malabaren 450
Mullava, eine Schoten tragende Pflanze 674
Murasaki, Beschreibung dieser Pflanze 713
Muris, ein Indianer, Nachricht von demselben 705
Muscatenbaum, wilder, Beschreibung desselben 415. des zahmen 691
Muscus, derselbe wird oft verfälschet 508 f. woher der beste und meiste kömmt 696
Mussone, werden sie aus den Zeitwinden 641
Muzu, eine Frucht, wovon die Chineser Baumöl machen 515

N.

Na, oder Nagi und Tsikkburasiba, eine sehr seltene Gattung Lorbeerbäume 709. Beschreibung desselben 710
Naatsine, eine Gattung Paliurus 715
Nachteule, eine wird auf offenbarer See gefangen 590

Nagam, ein Schoten tragender Baum 674
Nairen werden die malabarischen Edelleute genennet 450. ihre Vorzüge, und was sie den Fremden für Dienste erweisen 451. ihre Treue dabey, Ehrerbiethung der Räuber gegen ihre Kinder und Sold der Nairen 452. sie werden von den Holländern geschlagen 302. 303
Nalle Pambu, eine Art guter Schlangen 466
Namburis, heißen die Hohenpriester unter den heidnischen Malabaren 450
Nandi Ervatam, eine Staude, deren Wurzel Zahnschmerzen stillet 674
Nandstokf, Beschreibung dieser Staude 710
Nansoo, eine Art Dracunculus 714
Narborough, Johann, befährt die magellanische Straße 2. 3. 30. seine Abfahrt und Ladung 30. Trennung seines Schiffes von der Flüte 32. er überwintert in dem verlangten Hafen 33. findet auf der Insel le Maire eine Aufschrift 35. verschiedene Beobachtungen auf seiner Fahrt 36. 37. er geht wieder nach dem verlangten Hafen zurück 39. segelt nach der Straße 40. seine Rückkehr durch dieselbe 47. und Ankunft in England 49
Nedum Schetti, eine Staude, deren Beeren die Krätze heilen 674
Negundo, ein Baum, dessen Blätter wie Salbey schmecken 674
Necko-Fanna, eine Anemonenart 739
Nenuphar, sind Seebluhmen 739
Nervaez, wird vom Cortez geschlagen und gefangen 556
Neu Albion, Beschaffenheit des Landes und der Einwohner auf dieser Insel 6. 7. sonderbare Aufführung der Wilden daselbst 7. ihre Religionsübung 8. warum diese Insel Neu Albion genennet worden 8
Neubritannien wird vom Dampier entdecket 247
Neu Holland, Lage der Küste davon 225. 427. Beschaffenheit der Wilden daselbst 226. 227. 428. Beschreibung des Landes und dessen Früchte 228. Landthiere, Muscheln und Pflanzen 229. außerordentliche Fluth daselbst 649
Neu Seeland, Entdeckung dieser Insel und Beschaffenheit der Wilden daselbst 218
Nicobar, Abschilderung der Einwohner auf diesen Inseln 431
Nilica Maram, ein indianischer Pflaumenbaum 674
Nin-Too, ist das gemeine Periclymenum 714
Nir Notsjil, eine sehr heilsame Staude 674
Niruala, ein Baum, dessen Blätter den Harn treiben 675
Nisi Kingi, ein angenehmes Stäudchen 716
Niwa Toka, verschiedene Gattungen dieses Holunders 714
Noela-tali, ein Dornstrauch mit Pommeranzenblättern 675
Nonigi, oder großer Erdrauch 738
Noort, Olivier von, befährt die magellanische Straße 2. 13
No Ran, eine gelbe Schwerdtlilie 729
Nordmeer, ob es mit dem Südmeere zusammen hänge 650
Nuckmum, Nutzen dieses Saftes 682
Nysimi Motsi, oder die gemeine Reinweide 711

O.

Obai, eine Art gefüllten Jasmins 732
Ochsen in Ostindien, werden Lasten zu tragen gebrauchet 704. auch zum Reuten und Wagen zu ziehen 706
Ocos, Beschreibung dieses Vogels 57
Oepata, medicinischer Gebrauch dieses Baumes 675
Ojo, eine Art großen Buchsbaumes 712
Okamni, Beschreibung dieses Staudengewächses 711
Oloturion, eine Nesselgattung, deren Nutzen 675
Ominamisji, was dasselbe sey 733
Omlan, eine Art Mandelbaumes 692
Ono Kaki, eine Gattung Feigenbäume 718
Opium, wo das beste herkömmt 696
Orang-Outang, oder Beajou, Beschreibung dieses sonderbaren Thieres 494
Orkansschweife, was für Wirbelwinde man also nennet 272
Ostindien, Naturgeschichte desselben 627. Vergleichung der Jahreszeiten des heißen und des gemäßigten Erdstriches 627. unordentlicher Anfang der Jahreszeiten 633. unordentliche Fluth daselbst 649. Bäume, Gewächse, Früchte und andere natürliche Reichthümer dieses Landes 653-692. Spezereyen, Edelgesteine und Seide 693-704. Beschaffenheit des ostindianischen Fuhrwerkes und der Art zu reisen 704-708
Ouicou, eine Art starken Getränkes 58
Ouragan, Beschaffenheit dieses Windes 647

P.

Pacatsjetti, Nutzen von dem Laube dieses Strauches 675
Pachaa, eine grüne wohlriechende Bluhme 692
Pachuca, Nachricht von den Bergwerke daselbst 542

Padolim, eine Art Gurken 692
Pagna, eine Art Baumwollenbaumes 675
Pagode, Beschreibung der zu Emuy 606
Paiparoca, Nutzen dieser Staude für das Zipperlein 675
Paita, Beschreibung dieser Stadt und der umliegenden Gegend 153. sie wird von den Engländern überrumpelt 154. und abgebrannt 155
Pala, Nutzen der Rinde von diesem Baume 675
Palankine, Beschreibung derselben und ihre Bequemlichkeit 706
Palma Maria, ein Baum der herrlichen Balsam giebt 71
Palmbäume, Beschreibung derselben 675. 676
Palmen, ganz besondere auf der Insel Timor 259
Palmeto, Beschreibung dieses sonderbaren Baumes 364
Palmier des Bergios, oder der Affenpalmbaum 676
Panoma, oder Moluckenholz, vortrefflicher Nutzen dieses Baumes 676
Panzerhemde, eine Art Gerichte, oder Speisen, die also genannt wird 678
Papeira, sehr weiches Holz dieses Baumes 676
Papo, eine Art eines Feigenbaumes 676
Paradiesvögel, ob sie Beine haben 692
Paras, eine Art malabarischer Galeeren 449
Paravas, Nutzen dieses Krautes 694
Pardela, eine Art Vögel wie Tauben 99. die in der Erde nisten 140
Passatwinde, allgemeine 634. auf der atlantischen See 635. 636. Ursache des östlichen zwischen beyden Wendekreisen 634. 635
Patagonen, Beschaffenheit ihres Landes 39. 128
Pedro, der Grausame, sonderbare Geschichte von ihm 570
Peking, Beschreibung des kaiserlichen Pallastes daselbst 504
Pelsart, Franz, er tritt seine Reise nach den Südländern an 209. ein Sturm wirft ihn in ein unbekanntes Meer 210. er leidet Schiffbruch 210. was ihm für Inseln zur Zuflucht gedienet 211. er entdecket das Südland und besuchet die Küste 212. geht nach Batavia 213. kömmt wieder an den Ort seines Schiffbruches, und wie er seinem Untergange entgeht 215. bemächtiget sich der Mörder, läßt sie hinrichten, und rettet vielen Reichthum aus seinem Schiffbruche 216
Pereira, ein Mißionar in China 502
Pereyra, eine Art ostindischen Birnbaumes 676
Perlenaustern, Beschreibung derer auf der Insel Quibo 162
Perlenfischereyen, Nachricht von den vornehmsten 701. Anmerkung von der gelben Farbe der Perlen 702. wie es bey dem Perlfischen zugeht 702. und wie sie verkaufet werden 703
Persequide, eine seltene Perle 564
Petersilien, verschiedene Arten davon in Japon 722
Pfeffer, wie er gebauet wird 679. 680. zweyerley Gattungen desselben 681
Pferde, wilde, auf dem Patagonlande 129
Philippeville, Beschreibung dieser Stadt 12
Pinguinen, eine Art Seevögel 129. auch eine sonderbare Frucht dieses Namens 396
Pisco, diese Stadt geht durch ein Erdbeben unter 584. 588
Pite, ein Gewächs, dessen Faden sich wie Hanf arbeiten lassen 57
Pizarro, Franz, seine Fahrt nach Peru 562. erobert die Insel Puna 562. bekömmt den Kaiser Ataliba gefangen 563. sein und seiner Brüder trauriges Ende 563
Plantain, eine Art Bananasbaum, mit vortrefflichen Früchten 677. Speisen und Kleider von diesem Baume 678. 679
Plata, Beschreibung dieser Insel und Ursprung ihres Namens 359
Podi, eine Art Mehl, dessen Nutzen 693
Polpops, eine abscheuliche Art Schlangen 468
Ponc, ein Baum, dessen Holz gut zu verarbeiten ist 682. 695
Ponga, Nutzen dieses Baumes 682
Pongelia, medicinischer Nutzen dieses Baumes 682
Ponna, Nutzen des Oeles von den Früchten desselben 682
Pontion, Nutzen desselben wider das Fieber 693
Popogajos, wenn und wo dieser Wind wehet 645
Porra, ein Seekraut, was dasselbe anzeiget 169
Portugiesen, ihre Ununterwürfigkeit auf der Insel Timor 256. werden von den Holländern zu Macassar geschlagen 283. ihr Zustand zu Arrakan 292
Portulack, wächst sehr häufig in Ostindien 682
Pucho, sonst Costus Indicus 683
Puliaren, sind unehrliche Kerle unter den Malabaren 450. ihre abscheuliche Unfläterey 451
Pulo Condor, Beschreibung dieser Insel 414. sonderbare Bäume auf derselben 415. Gestalt ihrer Einwohner 416
Pulo Dinding, holländischer Sitz daselbst 444
Pumpelnose, eine sehr angenehme Frucht 683
Puna, ein Baum, der gute Masten giebt 683

Pyramiden, Beschreibung der mexicanischen 547. 548

Q.

Quackitz, ein Muschelkirschbaum 710
Quai, ein Schoten tragender Baum 725
Quai, eine fette Cypresse 733
Quanchlimoc, wird Kaiser in Mexico 558. Fernand Cortez nimmt ihn gefangen 560
Quegadom Cherosa, eine sehr schöne Bluhme 692
Quibo, Beschreibung dieser Insel 160. 161. Perlenaustern daselbst 162
Quil, oder Quirpele, Schlangenholz Beschreibung desselben 683

R.

Raansia, ist das Zuckerrohr 736
Rache, Beyspiel einer grausamen 579
Rai-Kin, eine Art Aepfelbäume 717
Ran, eine kleine Schwerdtlilie 729
Rattang Beschreibung dieses Rohres 413
Rebhühner mit blauen Köpfen 565
Reed, wirft sich zum Hauptmanne auf Swans Schiffe auf 411. läßt denselben auf Mindanao und segelt davon 411. geht nach Pulo Condor 414. von da nach der Insel Ubi 416. besuchet die Insel Prata 417. hernach die Piscadoresinseln 417. geht an unbewohnte Inseln 418. und giebt ihnen Namen 419. er wird durch Sturm in die See getrieben, und wird ganz muthlos 424. was er für einen Lauf genommen 424. 425. er geht nach Neuholland 427. von dar nach den Cocosinseln und den Inseln Nicobar 430
Regenwetter, heftiges, an einigen Orten in Ostindien 631. bey Nachte regnet es mehr, als bey Tage 632
Reiß, wie er wächst 683. Nutzen desselben 684
Reise um die Welt, verschiedene Vorschläge und Wege, wie sie anzustellen 470 ff.
Reisen, wie sie in Ostindien angestellet werden 705. 706. Begleitungen dabey 707
Reisende, wichtige Rathschläge für dieselben 575 ff.
Reisjun, eine Art Lychnis 738
Ren, eine Art Bohnen 732
Rengjo, was es für eine Staude sey 737
Rhabarbar, ostindische ist sehr gut 699
Ri, eine Art Birnbäume 717
Ria Lexa, wird von den Freybeutern ausgeplündert 385
Rima, oder die Brodtfrucht, Beschreibung des Baumes, worauf sie wächst 179. 683
Rindvieh, wildes, wie es im Lande der Patagonen gejaget und gefangen wird 128
Ringroße, wie derselbe umgekommen 399
Rio, oder die Persicaria 734
Riotsjo, eine Rosengattung 728
Ritterorden, des entfesselten Löwen wird vom Sebald Weert gestiftet 15
Rinku Tsutfusi, eine Pflanze mit einer lilienähnlichen Bluhme 726
Rju, eine Art Weiden 739
Rjugan, ein sonderbares Stäudchen 721
Roger, Woodes, seine Reise nach Ostindien durch Südwesten 63. Abreise desselben 65. wie er sein Tageregister eingerichtet 66. sein Weg ins Südmeer 66. wie weit er südwärts gekommen 68. er befindet sich unwissend im Südmeere 68. Begebenheit an der Insel Juan Fernandez 69. 70. Verfolg seiner Reise und seine Unternehmungen gegen die Spanier 71. Anmerkung desselben über die Gallapagos Inseln 73. er wird von einem Seehunde angefallen 74. sein Weg bis nach Batavia und gefährliche Ueberfahrt 76. seine Eifersucht über die holländischen Sitze und Ankunft am Vorgebirge der guten Hoffnung 77. seine Rückkunft in den Dünen 79
Röthe der See, und Ursache davon 151. 152
Rotsiku, eine Art Rohr 736
Rubine, wo sie in Pegu gefunden werden 699
Rütz, der japonische Castanienbaum 721

S.

Sa, oder Sjun, eine Art Rosensträucher 727
Saamuna, ein Baum von seltsamer Gestalt 684
Sabani, eine Art Senf 693
Sabdariffa, eine Gattung des Kermia 684
Sabuda, Beschaffenheit der Einwohner auf dieser Insel 238. ihr Handel 239
Sadsin, eine kleine wilde Lychnis 722
Sagumanda, ein Brodtbaum, Beschreibung desselben 684. 685
Sakanandsio, ein Strauch mit Lilien ähnlichen Bluhmen 727
Saku Jaku, ist die weibliche Pöonie 729
Salomonsinseln, Erzählung von denselben 529
Salpeter giebt es in Bengalen die Menge 696
Salsette, Beschreibung dieser Insel 481. 482
Salzwerke auf St Julian 37. 83. Größe der beträchtlichsten Salzgrube 84
Sambaia, Nutzen dieser Frucht 694
Samorin, werden die Könige von Calecut genannt 455

San, eine kleine Cypressenfichte 732
Sandelbaum, Beschreibung desselben 259. verschiedene Sorten davon 685
Sandjoska, eine Gattung Knabenkraut 723
San-Rakso, eine Art Osterlucey 733
Sankira, oder der Smilack, Beschreibung dieser Wurzel 713
Sankitz, oder Jamma-Tadsi-Banna, ein Muschelkirschbaum 710
San Sa, ein Strauch mit einer sehr angenehmen Bluhme 727
Sans jo, ist der wahre Alkekenjo 714
Sapadillbaum, Beschreibung desselben 380
Sapajou, eine Art kleiner Affen 57
Sarfio, oder der sogenannte Eisenbaum 721
Sari, ein feines Mehl, dessen Nutzen 694
Sarmiento, Peter, von Gamboa, befährt die magellanische Straße 2. Anlaß zu dieser Reise 9. wird zum Befehlshaber des Forts an der magellanischen Meerenge ernannt 10. er bauet Nombre de Jesus und Philippeville 10. seine Beobachtungen in der Meerenge ibid.
Saru Kahe Banna, eine angenehme Gartenstaude 728
Sasjebu, eine dem Thee ähnliche Staude 711
Sasjo, eine Art Ephemerum 734
Scararagam, ein Baum mit angenehmen Früchten 685
Schafe, ganz besondere auf St. Julian 34. 84
Schagri Cottam, ein sehr nutzbarer Baum 685
Schapenham, Viceadmiral auf der nassauischen Flotte 25. wird an des l'Hermite Stelle Oberbefehlshaber, und thut sich durch seine Grausamkeit hervor 28. sein Tod 29
Scharp, wie seine Fahrt durch die magellanische Straße abgelaufen 3
Schätzung, was die Seeleute so nennen, und Anmerkungen darüber 96. 97. 104. 132. 133
Schetti und Bem Schetti, Beschreibung dieser Staude 686
Schiffahrt, nützliche Anmerkungen, dieselbe betreffend 132. 133. Nachricht für diejenigen, die im Canale schiffen 223
Schildkröten, vortreffliche auf der Insel Quibo, wie man sie fängt 162. Eigenschaften derer auf den Inseln Gallapagos 350
Schlaf, seltsame Art sich in den Schlaf zu bringen 512
Schlangen, eine ganz besondere Art auf der Insel Timor 260. vielerley Arten davon in Malabaren und Hochachtung für dieselben 466. einige von ungeheuerer Größe 467. eine Art, welche Katzenarbeit verrichten 468. eine andere Art fliegender 161. Kampf einer Schlange mit zween Fischen 240
Schlangenstein, dessen Wirkung 698
Schnarcher, wie sich dieses Thier gegen die Menschen vertheidiget 85
Schouten, Gautier, seine Abreise nach Indien 270. Beschaffenheit der Leute, die mit ihm gehen 270. angenehmes Schauspiel vor ihm 271. seltsamer Sturm, den er aussteht 272. er läßt die Hoffnung fahren, nach Batavia zu kommen 273. Treulosigkeit der Indianer auf der Insel Sillebar gegen ihn 274. die seine Dollmetscher ermorden 274. er muß noch einen Sturm ausstehen 274. Begebenheit, die ihn unterrichtet 275. seine Lust zu reisen 279. seine Reise nach Arrakan 280. er kömmt zu Japara in Gefahr 280. besieht die Stadt Arrakan 292. geht nach Bantam und Ceylan 299. leidet Hunger 304. kömmt nach Batavia zurück 311. seine Nachrichten von den Witterungen in Indien 312. er besieht den Löwenberg 323. besteigt auch den Tafelberg 324. Gefahr, die er dabey aussteht 325. 326. was ihm auf seiner Heimreise begegnet 337. 339. warum ihn die Engländer nicht angreifen 341. er kömmt nach Oresond, kehret nach Holland zurück 342. und läuft im Texel ein 343
Schulli, Nutzen dieses Staudengewächses 686
Schwänze, sollen die Einwohner auf der Insel Mindoro haben 524
Schwein, das kürassirte, Beschreibung desselben 85
Schweine, wilde, Beschaffenheit derer bey Veracruz 551
Sco, japonischer Pfeffer 734
Scosi, eine Art Lärchenbaum 732
Sebalds Inseln, woher sie ihren Namen haben 17
Secki-Ji, was es für eine Pflanze sey 734
Sedovia, Nutzen dieser Wurzel 694
Seebusen sind dem Regen mehr unterworfen, als Landspitzen 630
Seekälber, Beschreibung derselben 33. 34
Seekarten, Irrthümer derselben 109. 112. Anmerkung über die spanischen 76
Seekatzen, Beschreibung derselben 363
Seeleute, Unmäßigkeit derselben 62
Seelöwen, Beschreibung derselben 139. wovon sie leben, und wie sie Wache ausstellen, ehe sie sich schlafen legen 140. in wiefern sie gefährlich sind 140
Seepflanze, Beschreibung einer seltsamen 534
Seeräuber von Madagascar, ihre Umstände 79

Seetaufe, Umstände bey derselben 577
Segura, Kennzeichen und Gefahren dieser Bay 74. Beschaffenheit der Einwohner 74. 75. ihre Redlichkeit, Geschicklichkeit zu tauchen und übrige Lebensart 75
Seide, wo es weiße giebt 703. Nachricht von ostindischen Seidenwaaren 704
Seifenbaum, Beschreibung desselben 685
Sekika, eine Gattung Venusnabel 730
Seki-Kan, eine Gattung Narcissen 730
Sekki Kan, verschiedene Arten dieser Staude 732
Selkirk, Alexander, wird auf einer Insel zurückgelassen 69. wie er sich daselbst erhalten 69. 70. er kömmt in Lebensgefahr 70. wie er errettet worden 71
Semparentaon, eine bittere Wurzel 693
Sen, ein Färbekraut 738
Sen-Fuku, eine Art Aster 732
Sen-Sjun, eine gekrönte Lychnis 731
Seo Kusitz, japonisches Steinkraut 723
Sevilien, Beschreibung dieser Stadt 567. und des alten königlichen Pallastes 568. andere öffentliche Gebäude, Seeschule und römische Wasserleitung 569. Weg von hier nach Madrid 570
Si, eine Art Gartenfeigen 718
Sibi, ein sehr seltsamer Baum 728
Sidom, eine Birnbaum ähnliche Staude 719
Sijo, eine Art Wasserhollunder 727
Siko, eine Gattung des Phleo 723
Siku, ein Birnbaum mit einer seltsamen Frucht 719
Sikandar, Nachricht von diesem abgesetzten Könige von Visapur 488
Silber, wie dasselbe in den mexicanischen Bergwerken zubereitet und gereiniget wird 545. 546
Silberflotte, die spanische entgeht den Freybeutern durch List 381. 382
Simbor, ein Gewächs von sonderbarer Gestalt 686
Si-Moro, ein bärtiger Wacholderbaum 732
Sin, sonderbare Art des Holzes von diesem Baume 712
Sin, eine Gattung Haselstauden 721
Sindant, ist der Sandelbaum 737
Sini, eine Art Kirschbaumes 726
Singua, die gemeine Wasseraloe 739
Sinsan, Beschreibung dieses Baumes 712
Sin Sioos, eine Wasserähre 734
Sioku, gemeiner gelber Hirsen 725
Siso, eine Farbenpflanze 713
Sitsisu Ssoo, eine Art Marrubium 733
Siuanna, eine Art Schirmpflanzen 686
Sjaden, großer Wegerich 738
Sjigogusa, oder die gemeine Iris 738
Sjiko, ein angenehmes Stäudchen 726
Sjiroggi, Beschreibung dieser Staude 718
Sjiroi, eine Gattung weißer Lilien 730
Sjo, der Name der Fichten in Japon 732
Sjo Ri, ein Maulbeerbaum 735
Sjooriku, eine Art Steckrüben 724
Sju, eine sehr angenehme Art Klee 731
Sju oder Sjin, eine Art Zuckerwurzel, oder Ginseng 721
Sjukaido, eine Art Sauerampfer 734
Smaragde, wo dieselben herkommen 700
Smilak, Beschreibung dieser Wurzel 713
Snook, Beschreibung dieses sonderbaren Fisches 390
Sokio, eine Art Caßienbaum 725
Solaringas, was dieses für Edelleute in Spanien sind 570
Sonde, la, ein französischer Freybeuter 375
Sonne, ein Ring um dieselbe deutet Sturm an 435
Sonno, ein Baum mit Lorbeerblättern und Narcissenblüthen 732
So-No-Ki, Beschreibung dieses wilden Weinstockes 713
Soo, die europäische Zwiebel in Japon 724
Soo, eine Art Maulbeerbäume 715
Spanier, denselben nehmen die Engländer viele Schiffe weg 5. sie wollen die magellanische Meerenge befestigen 9. Unfall ihrer Flotte 9. 10. klägliche Umstände derer zu Philippeville 12. warum Schapenham die gefangenen Spanier hinrichten lassen 28. Haß der Indianer gegen dieselben 73. ihr thörichtes Unternehmen beym Hungerhafen 89. sie lauern auf den Admiral Anson 119. die Engländer nehmen ihnen Paita weg, und brennen es ab 154. 155. wie sie ihre Gallionen mit Wasser versorgen 168. warum die Spanier nicht viel an die Küsten des Flusses St. Jago kommen 370. List der spanischen Officier zu ihrem Nutzen 565
Specereyen, ostindische, Verzeichniß derselben 693
Spilberg, Georg, befährt die magellanische Straße 2. 17. seine Gedanken von Entdeckung der Straße des le Maire 17. Idee von seinem Tagebuche 18. Beobachtungen desselben von Magellans Straße 18. er

schlägt die spanische Flotte im Südmeere 21. seine Zurückkunft im Texel 22
Spinnen, so groß als Taubeneyer 625
Spodiam, wozu diese Asche gebrauchet wird 694
Springwurzel, Eigenschaft derselben 550
Ssi, ein wilder Pommeranzenbaum 717
Ssi, eine Art Mispelbäume 719
Ssibu Kaki, eine Art Feigenbäume 719
Ssio, oder Kus No-ki, und Nambok genannt, ein Lorbeerbaum, der Campher giebt 709
Ssisen, eine weiße Bergnarcisse 731
Sso, eine Art Basilicum 738
Staatenland, schrecklicher Anblick desselben 130
Stachelschweinstein, Eigenschaften desselben 698
Städte, sehr sonderbar gebaute 421
Stecknadeln silberne, eine Art indianischen Schmuckes 586
Sternapfelbaum, Beschreibung desselben 380
Strafe exemplarische auf der See 4
Straße, siehe Magellans Straße.
Ströme auf dem Meere, Irrungen wegen derselben 96. 126. nöthige Kenntniß von zweenen 104. Anmerkungen über die Ströme und Winde 106. 120. 648. Unterschied zwischen den Strömen und der Fluth 651. Nachricht von denen in Ostindien und an der africanischen Küste 652. auch im Südmeere 653
Sturm, Beschreibung eines seltsamen 272
Stürme ganz unerhörte 131. Merkmaal eines bevorstehenden 224. 225
Südland, Entdeckung des eigentlich so genannten 212. Beschaffenheit der Einwohner daselbst 212
Südländer, welche man so nennet 207. Pelsarts Reise dahin 209. imgleichen Tasmans 217. Dampiers 222
Südmeer, ob es mit dem Nordmeere zusammen hängt 650
Sui, eine Buche mit Eichenlaube 720
Sui-Sin-Kadsira, eine angenehme Gartenstaude 729
Sun-Giku, eine Art Mutterkraut 738
Suruban, Nutzen dieser Wurzel 694
Sury oder Tary, wird der Saft des Cocosbaumes genannt 461. wie ihn die Malabaren sammlen und verschiedentlich nutzen 462
Susa, Schach, nimmt seine Zuflucht nach Arrakan 289. wird wohl gehalten 290. er wird unsichtbar, sein Bruder verfolget ihn, und er wird getödtet 291
Swan, vereiniget sich mit dem Freybeuter David 360. 361. trennet sich nebst dem Dampier von den andern 386. Errettung einiger seiner Leute, die in Gefahr gerathen 389. er trennet sich vom Townley 395. leidet zu Pecaque Verlust 398. läßt seinen Anschlag auf Californien fahren 400. warum er nach Ostindien gehen will 400. die Freybeuter wollen ihm folgen 401. ihre Fahrt vom Cap Coriente 402. Murren seiner Leute wider ihn 403. sie erhalten Beystand von den Spaniern und gehen nach Mindanao 404. was er daselbst vorgenommen 408. 409. er merket, daß man ihn betriegen will 410. die Würmer durchfressen sein Schiff 410. Empörung der Freybeuter gegen ihn 411. wie es ihm ergangen 411. 412

T.

Ta, ein ganz besonderer Obstbaum 721
Taabi, was es für ein Baum sey 737
Taano Sjibatta, was es für eine Staude 737
Taback, wächst hin und wieder in Ostindien 696
Tafel, was man auf den Schiffen so nennet, und Anmerkungen darüber 94. Beschreibung der siebenfachen des Dampiers 402
Tafelberg, Beschreibung desselben 324. 325
Tagari, Nutzen dieser Wurzel 694
Tagera, Nutzen dieser Pflanze 686
Tageregister des Beauchene Gouins 66
Talassa, eine Pflanze, die zur Wollust reizet 686
Taliir Kara, Nutzen dieses Baumes 686
Tamarinden, Beschreibung derselben 687. wilde auf der Insel Timor 259
Tamaris, eine Gattung Tamarinden 687
Tamu-No-Ki, ein schöner Baum 737
Tani, eine Pflaumengattung 687
Tapia, Beschreibung dieser Staude 687
Taraijo, oder Onimatsi, eine Lorbeerkirschengattung 710
Taranjabaum, Beschreibung desselben 687
Tary oder Sury, wird der Saft des Cocosbaumes genannt 461
Tasman, Abel Jansen, seine Abreise von Batavia nach den Südländern 217. Rückkunft nach Batavia 222
Tatarn, seltsame Gewohnheit derselben 512
Tecames, Beschreibung und Gefährlichkeiten dieser Bay 72
Tecki Tsyocku, oder der indianische Cistus 726
Teichkraut, Beschreibung und Nutzen desselben 682

Trito, eine dem Geißklee ähnliche Staude 726
Tempel, sehr herrlicher bey Canarin 476 f. Eingang in denselben 478. Gestalt desselben und andere Geheimnißörter 479. ein anderer berühmter zu Ponda 484. zu Zuxien 511. zu Namen 515. zu Mexico 553
Ten Pounders, eine besondere Art Fische 261
Tenga, oder Cocosbaum, auch Palmera de Cocos genannt 688
Tenka, oder die Gartenmorelle 738
Teponaste, eine Art indianischer Heerpauken 541
Terrenos, was für Winde also heißen 645. ihre Wirkung am persischen Meerbusen 646
Terzera, Beschreibung dieser Insel, und Rath wegen des Ankergrundes 113. Festungswerke des Hafens, Citadelle und hohes Fort 114. andere Werke, Geschütze und Besatzung 115
Thamalapatra, Malabastrum, oder Folium Indicum 688
Theca, oder indianischer Eichbaum, Beschreibung desselben 688
Theerbaum, Beschreibung desselben 416. 668
Thomasbaum, Beschreibung desselben 689
Thunfische, befinden sich allzeit nahe am Lande 532
Tianco, Nutzen dieser Frucht 693
Tiger, dreyerley Arten davon in Malabaren 464
Timor, Eifersucht der Holländer wegen dieser Insel 231. Schwierigkeit, einen Hafen und süßes Wasser daselbst zu finden 231. 232. Geheimniß, das sich die Holländer wegen dieser Insel vorbehalten 232. Größe und Lage dieser Insel 253. Canal, der sie von Anabao trennet 253. Richtung ihrer Küsten und Bayen 254. Bequemlichkeiten derselben 254. beschwerliche Mussonen, Ununterwürfigkeit der Portugiesen daselbst, Hafen und Königreiche auf dieser Insel 256. grausame innerliche Kriege 257. Abschilderung der Eyländer in Timor 257. ihre Gebräuche und Eigenschaften der Insel 258. ihr Gold und Silber 258. Bäume, die ihr eigen sind 259. Landthiere und schöne Vögel 260
Tinian, Beschreibung dieser Insel 178. sie war sonst bewohnt 179. wie sie entvölkert worden 180. eingefallene Gebäude und unsicherer Ankerplatz daselbst 180
Tiven, ein Stamm unter den heidnischen Malabaren 450
Tobe, ein wohlriechender Baum 737
Tobi, was dieses für eine Pflanze sey 733
Tobira, eine dem Kirschbaume ähnliche Staude 716
To Ken, eine Gattung Geißklee 727
Tomon Pute, Nutzen dieser Wurzel 694
Too, eine sehr angenehme Gartenstaude 728
Too, ist der japonische Pfirsingbaum 716
Too Sei, Nutzen dieses Baumes 737
Tornados sind gewisse gefährliche Wirbelwinde 636. 647. wie sie entstehen 648
Toucan, Beschreibung dieses Vogels, dessen Schnabel so groß, als sein übriger Körper ist 57
Townley, ein Freybeuter 376. vereiniget sich mit dem David 378. seine Unternehmungen an der mexicanischen Küste 387. er befreyet einige seiner Leute von den Spaniern 389. sein kühner Anschlag, ein Schiff zu Acapulco wegzunehmen 390. 391. geräth auf den Chametly Eylanden in einen Hinterhalt 395. er trennet sich von Swanen 395
Traubenbaum, Beschreibung desselben 415
Trauerbaum, Beschreibung desselben 689
Tsiku, ist das Bambusrohr 735
Tsio, oder weißer Hanf 734
Tsio-Tei, eine Art Myrthenbaumes 712
Tsiosigusa, eine Art Eisenkraut 733
Tsisu, das Belvedere der Italiener 733
Tsjaskela, eine Gattung Feigenbaum 689
Tsjoo, gemeiner Epheu 733
Tsoo Sju, ein dem Isop ähnliches Kraut 731
Tsko Megusa, eine Art Hauswurz 733
Tsus-no-ki, der allgemeine Name der Lorbeerbäume in Japon 708
Tswa, eine Gattung von Doronico 723
Tunkin, Beschreibung der Bay daselbst 440. Eintheilung des Königreiches in verschiedene Landschaften 442
Türkisse, wo dieselben gegraben werden 700
Turniere, Beschaffenheit derer zu Mataram 317
Tutaneg, eine Gattung Zinn 444. 497
Typhon, Beschaffenheit dieses Windes 646. was er für eine Zeit hält 647

U.

U, und Spen, eine Gattung des Phleos 723
Umbatz, eine Art Quittenbäume 717
Una Fanna, was es für eine Staude sey 738

V.

Valdez, Diego Faris des, wie seine Fahrt nach der magellanischen Straße abgelaufen 9

Valli, Beschreibung dieser Staude 689
Vanilla, wo sie gefunden wird 388. Beschreibung derselben 388
Venen, Nutzen dieses Baumes 689
Verschoor, holländischer Contreadmiral 24
Vettagadu, eine Beerenstaude 689
Vez Cabuli, Nutzen dieser Wurzel 689
Vigognes, auf dem Patagonenlande 129
Vintimiglia, Nachricht desselben von der Insel Borneo 491. 492. sein Tod 496
Vögel, sonderbare auf der Insel Ceiram 250. andere auf der Insel Timor 260
Vogelfang, angenehmer zur See 591
Vogelnester, die gegessen werden 494. 739
Vorgebirge der guten Hoffnung, kluge Einrichtungen der Holländer daselbst 78. ansehnliches Schloß 79

W.

Wahrzeichengericht auf den spanischen Galionen 169. 532. 533
Wanhom, eine Art von Plantanen 736
Wärme, Unterschied derselben in einerley Breite 152
Wasserhose, Beschreibung einer ganz erstaunlichen 248. 425. sechse auf einmal 591
Wassersucht, Mittel darwider 393
Weert, Sebald von, kann die magellanische Straße nicht befahren 2. seine Abfahrt dahin 13. ausgestandene Widerwärtigkeiten 14. giebt verschiedenen Orten Namen 14. stiftet den Ritterorden des entfesselten Löwen 15. seine Rückkunft nach Rotterdam 17
Weger, Jacob, ein Wundarzt, dessen Verbrechen und harte Bestrafung 28. 29
Wendekreise, gewaltige Hitze bey denselben 632
Wiederholungsvogel, Beschreibung desselben 260
Wilhelmsinsel, angenehmer Geruch von derselben 249
Winde, Anmerkungen über dieselben 106. 107. ihre Eintheilung 634. Beobachtungen wegen der Winde in verschiedenen Meeren 637. 639. Zeitwinde an der africanischen Küste 640. des rothen Meeres und in Ostindien 641. wie die Mussonen daraus werden 641. was für Winde man Brisen nennet 643. 644. imgleichen Popogajos und Terrenos 645. die ordentlichen regieren die Ströme 652
Wirbel, Nachricht von ganz sonderbaren 249
Witterung, wie sie in Indien beschaffen ist 312. Beschaffenheit derselben in dem heißen und gemäßigten Striche 628
Wöchnerinnen, wie sie auf der Insel Cayenne gehalten werden 58
Wood, Reise desselben durch die magellanische Straße 80. seine Abreise und Geschwindigkeit seiner Fahrt bis nach dem verlangten Hafen 80. seine Anmerkungen über denselben 81. imgleichen über den Hafen St. Julian 83. und die magellanische Meerenge 86. seine Zurückkunft nach England 91
Wright, ein Freybeuter, machet mit den Indianern einen Vertrag 375
Wundarzt, Großmuth eines französischen 578
Wundererbse, Beschreibung derselben 664
Würmer durchfressen die Schiffe 410. Beschaffenheit derselben 411
Wurmsaamen, wo er herkömmt, und wie er wächst 699

Z.

Zeit, wie nöthig die Aenderung in derselben zu bemerken falle 412
Zeitwinde, an den Küsten von Peru und Africa, von Mexico und Guinea 639. abwechselnde an der africanischen Küste 640. des rothen Meeres und in Ostindien 641. wie die Mussone daraus werden 641. Unterschied zwischen denen im Norden und Süden der Linie 642. Vortheile der Seefahrer davon 642
Zerumbet, Nutzen dieser Wurzel 689
Zibethkatze, Beschreibung derselben und Hochachtung der Malabaren für sie 466
Ziegen, sehr alte, auf der Insel Juan Fernandez 138
Zimmt, der malabarische ist nicht so gut, als der ceylanische 461. Beschreibung des Zimmtbaumes 690
Zimmetapfel, Beschreibung desselben 659
Zucker, ob er endlich zu Gift werde 696





